H 594

Globus.

XXI. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

—

Einundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1872.

Inhaltsverzeichniß.

Europa und der hohe Norden.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und die Südsee.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und die Südsee.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

GLOBUS

Band XXI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Theben in Aegypten.

Von Professor **Dr. Justi** in Marburg.

I.

„Das Jahr übt eine heiligende Kraft,
Was grau vor Alter ist, das ist uns göttlich.“

Kein Land auf Erden weist uns Denkmäler aus höherm Alterthume auf als Aegypten, dieses Geschenk des Nils, dieses Wunderland zwischen den Meeren des Wassers und des Sandes. In einer Zeit, in welcher der Erdkreis für uns mit Nacht bedeckt ist, weit jenseits der vorzeitlichen Perioden, in welchen vom Schleier heiliger Sagen umwoben die ersten nebelhaften Gestalten hier und da in Griechenland und Asien auftauchen, war in Aegypten die Morgenröthe menschlicher Bildung aufgegangen; in Zeiträumen, von welchen den ältesten der übrigen Völker das Andenken abhanden gekommen war, und welche sie mit Fabeln von Göttern und Heroen ausfüllten, war das Geschichtsbuch der Aegypter mit sorgsamer Genauigkeit Jahrhunderte lang geführt worden. Homer erzählt uns, der König Memnon aus Aethiopien sei dem König von Troja zu Hülfe gezogen; aber dieser Memnon lebte einige Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege, ja seine Herrschaft über Aegypten fällt in die Zeit des neuen Reiches, welches auf eine langdauernde Herrschaft älterer Dynastien gefolgt war, die ebenfalls ihre Annalen aufbewahrte in den sandverschütteten Tempeln Unterägyptens und in den Pyramiden von Memphis, diesen Riesenwerken einer 6000 Jahre hinter uns liegenden Kunstübung, deren vollkommene Technik eben so bewunderungswürdig ist als ihre Größe und Festigkeit, welche sie, so scheint es, als Marksteine der Geschichte unserm Erdball für ewig erhalten werden. So fremd und heterogen uns nun vieles in Aegypten sein mag, so verdiente schon allein der Umstand, daß die Gesammtheit der ägyptischen Denkmäler mit ihren zahllosen Inschriften ein unerschöpfliches Geschichtsbuch des alten Aegyptens und seiner Nachbarländer ist und zugleich das älteste Andenken der Menschheit überhaupt enthält, die Beachtung jedes Gebildeten, wenn auch nicht die Wissenschaften und Künste der übrigen Völker des Alterthums unverkennbare Spuren dieses ihres gemeinsamen Mutterlandes an sich trügen. Gerade die Kunstdenkmäler aber sind es, welche von Allem, was uns das Nilthal aus verschollenen Jahrhunderten bewahrt hat, bis jetzt am genauesten erforscht sind, und welche auch am schnellsten den Zugang zu unserm Interesse finden dürften. Nirgends aber in Aegypten hat sich die Architektur und bildende Kunst reichhaltiger und prächtiger entfaltet, als in der Hauptstadt des neuen, im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt beginnenden Reiches, in dem schon von Homer besungenen und noch heute in stolzen Trümmern die Macht und die Kunstliebe der Pharaonen unserm staunenden Blicke vorführenden Theben oder Diospolis magna.

Wollten wir hier Alles schildern, was noch heute von der alten hundertthorigen Stadt des Amon übrig ist, so würden wir dies nur auf einem Raum vermögen, welchen diese Blätter uns nicht gestatten können. Der Stil der ägyptischen Gebäude ist aber im Ganzen so gleichmäßig, daß man sagen darf, man könne sich alle Tempel im Allgemeinen vorstellen, wenn man einige derselben gesehen hat, und von der Aus-

führung im Einzelnen, welche natürlich unendlich mannichfaltig ist, absieht. So sind die sculptirten Bilder unerschöpflich reich und verschiedenartig, auch die Säulen entfalten eine große Mannichfaltigkeit, indem sie theils rund, theils cannelirt, theils in Bündeln angeordnet sind, und je nachdem die Säulenknäufe entweder geschlossenen und abgestutzten oder aufgeblüheten Blumenkronen, oder aber einer Palmenkrone oder Akanthosblättern nachgebildet sind. Wenn wir daher einige Worte der Schilderung eines Tempels nach seinen Hauptformen widmen, so werden wir uns auch die thebanischen Tempel, so vielgestaltig sie sein mögen, einigermaßen vorstellen können, wenn auch bei ihrer Aufzählung nur Weniges hervorgehoben werden könnte.

Bei der Anlage eines ägyptischen Tempels errichtete man zuerst die Capelle des Gottes, in welcher dessen Bild oder das seines heiligen Thieres aufgestellt wurde, ein mehr langes als breites Zimmer, welches durch einen rings herumlaufenden Gang von den übrigen Räumen als Allerheiligstes isolirt dastand. Ueber dem Eingange der Capelle wie über allen Eingängen befindet sich eine mit zwei Uräusschlangen oder Basilisken mit kleinem Kopf und dicker Brust versehene Scheibe, welche nach beiden Seiten hin lange Flügel ausstreckt, ein Enblem des Hor-Hat oder Agathodämon. Um die Capelle herum gruppirt sich ein System von Zimmern und Sälen, deren hervorragendster der äußerste Saal ist, welchen wir zuletzt verlassen, wenn wir von der Capelle her aus dem Tempel heraustreten; es ist also der Eingangssaal des Tempels, welcher immer ein Hypostyl, d. h. ein Saal ist, der durchaus von Säulenreihen getragen wird. Die mittelste Doppelreihe der Säulen in der Längenachse des Tempels sowohl als seines innersten Heiligthums, der Capelle, ist oft höher als die übrigen Reihen, und es entsteht durch diese Anordnung eine Art von erhöhetem Mittelschiff, dessen nach außen hin über die flache Bedachung der Seitenschiffe emporragende und auf den beiden nächst stehenden niedrigeren Säulenreihen ruhenden Mauerwände von Fenstern oder Steingittern durchbrochen sind. Alles Licht, was der Tempel erhält, tritt in ihn aus diesem großen Vorsaal und durch seine Steingitter ein, denn der übrige Tempel hat durchaus keine Fenster und ist auch oben durchweg mit Steinplatten zugedeckt, so daß eine mystische Dämmerung die heiligen Sculpturen umspinnt. Sämmtliche Mauern sind innen und außen mit bemaltem Bildwerk geschmückt. Bei großen Tempeln pflegte man einen oder mehrere ummauerte Vorhöfe vorzulegen. Der erste Vorhof nächst dem Tempel wird auf drei Seiten von Colonnaden gebildet, die sehr häufig doppelt und zwar so auftreten, daß die eine Reihe der Deckenträger von Säulen, die andere aber von viereckigen Pfeilern gebildet wird, an welchen vorn die Gestalt des Osiris in der ganzen Höhe des Pfeilers hervortritt, die Arme über der Brust gekreuzt, in der einen Hand die Geißel, in der andern die Sichel, die Symbole der Herrschergewalt und der ackerbauenden Thätigkeit, auf dem Haupte den Pschent oder die ägyptische Königskrone. Diese Karyatiden in Gestalt des Osiris sind ebenfalls, das Gewand weiß, Hände und Antlitz roth, die Krone, welche aus zwei Theilen, dem ober- und unterägyptischen Diadem besteht, weiß und roth, Sichel und Geißel blau bemalt. An der Colonnade vor dem vordersten Saale des Tempels stehen oft sitzende Königsbilder von Granit. Die äußere, vierte Seite des Vorhofs wird von sehr dicken, pyramidal aufsteigenden, thurmähnlichen Mauermassen gebildet, welche man Tempelflügel oder, da sie das Thor,

die Pyle, flankiren, Pylonen genannt hat, und welche uns stets Kriegsthaten des Erbauers im Bilde vorführen. Aus dem Thore tritt man in einen zweiten, äußern Vorhof, der eben so wie der erste angelegt ist, nur daß vor der Pylonenwand, welche ihn von diesem trennt, keine Colonnade erscheint, welche sich also hier auf die beiden Seitenwände beschränkt. Auch in diesem Hofe finden sich Kolossalstatuen von Granit, welche den königlichen Bauherrn vorstellen. Der äußere Vorhof wird wie der erste von Pylonen abgeschlossen, welche noch höher als die anderen emporsteigen. Vor diesen Pylonen, also außerhalb des Vorhofs, vor der Façade der Tempelanlage im Ganzen, stehen wiederum zwei oder vier Bilder von Königen in sitzender Stellung, aus Monolithen von Granit oder weißem Kalkstein gearbeitet. Gewissen Gottheiten stellte man vor ihren Tempeln auch Obelisken auf, jene merkwürdigen auch in der phönikischen Kunst wiederkehrenden Symbole der befruchtenden Naturkraft, welche trotz ihrer Höhe, die bis zu 90 Fuß steigen kann, immer aus einem einzigen Granit- oder Basaltblock gearbeitet und auf deren vier Seiten Weihinschriften eingegraben sind. Neben den Tempelanlagen findet sich ein Bassin für die Reinigungen und um bei Festlichkeiten die heilige Barke des Gottes in ihm schwimmen zu lassen. Der ganze Bezirk des Tempels wird von einer weiten viereckigen Back- oder Lehmsteinmauer umgeben, die in der Achse des Tempels von einem Thor durchbrochen wird, welches von außergewöhnlicher Höhe und Breite zu sein pflegt. Die Oeffnung des Thores hat verticale Wände, während die Kanten des Thorgebäudes geneigt aufsteigen. Es ist von einer mit der geflügelten Scheibe geschmückten weit vorspringenden Hohlkehle mit glatter Deckplatte bekrönt, und sowohl vom Thor nach dem Tempel wie vom Nil zu dem Thor hin lagert eine Allee von Sphinxen, die theils die Gestalt von liegenden Widdern, theils von Löwen mit Menschenhäuptern haben.

Dies das allgemeine Bild eines ägyptischen Tempels, welches in seinen Grundzügen stets wiederkehrt und nur in der Anzahl der Kammern und Säle, sowie in der Detailausführung und den Größenverhältnissen Modificationen unterliegt.

* * *

Wir wandeln von Unterägypten das Nilthal hinauf an den Ruinen und Prachtgebäuden von Memphis, Antäopolis, Abydos, Dendera und anderen vorbei nach Oberägypten, treten hier auf die zwei Stunden breite und fast eben so lange Ebene von Theben und betrachten von den Höhen von Alt-Kurna, dem verlassenen Dorfe, welches wir, von Norden kommend, auf der westlichen Seite des Nils zuerst erreichen, das Panorama der alten Pharaonenstadt. Bei unserm Standort treten die Berge ganz nahe an den Fluß, während weiterhin die Hügel plötzlich zurückweichen und auf der Westseite des majestätischen Stromes eine weite grüne, mit üppigem Mais bestandene Ebene frei lassen, aus welcher wie steile Felsblöcke die Memnonskolosse emporragen. Die ganze Seite der Berge zur rechten Hand ist von einer unabsehbaren Masse von Trümmern, welche zwölf Tempeln angehören, bedeckt, bis in deren Nähe die Wasser des austretenden Stromes jedes Jahr sich ausbreiten. Uns zur Linken fließt der Nil, der eine große Insel umspült, welche mit Palmen bewachsen ist, und jenseits desselben erheben sich 26 Heiligthümer in zwei großen Ruinenfeldern, deren nächstliegendes die gewaltigsten und prachtvollsten Tempel Aegyptens enthält. Wir dürfen wohl hier vor der Betretung der Ruinen Einiges über die alten Namen der Stadt Theben bemerken. Nach Brugsch (Reiseberichte S. 283) heißt der thebanische Gau hieroglyphisch Tham, in den griechischen Zollacten (mit dem Pronomen) Pakemis oder Pafemis. Die rechte Seite von Theben hieß hieroglyphisch das östliche Tham oder Patham, die linke das westliche Tham. Die Stadt Theben wird Ape genannt, mit dem Zeichen der Mehrheit am Ende. Insofern die Tempelanlagen gemeint sind, heißt sie die Amunstadt, Pamen oder Diospolis. Auch die Tempel oder Mennu (Memnonien) auf der Westseite, in der Todtenstadt, heißen Amunstadt, aber mit dem Zusatz: im westlichen Tham. Der Name Pathyrites oder Phaturites (beim Ezechiel Pathros) bezeichnet die Westseite Thebens als Bezirk der Hathor, der Göttin der Unterwelt und des Westens (pa Hathyr); in der Bibel heißt Theben gewöhnlich No oder No-Amon, in assyrischen Keilinschriften Ni' (Oppert, Rapports de l'Egypte et de l'Assyrie 95).

Wir besteigen jetzt eine Barke, segeln nilaufwärts an der Insel, auf welcher sich Krokodile mit aufgesperrtem Rachen zu sonnen pflegen, vorbei und gelangen, nachdem wir die größte Strecke der Ebene auf dem Strom durchmessen haben, zu dem dicht am östlichen Ufer gelegenen Dorfe Luksor, welches inmitten des am weitesten südlich gelegenen Tempels gebaut ist und von den Ruinen seinen Namen hat, welcher Schlösser bedeutet (arabisch el qoçur). Unsere Besichtigung der Ruinen wird in Kreisform vor sich gehen, indem wir hier am Südostpunkt der Ebene beginnen, von da nach Osten und Norden, dann westwärts und südwärts wandern, bis wir an dem südwestlichsten Punkt angelangt sind und die Ebene quer durchmessen, um wieder an den Nil zu gelangen.

Der Tempel von Luksor steht auf einer 9 Fuß hohen künstlichen Terrasse, welche am Nil durch einen Quai geschützt ist. Ohne Zweifel gruppirte sich im alten Theben um diesen Tempel die Hafenstadt, deren Reste unter mächtigen Hügeln begraben liegen, und von wo das Bild des Amun auf der heiligen Barke über den Nil gesetzt und in feierlicher Procession nach den Memnonien auf dem Westufer geleitet und am Rande der Todtenstadt vorübergeführt wurde. Wenn wir vom Nil aufsteigen, so werden unsere Augen verwirrt von der Menge von Pylonen, Obelisken, Kolossen und Säulen, und erst wenn wir uns den Plan des Gebäudes veranschaulicht haben, bekommen wir den Eindruck der Schönheit und planmäßigen Durchführung desselben. Vor dem ersten Pylon dieses Amuntempels standen zwei von Ramses dem Großen im vierzehnten Jahrhundert vor Christus errichtete Obelisken von Syenit. Der größere von ihnen ist $75\frac{1}{2}$ Fuß hoch und wiegt 3000 Centner. Der kleinere 65 Fuß hohe wurde 1830 von Mehemed Ali dem König Ludwig Philipp geschenkt, dann 1833 mit einem Kostenaufwande von drei Millionen Francs nach Paris geschafft und auf der Place de la Concorde aufgestellt, wo er glücklicherweise von den Kugeln der Versailler verschont blieb; die viertehalb Jahrtausende haben ihm so wenig anhaben können, daß man glaubt, er käme soeben aus einer Pariser Werkstätte. „Es giebt wohl nichts in irgend einem Lande," sagt A. von Prokesch in seinen Erinnerungen aus Aegypten, „was in Granit vollkommener gearbeitet wurde, als diese Obelisken. Wäre die ganze Masse der feinste Kitt, so hätte man die Zeichen nicht weicher ausrunden, und wäre der Stein Karneol, sie nicht schärfer abkanten können." Die Weihinschrift des größern Obelisken lautet: „Der Herr der Welt, Sonne, Wächter der Wahrheit, der von Phra anerkannte, hat dies Gebäude aufführen lassen zu Ehren seines Vaters Amun-Ra, und hat ihm errichtet diese beiden großen Obelisken von Stein vor dem Ramesseum der Stadt des Amun." Hinter den Obelisken, unmittelbar vor dem Pylon befinden sich vier 40 Fuß hohe, an den Schultern über 10 Fuß breite Bilder des Ramses und seiner Tochter von grauem Granit, bis an die Schultern durch den Sand und Schutt begraben. Diese

Halle des Tempels in Karnak. (Nach Lepsius.)

Gesunkene Säule in der Halle von Karnak. (Nach einer Photographie.)

und alle ähnlichen Statuen sind sitzende Bilder; das Haupt ist mit der Königkrone bedeckt und die streng stilisirten Locken fallen über die freigelassene Schulter zu beiden Seiten des Halses herab; die Füße stehen parallel und auf den Oberschenkeln ruhen die Hände der an die Seiten des Körpers anschließenden Arme.

Der Hof, in welchen wir zwischen den mit Darstellungen der Eroberung von Kedesch (Edessa?) durch Ramses II., den Zwingherrn der Israeliten, geschmückten Pylonen eintreten, ist linker Hand fast bis zum Architrav der doppelten Säulenarkaden von Sand verschüttet, und die Zwischenräume der Säulen sind mit einer Moschee, einer Schule und den elenden Hütten der Araber ausgefüllt, wie denn auf der Decke der weiter hinten liegenden Tempelbauten ein anderer Theil des Dorfes Luksor erbaut ist. Durch ein zweites Pylonenpaar, vor welchem ebenfalls Bildsäulen stehen, gelangen wir in eine Allee von sieben Säulenpaaren, deren Höhe sich auf 45, deren Dicke am Sockel sich auf 9 Fuß beläuft. Die Knäufe haben 50 Fuß im Umfang. Die Seitenmauern sind bis auf wenige Reste verschwunden, sie standen aber so weit von den Säulen ab, daß die steinernen Querbalken zum Tragen der Decke 24 Fuß lang gewesen sein müssen, wie auch die noch vorhandenen Architrave über den Säulen eine Länge von 20, eine Breite von 10 Fuß erreichen. Fast 30 Fuß tief liegen diese herrlichen Säulen im Schutt begraben.

Was wir soeben durchwandert haben, war der von Ramses II. ausgeführte Vorbau zum eigentlichen Tempel, welcher von seinem Vorgänger Amenophis III. Memnon herrührt. Der Vorbau hatte wesentlich den Zweck, den Tempel mit dem später zu nennenden Reichstempel von Karnak in architektonische Verbindung zu setzen, und es wurde derselbe deshalb unter einem doppelten, sehr stumpfen Winkel vor den Tempel gelegt, so daß er in der Richtung der Sphinxallee von Karnak liegt. Die Pylonen vor dem Vorhof der ältern Tempelanlage sind zerstört, wohl aber stehen die 76 Säulen noch aufrecht, welche zu beiden Seiten in doppelten Reihen zu elf Paaren und an der Seite des Tempels in vier Reihen zu je acht Säulen die Decke der Hallen trugen. Die Pforte zum folgenden Saale ist durch eine absidenartige Nische von koptischen Christen zugemauert, welche in dem Saale eine Kirche eingerichtet hatten. Der folgende kleine Saal ruht auf vier Säulen, und durch ihn gelangen wir zur Capelle. Diese ist von Granit aufgeführt und auf den Architraven liest man die Inschrift: „Der mächtige und weise Horus, der mit Gerechtigkeit herrscht, der sein Land geordnet hat, der die Welt in Ruhe hält, der groß ist durch seine Kraft und die Völker der Barbaren überwunden hat, der König, Herr der Gerechtigkeit, der Geliebte des Sonnengottes, Amenhotep (Memnon), der Beherrscher der reinen Gegend (Aegyptens), hat errichtet diesen Bau und ihn geweiht seinem Vater Amun, dem göttlichen Herrn der drei Zonen der Welt, in Ape des Mittags (im südlichen Theben); er hat ihn ausführen lassen in guten und harten Steinen, auf daß ein dauerhafter Bau erstehe. Dies ist, was gemacht hat der Sohn des Sonnengottes, Amenhotep, der Geliebte des Amun-Ra." Die geflügelte Scheibe über dem Eingange der Capelle war mit einer Goldplatte überzogen, welche aber nicht mehr vorhanden ist; nur die Stifte, mit denen sie befestigt war, stecken noch im Stein.

* * *

Wir wenden uns jetzt nach der Richtung, wohin das Antlitz der sitzenden Bilder des Ramses vor den vorderen Pylonen blickt, und treffen nach einer Wanderung von einer starken halben Stunde auf die Fragmente einer Sphinxallee, welche sich nach einiger Zeit etwas nach links wendet und uns durch das Dorf **Karnak** zu einem Tempel des Gottes Chonsu führt, welcher von Ramses III. herrührt. Von dem Eingangsbau dieses Tempels blieb nur noch das gewaltige Thor übrig, welches 64 Fuß hoch ist, dessen Tiefe in der Thorhalle 36 Fuß beträgt. Der Karnies über dem Triumphthor springt fast 4 Fuß hervor, und an der Hohlkehle schwebt eine mächtige geflügelte Scheibe. Es rührt von Ptolemäus Evergetes her und hatte nach einer Inschrift Thüren von Sont-(Acacia nilotica) Holz, die mit eisernen Nägeln beschlagen und mit vergoldeten Riegeln verschlossen waren. Die Weihinschrift lautet: „Der König, der Sohn der Götter Brüder, welchen der Sonnengott erkoren hat, und das lebende Bild des Amun, der Sohn des Sonnengottes, der Herr der Diademe, der ewig lebende Ptolemäus, der Liebling des Gottes Ptah, hat ausgeführt dieses Thor zu einem Monumente für seinen erhabenen Vater Amun-Ra, den Herrn der Schemel der Welten, den ersten in Theben, den großen Gott, den Herrn des Himmels, der Erde, des Wassers und der Berge."

Auch hier wieder ein Hof mit doppeltem Säulengang, ein achtsäuliger Vorsaal und die in die Mitte der Tempelmauern eingebaute Capelle des Chonsu. Die mittleren beiden Säulenpaare des Saales sind höher als die zu den Seiten, so daß ein über die Seitenschiffe erhöhtes Mittelschiff entsteht, dessen höher gelegene Wandflächen von jenen Fenstern oder Steingittern durchbrochen sind, welche wir Eingangs erwähnten. Neben dem vordern Pylon hat Ptolemäus Evergetes II. und seine Schwester und Gemahlin Kleopatra im dritten Jahrhundert v. Chr. einen kleinen quadratischen Tempel angelegt. Noch ehe wir an dem Chonsutempel Ramses' II. ankommen, erblicken wir rechter Hand eine weitläufige Tempelanlage, deren älteste Theile in die Zeiten der Thuthmosen (17. Jahrhundert) zurückgehen, und welche arg zerstört, aber von beträchtlichem Umfange sich bis zu den Seiten des **großen Reichstempels** hinzieht, den wir nun genauer ansehen wollen. Die ägyptische Kunst hat hier ein Werk geschaffen, welches an königlicher Pracht und gigantischen Verhältnissen von keinem Gebäude der Erde übertroffen wird. Die ganze Anlage dehnt sich über eine Strecke von nahe 2000 Fuß aus, und zum Glück sind gerade die in ihren Raumverhältnissen größten Theile der Anlage verhältnißmäßig gut erhalten, obwohl es der Zerstörungswuth barbarischer Menschen gelungen ist, die Bedeckung der Säle herabzuwerfen und einzelne Theile fast gänzlich zu zerstören. Die Façade, d. h. die Länge der Pylonen mit dem zwischen ihnen liegenden Thor, beträgt 348 Fuß bei einer Höhe von 134 Fuß. Die Thür ist zerstört, aber ihre Reste zeigen, daß sie 80 Fuß hoch war und eine 20 Fuß breite Oeffnung hatte. Der Pylon zur Linken des Thores ist als Steinbruch benutzt worden und ist bis auf einige Fuß über der Erde aufgezehrt. Wir treten durch das Thor in einen 320 Fuß langen und über 270 Fuß breiten Hof, eine Dimension, welche es möglich machen würde, ein großes gothisches Münster in ihm aufzustellen. Die Säulenhalle auf beiden Seiten ist 46 Fuß hoch. Auf der Südseite, uns zur Rechten, ist die Colonnade unterbrochen von einem großen, von Rampsinit erbauten Tempel, welcher mit seinem vordern, von vier Säulen und zwanzig Karyatidenpfeilern getragenen Saal in den Hof hineinragt. In dem Theile der Colonnade, welche zwischen diesem eingebauten Tempel und der hintern Wand des Hofes liegt, hat der Pharao Sisak seine Thaten in Palästina der Geschichte aufbewahren lassen. Der Bericht der Bibel ist kurz: „Aber im fünften Jahre des Königs Rehabeam zog Sisak, der König in Aegypten, herauf wider Jerusalem, und nahm die Schätze aus dem Hause des Herrn und aus dem Hause des Königs, und Alles, was zu nehmen

war, und nahm alle goldene Schilder, die Salomo hatte machen lassen." Hier in Karnak werden eine Menge eroberter palästinensischer Städte genannt, unter ihnen Rabbith, Thaanach, Bethsean, Beth-Horon, Megiddo u. s. w. Die Namen dieser Städte befinden sich auf länglichen Schildern, mit Zinnen umrändert, und über den Schildern sieht man den Oberkörper eines bärtigen Juden, dessen Arme auf den Rücken gefesselt sind. Es ist durch diese Berichte möglich geworden, den Feldzug Sisak's genau zu verfolgen und zu entdecken, daß derselbe sein Heer in fünf Corps theilte, einen linken und einen rechten Flügel, und drei Heersäulen im Centrum von denen jedoch nur das linke und mittlere Centrum sowie der rechte Flügel bei der Erstürmung Jerusalems in Action waren.

In der Mitte des großen Hofes befindet sich eine Allee von sechs durch Psametich I. im siebenten Jahrhundert aufgestellten Säulenpaaren, von denen aber nur noch eine einzige Säule aufrecht steht. Sie hat 9 Fuß Durchmesser und 63 Fuß Höhe; die Capitälplatte hält 45 Fuß im Umkreise. Der Hof wird hinten abgeschlossen durch Pylonen, welche jetzt nur noch einen kleinen Berg von mächtigen Steinblöcken bilden. Wohl aber steht noch das vor ihnen gelegene Vestibulum, und auf der rechten Seite desselben eine schreitende Kolossalstatue des Ramses von rothem Granit, deren Pendant auf der andern Seite verschwunden ist. Das Thor ist 91 Fuß hoch, und bereitet uns durch diese riesige Dimension auf das vor, was unsere Augen erblicken, wenn wir dasselbe durchschritten haben. Wir stehen in einem von Sethos I. vor länger als dreißig Jahrhunderten gebauten und von Ramses II. mit Sculpturen geschmückten Saale, dessen Säulen und Steinbalken von einem Geschlecht von Giganten aufgethürmt zu sein scheinen, wie sie denn auch wirklich von Herrschern aufgestellt wurden, vor denen Babylon und Ninive gezittert haben. Hundertundvierunddreißig Säulen tragen die Steindecke, in sieben Reihen angeordnet. Die Tiefe des Saales beträgt 164, die Breite wie die des Hofes 320 Fuß, so daß der Flächenraum, welchen er einnimmt, sich auf 52,480 Quadratfuß beläuft. Ist seine Ausdehnung in Länge und Tiefe so groß wie bei keinem Steinsaal der Erde, so entsprechen auch die Säulen diesen Verhältnissen. Mit Ausnahme der mittlern Allee beträgt die Höhe der Säulen 42 Fuß bei einem Umfange von 27 Fuß. Ihre Knäufe sind geschlossene Lotusblüthen; am Ende des Schaftes quellen dieselben gerundet hervor und ziehen sich dann wieder bis zum Umfange des Säulenschaftes unter dem Knauf zusammen. Ueber den Capitälen lagert ein würfelförmiger Kämpfer wie bei allen Säulen Aegyptens, welcher die Steinbalken des Architravs trägt. Die Lotusknospe ist mit einem Kranze von Schildern geschmückt, welche durch Uräusschlangen aneinander gereiht sind und in bunten Hieroglyphen auf goldenem Grunde den Namen des Ramses wiederholen. Sämmtliche Säulen sind von oben bis unten mit Hieroglyphencolumnen und Bildwerken in bunten Farben geschmückt; am Sockel finden sich grün, blau und roth bemalte lanzettförmige Blattornamente, die Wurzelblätter, aus welchen der Stengel der Lotusblume emporsteigt.

Die mittlere Allee besteht nun aus 62 Fuß hohen Säulen, welche ihr Lotuscapitäl weit entfaltet haben. Die Blattrippen der Blüthenblätter sind mit grünen Streifen angedeutet, und die Kelchblätter ähnlich wie die Blätter an den Sockeln, die 65 Fuß im Umfang haltende Platte des Capitäls ist brennend roth bemalt. Die Dicke dieser großen Säulen kommt derjenigen der Trajanssäule in Rom gleich, und sechs Männer sind nöthig, um sie mit ausgebreiteten Armen zu umspannen. Allein der Knauf ist 10 Fuß hoch. Die auf den Kämpfern lagernden Architravbalken sind Steinblöcke von über 22 Fuß Länge, 6 Fuß Höhe und 4 Fuß Dicke; die Deckplatten sind noch 6 Fuß länger und wiegen 825 Centner. Man hat berechnet, daß jede dieser Säulen 5834 Cubikfuß Gestein enthält. Die Decke über der mittlern Allee ist um 20 Fuß höher als die Decke der beiden Seitenschiffe, und die über den zunächst stehenden niedrigeren Säulenreihen sich erhebende Mauer, gleichsam die Hochwand des Mittelschiffes, ist von Steinfenstern durchbrochen, welche dem Saale genug Hellung geben würden, wenn auch die Deckplatten an vielen Stellen nicht mit Gewalt herabgestürzt worden wären. In den Sculpturen kehrt oft das Bild des Begründers der Halle, Sethos I., wieder, welcher vor den Göttern des Tempels erscheint, die ihn hier in ihrem Hause empfangen. Amun-Ra sitzt auf dem Thron und hinter ihm die Göttin Hathor; die Inschrift sagt: „Dies ist der Besuch des Königs im Tempel seines Vaters, des Leben spendenden Amun-Ra." Ueber dem Bilde des Gottes Chonsu steht: „So spricht Chonsu in der Thebaïs: komm doch in den Tempel, damit du schauest deinen Vater, den König der Götter;" und Amun verspricht dem Könige: „Ich gebe dir meine Herrschaft, meinen Thron, meinen Sitz und meine Lebensdauer, sei über Aegypten und das Rothland (die Sinaihalbinsel mit den Kupferminen), und halte es zu deinem Throne und Nubien zum Schemel deiner Sandalen." „Denkt man sich," sagt Anton von Prokesch, „alle diese 134 Säulenschäfte zur Fläche entrollt, sieht man überdies diese Wände, welche die Halle zu beiden Seiten schließen, und allein schon vier Flächen, jede an 20,000 Quadratfuß, boten, und Alles mit dem Meißel bearbeitet: so fragt man sich, wer die Idee eines solchen Baues, der Jahrhunderte und Völker zu fordern scheint, denken konnte, und erstaunt mehr über die Kühnheit dieses Gedankens als über die Verwirklichung selbst. Ueberhaupt, man müßte unter der Größe der Bauten von Karnak erdrückt werden, würde man nicht zur stolzesten Empfindung eben durch sie erhoben. Die Bilder im Innern stellen Opferhandlungen, die der Außenwände Schlachten und Triumphe vor. Ein größeres Siegesmal ist wohl niemals aufgerichtet worden. Die Triumphbauten aus unseren Tagen erscheinen wie Kinderspiel oder wie Scherze daneben." — „Eine Mondnacht in diesem steinernen Riesenbau," sagt der Amerikaner Rev. J. P. Thompson, „ist der großartigste und eindrucksvollste Anblick, den man sich in den Ruinen des Alterthums denken kann, selbst den im Colosseum zu Rom nicht ausgenommen. Bei unserer geringen Kenntniß von den mechanischen Fertigkeiten der Aegypter können wir uns nicht vorstellen, wie die Mauer von Karnak — 40 Fuß dick am Grunde und fast 100 Fuß hoch — gebaut wurde; wie einzelne Blöcke von mehreren hundert Tonnen Gewicht an ihre Stelle gehoben wurden oder zu Obelisken und Statuen zum Schmuck der Thorbauten verarbeitet wurden, wie die majestätischen Säulen der großen Halle behauen, mit Sculpturen bedeckt und in mathematischer Ordnung aufgestellt wurden, und wie das ungeheure Gebäude als eine Festung errichtet wurde, in welcher die älteste Bildung der Welt, als ob sie im Moment ihrer Blüthe und Kraft versteinert worden wäre, die Schrecken des Krieges und den Ruin der Jahrhunderte ausgehalten hat. Die Größe Aegyptens erscheint hier in seiner Architektur, wo jeder Pfeiler, jeder Obelisk, jeder Stein historische Angaben über seine großen Monarchen enthält." Einen imposanten Anblick eigenthümlicher Art gewährt noch dieser Saal dadurch, daß eine der niedrigeren Säulen umgesunken ist, wahrscheinlich in Folge der zerstörenden Wirkungen der Wasser des Nils, dessen Bett heutzutage viel höher als in alter Zeit liegt, sowie des Natrons, mit welchem der Boden

von Theben angefüllt ist. Weit entfernt, daß die einzelnen Säulentrommeln auseinander gebrochen wären, hat sich die ganze Säule, als ob sie aus einem einzigen Block bestände, an ihre Nachbarin gelagert, indem sie die auf ihrem Kämpfer oder Capitälaufsatz ruhenden Architravbalken mit sich gerissen hat.

Sittenschilderungen aus Südarabien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Laheg und das Land der Abadel.

Die Entfernung von Aden nach Laheg beträgt etwa fünf Meilen. Auf einem Reitkameel kommt man in drei Stunden dahin; für ein gewöhnliches Kameel aber ist es eine volle Tagereise von zehn Stunden, wozu noch zwei Ruhestunden gerechnet werden müssen. Ein solches träges Thier war von mir für mein Gepäck gemiethet worden und sollte sehr früh Morgens abgehen, während ich erst um Mittag nachfolgen wollte. Um fünf Uhr schon weckte mich der ungeschlachte Kameelführer, einer jener rohen Bergaraber, wie sie sich in Aden herumtreiben. Dieser Bursche war jedoch zu vornehm, um die für das Kameel bestimmte Last die Treppe herunterzubringen. Er war Kameeltreiber, nicht Lastträger, und hätte um keinen Preis ein noch so leichtes Gepäckstück getragen! So weit haben es die Engländer in Aden mit ihrer übergroßen Nachsicht den Eingeborenen gegenüber gebracht, daß diese dem Europäer gegenüber ihrer Unverschämtheit freien Lauf lassen. Es mußte also ein eigener Lastträger gesucht werden, um die wenigen Gegenstände aus dem Hause zu tragen und aufs Kameel zu laden. Dergleichen kann eben nur in Aden vorkommen, denn im Innern tragen selbst die stolzen freien Beduinen die Gepäckstücke ans Kameel, und in Städten, wo ein Sultan gebietet, müssen die Araber auf dessen Wink zu jedem Dienst bereit sein. Aber in Aden hätte selbst der Gouverneur den Kerl nicht zwingen können, sein Kameel zu beladen. Er hatte Recht nach dem Buchstaben des Gesetzes; Kameelführen, nicht Lasttragen war sein Geschäft, und zu Gefälligkeiten konnte ihn selbst ein Trinkgeld nicht bewegen. Sagen wir es übrigens gleich: der Mensch war eine Ausnahme. Ich glaube, er gehörte in seiner Heimath zu der verachteten Classe der Achdam (eine Art von Paria), und die ungewohnte sociale Gleichheit, die er in Aden fand, hatte ihn übermüthig gemacht. Aehnlich geht es hier mit den Juden, die vom Innern, wo sie die tiefste Stellung einnehmen, nach dem freien Aden kommen. Auch ihnen schwillt der Muth bald nur zu sehr, und sie sind im Stande, selbst Engländer in Amt und Würde zu beleidigen.

So verging denn viel Zeit, bis der Kameeltreiber fortkam. Seltsamerweise gelangte er doch früher nach Laheg als wir, d. h. Abdul Megid, mein Factotum, und ich. Wir waren nämlich über die Maßen schlecht beritten. Eine alte Araberin, die komischerweise Pferdeverleiherin war, hatte uns zwei niederträchtige Thiere vermiethet. Zwei kleine uns als Pferdejungen beigegebene Somaliknaben, im Dienst der Alten, die sie immer den weiblichen Scheitan nannten, behaupteten, jedes Thier, das dieselbe besitze, nähme etwas von ihrer eigenen Störrigkeit an. Diese Alte trug einen Ring in der Nase, was man sehr gut sehen konnte, da sie ihre Reize nicht, wie sonst alle Adener Frauen, verhüllte, und dieser Ring konnte als Symbol ihrer eigenen und ihrer Thiere Natur gelten. Die Pferde, obgleich jung und kräftig, waren wie gebannt. Sie kamen nicht vorwärts, und wenn man sie schlug, so stießen sie nur desto ärger, ohne ihren Schneckengang zu beschleunigen.

Bis nach Scheich Othman, d. h. das erste Drittel des Weges, hatten wir herrliche Ueberblicke über Meer, Fels und Bucht. Im ersten Theil auf allen Seiten riesige Felsthore, in die tiefschwarze basaltische Lava hineingebrochen, die sich über stets wechselnde Seelandschaften öffneten, bald das freie Meer, bald den majestätischen Golf, eingerahmt von den zwei dunkeln Felsmassen, den Gebel Schamscham und Hasan, bald die mannichfaltige Inselchen- und Klippengruppe, im Gluthsonnenglanze erwärmt, unseren überraschten Blicken zeigend. Im zweiten Theil ein Sandweg, zwischen zwei Lagunen sich hinziehend, den Fels von Aden im Rücken, vor uns das große Unbekannte, die unermeßliche Halbinsel Arabien. Scheich Othman ist ein kleiner Ort von etwa zwanzig Häusern, zwei oder drei derselben burgenartig, mit einer Moschee und einem Heiligengrab, von einer Unzahl kleiner Kuppeln bedeckt. Wir nahmen in dem einzigen für Franken bewohnbaren Hause Platz, das durch die Güte des Eigenthümers, des reichen persischen Kaufmannes Hasan Ali in Aden, zum sogenannten Casino aller Europäer geworden ist, denn bis hierhin verlieren sich die Adener noch zuweilen. Laheg ist ihnen schon zu mühsam. Aber was sage ich von Hasan Ali? Habe ich gesagt, daß er ein Perser, so habe ich sein Geheimniß verrathen. Denn in Aden, wo die Perser als Ketzer verachtet sind, will er für einen Araber gelten. Und dennoch verleugnet er sein Ketzerthum keineswegs. Er ist nämlich ein Schiite, wie alle seine Landsleute, und geht in seinem Hasse gegen Abubekr, Omar und Othman, die drei ersten Kalifen, die bekanntlich dieser Secte ein Greuel sind, bis zum Aeußersten. Er macht sich in seinem Fanatismus sogar den Spaß, die Schafe des Opferfestes nach den verhaßten Kalifen zu nennen. Ein Schaf heißt Omar, ein anderes Abubekr u. s. w. Kommt der Opfertag, so ruft er seinen Knechten zu: bringt Abubekr (oder Omar), daß ich ihm den Hals abschneide, und Abends erzählt er mit Freude: heute haben wir Abubekr geschlachtet! Wenn das ein orthodoxer Sunni mit anhört, so ist es ihm eine besondere Genugthuung. So etwas kann er sich in dem freien Aden erlauben. Im fanatisch sunnitischen Innern würde er schon nach wenigstündigem Aufenthalt todtgeschlagen werden. Trotzdem aber steht Hasan Ali mit dem Sultan von Laheg auf bestem Fuß, hat in dessen Hauptstadt einen Gemüsegarten (ein seltener Luxus in Südarabien) und in Scheich Othman, das ja auch schon dem Sultan gehört, eine schöne Villa. Er ist aber reich und der Sultan liebt das Geld doch auch, wenn er nebenbei noch so orthodox und noch so sehr Hasan Ali's Glaubensfeind ist.

Bis hierher hatten wir einen Araber im Dienste Englands zur Escorte gehabt, ein schon etwas zwitterhaft zugestutztes Wesen, das auf einem Pferde ritt. Nun sind aber die Pferde gar keine südarabische Reitthiere, und die Eingeborenen nehmen sich viel schlechter darauf aus, als auf ihren gewohnten Reitkameelen. Machte dies schon einen unvortheilhaften Eindruck, so war die so halb und halb europäisirte Tracht des Reiters vollends im Widerspruch mit seinem Araberthum. In Scheich Othman dagegen bekamen wir einen Soldaten des Sultans von Laheg zum Begleiter, der, halbnackt, wie alle Beduinen, nun im Silberglanz seiner Waffen strahlend, hoch oben auf dem Höcker eines trefflichen Reitkameels thronte. Die Art der Südaraber, auf dem Kameel zu sitzen, ist eigenthümlich und ganz verschieden von der der Afrikaner. Sie sitzen nämlich auf dem vordern Theile des Höckers und stützen die Beine auf den Hals des Thieres, was ihnen fast das Aussehen giebt, als ständen sie aufrecht. Ihr prachtvoller Gliederbau nimmt sich in dieser Stellung doppelt vortheilhaft aus; man denkt bei ihrem Anblick unwillkürlich an antike Bronzestatuen.

Von diesem tapfern Krieger begleitet ging es nun über die öde Haide. Es giebt nämlich zwei Wege nach Laheg; der eine führt durch die Hochebene Mehaidan, östlich vom fruchtbaren Flußthal gelegen, der andere durch dieses selbst. Niebuhr und Wellsted haben uns den Irrthum überliefert, als heiße der Fluß selbst Mehaidan (sie schreiben Maidam), und berichten gar nichts von der Hochebene. Letztere liegt zwar nicht fern vom Flusse, der Wadi Tobban heißt, aber ihr fehlt gänzlich jene üppige Vegetation, welche das Flußthal kennzeichnet. Da der Weg durch dieselbe abschneidet, so wählten wir ihn. Ohne alle Vegetation war die Ebene nicht, aber es waren eben lauter Steppenpflanzen, hier und da eine Dornpalme, viel Sand, zuweilen ein Brunnen, bei dem wir uns, von der brennenden Tropensonne über die Maßen erhitzt und wie ausgetrocknet, niederließen und unsere verdursteten Kehlen zu laben versuchten, ein sehr fruchtloses Experiment, denn je mehr wir tranken, desto durstiger wurden wir. Ich habe noch immer als das probateste Mittel gegen solchen Tropendurst im glühenden Tieflande (in den Bergen oder in feuchten Gegenden leidet man lange nicht so davon) kalten Thee gefunden, mit ein paar Tropfen Arack darin, aber man hüte sich, geistige Getränke pur zu trinken, wenn man nicht eine bedeutende Vermehrung des Durstes erleiden will.

Nach fünf mühsamen Wegstunden tauchte am Horizont eine weiße Masse auf, die rein in der Luft zu schweben schien. Es war der Palast des Sultans von Laheg, von dem nur die oberen Stockwerke grell weiß angestrichen, die unteren erdfarben sind, so daß man die ersten vor den anderen sieht und die Täuschung erleidet, als schwebe da ein Palast in den Lüften. Jetzt kamen auch Durrafelder, bald ausgedehnte Pflanzungen trefflicher Baumwolle, eben im Blüthenschmucke prangend. Wir waren im fruchtbaren Flußthal des Wadi Tobban angekommen, in welchem Laheg oder richtiger Haute liegt, denn so heißt eigentlich die Hauptstadt, während Laheg nur der Name des Districts ist, in dem sie liegt.

Die Stadt besteht aus einigen 20 bis 30 großen castellartigen Häusern, worunter der Palast des Sultans und die seiner Brüder, Vettern, kurz aller Mitglieder der Dynastie. Mauern hat die Stadt nicht, da die Castelle dem Festungszweck genügen. Ich wurde hier zu meiner Ueberraschung von einem deutsch redenden Europäer empfangen, dem einzigen, der Laheg bewohnt. Herr Landsberg, ein Pole, der früher unter Langiewicz gefochten, dann in China und der Türkei gedient hatte, später bei der Eisenbahn in Bombay angestellt gewesen war, hatte die Stelle eines Artillerie-instructors beim Sultan von Laheg angenommen. Er wird in Aden scherzweise „Generalissimus des Sultans" genannt. Er war außerordentlich gefällig gegen mich. Ich mußte mit ihm in die Artilleriecaserne und dort wohnen. Dies war ein fünfstöckiges Castell, mit einer großen Terrasse im zweiten Stock, auf der die fünf Kanonen des Sultans standen, die einzigen brauchbaren, welche er besitzt. Aber in dieser ganzen großen Baumasse war nur ein einziges bewohnbares Zimmer, das Thurmgemach im fünften Stock, von dem man freilich eine entzückende Aussicht über die fruchtbaren Gefilde von Laheg genoß, und der Blick bis zu den fernen Bergen schweifte. Dort thronte der „General" inmitten seiner acht schwarzen halbnackten Artilleristen, denen er die Kunst beibringen sollte, eine Kanone zu laden; vergebliches Bemühen, denn bis jetzt hatten diese harten Köpfe das noch nicht begreifen wollen. Gewöhnlich ißt der „General" mit seinen Getreuen, die auch in demselben Zimmer schlafen, was weiter keine nachtheiligen Folgen für die Atmosphäre hat, da alle acht Fenster unschließbar sind. Er hat sich schon ganz arabisirt, trinkt nur Gischr, ißt fürchterlich gepfeffert und kann aller Möbel entbehren. Nur in der Religion hat er den Leuten noch nicht den Gefallen gethan, sich ihnen zu assimiliren, wozu es an Versuchen ihrerseits freilich nicht gefehlt hat, denn der Fanatismus ist hier in vollster Blüthe. Heute aber that mir der „General" die Ehre an, allein mit mir und auf europäische Art zu essen.

Nach Tisch hatten wir viele Besuche. Der Sultan schickte mir Hühner, Eier und seinen „Minister", um mir zu sagen, daß man Alles thun werde, um mir das Leben hier zu versüßen. Dann kamen die gewöhnlichen medicinischen Gesuche. Alle wollten an Fieber und Obstructionen leiden, und was sie an Pillen zusammenaßen, hätte hingereicht, um eine noch viel größere Stadt als Laheg krank zu machen. Aber die Leute wollen dies einmal nicht anders. Sie glauben an die Unfehlbarkeit jeder Medicin für jede beliebige Krankheit. Namentlich solche, die drastischen Effect haben, wie starke Laxative und Vomitive, erfreuen sich ihrer Vorliebe. Brechmittel nehmen sie mit Freuden, und danach ist immer ihre erste Frage.

Am andern Morgen war ich freudig überrascht, vom Thurmfenster der Caserne aus das lebhafte Treiben der Stadtbewohner auf dem gerade unter uns liegenden Markte zu sehen. Karawanen zogen vorüber, zahlreiche Beduinen luden ihre Waaren ab, Käufer und Verkäufer tummelten sich durch einander, aber dieser Wirrwarr hinderte gar nicht, daß mitten auf dem volksbelebten Platze die Oelmühlen ihren Gang ruhig fortgingen. Eine südarabische Oelmühle ist ein sehr einfaches Werk. Sie besteht aus einem schweren, keilförmigen Kolben, der in einem langen, ausgehöhlten Holzcylinder steckt und durch ein im Kreise um ihn herum gehendes Kameel gedreht wird. Kleine Läden befanden sich auch in den Häusern um dem Markt, aber wie die in Bir Ahmed stets halb geschlossen.

Herr Landsberg wollte mich natürlich zum Sultan führen, aber da mußten wir lange warten. Frühaufstehen ist nämlich (im Widerspruch mit der sonstigen arabischen Sitte) am Hofe von Laheg nicht Mode. Erst gegen 11 Uhr war der Sultan sichtbar. Der Audienzsaal liegt im zweiten Stock des Palastes, und dieser Flügel kann deshalb nicht von Frauen bewohnt werden, die hier das allerabgeschlossenste Leben führen. Der Saal ist lang, schmal, ganz kahl, nur mit Teppichen bedeckt und für den Sultan liegen Kissen da. Alle Plätze sind durch stillschweigendes Uebereinkommen markirt. In einem Eck sitzen der Sultan und die Prinzen, im entgegengesetzten die gemeinen Soldaten, und dazwischen die im Range die Mitte einnehmenden Personen. Große Wasser-

pfeifen standen umher und Gischr wurde in Menge herumgereicht.

Der Sultan sah stattlich, aber gar nicht südarabisch aus. Schon seine Hautfarbe, die fast weiß war, verkündete den fremden Ursprung der Dynastie, die aus Centralyemen stammen soll. Er und alle seine Brüder und Söhne trugen goldgestickte Jacken, ein kostbares Lendentuch (denn Hosen dürfen hier nur Weiber tragen) und den Dismal, den ostindischen Turban. Der ganze Hof schien übrigens gelangweilt und das Gespräch wollte nicht in Gang kommen. Ich fragte Herrn Landsberg nach der Ursache und erfuhr, daß dem des Vormittags immer so sei. Erst des Nachmittags thaut die Gesellschaft auf, und das verdankt sie lediglich einem Stimulant, nämlich dem Kaat, einer Pflanze, deren Blätter, wenn gekaut, einen angenehm aufweckenden und erheiternden Effect hervorbringen, lange nicht so verderblich, wie Haschisch und Opium. Der einzige Uebelstand bei dem Kaatkauen scheint der zu sein, daß der daran Gewöhnte ohne ihn unglücklich ist. Der Kaat wächst im Hochgebirge, auf dem Gebel Sabr und bei Kaateba, vier Tage von hier, und wird in Laheg sehr theuer verkauft. Der Sultan sagte mir, daß er und seine engere Familie täglich für 10 Thaler davon verzehrten, eine enorme Ausgabe nach hiesigen Begriffen. Aber es wäre unbarmherzig von ihm, seine Besucher des Nachmittags nicht mit Kaat zu tractiren, wenn er selbst ihn kaut, natürlich nur die Honoratioren, denn die untere Ecke des Audienzsaales bekommt nur Gischr, von dem aber so viel sie will.

Des Nachmittags fand ich denn auch den Hof in ganz anderer Stimmung. Der Sorgenbrecher, der Kaat, war im Ueberfluß vorhanden und füllte den Boden des Honoratiorenwinkels. Das Kraut sieht sehr unscheinbar aus und erinnert an die Zweige ganz gewöhnlicher Bachweiden. Jedermann war schon seit zwei Stunden mit Kauen beschäftigt und die rosigste Laune war bei Allen eingetreten. Der Sultan zeigte nicht mehr die würdevolle Haltung, wie am Morgen, sondern lag lang ausgestreckt, mit den Füßen in der Luft balancirend, auf einer Matratze. Auch hatte er das mit seiner Kaatlaune unverträgliche Prachtcostüm abgelegt und trug nichts, als ein feines englisches Flanelljäckchen und eine Schlafmütze. In geselliger Beziehung aber hatte er nur gewonnen. Er war sehr aufgeräumt, scherzte und lachte, eben so alle seine Verwandten und Schmarotzer, darunter auch ein Bettelheiliger, der fast nackt ging und sich die respectwidrigsten Dinge erlaubte. So setzte er sich einmal gerade auf das Gesicht des Sultans, was dieser nur in so weit abwehrte, um nicht erstickt zu werden, was aber keinem Menschen aufzufallen schien, denn einem Heiligen ist Alles erlaubt. Komisch nahm sich mitten in diesem Hofkreise, den man im Augenblick mit einer angetrunkenen Kneipgesellschaft vergleichen konnte, das tiefe Respectbezeugen der Unterthanen aus, die den Saal betraten. Alle diese gingen in unterwürfigster Weise auf den so wenig würdevoll sich darbietenden Sultan zu und küßten ihm das Knie, wenn sie es erhaschen konnten, sonst auch wohl die Matratze, auf der er lag. Der Sultan aber verzog keine Miene, lachte und plauderte weiter, und der Unterthan zog sich, anscheinend unbemerkt, zurück in die andere Ecke, wo der Gischrtopf ihn erwartete.

Plötzlich, mitten in dieser Gemüthlichkeit, schlug die Gebetsstunde. Da der Hof sehr orthodox ist, so mußte sie natürlich eingehalten werden. Alle knieten sich in der Richtung nach Mekka hinter einem alten Vorbeter, aber eine rechte Andacht wollte sich doch nicht einfinden. Einer der Brüder des Sultans, übrigens ein Funfziger, war in seiner Kaatlaune so muthwillig, daß er hinter dem Vorbeter allerlei Schnippchen schlug und sich ein Vergnügen daraus machte, die anderen frommen Beter in Verlegenheit zu bringen, indem er sie anstieß und, wenn ihre Stellung gerade dies begünstigte, auf den Boden warf, worauf er sich dann vor Lachen fast wälzen wollte. Aber trotzdem ging das Gebet seinen ruhigen, ungestörten Gang. An der Form wurde nicht gerüttelt, und die Form ist bei den heutigen orthodoxen Moslims Alles.

Handwerkspolitiker und Corruption in Nordamerika.

Wenn wir den Stoß nordamerikanischer Blätter, welche bei uns in jeder Woche einlaufen, durchsehen, dann überkommt uns jedesmal ein beklemmendes Gefühl; es wird uns zu Muthe, als ob wir lediglich Criminalzeitungen vor uns hätten. Gleichviel ob sie in englischer oder deutscher Sprache geschrieben sind, ob sie der demokratischen oder radical-republikanischen Partei angehören, — der Inhalt ist allemal derselbe: Mord, Todtschlag, Lynchgericht, „Rape and Abortion," Diebstahl an öffentlichen Geldern, Klagen über Bestechung und Nachweise von Corruption, Käuflichkeit der Congreßmitglieder und der Staatslegislaturen, Pflichtversäumniß der Beamten, bestochene Geschworenengerichte, räuberische Ueberfälle &c. &c. Man begreift wohl, wie ein deutsches Blatt dazu kam, die Verhältnisse kurzweg zu kennzeichnen, indem es sagt: „So weit die Politik und die Gesetzgeber sammt den Beamten in Frage kommen, ist das ganze Land, von Maine bis Texas und von Newyork bis San Francisco, zu einer Gaunerherberge und Räuberhöhle geworden."

So groß ist die Entartung, daß rechtschaffene Menschen die dringende Nothwendigkeit einsehen, eine Partei der ehrlichen Leute zu bilden. Schon in dem Umstande, daß eine solche zur Nothwendigkeit geworden ist, liegt ein schweres Verdammungsurtheil für die politischen Zustände; Karl Schurz, Bundessenator aus Missouri, hat eine Agitation gegen „Diebe und Corruption" begonnen, schon bevor die großartigen weltbekannten Betrügereien in Newyork aufgedeckt wurden. Wir wollen gelegentlich diese Bestrebungen eingehender schildern und erörtern, ob in Hinblick auf das wilde und verwilderte irische Element jetzt noch eine gründliche Reform möglich sei. Es handelt sich dabei wesentlich um ein ethnisches Element, das bisher bei Weitem nicht in seiner Tragweite und Bedeutung gewürdigt worden ist.

Heute wollen wir zwei amerikanische Blätter reden lassen. Der „Newyork Weekly Herald" bringt in seiner Nummer vom 7. November 1871 einen Leitartikel mit der Ueberschrift: „Politics the curse of the country. Is there a remedy?" Also: Politik der Fluch des Landes. Giebt es ein Rettungsmittel? „Nie zuvor," schreibt das Blatt, „war die Pest der ordinären Politiker so unheil-

voll für das Land wie gerade jetzt. Jede Gemeinde, über die ganze Länge und Breite des Landes, leidet mehr oder weniger an dieser Pest, vor Allem aber Neuyork. Die Plagen Aegyptens kommen uns erträglich vor im Vergleich mit dieser amerikanischen Geißel. Wir haben schwere Heimsuchungen erlitten: Bürgerkrieg, Pestilenz, Feuersbrünste, aber diese und andere Nöthe gehen vorüber und die Verhältnisse ändern sich zum Bessern. Aber diese Pest der Politik hat den ganzen Staatskörper vergiftet, und wenn es nicht möglich ist, ein Gegengift zu finden und anzuwenden, dann muß unser ganzes Regierungsgebäude einstürzen und verfallen, ähnlich wie ein von heftig wirkendem Gift durchdrungener Menschenkörper unrettbar verloren ist. Hier sind nicht etwa eingebildete Gefahren, sondern die leidige Thatsache ist da. All und jedes Departement der Regierung ist besudelt und rottesaul. Der Name unserer großen Stadt ist nur ein Schimpfwort; sie wird als Beute betrachtet von allen Dieben und Schuften, welche unter dem heillosen Banner der Parteipolitik die Aemter erstürmen, die Cassen bestehlen, Richterstellen einnehmen, die Aufsicht über das Schulwesen in die Hände von unwissenden, niederträchtigen und gemeinen Subjecten geben und gleichsam Sturm laufen gegen die civilisirte Gesellschaft.

Und wie in der Stadt so ist's im Staate, dessen gesetzgebender Körper in den Augen aller rechtschaffenen Leute so tief gesunken, der so durchaus mit Niederträchtigkeit und Bestechlichkeit gleichbedeutend geworden ist, daß kein anständiger Bürger ein Mitglied desselben sein möchte. Und auch der Congreß ist durch dieses nationale Laster besudelt. Betrug ist auch dort an der Tagesordnung (der „Herald“ führt Beispiele an, welche wir hier übergehen). Es sieht auch dort sehr lax aus mit der Rechtschaffenheit unserer Volksvertreter.

Wie aber sind wir in diesen Abgrund allgemeiner öffentlicher Infamie hineingetrieben worden? Wie kommt es, daß in allen unseren legislativen Versammlungen und in allen öffentlichen Aemtern, gleichviel wo in Gemeinde, Stadt, Staat oder Union, Unfähigkeit und Corruption die Regel bilden, während Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit so selten sind, daß sie als Ausnahmen dastehen? Das kommt daher, weil wir uns so lange vor dem Baal der Politik gebeugt haben. Nie ist ein so stupider, grotesker und nichtsnutziger Götze von irgend einem andern Volke in der Welt aufgerichtet und angebetet worden. Die Handwerkspolitiker, diese gemeinen Priester einer unfläthigen Idolatrie, haben allerdings ein Interesse daran, Betrug und Täuschung fortzusetzen und die Leute zu überreden, daß sie nothwendig seien für den Staat. Aber so lange diese Täuschung fortdauert, wird auch die betrügerische Wirthschaft bleiben. Durch unsere unverantwortliche und stupide Anhänglichkeit an die Götzendienerei der Partei ist unser öffentliches Leben völlig vergiftet worden; sie macht uns verächtlich unter den Völkern der Erde und wir sollten uns ihrer schämen.“ —

So weit der „Herald“. Wir wollen nun einem deutschen Blatte, der zu San Francisco erscheinenden „Californischen Staatszeitung“, das Wort lassen.

„Die Wahlen in Neuyork geben zu der Frage Veranlassung: Wie ist es möglich, daß ein wegen eines ehrlosen, zuchthauswürdigen Verbrechens Angeklagter von irgend einer Partei, die noch ein anderes Princip, wie den gemeinen Diebstahl zu vertreten vorgiebt, zum Candidaten aufgestellt werden konnte. Es ist der Gipfelpunkt der allgemeinen politischen Ehrlosigkeit. Ein solcher Mann ist nun Tweed, und in Neuyork leben daher Tausende, die die Plünderung des Volkes als Endziel unserer republikanischen Einrichtungen betrachten. Die allgemeine Demoralisation greift mit einer Schnelligkeit um sich, die uns eine Auflösung aller Bande der socialen Ordnung verheißt, das Wahlrecht wird unter den Knütteln der Rowdies aller Farben zu einer Farce, die eine Satyre auf unsere republikanische Staatsform ist. Nicht eine Aristokratie, nicht eine bevorrechtete Kaste, nicht ein Despotismus herrschen, sondern die Knüttel der niedrigsten Hefe des Volkes, im Solde von gemeinen Verbrechern.

Aus der Wahlurne gehen nur zu oft Candidaten hervor, die der getreue Ausdruck dieser Richtung sind. Was wir in Neuyork in seinen letzten Consequenzen sehen, bereitet sich in seinen Anfängen überall vor. Gleichzeitig mit den Diebstählen in Neuyork lesen wir von ähnlichen Vorfällen in allen Richtungen, wir sehen überall die Wahlen vom gleichen Sinne geleitet, überall die politische Ehrlosigkeit die Zügel in Händen haltend.

Und doch, wenn endlich einmal ein Verbrecher auf die Verbrecherbank geworfen wird, welche Sympathie, und welche Schwierigkeit, nur eine Jury zu finden, die ihn verurtheilt. Eine allgemeine Gleichgültigkeit gegen Vergehen der Art scheint alle Classen durchdrungen zu haben, Niemand ist von der Wahrheit durchdrungen, daß wenn wir auf diesem Wege voranschreiten, unsere Republik rettungslos ihrem Untergange entgegeneilt. Es kann nicht besser werden, bis einmal eine gesunde öffentliche Meinung sich Bahn bricht, welche, unnachsichtlich mit dem Brandmal der Ehrlosigkeit, nicht allein die politische Corruption, sondern auch deren Vertheidiger brandmarkt, bis jede Partei sich selber richtet in dem Augenblick, wo sie nicht Ehrlichkeit und Redlichkeit in ihren eigenen Reihen aufrecht hält.

Nicht die Tweeds, Ben Butlers 2c. sind für diese Zustände verantwortlich, sondern das Volk selbst, welches solche Zustände möglich macht, welches eine Stimme hat, und diese nicht anwendet, eine Gaunerherrschaft zu verhüten, welches weiß, daß die gegenwärtigen Parteiorganisationen mit ihrer Patronage, ihren Schwindelplänen 2c. gerade solche Zustände erzeugen, und selbst noch die Hand bietet, solche Mißstände zu verewigen, welches das ganze Conventionswesen, den ganzen Parteiunfug gutheißt, und es unmöglich macht, daß wir überhaupt gute Beamte bekommen können. Sind die Conventionen, die Piececlubs, sind die ganzen Banden, die für Geld ihre Stimmen feil bieten, am Ende besser als die politischen Vagabunden in Neuyork? Ueberall begegnen wir demselben Aemterschacher, überall finden wir dieselben Grundbedingungen, die es beinahe unmöglich machen, ehrliche Männer als Beamte zu bekommen.

Wer ist am Ende schlechter, der Beamte, welcher Tausende aufwendet, um seine Stelle zu erkaufen, oder das Volk, welches sich von ihm seine Stimme bezahlen läßt, oder die bürgerliche Gesellschaft, welche beide nicht mit demselben Brandmal der Ehrlosigkeit brandmarkt, und diese Elemente aus jeder anständigen Gesellschaft ausschließt?

Ueberall sind die Legislaturen nicht Anstalten, wo gute Gesetze für das Volk erlassen werden, sondern Anstalten, wo der Auswurf des Volkes sich an Schwindelbills bereichert und das Volk ausplündert; überall frißt dieselbe Corruption wie in Neuyork, wie ein ätzendes Gift immer weiter um sich; was wir in Neuyork sehen, können wir bis zur kleinsten Stadt herunter im ganzen Lande sehen. Ueberall das gleiche Jagen nach Gewinn, nach Aemtern, nirgends politischer Ehrgeiz als Motiv, sondern einfach das Motiv des Diebstahls.

Was uns fehlt, ist erstens eine gesunde öffentliche Meinung, ferner ein gutes Strafgesetzbuch, welches rücksichtslos gehandhabt wird, Vernichtung aller Aemterpatronage und

eine durchgreifende Civildienstreform, eine gänzliche Umänderung aller Parteiorganisationen, Beseitigung des ganzen Conventionswesens. Wir müssen den Boden umändern, auf dem unsere ganze Regierungsmaschine wurzelt, wenn wir das Unkraut ausrotten wollen, welches stets üppiger jede gesunde Saat überwuchert."

Robert Shaw's und eines indischen Mirza Berichte über ihre Reise nach Ostturkestan.

Unsere Leser wissen aus den Schilderungen, welche wir mehrfach über die Reisen Hayward's, Forsyth's und Shaw's gaben, wie großen Werth die angloindische Regierung darauf legt, mit dem ehemals chinesischen Turkestan einen regelmäßigen Handelsverkehr herzustellen. Auch in politischer Beziehung verdient jenes Land eine ganz besondere Aufmerksamkeit, denn die Vorposten Rußlands stehen an der Nordgrenze desselben, um den Atalig Ghazi Jakub Beg zu überwachen, der offenbar danach trachtet, dort in Innerasien ein mächtiges mohammedanisches Reich zu gründen. Die Engländer würden ein solches gern sehen, die Russen nicht.

Hayward veröffentlichte schon vor einiger Zeit den Bericht über seine Reise von Leh in Ladakh nach Yarkend und Kaschgar (Journal of the royal geographical society, XL [1870] S. 33 bis 166); jetzt eben hat nun Shaw den seinigen erscheinen lassen (Visits to High Tartary, Yarkand and Kashgar [formerly Chinese Tartary] and return journey over the Karakoram Pass). Wir gewinnen durch dieselben einen Einblick in die verwickelten, in hohem Grade interessanten Verhältnisse Centralasiens. Denn dort ist Alles in der Umgestaltung begriffen. Die einst so mächtigen Chanate Chokand und Buchara sind Vasallen Rußlands geworden, und auf die Dauer wird Chiwa einem ähnlichen Schicksale nicht entgehen; die Chinesen haben das Gebiet, welches sie ein volles Jahrhundert lang besaßen, räumen müssen; in Szechuen und Yünnan, diesen beiden Westprovinzen des Blumenreiches der Mitte, sind die Mohammedaner mächtig geworden; Afghanistan ist bis auf Weiteres ruhig und in freundlichen Beziehungen zu Britisch-Indien. Aber der Schwerpunkt liegt in Ostturkestan; dieses Land und was dort vorgeht, verdient unsere besondere Aufmerksamkeit.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß dasselbe so recht im Kern Asiens liegt zwischen den schneebedeckten Bergketten des Thian schan (Himmelsgebirges) und des Küen lün; dazu kommt im Westen die Hochsteppe von Pamir oder das Bolor-Hochland; im Osten dehnt sich die Gobi aus. Die von den Gebirgen herabströmenden Flüsse bewässern eine fruchtbare Gegend, bevor sie sich im Sande verlieren. Das Land bildet eine große Thaleinsenkung von etwa 80 Meilen Breite in der Richtung von Norden nach Süden. Mit China soll, den Annalen des Kaiserreiches zufolge, dasselbe schon im zweiten Jahrhundert vor Christus im Verkehr gestanden haben. Im Mittelalter gründeten die Nachfolger Dschingis Chan's dort ein Reich, und das Volk wurde mohammedanisch. Späterhin gewannen Chodschas (Shaw schreibt Khwajas), fromme Leute, die im Geruche der Heiligkeit standen und für Nachkommen des Propheten gehalten wurden, großen Einfluß. Einer dieser heiligen Fanatiker vertrieb 1678 den Chan und gründete die Dynastie der Chodschas, welche 1757 zu Ende ging, nachdem die Chinesen Ostturkestan unterworfen hatten. Diese verfolgten auch dort, tief im Binnenlande, ihre bekannte Politik der Ausschließlichkeit und suchten das Land so viel als möglich abzusperren. Im Mittelalter hat Marco Polo, welcher die kleine Bucharei zur Zeit Kublaï Chan's auf seinem Zuge nach China durchwanderte, einige Nachrichten über dieselben gegeben; 1603 kam der portugiesische Geistliche Benedict Goës von Pamir herab nach Yarkend *).

Shaw besaß eine Theeplantage in Kangra, hatte als Jäger manche Streifzüge im Himalaya unternommen und interessirte sich lebhaft für geographische Forschungen. Er giebt in seinem Buche eine geographische Skizze des Himalaya und eine Schilderung des tibetanischen Tafellandes. Im Jahre 1868 beschloß er, die Reise nach Ostturkestan zu wagen. Die Russen waren längst bis an den obern Jaxartes vorgerückt und hatten das Chanat Chokand von sich abhängig gemacht; die Chinesen hatten 1863, wie schon gesagt, Ostturkestan räumen müssen. Inmitten dieser Wirren trat der Kuschbegi Mohammed Jakub Beg auf den Schauplatz. Er hatte seine Heimath Chokand verlassen, als diese sich vor den ungläubigen Europäern beugen mußte; doch wich er erst, nachdem er tapfer gegen die Russen gefochten und den festen Platz Ak Mesdschid am Jaxartes gegen sie vertheidigt hatte. Als er die turkestanische Grenze überschritt, trug er fünf russische Kugeln in seinem Leibe. Dem erprobten Führer folgte eine Schaar berittener Chokanzen, in Turkestan schlossen viele sich ihm an, und schon 1865 war er der mächtigste Mann im Lande. Der Emir von Buchara, das Oberhaupt der Rechtgläubigen in Innerasien, ernannte ihn kraft seiner geistlichen Würde zum Atalig Ghazi, Beschützer der Kämpfer (des Glaubens), und seitdem führt Jakub Beg diesen Titel.

Nachdem Shaw Erlaubniß zum Eintritt in Ostturkestan ausgewirkt hatte, unternahm er im September 1868 seine Reise von Leh aus und ging zunächst durch das Karakaschthal. An der Grenze Ostturkestans wurde er von einem Mihmandar, einem Bewillkommner der Gäste, welchen der Herrscher ihm entgegen geschickt hatte, empfangen und von demselben nach Yarkend geleitet. In seinem Tagebuche be-

*) Das „Athenäum", welches (2. December 1871, S. 715) Shaw's Buch bespricht, bemerkt mit großer Naivetät der Unwissenheit, daß „kein Europäer in dieses geheimnißvolle Land eingedrungen sei, bevor 1869 Shaw und Hayward ihren kühnen Versuch unternahmen." Das „Athenäum" weiß nichts davon, daß Rußland in seinen Verträgen mit China sich ausbedungen hatte, in Kaschgar Handel treiben und einen Consul halten zu dürfen; nichts davon, daß 1859 Capitän Walichanof diese Stadt besuchte (Erman, „Archiv für die Kunde von Rußland," XXI, S. 605 ff.). Es erwähnt ferner nicht des deutschen Reisenden Adolf von Schlagintweit, der im August 1857 bei Kaschgar von einem fanatischen Mohammedaner ermordet wurde, weil man ihn für einen indo-britischen Agenten hielt. Wenn es sich darum handelt, die Verdienste um die Erforschung Hochasiens zu würdigen, wird man die Gebrüder Schlagintweit sicherlich mit in die erste Linie stellen müssen. Die Handelsverhältnisse der „kleinen Bucharei" (Ostturkestans, Ostdschagatais, Thian schan nan lu) habe ich in meiner „Geographie des Welthandels" II, S. 243 ff., nebst den Verkehrswegen nach den verschiedenen Richtungen hin, eingehend geschildert. A.

tont er, daß er in hohem Grade erfreut und überrascht gewesen sei, die Leute körperlich so hübsch und wohlgestaltet und in ihrem Betragen so frank und frei zu finden; sie waren sehr gastfrei, Lebensmittel gab es in Hülle und Fülle und überall in den Dörfern war Wohlstand. In den beiden Hauptstädten Yarkend und Kaschgar konnte Shaw sich jedoch nicht frei bewegen und wurde in einem Hause, das er nicht verlassen durfte, in einer Art von ehrenvoller Gefangenschaft gehalten. Der Atalig Ghazi benahm sich gegen ihn sehr freundlich und ließ merken, es sei ihm angenehm, daß ein Engländer in sein Land gekommen wäre. Shaw möge doch ja alljährlich einen Kaufmann mit Waaren senden, damit die Verbindung zwischen beiden Ländern unterhalten werde; er äußerte sich mit Mißbilligung über das Absperrungssystem der Chinesen. Der Reisende wurde mit Geschenken bedacht und ging im Juni 1869 über den Karakorumpaß zurück.

Während er im Anfange des Jahres 1870 in England mit der Ausarbeitung seines Werkes beschäftigt war, berief die angloindische Regierung ihn nach Indien zurück und schickte ihn und Forsyth wieder nach Turkestan. Diese Mission war gleichbedeutend mit einer Anerkennung des Atalig Ghazi als eines unabhängigen Herrschers. Wir haben, wie gesagt, mehrfach Mittheilungen aus Forsyth's Berichte im „Globus" gegeben, und wollen hier nur bemerken, daß Shaw gegenwärtig britischer Commissär in Leh ist, wo er allerdings Gelegenheit genug findet, dem Handelsverkehr förderlich zu sein; denn Leh ist der obligate Stapel- und Transitplatz, welchen die Karawanen zwischen Indien und Yarkend nicht umgehen können. Von dort aus wird er ohne Zweifel freundlichen Verkehr mit dem Atalig Ghazi unterhalten.

Wir sagten schon, daß Rußland auf keinen Fall es gern sehen kann, hart an seiner Grenze ein mächtiges mohammedanisches Reich gegründet und befestigt zu sehen, noch dazu, wenn dasselbe von einem so unternehmenden und kriegerischen Manne beherrscht ward. In den westturkestanischen Chanaten sind viele Tausende von Mißvergnügten, welche Haß und Groll gegen die europäischen Eroberer hegen, und gern mit dem rechtgläubigen Herrscher gemeinschaftliche Sache machen. Es steht aber in Rußlands Macht, den Chinesen gegen ihn förderlich an die Hand zu gehen. Aber Russen wie Chinesen sind in Ostturkestan weit weg von ihrer Operationsbasis, und beide zusammen würden möglicherweise nur wenig gegen ihn ausrichten. Den Engländern wäre eine Stabilität des neuen mohammedanischen Reiches durchaus erwünscht, weil dasselbe, ganz abgesehen von den Handelsbeziehungen, „wirken würde wie ein Buffer, welcher die Außenposten der Briten im Karakorumgebirge und jene der Russen am Thian schan aus einander hält."

* * *

Wir wollen hier einige Mittheilungen anschließen, welche wir in der Calcuttaer Correspondenz der „Times Mail" (5. December) finden; sie dienen zur Erläuterung des Vorstehenden und zeigen, wie scharf die angloindische Regierung die Dinge in Ostturkestan im Auge behält. Bekanntlich werden unter des Majors Montgomerie Leitung die Gegenden im Norden des Himalaya trigonometrisch und topographisch aufgenommen; der Bericht darüber für 1870, welcher im October erschien, enthält nun die Forschungen von Badachschan aus über die Pamirsteppe bis Kaschgar. Montgomerie verwendet zu den Arbeiten in jenen Gegenden Asiaten, wo möglich Leute aus den betreffenden Landschaften selbst, nachdem er sie eingeschult hat. An Reisenden ist in Asien niemals Mangel, die Lust zum Wandern steckt den Asiaten im Blute, aber es ist nicht leicht, zuverlässige und geschickte Männer zu finden. Der Major lernte einen solchen kennen, einen Silberschmied, der für gewöhnlich Rundreisen von Peschawer und Kabul aus durch Centralasien bis Yarkend machte. Als Montgomerie sich desselben bedienen wollte, war er schon fortgereist und deshalb wandte er sich an einen Mohammedaner, der unter der Bezeichnung „der Mirza" bekannt ist und schon in näherer Beziehung zu Pottinger und anderen englischen Ingenieuren gestanden hatte. Sein Vater war ein Türke, seine Mutter eine Perserin, er redet die Sprachen seiner Eltern und versteht auch gut Englisch. Das in ihn gesetzte Vertrauen hat er glänzend gerechtfertigt.

Gegen Ende des Jahres 1867 erhielt nun dieser Mirza den Auftrag, von Peschawer aus den Weg nach Tschitral einzuschlagen, und falls er das nicht könne, eine beliebige Straße einzuschlagen; er sollte den obern Oxus erforschen, die Pamirsteppe, Chokand, Kaschgar 2c. Für die Tschitralroute war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt; der Mirza ging also am obern Indus abwärts, durch den Malapaß nach Kelat in Beludschistan und von da nach Kandahar. Dort traf er gerade ein, als Schir Ali, der jetzt so viel genannte Herrscher von Afghanistan, als Sieger einzog, und ging im Gefolge desselben nach Kabul. Von dort zog er im October 1868 nach Badachschan über Chulum (Kulm), Tasch kurgan und dann am Oxus nach Rustak. Unterwegs stellte er Beobachtungen an und unternahm Messungen, die sich nach näherer Prüfung als zuverlässig herausgestellt haben. Im December verließ er bei starkem Schneefall Rustak und kam nach Feizabad, der Hauptstadt von Badachschan; sie liegt am Koktschaflusse, die Bewohner schmelzen und gießen Eisen, ihr Handel mit Töpfen, Pfannen, Lampen und dergleichen ist nicht unbedeutend.

Nach mancherlei Erlebnissen kam der Mirza nach Kaschgar, wo der Atalig Ghazi residirte. Es war dem Reisenden aufgefallen, daß er im Gebiete desselben eine beträchtliche Anzahl Forts fand; auch wurde ihm klar, daß die Bevölkerung großen Respect vor den kriegerischen Eigenschaften des Herrschers hatte. Montgomerie will diese nicht gelten lassen und stellt die Ansicht auf, daß derselbe im Kampfe mit den Tunganis den Kürzern ziehen werde. Aber das Gegentheil ist, wie wir aus neueren Nachrichten wissen, eingetroffen. In Kaschgar sprachen die Leute viel von Russen und Engländern und erörterten die Macht der Mohammedaner. Unterwegs wurde der Mirza auf einem Theil seiner Reise von Kirgisen weiter befördert. In Kaschgar selbst scheint man ihn nicht ohne einiges Mißtrauen beobachtet zu haben, doch als Asiat, der keine amtliche Mission hatte, wie Forsyth, machte er sich wenig daraus, und ohnehin hatte er Zeit genug. Er sah den Atalig Ghazi dreimal und konnte auch aus dessen Residenzstadt Neu-Kaschgar einen Ausflug nach dem etwa eine deutsche Meile entfernten Alt-Kaschgar machen, aber nur insgeheim. Bis dahin war es noch keinem Eingeborenen Indiens gestattet worden, diese Stadt zu betreten.

Zeit hatte der Mirza, wie gesagt, vollauf, aber nun war ihm das Geld ausgegangen. Die Art und Weise, wie er sich aus der Verlegenheit helfen konnte, ist echt asiatisch. Er hatte einen afghanischen Gefangenen kennen gelernt, der Geld nach seiner Heimath Kabul schicken wollte; dieser gab ihm die Summe und er verpflichtete sich, dieselbe in Kabul an die Familie des Gefangenen zurückzuzahlen. Nach vier Monaten erhielt er Erlaubniß, nach Yarkend zu reisen, wo er abermals unter ähnlichen Umständen eine Summe Geldes borgte.

Ueber den Atalig Ghazi weiß der Mirza Manches zu erzählen. Er berichtet, wie die Tunganis und Ketscharis (Kucharis) sich gegen die Chinesen in Waffen erhoben und

gewissermaßen den Kern für die Mohammedaner weit und breit bildeten. Die Chinesen unterlagen; alle Gefangenen wurden gezwungen, den Islam anzunehmen. Dann trat Jakub Beg auf. Der Mirza will wissen, daß derselbe seine Stellung durch russische Beihülfe gewonnen habe. Er habe von seinem Landesherrn, dem Chan von Chokand, den Befehl über eine Truppenabtheilung erhalten und den Russen erlaubt, ihre Vorposten immer weiter vorzuschieben. Als der Chan sich von diesem Verrath überzeugt habe, sei Jakub Beg nach Buchara entflohen. Das stimmt allerdings nicht mit den oben angeführten Angaben Shaw's, die viel annehmbarer erscheinen. Der Mirza konnte nicht bis an die russische Grenze vordringen, hörte aber, daß die Moskowiter an derselben viele Forts angelegt hätten und immer mehr Festungen baueten. Trotzdem fühlte der Atalig Ghazi sich so sicher, daß er einen Zug gegen die rebellischen Tunganis im Osten unternahm. Er habe erst im vierzigsten Jahre lesen und schreiben gelernt, sei streng religiös, einfach in seinem Wesen, aber heftig und leidenschaftlich; er werde von seinen Unterthanen mehr gefürchtet als geliebt.

Aus allen Erdtheilen.

Die Bildungsanstalten und die Unterrichtsfrage in Rußland.

Darüber bringt die „Russische Welt" statistische Nachweise, die ganz geeignet sind, ein Schlaglicht auf den Stand dieser Frage zu werfen. Die Zeitschrift weist zunächst hin auf den Mangel an Professoren und Lehrern und auf die beständige Bewegung im Lehrpersonal, als auf eine der Hauptursachen des geringen Niveaus der Bildung in Rußland und des kläglichen Zustandes der Bildungsanstalten. Bei den Universitäten stellte sich am 1. Januar 1871 im Vergleich zu den Etats folgendes Verhältniß zwischen den besetzten und unbesetzten Professuren heraus:

Bei der Universität in	waren besetzt	unbesetzt	
Petersburg	61	14	Professuren.
Moskau	72	19	„
Charkow	46	45	„
Kasan	49	42	„
Kiew	53	38	„
Odessa	31	27	„
Dorpat	47	7	„
Warschau	61	10	„

Es kommen demnach auf 420 besetzte Lehrstühle 202 unbesetzte; es fehlte also im Durchschnitt ein Drittel, bei den Universitäten in Charkow und Kasan sogar die Hälfte der Professoren! Hieraus ergiebt sich, in welchem Zustande sich die Wissenschaft auf der Mehrzahl der Universitäten befinden muß, und wie hoch man den Gelehrtenstand schätzt, wenn unter 80 Millionen Einwohnern sich nicht ein paar hundert Menschen finden wollen, die ein Katheder anzunehmen wünschten und dazu befähigt wären.

Bei den Gymnasien ist die Zahl der Lehrervacanzen nicht bedeutend, aber immer noch groß genug. Zum 1. Januar 1871 befanden sich die Gymnasien in folgender Lage:

In den Lehrbezirken von	waren vorhanden	fehlten	
Petersburg	237	16	Lehrer.
Moskau	250	36	„
Charkow	127	13	„
Kasan	158	8	„
Kiew	208	29	„
Odessa	135	15	„
Dorpat	129	10	„
Wilna	168	47	„
Warschau	449	20	„
Westsibirien	24	5	„

Auf 1903 besetzte Lehrerstellen kommen also 199 oder mehr als 10 Proc. unbesetzte.

Interessant ist auch der Zuwachs und Abgang der Lehrer, von denen außerdem selten einer lange auf seiner Stelle bleibt. Für die vier Jahre vom 1. Januar 1867 bis zum 1. Januar 1871 ist in dieser Hinsicht Folgendes zu bemerken:

In den Lehrbez.	Zum 1. Jan. 1867.	Im Laufe der 4 Jahre kamen dazu	gingen ab	
von Petersburg	235	126	104	Lehrer.
„ Moskau	211	143	123	„
„ Charkow	114	62	56	„
„ Kasan	144	106	91	„
„ Kiew	203	83	94	„
„ Odessa	124	108	95	„
„ Dorpat	110	64	44	„
„ Wilna	181	101	98	„
„ Warschau	487	196	222	„
„ Westsibirien	24	5	5	„
Im Ganzen	1733	933	932	Lehrer

Mit anderen Worten: in vier Jahren gingen im Durchschnitt mehr als 53 Proc. von dem vorhandenen Lehrerpersonal ab. In einigen Bezirken gestaltete sich dies Verhältniß noch ungünstiger; so betrug die Zahl der abgegangenen Lehrer im Odessaschen Lehrbezirk gegen 87 Proc., im Kasanschen 73 Proc. der vorhandenen. Es erneuert sich demnach das ganze Lehrerpersonal durchschnittlich in acht Jahren, im Odessaschen Lehrbezirk sogar in $4^1/_2$ und im Kasanschen in $5^1/_2$ Jahren, so daß es schwer zu sagen ist, ob sich in unseren Gymnasien das Lehrer- oder das Schülerpersonal schneller verändert. Dieser Mangel an Stetigkeit in ersterm macht es unmöglich, daß sich ein festes System bilde und gute Traditionen festsetzen, und zeugt für das Unbehagen der Lehrer und Erzieher in ihren Stellungen.

Aus Südamerika und Mexico.

In dem sogenannten „lateinischen" Amerika, — so hat bekanntlich Ludwig Napoleon die indianisch-spanischen Länder, sinnlos genug, getauft — könnte es in mancher Beziehung ganz leidlich hergehen, wenn nur die unglückselige Präsidentenmacherei nicht wäre, wenn man in diesen „Republiken" eine feste Spitze hätte. Aber die Präsidentenwahlen stellen allemal Alles wieder in Frage und gehen selten ohne Revolutionen, Mord und Todtschlag ab, mit Ausnahme von Chile, wo jüngst auch Errazuriz (aus baskischem Blut) eben so friedlich ans Ruder kam, wie der ausgezeichnete und tüchtige Sarmiento vor einigen Jahren in Argentinien. Sonst aber sind die Präsidenten überall durch eine Revolution emporgekommen und wieder durch eine solche gestürzt worden, wie in Bolivia Melgarejo, der seinen Vorgänger verdrängte und nun als Flüchtling umherirrt, durch Morales. In Peru kam Balta durch eine Revolution oben auf. Jetzt eben ist sein Termin abgelaufen und eine Wahl mußte stattfinden. Es traten drei Candidaten auf, zwei anständige Leute, Pardo und Ureta, und ein farbiger Revolutionär von Handwerk, General Echenique, der schon früher einmal durch einen Handstreich Präsident geworden war und es mit Hülfe der rohen farbigen Masse

wieder zu werden hoffte. Pardo erhielt die Mehrheit der Stimmen; ob er ohne weitern Kampf seine Stelle wird einnehmen können, muß die Zeit lehren. Unsere Berichte reichen erst bis Ende October.

In Lima war „nicht sehr viel Blut" vergossen worden; in Arequipa, das kein Jahr ohne Mord, Todtschlag und Revolutionen vergehen läßt, ging es um so wilder zu. Während dreier Tage wurde kein Laden geöffnet und die Plaza mayor, der Hauptplatz der Stadt, war wie verödet; das Publicum ließ ihn für die Parteien frei, welche dort mit einander fechten wollten. Am 15. October war ganz Arequipa wie ausgestoben; kein Mensch ließ sich auf der Straße sehen. Plötzlich zog eine Bande von etwa achthundert farbigen Raufbolden durch die Gassen nach der Plaza, die Schaar Echenique's, alle mit Steinen und Revolvern wohl versehen. Sie nahmen alle Tische in Besitz, an welchen die Wahl stattfinden sollte. So erwarteten sie die Gamistas, wie die für Pardo und Ureta stimmenden von ihnen bezeichnet wurden, und sie traten um so zuversichtlicher auf, da sie im Nothfall an den Soldaten Helfershelfer zu finden hofften. Aber ein eigentliches Gemetzel fand nicht statt; nur einige Dutzend auf der einen oder andern Seite wurden in kleinen Scharmützeln verwundet; zum Abgeben von Stimmen kam es an jenem Tage nicht. Am 16. October griffen dann die Gamistas ihrerseits an; sie hatten Flinten und Revolver, trieben die Echeniquistas von den Wahltischen fort, und nach einer Viertelstunde zählte man auf beiden Seiten 18 Todte und etliche 30 Verwundete. Dann dauerte das Schießen in den Straßen noch ein paar Stunden munter lang fort. Eine Wahl konnte man nicht vornehmen.

Folgendes ist charakteristisch. Drei farbige Knaben von 9 bis 10 Jahren spielten Präsidentenwahl auf der Straße in Lima. Zwei waren für Echenique, einer für Pardo. Jene fielen über diesen mit Fäusten her. Da kam ein erwachsener Pardista vorüber, er schoß ohne Weiteres die beiden Echeniquistas todt und ging dann ruhig seines Weges.

In Uruguay dauert die Revolution der Blancopartei gegen jene der am Ruder befindlichen Colorados nun seit zwei Jahren in matter Weise fort. Jene sind nicht stark genug, die Hauptstadt Montevideo einzunehmen, und diese haben keine hinlänglichen Streitkräfte, um jene zu überwältigen. Man ist jedoch an solche Zustände, welche die Regel bilden, gewöhnt.

Paraguay hat nun auch seine revolutionären Auftritte und es geht dort her wie in anderen Republiken. Der alte Doctor Francia und die beiden Lopez schalteten als gestrenge Dictatoren und ließen weder Streit noch Unordnung aufkommen. Jetzt aber hat das Land sich einen Präsidenten gegeben, der Rivarola heißt. Er ist von vornherein mit den beiden Häusern der Legislatur in Zwist gerathen, und diese bestanden darauf, daß er abdanken solle. Dazu wollte sich Rivarola nicht verstehen, er erklärte seinerseits das Benehmen der Opposition für revolutionär, sperrte die Widerspenstigen und viele ihrer Anhänger ein und erklärte sich zum Dictator. Während der Sitzung des Congresses kam es am 19. October in Asuncion in der Deputirtenkammer zu einem förmlichen Gefechte, an welchem die Gallerien Theil nahmen; Hauptwaffen waren Branntweinflaschen, Messer und Revolver. Vier Menschen blieben todt auf dem Platze, mehr als zwanzig wurden verwundet. Somit ist nun Paraguay den indianisch-spanischen Schwesterrepubliken vollkommen ebenbürtig.

In Colombia (Neugranada) war durch Revolution ein ganz tüchtiger Mann, Salgar, ans Ruder gekommen; er tritt nun, wie es scheint friedlich, die Präsidentschaft an den neugewählten Murillo ab, und so kann der Uebergang ausnahmsweise einmal ein friedlicher sein, wenn nicht der alte Revolutionär von Handwerk, General Thomas Mosquéra, einen Strich durch die Rechnung macht. Derselbe war schon einige Mal Präsident, ist zwischen 70 und 80 Jahr alt und will einen ihm ganz gefügigen „General", Trujillo, als Präsidenten haben. Die clericale Partei richtet auch in Bogota allerhand Unheil an. Die Stadtbehörde hatte einen englischen Protestanten Namens Wallace gebeten, die städtischen Schulen zu verbessern; darüber ergrimmten die Priester und hetzten das gemeine Volk gegen die Regierung und gegen den Ketzer auf. Die Behörde mag aber den letztern nicht den Fanatikern preisgeben und die Regierung will das Schulwesen nach deutschem Muster einrichten lassen; denn die Priester sollen platterdings nichts in das Schulwesen hineinzureden haben, „weil sie die Kinder verdummen." Jesuiten werden in Neugranada nicht geduldet, sind dagegen in Ecuador beim „Tyrannen" Garcia Moreno sehr wohl gelitten. Dieser Dictator der Republik läßt kurz und gut alle Leute einsperren, welche sich gegen die Unfehlbarkeit des Papstes erklären. — Venezuela hat Revolution und drei Generäle, deren jeder sich Präsident nennt.

Was Centralamerika anbelangt, so ist Costarica ruhig; es bauet an seiner interoceanischen Eisenbahn und freuet sich, daß die Kaffeernte 263,000 Centner betragen hat. In Nicaragua ist man mit dem Präsidenten Quadra, welcher seinen Vorgänger Martinez aus dem Lande gejagt hat, zufrieden, weil er nicht duldet, daß die Jesuiten sich einnisten; er hat erklärt, sie seien überall Störenfriede und zu nichts weiter gut, als Proselyten unter den Moskitoindianern zu machen, falls diese sich bekehren lassen wollten; an der Moskitoküste werde er ihnen kein Hinderniß in den Weg legen, in Nicaragua selbst wolle er sie nicht haben. In San Salvador kam im Frühjahr durch eine Revolution gegen den Präsidenten Duenas General Gonzalez ans Ruder, im September entdeckte er eine Verschwörung, welche sein Kriegs- und Finanzminister Araujo gegen ihn angezettelt hat, um seinerseits Präsident zu werden. In Honduras wurde Präsident Medina durch eine Revolution gestürzt, ist jedoch wieder am Ruder. In Guatemala war nach Rafael Carreros Ableben Cerna zum Präsidenten gewählt worden. Als er sich von den Jesuiten zu vielerlei Missethaten verleiten ließ, jagte man ihn fort und der General, welcher ihn gestürzt hatte, Garcia Granados, ist nun Präsident. Die Jesuiten erregten dann unter den Indianern, namentlich denen in Chiquimula, eine Rebellion zu Gunsten ihrer Creatur Cerna. Wir haben vor einiger Zeit den Protest mitgetheilt, in welchem die Bürger von Altguatemala die Austreibung des Paters Jesu forderten. Sie ist seitdem erfolgt; es waren ihrer 80 im Lande; diese ließ Cerna insgesammt aufgreifen und im Hafen von José an der Westküste auf ein Schiff bringen. Sie wurden nach Nicaragua geschafft.

Mexico versteht sich am allerbesten auf Revolutionen, Pronunciamientos, Anarchie und Präsidentschaftskämpfe; Uebung macht den Meister. Der Amtstermin des Präsidenten Benito Juarez, der ein Vollblutindianer ist, geht zu Ende, aber schon seit länger als einem Jahre wurden von drei Seiten her Ränke gesponnen. Die Candidaten waren Juarez, der nun im October bei der Wahl die Mehrheit erhalten hat, der Finanzminister Lerdo de Tejada, ein Weißer, und ein in revolutionären Dingen wohl bewanderter General, Porfirio Diaz. Man sah allgemein voraus, daß die Wahl, auf wen sie auch fallen mochte, nach herkömmlichem Brauche Revolutionen zur Folge haben werde, und das ist eingetroffen. Schon in der ersten Hälfte des Novembers war die Anarchie wieder allgemein. Wir lesen in einem Bericht vom 11. November: „Die Zerrüttung ist ärger als je zuvor. Der Staat Oaxaca hat die Revolution proclamirt. — Porfirio Diaz hat beträchtliche Streitkräfte unter sich. — Die Staaten Aguas Calientes, Durango, Zacatecas und Cohahuila haben revolutionäre Pronunciamientos erlassen; in anderen Staaten werden dergleichen vorbereitet. Viele Staatsgouverneure sind abgetreten; allgemeine Unruhe. — Unzufriedenheit in der Armee; Generäle und Obersten gehen zu den Rebellen über; auf die Soldaten ist kein Verlaß. — Das Finanzministerium ist völlig bankerott, General Negrete hebt im Staate Puebla Mannschaften aus; er hat die Revolution proclamirt." —

Es verlohnte sich für uns der Mühe und des Zeitauf-

wandes, diese Musterkarte aus dem „lateinischen“ Amerika zusammenzusuchen; dieser einfache Catalog der Thatsachen spricht beredter als jedes Raisonnement.

Die australischen Eucalyptusbäume.

Sie werden durch Verpflanzung nach verschiedenen Gegenden immer mehr kosmopolitisch und sie gedeihen vortrefflich in Gegenden, die einen heißen Sommer haben. Der Eucalyptus globulus, welchen die Australier als blauen Gumbaum bezeichnen, kommt auf Corsica und Algerien, wo er 1855 zuerst angepflanzt wurde, sehr gut fort; ein Gleiches ist der Fall in anderen Küstengegenden des Mittelländischen Meeres, z. B. in Spanien bei Cadiz, Sevilla, Cordova, und in Südfrankreich bei Cannes, Antibes, Hyeres und auch bei Nizza. Die Pflanze wächst ungemein rasch. Ein Steckling, der im Mai 1862 in einem Garten in der Muette bei Paris gesetzt wurde, nahm in den Monaten von Juni bis October um 3 Fuß an Höhe in jedem dieser Monate zu. Auf der großen Ausstellung von 1867 sah man einen Eucalyptusstamm aus Algerien, aus der Pflanzschule von Hamma, der 10 Meter 55 Centimeter hoch war und 3 Fuß über dem Boden 1 M. 50 C. in Umfang hatte. Ein zehnjähriger Eucalyptus, der neulich bei Hyeres geschlagen wurde, war 22 Meter hoch; Umfang 1 M. 94 C. Trotz dieses raschen Wachsthums ist das Holz nicht etwa leicht, sondern im Gegentheil schwer und hart; auch leistet es dem Wasser und der Luft großen Widerstand. Die Australier behaupten, es ersetze ihnen jenes der Eiche und selbst das Teckholz, und sie bedienen sich desselben auch zum Schiffsbau. Die meisten Dampfer in Melbourne sind aus Eucalyptus gebaut, ebenso die dortigen Walfischfahrer. Die Eucalyptuspflanzungen verbreiten einen gesunden, aromatischen Geruch von einem flüchtigen Oele, das sich im Blatte in großer Menge, in der jungen Rinde dagegen viel schwächer vorfindet. Man bezeichnet dasselbe als Eucalyptol. — Gleichfalls sehr rasch wächst Eucalyptus gigantea, dessen Holz eine eben so große Härte besitzt, und der bis 250 Fuß und darüber in dem magern Boden der Berggegenden Victorias hoch wird. Das Holz spaltet leicht und giebt auch sehr gute Latten und Schindel. Aus der schwammig-faserigen Rinde gewinnt man ein ganz ausgezeichnetes Material zur Bereitung von Papier, das sehr leicht und gut die Bleiche annimmt. — Ein dritter Eucalyptus, der Jara, oder E. mahagony oder marginata, ist von großem Werthe für den Schiffsbau, weil der Bohrwurm ihm nichts anhaben kann; er wächst eben so rasch wie die übrigen Gumbäume.

* * *

— In der geographischen Gesellschaft zu London ist am 27. November 1871 wieder einmal die Rede von dem räthselhaften Livingstone gewesen, aber die Sache wird nachgerade äußerst langweilig. Man fragt mit Recht: da die Araber von Sansibar aus regelmäßige Handelsverbindungen mit den Gegenden westlich vom Tanganyika-See unterhalten, in welchen Livingstone seit drei Jahren umherzieht, weshalb nicht wenigstens ein Brief von ihm nach jenem Hafenplatze gelangt? Jetzt hat nun der Consul Kirk von dort gemeldet, in Unyanyembe seien Unruhen ausgebrochen, und da diese Landschaft zwischen der Küste und dem Tanganyika-See liege, so habe man bis auf Weiteres keine Nachrichten von dem Reisenden zu erwarten. Das mag ganz richtig sein, aber Jahre lang waren keine Unruhen in Unyanyembe, die arabischen Handelsleute hatten ungehinderten Durchzug, und doch hat man seit vier Jahren von Livingstone nichts erhalten als einen Brief, der lauter confuse Dinge enthielt und aus welchem kein Mensch etwas zu machen wußte. Richard Burton, der sein Consulat in Jerusalem aufgegeben hat, weil er mit dem britischen Generalconsul in Beyrut sich nicht vertragen konnte, und sich jetzt in London aufhält, äußerte, daß Livingstone auf kein Hinderniß treffen würde, wenn er seine Rückreise um die Südseite des Sees machen wollte. Er las dann einen Aufsatz über die vulcanische Region im Osten von Damascus und die Höhle von Umm Nivan; derselbe enthielt die Schilderung einer zweiwöchentlichen Reise, welche Burton mit C. F. Tyrwhitt Drake durch die Safaregion (die östliche Trachonitis der alten Griechen) unternommen hatte; sie bildet ein ausgedehntes Lavafeld. Eine wichtige Ausbeute bilden 130 Inschriften, darunter drei in palmyrenischem Dialekt.

— Am 15. November 1871 brachte der Dampfer, welcher aus Yokohama kam, nach San Francisco wieder zwölf japanische Studenten, welche in Europa, zumeist auf deutschen Universitäten, ihre Studien machen wollen. Zugleich erfahren wir, daß der Abkömmling der Götter, der Mikado von Japan, der bis dahin für das Publicum unsichtbar gewesen ist, sich nun öffentlich vor allem Volke sehen läßt, das nun weiß, wie sein Kaiser aussieht. Der neue Gouverneur von Yokohama hat den fremden Consuln beim Antritte seines Amtes ein Festmahl gegeben, dabei eine lange Rede gehalten und sich für einen „Reformer und entschiedenen Freund des Fortschrittes“ erklärt. — Die Nordamerikaner haben darauf verzichtet, einen zweiten Flibustierzug gegen Korea zu unternehmen; sie haben schon im ersten ein Haar gefunden.

— Im Jahr 1871 ist in der Dominion of Canada eine Volkszählung veranstaltet worden. Dieselbe hat 3,484,924 Köpfe ergeben, durchschnittlich eine Zunahme von $12\frac{1}{2}$ Procent seit 1861. Es entfallen auf

Ontario (Obercanada)	1,620,842	Seelen.
Quebec (Untercanada)	1,190,505	„
Neu Braunschweig	285,777	„
Neu Schottland	387,800	„

In dem letztern stellte sich die Zunahme auf $17\frac{1}{5}$, in Untercanada auf nur $7\frac{1}{5}$ Procent.

— Aus Brasilien können wir wieder einen Fortschritt melden. Die gesetzgebende Provinz von Rio de Janeiro hat sich des Volksschulwesens ernstlich angenommen; sie erließ im October 1871 ein Gesetz, demzufolge Eltern und Vormünder verpflichtet sind, Kinder beiderlei Geschlechts vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre in öffentliche oder Privatschulen zu schicken. Kinder, deren Eltern so arm sind, daß sie keine anständige Kleidung anschaffen können, erhalten dergleichen auf Kosten der Provinz.

— „Wir haben doch recht wunderliche geistliche Herren,“ sagt ein Blatt im Staate Indiana. „Einer unserer Prediger zu Tipton hat in fünf Monaten Vielerlei durchgemacht. Zuerst starb ihm seine Frau; nachdem er an ihrem Grabe eine salbungsvolle Rede gehalten, bewarb er sich vierzehn Tage später gleichzeitig um drei weibliche Individuen. Das eine dieser Mädchen nahm er zur Frau; diese wurde aber von ihm geschieden, weil er einer andern Braut das Versprechen gebrochen hatte; er wurde nun seines Predigeramtes von der Gemeinde für verlustig erklärt. Sofort heirathete er die, welche ihn verklagt hatte, und trat zu einer andern Religionssecte über. Die dritte Person hofft, daß er sich bald von der zweiten scheiden lassen werde, damit die Reihe nun auch an sie komme.“

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Theben in Aegypten.

Von Professor Dr. Justi in Marburg.

II.

Die beiden hintersten Säulen der mächtigen Mittelallee sind zur Hälfte in die Mauer eines Vestibulums eingelassen, welches zu einem dritten zwischen Pylonen gelegenen Thore führt. Dieses öffnet sich nach der eigentlichen Tempelanlage, welche bedeutend älter als die schon beschriebenen Theile ist. Der eine der sogleich hinter dem Thore von Thothmes I. im 17. Jahrhundert errichteten 70 Fuß hohen Granitobelisken ist umgestürzt, auch der folgende Pylon sammt dem großen, einst von 37 Säulen und ebenso viel Karyatidenpfeilern hinter denselben getragenen hypäthralen Saale ist grausam zerstört. Links von dem weit in den Saal hineingebauten und denselben in zwei Flügel theilenden Thorgebäude Thothmes' IV. ragt wiederum ein 91 Fuß hoher, von Thothmes' III. Schwester und Vormünderin errichteter, nach der Inschrift einst oben mit Goldplatten belegter Granitobelisk über die einstige Höhe der Decke empor, dessen Gegenstück ebenfalls umgestürzt am Boden liegt. Die hohe Frau hat folgende Inschrift auf diesen größten und schönsten Obelisken Aegyptens eingraben lassen: „Die Herrin der Diademe und Gute an Jahren, der (weibliche) Horus, die Göttliche der Diademe, die Königin und Herrin beider Welten, Ra-ma-ke, sie hat errichtet dies als ihr Monument ihrem Vater Amun, dem Herrn der Sitze der Welten; sie hat ihm aufgestellt zwei große Obelisken an dem schönen Pylon Amun's, des großen Widders, hat sie geschmückt mit reinem Golde viel und reichlich. Sie hat erleuchtet Aegypten gleichwie die Sonnenscheibe. Niemals hat Aehnliches gethan ein Herrscher, was sie ihm gethan hat, der Sohn (die Tochter) des Sonnengottes, Amennumt Hat-asu, die Leben Spendende."

Aus dem Karyatidensaal schreitet man in die ältesten, von Sesurtesen I. im achten Jahrhundert des dritten Jahrtausends oder vor 45 Jahrhunderten zum Theil von Granit gebauten Theile der Tempelanlage, an welcher aber viele spätere Könige ebenfalls ihre Namen verewigt haben, wie Thothmes III., Sethos II. (im 16. und 14. Jahrhundert), die aus der Bibel bekannten Sisak und Tirhaka (im 10. und 7. Jahrhundert) und der Philippus Aridäus. Uebrigens befindet sich die hier gefundene Granitstatue des Sesurtesen im ägyptischen Museum zu Berlin. Die 60 Fuß lange und 20 Fuß breite Capelle ist durchaus mit meist 17 Fuß langen Granitquadern gebaut, und alle Theile sind mit brennenden Farben bemalt, die geflügelten Scheiben über den Eingängen waren von Gold, sind aber natürlich alle geraubt.

Es folgt jetzt eine von Schutthügeln ausgefüllte weite Strecke, auf welcher nur noch die Fundamente zweier Bildsäulen oder Obelisken zu erkennen sind, und endlich noch eine verwirrende Masse von Kammern und Sälen, unter denen besonders noch ein von Thothmes III. im 16. Jahrhundert gebauter Saal erhalten ist, der ringsum von 32 Karyatidenpfeilern und in der Mitte von zwei Reihen zu je zehn Säulen getragen wird. Hinter diesen Gebäuden schließt die Umfassungsmauer des großen Reichstempels ab, aber an

Bildsäulen Amenophis III. (Memnon).

Statue Ramses II. vor der Halle von Karnak.

ihrer Ostseite hat Ramses II. noch einen in wenigen Trümmern erhaltenen Tempel angelegt. Auf der rechten, südlichen Seite der hinteren Tempelanlagen liegt das Bassin, in welchem man wahrscheinlich die heilige Barke des Gottes Chonsu und Amun an gewissen Festzeiten des Jahres schwimmen ließ, und jenseits desselben ein bis auf die Fundamente der Thürpfosten und Säulen verschwundener Tempel. Auch nordöstlich von der Ziegelnmwallung des ganzen Bezirks dehnt sich eine lange Tempelanlage aus, zu welcher von Nordosten her eine Allee von 29 Sphinxpaaren führte. Dieser ganze Bezirk von Karnak ist übersäet von Trümmerhügeln, Tempelmauern, umgestürzten oder in der Erde begrabenen Granitkolossen, Säulenfragmenten, stattlichen Thoren, zu deren Seiten aber die von Nilziegeln aufgeführten Mauern längst in Schutt gesunken sind, und Palmen erheben sich aus dem wuchernden Gesträuch der Mimosen. Ohne Zweifel war hier der Mittelpunkt der alten Stadt, der große Tempelpalast des Reiches, wo der Gott Amun verehrt wurde, wo der Pharao, umgeben von seinem Hofstaat, in der großen Halle seinen Thronsitz einnahm, um die feierlichen Acte seiner Regierung zu vollziehen, den staunenden Gesandten fremder Nationen in seiner Majestät zu erscheinen, die für die Götter bestimmten Theile der Kriegsbeute an deren Altären niederzulegen.

* * *

Wenn wir mit dem Tempel von Karnak die Betrachtung der großartigsten Ruinen Thebens abgeschlossen haben, so wird gleichwohl unser Interesse auch noch durch die übrigen Theile der Königsstadt rege erhalten, welche zwar nicht so ausgedehnt, aber doch wieder von so eigenthümlicher Beschaffenheit sind, daß wir den Leser getrost einladen dürfen, auch noch das westliche Ufer des Nils mit uns zu besuchen. Wir setzen also gegenüber Alt-Kurna, dem nördlichsten Dorfe im Bereich des alten Theben, über den Strom und erblicken einen gewaltigen Tempel mit einem Porticus von zehn cannelirten Säulen. Dieser Porticus bildet aber nur den hintern Theil eines großen Vorhofes, von dem außer diesen zehn Säulen nur noch das weit vor dem Tempel liegende Thor übrig ist. Auch ein zweiter, äußerer Vorhof verschwand bis auf das Thor. Der Erbauer des Tempels ist Sethos I., welcher den großen Saal in Karnak angelegt hat. Die Weihinschrift lautet: „Sethos I. hat dies gemacht zu einem Monumente seinem Vater Amun-Ra, dem König der Götter; er hat ihm gebaut einen Tempel für Millionen von Jahren an der Hauptstelle von Tham, gegenüber der Stadt Ape, aus weißem Sandstein.“ Der Tempel diente dem Todtencultus, wie denn überhaupt alle Gebäude auf dem westlichen Ufer des Nils mehr oder weniger für diesen Zweck bestimmt waren. Hier in Westen erhebt sich das öde Felsengebirge, welches das fruchtbare Thal von der Sandwüste trennt. Hinter ihm sinkt die Sonne jeden Tag in die Unterwelt, und die Todten folgen ihr in das finstere Land. Die Aegypter waren nach Herodot das älteste Volk, welches an die Fortdauer des Menschen und eine Vergeltung nach dem Tode geglaubt hat; sie meinten, daß die kurze Spanne des Erdenlebens nicht in Betracht komme gegen das Leben im Jenseits; das Grab war ihnen die ewige Wohnung, auf deren Herrichtung sie die größte Sorgfalt verwendeten, während sie dem irdischen Wohnhause, als zeitweiliger Herberge für das kurze Erdendasein, nur geringe Aufmerksamkeit schenkten. Daher die ängstliche Einbalsamirung der Todten, um für alle Ewigkeit oder wenigstens für eine gewisse Reihe von Jahrtausenden den Leib aufzubewahren, an dessen Erhaltung das Leben der Seele gebunden geglaubt wurde, die wenigstens durch seine Verwesung hätte beunruhigt werden können; daher die zahlreichen Stätten, an denen die Feier zu Ehren der Todten, die Anbetung der unterirdischen Gottheiten vollzogen wurde. Die Seele geht nach dem Tode in ein Thier der Erde, des Wassers, der Luft über und gelangt nach 3000 Jahren wieder in einen menschlichen Körper. Diese Seelenwanderung wird von Plutarch, Plato und Anderen berichtet und wird auch von Pythagoras und seinem Lehrer Pherekydes, der in Aegypten studirt hatte, und anderen griechischen Philosophen angenommen. Auch die Pharisäer glaubten an eine Seelenwanderung. Die Seele sollte nach ägyptischem Glauben nach 3000 Jahren ihren Leib wieder aufsuchen und ihn beleben, worauf er dieselben Beschäftigungen wieder aufnehmen sollte wie in seinem ersten Dasein. Wie oft der Fall ist, trafen die religiösen Einrichtungen mit staatlichen oder sanitätlich nothwendigen zusammen; wenn die Aegypter die Leichen etwa in den Nilboden und nicht in den trockenen Felsen bestattet hätten, ja selbst die todten Thiere nicht so sorgfältig beerdigt hätten, wie sie es in der That gethan haben, so würden sich bald Miasmen erzeugt haben, welche das Land zu einem Herd schrecklicher Epidemien gemacht hätten. Die Aegypter nennen die Schatten oder Manen Chou, was den zu einem Geist verwandelten Todten bei seiner Ankunft in der westlichen Wohnung bezeichnet; er ist der intellectuelle Theil des Menschen, befreit von den Fesseln des Leibes, nach dem Hermes trismegistus „der reine, von den Umhüllungen befreite, von Natur göttliche Geist“, welcher in einem Feuerkörper den Raum durchwandelt und die Seele dem Gericht und der Strafe oder Belohnung überläßt. Dieses Feuer- oder Lichtkleid mußte der Geist ablegen, als er in den Leib eintrat, welcher ihn aus dem Licht, die Seele aus dem Lebenselement mitgetheilt bekam. In der Odyssee erscheint der Seher Tiresias in der Unterwelt zwar nicht mit Leben oder Seele, wohl aber mit dem Geist ausgestattet, eine besondere Vergünstigung, welche den übrigen Bewohnern des Hades, die nur als Schatten umherirren, versagt war.

Der dürre Fels der libyschen Bergkette war nun vortrefflich für die Bewahrung der Mumien geeignet, da der Mangel an Regen und aller Vegetation keine Feuchtigkeit erzeugt, welche durch Einsickern in den Fels die vermauerten Grabkammern zerstören, die Leichen der Verwesung hätte aussetzen können; und so gelang es den Aegyptern wirklich, das ganze Volk wenigstens dem lebendigen Zustande ähnlich auf die Nachwelt zu vererben. Die einbalsamirten und mit Byssusbinden fest umwickelten Leichname, wenn sie sorgfältig aus den Sarkophagen genommen werden, zeigen noch jetzt, wie man sich z. B. im britischen Museum überzeugen kann, die wesentlichen Züge des Gesichts, freilich in schrecklicher Entstellung durch den Tod. Wir gestatten uns, hier einige Bemerkungen eines sachkundigen Mannes über die Mumien anzuführen. Gesicht, Hände und Füße der Leiche wurden mit einer Leinwand umwickelt, auf welcher wahrscheinlich durch eine Form die Gestalt dieser Körpertheile in Relief ausgepreßt waren; man suchte durch die Umwickelung die Körperformen möglichst zu erhalten und das Zusammenschrumpfen zu verhüten. Jedes Glied, jeder Finger und jede Zehe wurde erst besonders umwickelt, ehe die allgemeine Einhüllung vorgenommen wurde. Die Leinwand unmittelbar auf der Haut ist gröber als die übrige, die äußerste Umhüllung ist von der feinsten Sorte. Diese letztere ist ein breites Stück Leinen, welches durch eine Naht verschlossen ist, während die unteren Umhüllungen aus schmalen Streifen bestehen. Diese sind zuweilen mit Hieroglyphen oder Cursivschrift versehen, und bald mit blauen Streifen, bald mit langen, in einem Knoten endenden Franzen, bald mit verschiedenen Malereien verziert. Sie haben eine gelbbraune

Farbe, auch die äußeren Hüllen, welche nicht mit Bitumen getränkt, sondern nur mit arabischem Gummi (von der Akazie) bestrichen sind. Der Aufzug und der Zettel des Byssus besteht oft aus zwei, bisweilen auch aus drei, vier Fäden, die Breite der Streifen beträgt 3 Fuß und mehr. Man hat in den Gräbern gestreiftes Leinen, rothes Leinen, Baumwollenpelüche und Halbsammet, orangefarbige Wolle mit Cannelirungen wie bei Barchent oder Camelot gefunden. Einige Mumien sind mit einem Gitter von Schmelz verziert, welches über einer balsamirten Leinwand liegt. Die Gesichtszüge der Mumien sind unter diesen zahlreichen Umhüllungen fast dieselben wie im Leben geblieben, nur hat die Haut eine schwarze Farbe angenommen; sie gleichen sehr den Arabern, welche von den Katarakten bis Theben wohnen. Während nun der Kopf erhalten ist und fast die Rundung des lebendigen Zustandes hat, ist der übrige Körper in schauerlicher Weise verschrumpft. Die Mumien in Unterägypten sind bedeutend nachlässiger hergerichtet als die thebaischen; es kommt auch vor, daß Juden und Araber Mumien nachahmen, indem sie ausgelesene Leinwandstücke und Leichenmasken aus den Katakomben verwenden und Fragmente von Knochen und Fleisch ohne Ordnung damit einhüllen. Die Mumien in den europäischen Museen sind meist solche aus Memphis. Die Frauenmumien haben die Hände auf den Schenkeln, die der Männer kreuzweise auf der Brust liegen. Häufig werden Nägel, Lippen und die Maske, selbst die Füße und Sexualtheile vergoldet. Das zersetzte Fleisch bildet mit dem Salpeter und Bitumen eine Art Pulver, welches im Feuer explodirt. Auch der Ibis, Sperber, andere Raubvögel, Hunde, Stiere, Schakale, Widder, Katzen, Schlangen, Krokodile finden sich in großer Menge als Mumien. Ihre Einbalsamirung und Umwickelung geschah mit derselben Sorgfalt wie bei den Menschen, so daß die Federn der Vögel oft noch die Farbe gehalten haben. Die Mumien der Vögel sind kegelförmig, die der Säugethiere cylindrisch oder vierkantig mit abgerundeten Ecken, nur der Kopf ragt bei ihnen heraus. Zuweilen vereinigte man bei großen Thieren nur einige Knochen und setzte ihnen einen künstlichen Kopf auf, übrigens aber wurden diese Fragmente mit derselben Sorgfalt umwickelt, als ob es ein ganzes Thier wäre. Auch Thiermumien wurden mit Gold überzogen, welches nach dem Schwinden des Fleisches an der Luft auf den Knochen zu liegen kommt. Kleine Thiermumien finden sich in Gefäßen von Terra cotta, welche dieselbe Form wie die Mumie haben; in Theben sind Gefäße auch von Stein und blauer Fayence gefunden worden. Der Mumiensarkophag ist nun ein Kasten, welcher ganz einer Mumie ähnlich gebildet ist, und natürlich zu dem in ihm zu bergenden Leichnam in Proportion steht. Der Deckel ist bemalt mit Hieroglyphen, Figuren, Blumen und verschiedenen mehr oder weniger reich verzierten Feldern. An der Stelle des Kopfes befindet sich das Gesicht des Todten nachgebildet, und zwar oft ganz vergoldet. Diese Kasten sind von Sykomorenholz, dem härtesten Holze, was es in Aegypten und vielleicht überhaupt giebt, oder auch von Leinwand, von welcher viele Stücke über einander geklebt und so hart geworden sind wie Holz. Beide Arten von Kasten sind mit Stucco überzogen, über welchem die Farben gestrichen sind. Selbst die Sohlen der Särge sind mit Sandalen bemalt, auf denen sich zuweilen Köpfe oder Figuren eines Aegypters und eines Negers dargestellt finden. Das Innere des Kastens ist gleichfalls durchaus gemalt. Indessen haben die Armen keine Kasten um ihre Mumien gehabt, die Reichen aber zuweilen zwei. Die Sarkophage der Könige und Würdenträger sind von Stein, oft von Basalt, Granit oder Porphyr gemacht.

Die Hügel, welche bei Alt-Kurna beginnen und, vom Nil sich entfernend, eine breite Ebene freilassen, sind mit zahllosen in den Fels getriebenen Gräbern ausgehöhlt, und obgleich tiefe Nacht diese ewigen Wohnungen verhüllt, sind doch die Felswände ihrer Kammern mit bemalten Sculpturen bedeckt, welche oft an Feinheit diejenigen der Tempelgebäude übertreffen. Die Geschichte des Todten, seine Thaten und Beschäftigungen, seine Lieblinge und Angehörigen umgeben ihn in Bildern, und so liefern uns die Gräber die reichsten unerschöpflichen Angaben und Darstellungen über das Privatleben dieses merkwürdigen Volkes. „Nichts läßt sich," sagt ein Reisender, „mit den ägyptischen Tempeln und Palästen und Kolossen vergleichen, als die ägyptischen Gräberstädte im Innern der Berge." Die ganze libysche Bergkette bei Theben ist auf einer Strecke von über zwei Meilen in kurzen Zwischenräumen und in mehreren Reihen über einander mit Eingängen in den Berg versehen, welche bald in horizontaler, bald in geneigter, oft geschlängelter Richtung in die Tiefe des Felsens führen, unterbrochen zu beiden Seiten von Sälen und Grotten, die sich durch Gänge oft so verzweigen, daß der Besucher sich leicht verirren kann. In der Grabkammer ist dann ein tiefer Schacht in den Felsboden getrieben, welcher die Mumien enthält, während die Vornehmen und Könige in einem wohlverwahrten Steinsarg in der Kammer beigesetzt sind. Die Eingänge sind bald gerade an der Fläche der Bergwand, bald liegen sie erst hinter einem Säulenporticus, den man aus dem Fels gehauen hat. Wie bei uns die Armen in den höheren Stockwerken der Häuser wohnen, so liegen auch in den ägyptischen Gräberbergen die Grüfte der Reichen unten, die der Armen oben im Felsen. Da alle Gräber, welche geöffnet worden sind, aus Habgier geöffnet wurden, so läßt sich denken, daß die Mumien aus ihrer ursprünglichen Lage herausgeworfen und in der Grabkammer umher zerstreut sind. Die Eingänge sind zuweilen so von Schutt und Mumienresten zugebaut, daß man auf dem Bauche durch die Thür kriechen muß, während man in der einen Hand das Licht hält und beständig fürchten muß, es möchte dasselbe diese dürren, brennbaren Stoffe anzünden; viele Wände sind geschwärzt, offenbar von Feuersbrünsten, welche durch Unvorsichtigkeit mit dem Lichte ausbrachen; die arabischen Bewohner der Gegend, welche theilweise in den vorderen Reihen der Katakomben wohnen, holen oft Mumien aus dem Berge, um sie als Brennmaterial zu gebrauchen. Neben den Mumien finden sich Amulette, tragbare Statuetten, Fragmente größerer Statuen in Terra cotta, Porcellan, Alabaster, Granit, Dinge, mit welchen die europäischen Museen überfüllt sind. Sehr wichtig sind auch die Papyrusrollen, welche man in den Mumien findet. Diese ältesten Schriften der Welt bestehen aus Blättern, welche man aus zwei sehr dünnen Lagen des Papyrusbastes zusammenfügte. Die Rollen werden zwischen den Schenkeln oder zwischen Arm und Leib gefunden. Eine der größten dieser Rollen ist über 28 Fuß lang. Sie sind gelb und riechen nach dem Balsam der Mumien. Die Schrift, theils cursiv, theils in Hieroglyphen, läuft in Columnen, und der Anfang der Abschnitte ist roth geschrieben, das Uebrige schwarz. Alle zeigen Gemälde an verschiedenen Stellen, meist Scenen aus der Unterwelt, das Seelengericht, die Fahrt über den Strom in den Hades und dergleichen. Eine zahllose Menge von Fledermäusen hat sich in den geöffneten Gräbern eingenistet, und die Hitze in denselben beträgt beständig 22°, in den Pyramidengräbern sogar 25°. Uebrigens sind die Gräberstädte so regelmäßig angelegt, daß man sich ihr Zustandekommen kaum ohne Compaß zu denken vermag.

Otto Kersten in Sansibar.

Die Ostküste Afrikas ist ein sehr fruchtbares Gebiet, und wir können dasselbe als eine Ergänzung des dürren Südarabiens bezeichnen. Die Verbindung zwischen beiden Ländern reicht in das hohe Alterthum hinauf; das afrikanische Gestade bildet einen Theil der Region, welche im Alten Testament als Ophir bezeichnet wird; von hier aus wurden die Araber mit Getreide, Elfenbein, Sklaven und Gold versorgt, und eine Einwanderung sowohl aus Hadramaut wie aus Oman am Persischen Golf hat in allen Jahrhunderten stattgefunden nach diesem Azania oder Zingium, der Küste der Sendsch. Daher der arabische Name Sendschibar oder Sanguebar, Land der Schwarzen, in welchem sich die Araber als Städtegründer festgesetzt haben. Sie sind Seefahrer, die schwarzen Urbewohner sind es nicht; jene stehen als Gebieter, diese als die Unterworfenen da. Die Herrschaft der Portugiesen war nicht dauernd; sie mußten nach und nach alle Punkte, welche sie an der Küste von Makdeschu im Norden bis zum Cap Delgado im Süden besetzt hatten, dem Sultan der südarabischen Landschaft Oman abtreten. Sultan Said Said erklärte 1840 die Stadt Sansibar zu seiner Residenz; er war zugleich Beherrscher von Oman, aber nach seinem Tode fielen sämmtliche afrikanische Besitzungen an seinen Sohn Medschid und bilden nun ein unabhängiges Sultanat.

Ostafrika wird auch für den Seeverkehr Deutschlands nach und nach eine immer größere Bedeutung gewinnen, und schon jetzt nehmen deutsche Handelshäuser zum Verdrusse der Engländer, welche den ganzen Indischen Ocean so viel als irgend möglich für sich monopolisiren möchten, in Sansibar die erste Stelle ein. Der Suezcanal ermöglicht es den Hafenplätzen am Mittelländischen und Adriatischen Meere, einen großen Theil der Geschäfte in ihre Hand zu bringen, und Richard Brenner's Expedition mit dem Schooner „Marietta" 1870 und 1871 hat den Beweis geliefert, daß bei gehöriger Umsicht gute Resultate erzielt werden können. Darauf hat auch Otto Kersten schon vor Jahren hingewiesen. Von einer deutschen Auswanderung nach Ostafrika kann allerdings nie die Rede sein, und die Phantasien der Missionäre, von der Ostküste durch das Binnenland bis zum Westgestade eine Reihe von Stationen zu bilden, sind luftig genug. Aber verständig begründete und wohlgeleitete Handelsfactoreien haben ohne Zweifel Aussicht auf Erfolg.

Auf dem Sklavenmarkt in Sansibar.

Sansibar ist die größte Stadt Ostafrikas und ein Centralpunkt auch für den Handel mit dem Innern und nach Westen hin bis über den Tanganyika-See hinaus. Da, wo nun ein ungemein reges Treiben herrscht, und mehr als 100,000 Menschen wohnen, sah man zu Anfang unseres Jahrhunderts nur einige Hütten neben einer Art von Festung. Die Stadt erhebt sich, 6° 9′ 36″ S., 39° 14′ 33″ Ost., auf der Landzunge einer Insel. Der nordwestliche Theil besteht aus großen Steinhäusern, welche sich in Gestalt eines Halbmondes um die Paläste des Sultans und um das Fort gruppiren. An diesen massiv gebaueten Stadttheil gruppiren sich drei Hüttenviertel als Vorstadt. Die Landzunge ist in weitem Halbkreise von kleinen Inseln und Sandbänken umgeben; der Ankerplatz ist vor Wind und Wogen geschützt; in diesem Hafen liegen europäische Fahrzeuge vollkommen sicher neben zahllosen Küstenschiffen.

Der Neuling, sagt Kersten, welcher die Gassen Sansibars durchschreitet, fühlt sich wunderbar angezogen von dem

so fremdartigen Treiben, und auf Schritt und Tritt sieht er Scenen, die für ihn überraschend sind. Die befreundeten Führer wollen ihn gleichsam im Fluge auf das und jenes aufmerksam machen; er aber bleibt stehen und betrachtet sich zunächst die „Häßlichkeiten", d. h. schmutzige Negerinnen, welche fremdartige Früchte und rundliche Kuchen verkaufen. Er bleibt stehen vor einer Kalkbrennerei auf einem freien Platze, die mit einer aus Stangen und groben Matten angefertigten Schutzwand umgeben ist, und deren Gluth und Rauch die Vorübergehenden belästigt. Er sieht mächtige Haufen röthlichen Steinsalzes liegen, das von Arabern aus dem Norden gebracht worden ist. Weiterhin kommt er an die Festungswerke. Dort sieht er am Eingange eine Anzahl bewaffneter Araber und Suaheli, die einen höchst malerischen Anblick gewähren, in allen möglichen Stellungen, auf dem Boden und auf steinernen Bänken sitzend oder ausgestreckt,

Soldaten im Fort zu Sansibar.

alle Matten und bloße Erde zur Unterlage. Sie sind eifrig bestrebt, sich ihren Dienst, der aus vierundzwanzigstündigem Müßiggange besteht, möglichst zu erleichtern, indem sie eine nicht sehr feine Unterhaltung führen oder auch Karten spielen. Suaheli und Araber ähneln sich in der Farbe der Haut, welche bei den verschiedenen Stämmen alle Schattirungen, von Milchkaffeegelb bis Schwarzbraun, aufzuweisen hat. Erstere unterscheiden sich jedoch durch ihre weichen, runden Gesichtszüge und den meist spärlichen Bartwuchs von den Arabern mit der kühn geschnittenen Nase, der schön gewölbten Stirn und dem prächtigen schwarzen Barte. Aber auch unter diesen Arabern findet man selten einen Mann mit reinem Blute, und fast eben so selten die guten Eigenschaften des unvermischten Stammes. Durch ihre Trägheit und durch die Art und Weise ihrer Verwaltung hemmen sie den Aufschwung des Landes, ja schon ihre Gegenwart bringt Verfall. Dafür zeugt zum Beispiel das Fort, das sich äußerlich mit seiner von fünf Thürmen überragten Steinmasse stattlich ausnimmt, aber bei näherer Besichtigung mehr einer Ruine als einem vertheidigungsfähigen Festungswerke gleicht. Das Zollhaus dagegen bietet ein lebensvolles Bild dar. Inder in langen, blendend weißen Hemden, Araber, Neger, Perser und Europäer sieht man in regem Verkehr. Vor mächtigen Waagen sitzt der Banian Ludda, eine behäbige Gestalt, Vertreter des indischen Zollpächters, um Zoll zu erheben. Schaaren von Arbeitern vermitteln die Ab- und Zufuhr. Elephantenzähne von 2 bis 8 Fuß Länge, rother Pfeffer, Gewürznelken und Simsim- (Sesam-) saat in spitzigen Mattensäcken, riesige Thontöpfe voll ausgelassener Butter, Kopal in Säcken und Kisten, Baumwollenzeuge in Ballen, Häute und Sklaven, — das sind die wichtigsten Waaren, welche den weiten Raum beengen und in immer neuer Menge vom Strande her aus soeben angekommenen Fahrzeugen herbeigeschafft werden.

Die Hindustraße bildet den Bazar, welcher in südnördlicher Richtung fast die ganze Stadt durchzieht. Laden reihet sich an Laden oder Wohnung an Wohnung, denn das Eine wie das Andere ist hier fast gleichbedeutend. Alles liegt offen da. Im Vordergrunde kauert auf ebener Erde eine kleine Inderin; ihre Haut ist weizengelb, sie trägt grellfarbige, seidene Kleider. Sie wartet der Käufer für die Waaren, welche sie feilhält: Reis, Bohnen, Negerhirse, Citronen, Betelblätter, Arekanüsse, Droguen, Baumwollenstoffe, Teller &c. Ein Laden ähnelt dem andern; er ist ein mit Waaren vollgepfropfter Raum ohne Vorderwand. Die überhängenden Dächer von Palmstroh verursachen dort eine fortwährende Dämmerung; überall ist unbeschreiblicher Schmutz. Es wimmelt in diesem Bazar zu jeder Tageszeit von Indern verschiedenen Alters, namentlich von Kindern. Das Erscheinen eines Europäers ist für die muntere Gesellschaft ein Ereigniß; er wird augenblicklich umlagert und schon von Weitem angerufen: „Jambo, jambo, nipe pesa", „guten Tag, wie befindest Du Dich, gieb mir eine Münze"; einer der keckeren verlangt sogar zwei Pesa. — Aus der Ferne vernehmen wir ein tolles Gewirr von Stimmen. Eine der Buden ist gefüllt mit Knaben, welche ohne Rücksicht auf einander zu nehmen Sprüche herplappern. Einige sind beschäftigt, auf mächtigen Tafeln vorgemalte Buchstaben und Zahlen nachzukritzeln, sich demnach die Anfangsgründe von Schreiben und Rechnen anzueignen. Der ernste, alte Schulmeister sitzt mitten unter ihnen, lauscht als ob er hundert Ohren hätte, nach jedem Ton, und übersieht scheinbar alle Tafeln. Aber ein Europäer wirft eine Handvoll Pesa in das Schulzimmer und erregt dadurch einen gewaltigen Aufruhr.

Den herrschenden Theil der Einwohnerschaft bilden die Araber, den thätigsten und wohlhabendsten die Inder, den zahlreichsten die Neger. Vielleicht bis nahezu drei Viertel der Bevölkerung sind Sklaven, und gleich unserm europäischen Bauern- und Mittelstande bilden sie den nützlichsten und wichtigsten Theil derselben. In Sansibar sind sie geradezu unentbehrlich; sie bestellen die Felder, pflücken die Gewürznelken, bedienen die reichen Araber und freien Suaheli, denn auch diese arbeiten nicht, sobald sie einiges Vermögen besitzen. Doch nur so weit das Land unter der Herrschaft der Araber und unter dem Einflusse des Islam steht, ist die Sklaverei eingeführt; den heidnischen Wanika bei Mombas und den Volksstämmen im Innern des Festlandes ist sie größtentheils noch fremd; sie oder vielmehr ihre Frauen verrichten selbst die Feld- und Hausarbeiten. — Arabien hat seit den ältesten Zeiten Sklaven aus Ostafrika bezogen, und der Handel mit denselben geht auch heute schwunghaft, obwohl derselbe auf Antrieb der Engländer mit einem Verbote belegt ist, in so weit er außerhalb des Sansibargebietes betrieben wird. Innerhalb desselben stößt er auf keine Hindernisse. Hauptausfuhrort der schwarzen Waare ist Kilwa (Quiloa); von den 19,000 Sklaven, welche 1859 nach Sansibar kamen, stammten nicht weniger als 15,000 aus jenem Hafen.

Simakasi, Sklavin der Schwester des Sultans.

Kersten schildert warm und eingehend diesen schmachvollen Handel mit Menschen. Die mit demselben verbundenen Kriege und Raubzüge entvölkern nicht nur die Länder im Innern, sondern rufen außerdem die traurigsten Zustände hervor. Der unumschränkte Negerfürst, welcher Geld oder Waaren braucht, schleppt seine Unterthanen fort, spürt Verbrechen an Unschuldigen auf, um sie mit Verkauf bestrafen zu können, überzieht den Nachbar mit Krieg, um aus dessen Volke den Bedarf seines Handelsfreundes zu decken; Sicherheit des Lebens und Eigenthums sind unbekannt.

Der Händler, welcher die schwarze Waare aufgekauft hat, kennt während der Weiterbeförderung derselben nur eine Sorge: er will mit ihr so rasch als möglich die Küste erreichen. Gebrechliche, welche sich nicht weiter fortschleppen können, werden ohne Erbarmen unterwegs zurückgelassen, um den Zug nicht aufzuhalten. Erst wenn er die Gewißheit hat, nun bald glücklich ans Meer zu kommen, erlaubt er wohl, daß einige der Allerschwächsten von ihren stärkeren

Leidensgefährten getragen werden. Der Anblick einer solchen Sklavenkarawane empört auf das Aeußerste. Wandelnden Gerippen gleich kommen die Unglücklichen einhergewankt, Kinder, Männer und Frauen im bunten Durcheinander, oft ohne die nothdürftigste Bedeckung der Blöße. Der Ausdruck der schmutzigen Gesichter mit den tiefen, eingesunkenen Augenhöhlen, den vorstehenden Backenknochen, dem Gepräge des Hungers und Elendes ist ein wahrhaft entsetzlicher. Eine fahlgraue Haut bedeckt in zahllosen Fällen die eben noch durch Sehnen zusammengehaltenen Knochen, Knie und Elbogen erscheinen als die stärksten Theile an Beinen und Armen; der leere Bauch wird durch einen doppelten Abfall vom Brustkasten geschieden. Wir haben schwangere Frauen gesehen, welche, halbtodt vor Erschöpfung, in wagerechter Lage auf den Köpfen zweier Männer getragen wurden, und so erschreckend mager waren, daß wir die Umrisse des Fötus an den scharfen Ecken und Erhöhungen der kleinen Glieder zu erkennen vermochten!

Im Hafen werden die Unglücklichen zu Hunderten in enge Fahrzeuge gepackt und nach Sansibar verschifft. Wohl ihnen, wenn günstige Winde die Reise beschleunigen, wehe, wenn diese sich ungewöhnlich verzögert! Das Elend erreicht dann seine volle Höhe. Nicht Hunger und Durst allein, auch nicht die äußerste Unreinlichkeit quält sie auf das Allerempfindlichste, sondern die schreckliche Ungewißheit über das bevorstehende Schicksal. Viele glauben, daß man sie in Sansibar schlachten werde. Einige versuchen in ihrer Angst, dem schrecklichen Schicksal durch Schwimmen zu entgehen, aber vergeblich, man fängt sie mit den Booten wieder ein. Doch zur Ehre des braunen Sklavenhändlers sei es gesagt: kein Schlag bestraft sie für den Fluchtversuch. Wir selbst haben das mit Erstaunen gesehen, als wir einst bei den Sinda-Inseln zwischen zweien solcher Schiffe Nachts vor Anker lagen. Mit Bangen erwarteten wir das Klatschen der Peitsche, die Weherufe der Unglücklichen zu hören, aber nichts geschah. Man war zufrieden, die Werthstücke wieder erlangt zu haben, und übte weder Rache, noch stellte man ein abschreckendes Beispiel auf.

In Sansibar bringt man die Sklaven zunächst nach dem Zollhause, wo für jeden eine Abgabe von zwei Thalern gezahlt werden muß. Auch dieser Zoll giebt Anlaß zu neuer Scheußlichkeit, denn diejenigen, welche so schwach sind, daß sie voraussichtlich in den nächsten Tagen sterben müssen, werden bisweilen, der Ersparniß wegen, ohne Umstände über Bord geworfen!

Endlich sind die Leiden vorüber. Die Halbverhungerten werden in ein Haus des Großhändlers gebracht und dort gepflegt und ausgefüttert, damit sie bei der Ausstellung zum Verkaufe sich gut ausnehmen. „Es ist wunderbar, wie schnell diese abgezehrten und ausgemergelten Geschöpfe bei reichlicher Nahrung und voller Ruhe sich erholen; schon nach wenigen Wochen sehen sie dick und wohlgenährt aus und beginnen wieder sorglos zu scherzen und zu lachen! Sie fühlen, wie von schwerer Krankheit Genesende, nur noch das Behagen des täglichen Gedeihens und scheinen die Erinnerung an das frühere Elend gänzlich verloren zu haben.“ Auch auf dem Markte ist die Behandlung eine menschliche, man gewahrt keine empörende Scene. Allerdings veranlaßt der Käufer manche Proben, um sich von der Kraft und Geschicklichkeit der Waare zu überzeugen, jedoch in schonender Weise.

In den meisten Fällen ist der Verkäufer der Sklaven ein anderer als der Händler, welcher sie aus dem Innern brachte, eigentlich nur ein Makler, welcher außer den Kosten für Verpflegung für seine Bemühungen einen Antheil an dem Erlös erhält, etwa zwei und ein halb vom Hundert. Hübsche Mädchen führt er schon Morgens im schönsten Putz durch die Stadt, um die Aufmerksamkeit der Käufer auf sie zu lenken.

Die Sklavenpreise schwanken zwischen weiten Grenzen; Kinder kann man für 5 bis 10 Maria-Theresia-Thaler kaufen, gewandte Burschen und Männer für 10 bis 40, Frauen haben, als Gegenstand der Liebhaberei, keine bestimmte Taxe; Abyscha- und Gallamädchen, welche übrigens nicht auf den öffentlichen Markt kommen, erzielen oft Preise von Hunderten.

Von ihren Herren werden die Sklaven durchaus gut behandelt. Dem Muselmann, sei er Araber oder Suaheli, verbieten Religion, Vortheil und Bequemlichkeit, einen Sklaven zu mißhandeln oder übermäßig anzustrengen. Es kommt sogar öfters vor, daß der an einen Europäer als Arbeiter verdungene Sklav wegen empfangener Prügel entläuft und zu seinem Herrn zurückkehrt, der ihn dann weder schimpft, noch schlägt, noch verächtlich behandelt. Die Sklaven werden gewissermaßen als Glieder der Familie betrachtet. Niemals verweigert man ihnen die Erlaubniß zum Heirathen; es liegt ja im Vortheile des Besitzers, daß sein Hausstand durch Kindererzeugung einen Zuwachs erhalte. Solche Kinder werden gut gehalten, vielleicht sogar in die Schule geschickt; den hübscheren unter den Mädchen steht das angenehmste Schicksal bevor, da sie später zu Gattinnen der früheren Herren erhoben werden. Ebenso überläßt man dem Sklaven bis zu einem gewissen Grade die freie Wahl seiner Beschäftigung und verhindert einen besonders Begabten nicht, sich empor zu arbeiten. Er kann so viel ersparen, um sich ein kleines Besitzthum und selbst Sklaven zu kaufen. Einzelne schwingen sich sogar bis zu hohen Stellungen im Staate empor; viele werden von frommen Muselmännern freigelassen und treten damit sofort in den Rang der Freien.

„Was fehlt also dem ostafrikanischen Sklaven zu seinem Glück?“ Er ist der Tyrannei seines Sultans oder der Aeltesten seines Stammes enthoben und frei geworden. Aus seinem armseligen Dorfe ist er nach derjenigen Stadt gekommen, welche ihm als der Inbegriff aller Vollkommenheit erscheint. Er hat Genüsse kennen gelernt, von welchen er früher nichts wußte. Er hat Gelegenheit erhalten, die Welt zu sehen und seinen Gesichtskreis zu erweitern, und wird außerdem noch Mohammedaner. Dieser Gedanke kitzelt seinen Stolz, denn Muselmann oder Araber zu sein war bald das Ziel seines höchsten Ehrgeizes geworden. In der That sehnt sich auch keiner der Gekauften oder Geraubten wieder nach der Heimath zurück, und die, welche schon in jugendlichem Alter nach Sansibar kamen, haben die Erinnerung an dieselbe verloren. Für den Einzelnen ist es gewiß ein Gewinn, wenn er aus der völligen Barbarei heraus in vergleichweise geordnete Zustände kommt; aber damit läßt sich der Sklavenraub und Sklavenhandel ebensowenig entschuldigen wie beschönigen. Auch wird er in Sansibar selbst von den Mohammedanern mißbilligt und gilt entschieden für kein ehrenhaftes Gewerbe.

Die Europäer (Wasungu, Singular Msungu) haben in Sansibar eine sehr geachtete Stellung und werden, sobald sie den gebildeten Classen angehören, von ihren Consuln dem Sultan vorgestellt. Dieser verkehrt, gleich seinen Würdenträgern, mit ihnen, und das war selbst der Fall mit seinen beiden Schwestern Bibi Holli und Prinzessin Salime. Die erstere insbesondere war für die Fremden sehr eingenommen, und eine einflußreiche Sklavin des Palastes, die stattliche Simakasi, war die Vermittlerin aller Botschaften und Geschenke, welche die Prinzessin an die Wasungu gelangen ließ: Backwerk, auserlesene Früchte, eine Stickerei und dergleichen. Als kein ihrem Range ebenbürtiger Mann sie zur Frau begehrt hatte und sie älter wurde, kam sie etwas in den Hin-

tergrund, und ihre jüngere Stiefschwester, Bibi Salima, ging als glänzender Stern auf. Sie ließ sich die Huldigungen der jungen Männer aus dem Abendlande gefallen, saß an mondhellen Abenden hinter dem Gitter ihres Fensters und hörte zu, wenn man ihr vom fernen Europa erzählte, und daß dort die Mädchen und Frauen nicht hinter Schloß und Riegel gehalten werden, sondern Gebieterinnen der Männer seien. Besonders war sie entzückt über den vierstimmigen Gesang und die Lieder der Deutschen. Bald liebte sie einen der fremden Männer und dieser deutsche Kaufmann freiete um sie. Der erzürnte Sultan, welcher hinter das Geheimniß gekommen war, sperrte sie ein. Aber ein englischer Schiffscapitän ließ bewaffnete Schiffer und Seesoldaten ans Land setzen, diese verscheuchten die Wachen vor dem Kerker, entführten die Prinzessin und brachten sie an Bord, wo der Kaufmann ihrer nicht harrte. Aber nachdem er mit unerschütterlicher Ruhe seine Geschäfte abgewickelt hatte, reiste er nach Aden, wo die inzwischen getaufte Bibi Salima verweilte, ließ sich mit ihr trauen und seitdem lebt er mit seiner schönen Araberin, welche sich rasch in die neuen Verhältnisse gefunden hat, glücklich und zufrieden in einer großen deutschen Handelsstadt. Das ist ein Roman aus der Wirklichkeit.

Sittenschilderungen aus Südarabien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Laheg und das Land der Abadel. (Schluß.)

Den andern Tag nahm mich Herr Landsberg bei Seite und raunte mir die Frage ins Ohr, ob ich nicht auch den „Rebellen" befuchen wolle? Ich wußte freilich nichts von einem solchen, aber fein Titel „Rebell" allein genügte, ihn interessant zu machen. Der Pole konnte mich selbst nicht begleiten, aus Furcht, sich beim Sultan zu compromittiren. Aber er gab mir einen Ostindier mit, der mich in das Schloß des „Rebellen" führte. Der Rebell ist ein älterer Stiefbruder des Sultans, den die Hofpartei, allem Recht zuwider, beim letzten Thronwechsel von der Nachfolge auszuschließen wußte. Aber Sultan Abdallah, so nennt er sich, hatte sich das nicht gutwillig gefallen lassen, vielmehr eine Fehde mit seinem glücklichern Bruder angefangen, die erst vor Kurzem zu einem Waffenstillstand gekommen war. Sein Schloß liegt in einem andern Stadttheil, als das des regierenden Sultans, und dort hatte er das Centrum seiner Macht aufgeschlagen, und von da aus mit seinem Bruder Krieg geführt. Die Stadt war in zwei feindliche Lager getheilt, die sich einander täglich Scharmützel lieferten, und Niemand konnte ohne Lebensgefahr aus einem Quartier in das andere gehen. Erst seit der Sultan die Kanonen und den Artillerie-Instructor hat, ist Abdallah auf eine Art von Versöhnung eingegangen, indem er für ein Jahrgeld versprach, Ruhe zu halten, aber nach wie vor schmollt er und kommt nicht an den Hof. Hieraus erhellt wieder einmal so recht, wie wenig die Geschwisterschaft bei den Moslims gilt, wenn sie nicht Vater und Mutter gemein haben. Alle anderen Brüder des Sultans sind seine rechten Geschwister, Abdallah der einzige Halbbruder, darum ist seine Stellung in der Dynastie, trotz seiner Erstgeburt, eine sehr schlechte und machtlose.

Es war nicht leicht, in das Schloß Abdallah's hineinzukommen, da es wie eine vom Feinde belagerte Festung fest verschlossen war. Es ist eine stattliche Baumasse, fünfstöckig mit vier großen Eckthürmen und einem Vorbau, in dem sich das Thor befindet. Bis dieses geöffnet wurde, mußten wir wiederholt Salutschüsse feuern. Endlich kam der Pförtner, ihm folgte aber Abdallah auf dem Fuß, anfangs mißtrauisch; als er aber einen Europäer sah, von dem er sich keiner Einmischung in seine Angelegenheiten versah, wurde er freundlicher. Er ist ein stattlicher Mann, von viel dunkelerer Farbe, als sein Stiefbruder, ganz wie ein Beduine gekleidet, d. h. halbnackt. Ins Schloß selbst durften wir nun freilich nicht, sondern wurden, wie in Bir Ahmed, in einem Schuppen empfangen. Dort saß ein kleiner Gegenhof beisammen, alle Leute finster und schmollend aussehend und kein Hehl daraus machend. Abdallah hat nämlich im Volke einen gewissen Anhang und fühlt sich demgemäß. Wäre nicht die englische Protection, wer weiß, er hätte seinen Bruder schon verdrängen können.

Dem Sultan Abdallah sah man sicherlich nicht an, daß er zur Dynastie gehörte. Seine Mutter muß einheimischer, himyarischer*) Abstammung gewesen sein. Daher seine fast schwarze Hautfarbe. Auch zeigte er weniger jene Neigung zur Wohlbeleibtheit, die den anderen Prinzen eigen ist. Er trug sich auch nicht wie diese, sondern ging halbnackt, wie das Volk. Diese Nacktheit steht bei der schwarzen Haut immer gut. Bei hellhäutigen Menschen kam sie mir stets widerwärtig vor. So hatte ich eben hier in Laheg einen andern Prinzen, einen von den rechten Brüdern des Sultans, gesehen, der gleichfalls die alte Tracht beibehalten hatte. Da er aber hellhäutig und nebenbei monströs fett war, so sah er schrecklich aus. Merkwürdig ist auch bei vielen Arabern die Brustentwickelung. Jener fette Prinz besaß einen Busen, wie eine stark entwickelte und nebenbei noch corpulente Frau, was nicht zur Schönheit seines Aeußern beitrug. Er bestieg auch nie ein Kameel.

Der „Rebell" war anfangs etwas mißtrauisch gegen mich. Natürlich hielt er mich für einen Engländer, da fast nur diese Vertreter Europas nach Laheg kommen. Da nun die Engländer seinen Stiefbruder beschützen, so hielt er auch mich für dessen Freund. Es gelang mir nicht ohne Mühe, ihn von meiner Neutralität zu überzeugen. Von meiner wirklichen Nationalität aber war es unmöglich, ihm einen Begriff beizubringen. Deutschland ist in diesen Gegenden noch eine gänzlich unbekannte Größe. Die Leute kennen nur zwei europäische Völker, Engländer und Franzosen. Da ich nicht Engländer war, so mußte ich Fransauwi (Franzose) sein. Aus diesem Dilemma war nicht herauszukommen. Und trotzdem war die ganze Zeit vom Kriege zwischen uns und Frankreich die Rede, und Abdallah kannte auch die Neuig-

*) Nur der tiefste Südwesten Arabiens war und ist noch von Himyaren bewohnt. Man kennt diese immer an der schwarzen Hautfarbe.

keiten, denn für Kriege interessirt sich jeder Araber. Aber Alles dies, ohne sich über die kriegführenden Nationalitäten klar zu werden. Er schien zu glauben, es sei am Ende doch nur ein Krieg zwischen Engländern und Franzosen. Wenigstens schloß ich das daraus, daß er mich über unsere angeblichen Niederlagen tröstete. Natürlich, ich konnte ja nach seiner Ansicht nur „Franzose“ sein.

Ich besuchte ihn während meines Aufenthaltes in Laheg fast täglich. Zuletzt gewann er Zutrauen zu mir und weihte mich nun in einen kühnen Plan ein, der bei ihm im Werden war. Er hoffte nämlich, mit Hülfe einer europäischen Macht (natürlich Frankreichs, da dies ja für ihn die einzige zweite war) die Engländer erst aus Aden und dann seinen Bruder aus Laheg zu vertreiben. Ich staunte, als ich diesen Plan hörte. Er allein konnte nicht darauf gekommen sein. Dahinter mußte irgend ein Europäer stecken. Anfangs fiel mein Verdacht auf den „General“. Aber das war zu unwahrscheinlich. Der Mann war durchaus kein Utopist und auch nicht boshaft genug, um die Leute aufs Glatteis zu führen.

Endlich erfuhr ich, wer dem guten Abdallah diesen Sparren in den Kopf gesetzt hatte. Es war ein blutjunger Franzose, der vor Kurzem in Laheg in Verbannung gelebt hatte. Dorthin hatte ihn nämlich sein Vormund, ein reicher Kaufmann in Aden, geschickt, um zu probiren, ob er hier vielleicht sich das Schuldenmachen, in dem er trotz seiner Jugend schon Großes geleistet hatte, abgewöhnen würde. Vergebliches Hoffen! Denn die mitleidigen Parsi (jene Wucherer des Orients) wußten ihn auch dort mit Darlehen förmlich zu überschütten, wofür sie höchstens einige 500 Procent nahmen. Sie haben auch wirklich später ihr Geld mitsammt den Wucherzinsen bekommen, denn der junge Mann war reich und wurde, während ich noch in Aden war, mündig.

Dieser Jüngling hatte sich entsetzlich in Laheg gelangweilt, und um sich die Zeit zu vertreiben, dem guten Abdallah einen Bären aufgebunden. Er war ein kleiner Renommist und gefiel sich, den Arabern gegenüber sich für einen politischen Emissär auszugeben. So hatte er auch Abdallah Hoffnung gemacht, Frankreich werde ihn, natürlich durch seine Vermittelung, auf den Thron setzen. Es war unmöglich, ihn von seinem Irrthum zu überzeugen. Wenn ich es versuchte, so wurde er mißtrauisch. Dann glaubte er, England fürchte sich doch und ich sei trotz Allem dennoch ein Brite und abgesandt, um ihm den Plan auszureden.

Eine kurzweilige Geschichte war bei der ersten Audienz, die der junge Franzose beim regierenden Sultan hatte, passirt. Er fand es nämlich für geboten, bei derselben im Frack zu erscheinen. Nun gilt aber gerade der Frack im Orient *) für unanständig, da er eigentlich weniger verhüllt, als ein Lendentuch. Der ganze Hof war scandalisirt. Der Sultan aber befand sich gerade in seiner Kaatlaune und nahm die Sache von der scherzhaften Seite. Erst zog er den jungen Mann auf, daß er sich ihm in einem „zerrissenen“ Kleidungsstück vorstelle.

„Zerrissen? wie so?“ fragte dieser.

„Nun ja,“ meinte der Sultan, „Du hast ja auf jeder Seite nur einen halben Rockschoß.“

Der Franzose gab sich Mühe, dem Sultan die „Natur des Frackes“ zu erklären. Umsonst! Endlich kam der Fürst auf einen guten Gedanken. Er meinte, der Frack wäre recht schön, müßte aber umgekehrt getragen werden, da er nur dann den nothwendigsten Zweck eines Kleidungsstückes erfülle (denn unsere Beinkleider gelten den Orientalen durchaus nicht als eine hinreichende Verhüllung). Der junge Mann war launig genug, hierauf einzugehen, und zog wirklich den Frack verkehrt an. Dem Sultan, der schon andere Europäer so gekleidet gesehen hatte, machte dies Spaß, aber seine Unterthanen nahmen es im vollen Ernst auf. Kein Mensch lachte. Alle fanden vielmehr, daß der Franzose nun Anstand gelernt hatte, und dies trug sehr zur Vermehrung ihres Respects vor dem Landesherrn bei, denn dieser hatte dem „Christenhund“ ja gesagt, was guter Ton sei.

*) Es ist bekannt, daß die Türken, als sie die Costümreform annahmen, den Waffenrock erfanden, denn damals trugen noch alle europäischen Militärs den Frack. Diesen anzunehmen, widerstrebte ihnen.

Ein arabisches Fest in Laheg.

Während meines Aufenthaltes in Laheg kam auch ein Fest vor, dessen Zeuge ich wurde. Es war die Beschneidung eines Enkels des Sultans. Diese Ceremonie findet hier nicht, wie bei den Türken und Arabern Nordafrikas, beim schon halb aufgewachsenen Knaben (vom 8. bis 12. Jahre) statt, sondern am siebenten Lebenstage, ganz wie bei den Juden. Dies ist übrigens auch die orthodoxe moslemische Regel. Das späte Beschneiden *) ist zwar erlaubt, aber streng genommen doch nur als eine Ausnahme und unter gewissen Umständen, die freilich jetzt in der Türkei immer fingirt werden.

Da alle Bewohner des tiefsten Südens von Arabien Schafeiten sind und für diese die Bewirthung von Gästen bei solchen Gelegenheiten Vorschrift ist, so ging es hier hoch her, und die Gasterei war um so reicher, als der zu beschneidende Sprößling ein Sultansenkel war.

Die Versammlung fand in demselben Local, wo mich der Sultan empfangen hatte, statt. Alle Prinzen hatten sich eingefunden und saßen in der Ehrenecke des von vielen hundert Oellämpchen phantastisch erleuchteten Saales. Diese arabischen Lämpchen mit möglichst kleinem Docht, oft durch matte Gläser gedämpft, geben immer einen eigenthümlich geheimnißvollen Schimmer. Brennen ihrer auch noch so viele, eigentlich hell wird es doch nicht. Es ist ein mystisches Halbdunkel, wie von tausend Leuchtkäferchen durchzogen. Aber es paßt so ganz zum orientalischen Leben und Treiben. Die Helle des Gases würde uns hier bald eine Unzahl häßlicher Dinge offenbaren. Das Halblicht läßt nur das Anmuthige sehen, und die Phantasie arbeitet weiter und schmückt sich die Halle zu einem Feenschloß aus.

So war es auch hier. Das Gold blitzte an Waffen und Costümen der Prinzen, das Silber an der Gembiye und den Kriegsgeräthen der Soldaten, welche die plebejische Seite des Saales einnahmen, und die lumpigen Lendentücher und Kopfbinden blieben ungesehen. Vom Menschen selbst gewahrte man eigentlich nur die Augen, und diese sind beim Südaraber immer schön, ausdrucksvoll und feurig, so daß sie, wie Tigeraugen, die dunkelste Nacht durchdringen. Was am Körper häßlich war, verrieth das Halblicht nicht.

Das Fest begann mit einem großartigen Schmause. Für das Volk wurde der Heris aufgetragen, ein „plat de résistance“ im eigentlichen Sinne, nach dessen Genuß man eigentlich nichts Anderes mehr verzehren kann, so stopft er. Der Heris besteht aus Durramehl, Sesamöl und Fleisch. Er ist, wenn man will, eine Art von Polenta. Ich konnte ihn leider nie genießen, da mir das Sesamöl widerwärtig ist.

*) Nach Tornauw (Moslemisches Recht) muß bei Geburt des Kindes Folgendes stattfinden: 1) Die Waschung des Kindes; 2) Abhaltung von Gebeten; 3) Besprizung der Handflächen des Kindes mit Weihwasser; 4) Benennung mit einem guten Namen. Am siebenten Tage sind folgende Ceremonien nöthig: 1) Beschneidung; 2) Durchbohren des Ohrläppchens zum Tragen eines Ringes, bei Mädchen zwei; 3) Scheeren des Hauptes des Kindes; 4) Almosen und Bewirthung von Gästen. Letzteres ist nur bei den Schafeiten Pflicht, bei den anderen Secten bloß wünschenswerth.

Für die vornehmere Seite des Saales war die Bassisa das Festgericht. Die Bassisa besteht aus Weizenmehl, Honig und Butter. Fleisch wird dabei besonders als Braten aufgetragen. Auch sie gleicht einer Polenta, nur einer süßen. Doch auf diese Tafelfreude mußte ich gleichfalls verzichten. Die arabische Butter ist nämlich nach unseren Begriffen immer verdorben. In Aden kochen die Europäer deshalb mit Hammelsfett, das man aber selbst schmelzen lassen muß, sonst bekommt man auch wieder ranzige Waare. Luxuriöse Häuser halten Kühe und lassen buttern.

Merkwürdig ist, daß diese Völker keine Gemüse essen. Sie gedeihen hier vortrefflich, aber sie finden Absatz nur bei den Europäern und Hindus (die alle Vegetarier sind) von Aden. Und dennoch sehnt man sich in diesem heißen Lande nach Gemüsen; aber nicht der Araber. Er weiß sie nicht zu schätzen, ja er verachtet sie. Welch ein Unterschied gegen Türken, Aegypter und Mauren, die alle lieber auf Fleisch, als auf Gemüse verzichten. Selbst die Ads und Ful (Linsen und Saubohnen), jene sprüchwörtlichen Hauptspeisen der Moslims anderer Länder, kennt man in Arabien nur vom Hörensagen. Die Gewohnheiten des Volks haben in Bezug auf Lebensmittel sehr viel Aehnlichkeit mit denen, die wir in Abyssinien finden. Auch dort sind Gemüse fast unbekannt. Allerdings ist man in Habesch noch mehr fleischessend und macht keinen so ausgedehnten Gebrauch von Mehl, wie in Südarabien.

Da der Sultan es sonst übel genommen hätte, so mußte ich mich zwingen, wenigstens etwas von der Bassisa zu essen. Dies gelang mir nicht ohne Mühe. Nachher kam wieder der unvermeidliche Gischr, und da machte ich die Erfahrung, daß dies Getränk nach Tisch doch nicht das Wahre ist. Es ist zu wässerig und befördert nicht die Speisezersetzung, wie wirklicher Kaffee.

Dann begannen die Lustbarkeiten. Erst zeigte man den Säugling herum. Dieser war noch nicht beschnitten. Die Ceremonie sollte erst um Mitternacht stattfinden. Er schrie übrigens gerade so, als läge er schon unter dem Messer. Um auf dies interessante kleine Wesen nicht mehr zurückzukommen, will ich vorgreifend gleich sein mitternächtiges Schicksal erzählen. Die Ceremonie fand in einer Weise statt, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Es befand sich nämlich zur Zeit in Laheg ein Jude aus Sana, der zum Islam übergetreten war. Da er früher Vorhautabschneider gewesen war, und die Juden den Ruf der Geschicklichkeit in diesem Gewerbe besitzen, so bediente man sich seiner. Er hatte eine andere Weise, als die Araber. Er nahm nämlich den fraglichen Gegenstand zwischen die Zähne, zog mit diesen die Haut nach vorn und klappte sie dann mit einem Rasirmesser ab. Die Araber sollen sich dazu des Dolchmessers bedienen. Das Kind schrie, aber nicht ärger, als vorher. Die Kleinen leiden offenbar in diesem Alter weniger, und die türkische und nordarabische Sitte des späten Beschneidens ist durchaus nicht zu empfehlen.

Auch bei Mädchen findet in Südarabien fast überall (einige Stämme ausgenommen) die Beschneidung statt. Diese Ceremonie ist von den Afrikareisenden oft beschrieben worden, da sie auch im ägyptischen Sudan stattfindet.

Was die Hochzeitsgebräuche betrifft, so ist hier jener absurde und unnatürliche Modus der Initiation in die ehelichen Pflichten*), welcher in Aegypten herrscht, gänzlich unbekannt. Ich habe zwar in Laheg keiner Hochzeit beigewohnt, aber alle Südaraber versicherten mir, daß jener Modus hier nie vorkäme. Sie waren sogar ganz entrüstet und scandalisirt darüber, daß Moslims einem solch barbarischen Gebrauch huldigen. Sie hatten früher nie davon gehört.

Doch zurück zum Fest. Der „General“, der schon mehr dergleichen hier mitgemacht hatte, raunte mir in die Ohren, es würde gesungen und sogar „getanzt“ werden. Dies war ein ganz ausnahmsweiser Ueberfluß an Vergnügungen. Denn für gewöhnlich muß man in Arabien von allen jenen lärmenden Fest- und Lustbarkeiten, wie wir sie in Kairo, Damaskus oder Konstantinopel finden, gänzlich absehen. Die Leute sind zu einfach und natürlich, um es zum Raffinement im Vergnügen gebracht zu haben. Jene gewisse Classe von Frauenzimmern, welche anderwärts bei Festen nie fehlt, ist eigentlich hier gar nicht vorhanden, oder wenn sie existirt, so verkriecht sich ihr Dasein im Geheimniß niederer, elender Hütten. Der orthodoxe Sultan von Laheg straft ja alle Keuschheitssünden unerbittlich mit Stockschlägen und Gefängniß, Ehebruch gar mit Tod. Eine Araberin aus dem eingeborenen Stamme dürfte deshalb niemals wagen, als Tänzerin oder Sängerin aufzutreten, da bei ihr dies Gewerbe nur als Aushängeschild eines andern gelten würde.

Nicht so ist es bei der eigenthümlichen Classe von Frauen, denen man allein gestattet, die Belustigerinnen bei Festen zu spielen. Diese Frauen gehören einer andern Race an, die, obgleich im Lande geboren, dennoch so zu sagen nicht zum Volke, wenigstens nicht zum Stamme gehört, sondern tief unter diesem steht. Es sind die Parias, zwei Classen von Auswürflingen, deren später einmal ausführlich gedacht werden soll. Eine Paria kann Sängerin sein, ohne in den Verdacht der Prostitution zu kommen, denn der Südaraber ist viel zu stammesstolz, um sich selbst zur unerlaubten Lust mit einer Paria einzulassen. Besäße sie auch die Reize einer Cleopatra, für ihn existirt sie nicht. Der orthodoxe Sultan von Laheg findet deshalb auch nichts daran auszusetzen, wenn eine Paria in seinem Palaste singt und tanzt. Er weiß, daß ihre Verführungskünste hier verloren sind.

Eine Sängerin von diesem Volke war es denn auch, welche uns die ersten Festesstunden „versüßen“ sollte. Sie zeigte einen merkwürdigen Typus, sehr verschieden von dem der anderen Araberinnen. Letztere sind meist schlank, oft zart, immer mager. Jene dagegen war klein und gedrungen. Die Araberinnen haben meist längliche, sehr edel geformte, feine Züge, mit leichthin gebogenen Adlernasen. Die Paria dagegen zeigte hervortretende Backenknochen, einen großen Mund, breites Gesicht; die Nase war fast stumpf. Schön war sie also nicht. Dennoch machte sie einen guten Eindruck. Man vergaß ganz die häßlichen Einzelnheiten ihrer Gesichtstheile über dem merkwürdigen Glanz ihrer Augen. Ich habe selten ausdrucksvollere gesehen. Sie kündeten zugleich große Klugheit und feuriges Gefühl an. Bald herrschte das eine, bald das andere Element vor, je nach dem Sinne der Worte, welche sie sang. Ihre Lieder waren alle erotisch, jedoch anständig erotisch. Zoten sind den echten Arabern gänzlich unbekannt.

Meist schilderte ihr Lied die Verführungskünste irgend einer Schönen. Da hätte man den verschlagenen Ausdruck sehen sollen, den ihr Gesicht bei diesem Stadium des Gesanges annahm. Es war wie die Offenbarung einer ganzen Schule weiblich erotischer Diplomatie. War sie dann am Punkte des Gelingens jener Künste angekommen, war der Verfolgte endlich mürbe und aus einem Gleichgültigen

*) Ich weiß nicht, ob ihn irgend ein Reisender schon beschrieben hat. Er ist freilich schwer zu beschreiben. Unsere Sprache ist ja so prüde! Ich kann nur andeuten. Nicht der Natur, sondern einer künstlichen Manipulation, die nicht einmal immer vom Ehemanne, vielmehr oft auch von irgend einem alten Weibe (Hebamme) ausgeführt wird, bleibt es hier überlassen, die virgo intacta zur Frau (wenigstens in einem Sinne) zu machen. Und dies muß immer vor vielen Zeugen geschehen!

zu einem Anbeter geworden, dann ging eine Wandlung in all ihren Zügen vor sich. Keine Spur mehr von Fallen stellender Verschmitztheit. Heiße Gluth, schmachtende Hingebung, innige Befriedigung waren nach einander auf ihrem Gesichte zu lesen. Es war die ausdrucksvollste Pantomime, die ich je gesehen habe. Und dies Alles ohne viele Gesten, mit nur dem spärlichsten Aufwand von Bewegungen. Aber jede Bewegung so natürlich, nicht zu viel, nicht zu wenig, gerade das zum Verständniß nothwendige Maß. Was sind dagegen unsere Ballete mit ihren einstudirten, unnatürlichen Gesten!

Es war ein angeborenes mimisches Talent. Gelernt konnte sie das nicht haben, wohl aber durch Uebung entwickelt, und dazu hatte sie Zeit gehabt, denn sie war nicht mehr die Jüngste. Aber auch das vergaß man über ihrem lebhaften Spiel.

Eines ihrer Lieder war ein vollständiges Schönheitsregister. Vom Kopf bis zur Zehe wurde jedes Glied, jeder Reiz beschrieben und der Anbeter gewarnt, sich vor dessen verheerendem Einfluß zu hüten. Ich will dieses Lied als Beispiel mittheilen, obgleich es natürlich in der Uebersetzung sehr verliert.

Südarabisches Schönheitsregister in Versen.

Nimm vor den Locken Dich in Acht!
Den Sinn umstricket ihre Pracht,
Wie eine hundertfache Kette,
Entfesselt auf dem Ruhebette.
Und bleibe auch der Stirne ferne!
Sie ist von dem Geschlecht der Sterne.
Und vor den Brauen hüte Dich!
Sie wölben um zwei Sonnen sich.
Nimm vor den Augen Dich in Acht!
Sie sind zwar dunkel wie die Nacht,
Und dennoch hell wie Tageslicht.
Wenn sie der Narr erblickt, zur Stund'
Wird sein Verstand aufs Neu gesund.
Und komm zu nah der Nase nicht!
Als Held*) beherrscht sie das Gesicht.
Und bleibe fern dem kleinen Mund!
Der wie ein Fingerring so rund.
Auch vor dem Halse sieh Dich vor!
Der schlank und biegsam wie ein Rohr;
Gleich einem Glase**) licht und rein,
Kunstvoll gewunden, zart und fein.
Nimm auch in Acht Dich vor der Brust!
Sie ist ein Garten voller Lust,
Der Blüth' und Knospen treu bewahrt,
Und Früchte trägt von jeder Art.
Der Taille auch, denn sie vor allen
Erregt des Schauers Wohlgefallen.
Sie ist so schlank, so zart, so fein,
Sie scheint fast körperlos zu sein.
Und vor dem Leibe sieh Dich vor!
Ein Schleier von dem feinsten Flor,
Der bunten Haut der Schlange gleich,
So schmiegsam, schimmernd, glatt und weich.
Die Schenkel sind ein süßer Traum,
Zwei Blätter von dem Kadibaum***)!
Und hüte Dich auch vor den Beinen!
Die wie zwei goldene Leuchter scheinen.
Und vor dem Fuß nimm Dich in Acht!
Es fühlte Mancher seine Macht,
Und wird von ihm zu Fall gebracht.

Man sieht, es fehlt in diesem Schönheitsregister kaum ein Körpertheil.

Dem Gesang folgte der Tanz. Die Wesen, welche diesen aufführten, hatten eben nichts Gefälliges. Es waren alte Männer aus Yemen mit langen, weißen Spitzbärten. Es war natürlich mehr ein grotesker Tanz, mit allerlei seltsam heterogenen Verzuckungen und Verschlingungen, die das Publicum zum Lachen hinrissen. Jene erotischen, meist freilich obscönen Tänze von Algier, Tunis und Aegypten kennt man in Arabien kaum. Der echte Araber ist zu keusch, zu einfach natürlich, um an so etwas Gefallen zu finden.

Zum Schluß ließen die anwesenden Beduinen ihren Kriegsgesang erschallen. Dieser war höchst charakteristisch und so waren auch die Bewegungen, die ihn begleiteten. Das lange, unordentliche Haar, wild entfesselt, wogte um die kriegerisch exaltirten Häupter. Die Männer rannten wie wahnsinnig im Saal umher, bald mit ihren Lanzen einen Scheinkampf, bald Verfolgung und Flucht darstellend. Und dabei stießen sie das kriegerische Evoë, hier „Ya, Wel oder Allah" lautend, in derben Gurgeltönen aus. Die Worte ihres Gesanges waren gleichsam eine Concentration der arabischen Sprache. Jedes Wort schrumpfte zu einer einzigen Sylbe zusammen. In einem einzigen Satze war ein ganzes Kriegslied enthalten. Ihre Lieder waren kurz, sehr kurz, bestanden nur aus zwei oder drei Versen, und dennoch nannten sie dieselben Kaside, was im Schriftarabisch nur ein längeres Gedicht bedeutet. Folgendes Beispiel kann eine Idee vom Inhalt ihrer Lieder geben:

Wie die Ghuls in der Nacht überfallen die Beni Hammad der Feinde Hütten und Herden.

Trotzt ihnen das feste Schloß? O nein, es zerbricht; der Feind unterliegt; seine Helden sterben; geraubt sind seine Weiber.

Da erhebt sich die Sonne; sie schaut den Boden vom Heldenblut rieselnd, todte Glieder in wirren Zuckungen über die Erde zerstreut!

Jeder dieser drei Verse nimmt im Arabischen nicht die Hälfte des Schriftraumes ein, wie im Deutschen. Und dennoch liegt darin die Beschreibung eines vollständigen Ueberfalls, der Belagerung eines Schlosses, der Besiegung des Feindes und schließlich des grauenhaften Anblickes des Schlachtfeldes!

Unter diesen und ähnlichen Lustbarkeiten war Mitternacht, die Beschneidungsstunde, gekommen. Jetzt noch die Ceremonie, ein abermaliges Gischrtrinken und Alle entfernten sich stumm und schweigsam im Dunkel der Nacht.

*) Wörtlich heißt es: „die Nase ist wie Du Bab Sif". Dies ist ein großer Held der arabischen Sage. Man muß dabei an die kräftigen arabischen Nasen denken. Dann paßt das Bild sehr gut.

**) Arabisch „bennur". Es ist dies ein besonders feines Krystallglas. Die Südaraber lieben es sehr, schöne Dinge mit diesem Glase zu vergleichen. So sagte mir einst ein Südaraber, der von Paris gehört hatte, es sei eine Stadt „ganz von Glas".

***) Die Kadiblätter haben genau die Form schöngebildeter Schenkel. Der Kadibaum wächst mehr in Ostindien, als in Arabien, aber die Blätter findet man hier stets auf dem Markte und kauft sie ihrer schönen Form und ihres Wohlgeruchs wegen. Nicht zu verwechseln mit Kaat.

Aus allen Erdtheilen.

Berthold Seemann †.

Die „Kölnische Zeitung" bringt aus Hannover die Mittheilung, daß unser ausgezeichneter Landsmann in Nicaragua am gelben Fieber gestorben sei. In den englischen Blättern haben wir darüber nur erst eine kurze Notiz im „Athenäum" gefunden. Seemann war aus Hannover gebürtig; er ist nur 45 Jahr alt geworden. Von früher Jugend an widmete er sich den Naturwissenschaften mit unermüdlicher Ausdauer, und insbesondere hat er als Botaniker Ausgezeichnetes geleistet. Dem größern Publicum wurde er bekannt durch seine in englischer und deutscher Sprache erschienene „Reise um die Welt" und drei Fahrten der königlich britischen Fregatte „Herald" nach dem nördlichen Polarmeer zur Aufsuchung Sir John Franklin's; in den Jahren 1845 bis 1851 (zwei Bände). Die deutsche Ausgabe, welche durch unzählige Druckfehler verunstaltet ist, erschien 1853 in Hannover. Dr. Seemann war schon in jungen Jahren nach England gegangen, wo der Botaniker Hooker bald die eminente Begabung desselben erkannte. Auf Hooker's Empfehlung wurde er als Naturforscher der Heraldexpedition angestellt. Bevor er sich an Bord des „Herald" begab, der noch an der Nordwestküste Amerikas kreuzte und welchen er in Panama treffen sollte, erforschte Seemann einige Bezirke der Landenge von Panama und von Veraguas. Im Januar ging er dann in Panama auf das Schiff, dessen Reisen zu beschreiben mit zu seiner Aufgabe gehörte. Er hat dieselbe vortrefflich gelöst, das Werk ist ungemein reichhaltig und liefert überall den Beweis für den klaren Blick und die Wahrheitsliebe des deutschen Naturforschers. Abgesehen von dem, was sich auf die Naturwissenschaften speciell bezieht, sind die geographischen, vor allen Dingen aber die ethnographischen Beobachtungen und Bemerkungen Seemann's ganz vortrefflich. Seemann unternahm vor nun zehn Jahren eine Reise in die Südsee im Auftrage der englischen Regierung. Dieser hatte man den Vorschlag gemacht, die Fidschi-Inseln in Besitz zu nehmen, von welchen man damals noch keine eingehende Kunde besaß. Seemann gab dieselbe in seinem mustergültigen Werke über jenen Archipelagus. Er machte damals (1861) auch eine wichtige Entdeckung. Man nahm bis dahin an, daß die Sagopalme, die in vier Varietäten vorkommt und von welchen eine wild ist, nur im hinterindischen Archipelagus vorkomme, namentlich im östlichen Theile desselben. Ihre geographische Verbreitung fällt in jener Region allerdings so ziemlich mit jener der Gewürze zusammen, nach Süden hin bis Timor und noch im östlichen Neuguinea. Seemann aber fand die echte Sagopalme auch auf den Fidschi-Inseln, also zwischen 20 und 15° Süd, 180 bis 177° östlicher Länge von Greenwich. Sie bildet auf Viti Levu, Wanua Levu und einigen anderen Inseln große Haine, wird bis zu 50 Fuß hoch und hat kein schwammiges Mark, dasselbe ist vielmehr so hart wie gebackenes Brot. Die Insulaner wußten nicht, daß dasselbe nahrhaft sei, bis unser Landsmann sie davon überzeugte. (Karl Andree, Geographie des Welthandels I. S. 580 f., II. S. 492.) Die englische Regierung verweigerte bekanntlich die Uebernahme der ihr angebotenen Souverainetät.

Im Jahre 1866 unternahm Seemann eine Reise nach Nicaragua. Er veröffentlichte mehrere höchst interessante Aufsätze über die Zustände jenes Landes und besuchte insbesondere auch die an edlen Metallen reiche Provinz Chontales. Daß er neuerdings wieder nach Centralamerika gegangen sei, war uns nicht bekannt. Ueber seine frühere Reise haben wir im „Globus" XI. S. 82 ff. („Zustände in Nicaragua von Berthold Seemann") ausführliche Mittheilungen gegeben.

Seemann war dem „Darwin'schen Hypothesenkram" sehr abhold und hat die Darwin'schen Theorien mit Schärfe bekämpft. Er vertrat die deutsche Wissenschaft und Forschung in England sehr würdig und machte den bekannten Vorurtheilen, welche dort vielfach im Schwange gehen, keine Zugeständnisse. Er war ein sehr thätiges Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft und nahm an den Debatten derselben lebhaften Antheil. Ehre seinem Namen!

Aus dem russischen Reiche.

Seitdem im Kaukasus Ruhe herrscht, gedeiht das Land in materieller Hinsicht und die reichen Hülfsquellen, von welchen man viele früher nicht einmal kannte, werden mehr und mehr benutzt. Jüngst sind in der suchumschen Militärabtheilung sehr ausgedehnte und mächtige Steinkohlenlager entdeckt worden, auch hat man dort vortrefflichen hydraulischen Kalk gefunden. — Das Gebiet Daghestan, welches der Czar im vorigen Jahre besucht hat, zählt 462,538 Einwohner auf einem Flächenraume von 490 Quadratmeilen. Es hat 1353 bewohnte Ortschaften, darunter nur 3 Städte und 12 Filzzelte nomadisirender Nogayatataren. Im nördlichen und westlichen Theile, dann auch in einigen südlichen Strichen wird die Schafzucht so ausgedehnt betrieben, daß man mehr als 1,700,000 Schafe zählt. In den Bezirken Kjurinsk, Kaifago Tabasseran und bei der Stadt Derbent bauet man viel Getreide und namentlich auch Krapp; von diesem letztern werden jährlich etwa 30,000 Pud ausgeführt. Daghestan liegt am westlichen Ufer des Caspischen Meeres; auf der östlichen Seite desselben haben bekanntlich die Russen vor etwa drei Jahren die Stadt Krassnowodsk angelegt. Wir erfahren, daß in der Mitte des Jahres 1870 dort 13 Kaufleute sich angesiedelt hatten und daß eine Fabrik zur Reinigung der Naphtha eine beträchtliche Menge Kerosen liefert.

Professor Petzholdt in Dorpat, welchem wir schon werthvolle Bücher über Südrußland und den Kaukasus verdanken, hat im Auftrage des turkestanischen Generalgouverneurs eine Reise nach Turkestan unternommen, von welcher er im December nach Dorpat zurückgekehrt ist. Er hat auf der Hinreise den Weg über Kasan, Perm, Jekaterinburg, Tjumen, Omsk und Semipalatinsk nach dem auf dieser Strecke 6000 Werst entfernten Taschkent genommen; der Weg über Orenburg ist um etwa 2000 Werst kürzer. Er schlug die erstere Richtung ein, um die landwirthschaftlichen Verhältnisse Sibiriens aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er fand, was auch andere Berichterstatter hervorheben, zahlreiche, große Dörfer, gut bearbeitete Felder, reinliche Wohnungen, gute und billige Nahrungsmittel, und bei den Sibiriaken, welche nie Leibeigenschaft gehabt haben, ein frisches und kerniges Wesen. Ueber Turkestan dürfen wir von einem so ausgezeichneten Agronomen sicherlich eingehende Berichte erwarten, namentlich auch über die Berieselungen, welche in jener Gegend so wichtig sind. Wahrscheinlich auf Herrn Petzholdt's Anrathen hat der Generalgouverneur den Plan gefaßt, die Steppe von Dschisak vermittelst einer Wasserleitung aus dem Jaxartes (Syr Darja) wieder zu berieseln. „Allen, welche durch diese Steppe gekommen sind, bleibt das Andenken daran für immer. Die Todtenstille des sonnverbrannten, ebenen, kahlen Raumes macht den trübsten Eindruck. Und doch herrschte daselbst vor verhältnißmäßig nicht gar zu langer Zeit das regste Leben. Spuren ehemaliger kolossaler Wasserleitungen zeigen an, daß hier fleißig Ackerbau getrieben wurde, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der fruchtbare Boden mit Hülfe einer ausreichenden Bewässerung reiche Ernte geben kann. Jetzt ist dieser ungeheuere, fast vor den Thoren Taschkents belegene Raum, der sich herrlich zum Ackerbau eignet, ganz unproductiv." So schreibt die „Turkestaner Zeitung".

Der russische Naturforscherverein hat Turkestan in Bezug auf officinelle Pflanzen erforschen lassen. Fedtschenko, der sich schon manche Verdienste durch Erforschung centralasiatischer Gegenden erworben, hat am obern Serafschan Arten der Ferula gefunden; die Eingeborenen heilen damit die Wunden gedrückter Pferde. Er fand Zittwersamen, der wegen seines reichen Santoningehaltes besser ist als der nordafrikanische. Bei Samarkand fand er die Blumen-Esche, die in Italien wild wächst; sie wird in der Medicin gebraucht und ihr Manna im Handel theuer bezahlt. Ein anderes Mitglied der Expedition, Krause, fand in den Bergen von Chokand die Pistacia vera wild wachsend. Sie liefert nicht nur die bekannten Pistaziennüsse, sondern auch Mastix. Der Baum ist in Chokand ungemein häufig. Papaver somniferum wird von den Sarten (Tadschicks, ansässigen Bewohnern arischer Abstammung) in Gärten gezogen; sie verstehen aber die Bereitung des Opiums nicht und beziehen dasselbe aus Kabul. Angelica archangelica wächst in großer Menge auf dem Berge Dongarak und wird vorzugsweise gegen die Pest gebraucht; wie der Wasserwegerich (Plantago alisma) in Rußland gegen die Wasserscheu. Häufig sind in Turkestan Althäa, Tausendgüldenkraut; es gedeihen Feigen, Ricinus, Granatbaum, Lavendel, Wallnüsse, Mandeln, Quitten; man findet Wermuth, Beifuß, Obermennig und Hundeszahn.

In Samarkand ist eine russische Schule gegründet worden; Schulmeister ist ein gebildeter gemeiner Soldat Namens Soltanoff, vom neunten turkestanischen Regiment. In der Mitte des Jahres 1870 hatte er 20 Schüler: 7 Juden, 10 Mohammedaner, 3 Hindu.

Im Amurgebiete gedeiht das Getreide gut, aber es fehlt an Arbeitskräften. Der Strom behält seine Eisdecke in der Regel vom 24. October bis Anfang November. Die erste Winterpost ging 1869 ab aus Stretensk am 19. November, aus Blagoweschtschensk am 7. November; der Eisgang begann 1870 am 9. April und dauerte bis zum 18. — Aus der Mandschurei ist die Rinderpest eingeschleppt worden; bei der Kosackenbrigade zeigte sich die sibirische Pest, welche indessen keine größere Verheerungen anrichtete. Unter den zahmen und wilden Hühnern trat im Frühjahr eine merkwürdige Epidemie auf; auch unter den Fischen war eine Seuche ausgebrochen; sie schwammen zu vielen Tausenden todt auf der Oberfläche des Amur.

Mung Con, König von Birma.

Dieser hinterindische Potentat macht den Engländern viel zu schaffen. Sie haben seinem Vorfahren, der Tharawadi hieß, erst die ganze Ostküste des Bengalischen Meerbusens und hinterher Pegu, also das ganze Mündungsgebiet des Irawady, weggenommen, und ihn vom Meere völlig abgeschnitten. Als Sieger zwangen sie ihm mehrere Verträge auf, den jüngsten im Jahre 1867, durch welche ihnen freie Stromfahrt auf dem ganzen Laufe des Irawady bis nach Bhamo hinauf zugesichert wurde. Es liegt ihnen vorzugsweise daran, den Handel der westchinesischen Provinzen Sze tschuen und Yünnan, welche reich an Seide und Thee sind, wieder in den alten Karawanenweg nach Südwesten bis Bhamo, wo der Strom schiffbar wird, an diesen zu lenken und von dort die Waaren zu Wasser nach ihrem großen Mündungshafen Ranguhn zu schaffen. König Mung Con hat sich fügen müssen; er ist aber ein schlauer Mann, hat die Engländer vielfach an der Nase herumgeführt und ihnen namentlich ganz herrliche Reden über die Segnungen des Freihandels gehalten. Sie sind darob höchst erbaut gewesen und haben ihn in ihren Zeitungen als einen aufgeklärten Monarchen gepriesen, welcher den Zeitgeist begreife.

Aber was nun? In jenem fernen Asien gehen merkwürdige Dinge vor, welche wir gelegentlich eingehend erörtern wollen; heute berichten wir nur, wie die Dinge gegenwärtig stehen. Der britische Resident am Hofe zu Mandelay, Major Sladen, unternahm 1868 eine Dampferfahrt bis Bhamo, welche vom Schiffslieutenant Bowers beschrieben worden ist. Im November 1870 geschah von Seiten Talboy Wheeler's dasselbe, und auch dessen Bericht: Journal of a voyage up the Irawaddy to Mandelay and Bhamo, Rangoon 1871, liegt vor uns. Der letztere berichtet (S. 46), daß er am Strom 8 bis 10 Dampfer in ganz vernachlässigtem Zustande habe am Ufer liegen sehen und er begreife das nicht.

Jetzt kann kein Zweifel sein, wozu Seine Majestät die Dampfer angeschafft hatte. Wir finden die Erläuterung in einer Jeremiade des Calcuttaer Correspondenten (vom 25. October) in der „Times Mail“ vom 21. November; der mit Freihandelsphrasen so freigebige König Mung Con verdirbt den Engländern den Handel, und seine Praxis entspricht der von ihm zur Erbauung John Bull's aufgestellten Theorie nicht im Mindesten. „Der britische Agent in Mandelay berichtet, daß Seiner Majestät Schiffe und Waarenläden überall im Lande zum Vorschein kommen. Er treibt Handel mit allen möglichen Gegenständen und mit solchem Erfolge, daß die chinesischen 2c. Kaufleute ihre Stückgüter und andere Waaren eingepackt haben, um damit nach Ranguhn (also auf britisches Gebiet) zu kommen. Auch hat es der König mit seinen Geschäften nicht bloß auf sein eigenes Land abgesehen, sondern bereits in Bhamo ein Zweiggeschäft eröffnet, um eine Invasion (sic!) in die Schan-Staaten (nördlich von Birma, welche die Engländer gern allein ausbeuten möchten) zu machen. Diese Nachrichten sind amtlich. Seine Majestät hat sich in dieser ganzen Geschichte mit großer Schlauheit benommen. Als man früher sagte, er habe es auf ein Monopol für sich abgesehen, packte er den Stier bei den Hörnern, indem er die Kaufleute aller Nationen einlud und sie festlich bewirthete; dabei hielt er ihnen erbauliche Reden über die Wohlthaten des Freihandels. In der Praxis jedoch ist er seitdem derart vorgegangen, daß aller Handel in seinem Lande ihm allein zufallen muß. Man begreift, daß die Kaufleute darüber verdrießlich sind, und wenn man seinem lächerlichen Verfahren keine Schranke setzt, so wird er den ganzen Handel mit dem Auslande in seine Hände bringen. Sein commercieller Anschlag auf Bhamo ist ein politischer Meisterstreich, denn seine Waarenschiffe gehen nun bis an die äußerste Grenze, bis dahin, wo noch Sicherheit ist.“ Der Calcuttaer Correspondent fügt hinzu, daß jenseits der Grenze der Krieg zwischen den mohammedanischen Panthays und den Chinesen mit großer Erbitterung fortdauere. Die Stadt Momein war von den letzteren fast drei Jahre lang ununterbrochen belagert worden; die Panthays nahmen in einem Gefecht den Chinesen 70 Percussionsmusketen ab, welche denselben entweder von den Engländern oder dem birmanischen Könige geliefert sein müssen.

Cultur der Manna-Esche und Gewinnung der Manna in Sicilien.

Mitgetheilt von Dr. Gustav Langenbach.

Vom agronomischen Standpunkte aus wird Sicilien in drei Höhenzonen eingetheilt, nämlich in die Seezone (zona maritima), mittlere Zone (zona media) und Gebirgszone (zona montuosa). Die erstere, die Seezone, ist charakterisirt durch die Cactusfeige (Opuntia Ficus indica, Mill.), Sumach, Orange, Olive, Maulbeerbaum, Weinstock, Banane, Korkeiche, Palme. In der mittlern Zone findet man Pistazie, Mandel, Wallnuß, Haselnuß, Apfelbaum, Kastanie, Johannisbrodbaum, Fichte. In der dritten endlich, der Gebirgszone, wachsen Stechpalme, Steineiche, Buche, Tanne, Birke.

Die Manna-Esche (Fraxinus Ornus L., italienisch ornietto da manna oder frassino da manna) pflanzt man am besten in dem obern Theil der Seezone und dem untern der Mittelzone, so daß sie im erstern Falle neben der Olive, im zweiten neben der Kastanie vorkommt. Das Grundstück ist so zu wählen, daß es den Strahlen der Mittagssonne ausgesetzt ist. Der Boden soll wenig fruchtbar und nicht künstlich gedüngt sein.

Die jungen Pflanzen werden aus Samen gezogen und ein Jahr nach der Aussaat auf den ihnen bestimmten Platz gebracht. Der Boden wurde zu diesem Zwecke vorher gepflügt; dann macht man mit Eisenstäben Löcher je in einer Entfernung von

1½ Meter, und so tief, daß außer der Wurzel noch ein Theil des Stämmchens mit eingesenkt wird. In den ersten Jahren wird der Boden dreimal umgehackt, später nur zweimal, und zwar im Januar und Mai.

Sind die Bäumchen acht bis zehn Jahre alt, so beginnt die Gewinnung der Manna. Für den Praktiker ist diese Zeit der Ernte gekommen, wenn er das Stämmchen mit Daumen und Mittelfinger gerade umspannen kann. Mit etwas gekrümmten, sehr scharfen großen Messern, welche von beiden Armen geführt werden, macht man nun am Fuße des Stämmchens einen Querschnitt durch die ganze Dicke der Rinde; bei den jüngeren Bäumen ist der Einschnitt ein Drittel des Umfanges breit, bei den älteren beträgt die Breite ein Viertel desselben. Mit den Einschnitten fährt man, auf der nämlichen Seite nach oben aufsteigend, fort, indem man täglich einen neuen Einschnitt macht. Die Einschnitte sind je um Fingersbreite von einander entfernt. Ist eine Seite des Stammes, bis zum Beginn der Aeste, mit Einschnitten bedeckt, so werden letztere auf der nächst anstoßenden Seite in eben derselben Weise gemacht. Da die Ernte während dreier Monate, Juli, August und September, geschieht, so beträgt die Anzahl der jährlich gemachten Einschnitte gegen neunzig. Ein Arbeiter pflegt vom frühen Morgen bis Mittag an 4000 Bäume einzuschneiden.

Aus dem Einschnitte dringt eine braune Flüssigkeit hervor, die nach wenigen Stunden fest und weiß wird. Der Saft erhärtet in der Form von Zapfen oder Stangen, in Sicilien Cannoli genannt, welche herabgeflossen entweder der Rinde adhäriren, oder, bei der meist geneigten Stellung der Bäume, senkrecht herabhängen. Namentlich in letzterm Falle würden manche Tropfen auf die Erde fallen, weshalb man dieselben auf untergelegten Stengelgliedern (italienisch pale) der Opuntia Ficus indica auffängt. Das Einsammeln geschieht je in Zwischenräumen von mehreren Tagen, wobei die Cannoli wie die angeklebte, von Rinde und Cactusstengel abgeschabte Manna, die manna in sorta, in Röhren, welche aus Baumrinde verfertigt sind, gesondert gehalten werden. Jeder Einsammler trägt deshalb zwei solcher Röhren, die mittelst eines Bandes über die Schultern gehängt sind. Bei regenlosem Wetter löst man die Manna wöchentlich ab; droht Regen, welcher die Manna auflösen und so wegführen würde, so wird schleunigst gesammelt. Es befindet sich deshalb eine Wache in den Anpflanzungen, welche bei zu erwartendem Regen eine Glocke zieht, damit alle bereiten Hände das Product in Sicherheit bringen.

Die gesammelte Manna wird etwas an der Sonne getrocknet, und man sucht sie sofort zu verkaufen. Während der Landwirth nur die oben genannten Sorten — manna in cannoli und manna in sorta — sondert, unterscheidet der Händler deren viele, meist nach Oertlichkeiten benannte.

Nach 12 bis 20 Jahren der Mannagewinnung wird der Eschenstamm unfruchtbar. Man schneidet ihn dann ab, um neue Schößlinge hervortreiben zu lassen, welche man nach 4 bis 6 Jahren einzuschneiden beginnt; sterilisiren auch diese, so werden sie ihrerseits abgeschnitten. Nach und nach wird aber das Product so spärlich, daß eine andere Cultur an die Stelle treten muß.

Auf einer Hectare stehen 5000 Pflanzen, welche zwischen 80 und 100, im Mittel also 90 Kilogramm Manna liefern. Davon ist etwa der zwanzigste Theil manna in cannoli, d. i. 4½ Kilogramme, während 85½ Kilogr. manna in sorta darstellen. Erstere kostet 16 Lire das Kilogramm, letztere 6 Lire 68 Centesimi. Das würde demnach für die Hectare 643,14 Lire ergeben. Die Kosten der Anpflanzung und Bewirthschaftung bis zur Gewinnung der Manna (acht Jahre) stellen sich für die Hectare auf 1010 Lire. Berechnet man für diese 6 Procent also 60,60 Lire, und für die dann nöthigen Arbeiten 81,50 Lire, so betragen die Unkosten 142,10 Lire. Von der gewonnenen Manna erhält der Pächter, welcher das Grundstück zweimal umzuhacken und alle Arbeit bis zum Beginn des Einsammelns der Manna zu leisten hat, die Hälfte. Es bleiben demnach dem Besitzer 321,57 Lire aus dem Verkaufe der Manna, so daß der ihm zufließende Reingewinn 321,57 bis 142,10, d. i. rund 189½ Lire beträgt für die Hectare.

Auf Grund der gegebenen Zahlen beliefe sich zur Erntezeit die Bodenrente auf 17½ Procent. Für Deutschland bedeutend, erscheint sie für sicilische Verhältnisse nicht sehr hoch. Daraus erklärt es sich denn, daß die Cultur der Manna-Esche an manchen Orten anderen, größeren Nutzen abwerfenden Culturen zu weichen fortfährt. Am meisten wird ihr Anbau vermindert durch die zu erstaunlichem Umfange sich steigernde Orangencultur, welche sich in neuerer Zeit selbst auf hoch gelegene Gegenden erstreckt, wenn nur Berieselung und bequemer Absatz der Früchte möglich sind. Um von der Steigerung letzterer Production hier beiläufig eine Vorstellung zu geben, sei erwähnt, daß die Provinz Palermo im Jahre 1854 an Orangengärten (Agrumeti) 4466 Hectaren besaß, die einen Bruttogewinn von 16,077,600 Lire gewährten; vierzehn Jahre später, 1868, gab es deren 11,000 Hectaren, welchen eine Bruttoeinnahme von 39,600,000 Lire entspricht. Der Rückgang der Mannacultur um Palermo und um ähnliche Verhältnisse darbietende Oertlichkeiten, wie Messina und Catania, erklärt sich daraus sehr leicht. Der „Kampf ums Dasein" findet auch in dieser Thatsache seine Illustration. — Die bedeutendste Production der Manna geschieht gegenwärtig um Cefalù, wo vier Dörfer für 750,000 Lire jährlich erzielen.

* * *

— Auf dem Berge Athos sind, nach dem Berichte des englischen Reisenden Tozer, nicht weniger als 935 Klöster, Kirchen, Capellen und Oratorien vorhanden. Die Zahl der Mönche wird von ihm auf etwa 3000 geschätzt; eben so hoch beläuft sich die Zahl ihrer Diener. Ein Paradies für den Müßiggang.

— Die christliche Secte der „sonderbaren Leute" (peculiar people) ist in England ziemlich verbreitet. Es ist ein Glaubenssatz bei ihnen, daß der wahre Christ nie einen Arzt zu Hülfe rufen dürfe; das sei sündhaft und gottlos; denn „Gott ist ausreichend und genügend, falls er will, dem Kranken die Gesundheit wieder zu geben."

— Endlich fängt man in der australischen Colonie Queensland an, die Menschenräuber und Sklavenjäger in der Südsee zu verhaften. Im October ist zu Brisbane solch ein Bösewicht, Capitän Paterson, Schiff „Jason", eingesperrt und angeklagt worden. „Seine Schuld ist im Voraus erwiesen und kein Galgen kann hoch genug für diesen Kidnapper sein!"

— Die Fieberrinde in Australien. Man will, wie die „Wallaroo Times" meldet, in Neusüdwales die Cinchona im Großen anbauen und hofft eben so günstige Resultate wie auf Java und in Ostindien. An geeigneten Stellen für den Anbau habe die Colonie keinen Mangel.

— Die australische Colonie Victoria bezog bis jetzt ihren Bedarf an Kohle aus Neusüdwales. Jetzt ist die Freude in Melbourne groß. Denn man hat bei Geelong Kohle gefunden und die Gasanstalt der genannten Stadt ist mit der Qualität sehr zufrieden.

— In Neusüdwales erhielt man im September 1871 die Nachrichten aus Europa über San Francisco volle acht Tage früher als dieselben über Suez und Ceylon.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Januar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Unter den Laosvölkern am Mekong in Hinterindien.

I.

Der große Fluß von Kambodscha. — Insel Khong und die Katarakten. — In Bassac. — Ethnographische Stellung der Laos. — Geschichtliches. — Unterwerfung durch die Siamesen. — Ortschaften, Wohnungen, häusliches Leben. — Die Frauen. — Sklaverei. — Fischfang, Jagd, Gewerbe.

Bis in die jüngste Zeit hinein hatten wir nur spärliche Kunde über eine der interessantesten Regionen des sogenannten Hinterindiens oder Indo-Chinas. Wir meinen die ausgedehnte Region zwischen den beiden Königreichen Siam und Annam, welche sich vom Delta des Menam bis an die Südgrenze der chinesischen Landschaft Yünnan erstreckt. Ueber Kambodscha haben wir durch Mouhot, Adolf Bastian und die Franzosen Lagrée und Garnier eine Menge interessanter Nachrichten erhalten; über das was nördlich vom 12. Breitengrade liegt, verbreiten die Forschungen der genannten beiden

J. GAUCHARD. Sc. E. Tournois

Dorf auf der Insel Khong.

Franzosen viel Licht. Ihre Expedition ging von Kambodscha aus den Mekong hinauf bis nach Yünnan, wo Lagrée starb; Garnier aber drang bis zum Yangtsekiang vor und fuhr den großen Strom hinab bis Schanghai.

Vom 14. Grade nach Norden hin wohnen die Laos, eine in vieler Beziehung sehr bemerkenswerthe Volksgruppe, über welche wir zum ersten Male Eingehendes und Zuverlässiges durch Garnier erfahren. In früheren Nummern unserer Zeitschrift*) haben wir die Expedition bis Stung Treng begleitet, das etwas südlich von 13° N. liegt; einige Meilen weiter aufwärts liegt im Strome die große Insel Khong, welche die Reisenden am 18. August 1866 erreichten; sie mußten dort einige Zeit verweilen, um andere Barken abzuwarten; die Fahrzeuge, welcher sie bis dahin sich bedient hatten, waren nicht geeignet für den obern Stromlauf. Unsere Illustration veranschaulicht das Dorf, in welchem sie etwa eine Woche lang wohnten. Sie fanden demnach Muße zu Ausflügen in die Umgegend, und widmeten den Stromschnellen und Katarakten, welche auch in jener Gegend so charakteristisch für den Mekong sind, besondere Aufmerksamkeit. Von Stung Treng aufwärts ist der Strom mit Inseln förmlich übersäet, und man sieht nirgends beide Ufer zu gleicher Zeit. Dann bildet er plötzlich ein mächtiges offenes Becken, das an manchen Stellen bis zwei Wegstunden breit und mehr als 120 Fuß tief ist. Dasselbe wird im Norden wieder von einem Insellabyrinthe begrenzt, und dort steigen nun auch Hügel empor. Durch dieses Gewirr von Eilanden und einigen Dutzend verschiedener Canäle

Laostypen.

dringt der Strom rasch mit gewaltigem Brausen und bildet dann jenes ruhige Becken, an dessen Westseite eine Gebirgsgruppe sich erhebt. Wenn man aus dem Becken stroman fährt, findet man am Ende eines jeden Canales Wasserfälle von verschiedener Höhe, von welchen jedoch das Wasser nicht in eigentlichen Cascaden herabfällt; in einigen langen und gewundenen Armen bildet es einen nicht versperrten Fluß, und einen solchen benutzen die Eingeborenen, um mit ihren erleichterten Barken weiter zu kommen. Diese freien Passagen haben in den verschiedenen Jahreszeiten eine verschiedene Wassertiefe und liegen während einiger Monate völlig trocken. Dagegen bilden der Salaphe- und der Papheng-Arm steil abfallende Katarakte von nahezu 50 Fuß Höhe, und die ganze Kataraktenlinie jener Gegend hat eine Länge von 12 bis 13 Kilometer.

Von den Katarakteninseln sind nur zwei bewohnt: Khong, die auch Sitandong heißt, und Sdam; alle anderen sind dicht mit Wald bestanden. Die erstere bietet mit ihren Häusern, Gärten, Palmen und Hügeln einen höchst ansprechenden Anblick. Sie bildet vermöge ihrer Lage einen wichtigen Platz für den Austausch; der Handelsbetrieb befindet sich auch dort, wie überall in Hinterindien, in den Händen von Chinesen, und manche derselben haben eingeborene Frauen geheirathet. Auf der Insel wird viel Seide producirt, und die wilden Stämme kommen aus dem Gebirge, um Tauschhandel zu treiben. Die Bewohner von Khong zeigten sich sehr freundlich.

Von Khong fuhr die Expedition im September strom-

*) „Globus" XX, S. 1, 16, 33, 53 ff.

auf bis nach der etwa zwanzig französische Meilen nach Norden liegenden Stadt Bassac (auf Kiepert's Karte Lao Bathak), um dort die trockene Jahreszeit abzuwarten. Diese Stadt liegt am rechten Ufer des Mekong und ist die wichtigste Ortschaft im untern Laos. Hinter ihr erhebt sich ein mächtiger Gebirgsstock, welcher vom Strome durchbrochen wird; der Stadt gegenüber liegt eine große Insel, Don Deng, und die ganze Gegend ist ungemein malerisch. Das Klima ist wegen der nahen Gebirge verhältnißmäßig mild, und auch im Hochsommer nie so drückend heiß, wie in Cochinchina.

Der Regen ließ am 20. September nach und die Reisenden konnten sich dann mit aller Muße im Freien bewegen. Vor ihnen war, außer einigen Holländern im siebenzehnten Jahrhundert, kein Europäer bis Bassac gekommen. Ihre Berichte sind jedoch unvollständig und nicht genau, um so werthvoller erscheint deshalb, was wir nun durch Garnier über Land und Leute erfahren.

Man rechnet die Laos zu der sogenannten mongolischen Gruppe. Sie sind im Fortgange der Zeit allmälig aus Norden dem Thale des Mekong entlang immer weiter nach Süden hin vorgedrungen; man nimmt an, daß ihre ursprünglichen Wohnsitze irgendwo auf dem ostthibetanischen Hochlande gewesen seien. Im siebenten oder achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erscheint der Laosstaat Xieng Mai in der Geschichte; derselbe lag an den Grenzen von China und wurde mächtig. Von demselben zogen die Einwohner, einige Zeit vor Christi Geburt, nach Süden hin in das

Frauen von Laos-Mandarinen.

Stromthal des Menam. Sie bildeten den Grundstock der heutigen Siamesen. Noch heute unterscheiden sich die Sprachen der Laos und der Siamesen so wenig von einander, daß beide Völker sich ohne Schwierigkeit verstehen. Auch verlegen die siamesischen Ueberlieferungen den Ursprung ihres Volkes in das Innere von Laos; dasselbe gilt ihnen als eine Art von geheiligtem Lande, in welchem sich viele religiöse Wunder begeben haben. Die Siamesen bezeichnen sich selbst als kleine Thay (Thay bedeutet: freier Mann); die Laos von Xieng Mai und den weiter nördlich liegenden Theilen, welche heute von Birma abhängig sind, heißen bei ihnen große Thay. Ueber die Etymologie des Wortes Laos ist man noch im Unklaren. Im untern Laos bezeichnen sich die Leute als Lea, und so werden sie auch von den Annamiten genannt. Der portugiesische Geschichtschreiber Barros, bei welchem man den Namen Laos zuerst findet, scheint denselben bei den Siamesen gehört zu haben; in den Berichten des Holländers Gerhard von Wüsthoff wird der Mekong als Laousestrom bezeichnet, und das Königreich Vieng Schang als Land der Lauwen. Der Name Laos bezieht sich auf jene Volksgruppe, welche das Stromthal des Mekong inne hat, die Bezeichnung Thay gilt für die nördlichen Laos. Diese Theilung in zwei große Gruppen wird sowohl von den Siamesen wie von den Birmanen angenommen.

Den Siamesen gelang es nach manchen Kriegen und Kämpfen mit dem mächtigen Königreiche Kambodscha, sich dem Menam entlang und bis in das Mündungsgebiet dieses Stromes festzusetzen, und ihr Staat ist gegenwärtig der mächtigste Hinterindiens. Die Laos ihrerseits waren Jahrhunderte lang im Streite mit den Ureingeborenen an dem nörd-

lichen Flusse Hinterindiens, und konnten nur langsam nach Süden hin vordringen. Sie standen unter einer großen Anzahl von Häuptlingen, die häufig mit einander in Fehden verwickelt waren. Als Oberherren des ganzen Landes galten die chinesischen Kaiser. Als im dreizehnten Jahrhundert Kubilaï Chan Hinterindien seine Macht fühlen ließ, scheinen die Laos, um seinem Joche sich zu entziehen, weiter nach Süden vorgedrungen zu sein. Sie gründeten Lantschang, das, wie alle anderen Städte in Indochina, mehrmals den Namen gewechselt hat; es ist gleichbedeutend mit Vienchang, das 1828 von den Siamesen zerstört wurde. Lantschang war Hauptstadt eines Reiches, das im funfzehnten Jahrhundert von den Katarakten bis zum 20. Grad nördlicher Breite sich erstreckte. Aber seine Macht verschwand, als 1528 in Folge einer Revolution die Centralgewalt geschwächt wurde; doch erhob sie sich dann noch einmal im siebenzehnten Jahrhundert. Im folgenden Säculum wurde Bassac 1712 von Leuten aus Vienchang gegründet, eben so Luang Prabang, das unter dem 20. Grade nördlicher Breite liegt. Der Einfluß Siams wurde immer mächtiger, und ganz Laos wurde unterworfen, nachdem 1826 der König von Vienchang, welcher das Land wieder unabhängig machen wollte, gefangen genommen war. Er mußte fliehen, wurde von den Annamiten, bei welchen er Schutz gesucht hatte, an Siam ausgeliefert und ist als Gefangener in Bangkok gestorben.

Seitdem ist das Gebiet der Laos in eine große Anzahl von Provinzen getheilt worden; die Statthalter derselben werden vom siamesischen König ernannt, und sie fügen sich bis auf Weiteres der Uebermacht. Es ist aber sehr die Frage, ob die Laos bei ihrer Zersplitterung fähig sein werden, einen compacten, einheitlichen Staat zu bilden; ohnehin sind sie vom Meere abgeschnitten. Die Siamesen befolgen die verständige Praxis, daß sie zu Gouverneuren Laoshäuptlinge aus angesehenen Familien ernennen und denen, welche aus fürstlichem Geblüte stammen, den königlichen Namen belassen; so ist z. B. der Statthalter von Bassac ein König.

Häuptling und Frau, Insel Khon.

Garnier giebt dem Volke der Laos, mit welchem er fast ein Jahr lang verkehrte, ein gutes Lob. Während seiner Ansicht nach bei den Kambodschanern alle Lebenskraft erloschen ist, findet er bei den Laos viele der Entwickelung fähige Keime, und er hält sie, unter günstigen Einflüssen, des Fortschrittes für allerdings fähig. Ihr Geist ist wißbegierig, und in religiösen Dingen sind sie durchaus tolerant. Er meint, daß der Druck, welchen die Siamesen üben, den Geist der Initiative zurückhalte und auch einen schwunghaften Handelsverkehr nicht aufkommen lasse. Im ganzen südlichen Laos findet man weiter keinen bedeutenden Handelsplatz. — Die Ortschaften in diesen Landestheilen liegen allesammt, gleichviel ob groß oder klein, dem Strome entlang; die Häuser sind mit Gärten umgeben und durch Fußwege mit einander in Verbindung gebracht. Ueberall wird Reis gebaut, welcher das Hauptnahrungsmittel bildet; außerdem auch Taback, Baumwolle, Zuckerrohr, Maulbeerbäume 2c. Die Wohnungen stehen auf Pfählen, die 5 bis 6 Fuß hoch sind, sie leiden also nicht durch Feuchtigkeit und werden nicht von Schlangen, Scorpionen und Ameisen heimgesucht, welche in jenen heißen Gegenden eine wahre Landplage bilden. Unsere Illustration zeigt, wie die Häuser beschaffen sind. Das Strohdach fällt scharf ab, die Wände bestehen aus einem doppelten Geflecht von Bambus, sind auf der innern Seite mit Blättern bekleidet und man gelangt in die Wohnräume vermittelst einer Leiter. Eine bequeme Wohnung besteht aus zwei Parallelhäusern, welche durch einen Gang mit einander verbunden sind. Sie ist offen und von ihr aus erhalten die einzelnen Räume Luft und Licht. Unter derselben wird gekocht; sie bildet auch die Dachbedeckung für Karren, Arbeits- und Fischereigeräthe, und manchmal schlagen die Frauen dort ihren Webestuhl auf. Reiche Leute und manche Mandarinen haben allerdings stattlichere Häuser mit Bretterwänden und kleinen Fensteröffnungen; die einzelnen Wohnungen stehen durch Bambusgänge mit einander in Verbindung und werden sehr reinlich gehalten. Ein Haus in einer solchen Reihenfolge von Wohnungen dient als Empfangssaal, in einem andern wird gespeist, in anderen wohnen die Frauen, die Sklaven 2c., und eines bildet die Hauscapelle; sie ist allemal das schönste Gebäude; in demselben stehen die Götterbilder und man bewahrt dort die werthvollste Habe der Familie. Die spitzen Giebel werden mit Figuren von Drachen oder anderen phantastischen Gestalten geschmückt. Jeder größere Häusercomplex einer wohlhabenden Familie ist mit einer starken, viereckigen Pfahlwand umgeben; innerhalb desselben befindet sich auch das Reismagazin. Im Garten, welcher außerhalb liegt, stehen Kokos- und Arekapalmen, Tamarinden und Mangobäume; man pflanzt auch Betel, Pfeffer, einige Gewürze und zieht Blumen.

Der Hausrath ist einfach; Matten und Kissen bilden die wichtigsten Bestandtheile. Im Empfangssaal hängen allerlei Waffen: Lanzen oder Musketen mit Feuersteinschloß, Jagdgeräthe, Fischernetze und dergleichen mehr. Die Bekleidung besteht für gewöhnlich nur aus einem Hüftenschurz, dem Languti, der zwischen den Beinen hindurchgezogen wird. Bei vornehmen Leuten ist er von Seide, und solche tragen wohl auch eine kleine Jacke mit engen Aermeln, welche vorn

auf der Brust zugeknöpft wird, und manchmal noch eine Art von Schärpe, welche man über die Schultern wirft.

Der Laos ist durchgängig wohlgestaltet und auch kräftig gebaut; der Ausdruck des Gesichtes bildet ein eigenthümliches Gemisch von Feinheit und Gleichgültigkeit, von Schüchternheit und Wohlwollen. Das Haupthaar wird, wie bei den Siamesen, abgeschoren, und nur auf dem Wirbel bleibt ein Schopf stehen. Für Languti, Jacke und Schärpe wählt man stets lebhafte Farben, die sich von der angedunkelten Haut sehr vortheilhaft abheben. Kopfputz und Fußbekleidung sind nicht üblich, und einen Hut tragen nur die Bootsleute, um Kopf und Gesicht vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Kinder schmücken sich mit Arm-, auch wohl mit Knöchelringen von Gold, Silber oder Kupfer, und wenn dergleichen von Metall nicht zu haben sind, von Seide oder Baumwolle. Außerdem tragen sie auch Amulete, welche sie von den Bonzen erhalten. Erwachsene Männer befassen sich mit solcherlei Zierrath nicht; sie legen nur Werth auf Fingerringe mit glänzenden Steinen, die in Bangkok theuer bezahlt werden; auch Ohrringe werden getragen. Hinter den Ohren steckt allemal eine mit Bambusdeckblatt umwickelte Cigarrette.

Die meisten Laos tättowiren Bauch und Schenkel, doch verschwindet dieser alte Brauch in den südlichen Landestheilen mehr und mehr. Deshalb werden die südlichen Laos manchmal als Weißbäuche bezeichnet, jene im Norden, von denen manche vom Fußknöchel bis zum Nabel über und über sich tättowirt haben, als Schwarzbäuche. Möglicherweise ist das Tättowiren bei den Laos ein entlehnter Brauch; auf jeden Fall war er, als sie ins Land kamen, bei den Urbewohnern, den wilden Guëos, vorhanden Barros erzählt, daß diese, mit welchen die Laos im 16. und 17. Jahrhundert Krieg führten, am ganzen Körper „mit erschrecklichen Bildern" überdeckt gewesen seien. Garnier hält jene Guëos für die Vorfahren der Wilden mit „oceanischem Typus", welche noch heute in den Gebirgsregionen Indo-Chinas leben; er sei erstaunt gewesen, als er bemerkt habe, wie ähnlich die Muster der Laostättowirungen jener der Bewohner der Markesas und anderer Südseeinsulaner seien. Einen ethnischen Zusammenhang zwischen den letzteren und den Guëos darf

Hirschjagd in Laos.

man aber darum keineswegs annehmen. Möglich ist jedoch, daß die Laos das Tättowiren von diesen Wilden angenommen haben.

Auch die Frauen sind nur spärlich bekleidet. Sie schlagen den Languti so um die Hüften, daß er bis über die Knie herabfällt und eine Art von Rock bildet, und werfen ein Stück Zeug über die Schultern. Das prachtvoll schwarze Haar wird nicht geschoren, sondern als Chignon getragen und mit einem hellfarbigen Bande umwickelt; dieses kleine Diadem erhält seinen Schmuck durch Blumen; Hals- und Armbänder sind im allgemeinen Gebrauche. Manche Mädchen und Frauen kann auch ein Europäer hübsch finden; sie machen einen anmuthigen Eindruck.

Die Polygamie kommt nur bei reichen Männern vor und auch dann gilt nur Eine Frau als die rechtmäßige Ehegattin. Die Reinheit der ehelichen Verbindung ist in mancher Hinsicht für die Erbfolge unbedingt erforderlich. Das Kind einer Frau, die zum Beispiel keine geborene Prinzessin ist, kann seinem königlichen Vater nicht in der Würde folgen. Für das Familienleben gelten die chinesischen Gesetze; übrigens wird es auch von Seiten der Frauen mit der ehelichen Treue nicht sehr streng genommen und der Verführer hat nur eine Geldstrafe zu zahlen; man ist in diesen Dingen äußerst nachsichtig. Wo Ehelosigkeit der Priester herrscht, geschieht bekanntlich überall viel Unheil; nur in Kambodscha wird eine Verletzung des Cölibates, welche ein Geistlicher sich zu Schulden kommen läßt, mit dem Tode bestraft, aber in Laos ist das nicht der Fall; er bekommt hier nur eine tüchtige Tracht Schläge und muß sein Mönchsgewand ablegen.

Sklaverei ist in Laos ebensowohl vorhanden wie in Kambodscha und Siam. Ein Mann kann in die Sklaverei z. B. wegen Schulden kommen, oder weil das Gericht ihn dazu verurtheilt; doch das sind seltene Fälle; die überwiegende Mehrzahl der Sklaven besteht aus Wilden, die man aus den östlichen Gebirgen holt. Sie werden sehr sanft behandelt und verrichten Arbeiten im Hause und auf dem Felde. Denn der Laos selbst ist träge, und wenn er keine Sklaven halten kann, läßt er die Frau arbeiten; er selbst liegt nur dem Fischfang und der Jagd ob.

Neben dem Reis bilden Fische das wichtigste Nahrungsmittel, und sowohl der Mekong wie dessen Zuflüsse liefern dasselbe in geradezu unerschöpflicher Menge. Unsere Illustration zeigt die Geräthe, welcher die Laos sich beim Fischfang bedienen. Da sind weite Reusen, die aus Bambus und Stuhlrohr geflochten werden und welche mit den in Europa üblichen große Aehnlichkeit haben; die offene Seite wird gegen den Strom gelegt und der Fisch, welcher hineingeschwommen ist, kann nicht wieder hinaus; auch legt man Angelschnüre, fischt mit Zugnetzen, mit Harpunen, Senkhamen.

In Bezug auf die Jagd sind übrigens die Wilden den Laos entschieden überlegen, und die eben erwähnten Sklaven spielen bei derselben die Hauptrolle. Am liebsten stellt man den Hirschen nach, die gewöhnlich in Netzen gefangen werden; man fängt sie dann mit Lanzen ab. Die Laos sind keine guten Schützen und können mit ihren schlechten Schießgewehren nicht viel ausrichten.

Im Hausrath ist die Betelschüssel bei Hoch und Niedrig am allerwichtigsten. Auf ihr liegt das frische Blatt der Betelrebe neben der Arekanuß und zwei kleinen Büchsen mit Kalk und Taback. Jung und Alt, Mann und Weib kauet Betel. Mit einem Stäbchen streicht man Kalk auf das Betelblatt und schneidet mit einer Scheere Stückchen von der Arekanuß oder von einer adstringirenden Rinde, die in Laos vorkommt. Durch das Betelkauen, welches die Zähne schwärzt, wird eine starke Absonderung des Speichels hervorgerufen; deshalb halten die Sklaven in der Nähe der Kauenden oder Raucher ein Speibecken auf einer Schüssel bereit, und auf einer andern Schüssel liegen Cigaretten. Man bietet solche Jedem an, der das Haus betritt, bei wohlhabenden Leuten wird auch Thee in silbernen Kannen aufgetragen. Das Tischgeräth ist den Chinesen entlehnt; die Frauen müssen abgesondert von den Männern essen, und ein vornehmer Mann speist stets allein.

Von Industrie ist bei den Laos keine Rede; Alles wächst ihnen in die Hand und in den Mund und jeder kann seine Bedürfnisse leicht befriedigen. Er ist, in Gemeinschaft mit Frau und Sklaven, Ackersmann, Fischer, Zimmermann, Weber, Färber und Schneider. Bei nur geringem Fleiße könnte er eine große Menge werthvoller Producte in den Handel liefern; aber sein Glück findet er in behaglichem Nichtsthun. Der Handel wird von den Mandarinen monopolisirt, welche peguanische und chinesische Hausirer in ihrem Dienste haben. Die Wilden bringen aus dem Gebirge Waldproducte und Seide; aus Bangkok kommen Metallwaaren und Quincaillerien. Im Ciseliren von Metall, in der Verfertigung von Vasen und Büchsen haben Einige es zu großer Geschicklichkeit gebracht, doch sind die besten Arbeiter Chinesen. Manche verstehen sich vortrefflich auf das Holzschnitzen, Andere ziehen Draht auf einem Ambos! Merkwürdigerweise kennt man in Laos die Säge noch nicht; die Webstühle sind sehr einfach; der Baumwolle und der Seide versteht man dauerhafte Farben zu geben.

Fischereigeräthe.

Theben in Aegypten.

Von Professor **Dr. Justi** in Marburg.

III.

Die Beschreibung eines einzelnen Grabes wird uns die Beschaffenheit aller solchen Anlagen verdeutlichen, da dieselbe sich überall gleich bleibt und nur in der Ausdehnung und Anzahl der Kammern, sowie in den Vorwürfen der bildlichen Darstellungen verschieden sich gestaltet. Wir wollen zu diesem Behuf die Königsgräber besuchen, nachdem wir uns zuvor eine in der Gebirgsschlucht westlich von Kurna von den Thuthmosen angelegte, zum Theil in den Fels gehauene und mit Steinen ausgewölbte und vortrefflichen Bilderschmuck enthaltende Anlage eines Todtentempels betrachtet haben, zu welcher eine lange Allee von Sphinxen hinaufleitet, und wo J. Dümichen die wichtigste Ausbeute für sein großes Prachtwerk über die ägyptische Flotte und über Festparaden des Heeres gefunden hat. Ein steiler Bergpfad führt uns über diesem Tempel her in das öde düstere Felsenthal von Biban el moluk oder Pforten der Könige, wo 25 Pharaonen bestattet sind, und dessen große viereckige Grabthüren man von dem hohen Pfade aus wie Schachteingänge gähnen sieht. Der Zugang zu der Schlucht ist in seinem letzten Theile künstlich aus dem Berge gesprengt in einer Tiefe von 50 bis 60 Fuß. Durch eine thorähnliche Oeffnung gelangt man in einen offenen Raum, wo der Hohlweg sich in zwei Arme spaltet, nach Südwest und Südost. Diese Schlucht ist ganz von nackten Felsen umschlossen, sie wird nie vom Winde durchweht, und die senkrechten Sonnenstrahlen erhitzen sie in dem Grade, daß bei Gelegenheit der französischen Expedition im Jahre 1799 am 2. September zwei Soldaten erstickten. Jedes der Königsgräber, von denen eine kleinere Anzahl noch in einer weiter nordwestlich gelegenen Schlucht sich befindet, hat ein großes, wegen des gelben Grundes, auf dem die Gemälde angebracht sind, goldener Saal genanntes Grabgewölbe, welches auch doppelt auftreten kann, indem es wohl vorkam, daß der König nach Vollendung des goldenen Saales seinen Tod noch so weit entfernt glaubte, um einen zweiten anlegen lassen zu können. Die Säle liegen nun in einer Flucht von Corridoren, Zimmern und Nischen, deren ganze Längenausdehnung bis zu 370 Fuß zunehmen kann. Die Granitsarkophage der Könige sind innen und außen mit Sculpturen und Hieroglyphen bedeckt; einer von ihnen, welcher sich sogleich im vordersten Grab vorfand, ist so hoch, daß ein in ihm stehender Mann von außen nicht gesehen wird, und so breit, daß er nicht durch den Eingang der Schlucht kann gebracht, sondern von der Höhe der Felswände an Winden muß herabgelassen worden sein. Das am feinsten ausgearbeitete und noch jetzt in den frischesten Farben strahlende Grab ist das des Königs Sethos I., des Erbauers der Halle von Karnak, des Vaters Ramses des Großen. Ueber dem Eingange findet sich wie bei allen Königsgräbern die gelbe Scheibe, in welcher der widderköpfige Sonnengott sich befindet, die Sonne, welche im Westen in die Unterwelt steigt und von dem Könige auf den Knien angebetet wird. Zur Rechten, also im Osten, steht die Göttin Nephthys, zur Linken Isis, die Endpunkte der Sonnenbahn auf der obern Hälfte der Erde vorstellend; neben der Sonne in der Scheibe sitzt ein großer Käfer, das Symbol der Wiedergeburt oder des ewigen Kreislaufes der Welt. Der Sinn der ganzen Darstellung bezieht sich auf den König; bei seinen Lebzeiten war er wie die Sonne in ihrem Laufe von Osten nach Westen, der belebende Erleuchter Aegyptens, die Quelle aller physischen und sittlichen Güter seiner Bewohner; der Abgeschiedene wurde daher mit der Sonne verglichen, die in die finstere Hälfte der Welt steigt, welche sie durchläuft, um im Osten wieder hervorzukommen, wie der König nach seiner Wanderung in den Hades zu dem Schooß des Vaters aller Welt, des Amun, gelangen wird. Die Inschrift des Bildes lautet: „So spricht Osiris, der Herr des Amenti (der Todtenwelt): ich habe dir gegeben eine Wohnung im heiligen Berge des Westens, wie den anderen großen Göttern (den Vorfahren des Königs), dir Osirischer, König und Herr der Welt, ewig Lebender.“ Gleich rechts vom Eingange finden wir gleichfalls eine überall wiederholte Darstellung, welche den Zweck hat, den König zu beruhigen über die trostlose Aussicht, die sich ihm schon bei voller Lebenskraft durch die Einrichtung seiner Todtenkammer eröffnete. Der Pharao steht vor dem sperberköpfigen Gotte Ra, der Sonne des Mittags, und dieser spricht zu ihm: „So spricht Ra, der große Gott, Herr des Himmels: wir bescheren dir eine lange Reihe von Tagen der Herrschaft über die Welt und der Ausübung der königlichen Rechte des Horus auf Erden.“

Auch die folgenden Kammern sind mit Bildwerken geschmückt, welche in bestimmten Abtheilungen den Weg der Sonne und ihres irdischen Abbildes, des Königs, auf dem Horizont der hellen Hälfte der Welt, und auf der andern Seite ihren Lauf in der dunklen Hemisphäre, als Bild des Königs nach dem Tode, darstellen. Auch fehlt nicht die Abbildung der Seligen in den elysischen Feldern, wo sie von der Arbeit des Lebens ausruhen und unter der Hut des „Herrn der Herzensfreude“ die Früchte der Paradiesbäume brechen, oder Sicheln in der Hand die Felder der Wahrheit bebauen, wie die Inschriften sagen: „Sie bringen Libationen von Wasser, und von des Ruhmes Feldern Früchte als Opfer; sie führen die Sichel und ernten auf den Feldern, die ihr Erbtheil sind; der Sonnengott spricht: Nehmt eure Sicheln, erntet euer Korn, tragt es in eure Wohnungen, genießt es und bringt den Göttern Opfer.“ Ramses V. spricht in seinem Grabe vor dem Richter des Jenseits folgende Worte: „Ich habe keine Bosheit begangen, nicht gestohlen, Niemand mit Absicht getödtet, mein Gebet nicht öffentlich verrichtet, nicht geheuchelt, kein Eigenthum Gottes oder Speisopfer an mich gebracht, keine Gewissensbisse empfunden, ich bin kein Ehebrecher und Trunkenbold gewesen, ich habe mich vor der Wahrheit nicht verschlossen, nicht unnütze Worte gemacht, den König (meinen Vater) und die Götter nicht gelästert und den Todten nicht die Byssosbinden abgerissen.“

Wir sind bei der Betrachtung dieser Scenen bereits durch zwei schräg hinabsteigende Corridore und über zwei in sie führende Treppen gekommen und treten durch einen kleinen Vorsaal über vier Stufen in einen Saal, welcher auf vier aus dem Felsgestein ausgesparten Pfeilern ruht. Der Boden desselben liegt schon 56 Fuß unter der Schwelle

des Eingangs und in horizontaler Richtung 143 Fuß von ihm entfernt. In diesem Saale ist der Gott Horus mit dem Hirtenstab abgebildet, wie er die Bewohner Aegyptens und die fremden Völker anführt. Es sind zwölf Figuren in vier Abtheilungen. Drei derselben zunächst hinter dem Gott sind roth von Hautfarbe, ihr Wuchs ist wohlgestaltet, ihre Physiognomie sanft, ihre Nasen sind leicht gebogen, ihr Haar ist lang und in Flechten geordnet, ihre Kleider sind weiß; es sind die Rôtu, die Menschenrace κατ' ἐξοχην, die Aegypter. Die drei folgenden Figuren haben ins Gelbliche spielende Hautfarbe, stark gebogene Nasen, schwarze spitze Bärte und bunte kurze Kleider. Sie heißen Amu, Asiaten, Semiten. Die drei folgenden sind Nahasu oder afrikanische Neger; die drei letzten endlich haben europäische Hautfarbe, gerade Nasen, blaue Augen, blonde und rothe Bärte, hohen schlanken Wuchs, Kleider von Stierhäuten und sind an einzelnen Stellen des Leibes tättowirt; es sind Temehu, die wildeste der vier Racen, Kleinasiaten und Europäer. Ungefähr in der Mitte der hintern Felswand steigt man über drei Stufen in einen etwas größern Saal mit zwei Felspfeilern, während an der linken Seite abermals eine Treppe von 20 Stufen in eine Reihe von drei Corridoren hinabführt, deren mittlerer wieder sieben Stufen niedriger liegt. Endlich stehen wir im goldenen Saal, der aus zwei Theilen besteht; der eine von ihnen ruht auf sechs Pfeilern und hat beiderseits Eingänge in kleine quadratische Kammern, der andere Theil liegt vier Stufen tiefer, ist aber nach oben höher in den Fels gearbeitet und ist flach gewölbt. Links führt eine Thür in einen Seitensaal mit zwei Pfeilern, im Hintergrunde dehnt sich etwas erhöht ein langgestreckter Saal mit vier Pfeilern in einer Reihe aus. Hinter dem Sarkophage, welcher aus einem über 9 Fuß langen und fast 3 Fuß breiten Block von durchsichtigem Alabaster oder Arragonit besteht und jetzt im Soane-Museum zu London aufgestellt ist, öffnet sich ein schräger Schacht, welchen man 300 Fuß weit verfolgt hat, ohne sein Ende zu erreichen. Hier befinden wir uns auf dem tiefsten Punkte der Katakombe, 81 Fuß unter, 317 Fuß weit in horizontaler Richtung von dem Eingange entfernt, und dieser ganze Raum ist durchaus mit den feinsten, in lebhaften Farben glänzenden Sculpturen bedeckt, eine Arbeit und ein Fleiß, die um so größere Bewunderung verdienen, als wir voraussetzen müssen, daß Alles bei Fackelschein und, was noch mehr ist, in der Absicht ausgeführt wurde, daß nur der Todte alle diese Herrlichkeiten schauen sollte, welche nach der Bestattung des Königs vermauert und auf immer für das Auge der Lebendigen in ewige Nacht verhüllt werden sollten.

Die Gräber werden schon seit Jahrhunderten von den Arabern geplündert, welche die in ihnen befindlichen Gegenstände, die Vasen, Lampen, Statuetten, Schmucksachen, die den Mumien mitgegeben wurden, aufsuchen und zu diesem Zwecke die Mumien zerstören und die Särge zerschlagen; der Raub wandert nach Kairo, wo man ihn an die Fremden absetzt.. Man denke sich nun einen Europäer, welcher von dieser eigenthümlichen Art des Raubes nichts weiß, in eine Katakombe, in der lautlosen Nacht bei dem kurzen Schein seiner Kerze, mit der Durchforschung derselben beschäftigt; plötzlich dringt ein dumpfes Geräusch aus einem Mumienschacht in sein Ohr, eine lange, weiße Gestalt erhebt sich mit einer Lampe in der Hand aus der Mitte der Todten — wird er sogleich so viel Geistesgegenwart bereit haben, um ohne Schrecken in der Gestalt einen Araber mit weißem Burnus zu erkennen? — Am 13. October 1799 hatten sich zwei Mitglieder der französischen Expedition in eine Katakombe begeben, welche eine Menge von Sälen und Kammern und von vielfach umbiegenden Gängen enthielt. Da man in der absoluten Finsterniß vielfach hin- und hergeht, um die Gegenstände, welche man auf beiden Seiten sehen will, mit dem Licht zu erhellen, so vergißt man leicht die Windungen, welche die Corridore nehmen, und verliert auch den Maßstab für die Zahl der Schritte, welche man gethan hat. Die beiden Männer trafen einen Schacht an, der so breit sich in die iefe öffnete, daß er nur einen überaus schmalen Steg an der Wand übrig ließ, den sie fürchteten zu Fuß zu passiren und sich deshalb, am Rande des Schachtes sitzend, mit den Händen fortbewegten. Da sie nicht auf ihre Füße Acht gegeben hatten, konnten sie möglicher Weise schon an mehreren solcher Abgründe arglos vorbeigekommen sein. Als sie glücklich über den Schacht hinaus waren und die weiteren Gänge untersuchten, schwirrte aus einem derselben eine Schaar von Fledermäusen hervor, deren Flügelschlag das Licht des Einen auswehte; er will es am andern Licht wieder anzünden — unsere Feuerzeuge kannte man noch nicht — da wird auch dieses ausgelöscht. Doch die Kerzen glimmen noch; mit eiligen Schritten ziehen sie sich bei diesem matten Schimmer zurück; da leuchten jene noch einmal auf und die Finsterniß ist vollkommen. Erschrocken bleiben sie stehen, hundert Gedanken stürmen auf sie ein, Hoffnung auf Rettung aus dem Labyrinth und Verzweiflung, aus ihm sich herauszufinden, Mangel jeder Aushülfe, die Vorstellung des schrecklichen Todes, der sie nach einigen Tagen der Angst und des Hungers bedroht, lebendig bei den Todten begraben zu sein. Sie beschließen den Versuch der Rettung; sie klatschen laut in die Hände, sie rufen mit gellender Stimme; es könnte vielleicht noch Jemand in der Katakombe sein — vergeblich, Todtenstille; bei ihrem Eintritt in das Grab waren die Reisegefährten bereits nach dem Nil zurückgegangen. Sie wiederholen ihr Rufen und horchen mit Angst auf eine Antwort; eine schreckliche Stille außer dem leisen Geräusch der Fledermäuse überzeugt sie, daß sie allein sind. Sie beschließen, indem sie sich tastend an den Wänden herführen, den Schacht aufzusuchen, aber sie hatten die Windungen nicht gezählt, und wußten nicht, ob ihren Füßen nicht der Boden entschwinden würde, um sie in eine Grube zu stürzen. Sie faßten sich mit den Händen an und spannten die Arme aus; der Eine hatte noch eine Spitzhacke zum Ausgraben der Mumien, und so berührte er mit der äußern Hand diese, der Andere mit der Hacke die gegenüberstehende Wand. Da verschwinden beiden zugleich die Mauern. Sie stehen am Eingange eines großen Saales. Sie beschließen, der Mauer rechts in allen ihren Windungen zu folgen. Sie konnten nicht wissen, ob dieser Weg sie aus dem Labyrinth oder immer tiefer in diese endlosen Räume führen würde. Schon verstummen sie, weil keiner dem Andern seine Verzweiflung gestehen will; da entweicht der Boden und sie sind am Rande eines Schachtes. War es der, welchen sie vorher getroffen, oder ein anderer? Sie setzen sich zitternd an den Rand, ihre Beine hängen in den Abgrund hinab, ihren Rücken und Kopf stemmen sie an die Wand und langsam helfen sie sich mit den Händen weiter. Der Eine macht eine falsche Bewegung und droht den Andern mit in die Grube zu ziehen, da hat dieser zum Glück mit Kraft die Ecke derselben erfaßt und beide stehen jenseits. Sie wandern an der Mauer rechts weiter, da erscheint in der Ferne ein bleicher Schein. Es war das Licht des Tages, welches in schwachen Reflexen auf die Mauern der Eingangsgallerie fiel. — Der englische Dichter Aaron Hill besuchte 1700 mit zwei Freunden eine Katakombe; ihr Führer blieb vor dem Eingang stehen, und sie selbst stiegen an Stricken in dieselbe. Hier bemerkten sie zwei Menschen am Boden liegend, welche vor Hunger gestorben waren. Der eine hatte eine Tafel in der Hand, auf welcher ihr schreckliches Ende

geschrieben stand; es waren zwei Brüder aus Venedig. Als Hill und seine Begleiter die Tafel gelesen hatten, bemerkten sie, daß ihr Führer und zwei andere Menschen den Eingang des Grabes zuzuwälzen im Begriff standen. Sie zogen ihre Degen, um sich den Ausgang frei zu machen, hörten aber dabei das Röcheln eines sterbenden Mannes, welchen die Mörder soeben erwürgt hatten. Glücklicherweise erreichten sie den Eingang, bevor es jenen gelungen war, die Höhle zu verschließen.

Das Völker-Kaleidoskop am Lomflusse in Westbulgarien.

Von **F. Kanitz.**

Von den Quellen des Loms im Sveti-Nikola-Balkan bis zur Donau begegnet man auf beiden Ufern dieses Flusses dem buntesten Völkergewirr. Türken, Bulgaren, Tataren und Tscherkessen wohnen hier in oft nur 20 Minuten von einander entfernten Orten.

Die Tataren haben ihre aus der Krim herübergebrachte Tracht bereits größtentheils abgelegt und dafür die bulgarische Nationaltracht, die Cubara (Schaffellmütze), das weiße faltige gestickte Hemd und Opintschen (eine Art Sandalen) als Fußbekleidung eingetauscht. Sie sprechen bereits vielfach das Bulgarische, sind bei der slavischen Bevölkerung beliebt und haben im Hinblick auf die verhältnißmäßig kurze Zeit ihrer Anwesenheit ihre Niederlassungen durch ihren allgemein gerühmten Fleiß zu erheblichem Wohlstand gebracht. Besondere Sorgfalt wenden sie ihren Schulen zu.

Inwiefern die auf beiden Lomufern angesiedelten Tscherkessen in der Cultivirung der großen bulgarischen Terrasse sich bewähren werden, dies muß die Folge lehren. Im Beginne hatten sie sich durch ihr herrisches Auftreten, durch ihren Hang zur Widersetzlichkeit, zu Raub und Diebstahl sowohl bei den Türken als bei der tatarisch-romanisch-bulgarischen Landbevölkerung sehr verhaßt gemacht. Seit dem Jahre 1864 ist jedoch ein allmäliger Umschwung zum Bessern eingetreten. Die Noth zwang die Helden des Kaukasus, sich zur Feldarbeit zu bequemen. Ich sah im Jahre 1870 sogar einzelne tscherkessische Frauen an derselben sich betheiligen. Nur an der großen Vorliebe für fremde Pferde hält der Tscherkesse fest. Er rivalisirt in dieser Beziehung mit den nomadisirenden Zigeunern, und wohl an hundert büßen stets in der Widdiner Feste den unbezwinglichen Hang, sich auf ihrer Nachbaren Kosten beritten zu machen. Schwer trifft den Tscherkessen selbst die geringste Freiheitsstrafe. Bei fortgesetzter unnachsichtlicher Strenge dürfte er sich also auch bezüglich fremder Vierfüßler zu mehr occidentalen Rechtsbegriffen bequemen.

In dem Dorfe Vasilovci begegnete ich den im Jahre 1861 auf russische Versprechungen hin nach der Krim ausgewanderten, im Jahre 1862 aber vollkommen enttäuscht zurückgekehrten Bulgaren. Sie fanden ihre verlassenen Dörfer von den an ihrer Stelle colonisirten Tataren bereits besetzt, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich, so gut es ihre Mittel erlaubten, neue Wohnstätten zu bauen. Diese sehen wohl schlimm genug aus und setzen ein westeuropäisches Auge in nicht geringe Verwunderung. Zur Hälfte in der Erde eingegraben, mit einem auf schief gegen einander gestellten Baumstämmen aus Erde gestampften Dache und riesigen aus Rohr geflochtenen Rauchfängen machen sie den Eindruck wahrer Troglodyten-Wohnungen.

Am Einflusse des Loms in die Donau liegt die schon unter den Römern bedeutende Stadt Lom-Palanka. Sie ist neuestens durch die von Mithad Pascha erbaute große Straße, welche über den Sveti-Nikola-Balkan-Paß den Ein- und Ausfuhrhandel vermittelt, zu hoher, commercieller Wichtigkeit gelangt. Auch in Lom-Palanka hat sich das auf der ganzen Nordwestspitze Bulgariens nur in den Städten wohnende Türkenthum auf den Ruinen des einst römisch-byzantinischen Castrums Almus angesiedelt. Die sich stets verringernde moslimsche Bevölkerung wohnt größtentheils innerhalb der verfallenen Wälle des sehr vernachlässigten Kalehs (Schloß) in engen Gäßchen zusammengepfercht, das sie in Kriegszeiten zu vertheidigen verpflichtet ist. Im christlichen Stadttheile befinden sich das Dampfschifffahrts- und Zollgebäude, die großen Handelsniederlagen der Bulgaren und spanischen Juden. Dort sind Grund und Boden in den letzten Jahren sehr gestiegen, auch für Regulirung der Straßen wurde Manches gethan.

Wenig Erfreuliches läßt sich aber über den intellectuellen Fortschritt sagen. Wohl hat die reiche fränkische Judengemeinde eine stattliche Synagoge und Schule gebaut. In der christlich-bulgarischen Bevölkerung sind es jedoch nur die jüngeren Kaufleute, welche das Bedürfniß eines bessern Schulwesens empfinden. Von Seite der türkischen Autorität und der Popenschaft fehlt es an jeglichem Impulse, und so befinden sich die christlichen Schulen der Stadt leider beinahe auf gleich niedriger Stufe, wie jene der bulgarischen Dörfer, welche derselben oft gänzlich ermangeln.

Skomlja ist beispielsweise ein großes, wohlhabendes Dorf nahe am Lomflusse. Bei alledem hat es leider weder Schule noch Kirche. Auch nicht eine Person ist in diesem Orte des Lesens kundig, und habe ich recht gehört, so ist auch in der Nachbarschaft nur der Pope von Drese so glücklich, sich dieses nothwendigsten Hülfsmittels zu aller und jeder Bildung zu erfreuen. Hier wie in der Mehrzahl bulgarischer Dörfer werden die Steuern auf Kerbhölzern verzeichnet, von welchen je eines der Gemeindevorstand, das zweite aber der Steuerzahler zur Controle behält! Jeder Einschnitt zählt für 10 Piaster. Selten sind die Leute im Stande, ihr Alter anzugeben, und wenige Mütter kennen genau jenes ihrer Kinder.

Die nächste Schule fand ich erst in dem zwei Stunden entfernten Izoor. Doch welche Schule! Der Boden ungedielt, die Wände feucht. Eine einzige elende Schulbank bildete das Mobiliar, und beinahe noch schlechter als dieses war das Lehrmaterial bestellt. Da hingen mehrere Heiligenbilder im rohesten Holzschnitte als Wandverzierung und in einem Winkel lagen einige abgeschmutzte Bücher verschiedenen Inhaltes, welche wahrscheinlich durch Zufall in die Hände des Lehrers gerathen waren. Diesen selbst lernte ich nicht kennen; denn die auch sonst wenig besuchte Schule stand während der Ernte ganz verlassen da!

So wenig Geld die Leute für ihr Schulwesen verwendeten, so viel hatten sie für den Neubau ihrer Kirche aus-

gegeben. Hier wie überall in Bulgarien bedauerte ich lebhaft die schiefe Stellung, in welche der griechisch-phanariotische Clerus zu allen bulgarischen Bildungsbestrebungen gerathen ist. Ich habe sie an anderer Stelle, zuletzt in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Beilage 13. December 1871), eingehend besprochen. „Was sollen Euch Schulen? Bauen wir lieber schöne Kirchen zur höhern Ehre Gottes," rieth der Bischof von Nisch im Jahre 1860 seiner Gemeinde.

In dem jungen Landmanne Stojan Ilov zu Rabis trat mir die große Bildungsfähigkeit des Bulgarenvolkes lebhaft entgegen. Während seines einjährigen Aufenthaltes in der reichen Bulgarenstadt Bolgrad (früher zu Bessarabien, gegenwärtig zu Romänien gehörig) bot sich ihm Gelegenheit zur Erlernung der französischen Sprache, und ungeachtet er dieselbe seit vielen Jahren nicht geübt, sprach er sie noch ziemlich geläufig und mit dem allen Südslaven eigenthümlichen weichen Accent. Wäre das herrschende moslimsche Element selbst etwas gebildeter, wäre es nur einigermaßen befähigt, fördernde Impulse zur Civilisation der Rajah im europäischen Sinne zu geben, wahrlich, das jetzt noch von so mancher Seite wenig beachtete Bulgarenvolk würde sich bald durch seine raschen Culturfortschritte mehr als manche andere zurückgebliebene Nation der illyrischen Halbinsel der Sympathien Europas erfreuen.

Es ist wirklich schwer zu sagen, ob der weibliche oder männliche Theil der bulgarischen Landbevölkerung sich in Fleiß, Geschicklichkeit und Eifer übertreffen. Gewöhnlich theilen sich beide Geschlechter mit gleich bewundernswerther Thätigkeit in die häuslichen Geschäfte. Wie in so vielen anderen Beziehungen zeigt sich auch in der Stellung der bulgarischen Frau zum Manne, vergleicht man sie mit jener in Montenegro und Serbien, ein greller Gegensatz.

In den schwarzen Bergen ist die Frau das Arbeitsthier des Hauses. Auf ihr ruht alle Plage, während der Mann als geborener Krieger sich von jeder Arbeit fern hält. In Serbien ist wohl das Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern in Bezug auf die Arbeitstheilung in Haus und Feld ein besseres. Doch gewisse Sitten, wie der den Frauen auferlegte Handkuß, das übliche Aufstehen derselben von den Sitzen beim Eintritt eines Mannes u. s. w. charakterisiren noch in vielen Gegenden Serbiens die Stellung der Frau, wenn man das schöne Verhältniß zwischen Bruder und Schwester nicht in Betracht zieht, als eine dem Manne im Ganzen sehr untergeordnete. Zwischen der bulgarischen Frau und ihrem Manne, zwischen Mutter und Sohn u. s. w. herrscht aber eine bei den Südslaven seltene Gleichstellung. Ja bei dem weichern Charakter des bulgarischen Mannes fand ich oft die größere Energie, den Anstoß zum Entschlusse auf Seite der Frau. Hier liegt also für den Ethnographen ein höchst interessantes Unterscheidungsmoment zwischen den zwei südlichen Hauptvölkern, den Serben und Bulgaren.

Aus Cooper's Reise im westlichen China und in Tibet.

I.

Das Vordringen der Europäer nach Innerasien. — Ethnische Gegensätze zwischen ihnen und den Ostasiaten. — Conflicte. — Cooper's Aufgabe. — Ein Handelsweg zwischen China und Calcutta. — Die Stadt Bathang; französische Missionäre. — Einfluß und Macht der tibetanischen Lamas. — Diplomatische Schachzüge mit den chinesischen Obermandarinen.

A. Von allen Himmelsrichtungen her wird Innerasien durch die Europäer so zu sagen in Angriff genommen. An der Meeresküste haben sie sich schon seit langer Zeit festgesetzt, und wir finden ihre Handelshäuser in allen wichtigen Hafenplätzen von Singapore bis nach Yokohama. Sie haben den Irawaddy in Birma, den Menam in Siam, den Mekong in Cochinchina mit Dampfern befahren; ihre Flotten schwimmen auf dem Yang tse kiang, auf welchem schon 1861 Blakistone hoch hinauf bis Pinschang kam, nicht minder befahren sie das japanische Binnenmeer. So weit sich auf dem Wasserwege ins Innere kommen läßt, sind sie vorgedrungen, auf dem Brahmaputra bis Sadiya.

Alle Expeditionen auf den ostasiatischen Gewässern sind vorzugsweise zu Handelszwecken unternommen worden. Man sucht die praktikabeln Wege auf, welche aus dem Innern zu den großen Emporien führen, und es macht sich dabei eine Rivalität unter den Kaufleuten nicht bloß verschiedener Völker, z. B. Engländern, Russen, Franzosen geltend, sondern auch bei solchen einer und derselben Nation. Während Schanghai den Ein- und Ausfuhrverkehr des mittlern China für sich monopolisiren möchte, sucht Rangun in Pegu den Handel aus den beiden westchinesischen Provinzen Sze tschuen und Yünnan, welche zusammen 40 Millionen Seelen zählen, nach dem obern Irawaddy zu lenken, an welchem Bhamo liegt, und von dort stromabwärts bis zu jenem Seehafen. Von Calcutta aus wollte man gleichfalls in die Concurrenz treten, vom obern Brahmaputra aus nach Osten hin.

Im Binnenlande sind die Russen unaufhaltsam nach Süden und Südosten hin vorgedrungen, bis hart an die Grenzen der kleinen Bucharei, das heißt Ostturkestans, während das westliche Turkestan ihnen theils unmittelbar unterworfen ist, theils in einem factischen Vasallenverhältnisse steht. Ihre Forschungsreisenden durchschwärmen weit und breit die centralasiatischen Gegenden und das Amurland; die Fahne des Herrschers, welcher an der Newa thront, flattert an den Grenzen von Japan, Korea und China. Die Engländer schicken europäische Reisende (Hayward, Forsyth, Shaw ꝛc.) nach Ostturkestan, und nehmen zu gleichem Zwecke die Beihülfe indischer Eingeborenen in Anspruch. Sie ließen ferner durch drei indische Panditen das Innere von Tibet und dessen Goldfelder erforschen, und einem dieser Schriftgelehrten ist es gelungen, nach Hlassa vorzudringen, der Hauptstadt von Centraltibet, wo der buddhistische Papst, der Dalaï Lama, seinen Vatican hat. Mit Ausnahme der beiden Lazaristenmönche Huc und Gabet (1846) ist es keinem Europäer vergönnt gewesen, bis dorthin vorzudringen oder auch nur die Grenze des mittlern Tibets beträchtlich weit zu überschreiten. Die Hierarchie der Bonzen will keine Concurrenz bekehrender Missionäre aus dem Abendlande dulden, nur mit Mühe und Noth haben dieselben in Bonga und Bathang sich behaupten können. Aber auf Antrieb der einheimischen Geistlichen ist die Mission in Bonga zerstört worden und jene in Bathang steten Gefahren ausgesetzt.

Die tibetanischen Bonzen gehen Hand in Hand mit den

chinesischen Mandarinen; beide sind voll bittern Ingrimms gegen Alles, was christlich und europäisch ist. Diese Abneigung hat freilich ihren guten Grund. Alle Staaten Ostasiens von Indien und Birma bis Japan sind von den Fremden mehr oder weniger abhängig geworden; diese haben Krieg und Zerwürfnisse aller Art in die Länder gebracht und greifen störend auch in das innere Leben jener Staaten und Völker ein. Die Leute im Osten suchen uns nicht und wollen nichts von uns; wir Europäer erscheinen ihnen als Aufdringlinge und unwillkommene Gäste, die sich ohnehin unberufen in alle möglichen Verhältnisse einmischen. Die Ostasiaten gehören einer Menschengruppe an, die von der unserigen grundverschieden ist; sie haben, auf einer uralten Civilisation fußend, ganz andere Anschauungen als wir, und für ihr Urtheil gelten nicht unsere Maßstäbe. Dieses anthropologische Element der Psyche jener „mongolischen" Leute wird bei uns viel zu sehr übersehen; bei uns herrscht ja die dünkelhafte Ueberzeugung, daß unsere Civilisation die allein wahre und richtige sei, und daß man sie auch ganz anders angelegten, ganz anders begabten Racen als Wohlthat bringen und aufdringen müsse. Mit den Kaufleuten würden die Asiaten sich leidlich abfinden, weil auch sie den Profit lieben, aber von den Missionären, welche die Lehren des Confucius und den Buddhismus für „Teufelsspuk" erklären, wollen sie ein- für allemal nichts wissen. Ohnehin ist ihnen gar wohl bekannt, daß gerade durch Missionäre die meisten Irrungen mit den europäischen Mächten entstanden sind, und daß dieselben auch Kriege im Gefolge gehabt haben. **Beide Theile sind ohne inneres Verständniß für einander; Anschauungen, Sitten, Gebräuche sind radical verschieden.**

Wir wollen in Bezug auf die letzteren sofort eine Schilderung Cooper's mittheilen *). Er war bis Bathang gekommen und dort mit den tibetanischen Mandarinen in Verkehr getreten; die französischen Missionäre hatten ihn freundlich aufgenommen. Alle drei: **Fage**, **Goutelle** und **Desgodins**, wirkten bei der Behörde aus, daß man dem **Palin**, d. h. Engländer, ein Haus zur Verfügung stellte; er lehnte jedoch ab, weil es in Tibet Brauch ist, daß man nur Beamten von hohem Range freie Wohnung giebt. Cooper hatte den richtigen Takt, denn er sah bald, daß man keineswegs günstig für ihn gestimmt war. In Osttibet sind auch chinesische Mandarinen neben den tibetanischen angestellt, denn der Kaiser gilt für den Oberherrn des Landes. Als der Palin seine Reisepässe zur Prüfung einschickte und, was herkömmlich ist, einige kleine Geschenke beifügte, wurden die letzteren ihm ohne Weiteres zurückgeschickt.

Der chinesische Mandarin ließ anfragen, ob der Fremde nichts zu verkaufen habe; dieser schickte sofort seinen treuen Diener Philipp, einen getauften Chinesen, mit einer Flinte, Revolvern und zwei Taschenuhren zur Ansicht und ließ gleichzeitig mittheilen, daß er keine freie Wohnung annehme, sondern in einem Gasthofe wohne. Jetzt nahm der chinesische Mandarin, welcher die wichtigste Rolle spielte, die kleinen Geschenke an, welche er zurückgesandt hatte, und noch an demselben Tage erhielt Cooper auch von tibetanischen Beamten allerlei Geschenke. Sie ließen ihm sagen, daß sie vorher unfreundlich nur deshalb gewesen seien, weil der chinesische Mandarin sich unfreundlich bezeigt habe. Nun war Alles im besten Geleise; Cooper wußte, daß in Bathang das Schicksal seiner Expedition entschieden werden mußte. Denn unweit von Bathang beginnt das Gebiet des centralen tibetanischen Reiches. Wenn der Reisende dort zurückgewiesen wurde, mußte er nothwendig auf Bathang zurückfallen, und deshalb lag ihm viel daran, mit den dortigen Behörden auf gutem Fuße zu stehen.

Bei den französischen Missionären lernte er einen chinesischen Theehändler kennen; von diesem erfuhr er, daß **ein Handelsweg von Bathang nach Ruimah** führe; diese Stadt liegt in der tibetanischen Provinz Sei yöl (englische Schreibart Zy yul), nur 20 Tagereisen entfernt, unweit von der Grenze Assams. Diese Kunde war ihm angenehm, denn es war ja gerade seine Aufgabe, eine directe Straße aus China nach Britisch-Indien aufzusuchen. Sein Paß jedoch war ausgestellt auf: Reise aus China nach Indien **über Hlassa**, und wenn er nun über Ruimah nach Assam wollte, dann mußte er dazu einen Paß von den Behörden in Bathang ausstellen lassen.

Das Thal von Bathang wird von einem Zuflusse des Kinschakiang (so heißt der Yangtsekiang in seinem obern Laufe) bewässert und bildet eine liebliche Oase in dem rauhen Gebirgslande, ein grünes Juwel, ein kleines Paradies in Osttibet. Man hält dort zwei Getreideernten im Jahre; alle unsere Gemüse und Obstbäume gedeihen vortrefflich; Geflügel, Schafe und Fische sind im Ueberfluß vorhanden. Die Stadt zählt etwa 6000 Einwohner, darunter viele Lamas, die in einem weit und breit berühmten Kloster beisammen wohnen. Der Handelsverkehr ist bedeutend, denn aus Centraltibet und der Mongolei kommen Moschus, Borax, Pelzwerk und Gold; dafür wird Thee und Schnupftabacf eingetauscht; der Bedarf an letzterm ist sehr groß.

Der chinesische Militärmandarin hat auch die höchste Civilgewalt und den Befehl über 180 Soldaten; die tibetanischen Mandarinen verwalten die Angelegenheiten ihrer Landsleute und üben die Justiz aus; Urtheile über schwere Verbrechen müssen dem chinesischen Befehlshaber unterbreitet werden.

Cooper's Erzählung über das, was er in Bathang erlebte, giebt uns einen Einblick in die eigenthümlichen Verhältnisse jener Gegend. Er hielt den Charakter eines Kaufmannes aufrecht, und nach Korallen und Photographien war bei ihm große Nachfrage. Die Frauen gaben ihm für ein Bild drei Hühner und ein Bündel Heu, auch wohl einen Hahn und zwei Bündel Heu. Die beiden obersten tibetanischen Mandarinen besuchten ihn mehrmals und deuteten ihm

*) Travels of a Pioneer of Commerce in pigtail and petticoats or an overland Journey from China towards India, by T. T. Cooper, London 1871. 475 Seiten, mit einer herzlich schlechten Karte. Seit Huc's Büchern über China und die Mongolei ist uns kein Werk über Ostasien unter die Augen gekommen, das eine solche Anziehungskraft ausgeübt hätte. Cooper ist ein scharfer, ganz vortrefflicher Beobachter, und in seiner einfachen, schlichten, aber zugleich lebendigen Art der Darstellung liegt ein großer Reiz. Während wir den häufigen, oft lebensgefährlichen Abenteuern mit Spannung folgen, gewinnen wir andererseits interessante Einblicke in das Volksleben der Provinz Sze chuen, der Grenzgegenden Yünnans und Osttibets. Wir schlagen diese Ausbeute nicht etwa gering an.

Cooper war Beauftragter der Handelskammer von Calcutta. Was wir früher über seine Wanderungen erfuhren, haben wir im „Globus" sofort mitgetheilt (XIII, S. 255 und 266. — XIV, S. 125 rc.). Seine Aufgabe bestand darin, zu ermitteln, ob vom innern China aus eine praktikable Straße über die Schneegebirge bis nach Assam hinein, an den Brahmaputra bei Sadiya vorhanden sei und für den Handel Calcuttas nutzbar gemacht werden könne. Er trat seine Reise von der großen Handelsstadt Hankëu am Yangtsekiang am 4. Januar 1868 an und kam bis Wei see fu (Waissifu) an der Grenze von Yünnan. Das Eindringen nach Tibet von Bathang aus war ihm verwehrt worden; sein Plan, von Waissi fu nach Bhamo an den Irawaddy vorzudringen, wurde durch die Mandarinen und den Krieg zwischen den kaiserlichen Truppen und den Mohammedanern in Yünnan vereitelt; Cooper mußte umkehren. Im Jahre 1870 hat er dann versucht, in umgekehrter Richtung seinen Zweck zu erreichen und von Indien aus nach Osten hin nach Kayan und Bathang zu gehen. Er kam auch über Sadiya hinaus, eine Strecke weit nach Nordosten, mußte aber in Meju, einem Dorfe der Mischmis, unverrichteter Dinge umkehren. Ueber diese Expedition ist, so viel ich weiß, noch nichts veröffentlicht worden.

an, daß er in Centraltibet sicherlich angehalten und vielleicht mißhandelt werden würde. Seitdem er von dem oben erwähnten Handelswege nach Ruimah gehört hatte, stand sein Entschluß fest, auf dieser Straße nach Assam zu gehen; er ließ aber davon nichts merken und stellte sich, als ob ihm Alles daran liege, nach Hlassa und von dort nach Indien zu gelangen. Nur den Missionären gab er seine Absicht kund und sie waren darüber sehr mißvergnügt. Denn wenn der Engländer in Tibet zugelassen wurde, so konnte man hinterher auch ihnen den Eintritt nicht verweigern, und sie hatten es ja darauf abgesehen, gerade in Tibet Proselyten zu machen.

Mit einem chinesischen Beamten, Tang ta loya, wurde Cooper, welcher neben ihm in demselben Gasthofe wohnte, recht befreundet. Der Mann war trotz seiner sechzig Jahre noch ein Stutzer, trug Brillen und that sich etwas zu Gute nicht bloß auf seine mächtig hohen Lederstiefel mit hohen Spitzen, sondern auch auf seine kleine Hand und die gewaltig langen Fingernägel, mit welchen er seinen Bart in koketter Art strich. Sein Bart war weniger spärlich als insgemein bei den Chinesen der Fall ist. Dieser Tang wollte nach Hlassa (Lhassa) reisen und wünschte, daß Cooper sich ihm anschließe. Einige Tage später kündigte dieser den Mandarinen an, daß er nur noch einige Tage in Bathang bleiben und dann nach Hlassa aufbrechen werde. Sie wechselten bedeutungsvolle Blicke und entgegneten, es sei ihnen zu Ohren gekommen, daß die Lamas ihm den Eintritt ins Centralreich verwehren würden. Auch sein Freund Tang machte ihm eine überraschende Mittheilung. Der Geschäftsführer der Missionäre war in den Gasthof gekommen, angeblich um seinem alten Bekannten Tang einen Besuch zu machen, und hatte dann die Aeußerung hingeworfen, es werde doch wohl am besten sein, wenn er, Tang, nicht mit dem Engländer Koopah (Cooper) nach Hlassa gehe, sondern diesen allein reisen lasse. Der Hintergedanke dieses chinesischen Christen war folgender. Wenn der Europäer von den Tibetanern mißhändelt wird, dann muß die angloindische Regierung Krieg anfangen, und wenn hinterher Frieden geschlossen wird, kann es nicht ausbleiben, daß Tibet für alle Europäer eröffnet wird; dann können auch die Missionäre nach Hlassa gehen. Demnach sollte Cooper als Sündenbock dienen und für seine Mitchristen die Kastanien aus dem Feuer holen. „Die Angelegenheit warf ein Licht auf mancherlei Dinge." Tang hatte also aus der Schule geschwatzt, seine Bekannten preisgegeben; ohne Zweifel erwartete er dafür von Cooper eine Belohnung, die er auch bekam. Dieser wollte ihm einen seidenen Rock schenken, der jedoch abgelehnt wurde, weil man, der chinesischen Etikette gemäß, jede directe Gabe ablehnen muß. Cooper schickte dann den Rock in Tang's Zimmer und dort wurde er angenommen.

Nun ließ Tse ta loya, der chinesische Obermandarin, sich anmelden. Cooper war durch Mittheilungen von verschiedenen Seiten her benachrichtigt worden, daß man ihn platterdings nicht nach Hlassa gehen lassen werde, und er spielte seine Rolle in der Komödie, welche dann aufgeführt wurde, ganz vortrefflich. Wir haben schon gesagt, daß er um jeden Preis den Weg nach Assam einschlagen wollte, das durfte er sich jedoch schon aus folgenden Gründen nicht merken lassen. Die Politik sowohl der chinesischen Regierung wie jene der Geistlichkeit will den in Assam erzeugten Thee aus Tibet fern halten. Dort hat der chinesische Thee ein Monopol; um dasselbe aufrecht zu erhalten, ist der Kleinverkauf der Geistlichkeit, den Lamas, zuerkannt worden, und dieses Privilegium giebt ihnen eine große Gewalt über das Volk, welches Thee ja nicht entbehren, denselben aber nur von den Lamas erhalten kann. Man begreift nun, weshalb diese von der Einfuhr britischen Assamthees nichts wissen mögen, und weshalb sie gegen die christlichen Missionäre erbittert sind, die ihnen Seelen wegfangen wollen und mit den Seelen auch Geld und Geldeswerth. Sie lassen deshalb die Grenzen gegen Assam militärisch streng bewachen.

Der Besuch des Obermandarinen wurde durch Aufmarschiren von Soldaten und durch Gongschlagen angekündigt. Ein Ausrufer gebot den Leuten auf der Straße, sich in achtungsvoller Entfernung zu halten, denn Tse ta loya erscheine. Er trat ein und schüttelte dem Engländer in europäischer Weise die Hand; dann machte er Kratzfüße und Verbeugungen, wie ein tanzender Affe. Aus dem nun folgenden Zwiegespräch, welches sehr charakteristisch ist, wollen wir Einiges hervorheben.

Mandarin. Ei i ya! Also das ist der große englische Kaufmann? Ich bin hoch erfreut, ihn zu sehen; die Engländer sind Chinas besten Freunde; ja, sie leisten China allemal Beistand; sehr gut, ja, sehr gut.

Cooper. Ew. Excellenz ist gar zu gütig; Sie nennen uns Chinas Freunde, das ist allzu viel Ehre. Es ist so gütig, daß Sie mich in meiner bescheidenen Herberge besuchen, ich entnehme daraus, daß Sie ein großer und guter Mann sind.

Mandarin. Ich komme von Peking; der Kaiser hat mich hergeschickt. Ich sah dort im vorigen Jahre den britischen Gesandten (Alcock). Ist das ein großer Mann! Doch ich muß dem englischen Kaufmann sagen, weshalb ich hier bin. Als Sie ankamen, war ich krank; jetzt höre ich, daß Sie abreisen wollen. Darf ich Sie nicht bitten, das erst nach vier oder fünf Tagen zu thun? Ich möchte gern, daß Sie bei mir speisen, damit wir große Freunde werden und ich den Lamas sagen kann, daß Sie kein Franzose sind.

Cooper. Es thut mir leid, aber ich bin schon so lange von meinen Freunden fort, daß ich mich nach ihnen zurücksehne, auch ist das Leben im Gasthofe kostspielig.

Mandarin, legt mir die Hand vertraulich auf die Schulter: Ich blicke in Ihr Antlitz und mein Herz ist fröhlich. Ich muß Ihr Freund werden! Aufrichtig gesprochen, ich weiß, daß die Lamas Sie nicht weiter als bis Kayan kha kommen lassen wollen, fünf Tagereisen von hier. Wenn das geschieht, so verlieren wir: ich, der Vicekönig zu Schentu und der Mandarin in Kayan kha, das Angesicht (chinesischer Ausdruck für „in Ungnade fallen"). Ich habe freilich nur gehört, daß man Sie anhalten wolle, ich weiß nichts Gewisses; aber ich habe die Engländer gern, und es ist meine Pflicht, Ihnen zu helfen. Ich will in Kayan kha Erkundigungen einziehen lassen und inzwischen mit den hiesigen Mandarinen mich berathen. Vielleicht kann ich Sie auf einem Nebenwege nach Hlassa befördern, wenn aber das nicht möglich wäre, müssen Sie nach Peking zurückgehen. —

Im Fortgange des Gesprächs betonte Cooper, daß die Unterthanen des Kaisers in Tibet es doch wohl nicht wagen würden, dem Befehle, welcher in dem vom Vicekönige zu Schentu ausgestellten Reisepaß enthalten sei, Trotz zu bieten. Zurückgehen werde er auf keinen Fall; darin werde für den Vicekönig eine Beleidigung liegen. Er werde und wolle weiter gehen; wenn man ihn einsperre oder tödte, so würden daraus dem Kaiser schwere Ungelegenheiten erwachsen.

Mandarin. Ei ya ja! Ich bitte, reden Sie nicht so! Davon bekomme ich Herzweh. Ah, das ist ja ganz schrecklich. Ich will ja schon Alles ordnen, wenn Sie nur noch fünf Tage hier bleiben wollen. Wenn hier zu Lande ein Engländer festgehalten wird, so giebt ja das in Peking die unangenehmsten Auftritte.

Cooper. Excellenz wissen, daß ich als englischer Kaufmann das Recht habe, im chinesischen Kaiserreiche zu reisen, und ich behaupte mein Recht, bis man mich einsperrt.

Mandarin. Ja, ja; aber ich gedenke Alles ins Gleiche zu bringen. Wollen Sie nicht mit mir nach Hause kommen? Was essen Sie gern? Mein Koch soll Ihren Tisch versorgen. O, wie erfreut bin ich, einen Engländer zu sehen! Ja, die Engländer sind groß, sie sind Kaufleute. Sie kommen nicht, um die Landesreligion zu verhöhnen, wie die Franzosen; diese sind an allen Unruhen schuld. —

Dann empfahl er sich und Cooper wußte nun ganz gewiß, daß man ihn nicht nach Tibet hinein lassen werde. Am andern Tage erwiederte er den Besuch, und der Mandarin ging mehr mit der Sprache heraus. Er habe vom chinesischen Minister in Hlassa einen Brief erhalten; derselbe besage, daß die Lamas den Fremden nur bis Kayan kha gehen lassen wollen. Ganz wohl, entgegnete Cooper; er werde doch gehen! Der Mandarin war nun in der größten Verlegenheit und machte den Vorschlag, daß er nach Birma durch Yünnan reisen möge; das solle ihm gar keine Kosten verursachen und obendrein solle er eine militärische Bedeckung bis Talifu haben. Cooper erklärte nein; Yünnan sei in Rebellion gegen den Kaiser und in den Verträgen sei ausdrücklich festgestellt, daß kein Engländer in rebellirenden Provinzen reisen dürfe. Dann warf er nebenbei hin, daß er seinem hohen Freunde gern Verlegenheiten ersparen wolle; er könne sich möglicherweise wohl dazu verstehen, nach Assam qua, so nennen die Chinesen Assam, zu gehen.

„Jetzt sprang der Mandarin vor Freuden in die Höhe, umarmte mich, rief einmal über das andere, ich sei ein guter Mann; an die Straße habe er gar nicht gedacht; ich solle eine Bedeckung bis an die Grenze haben, und er wolle sofort die Pässe ausfertigen.“ Cooper glaubte nun seinen Zweck erreichen zu können; er gedachte in zwanzig Tagen die Grenze von Assam zu erreichen, vielleicht noch einen Monat später in Calcutta zu sein. Aber der Traum verflog rasch; die Lamas wollten ihn platterdings nicht nach Adzara (das ist der tibetanische Name für Assam) lassen, weil die Straße dorthin theilweise durch Centraltibet gehe. Und so blieb ihm, wenn er überhaupt weiter wollte, nichts übrig, als den Versuch zu wagen, ob er durch Yünnan nach Bhamo am Irawaddy gelangen könne.

Bevor wir den Reisenden auf der gefährlichen, an abenteuerlichen Erlebnissen überreichen Wanderung begleiten, wollen wir noch einige Mittheilungen aus Bathang geben. Cooper wollte sich das schon erwähnte berühmte Kloster betrachten und ging mit seinem chinesischen Diener Philipp dorthin. Die Lamaserie liegt im Westen der Stadt, etwa eine Viertelstunde von derselben entfernt. Hunderte von Mönchen tummelten sich auf dem platten Dache der Hauptgebäude, welche ein großes Viereck bilden und mit einer hohen Mauer umgeben sind. Viele andere liefen in den Höfen und vor den Eingangspforten umher; die Ankunft eines Europäers brachte Alles in Bewegung. Als Cooper von seinem Pferde abgestiegen und durch das innere Thor gegangen war, fragte ein Lama in chinesischer Sprache, was sein Begehr sei. Der Fremde gab seine Karte ab und sprach den Wunsch aus, das Kloster zu besichtigen. Der Lama ließ ihn an der Thür stehen und ging ins Gebäude. Was Cooper von seinem Standpunkte aus wahrnehmen konnte, rechtfertigt den großen Ruf der Lamaserie. In der Mitte des Häuserquadrats ragte das mit massivem Gold belegte Dach des Tempels und erglänzte hell im Sonnenscheine. Auffallend war die geradezu ungeheure Menge von Hähnen auf den Dächern; sie kräheten um die Wette, während die Mönche Hymnen sangen. Ein sonderbares Concert! Die Hähne sind dem Buddha geheiligt und im Kloster befanden sich weit über tausend derselben. Geschlachtet wird keiner, und das Landvolk sorgt dafür, daß die Zahl nicht geringer wird. Alle sind, obwohl sie krähen, kapaunt, denn sie sollen, gleich den Lamas, im Cölibat leben. Im Kloster wird keine Henne geduldet, aber Nonnen sind doch da. Cooper sah mehrere derselben; ihr Haupt war kahl geschoren; sie trugen die gewöhnliche Frauenkleidung, nur daß die Farbe des Zeuges grün war. „Diese Nonnen sind verworfene Sklavinnen der Lamas und müssen, gemeinschaftlich mit den Novizen, alle häuslichen Arbeiten verrichten. Aber in der Außenwelt sind sie beim beschränkten Volke sehr angesehen. Sie sind nicht, wie die Nonnen der päpstlichen Kirche, unter Clausur, sondern wohnen bei ihren Familien und arbeiten auch auf dem Felde. Gleich den Mönchen haben sie das Gelübde strenger Keuschheit abgelegt, aber nach dem, was ich selber beobachtet und obendrein von Tibetanern erfahren habe, ist Enthaltsamkeit nicht Sache der Priester und die Klöster sind Höhlen der Ausschweifung.“

Uebrigens war es ganz gut, daß Cooper abgewiesen wurde. Man sagte ihm, seine Anwesenheit werde die Andacht stören, man bitte sich aber ein Geldgeschenk aus. Im Kloster herrschten die Blattern, die überhaupt in Tibet so häufig sind, daß durchschnittlich der vierte Mensch Pockennarben aufzuweisen hat.

Die Tibetaner sind ausgezeichnete Reiter, und die reichen Leute halten viel auf gute Pferde, namentlich auf Wettrenner. Cooper betheiligte sich bei einem Rennen; dergleichen werden alljährlich in jeder Stadt abgehalten und sind wahre Volksfeste. Die Pferde sind klein, nicht über dreizehn Faust hoch, aber an Schnelligkeit und Ausdauer suchen sie ihres Gleichen.

Amoenitates americanae.

I.

1. Der radicale Club in Boston.

Unter den vielen wunderlichen Erscheinungen, welche das Leben und Treiben in Nordamerika darbietet, nimmt der radicale Club zu Boston nicht die letzte Stelle ein. Er sieht es keineswegs darauf ab, den Staat aus den Angeln zu heben, er trachtet vielmehr nach der „höchsten Harmonie“ und will, wie seine Mitglieder sich bescheiden ausdrücken, die schwierigsten Probleme zum Segen der Menschheit lösen; sie haben, ihrer Meinung nach, das Zeug dazu. Im Gegensatze zu den Puritanern, welche im Kerker der Dogmen gefangen sind und sich durch Buchstabenglauben religiös borniren, sind die Clubmitglieder „frei“; den Flug ihres Denkens hemmt keine Schranke. Wir müssen zugeben, daß derselbe manchmal sehr hoch geht und daß ein gewöhnliches Menschenkind demselben nicht folgen kann; die Reden und

Argumente sind allerdings vielfach uns nicht klar, dafür aber zur Entschädigung in hohem Grade wunderbar.

Am 20. November 1870 versammelten sich, gleichsam als Crême des Clubs, einige Dutzend Mitglieder bei einer Leuchte des Vereins, einer Frau Sargent, „beim anmuthigen Scheine des Gaslichtes und des Feuerlichtes", wie der Berichterstatter sich ausdrückt. Man war in höchster Spannung, denn Frau Howe hatte versprochen, eine Abhandlung über Moralische Trigonometrie vorzutragen. Das that sie auch. Ihrer Ansicht zufolge gestalten sich alle Mysterien des Lebens zu Triangeln. Frau Howe findet überall die dritte Macht und Gewalt als Schlußstein der Arche, als vereinigendes Glied. Zwischen Liebenden ist dieses Dritte, Verbindende, die gegenseitige Treue; bei Verträgen ist das Gesetz dieses Dritte, bei der Freundschaft — „vielleicht" — die Ehre. „Zwischen Gott und Menschen etwa die Kirche oder der Geist? Gleichviel das, aber das geheimnißvolle und unentbehrliche Dritte finden wir überall!"

Erhabene, nagelneue Entdeckungen! Von dem „vermittelnden Dritten", aus welchem Hegel seiner Zeit viel zu machen wußte, hat Frau Howe nie etwas gehört; sie löst erhabene Probleme auf ihre eigene Manier. Die Herren Fields und Clark waren eben in einem interessanten Zwiegespräch begriffen, als Herr Cranch eintrat. Er kam geradeswegs von einem Diner und war völlig dazu aufgelegt, auch seinerseits ein höchstes Problem zu lösen, nämlich: „Das Problem des Lebens durch moralische Mathematik." Man war überrascht und entzückt. Da saß General Armstrong, da saß auch Herr Edward E. Towne. Wie mild und freundlich er war! Man sah ihm gar nicht an, daß seine Feder schärfer ist, als die spitzige Lanze. Da saßen auch der Reverend Samuel Longfellow und „noch ein Dutzend Männer zwischen Frauen, die eben so geistvoll und lieblich waren, wie die Männer gescheidt und unterrichtet."

In der Clubsitzung las Herr C. P. Cranch ein Gedicht vor. Man war überrascht ob solcher Neuerung; bisher hatte man überhaupt nur Essays für angemessen erachtet. Der Titel lautete: Der Vogel und die Glocke. Diese beiden symbolisiren die helle Musik der Naturreligion und den ehernen Schall dogmatischer Theologie. Ueber der Stadt Florenz in Italien lacht ein herrlicher Frühlingsmorgen; der Dichter erwacht aus süßem Schlafe; er hört den Morgengesang eines Vogels, und dieser Gesang ist so hell und frisch, solch ein Schmettern der Jugend, der Hoffnung, des Frühlings, daß jedes nicht verhärtete Gemüth darüber entzückt war. Dann ertönten die Kirchenglocken, und der erhabene Dichter ruft begeistert:

„Oftmals, in der Stille der Nacht, habe ich gehorcht, wenn alle diese Thürme, gleich singenden Priestern, gebetet haben und die geheimnißvollen Klänge in der Höhe der Paläste sich verschlungen zu haben schienen." Als die Glocken ertönten, schwieg der Vogel. Poeta Cranch kam dann mit kühner Wendung auf einen heutzutage wieder einmal unvermeidlichen Gegenstand, die römische Kirche. „Sie ist zwar alt, aber doch immerhin noch mit Juwelen aus ihrer Jugend geschmückt. Diese runzelige Braut, welche den Blinden verlobt ist, sie ist die Amme, nicht die Mutter der Kunst, eine unverständige Amme, welche die ihrer Pflege anvertrauten Kinder fortwährend hemmt und gebunden hält, während diese großen Seelen über die Gefängnißmauern hinausblicken ins Weite und neuen Glanz für Roms erbleichte Krone auffangen von der Erde zu ihren Füßen und vom Himmel über ihren Häuptern." Ob das nicht poetisch und erhaben ist! Mr. C. P. Cranch dichtet sich nun in den Ingrimm hinein und apostrophirt die babylonische Dame gleichsam als ein Yankee-Archilochos ganz radical:

Is there a daring thought thou hast not crushed?
Is there a generous faith thou hast not cursed?
Dark Sorceress, whose Circean cup bereft
Man of his fair proportions and large hope,
Thy throne is built on darkness!

Eine solche Dame kann nicht unsere Mutter sein! Wenn man ihr den Schleier vom Antlitz hinwegreißt, dann sieht man, wie hart und kalt ihre tyrannischen Augen sind, wie voll von Lug und Trug ihr Mund ist, wie niedrig ihre Stirn, wie hexenhaft das sanfte Lächeln, und so weiter. Dann folgen Strophen des Lobes auf Italien. Die Glocken schweigen, der Vogel singt wieder, die Musik der Seele kann nie stumm sein, der Engel lächelt, und wenn der tosende Sturm das Zeitalter durchbraust hat, dann singt er wieder, noch heller und süßer, gleich dem Sonnenschein nach dem Regen.

Es leuchtet uns zwar nicht ein, daß der Sonnenschein singen kann, das macht aber weiter nichts aus. Dem Vortrage dieses „Gedichtes" folgte dann eine tiefsinnige Erörterung. Herr Dr. Bartol redet: Ob eine Wahrheit auch wirklich eine Wahrheit sei, dafür gebe es nur einen einzigen Prüfstein: kann sie in Musik gesetzt werden? Darauf kommt es an, darin liegt der Schwerpunkt! Alle Worte, die Jesus Christus sprach, waren schon an und für sich rhythmisch, ein Gesang der Hoffnung, ein Ertönenlassen des Muthes. Aber die dogmatische Theologie würde schlecht dazu angethan sein, sich in Musik setzen zu lassen. Es würde uns doch einige Mühe verursachen, Calvinismus zu singen. Eine politische Wahlhandlung ist nicht musikalisch und die ewige Verdammniß keineswegs melodisch. Pater Taylor sagte einst in meiner Gegenwart zu Dr. Bushnell: Kann ein Calvinist wohl ein Christ sein? — Nun, das versteht sich, sagte Dr. Bushnell. — Na, nur nicht so rasch! Der Herr hat ihn auserwählt, sagen Sie, das heißt, er wird am Ende eines Stockes in den Himmel gestoßen. Nun wollen wir aber einmal annehmen, es fiele unserm Herrgott nach ein paar Jahren ein, den Stock umzudrehen, würde der Calvinist wohl damit zufrieden sein? Wenn nicht, so wäre er doch gewiß kein Christ. Quod erat demonstrandum!

Nun mischte sich Herr John Dwight in die Erörterung, „dieser Mann der Musik, dessen Alphabet schon eine Scala ist." Die Behauptung, daß der Calvinismus nicht sangbar sei, werde durch Sebastian Bach's Passionsmusik widerlegt. Diese Musik sei buchstäblich ein Hymnus des Calvinismus in allen seinen Einzelnheiten. Uebrigens sei diese Passionsmusik Bach's noch etwas mehr, nämlich es ist in ihr viel, viel Größeres, als alle Dogmen zusammengenommen. Nur das Wahre kann wahr gesungen werden.

Jetzt hatte Frau Howe auch ein Wort zu sagen. Sie erklärte, daß sie Herrn Cranch's Gedicht für ein wahres, wirkliches Gedicht halte; es sei organisch und lebenskräftig, das volle Ergebniß und Erzeugniß des — Transcendentalismus. „Wir wollen das als Christoph bezeichnen, analog wie man Christoph (Columbus) als Entdecker bezeichnet, denn Herr Cranch hat uns in seinem Gedichte die neue Welt der neuen Gedanken offenbart."

Pastor Samuel Longfellow bemerkte: In der Frage über Natur und Theologie lasse sich von kirchlicher Seite doch auch ein Wort sagen, aber das sei ja schon häufig der Fall gewesen. Die Bekenner der freien Religion haben sich der Natur ergeben und sind bereit, den Ideen und Emotionen zu trauen, welche dem menschlichen Geiste ursprünglich und angeboren sind. Es ist keine Frage, daß wir in manchen Dingen flott sind, aber ein Schiff wird ja dazu gebaut, flott zu schwimmen. Wenn wir sinken, so sinken wir nur aus Mangel an Glauben.

Herr Potter kam wieder auf die Nichtsangbarkeit des

Calvinismus zurück und fragte, auf welches Brett man denn Milton's Verlorenes Paradies zu legen habe?

Frau Cheney zeigte Sympathie für Dr. Bartol und sprach einige Worte für die Sangbarkeit des Calvinismus. Was so viel für die menschliche Natur gethan hat, das muß doch wohl Gutes in sich haben, und folglich auch musikalisch und sangbar sein.

Dr. Bartol: Was er gesagt habe, beziehe sich nur auf die Dogmen des Calvinismus; jeder Glaube könne gesungen werden, nicht aber jegliches Dogma; die fünf Punkte Calvin's finde er so unmusikalisch, wie die Five Points in Neuyork.

Herr Towne: Ich glaube ganz entschieden, daß große Werke und große Wahrheiten sich selber eben so natürlich singen, wie die Morgensterne unsere Schöpfung mit Gesang begrüßen. In Calvin kann man Gedanken finden, welche eine reine spirituelle Melodie athmen. Nie hat es einen größern und erhabenern Sänger gegeben, als den ernsten Trinitarier Sanct Athanasius. Unsere heutige Sitzung hat den Beweis geliefert, daß der Radicalismus sich selber besingen kann.

Herr Alcott: Gefühl, wenn getrennt von Intellectualität oder Willen, ist das Urelement in der Religion. Wo Gefühl, gleichviel ob bei Männern oder Weibern, vorherrscht, wird die Stimme musikalisch. Das Gefühl vergöttlicht die Seele. Leute von tiefem Einfluß sind allemal Idealisten. Ist nicht das Neue Testament ein Gedicht? Fast jeder Ausspruch Christi ist in das Bereich der Kunst gefallen und auch durch die Malerei illustrirt worden. Das Ideale beherrscht uns; unsere Freundschaft nimmt die Gestalt der Idealität an. Das Mysterium ist göttlich, halten wir fest an dem Worte Mysticismus; dasselbe bedeutet nicht das Ungewisse, sondern das Unbekannte. Gott könnte nicht Gott sein, wenn wir ihn messen könnten.

Herr Ames aus Californien betonte stark: Der Radicalismus ist nicht eher radical genug, als bis er seine Ausschließlichkeit überwunden hat; er muß das Universum annehmen. Ich setze großes Vertrauen auf den Teufel. Als ich noch Pastor bei einer Baptistengemeinde in Minnesota war, sagte ein Junge zu seiner Mutter: Herrn Ames höre ich gern predigen, weil er vom Teufel spricht. — Jetzt nehme ich den Teufel nicht sehr oft in den Mund; ich habe großes Vertrauen zur unendlichen Harmonie; Dissonanzen erhöhen die Melodie. Herr Cranch hatte ganz Recht, als er die römische Kirche streng verurtheilte; es ist aber doch auch das und jenes Gute an ihr; sie liegt noch nicht im Sterben und ist auch nicht unthätig. Dazu bemerkte Dr. Hedge, es sei überhaupt noch keine von Menschen gestiftete Religion ausgestorben, auch das Feuer der Parsis sei noch nicht erloschen. Was aber die römische Kirche anbelange, so müsse sie nothwendig große Veränderungen erleiden, um wieder christlich und katholisch zu werden.

Mit solchen Dingen beschäftigt sich der „radicale Club". Wenn in den Vereinigten Staaten alles Andere so harmlos wäre!

Aus allen Erdtheilen.

Capitän Carlsen's Fahrt im nördlichen Eismeer 1871.

F. Ich erlaube mir, Ihnen den Bericht zu senden, welchen das „Aftonbladet" über diese Fahrt aus Hammerfest mittheilt. —

Capitän Carlsen, Schaluppe „Solid", verließ Hammerfest am 16. Mai d. J. mit der Aufgabe, im Norden um Novaja Semlja oder in das Karische Meer hineinzusegeln. Gleichwohl waren die Witterungs- und Eisverhältnisse dermaßen ungünstig, daß sie ihm nicht gestatteten, die Südseite von Novaja Semlja früher zu erreichen, als am 1. Juli. Da es unmöglich war, durch die Karische oder die Waigats-Straße in das Karische Meer zu gelangen, suchte er dieses dadurch zu erreichen, daß er längs der Westküste von Novaja Semlja um die nordöstliche Spitze der Insel segelte. Er hat gefunden, daß die Karten über diesen Theil der Insel sämmtlich unrichtig sind, was auch von Petermann's neuester gilt, welche die nordöstliche Spitze 73° (? 71½°) anstatt 67½° östl. L. Gr. erreichen läßt. Das Land biegt außerdem sowohl an der östlichen als an der westlichen Seite mehr gerade gegen Norden und nicht nordöstlich ab, ist auch bei weitem schmäler als die Karte angiebt. Die Capitäne Carlsen und Mack umsegelten in Gesellschaft miteinander die nordöstliche Spitze im Anfang des September. Hier wurden sie durch Nebel getrennt. Carlsen begab sich längs der nordöstlichen Küste auf die Rückreise und kam am 9. September in dem „Eishafen" an, wo er die Ruinen von Barents' eingestürztem Ueberwinterungshause vom Jahre 1597 entdeckte. Dieses war, soweit sich solches bestimmen ließ, 16 Ellen lang und 10 Ellen breit, von Fichtenplanken aufgeführt und voller Eis, welches hermetisch die Sachen bedeckte, die er mit sich nahm und von denen viele fast ganz unversehrt sind. Die Zahl der gefundenen Gegenstände ist 150. Von dem Eishafen segelte er in der Mitte des September gegen Süden; die Reise war äußerst beschwerlich, oft verbunden mit Gefahr und mit der wahrscheinlichen Aussicht, bei den Samojeden überwintern zu müssen. Doch kam er am 4. November glücklich in Hammerfest an. Die im Eishafen gefundenen Ueberbleibsel von dem Aufenthalte des Barents' daselbst, bestehend in Büchern, besonders älteren geographischen und nautischen Werken, einer Menge von Harpunen und anderen Fanggeräthschaften u. s. w., sollen verkauft sein an einen englischen Reisenden Namens Kay!

Der Victoria-Nyanza-See.

Dieser „Ukerewe, welcher seit vierzehn Jahren auf den afrikanischen Karten einen so großen Raum einnimmt, und den Speke vorlaut genug für die Quelle des Nils ausgab, ist gar nicht vorhanden." Dafür hat kein geringerer Mann als Richard Burton, der Entdecker des Tanganyika-Sees, den Beweis zu liefern unternommen. In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 11. December erörterte er den Gegenstand; als Resultat seiner Forschungen stellt er fest: „Der Victoria-Nyanza besteht aus vielen von einander getrennten Seen; er ist eine Seenregion, nicht ein großer See." Wir sind begierig auf seine Beweisführung und werden dieselbe, sobald der Aufsatz im Druck erscheint, unseren Lesern nicht vorenthalten.

In jener Sitzung kam auch der räthselhafte, unvermeidliche Livingstone wieder aufs Tapet. Da derselbe standhaft nichts von sich hören läßt, so will die Gesellschaft das Ministerium des Auswärtigen ersuchen, Schritte zu thun, um ihn im Lande Manyema, wo er vermuthlich umherzieht, ausfindig machen zu lassen. Man solle eingeborene Boten auf verschiedene Wege und nach verschiedenen Richtungen hin aussenden und denselben gute Belohnung zubilligen, wenn sie Briefe nach Sansibar zu-

rückbringen; man könne aber auch einen geeigneten Europäer auf die Suche schicken und diesem eine Anzahl zuverlässiger Afrikaner mitgeben.

Isländer als Ansiedler in den Vereinigten Staaten.

Wir gaben vor einigen Wochen die Notiz, daß eine Anzahl von Isländern nach Wisconsin eingewandert sei. Wir finden jetzt darüber in den Neuyorker Blättern Folgendes: — Auf zwei im Bereich der Greenbay, Wisconsin, gelegenen Inseln, die eine Washington und die andere Detroit Island genannt, befinden sich seit Kurzem seitherige Bewohner der nordischen Insel Island als Colonisten, deren Einwanderung unter den Auspicien der dänischen Regierung erfolgte, welche bekanntlich die Controle über Island hat. Gelingt es, diese eigenthümliche Art Einwanderer an dem Wisconsin heimisch zu machen, so soll eine weitere planmäßige, mit der Zeit die ganze Bevölkerung Islands umfassende Einwanderung ins Werk gesetzt werden. Für eine solche Masseneinwanderung ist ein sehr triftiger Grund vorhanden: auf Island ist es im Laufe der Zeit immer kälter geworden; damit wurden die Winter immer länger, der Fischereibetrieb, die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Bewohner, ward immer unergiebiger, der Holzmangel ward immer fühlbarer, besonders da die Bewohner, nachdem alle Waldungen verschwunden waren, auf die Benutzung von Treibholz angewiesen sind. Unter den Ursachen dafür, daß das dortige Klima an Rauheit zunimmt, ist wohl die am meisten in Betracht kommende der Umstand, daß der Golfstrom sich allmälig weiter östlich wandte, und daß also dessen Wärmeausströmung Island nicht mehr in dem Maße zu Statten kommt, wie in früheren Zeiten.

Die Inseln nun, welche man den neuen Ansiedlern angewiesen, eignen sich vortrefflich für Fischereibetrieb. Man gedenkt die Ankömmlinge späterhin mit dem Ackerbaubetrieb, der ihnen jetzt kaum dem Namen nach bekannt ist, vertraut machen zu können.

Der „Greenbay Advocate" führte diese Fremdlinge bei seinen Lesern ein wie folgt: „Diese Leute sind wohl erzogen und haben ein gutes Aussehen; sie sind von untersetzter, kräftiger Statur. Sie sind höflich und zuvorkommend, fleißig und sehr reinlich. Sie finden Gefallen an ihrer neuen Heimath und sind mit den sich ihnen hier eröffnenden Aussichten zufrieden. Ihre Sitten und Gebräuche sind uralt. Sie gehören zu einer nationalen, in der Reformation wurzelnden Kirchengemeinschaft, und sie beabsichtigen, sobald als nur möglich eine Kirche zu bauen."

* * *

— In Konstantinopel ist von Seiten der Regierung den türkischen Frauen streng verboten worden, fränkische Tracht anzulegen, und insbesondere eingeschärft worden, sich europäischer Fußbekleidung zu bedienen. „Glühende Christenfeinde" sind zu einflußreichen Stellen befördert worden; ein Berichterstatter schreibt: „Man steuert hier mit allen Kräften darauf los, die längst vergessenen Tage der Janitscharenwirthschaft wieder ins Leben zu rufen, und mit dem Einzuge des Alttürkenthums hat denn auch eines seiner charakteristischen Merkmale, die Pest, wieder ihren Einzug ins Reich gehalten. Sie überschritt den Cordon an der persischen Grenze." Die Christen gaben am 8. December den Mohammedanern ein Schauspiel, an welchem diese sich sehr belustigten. In Konstantinopel fordert die Cholera viele Opfer. Um die Seuche zu bannen, kam der griechische Patriarch auf ein sinnreiches Mittel, welches, wie er meinte, unfehlbar Abhülfe bringen werde. Er ließ nämlich den „Gürtel der heiligen Jungfrau, ein Stück vom Kreuze und den Schädel des heiligen Modestus" aus einem Kloster vom Berg Athos herbeiholen. Als das russische Dampfschiff mit diesen Sachen im Hafen ankam, wurde eine feierliche Procession veranstaltet, um dieselben nach der Patriarchatskirche zu bringen. Die Procession bestand aus etwa 30,000 Gläubigen; im Zuge befanden sich der Patriarch, Erzbischöfe, Bischöfe, die Gesandten von Rußland, Griechenland, Serbien und Rumänien. Vor der Patriarchatskirche im Fanar versuchten türkische Polizeisoldaten einer mehr und mehr anwachsenden Menschenmenge das unbefugte Eindringen in die Kirche zu verwehren; sie zogen am Ende ihre Säbel; die Menge warf sich heulend und wehklagend auf die Procession zurück; es kamen viele Verwundungen vor; manche Personen, darunter auch ein Bischof, wurden erdrückt, und der Patriarch, welcher den Gürtel Mariä trug, konnte sich nur wie durch ein Wunder in eine benachbarte Schänke retten, von wo er sich in einem Boote nach Hause flüchtete. Trotz der Reliquien dauert die Cholera fort.

— In mehreren österreichischen Seen werden die Baggerungen zum Auffinden von Pfahlbauten mit günstigem Erfolge fortgesetzt, z. B. an mehreren neuen Stationen am Attersee und im Gmundenersee. Man gewinnt dort, und auch am Keutschachersee in Kärnthen, eine reiche Ausbeute von Steingeräthen, bearbeiteten Knochen und Topfscherben.

— Die ägyptische Sudan-Eisenbahn. Den Bau derselben hat der bekannte Bahnbauer Fowler aus London übernommen. Gegenwärtig sind 20 seiner Ingenieure damit beschäftigt, die ganze Strecke vom zweiten Nilkatarakt bis Chartum, das bekanntlich am Zusammenflusse der beiden Nilarme liegt, zu vermessen. Das Land oberhalb des sechsten Nilkatarakts eignet sich vortrefflich für den Anbau von Zucker, Baumwolle und Getreide, und kann großen Vortheil gewähren, sobald wohlfeile Transportmittel ermöglicht werden. Beiläufig bemerkt, möchten wir fragen, wie es denn mit Pascha Sir Samuel Baker's Expedition nach dem innern Sudan stehe? Sie wurde, wie unsere Leser wissen, mächtig aufgepufft. Nun aber sind dritthalb Jahre verflossen, ohne daß auch nur eine Sylbe von ihr verlautet wäre. Im Juni 1869 lag Baker mit seiner Flottille bei Tausikyia fest, etwa unter 7° N.; seitdem ist er so gut wie verschollen.

— Es gab eine Zeit, in welcher die Jesuiten in wissenschaftlicher Beziehung sich nützlich machten. Sie veröffentlichten z. B. 1595 ein Lexicon latino-japonicum, das nicht ohne Werth ist. Von demselben hat nun der apostolische Vicar in Japan, Bischof Petitjean, in Rom eine neue Auflage drucken lassen. Das Werk ist von Werth für die classische Sprache Japans und für den Styl, welcher vor dreihundert Jahren üblich war; für die moderne Sprache ist es nur von bedingtem Nutzen, weil dieselbe vielfach von der frühern abweicht.

— In Irland finden die meisten Verheirathungen statt in guten Kartoffeljahren, bei den Fischern an der schottischen Küste, wenn der Häringsfang ergiebig ausfällt. Im dritten Quartal 1871 war das letztere der Fall, und der Registrator von Fraserburgh giebt an, daß derselbe auf einen Geldwerth von 130,000 Pf. St. geschätzt werden könne. Flugs ging es ans Heirathen und die abgeschlossenen Ehen sind in den drei Monaten 80 Procent über den Durchschnitt gestiegen. Im Bezirke von Tarbat war der Fang sehr schlecht und dort fand auch nicht eine einzige Vermählung statt. Dasselbe war der Fall im District von Lochgilphead. „No herring, no wedding!" lautet das Sprüchwort.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Unter den Laosvölkern am Mekong in Hinterindien.

II.

Umlaufsmittel: Silbergeld, Eisenstangen, Kupferbarren, Muscheln. — Landesverwaltung. — Hohe Würdenträger. — Criminaljustiz; die Prügelstrafe. — Die Bonzen; ihr Leben und Treiben. — Die Pagoden. — Ceremonien und Feste. — Der Buddhismus bei den Laos.

Wir haben schon gesagt, daß der Handelsverkehr in Laos von keinem großen Belange sei; man tauscht zumeist Waare gegen Waare ein, und Geld ist als Umlaufsmittel in nur geringer Quantität vorhanden. Als amtliche Münze hat man den siamesischen Tickal, der einen Werth von etwa 24 Silbergroschen hat, und dessen Unterabtheilungen, die gleichfalls von Silber sind. Man schätzt nach ihm die Steuern ab, aber er ist nicht häufig. Außer dieser Silbermünze hat jede Provinz ihr besonderes Geld, dessen Cours im Verhältniß zum Tickal sehr verschieden ist. An der Grenze von Kambodscha und Laos im Stromgebiete des Flusses Attopeu, der von Westen her in den Mekong mündet, besteht das locale Geld in kleinen Eisenstäben, welche in der Mitte etwas dicker sind als an den Enden; sie haben auf 14 oder 15 Centimeter Länge 3 Centimeter Breite, sind 200 Grammen schwer und ihr Cours ist veränderlich; insgemein rechnet man 10 auf 1 Tickal. In Bassac und weiter nach Norden hin hat man Kupferbarren, die etwa 7 Centimeter lang und fingersdick sind; von diesen gehen 24 auf 1 Tickal. Außerdem coursiren auch Muscheln, die man auf einen Strang zieht; diese Cypraea moneta, die Kaurimuschel, welche noch jetzt in Afrika das Kleingeld bildet, war noch im siebenzehnten Jahrhundert auch in Siam, auf den Philippinen und in Indien als solches im allgemeinen Gebrauche.

Die Landesverwaltung ist in Laos im Allgemeinen eben so eingerichtet, wie in Siam und Kambodscha. Wenn der Statthalter einer Provinz zugleich den Königstitel führt, wie jener zu Bassac, dann wird er als Kiao Mung, d. h. Herr des Mung, bezeichnet. Unter ihm stehen drei Würdenträger: der Opalat, welcher neben ihm etwa dieselbe Stellung hat, wie in Siam der zweite König, der Latsvong und der Latsbut. Diese Ehrenämter werden, wie schon früher zur Zeit der Unabhängigkeit, von Männern aus fürstlichem Geblüte bekleidet und von der siamesischen Regierung ernannt; alle anderen Verwaltungsämter besetzt der Statthalter. Obenan in der eigentlichen Beamtenhierarchie stehen der Muong Sen, der Muong Kiao und Muong Khang, die auch als Mandarinen zur rechten Seite, zur linken Seite und in der Mitte bezeichnet werden. Sie bilden das höchste Tribunal, von welchem man jedoch an den Statthalter und auch an die Regierung in Bangkok appelliren kann.

Der Verkehr zwischen dem Volke und den Mandarinen hat in Laos einen ziemlich patriarchalischen Anstrich, und Erpressungen von Seiten der letzteren kommen weniger vor, als in anderen Ländern. Wer bei einem Beamten ein Gesuch anbringt, giebt ihm allerdings ein Geschenk, ein solches besteht jedoch nur in einer Banane, einem Huhn oder einigen Eiern; Streitigkeiten und Processe sind überhaupt nicht häufig. Wer sich beim Statthalter, gleichviel ob dieser die Königs-

Prügelstrafe.

Pagode des Königs in Bassac.

würde hat oder nicht, einfindet, kauert sich auf den Boden hin, neigt, wenn das Wort an ihn gerichtet wird, die Stirn bis zur Erde, benimmt sich jedoch im Uebrigen ganz zwanglos. Man spricht laut, lacht, raucht Tabak, antwortet resolut und weiß, daß man beim Statthalter, der für Jedermann zugänglich ist, Gehör findet. Wenn jedoch Bevollmächtigte des Königs von Siam im Lande erscheinen, um Abgaben zu erheben und Handel zu treiben, dann hat es mit dem patriarchalischen Wesen ein Ende, weil jene Beamten auf Kosten der Laos leben und vielerlei Erpressungen sich zu Schulden kommen lassen. Die Abgaben sind in den verschiedenen Provinzen verschieden und betragen auf den Kopf von 4 bis zu 8 Tickals an Geld, einige Frohndarbeiten und etwas Reis. Mandarinen jeder Classe sind, nebst ihren Familien und Sklaven, abgabenfrei.

Das Strafgesetzbuch bildet im vollen Sinne des Wortes einen Prügelcodex mit vielen Abstufungen. Hiebe und wieder Hiebe sind die Hauptsache; wer eine Tracht Schläge mit dem Bambus oder Stuhlrohr erhält, verliert dadurch nichts an seiner Achtung, die Strafe gilt keineswegs für schimpflich: auch dem hohen Mandarinen kann es begegnen, daß er geprügelt wird. Unsere Illustration (S. 50) zeigt, wie man beim Vollziehen der Strafe zu Werke geht. In Cochinchina und Kambodscha fallen die Hiebe auf die fleischigen Hintertheile, bei den Laos in die Gegend oberhalb der Hüften. Gleich nach den ersten Schlägen spritzt Blut hervor, und es ist schon vorgekommen, daß der arme Sünder todt auf dem Flecke blieb. Das geschah, wenn der Richter gestreng war und den Befehl gab, unnachsichtig mit den Streichen fortzufahren. Andere Strafen sind das Halseisen, Anschmieden, Gefängniß, Ausstellen am Pranger, Geldstrafen, Verbannung und Sklaverei. Auf Todesstrafe wird selten erkannt, und dann muß das Urtheil in Bangkok bestätigt werden.

Der Unterschied des Ranges und der Geburt wird streng beobachtet; man hat Aufwandsgesetze, welche dem gemeinen Manne das Tragen gewisser Kleiderstoffe und Schmucksachen verbieten. Das Hofgesinde der Prinzen besteht aus einer bestimmten Anzahl von Beamten und Dienern, welche das Gefolge bilden. Wenn der Herr sich im Publicum zeigt, tragen sie goldene und silberne Gefäße hinter ihm her. Die Gestalt der Sonnenschirme ist je nach Rang und Würde derer, welche von ihnen beschattet werden, genau bestimmt.

Die Geistlichkeit ist in Laos von allen Steuern und Abgaben befreit. Die Bonzen bilden einen zahlreichen Theil der Bevölkerung, sie arbeiten nicht und leben auf Kosten des Volkes. Auch in den kleinsten Ortschaften findet man wenigstens zwei Pagoden, in Bassac sind deren nicht weniger als sechszehn! An jedem Morgen um acht Uhr ziehen Schaaren von Mönchen, mit kahlgeschorenem Haupt und in gelbe Röcke gekleidet, aus ihren Klöstern; jeder hat einen Korb am Arme hängen, in welchen die Opfer gethan werden. Er bleibt nirgends stehen, verlangt nichts mit Worten, sondern ist ein schweigender Bettler. In Laos, wie überall, haben diese Müßiggänger große Gewalt, besonders über Mädchen und Frauen, welche ihnen täglich Reis geben; es ist Vorschrift, daß sie denselben erst nach Sonnenuntergang genießen dürfen.

Grabmal eines Bonzen.

Die Bonzen sind Inhaber der Wissenschaft; sie bewahren die religiösen und einige schwache geschichtliche Ueberlieferungen. Leider sind in Folge der Revolutionen und Kriege viele Bücher vernichtet worden und von manchen nur Bruchstücke übrig geblieben. Auch mangelt dem Laos jeder geschichtliche Sinn; seine Einbildungskraft gefällt sich im Fabelwesen, er liebt wunderbare, verschwommene Legenden, die nirgends einen Anknüpfungspunkt haben und deren reale Unterlage sich nicht ermitteln läßt. Im Allgemeinen weiß der Laos nichts von Allem, was über die Lebzeiten seines Großvaters hinausreicht.

Seine Religion ist der Buddhismus nach dem Ritus, welcher aus Ceylon gekommen ist; diese Insel wird in Hinterindien als Lanka bezeichnet und steht in hoher Verehrung. Die heiligen Bücher sind in Pali geschrieben und haben Erläuterungen in der Volkssprache; man kritzelt die Buchstaben mit einem Griffel auf der Länge nach zerschnittene Palmblätter ein, welche zusammengebunden werden und oftmals einen Goldschnitt haben. Die Laos verquicken mit ihrem Buddhismus mancherlei uralten Volksaberglauben von Dämonen und Genien aller Art.

Den Bonzen liegt der Jugendunterricht ob, und sie haben auch in ihren Klöstern eine Anzahl von jungen Schülern, welche als Nens bezeichnet werden. Sie sind eine Art von Chorknaben, müssen den gelben Bonzenrock tragen und lernen von früh an alle Cultusgebräuche ausüben. Uebrigens bindet sich der Bonze nicht durch ein ewiges Gelübde, und er kann seine gelbe Mönchskutte eben so leicht ablegen, wie er sie angelegt hat. Manche Weltleute finden es angemessen, Priester zu werden und längere oder kürzere Zeit Tempeldienst in einer Pagode zu verrichten; das geschieht insbesondere auch von Seite der Fürsten, manchmal aus Politik, zuweilen auch aus Frömmigkeit. Ein vornehmer und hochgestellter Mann wird es allemal für Pflicht erachten, am Abend seines Lebens und als Buße für seine Sünden einen

Tempel zu Ehren Buddha's zu erbauen. Aber insgemein läßt der Sohn das Werk des Vaters verfallen; die Pagode wird nach und nach von der üppigen tropischen Vegetation überwuchert, die Mauern bedecken sich mit Moos und schon nach einem halben Jahrhundert sieht solch ein in Trümmer gesunkener Tempel in täuschender Weise uralt aus. In Laos giebt es mindestens eben so viele verfallene Pagoden, wie solche, die wohl unterhalten werden.

Der Platz, auf welchem die Pagode steht, ist allemal sorgfältig geebnet und bildet gewöhnlich ein Viereck. Der Tempel steht in der Mitte; die Mauern sind wenigstens in ihrem untern Theile von gebrannten Ziegeln, das Dach wird von Säulenreihen getragen. Das Sanctuarium ist ein Backsteinaltar, auf welchem ein Buddhabild steht, oft von sehr beträchtlichen Dimensionen. Diese Standbilder sind gewöhnlich von Holz, manchmal werden sie auch aus Backsteinen verfertigt, welche man mit einer dichten Kalklage überzieht; zuweilen kommen sie auch von Bronce vor; alle aber sind vergoldet. Zur Linken des Altars und vor demselben steht in den großen Pagoden eine Bank; auf diese setzt sich der Bonzenabt, wenn er den Gläubigen aus den heiligen Büchern vorliest. Neben dem Tempel stehen die Wohnungen der Mönche; hinter denselben einige Backsteinpyramiden oder auch nur einfache Säulen; sie bezeichnen die Stätte, an welcher der Gründer der Pagode oder irgend ein anderer vornehmer oder reicher Mann begraben liegt. Sodann steht auch in dem Außenraume der Pagode ein Pfahlgerüst mit einer Glocke, einer Trommel oder irgend einem andern Instrument, vermittelst dessen der Anfang der verschiedenen Feierlichkeiten kund gethan wird.

Diese Ceremonien sind einfach und nicht selten ungemein ergreifend. Die Gläubigen betreten einzeln den Tempel, legen auf dem Altare Reis und Blumen nieder, oder verbrennen Räucherstäbchen, oder zünden mit Oel getränkte Dochte an, um Buddha's Segen für ihre Familie oder für ihre Felder zu erflehen. Manchmal bringen sie auch Früchte als Opfergaben für ihre auf einer Reise begriffenen Verwandten und Freunde. Der Bonze spricht ein den Umständen angemessenes Gebet entweder in der Volkssprache oder im Pali, das letztere, weil in heiliger Sprache, aber nur, wenn er ein nicht unbeträchtliches Geschenk erhalten hat. Die Geistlichen wissen unter allen Völkern und Himmelsstrichen ihren Geldvortheil wahrzunehmen.

Profil eines broncenen Buddhabildes in Bassac.

Drei Mal täglich versammeln sich diese Mönche, um eine Art von Beichte abzulegen; dabei stellen sich je zwei und zwei vor den Altar; der jüngere zählt seine Fehler und Sünden auf, und der ältere antwortet: „Ich habe Dir, mein Bruder, keine Vorwürfe zu machen, denn auch ich habe gesündigt.“ Die alten Leute sagen: „In früheren Zeiten war dieses Gebet von Gold, jetzt ist es nur noch von Blei.“

Gebetet wird von diesen Müßiggängern auch sonst im Ueberfluß, und zwar in mechanischer Weise. Das Beten gehört eben zum Handwerk und kostet weiter keine Anstrengung. Sehr beliebt sind Vorlesungen über die früheren Lebensperioden Buddha's, und jede Pagode hat ihre Lieblingslegenden. Ein sehr langes Gebet erfleht, allerdings seit vielen Jahrhunderten vergeblich, daß Friede sein möge zwischen allen Thieren, die auf Erden leben. Außerdem werden in langen Litaneien heilige Personen angerufen. Man sondert auch den Rosenkranz in zehn Abtheilungen und spricht bei jeder Kugel, welche durch die Finger gleitet, zehn Gebete. Hier einige Beispiele, von welcher Art diese Gebete sind: „Heute habe ich Reis gegessen. Dieser Reis war nicht der meinige; ich erhielt ihn als Almosen. Mögen die, welche ihn mir gespendet haben, glücklich sein!“ Oder: „Ich habe Kleider; ich habe sie mir nicht angeschafft. Mögen die, welche“ &c. Buddhistischer Satzung zufolge dürfen die Mönche kein Eigenthum haben, und deshalb gelten Kleidung und auch Nahrung als Almosen.

Im Kloster beschäftigen sich die Mönche wohl auch mit Lesen und mit Abschreiben heiliger Bücher. Das Lesen geschieht laut und in singendem Tone nach einem einfachen Rhythmus, oft bis zum späten Abend, und wenn dann im Dorfe Alles still ist, hört man diesen Gesang schon aus weiter Ferne.

An Festen ist kein Mangel; man feiert sie an bestimmten Monats- oder Jahrestagen, bei Neu- und Vollmond, beim Eintreten der Jahreszeiten, am Ende der Ueberschwemmung und der Ernten, und allemal betheiligt sich das gesammte Volk. Man hat, wie bei den Festen der römischen Kirche, tragbare Altäre, welche aus Bambuszweigen und Blätterwerk bestehen; auf denselben trägt man in Procession Früchte und andere für die Pagode bestimmte Opfergaben umher. Dem Zuge voran flattern buntfarbige Fahnen und Wimpel; auf den Straßen wehen Flaggen an hohen Masten, und die Pagode selbst wird reichlich geschmückt. An solchen Festtagen gewähren die Dörfer einen reizenden, wahrhaft lachenden Anblick; überall sieht man Blumen, Laubgewinde und festlich gekleidete Menschen; dazu kommt, daß unaufhörlich auf die Tamtams geschlagen und Feuerwerk abgebrannt wird. Am späten Abend freilich nehmen die Dinge keinen idyllischen Verlauf, denn der starke Reisbranntwein, welcher nicht mit Maßen getrunken wird, übt seine Wirkung.

Die Geistlichen haben in Laos einen sehr großen Einfluß; sie unterscheiden sich aber von jenen der römischen Hierarchie dadurch, daß sie mit der Staatsgewalt im besten Einvernehmen sind und an Uebergriffe in das staatliche Gebiet nicht denken. Der buddhistische Clerus verhält sich in allen politischen Angelegenheiten durchaus neutral.

Was soll man, sagt Garnier, vom Buddhismus an und für sich halten, von seinem religiösen Glauben? Verdient er die Angriffe, welche er erfährt, und das Lob, welches man ihm spendet? Die Vorstellung von einem höchsten Wesen, eines höchsten Schöpfers und Beherrschers des Weltalls, tritt im Glauben der buddhistischen Völker nicht hervor und ist wohl schwerlich vorhanden, hat auch keine Stelle in ihrer religiösen Kosmogonie. Das höchste Wesen hätte bei ihnen auch nur eine passive Rolle zu spielen beim Austheilen von Strafen oder Belohnungen. Für einen Buddhisten ist es schon Strafe genug, daß er überhaupt lebt und daß sein Dasein sich durch eine Transmigration von Sorgen und Schmerzen, welche das Leben überhaupt darbietet, fortsetzt. Die Belohnung besteht nur darin, daß

ein solcher Zustand aufhört, daß die Seele eingeht in das Niröpan, das Nirwana. Diese endliche Umwandelung, Zweck und Ziel aller Buddhisten, wollen Manche als absolute Vernichtung fassen, als unbedingte Zerstörung aller Persönlichkeit, des Ich. Diese Ansicht theile ich nicht. Man muß sich in die Auffassungen des Volkes selbst hineindenken, nicht in jene abstracter Metaphysiker, welche aus gewissen Vordersätzen ihre strengen Folgerungen ziehen. Die Massen halten sich nicht etwa an genaue Logik; sie versprechen sich ganz andere Resultate als ewige Vernichtung. Sie halten sich an den Satz, daß es Jedermann durch Tugendübung möglich sei, in den übernatürlichen Zustand eines Buddha zu gelangen. (— Buddha ist eine Qualification und kein Eigenname; das Wort bedeutet im Pali Weisheit, ist aber im Fortgange der Zeit im Volksmunde gleichbedeutend geworden mit Sakyamuni, dem Stifter des Buddhismus, welcher bei den Siamesen Sommonakodom genannt wird. —) Sie erreichen dann jene letzte Stufe der Seelenwanderungen, welche unmittelbar dem Eintreten in das Nirwana, den Aufenthalt ewiger Ruhe, vorhergeht. Ein Mensch, der zum Buddha geworden ist, besitzt die Gabe, Wunder zu thun, und er kennzeichnet diese hohe Stufe seines irdischen Aufenthaltes durch unzählige Wunder. So glauben ja auch die Christen an ein irdisches Jammerthal, aus welchem der Tod sie befreie; er macht allen Leiden und jeglicher Mühsal ein Ende. Die Buddhisten verbrennen den Körper, diese irdische Hülle, welche von so vielerlei Schwächen heimgesucht wird. Ueber dem Scheiterhaufen errichtet man aus grünen Zweigen und Blumen ein Dach; dorthin gehen die Priester und die mit Festkleidern angethanen Verwandten in Procession und legen feierlich die Flamme an das Holz. Man sammelt die Asche, um sie im Hausgarten oder bei einer Pagode zu begraben. Nur sehr arme Leute oder Reisende, welche entfernt von ihrer Familie den Tod finden, bleiben unverbrannt; man trägt die Leiche auf einer Bahre fort und begräbt sie im Walde oder auf dem Felde.

Verbrennung der Leiche eines armen Laos.

Der Buddhismus lehrt eine reine Moral; er schärft Milde und Mitleid ein, und beide erstrecken sich nicht bloß auf den Menschen, sondern auch auf die Thierwelt. Die christlichen Missionen sowohl der Katholiken wie der Protestanten scheitern nicht etwa, wie man oftmals behauptet, an dem angeblich ungesunden Klima, sondern an der großartigen Auffassung des Buddhisten und an der gesunden und strengen Lehre desselben. So weit Garnier. —

Seit Jahren hat der Buddhismus bei unseren Gelehrten zu vielen Controversen Anlaß gegeben, und er ist namentlich durch Arthur Schopenhauer scharf in den Vordergrund gestellt worden; derselbe paßt auch vortrefflich zu den pessimistischen Anschauungen dieses Philosophen. Eine Fülle neuer Mittheilungen über den Buddhismus auch der indochinesischen Länder haben wir in der neuesten Zeit durch Adolf Bastian erhalten. Es ist allerdings sehr schwierig und zeitraubend, die in mehreren seiner Bände zerstreuten disjecta membra zusammenzusuchen, doch hat Bastian glücklicherweise nun auch dafür gesorgt, daß das größere Publicum seine Ansichten und Aufstellungen in ansprechender Form lesen kann. („Die Weltauffassung der Buddhisten, Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin.“ Verlag von Wiegandt und Hempel, 1870.) Wir wollen eine Stelle mittheilen:

„Nur indem die Seele in einem Menschenleibe weilt, kann sie aus Selbstbestimmung Buddha's Heilworte vernehmen, und ohne diese wird sie beim Tode nochmals unerbittlich in den Strudel der Wiedergeburten, deren Menge keine Zahl auszuzählen vermag, hineingerissen werden. Ernste und anhaltende Meditation dagegen verleiht dem Geiste jene Schwungkraft, welcher er bedarf, um den von einem eisernen Schicksal zusammengenieteten Wesensring zu durchbrechen, um einzugehen in die Pfade, welche zu dauernder Ruhe leiten.

Der Gründer des Buddhismus hat keine Versuche gemacht, das Harte und Strenge seiner Lehren irgendwie zu mildern. Die Bequemlichkeitstheorien mancher Religionen, ihre Pässe und Freibriefe auf dem Todtenbette, ihre Empfehlungen an Schutzheilige, ihre zauberkräftigen Gebetsformeln, diese und ähnliche Kunststückchen theologischer Nachgiebigkeit sind dem Buddhismus in seiner echten und unverfälschten Form völlig fremd. Er weist alle solche Aushülfen kalt und schroff zurück. Wenn er jedoch seinen Bekennern jede Hoffnung nimmt, ihnen anräth, nicht auf morsche Stützen zu vertrauen, so wahrt er sie andererseits vor grundloser Furcht. Eine Gerechtigkeit waltet, unerbittlich und unbeugsam für Alle, Allen aber auch mit gleicher Reichlichkeit lohnend; der bösen That folgt die Strafe, der guten ihr Lohn, untrennbar wie der Schatten; die Folgen einer Ursachwirkung bleiben nie aus nach dem Naturgesetz innerer Verkettung. Vom Guten und vom Bösen seiner Handlungen hat der Mensch (nach einem Gleichnisse Gautama's) die daraus erwachsenden Früchte zu essen, ob in diesem Leben oder in einer seiner anderen Existenzen. So liegt das Schicksal eines Jeden in seiner eigenen Hand. Den Fehltritt, der begangen ist, tilgt keine Reue, kein Gnaderflehen, kein heißer Thränenstrom; das Geschehene rollt weiter, seinem Ziele entgegen, kein Wehgeschrei wird es hemmen. Statt nutz-

losen Jammers wird muthiges Handeln verlangt; der Weg ist offen und deutlich angezeigt. Je größer die Schuld war, die der Sünder auf sich geladen, desto eifriger muß er darauf bedacht sein, Tugendverdienst zu erwerben, desto mehr muß er jede Gelegenheit nutzen, mit allen Kräften an seiner Errettung zu arbeiten. Jedenfalls bleibt ihm immer die Aussicht, in den Umläufen seiner Wiedergeburt allmälige Reinigung zu erlangen und schließlich das Triumphlied der Befreiung anzustimmen, wenn er die letzten Bande der irdischen Hülle zerreißt. Denn der Buddhismus kennt überhaupt keine Ewigkeit und auch nicht das entsetzliche Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Er berechnet im Gegentheil die Belohnungen nach einem höhern Zinsfuß als die Strafen, denn die Folgen des Guten entfalten sich rascher als die des Bösen und bei gleicher Bilanz entscheidet die Waage für ein günstiges Urtheil."

Theben in Aegypten.

Von Professor **Dr. Justi** in Marburg.

IV.

Wir steigen nun den Bergpfad wieder hinab, welcher uns aus dieser Region des Todes in das grüne Nilthal hinabführt, um unsere Aufmerksamkeit auf die noch übrigen herrlichen Trümmer der Tempel zu richten, welche das Licht des Tages bescheint. Von Kurna an längs dem Fuß der Bergkette lag eine ununterbrochene Reihe prachtvoller Gebäude der 19. Dynastie; einige von den Tempeln, wie die von Rampsinit, Thothmes III., Amenophis III. angelegten sind bis auf wenige Reste vernichtet, andere, wie der von Ramses II. und ein anderer von Rampsinit stammender sind recht wohl erhalten. Ein kleiner ptolemäischer Tempel der Hathor als Göttin der Unterwelt und des Westens, welcher zwischen zwei von Gräbern ganz durchwühlten Hügelmassen nach der Bergkette hin erbaut wurde, ist durchaus erhalten und strahlt im Innern in der vollen Farbenpracht seiner Sculpturen, welche alle auf den Todtencultus Bezug nehmen. Zu den arg mitgenommenen, aber doch noch in den Haupttheilen erhaltenen Tempeln gehört der Tempel Ramses' II., nach Ansicht der meisten Kenner das schönste Bauwerk Aegyptens, von dem Reichstempel in Karnak nur durch die großartigen Raumverhältnisse übertroffen. Es ist dieser Tempel der von den Alten genannte Palast des Memnon oder das Grab des Osymandyas. Die Achse des Gebäudes steht auf der Richtung des Nils senkrecht. Auf dem ersten Pylon sind Scenen aus des Ramses' Krieg gegen die Syrer, und aus der Eroberung von Kedesch dargestellt; die Aegypter treiben den Feind über den Strom Airinet (Orontes), und der Monarch empfängt die gefangenen Feinde. Der ganze Raum des Hofes hinter den Pylonen ist mit Steinblöcken übersäet, unter denen sich die Trümmer einer sitzenden Kolossalstatue des Ramses von Syenit befinden, deren Sockel noch an der hintern Wand links vom Eingange in den folgenden Hof sich befindet. Dieses Piedestal ist über 30 Fuß lang und etwa halb so breit. Kopf, Brust und Arme bilden noch ein zusammenhängendes Stück dieses Monolithen, die linke Hand und der linke Fuß liegen unter den Trümmern zerstreut. Die Dimensionen dieser Statue — das Ohr ist über 3 Fuß lang, die Schultern 21 Fuß breit, der Nagel des Mittelfingers 7 Zoll 6 Linien lang — lassen uns auf eine Höhe von 75 Fuß schließen: der sitzende König überragte weit die Mauern des Hofes. Es ist in neuerer Zeit festgestellt worden, daß dieser Koloß nicht von Menschenhänden umgestürzt ist, was ohne vorgeschrittene, den Barbaren fremde mechanische Fertigkeit nicht möglich gewesen wäre, sondern von den Arabern mittelst Sprengung durch Pulver zerstört wurde. Der Stein stammt aus den Brüchen von Syene, es mußte daher das Bild über 100 englische Meilen weit an Ort und Stelle transportirt werden. Neben den mittleren Karyatidenpfeilern der hintern Colonnade des zweiten Hofes stehen ebenfalls Sockel für Bildsäulen, unter deren ebenwohl von den Bilderstürmern umhergeworfenen Trümmern besonders die Köpfe sich durch schöne Arbeit auszeichnen. Die Statuen waren indessen nur 20 Fuß hoch. Die Flächen der Pylonen in diesem Peristyl sind wieder mit Kriegsscenen geschmückt, welche uns die Aegypter als Sieger über bärtige Asiaten zeigen. Eine auf steilem Berge gelegene Festung wird mit Schildbächern und Sturmleitern erobert, und der Ausfall, welchen der Feind gegen die Belagerer mit Kriegswagen und Fußvolk unternommen hat, wird zurückgeschlagen. Der nächste Raum ist ein Hypostyl, d. h. ein ganz von Säulen getragener Saal, von denen aber 16 verschwunden und nur noch 32 mehr oder weniger erhalten geblieben sind. Diese Säulen gleichen denen in Karnak; die Mittelallee ist höher als die übrigen Säulen und hat geöffnete Lotuscapitäle, während die anderen Säulen geschlossene Blüthen zeigen; an den Sockeln finden sich jene krummlinigen Dreiecke, die Blätter oder Scheiden, aus denen der Schaft emporsteigt. Die Säulen sind sehr geschmackvoll auf weißem Grunde bemalt. An den Architraven findet sich folgende Weihinschrift: „Der lebende Horus, der Kraftstier, Freund der Wahrheit, Herr des obern und untern Landes, Vertheidiger Aegyptens, Züchtiger der fremden Länder, der goldene Sperber, Hüter der Jahre, der größte unter den Siegern, der König, Herr der Welt, die Sonne, der Wächter des Rechts, anerkannt von Phra, der Sohn des Sonnengottes, Herr der Diademe, der Geliebte des Amun, Ramses, hat dieses Gebäude ausführen lassen zu einem Memnonium (Palast) seines Vaters Amun-Ra, des Königs der Götter; er ließ aufführen den großen Versammlungssaal in gutem weißen Sandstein, gestützt auf große Säulen mit Knäufen, welche aufgeschlossenen Blumen gleichen, begleitet von kleineren Säulen, welche die abgestutzte Lotusknospe nachahmen, den Saal, welchen er weiht dem Herrn der Götter für die Feier seines gnadenvollen Festes; dies ist, was der König bei seinen Lebzeiten gethan hat." Es folgte nach diesem schönen Saale unter anderen ein achtsäuliger Raum, der die Bilder des Bibliothekengottes Thot und der weiblichen Safch enthält, welche nebst dem Gott Atmu den Vornamen des Ramses in die Blätter des Baumes Ascht geschrieben haben. Dies erklärt die Stelle in der Beschreibung des Tempels bei Diodor: „Nun folgt die heilige Bibliothek, welche die Aufschrift hat „Heilanstalt für die Seele"." Die Inschrift

auf dem Baume lautet: „So spricht Sasch, die Herrin der Schriften und Vorsteherin der Bibliothek: ich vermehre Dir Deine Jahre auf Erden, die Summe zusammengestellt sei zehn Millionen.“ Der Hauptinhalt der Sculpturen ist astronomisch, Darstellungen der zwölf Monate mit den Dekanen, Planeten und Hauptsternbildern und dergleichen; an den Wänden umher waren Ruhekissen für die 20 großen Götter angebracht. Diodor berichtet uns, daß hinter der Bibliothek sich ein großer Saal befunden habe, in welchem ein goldener Reif von 365 Ellen Umfang und einer Elle Breite gehangen habe. Auf diesem Reife seien die Tage des Jahres mit dem Auf- und Untergange der Sterne und damit verbundene Beobachtungen der Astronomie angebracht gewesen. Kambyses habe nach Zerstörung des Tempels den Reif nach Persien entführt.

Wenn wir unsere Wanderung nach Südwesten fortsetzen, so stoßen wir unaufhörlich auf großartige Tempeltrümmer, Theile von Säulen, Architraven, Steinbalken, Fragmente von Kolossen, Alles wüst durch einander geworfen und von den Mimosengebüschen überwuchert, oft auch dem Auge nicht sichtbar unter der Gartenerde oder dem Ackerlande begraben. Linker Hand erheben sich die Memnonskolosse, und gerade aus stehen auf hoher Terrasse die Reste der koptischen Stadt Medinet Habu zwischen den Trümmern einer großen Tempelanlage, welche ehemals den südwestlichen Punkt Thebens bezeichnete. Jenseits derselben dehnte sich ein sehr großer, weit über 7000 Fuß langer, von Mauern umsaßter See aus, an dessen nördlichem und südlichem Ende ein kleiner Tempel steht. Im Gebirge hinter Medinet Habu, gerade in der Fortsetzung der Tempelachse, liegen die Gräber der Königinnen und Prinzessinnen. Die Tempelanlage von Medinet Habu rührt aus verschiedenen Zeiten her. Die Façade des Tempels ist auch hier nach dem Nil hin gerichtet und erstreckt sich demnach von Südwest nach Nordost. Wenn wir uns der äußersten Umfassungsmauer nähern, so haben wir zur rechten Hand einen weiten Propyläenbau, welcher nach den Inschriften aus der Zeit des Antoninus Pius, also aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus herrührt und uns in einen sehr zierlichen Tempel des Thothmes III. führt (aus dem 16. Jahrhundert vor Christus), auf dessen Pylonen der spätere König Tirhaka, aus der Zeit der äthiopischen Dynastie, seine Kriege gegen die [illegible] verewigt hat. Ein anderer sehr eigenthümlicher Bau neben diesem Tempel und zu dem großen Tempel hinführend, rührt wie dieser letztere von Rampsinit her. Dieser einzige königliche Palast, welcher in ganz Aegypten auf uns gekommen ist, enthält einen nach außen und nach dem großen Tempel hin offenen Hofraum, aus welchem rechts eine Thür zum Treppenhause führt. Denn wir haben es hier mit einem Gebäude von zwei Stockwerken über einem Parterre zu thun. Die Zimmer des ersten Stocks öffnen sich mit Fenstern theils in den Hof, theils nach außen. Die verschwundene Decke der ersten Etage war von Holz und ihre einstige Lage ist noch an den Kragsteinen zu erkennen. Die Decke des zweiten Stocks ist von Stein und mit schönen Rautenverzierungen geschmückt. Ein breiter Fries zieht sich zwischen ihr und dem obern Rande der Fenster her; wir sehen auf ihm Lotusblumen, Vasen, Granaten, unter diesen ein Band von Hieroglyphen, und zu unterst eine Reihe von Uräusschlangen. Unter den Sculpturen sehen wir den königlichen Bewohner, wie er seine Töchter — er besaß deren vierzehn, und acht Söhne — liebkost und mit ihnen am Brettspiel sitzt. Ueber dem zweiten Stock erhebt sich noch eine kleine Dachetage, von der man eine entzückende Aussicht in das Nilthal genießt. — Der Tempel, nach den Weihinschriften ein Festsaal des Amun-Ra, ist wohl erhalten, nur in seinen äußersten westlichen Theilen durchaus im Sande begraben. Merkwürdig ist der zweite oder innere Vorhof mit seinen Säulen und Karyatidenpfeilern dadurch, daß mitten in demselben einige schöne korinthische Granitsäulen stehen, welche zu einer in dem Hofe von koptischen Christen angelegten Kirche gehören. Die Sculpturen wurden bei dieser Gelegenheit mit Lehm überdeckt, welcher sehr rohe Gemälde christlicher Heiligen trägt; die ägyptischen Bilder wurden aber dadurch sehr wohl erhalten und glänzen, wenn man den Lehmüberzug wegnimmt, in den frischesten Farben. Ihren Inhalt bilden außer einer großen Krönungsprocession, welche uns alles Detail dieser Ceremonie veranschaulicht, die Siege des Rampsinit über phönicische Stämme. Der König steht am Seegestade und beschießt mit seinen Bogenschützen die feindlichen Schiffe, während die ägyptische Flotte den Sieg über die feindliche gewinnt. Bei dem Triumphzuge des Königs werden die den gefallenen Feinden abgeschlagenen Hände ausgeliefert, und ein Schreiber verzeichnet die Zahl der Todten und Gefangenen. Inschriften sagen unter Anderm Folgendes: „Der wohlthätige Gott, der siegreiche König, Herr der Tapferkeit, gleichwie Gott Mentu, zweimal geliebt, siegesgroß hat er erworben Eroberungen, sein Gebrüll geht umher unter den Völkern, ein wüthender Löwe hat er ihre Flucht geschaut, ... in Stücke gehauen sind die Temehu, du hast sie geschlachtet in ihren Sitzen. . . . So spricht Seine Majestät zu den Königen und Fürsten, welche bei ihm stehen: Ihr habt geschaut die schönen Siege, welche geschenkt hat Amun-Ra, der König der Götter, dem Pharao, seinem Sohne; er hat erbeutet das Land der Temehu und hat zerstoßen die Maschauasch; jetzt wenden sie täglich ihr Antlitz nach Aegypten, denn sie sind zerschlagen unter meinen Sandalen.“

Wir beschließen unsere Besichtigung der königlichen Stadt mit einer Wallfahrt zu den berühmten Memnonskolossen, welche von Amenophis III. (Memnon) im 16. Jahrhundert errichtet wurden als Façadenschmuck eines Tempels, dessen Pflaster eben so wie das der Kolosse jetzt 8 Fuß unter dem Thalboden liegt. Sie hatten also dieselbe Bedeutung, wie die von uns am Tempel von Luksor bemerkten sitzenden Kolosse des Ramses. Beide Bilder, welche wie versteinerte Riesen vor den Prachtgebäuden der Nekropolis zu wachen scheinen, stellen den König vor, der eine nördliche, die berühmte klingende Memnonsäule, heißt bei den Arabern Tama, der südliche, dem Memnon zur Rechten sitzende, Schama. Das Stück einer dritten eben so großen Bildsäule liegt 115 Schritt entfernt in greulicher Verwüstung am Boden, weitere 180 Schritt sogar Stücke einer vierten neben kleineren Kolossen von Granit. Die Memnonssäulen bestehen aus einem kieseligen Bruchstein, dessen Bearbeitung schwieriger ist als die des Granit. Der südliche hat kein Gesicht mehr, auch der übrige Leib, besonders die Unterschenkel, sind, wie auch bei den anderen, sehr verstümmelt und verwittert, die ursprüngliche Politur des Steines ist durch die fortdauernde Ablösung einzelner Parcellen des Gesteins in Folge der beständig abwechselnden Feuchte des Nachtthaues und der Hitze des Tages verloren gegangen. Der obere Theil des nördlichen ist nach der angeblich von Kambyses veranlaßten Zerstörung, welche ein Erdbeben im Jahre 27 vor Christus vollendete, unter Alexander Severus durch einzelne Steinlagen hergestellt, und nur die Unterarme, die Beine und der Thronsitz bilden noch eine zusammenhängende Masse, denn beide Bildsäulen sind nicht aufgebaut, sondern bestehen aus einem einzigen riesenhaften Felsblock, ein Umstand, der uns ans Fabelhafte zu grenzen scheint, wenn wir die Ausdehnung der Kolosse ermessen. Der Druck derselben auf den Erdgrund ist so bedeutend, daß sie jetzt unmerklich nach vorn und gegen einander geneigt stehen. Die Sockel der Bildsäulen — der

der südlichen Statue ist 16 Fuß breit und 32 Fuß lang, der der nördlichen noch etwas größer — sind von besonderen Blöcken gebildet, auf welche man die Bilder muß hinaufgehoben haben. An ihrem obern Rande läuft ein Band von Hieroglyphen her, welches beim höchsten Wasserstande noch über dem Niveau der Ueberschwemmung steht. Der Thron des südlichen mit der Rücklehne ist 40 Fuß hoch und mit einem Bilde und Hieroglyphen geschmückt. Die Rücklehne des Thrones verengt sich nach oben und reicht bis zum Kopfputz, der in einer Art von Zopf über den Rücken hinabhängt. Die Beine bis zum Knie sind 18 Fuß hoch, die Füße von barbarischer Hand abgehauen; sie waren fast 10 Fuß lang. Zu beiden Seiten der Unterschenkel und zwischen denselben stehen drei Frauenfiguren, deren mittlere etwa Mannshöhe hat, die beiden anderen, die Gemahlin und die Mutter des Pharao, sind über 15 Fuß hoch und halten das Zeichen des Lebens, das gehenkelte Kreuz, in der Hand. Die Höhe des südlichen Kolosses beträgt mit dem Sockel 63 Fuß, die Breite an den Schultern 19 Fuß, der Mittelfinger ist 4 Fuß 5 Zoll lang. Man hat berechnet, daß Sockel und Bild zusammen 21,620 Centner wiegen. Der tönende Memnon ist von gleicher Höhe. Der eigenthümliche, hell zitternde Ton trat erst hervor, als die schon früher beschädigte Bildsäule durch das Erdbeben in ihren oberen Theilen zusammengestürzt war. Die Steinart des Kolosses neigt besonders zu dieser merkwürdigen Erscheinung, und mehrfach haben Reisende einen hellklingenden oder springenden Ton in der Wüste bemerkt, wenn die Sonne mit heißen Strahlen den Nachts erkalteten Stein plötzlich erwärmt und ein Abspringen kleiner Theilchen verursacht. Als die Restauration vorgenommen war, hörte auch das Klingen auf, weil der früher vorhandene Resonanzboden in den zerklüfteten Theilen des Bildes damit beseitigt war. Bei der lauen Luft der ägyptischen Nacht bereitet sich wohl der Besucher Thebens einmal sein Lager auf dem Sockel der Memnonssäule zwischen den Füßen des Kolosses. Die Sonne geht hinter den libyschen Gräberbergen unter und überzieht bei ihrem Scheiden die Palastruinen, zuletzt noch die Memnonskolosse, mit rothem Schimmer; die Araber treiben ihre schwarzen Büffel heimwärts und verschließen, nachdem der letzte Insasse, die langohrige ägyptische Ziege, eingetreten ist, ihre aus Nilschlamm erbauten Hütten. Stille breitet sich über das Thal und der Mond steigt über die arabische Bergkette; ein weißer Nebel erhebt sich wie helles Gewölk vom Spiegel des Nils. Die Stille wird nur zuweilen durch das Geheul der Schakale unterbrochen, und unsere Träume werden durch das Erscheinen von Kröten und Eidechsen gestört, welche aus den Fugen des Bodens und den Rissen des Kolosses hervorschleichen; der Nachtwind macht den Memnon klingen, aber wenn seine Mutter Aurora erscheint, bleibt er stumm.

Am untern Theile der Beine des Memnon stehen 72 Inschriften von solchen, welche ihn am Morgen um $6^1/_2$ Uhr haben singen hören, unter ihnen eine von Kaiser Hadrian und seiner Gemahlin Sabina. Die Inschriften, von denen ein großer Theil unleserlich geworden ist, beginnen in der Zeit des Nero und reichen bis zur Regierung des Septimius Severus. Einige von den griechischen sind in gebundener Rede verfaßt:

„Nur einen Ton vernahmen wir, wann wir gehorcht —
Doch nun wie Freunde und Verwandte grüßte uns
Der Memnon, Tithon's und der Morgenröthe Kind;
Ich war so glücklich, dieser Stimme Grund zu sehen:
Des Weltalls Mutter, die Natur, erzeugte ihn."

Ferner:

„Publius bin ich Balbinus, der ich vernommen das Klingen
Aus Amenophis' Bild, Memnon der Göttliche sprach.
Von Sabina, der reizenden Kaiserin, war ich begleitet;
Erste Stunde des Tag's war es auf Helios' Bahn.
Hadrianus regierte im fünf und zwanzigsten Jahre,
Und im November war's am fünf und zwanzigsten Tag."

Ein enthusiastischer Reisender, der Dichter Asklepiodotus, ließ einige Distichen eingraben, in welchen er auf die bei den Griechen umgehende Sage anspielt, nach welcher der König der Aethiopier, Memnon, dem König Priamus, seinem Oheim, nach Troja zu Hülfe geeilt sei und dort außer anderen Heldenthaten auch die Erlegung des Antilochus, des Sohnes Nestor's, vollbracht habe, worauf ihn Achilleus, nachdem die übrigen troischen Krieger vor diesem entflohen seien, mit dem Speer durchbohrt habe. Die Distichen lauten:

„Thetis, Göttin des Meer's! es lebt, und lieblichen Klanges
Redet Memnon, der einst sank auf dem troischen Feld,
Wo an Aegyptens libyschen Bergen mit herrlichen Thoren
Theben glänzt, die der Nil eilenden Laufes durchströmt.
Aber Achilleus, dein Sohn, voll unersättlicher Kampfgier,
Ist in Trojas Gefild' und in Thessalien verstummt."

Ein anderer Besucher hat ein Zwiegespräch zwischen sich und der Säule verewigen lassen, nachdem er die Stimme des Memnon gehört.

Memnon:

„Verwundet hat mich, diesen Stein, Kambyses einst;
Zum Bild des Königs Helios schuf der Künstler mich;
Des Memnon süße Stimme hatt' ich da,
Von Lust und Weh bewegt — Kambyses nahm sie mir."

Der Wanderer:

„Von Leid ist trübe deine Stimme nun,
Unglücklicher, ich seufze über dein Geschick."

Seine Klage ist nun verstummt, obwohl er noch nach jener Zeit die zunehmende Zerstörung der königlichen Bauten in seiner Umgebung ansehen mußte. Das Alterthum beschuldigt den Kambyses als den Hauptzerstörer der ägyptischen Bauwerke; allein wenn er wirklich zu einer solchen Barbarei durch seine Geisteszerrüttung veranlaßt wurde, so kann dieselbe nicht solche Erfolge in der Demolirung der schönen und festen Denkmäler gehabt haben, wie sie heute bemerkt werden, besonders da er sich nicht lange in Aegypten aufgehalten hat, und da ein Befehl dieser Art nur mit ungeheueren Mitteln technischer Vorrichtungen, mit Aufwand von vielen Menschenkräften und von Zeit ins Werk gesetzt werden konnte. Die Nachfolger des Kambyses haben Aegypten im Ganzen zur Zufriedenheit des Landes beherrscht und den Sitten und Religionsgebräuchen Achtung gezollt. Die Nachfolger Alexander's und die Cäsaren haben noch bis Decius ihre Namen in Hieroglyphen an die Tempelwände eingraben lassen, aber schon St. Athanasius zog sich in die „thebanische Wüste" zurück zu den dortigen Einsiedlern, und unter Theodosius, der durch sein Edict (391) den heidnischen Tempeln das Ansehen der Heiligkeit entzog, beginnt ein mühsames und systematisches Zerstörungswerk der alten Gebäude, was man daraus ersieht, daß es auch an Tempeln wirksam war, welche erst nach der Perserherrschaft erbaut worden sind. Es entstanden Klöster und Kirchen in den Tempeln, die Gräber wurden von troglodytischen Einsiedlern bewohnt, und wo man die Bildwerke nicht zerstörte, überklebte man sie wenigstens mit Lehm und malte auf diesen die Heiligenbilder! Die Araber und Türken durchwühlten die Grabkammern, rissen Obelisken und Pylonen nieder, um Material für die Erbauung ihrer Städte zu erhalten. Wie überall, wo er hinkam, hat der Islam auch in Aegypten mit bilderstürmendem Fanatismus auf den Ruinen alter Kunst seinen Sitz aufgeschlagen.

So haben wir die Trümmer der alten Pharaonenstadt

durchwandert und freilich ein nur flüchtiges Bild ihrer Herrlichkeiten gewonnen, wie es eilenden Touristen sich einprägt; gewiß drängt sich uns auch hier im Angesicht des Zerstörungswerkes, in welchem der Mensch viel wirksamer als die nagende Zeit gewesen ist, die Beobachtung auf, daß der Fortschritt des Menschengeschlechts zu vollkommneren Stufen nur langsam von Statten geht und oft durch zeitweiliges Zurücksinken in die Barbarei unterbrochen wird, welche die Blüthen der Bildung mit roher Hand knickt, die aufgehäuften Schätze des Geistes verschleudert, die Tempel in den Schutt stürzt, aus dem nur einzelne Säulen hervorsteigen, welche „düsteres Moos auf dem heiligen Haupt majestätisch trauernd herabschauen" und wie Finger der Göttin der Geschichte späte Geschlechter auf das hinweisen, was zertrümmert zu ihren Füßen liegt.

Amoenitates americanae.

II.

2. Eine weibliche Aspirantin zur Präsidentenwürde. Victoria Woodhull.

Zu den „nicht anmuthigen Erscheinungen" gehören neben den Aemterjägern, Cassendieben, Raubmördern, Irländern, Carpetbaggers und tutti quanti auch die „starkgeistigen Frauenspersonen". Sie verkündigen ihre Emancipationslehre weit und breit im Lande, halten Vorträge, und selbst entlegene kleine Städte sind nicht sicher, von einer aus der großen Schaar dieser Damen beglückt zu werden. Da sie ein weibliches Herz haben und sich dessen nicht entäußern können, so versteht es sich von selber, daß Liebe bei ihnen die größte Rolle spielt und allem Andern vorgeht; selbst die unbedingte Gleichberechtigungspolitik tritt gegen dieselbe in den Hintergrund. Es ist bei einem großen Theile der Frauen und Mädchen der Angloamerikaner eine innere Zuchtlosigkeit eingerissen, die ihres Gleichen sucht. Die dogmatische Katechismusabrichtung mit ihren Bibelversen und Formeln bindet die Geister nicht etwa und regelt Geist und Gemüth, sondern erregt vielfach Widerwillen, und dann ist Alles aus Rand und Band. Wie weit die Abspurigkeit gehen kann, das zeigt sich recht deutlich an einer Frau, die seit einiger Zeit viel von sich reden macht und tagtäglich in den Zeitungen eine Rolle spielt. Sie macht Sensation; sie ist „ein Phänomen". Sie würde unbeachtet bleiben, wenn sie nur die sogenannten allgemeinen Weiberrechte verlangte, als da sind Advocaten, Richter, Beamte jeder Art, Geschworene 2c. zu werden. Das thun ja hundert andere starkgeistige „Weibsbilder", wie die deutschen Zeitungen manchmal sich ausdrücken, auch; das ist längst abgedroschen, wenn auch das Stroh immer wieder auf die Tenne gelegt wird.

Victoria C. Woodhull trachtet nach höheren Dingen. Sie hat sich steif und fest vorgenommen, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden, und verkündet durch feurige Reden in öffentlichen Versammlungen, durch Flugschriften und in den Tagblättern, daß der Staat erst dann gut regiert und verwaltet werden könne, wenn sie, Victoria Woodhull, das Ruder in der Hand habe.

Es ist viel Methode in den Tollheiten, mit welcher die „Freunde der Menschheit" ihre Beglückungstheorien zum Besten geben. Sie gleiten auf der abschüssigen Bahn, welche sie betreten haben, immer weiter. Bis jetzt hat man nur Mannspersonen zu Präsidenten gewählt; darin liegt eine Ungerechtigkeit; diese muß beseitigt und gut gemacht werden, und das kann nur geschehen, sobald eine weibliche Person mit der höchsten Würde im Staate bekleidet wird. Es ist ferner eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß nur weiße Leute den Präsidentenstuhl eingenommen haben. Sind nicht etwa alle Menschen gleich, ist nicht die eine Hautfarbe so gut wie die andere? Zur „völligen Rehabilitirung des Weibes" ist es unbedingt erforderlich, daß auch einmal eine Vollblutnegerin Präsident wird. Zum Gemahl muß sie dann einen weißen Mann nehmen; dieser wird „Präsident-Consort" sein. Nur so wird ein großes Wort des Evangeliums zur Wahrheit, demzufolge die Letzten die Ersten sein sollen. Dieser Ausspruch bezieht sich in der Bibel allerdings nur auf das sogenannte Himmelreich, aber dadurch ist eine starkgeistige Frau nicht gehindert, ihn auch auf die Politik des irdischen Jammerthales anzuwenden.

Strenge Logik, das möge hier beiläufig bemerkt werden, darf man in den amerikanischen Staatsverhältnissen, in welchen so Vieles auf den Kopf gestellt worden ist, nicht suchen. Ein eingewanderter Europäer, der sich hat naturalisiren lassen und Bürger wurde, kann nicht Präsident werden, und hieße er Beust oder Bismarck, Moltke oder Gladstone; ja selbst Liebknecht, Bebel, Fritzsche, Fritz Mende und die Gräfin Hatzfeld müßten auf die hohe Ehre, wenn es eine solche jetzt noch ist, verzichten. Aber das Menschenrecht, die Menschengleichheit, die sublime Gerechtigkeit verlangt, daß einem Neger oder einer schwarzen Lady, die bis vor wenigen Jahren Sklavin gewesen, die höchste Würde übertragen werde. Ein Hinderniß darf nicht angenommen werden, denn so roh und ungebildet, des Lesens und Schreibens unkundig sie auch sein mögen, sie sind „eingeborene Amerikaner, Kinder dieses Landes. Das Wort muß sich erfüllen; die Letzten werden die Ersten sein."

Bis auf Weiteres nimmt jedoch Victoria Woodhull den Vorrang für sich selber in Anspruch. Eine bemerkenswerthe Person ist sie auf jeden Fall; sie hat einen scharfen Verstand, den wir freilich als verbohrt bezeichnen müssen, große Willenskraft, viel Energie, gar kein Zartgefühl und eben so keine Weiblichkeit, die sich auch schon mit ihrer Stellung als Compagnon in einem Newyorker Geldmäklergeschäft nicht wohl vertragen würde. Sie ist Eigenthümerin und Redacteur der Zeitschrift: „Die Frauenrechte", und hat großen Anhang, der ihren eiteln Dünkel immer höher emporschraubt. Dieser hat ihr in den Kopf gesetzt, daß sie zum Heile der Menschheit sich nicht weigern dürfe, das höchste Staatsamt zu bekleiden. Anfangs zögerte sie, als sie jedoch ihre Geister befragt hatte und diese sich einverstanden erklären, schwanden alle Bedenken.

Ohne Spirits läßt sich heutzutage nichts Rechtes mehr zuwege bringen. Victoria nun lebt seit ihrer frühesten Jugend gleichsam in der Geisterwelt, obwohl sie sich auf irdischem Boden bewegt. Sie erhält fortwährend Offenbarungen vom höchsten Wesen; das letztere giebt also der-

gleichen nicht lediglich den Mormonen. Alles was sie denkt und thut, geschieht lediglich in Folge von Antrieben, welche sie theils von Engeln erhält, theils von keinem geringern Manne, als dem alten griechischen Redner Demosthenes. Dieses und noch vieles Andere, nicht minder Ueberraschende, kann man in einer Lebensbeschreibung finden, welche von einem ihrer Anhänger veröffentlicht worden ist.

Im Staate Ohio lebte das Ehepaar Clafflin in einem bescheidenen Häuschen; in demselben wurde ihm ein Töchterlein geboren und Victoria getauft. Als das Kind drei Jahre alt war, starb die Amme, welche wohlwollend dasselbe genährt hatte. Durch sie wurde Victoria's Seele in die Geisterwelt eingeführt; das Kindlein lebte fortan in steter Verbindung mit den Engelein, welche ihm an jedem Tage sagten, wie es sich benehmen solle und was es thun müsse. Es fragte darüber auch an jeglichem Morgen bei den Engelein an, und so kommt es, daß Alles, was Victorchen denkt, sagt, schreibt und thut, sich auf göttliche Eingebungen zurückführen läßt. Allnächtlich wird sie mit Erscheinungen „von oben" begnadigt.

Höchlich entzückt ist sie allemal, wenn ihr angenehmster Besuch aus der Luft herabschwebt, ihr Schutzgeist von frühester Jugend an. Er hat die Züge eines ernsten Mannes von gereiftem Alter und trägt ein griechisches Gewand. Seit langen Jahren läßt er sich die Mühe nicht verdrießen, aus dem Geisterreiche, — dessen Geographie wir leider nicht erfahren, — allnächtlich auf sie herabzuschweben, um ihr Weisheit zu verkünden und ihr Thun und Lassen zu regeln. Wie gern hätte sie den Namen dieses Wohlthäters erfahren; sie fragte ihn auch hundert und aber hundert Mal nach demselben, aber allemal schüttelte er, obwohl freundlich lächelnd, verneinend das Haupt. Er spricht das Englische höchst correct und geläufig; er verkündete ihr, daß sie kein armes Mädchen bleiben, sondern in einem schönen Hause wohnen werde, in einer Stadt am Meere, in Reichthum, in einer angesehenen Stellung. Auch werde sie eine Zeitung redigiren und die höchste Würde im Staate solle ihr zu Theil werden.

Als nun Victoria zwanzig Jahre alt war, wohnte sie zu Pittsburg in Pennsylvanien; auch dort erhielt sie Besuche von diesem Schutzgeist. Eines Nachts erschien er und schrieb unaufgefordert mit lateinischen Buchstaben auf den Tisch: DEMOSTHENES! Anfangs waren die Buchstaben kaum zu erkennen, aber nach und nach wurden sie hell und strahlten zuletzt einen wunderbaren Lichtglanz aus. Demosthenes sprach: „Nun weißt Du, wer ich bin. Geh jetzt nach Neuyork; dort wirst Du in Jones street Numero 17 ein Haus finden, in welchem Du wohnen sollst." Victoria leistete Folge, fand auch das Haus, ging hinein, und das erste Gemach, in welches sie eintrat, war das Bibliothekzimmer. Sie griff aufs Gerathewohl ein Buch heraus und, siehe da, dasselbe enthielt — die Reden des Demosthenes. Der alte Grieche ist Victoria's Rathgeber bis auf den heutigen Tag; er giebt ihr alle Inspirationen, und was sie sagt und thut, ist eigentlich nur Demosthenisch, denn Victoria ist im Grunde nur das Mundstück des attischen Redners.

Viel guten Rath hat Demosthenes ihr allerdings nicht gegeben. Victorchen wurde früh reif und hatte große Sehnsucht nach Liebe. Als sie wirklich schon vierzehn Jahre alt war, ließ sie sich von einem Doctor Woodhull heirathen. Er war ein glatter, hübscher Mensch von guter Familie, im Grunde jedoch ein Taugenichts, der sich ohnehin oft betrank. Nach etwa vier Monaten kündigte die junge Frau ihm die Ehe auf und ging in ein Nähegeschäft. Das viele Sitzen war ihr unangenehm und sie fand es für angemessen, Schauspielerin zu werden. Nach einiger Zeit riethen die Geister ihr, die Bühne wieder zu verlassen.

Victoria zog dann in Missouri und anderen Staaten des Westens umher und that mancherlei „Wunder". Auf diesen Streifzügen wurde sie mit einem Herrn Blood bekannt, der sich Colonel nannte. Welcher Yankee ist nicht zum mindesten Oberst, wenn nicht etwa General? Blood war, gleich ihr selber, Spiritist, und hantirte viel mit den Geistern. Auch er hatte sich „moralisch" von seiner Ehehälfte geschieden, Victoria nahm ihn zum Mann. Von da an hatten beide gemeinschaftliche Erscheinungen und wurden in Extase versetzt, aber die Offenbarungen erhielt sie allein. Blood schrieb alles „Göttliche" nieder, welches sie ihm in die Feder dictirte.

Sie erfuhr durch die Geister, daß Dr. Woodhull krank geworden sei. Sie ließ ihn durch Blood zu sich holen und er mußte bei ihr wohnen, „denn Victoria ist großmüthig und hochherzig, und nur enge Seelen können Anstoß daran nehmen, daß sie ihren ersten Gemahl eben so sorgsam bei sich pflegt, wie ihren zweiten Mann." Ueber die Verheirathung und die Ehe hat sie „vorgeschrittene Ansichten", welche von ihr in folgender Weise formulirt sind: „Die Verheirathung ist lediglich eine Herzens- und Neigungsangelegenheit, mit welcher das Gesetz rein gar nichts zu schaffen hat. Wenn die Liebe aufhört, hat auch die Ehe ein Ende, weil sie durch die Natur selber gelöst worden ist. Die sogenannte legale Ehe ist eine monströse Ungerechtigkeit*)."

Victoria erklärt, sie sei Spiritualistin bis zum Mysticismus und das jenseitige Leben gelte ihr unendlich viel mehr, als das diesseitige.

Victoria, die inspirirte, arbeitet aber nicht bloß in freier Liebe, sondern auch in Socialdemokratie. Vor uns liegt das „Wochenblatt des Neuyorker Journals" vom 29. November. Die Nummer giebt einen Bericht über die letzte Wochensitzung der Internationalen, und wir lesen, daß auch eine deutsche Abtheilung derselben in der Stadt am Hudson vorhanden ist. Der Großkophtha und Generalissimus Karl Marx zeigte von London aus brieflich an, daß die Section Nr. 12 von Neuyork sich zur Leiterin aller Sectionen jener Stadt aufzuwerfen wünsche und deshalb um die Beistimmung der übrigen Sectionen nachsuche. „Diese Anmaßung brachte nicht geringe Aufregung hervor, denn jene Section ist keine andere als die, welche sich im Hause der Damen Woodhull und Clafflin versammelt und von vielen hiesigen Internationalen mit scheelen Augen angesehen wird." Der Delegat Bolte aus San Francisco sprach unverholen aus, daß Section Numero Zwölf von zwei Weibern geleitet werde, die der freien Liebe huldigen und nichts weiter beabsichtigen, als ihre socialen Lehren, oder besser gesagt Irrlehren, an den Mann zu bringen; dafür wollen sie

---

*) In der letzten Novemberwoche hielt sie in Neuyork im großen Saale der Steinway-Halle (dem Palaste des aus Braunschweig gebürtigen Klavierfabrikanten Steinweg), welcher bis zum Erdrücken gefüllt war, zumeist von Personen weiblichen Geschlechts, eine Versammlung. Sie wolle, sagte sie, ganz offen mit der Sprache herausgehen und ihre Ueberzeugungen von Theorie und Praxis der Ehe kundgeben. Es wird angemessen sein, daß wir den englischen Text mittheilen, welchen wir im „Newyork Daybook" vom 2. December, unter der Ueberschrift: „Ein Apfel vom Sodomsbaume", finden:

The legitimate sequence of social freedom is free love, or freedom of the affections. „And are you a freelover?" Yes, I am a freelover! I have an inalienable, constitutional and natural right to love whom I may, to love as long or as short a period as I can, to change that love every day if I please, — and with that right neither you, nor any law you can frame, have any right to interfere. And I have the further right to demand a free and unrestricted exercise of that right, and it is your duty not only to accord it, but, as a community, to see that I am protected in it. I trust that I am fully understood, for I mean just that, and nothing less! Von alle dem steht freilich nichts in den Reden des Demosthenes.

den Deckmantel der Internationale benutzen. „Von diesem Zeuge wollen wir aber nichts wissen, denn es ist Unsinn. Diese Lehren sind närrisch, ja mehr als närrisch, sie sind verderblich. Wir können deshalb diese Lehren nicht als solche unserer Gesellschaft annehmen. Weibliches Stimmrecht, freie Liebe und andere dergleichen Ideen soll man für künftige Discussionen versparen, aber die Frage, welche uns Arbeitern hier zu verhandeln obliegt, ist Arbeit und Lohn. Wenn [illegible]on Zwölf diese Damen als ihre Leiterinnen anerkennen will, [illegible] ist es unsere Pflicht, mit aller Macht dagegen aufzutreten.“ Diese Aeußerungen Bolte's fanden großen Beifall, über Dame Victoria wurden sehr scharfe Urtheile gefällt, und sie wurde mit Namen belegt, die wir hier nicht wiedergeben mögen.

* * *

3. Was ist Mormonenthum?

Als wir vor einigen Wochen die „Mormonen in der Klemme“ schilderten, sagten wir schon, daß auf längere Zeit die wunderlichen Heiligen vom jüngsten Tage uns zu schaffen machen würden. Präsident Ulysses Simpson Grant hat sie in seiner Botschaft an den Congreß am 4. December 1871 unsanft angelassen und ihnen, wie wir in Deutschland zu sagen pflegen, den Standpunkt klar gemacht. Im Territorium Utah, so äußert er, finden wir ein Stück Barbarei, das mit Civilisation, anständiger Sitte und den Gesetzen der Vereinigten Staaten unverträglich ist. Weder Polygamie noch Verletzung anderer Statuten sollen in einem Territorium der Vereinigten Staaten geduldet werden. „Wir haben es nicht mit der Religion derer zu schaffen, die sich selber als Heilige bezeichnen, sondern mit ihrer Handlungsweise. In ihrer Art und Weise der Gottesverehrung werden sie unbeeinträchtigt bleiben, und ihrem Gewissen wird keinerlei Zwang angethan, es wird ihnen aber nicht gestattet werden, unter dem Mantel der Religion die Gesetze zu verletzen.“ — Der Präsident giebt dann dem Congreß anheim, zu erwägen, was bei Vollziehung des Gesetzes gegen die Polygamie in Bezug auf die Stellung der „pluralen“ Frauen und ihrer Kinder zu thun sei.

Ist aber die Polygamie ein Fundamentalgesetz der Mormonenreligion? Viele Heilige sagen Ja, andere sagen Nein. Die „Kirche“ selber ist darüber in Zwiespalt. Wir finden in den amerikanischen Blättern, daß in der zweiten Hälfte des November ein großes Kirchenlicht, der Elder Orson Pratt, der angesehenste Heilige nächst Brigham Young, unter großem Beifall im Tabernakel des Neuen Zion, — die Mormonen bezeichnen mit diesem Namen bekanntlich die Stadt am Großen Salzsee, — erklärt hat, daß Mormonenthum und Polygamie identisch seien und sich nicht trennen lassen. Keiner Gewalt und Macht der Welt werde er jemals einräumen und gestatten, die Polygamie zu beseitigen.

Die Gegner wenden ein, wie es denn, solchen Fall angenommen, habe geschehen können, daß das Mormonenthum ein Dutzend Jahr und länger vorhanden gewesen sei ohne Polygamie, welche ja offenbar mit den Glaubenssätzen der „wahren Lehre“ gar nichts zu schaffen habe? Die Religion der Heiligen werde, indem sie die alleinige göttliche Wahrheit sei, fortbestehen bis zum jüngsten Tage auch ohne Vielweiberei.

Uns will bedünken, daß diese Ansicht die richtige sei. Die Polygamie ist kein wesentlicher Bestandtheil der Mormonenreligion, und diese wird fortbestehen, wenn ein Heiliger nur eine Frau haben darf. Die Mormonen nehmen alle Lehrsätze der Christen an; sie glauben an einen Gott, einen Erlöser, an eine Dreieinigkeit, an das Dasein des heiligen Geistes in der Kirche; sie haben Taufe und Abendmahl, jene durch Untertauchen nach Art der Baptisten. Daneben haben sie dann noch eine Menge speculativer Superstitionen, was aber in Verbindung mit den übrigen weiter nichts ausmacht, weil dadurch keine Staatsgesetze beeinträchtigt werden.

Die Grundlehre ist, daß sie specielle Offenbarungen vom Gotte der Christen erhalten, mit den Göttern der Heiden haben sie nichts zu schaffen; Jupiter gilt ihnen nichts, sie halten an Jehova fest. Sie sagen: Es ist durchaus widersinnig, wenn man behauptet, der Canon der heiligen Schrift sei abgeschlossen. Das, was Ihr Nichtmormonen als Kirche Christi bezeichnet, ist allerdings ausgeartet und hat im Glauben Schiffbruch erlitten. Deshalb versteht es sich von selber, daß Gott sich nicht ferner Menschen offenbaren konnte, die nichts von seinem Worte wissen. Deshalb hat der Herr viele Jahrhunderte hindurch keine Offenbarungen geben mögen. Aber er gab sie wieder, als die Zeit sich erfüllt hatte, als der Zustand der Kirche so geworden war, daß er sie geben konnte, weil er den wahren Glauben und das richtige Verständniß für sie fand. Vor nun vierzig Jahren erfüllte sich die Zeit, und Gott, der Herr, der Allmächtige, offenbarte sich dem frommen Joseph Smith, seinem treuen Knechte, und gab ihm kund, auf welcher Grundlage die einzig und allein wahre Kirche, jene der Heiligen vom jüngsten Tage, auferbaut werden solle. Diese Kirche schließt die Dreieinigkeit ein, denn sie ist zugleich patriarchalisch, prophetisch und christlich. Unzertrennlich von ihr sind Zehnten, Opfer, Offenbarungen und eine hohe Priesterschaft, denn der Allmächtige hat befohlen, daß die Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt werden solle. In den ersten Zeiten der Kirche war die Priesterschaft Melchisedeck's; Paulus bezeugt, daß derselben die Aaronische Priesterschaft Zehnten gab und ihren Vorrang anerkannte. Aus der Priesterschaft Melchisedeck's stammt Jesus Christus, der aber in seiner Person beide Priesterschaften vereinigte. So wurde Christus der Hohepriester des Mormonenglaubens, der allein wahr und wahrhaftig ist.

Seit Jesus Christus hat es keinen Hohenpriester Gottes mehr gegeben bis von ihm Joseph Smith als solcher auserwählt wurde; dessen rechtmäßiger Nachfolger ist Brigham Young, der einzige wahre und echte Hohepriester und Stellvertreter Gottes auf Erden; seine Apostel und Aeltesten sind die einzig und allein wahren Diener der Kirche Jesu Christi.

So sagen die Mormonen. Ein großer Theil derselben hat früher den Methodisten angehört. Der Methodismus macht eine unzählige Menge von Menschen exaltirt bis zum Verrücktsein, wie die Tollheiten bei ihren Campmeetings beweisen. Von einem Wahnwitz zum andern ist der Schritt leicht; wie man antike Götzen in christliche Heilige umwandelte, so werden Methodisten zu Mormonen; sie schwören auf die einzig und allein wahre Göttlichkeit des Mormonenthums, und werden an demselben festhalten, wenn auch die Polygamie fällt. Ein sehr großer Theil der Mormonenfrauen ist aber noch fanatischer für die Vielweiberei eingenommen als die Männer. Sie wollen eben in den „Himmel“ kommen, und das können sie ja nur, wenn sie einem Manne angesiegelt worden sind, der sie am Rande seines weißen Mantels, an welchem sie sich festzuklammern haben, in den Himmel des lieben Herrgottes stramm nachzieht. Ohne das keine „ewige Seligkeit“.

Weshalb, so fragen die naseweisen Leute, habt ihr denn die Polygamie als religiöses Grundgesetz erst nach dem Ableben eures Gottespropheten Joseph Smith verlautbaren lassen? Die Mormonen entgegnen: Laßt euch von Gott, dem Herrn, dem Allmächtigen, Allweisen, doch erklären, weshalb er für gut und angemessen erachtete, die wahre Religion

erst Herrn Joseph Smith zu offenbaren. Joseph, so sagen sie weiter, war nächst Jesus Christus der allein auserwählte. Gott weiß am besten, weshalb er seinen Willen in Betreff der Vielweiberei erst dann durch Offenbarung kund gab, als seine Heiligen in sicheren und festen Wohnungen hauseten und dem Herrn ein Tabernakel bauen konnten. Wir haben Zuversicht auf den Herrn, unsern Gott; er wird uns nicht Mangel leiden lassen an Offenbarungen, er weiß, daß wir seine wahren Kinder sind. Hallelujah, Ehre und Preis ihm in seiner Höhe; wir sind seine wahren Kinder und er kennt uns. Gelobet sei der Herr, Amen!

Die Cultur der Gewürzbäume auf den Molukken.

I.

M. Wie innig der Zusammenhang zwischen der Entwickelung der Völker und Staaten und gewissen in der Natur des Bodens liegenden Verhältnissen sein kann, dafür giebt es auf der Erde kaum ein schlagenderes Beispiel als die Molukken. Denn was diese Inseln in Volk und Staat geworden sind, hängt einzig und allein von der Cultur zweier kostbare Gewürze liefernder Bäume ab, und wenn es im Laufe der Zeit vielleicht einmal anders werden wird, so ist es doch buchstäblich wahr, daß das ganze Volksleben in diesen Inseln noch jetzt einzig von diesen Bäumen bedingt ist, und man zugeben muß, daß sie, um mich des Ausdrucks zu bedienen, noch heutigen Tages in den „Fesseln" dieser Bäume gefangen liegen.

Es sind dies der Gewürznelken- und der Muskatnußbaum, die diesen Inseln eigenthümlich angehören und auf ihnen wild wachsen, der erste seltener als der zweite, der auf vielen Inseln im wilden Zustande selbst noch häufig ist, wie z. B. neuerdings erst Bernstein auf den Bergen der Insel Batschian große, bis dahin ganz unbekannte Wälder davon gefunden hat. Der Gebrauch dieser Gewürze ist den Bewohnern der Molukken ursprünglich nicht bekannt gewesen. Fremde Völker waren es, die ihnen ihren Werth und ihre Bedeutung verliehen haben. Ob sie von den Völkern des Alterthums bereits gekannt worden sind, ist nicht ausgemacht; nach Einigen sollen sie erst durch Vermittelung der Chinesen zu den Europäern gekommen sein. Daß aber andererseits der Handel mit ihnen erst im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wie die Annalen der molukkischen Fürstenhäuser behaupten, begonnen habe, ist durchaus nicht glaublich. Die Völker, welche in der letzten Hälfte des Mittelalters sich diesem Handel vorzugsweise widmeten und ihn ganz in Händen hatten, waren die Javaner und noch mehr die Malaien, wie es scheint, jene besonders im südlichen, diese im nördlichen Theile des Archipels, wohin die Fahrstraßen von Java aus längs der Südseite von Celebes und von der malaiischen Halbinsel um das nördliche Ende von Borneo führten. Sie arbeiteten unter der in Rohheit und Wildheit lebenden Bevölkerung der Molukken, die sich damals ganz in demselben Zustande befunden zu haben scheint, wie die von ihnen stammenden, noch jetzt im Innern der großen Inseln Hatmahera, Ceram, Buro) sich findenden sogen. Alfuren, die höhere Gesittung der Stämme im westlichen Theil des indischen Archipels verbreitend. Damit ging die Bildung größerer Staaten, wie namentlich auf den beiden Inseln Ternate und Tidore, deren Einfluß sich später über die ganze Inselgruppe ausdehnte, Hand in Hand. In diesen zu den nördlichen Molukken gehörenden Inseln beschäftigte die Bewohner besonders der Anbau der Gewürznelken, welche den Verkehr bedingten und hier überhaupt die Grundlage des ganzen Lebens wurden, während dagegen im Süden in der kleinen Inselgruppe Banda, deren Boden vorzüglich für den Anbau des Muskatnußbaumes geeignet zu sein scheint, dieses Gewürz Hauptgegenstand des Handels war und auf die Entwickelung einer höhern Bildung unter den Bandanern den entschiedensten Einfluß ausübte, ohne daß es hier wie in jenen nördlichen Inseln zur Entstehung eines größern Staates gekommen wäre. Mit der Bildung wurde auch die mohammedanische Religion von den malaiischen und javanischen Händlern allenthalben in diesen Inseln verbreitet; sie ist neben dem Christenthume noch jetzt die Religion, zu der sich ein großer Theil aller Gebildeten bei den molukkischen Völkern bekennt, während bei den höheren Stämmen, besonders im Innern der größeren Inseln, das alte Hinduthum noch immer fortbesteht.

In jener Zeit kamen diese kostbaren Gewürze durch Vermittelung der Araber und durch den Handel der italienischen Seestädte mit dem Orient nach Europa, und da sie selten und theuer waren, so mußte die Bedeutung, welche sie hier gewannen, begreiflich sehr groß werden; sie hat ja auch bekanntlich nicht wenig dazu beigetragen, die Portugiesen zur Auffindung eines Seeweges nach dem Orient anzuspornen. Schon in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts (1511) erreichten sie die Molukken und traten hier bald als das überwiegende Handelsvolk auf; sie hätten ohne Zweifel den ganzen Verkehr an sich gerissen und die asiatischen Kaufleute ganz vom Gewürzhandel ausgeschlossen, wenn nicht als ihre Rivalen die Spanier aufgetreten wären, die nach dem Tode des Francesco de Magelhaens die Molukken 1521 auffanden und von den Bewohnern, die bereits gegen die Portugiesen wegen des von ihnen erstrebten Alleinhandels mit Gewürzen den heftigsten Widerwillen gefaßt hatten, freundlich aufgenommen wurden. Hieraus ging eine Reihe von Händeln und Kämpfen zwischen beiden europäischen Völkern hervor, welche allein es den Fürsten der Inseln möglich machten, sich wenigstens noch eine Art Selbständigkeit zu erhalten, und zugleich den asiatischen Kaufleuten gestatteten, trotz der Maßregeln der Europäer am Gewürzhandel wenigstens einigen Theil zu nehmen. Als endlich durch die Vereinigung der portugiesischen Besitzungen mit den spanischen diese Zwietracht beigelegt wurde, war die Macht der Europäer auch hier schon so tief gesunken, daß es den molukkischen Fürsten gelang, sich ihnen mit Erfolg zu widersetzen und den Gewürzhandel mit anderen Völkern aufrecht zu erhalten.

Aber mit dem Auftreten der Holländer im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wurde es ganz anders. Wie früher die Portugiesen bewog auch sie der Wunsch, an dem Gewürzhandel Theil zu nehmen, sich nach den Molukken zu begeben, und sie fanden bei der Abneigung der Einwohner gegen die Portugiesen anfangs den freundlichsten Empfang; aber sie

zeigten eine ganz andere Kraft und Energie, verdrängten ihre europäischen Rivalen bald und unterdrückten dann allen Verkehr der Eingeborenen mit anderen Völkern. Sie zwangen oder gewannen die Fürsten der Inseln, ihnen das Monopol im Gewürzhandel einzuräumen, und bestimmten feste niedrige Preise, die sie zahlten, eine Einrichtung, die natürlich den Grund zu unaufhörlichen Händeln und Streitigkeiten legte und durch welche sie dem, was sie Schleichhandel mit Gewürzen nannten, doch nicht ganz steuern konnten. Alles das führte die ostindische Compagnie endlich auf den Gedanken, das System anzunehmen, das in seinen Grundzügen in den Molukken noch heute besteht und dessen Durchführung nur durch jahrelange blutige Kriege und die Aufwendung von unverhältnißmäßig großen Geldmitteln möglich geworden ist.

Der Anbau der Gewürznelken hatte sich des gesteigerten Bedarfs halber schon im sechszehnten Jahrhundert von den nördlichen Inseln, in denen er bis dahin allein betrieben wurde, auch nach einigen der südlichen, unter ternatischer Herrschaft stehenden Inseln ausgedehnt, namentlich nach Amboina und der Halbinsel des westlichen Ceram, welche von der Hauptinsel fast ganz getrennt ist und den Namen Huwamohel führte. Zu gleicher Zeit hatten portugiesische Geistliche in Amboina einen Theil der Bevölkerung vom Heidenthum zur katholischen Religion überzutreten bewogen und die Holländer diese Katholiken bei der Vertreibung der Portugiesen ohne Weiteres gezwungen, Reformirte zu werden. Alles dies führte auf den Gedanken, den Bau der Gewürznelken auf diese Insel, deren Behauptung und Ueberwachung leichter erschien, zu beschränken und alle Pflanzungen auf den übrigen Inseln zu vernichten. Aber erst nach langen und erbitterten Kämpfen, in denen die Einwohner einen Muth und eine Energie zeigten, die selbst ihren Feinden Achtung einflößten, und vermittelst großer Pensionen, welche die Compagnie den am Gewürzhandel betheiligten Fürsten aussetzte, brachte sie es zu einer Reihe von Verträgen, in denen alle molukkischen Fürsten in die Vernichtung der Nelkengärten willigten, und nach der Zerstörung derselben legte sie den Bewohnern von Amboina und den drei kleineren, im Osten derselben liegenden Inseln, welche man die Uliasser nennt (Oma, Saparua und Nusalaut), den Bau der Gewürznelkenbäume als einen Frohndienst auf und verpflichtete sie, ihre Dörfer nicht zu verlassen und in jedem eine bestimmte Zahl Nelkenbäume anzupflanzen, deren Ertrag sie gegen vorausbestimmte Preise in die holländischen Magazine zu liefern hätten. Aehnlich ging es in Banda. Auch hier hatte die Compagnie schon in den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts den Handel mit Muskatnüssen zu monopolisiren versucht, allein bei den durch Energie, Kriegslust und Unabhängigkeitsgefühl vor allen molukkischen Stämmen ausgezeichneten Einwohnern so lebhaften Widerstand gefunden, daß es zuletzt zu einem Kriege kam, der zur gänzlichen Vernichtung der Bandaner führte; sie wurden theils umgebracht, theils zur Flucht auf die umliegenden Inseln (Ostceram, Kei, Damme) gezwungen, der Ueberrest wurde zu Sklaven gemacht, das ganze Land für der holländischen Compagnie verfallen erklärt und in eine bestimmte Zahl von Gärten (man bezeichnet sie mit dem Namen Perk) getheilt, welche an einzelne Holländer, Mestizen, selbst an Eingeborene, die sich den Holländern angeschlossen hatten, als Lehn übertragen wurden unter der Bedingung, Muskatnußbäume zu pflanzen, deren Ertrag ähnlich wie die Nelken in Amboina für festgesetzte Preise der Compagnie geliefert werden mußte. Um dieses nur in einer langen Reihe von Jahren und durch fast unglaubliche Anstrengungen durchgeführte System zu einer absoluten Vollendung zu bringen, wurde noch eine Menge kleiner Militärposten in den einzelnen Inseln errichtet, denen die Ueberwachung der Bewohner und die Vernichtung der in ihren Bezirken gepflanzten oder wildwachsenden Gewürzbäume oblag, und diese Ueberwachung zu vollenden, wurden jährlich große Flotten (die sogenannten Hongi) ausgesandt, zu denen vor Allem die Amboinesen Schiffe und Leute zu stellen hatten, und deren Hauptaufgabe Vernichtung von Gewürzbäumen war.

Auf diese Art kam der Anbau dieser Bäume und der Handel mit den Gewürzen ausschließlich in die Hände der Holländer, freilich um einen Preis, von dem es sich fragte, ob er die Kosten lohnen würde. Da man den Werth der Gewürze in Europa, der im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts noch sehr hoch war, auf dieser Höhe zu erhalten sich bemühte, so suchte man die Production demgemäß zu regeln; es ist wirklich vorgekommen, daß man nach besonders ergiebigen Jahren große Massen dieser kostbaren Erzeugnisse vernichtet hat, bloß damit die Preise durch starke Zufuhr nicht zu sehr sinken möchten.

Aus allen Erdtheilen.

Das angeblich offene Polarmeer.

Ueber dasselbe wird gegenwärtig auch in England viel hin und her verhandelt. Im „Athenäum" (vom 23. December) wird bemerkt, daß die Mehrzahl der englischen Geographen an das neuerdings wieder so zuversichtlich verkündete offene Polarmeer nicht glauben. Diese Idee, so wird betont, sei „nichts als eine Mythe"; die wackeren Oesterreicher Payer und Weiprecht hätten lediglich eine jener zeitweilig offenen Stellen im Eise gesehen, welche vielfach in allen Theilen des arktischen Oceans vorkommen, aber keine sehr beträchtliche Ausdehnung haben. „In den alten Franklintagen, die nun schon so weit hinter uns liegen, hörten wir viel von solchen Polynien. Wir würden auch daran geglaubt haben, wenn nicht unglücklicherweise ihre Entdecker oder deren Nachfolger im nächsten Jahre in ihrem vermeintlich offenen Polarmeer eingefroren wären. Die berühmteste dieser Polynje war die von Kane's Begleiter Morton entdeckte nördlich vom Smithsunde. In der Jahreszeit, in welcher Morton offenes Wasser sah, ließ sich dasselbe in jener Gegend bis zu einer gewissen Ausdehnung vermuthen; aber 1861 fand Hayes, nur wenige Tage von der Zeit entfernt, in welcher Morton offenes Wasser gesehen hatte, diese Stelle mit Eis bedeckt. So verhält es sich mit dem von Kane großprahlerisch verkündeten „unbegrenzten offenen Polarmeere, das im nördlichen Sonnenschein erglänzte!" Es ist ausgemacht, daß nördlich von Spitzbergen das Packeis nie völlig verschwindet; es mag aber ausnahmsweise in einigen Jahren offener sein als in anderen. In einem solchen Ausnahmejahr kam Scoresby mit seinem Schiffe bis 81° 30′ N., und 1871 ein englischer Yachtsman bis 81° 13′ N.; das ist die bis jetzt vom Bord eines Schiffes aus höchste observirte Breite. Doch bedarf diese Angabe erst noch der Bestätigung, da Walfischfahrer und Capitäne von Kauffahrteischiffen es im Allgemeinen mit ihren Beobachtungen nicht allzu genau nehmen." Soweit das „Athenäum".

Es ist bemerkenswerth, wie gern und oft Forschungsreisende und Entdecker das, was sie finden möchten, auch für gefunden ausgeben. So renommirte Speke: „the Nile is settled," aber wir wissen auch heute noch nicht, wo seine Quellen liegen. Im Frühjahr 1871 verkündete der Nordamerikaner Selfridge: „the Canal is settled," denn es sei vom Rio Atrato aus eine Einsattelung von nur 300 Fuß Höhe über dem Ocean gefunden worden; nähere Untersuchungen ergaben dagegen eine Paßhöhe von zwischen 700 und 800 Fuß. Der Dariencanal war also nicht „gesettelt".

Morton's „offenes" Polarmeer machte seiner Zeit viel Rumor, und da die Yankees die Entdeckung eines solchen als eine Großthat ihrer Nation betrachteten, wurde es in der amerikanischen Presse als eine solche verkündet; ein Zweifel galt für eine Art von Verbrechen und als Verkleinerung des amerikanischen Ruhmes. Wir unsererseits erlaubten uns, jenen Fund Morton's für einen Yankeepuff zu erklären. („Zwei Nordpolarreisen zur Aufsuchung Sir John Franklin's, von Elisha Kent Kane, deutsch von Julius Seybt, Leipzig 1857. Mit einer Einleitung von Karl Andree. Leipzig 1857, S. XVIII ff.") Morton erreichte am 23. Juni 1854 Cap Constitution, 81° 22′ N., 66° W., den äußersten Punkt des Washingtonlandes an der Ostseite des Kennedycanals. Dort sah er nach keiner Richtung hin Eis vor sich, und daraus wollte Kane sofort die dreiste Folgerung ziehen, daß vom nördlichen Theile des Kennedycanals, also von etwa 80° N., das Meer bis zum Pol frei vom Eise sei! „Am Cap Constitution stand Morton an der Küste eines Canals, auf welchem, ihm zufolge, eine ganze Flotte von Fregatten hätte segeln können, und dieser Canal erweiterte sich zu einer (für ihn) unabsehbaren weiten Meeresfläche, auf welcher er ein überraschend munteres Thierleben beobachtete, Ringelgänse, Eidergänse und andere Seevögel in großer Menge. Morton konnte dort auch nicht ein Pünktchen Eis gewahren; in einer Höhe von 480 Fuß über dem Meeresspiegel hatte er einen Horizont von etwa 8 deutschen Meilen; das Rauschen der Wellen schlug wie Musik an sein Ohr und tief unter ihm brandete die offene See. Aber was liegt jenseit Cap Constitution? Darüber hat selbst Kane lediglich Vermuthungen. Wir wissen also nicht, wie weit jenes angeblich offene Polarmeer sich ausdehnte und ob es lediglich auf jenen Theil der Polarregion sich beschränkt, welchen Morton sah, oder ob es zu einem eisfreien Polarblicke führte. Das offene Wasser des Kennedycanals erschien inmitten der starren Eiswüste wie eine mysteriöse Flüssigkeit. Wir begreifen sehr wohl, daß Kane sich fieberhaft aufgeregt fühlte, als er von einem solchen Wasserspiegel erfuhr.

Doch das Eismeer täuscht. Genau da, wo Capitän Parry im Wellingtonsunde freies Wasser fand, fror später Sir Edward Belcher mit seinen Schiffen ein. Inglefield wollte, und zwar im Smithsunde (!), ein offenes Polarmeer gefunden haben, und gerade dort fand Kane, der nach ihm kam, eine undurchdringliche Eisschranke, welche sein Schiff, die „Advance", am Weiterfahren verhinderte. Gewiß fand Morton den Kennedycanal und das Meer nördlich und östlich vom Cap Constitution eisfrei als und so lange er dort war. Aber nichts bürgt für die Annahme, daß dieselbe Meeresstrecke auch zu anderen Zeiten eisfrei sei; alle Analogie spricht wenigstens dafür, daß sie mit Eis bedeckt sein werde. Wir unsererseits können uns nicht entschließen, an das Vorhandensein von Kane's oder vielmehr Morton's offenem Polarmeer zu glauben, bevor dasselbe bündig erwiesen und wiederholt befahren worden ist. Bis dahin steht weiter nichts fest, als daß Morton im Juni 1854 offenes Wasser im Norden des 80° N. gesehen hat."

Wir übergehen hier das, was wir an der angegebenen Stelle weiter entwickelten, wollen aber noch eine Stelle hersetzen, die wir gleichfalls 1857 schrieben und an welcher wir auch heute nichts zu ändern wüßten.

„Es liegt demnach auch nicht ein einziger Beweis für das Vorhandensein eines offenen Polarmeeres vor, während alle Analogien und Beobachtungen darauf hindeuten, daß ein solches nicht existiren könne. Wir wissen, daß im arktischen Ocean an vielen Stellen sich zeitweilig kleinere oder größere Becken offenen Wassers bilden; aber sie sind nicht andauernd und werden zu anderen Zeiten wieder von Eis ausgefüllt. Es ist auf sie keinerlei Verlaß. Deshalb sind auch alle Speculationen über die Möglichkeit, den Nordpol zu erreichen, ganz müßig und die Versuche allemal fehlgeschlagen. Eine zusammenhängende feste Eisschranke, auf welcher man von Süden her mit Hunde- oder Rennthierschlitten beliebig weit fahren könnte, ist nicht vorhanden. Schiffe können ein Meer nicht befahren, das eine unablässige Reihenfolge von festem Eis, Packeis, Treibeis, Eisbergen, Eisfeldern, Schollеneis und offenem Wasser darbietet, in welchem kein fester, sicherer Cours innegehalten werden kann. Aller Wahrscheinlichkeit zufolge wird also für uns der Nordpol, gleich dem noch viel unzugänglicheren Südpol, mit Nacht bedeckt bleiben. Ueber 83° Nord ist Niemand hinausgekommen."

Die Speculation über Erreichung des Nordpols ist nun gleichfalls in England wieder thätig, und zwar, wie von jeher, in der Controverse. Clements Markham empfiehlt als Hinweg den Smithsund, Dr. Rae den Weg über Spitzbergen. Die englische Regierung erklärte vor einigen Jahren, sie könne kein Geld für Polexpeditionen bewilligen, solange die Seefahrer und Gelehrten unter einander so verschiedener Ansicht seien wie bisher. A.

Das neueste Goldfieber im australischen Victoria.

All und jede Monatspost, welche von den Gegenfüßlern zu uns gelangt, bringt Nachrichten von neuen Goldentdeckungen. Man ist daran so sehr gewöhnt, daß man weiter keine Notiz davon nimmt, falls nicht etwa Ueberraschendes sich ereignet. Mit der Novemberpost ist das der Fall. Wir ersehen aus den Berichten vom Anfang des November, daß in Melbourne, überhaupt in der Colonie Victoria ein Goldfieber ausgebrochen ist, das jenem vor zwanzig Jahren an Heftigkeit nichts nachgiebt. Es ist, als ob alle Welt von einer Tarantel gestochen worden wäre, und die Speculation wilder als je zuvor. Binnen wenigen Wochen haben sich Hunderte von Compagnien gebildet, um goldhaltigen Quarz zu pochen; gewöhnlich beträgt das Capital 25,000 Antheile zu 10 Schilling. Das Publicum ist unersättlich; leidenschaftliche Pilger, auch aus Neusüdwales und aus Südaustralien wallfahrten in dichtem Gedränge nach den Bendigo-Goldfeldern; die Bahnzüge sind über und über gefüllt mit Antheilinhabern („Scripholders"); die Gasthöfe in der Stadt Sandhurst, welche doch theilweise sehr viel Raum haben, können nur eine sehr geringe Anzahl Speculanten beherbergen; die übrigen dürfen schon von Glück sagen, wenn sie in Ställen und Wagenremisen ein Unterkommen finden. Wer im October so naiv war, in Sandhurst anzufragen, ob er ein Zimmer für sich allein bekommen könne, wurde geradezu angestaunt, als ob er nicht recht bei Sinnen wäre. Einen eigenthümlichen Anblick bietet die Börse; man hat für sie die Bezeichnung: „Unter der Verandah." Von Sonnenaufgang bis zu der Stunde, wenn Abends Thau fällt, und an aufgeregten Tagen auch bis Mitternacht, hantiren unter der Verandah Hunderte von Maklern, Jobbers, Kaufleuten, Landleuten, Handlungsdienern und Arbeitern. Jeder hat ein Notizbuch und verzeichnet den augenblicklichen Stand der Course. Sehr beträchtlich ist auch die Zahl der speculirenden Frauen. Man hört unterwegs auf der Eisenbahn merkwürdige Unterhaltungen der Damen, z. B. so: Eine feingekleidete Frau sagt ihrer Nachbarin im Vertrauen, aber so, daß Jeder es hört: „Ich habe 1000 Büffelköpfe und das ist mir lieb; die todten Katzen habe ich fortgegeben; in denen wird jetzt nicht viel gemacht. Auch von den Sanct Mungos Prospects habe ich keine vortheilhafte Meinung." Die Dame spricht nämlich von verschiedenen Gruben, welche nicht alle ästhetische Benennungen führen. Ein Mann wirft hin: „Heute habe ich meiner Frau Goldene Vließe mit 1500 Procent Profit abgegeben, und meine Tochter hat ihre

Great Extended Tin-pot Gullys viel zu früh losgeschlagen."

Die Bendigo-Goldfelder werden schon seit 20 Jahren bearbeitet; woher kommt nun diese Aufregung? Ganz im Gegensatze zu den Behauptungen Murchison's und anderer Geognosten, denen zufolge die Quarzriffe schon in einer Tiefe von weniger als 100 Fuß „auslaufen" und kein Gold mehr enthalten sollten, hat man sie im Gegentheil gerade in Tiefen von mehr als 700 Fuß überraschend reichhaltig gefunden, und Alles deutet darauf hin, daß in noch beträchtlicheren Tiefen dieselbe Ergiebigkeit vorhanden sei. Und das ist nicht etwa an vereinzelten Stellen der Fall, sondern in allen Theilen der Colonie. So wird nun das „Quarzminen" ähnlich betrieben wie eine Kohlen- oder Kupfergrube, und gilt nicht mehr für abhängig vom Zufall oder für nicht zuverlässig. Die Zahl der Projecte zum Bearbeiten von neuen Riffen ist Legion, das Gründerwesen der „Company Floaters" grassirt auch bei den Antipoden und begreiflicherweise wird viel Schwindel getrieben, bei welchem viel Geld verloren geht. Aber die Versuchung ist lockend. Ein Herr W. zieht Woche für Woche für etwa 3000 Pf. St. aus seinem Quarzriffe; die Gebrüder Row haben ihren Antheil an einem solchen für baar 90,000 Pf. St. an eine Compagnie verkauft; ein Handlungsdiener hatte „Goldene Vließe" für wenige Pence das Stück gekauft und vier Tage später zu 6 Pfund verkauft. Das lockt. Nun ist es auch in der Verandah zu Castlemaine sehr lebhaft geworden; die dortigen Riffe gelten für eben so gut wie jene von Sandhurst. —

Victorias Goldfelder haben 1871 bis Ende Octobers 1,198,026 Unzen zur Ausfuhr geliefert, gegen 1,037,491 im Jahre 1870.

* * *

— Wir erwähnten im vorigen Bande des „Globus", daß Clarence King mit geologischen Forschungen in den pacifischen Staaten und Gebieten Nordamerikas beschäftigt sei. Wir lesen nun, daß er in den californischen Hochgebirgen und in Oregon Gletscher von großer Ausdehnung gefunden habe. Bisher wußte man nicht, daß dergleichen dort vorhanden seien. Die Ursache ihres seltenen Vorkommens liegt in dem Mangel an Luftfeuchtigkeit; auch ist die vorherrschende Gebirgsbildung in alpiner Höhe nicht ausgedehnt genug, damit die Erhebungen als Condensatoren wirken könnten. Man findet auf ihnen allerdings Massen verkörnten Schnees, dieselben haben aber kein Merkmal wirklicher Vergletscherung. Anders in der Cascadenkette, wo die Berge Shasta, Hood und Tachoma mit ausgedehnten Eismassen bedeckt sind. Diese Berge sind ursprünglich Vulcane; sie bieten durch die Verbindung ihrer zerklüfteten Laven mit den bis zu 3 Miles breiten Gletschern, welche oft cascadenartig gebrochen sind, sehr malerische Bilder. Am Tachoma kommt ein Gletscher aus dem Becken des alten Kraters und dringt auf erstarrter Lava thalwärts. An ihm sind bis jetzt 10 Gletscher nachgewiesen worden, am Hood 3, am Shasta 6 Gletscher.

— Die Ausgrabungen in Ephesus werden gegenwärtig mit großem Eifer betrieben und zwar auf Kosten des britischen Museums, das die erforderlichen Geldmittel liefert. Unter Aufsicht des Architekten Wood sind täglich etwa zweihundert Arbeiter in Thätigkeit.

— Bisher war Jedermann der Meinung, daß am Südpol, der rings von Eis umstarrt ist, kein menschliches Wesen wohne; das muß wohl ein Irrthum sein. — Herr H. Haug hat soeben den ersten Band einer Bibelübersetzung herausgegeben. Er übersetzt die alten jüdischen Bücher „in ganz neuer und wörtlicher Weise und erklärt sie dann aus naturphilosophischen, naturforschenden, ethischen und moralischen Gesichtspunkten mit ganz rücksichtsloser Kritik." So lesen wir in einem Berliner Blatte. Der erste Band umfaßt, wie das Vorwort sagt, „die Geschichte des Entstehens des südpolaren Menschenschlages, der Einwanderung eines Theiles derselben nach Asien" 2c. Südpolare Menschen hätten wir also; ohne Zweifel wird bald irgend ein Keltomane auftauchen und den sonnenklaren Beweis liefern, daß diese südpolaren Leute Kelten gewesen seien. Daß es keine Südpolarmenschen giebt, schadet nichts; Kelten sollen und müssen sie sein.

— Der unterseeische Telegraph von Java nach Port Darwin in Nordaustralien ist nun, wie die „Newyork Tribune" vom 29. November meldet, glücklich gelegt worden; in anderen Blättern haben wir diese Nachricht nicht gefunden. Die Südaustralier sind bekanntlich mit dem Telegraphen, welchen sie von Süden nach Norden bauen, weit vorgerückt, und in den ersten Monaten des Jahres 1872 wird die Linie bis Port Darwin dem Betrieb übergeben werden. — In Ostasien ist die Linie von Nagasaki, in Japan nach Possiette, an der Küste der russischen Amurprovinz, gleichfalls vollendet; also eine Verbindung mit den sibirisch-europäischen Linien gewonnen worden.

— Für das Baumwollenjahr vom 30. September 1871 bis dahin 1872 werden, nach einer sorgfältigen und wohl annähernd genauen Schätzung, etwa 6,479,000 Ballen in die Spinnereien gelangen. Davon aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche unbestritten den ersten Rang behaupten, 3,225,000 Ballen, Ostindien 1,500,000, Brasilien, dessen Ausfuhr alljährlich steigt, 550,000, Aegypten 330,000, aus anderen Gegenden etwa 250,000 Ballen. Was Indien 2c. für den eigenen Hausbedarf an Baumwolle verbraucht, ist hier nicht mitgerechnet, es handelt sich um das, was den Export bildet und in die Fabriken gelangt.

— Der vielbekannte und genannte geistliche Speculant Henry Ward Beecher, der vor einiger Zeit für 100 Dollars Honorar eine Predigt darüber hielt, ob es unsittlich oder christlich sei, graue Haare braun oder schwarz zu färben, hat sich gemüßigt gefunden, ein „Leben Jesu Christi" zu schreiben; es sind davon in einem Monate 15,491 Exemplare verkauft worden. Beecher hatte bisher von seiner Kanzelhantirung eine Jahreseinnahme von mehr als 25,000 Dollars, ohne das Honorar für seine Schriften.

— Speculative Neger wissen sich auf leichte Art hübsche Einnahmen zu verschaffen. Die „Freiheit" geht in den Vereinigten Staaten so weit, daß kein Gastwirth das Recht hat, Gäste, die er nicht mag, zurückzuweisen, — vorausgesetzt, daß dieselben eine braungelbe oder schwarze Haut haben. Weiße darf er ungestraft zurückweisen; Negern, und mag die Ausdünstung ihrer Haut auch noch so widerwärtig sein, muß er einen Platz im Bett und an der Wirthstafel einräumen, neben weißen Leuten, welche sich dann den afrikanischen Hautparfüm gefallen zu lassen haben oder fortgehen müssen. Ein farbiger Geistlicher, der Reverend Alexander Ellis in Boston, wollte am Bord eines nach Narraganset fahrenden Dampfers an der Wirthstafel Platz nehmen, aber die weißen Fahrgäste, so abolitionistisch sie im Uebrigen auch waren, legten Protest dagegen ein. Der Geistliche verklagte darauf die Dampfschiffahrtscompagnie und das Gericht verurtheilte dieselbe, dem Neger 400 Dollars zu zahlen.

— Die Republik San Salvador hat die Kuliverschiffung aus China unter ihrer Flagge verboten. Sie verurtheilt streng diese Art des Sklavenhandels und Menschenraubes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Unter den Laosvölkern am Mekong in Hinterindien.

III.

Der untere Lauf des Mekong. — Benennungen des Großen Stromes. — Stromschnellen und Katarakten. — Die Uferlandschaften. — Thierleben im Walde. — Der Se Don und die angeblichen Silbergruben. — Bassac. — Das große Erntefest. — Ein Ausflug nach Stung Treng.

Bevor wir den Aufenthalt der Expedition Lagrée's und Garnier's in Bassac schildern, wollen wir noch einen Blick auf den untern Lauf des Mekong werfen und auf die Region, welche derselbe durchströmt. Erst 450 Kilometer vom Meer entfernt und weit oberhalb des Armes, welcher zum großen Binnensee, dem Tali Sab, führt, verschwindet der Einfluß von Ebbe und Fluth. Bemerklich macht sich derselbe bis zu der kleinen kambodschanischen Ortschaft Kratieh, unter 12°28′ Nord; bis dahin war der Stromlauf schon bekannt, weiter oberhalb hatte kein Europäer ihn befahren.

Man hoffte, daß er eine großartige und praktikable Fahrbahn bis tief nach Innerasien hinein darbieten werde, aber sichere Kunde hatte man nicht. Kam der Mekong, wie manche Eingeborenen in Kambodscha behauptet hatten, aus einem großen See weit oben in Laos? Aber man wußte nicht einmal den Namen eines solchen anzugeben, und der Strom selber wurde mit einer Menge verschiedener Benennungen belegt. Die Portugiesen hatten ihn Mecon, Mecom, Mekong und Meikong genannt, und das ist die siamesische Bezeichnung. Die europäischen Geographen nannten ihn den Kambodscha, nach dem Königreiche, welches er in seinem untern Laufe durchzieht; bei den Annamiten heißt er Song leun, bei den Kambodschanern Tonly thoom, was beides nicht mehr und nicht weniger als Großer Strom bedeutet. Der Laosname Nam Khong, d. h. Wasser von Khong, gilt nur für die Strecke im untern Laos. Bei den Chinesen heißt er Kiu long kiang, neuer Drachenstrom, oder Lan tsan kiang, Strom, Sohn des Gebirges; in Tibet führt er gleichfalls verschiedene Benennungen.

Oberhalb Kratieh tritt er, von der Mündung an gerechnet, nach Laos ein. Eine weite Region fast unbewohnten Waldlandes scheidet die ersten Laosdörfer von den letzten Ortschaften der Khmers, d. h. Kambodschaner. Auf dieser Strecke hat der Mekong viele Stromschnellen, welche die Schifffahrt sehr gefährlich und beschwerlich machen; viele Felsenleisten ziehen sich quer hindurch und die Strömung ist oftmals sehr reißend. Etwa 200 Kilometer oberhalb Kratieh treten dann förmliche Katarakte auf, welche eine Dampfschifffahrt platterdings unmöglich machen.

Die Laosländer haben mit den Deltagegenden fast gar keinen Verkehr, und daran ist zum Theil auch der Druck schuld, welchen die siamesische Regierung ausübt; dann aber auch die Beschwerlichkeit des Reisens. Jene Zone ist ungemein fruchtbar; der Strom schwillt bei Hochwasser bis zu 36 Fuß hoch an und bedeckt weit und breit das Uferland mit einem Schlamme, welcher den üppigsten Pflanzenwuchs befördert. Sehr häufig gewährt die Gegend einen imponiren-

den Anblick und die unzähligen Inseln prangen im üppigsten Grün. Das Auge gewöhnt sich übrigens bald an diese großartigen Verhältnisse, in denen Alles harmonisch zusammenstimmt. Die Wälder gleichen einander; einer ist wie der andere, sie sind „verzweifelt schön“. Beim leisen Hauche des Windes biegt sich mit knackendem Tone der Bambus, und aus dem hohen Gipfel des Yao (eines Baumes, welcher zu den Dipterocarpeen gehört) kommt ein verschwommenes Gemurmel, das in diesem Blätterocean wie ein langer Seufzer sich anhört. Sobald der Luftzug nicht mehr geht, wird Alles still; plötzlich vernimmt man ein Geräusch, das durch herabfallende Blätter verursacht wird. Aus der Tiefe des Waldes her vernimmt man den sonoren Schrei des Elephanten, den Gesang der Vögel und das schrille Gezirp der kambodschanischen Grille; dazu kommt das dumpfe Rauschen des Stromes, welcher sandige Uferstellen unterwühlt und manche derselben in seine Wirbel hinabreißt. Nun geht die Sonne unter, bald wird es ganz finster im Walde und der Wanderer ist froh, dem Baumlabyrinthe zu entrinnen, in welchem der Tiger auf der Lauer liegt, denn nun ist dessen Stunde gekommen.

Manche Ufergegenden gewähren einen in der That lieblichen Anblick. Der Strom fließt oftmals über goldfarbigen Sand und zwischen reizenden Eilanden. Auf den Bäumen am Ufer treiben unzählige Affen ihr possenhaftes Spiel und begrüßen die vorbeifahrende Barke mit lautem Geschrei. Sobald sie näher kommt, verlassen die Hirsche ihre Tränkestellen, der wilde Büffel aber bleibt stehen und wirft ihr grimmige

Floß in einer Stromschnelle des Mekong.

Blicke zu. Unter den Bäumen gewahrt man viele Pfauen, auf dem heißen Sande oder an den schwarzen Uferfelsen sonnen sich unzählige Kaimans, und neben ihnen treiben sich Stelzenläufer mit langem Schnabel emsig und unruhig umher. Taucher stürzen sich in das Wasser und erhaschen ihre Beute, mit welcher sie fortfliegen. Hier wäre für den Jäger ein wahres Paradies, in welchem jedoch der Mensch fehlt.

Manchmal strömt der Fluß über Marmorbänke, welche er im Fortgange der Zeiten förmlich abgeglättet hat; hier und da bilden sich aus den Sandbänken neue Inseln. Am Ufer liegen kolossale, dort angeschwemmte Baumstämme; manche sind bei Hochwasser bis in das Gezweig von Waldriesen emporgetragen worden und sehen aus wie Pfeiler einer hinweggerissenen Brücke. Endlich gelangt man an die Katarakten. Ein mächtiges Wasserbecken von vielleicht 100 Fuß Tiefe und von der Breite von zwei Dritteln einer deutschen Meile hat alle Arme des Flusses vereinigt, die nun in etwa zwanzig Ströme getheilt sich herabstürzen, doch nicht alle in Cascaden oder Katarakten, so daß die Eingeborenen, welche mit allen diesen Wasserläufen vertraut sind, mit ihren Barken stroman fahren können. Sie müssen freilich dieselben leichtern und am Ufer hintreideln. Oberhalb verschwindet der Wald; das Uferland ist bebaut, aus den Gärten ragen hohe Palmen in Menge hervor und ein Dorf folgt dem andern.

Von Bassac aus unternahm Garnier einen Ausflug nach dem Se Don, welcher von Westen her am linken Ufer des Mekong einmündet. Der König hatte ihm als Begleiter und

Führer einen Mandarinen mitgegeben, welcher in den Dörfern für Unterkommen sorgte, das nach Landesbrauch allemal in der Pagode gewährt wurde. Die Eingeborenen dort hatten nie zuvor einen Europäer gesehen, und waren baß erstaunt über die Waffen, Uhren und allerlei andere Sachen, welche die weißen Leute bei sich führten. Als man ihnen Nadeln, Messer und einige kleine Bilder gab, war ihre Freude sehr groß. Im Se Don wimmelt es am Ufer von Kaimans und Pfauen bis nach Solo Niai hinauf. Dieser Ort hat eine gewisse Bedeutung für den Handel, weil dort die Waaren, welche auf Elephanten aus dem Innern kommen, auf die Barken übergeladen werden. Die bis dahin flachen Ufer nehmen nun einen gebirgigen Charakter an, im Hintergrunde thürmen sich hohe Berge auf. Von dort kamen Wilde mit Nesseln, aus welchen das sogenannte chinesische Grastuch bereitet wird, und mit Häuten. Auch sie erhielten Quartier in der Pagode, welche somit zu einer Art von Karawanserai wurde.

Nach Mouhot's Angaben sollen in der Gegend am Se Don sehr ergiebige Silbergruben liegen, und der Laosmandarin war erbötig, die Europäer nach einem Dorfe der Kha zu führen. Mit diesem Worte bezeichnet man in Laos die Wilden. In Ban Song wurden ihnen einige Elephanten zur Verfügung gestellt und man ritt landein. Unterwegs begegnete man dann und wann anderen Elephanten, welche eine Ladung Nesseln trugen; die nebenher gehenden Wilden trugen Bogen und Pfeil, um unterwegs zu jagen. An manchen Stellen hatte man den Wald niedergebrannt und Reisfelder angelegt, die mit starken Zäunen umgeben und dadurch gegen Verwüstungen durch das Wild geschützt waren. Eine andere Art von Feldern haben jene Wilden nicht. Die Silbergruben sollten angeblich in der Nähe des kleinen Dorfes Petung liegen; dort aber hatte man von dergleichen nie etwas gehört; sie seien gar nicht vorhanden. Ob das richtig ist, möge dahin gestellt bleiben; vielleicht stellte man das Dasein in Abrede, weil man die Europäer oder gar die habgierigen Siamesen nicht auf die richtige Spur leiten wollte.

Am 9. October war Garnier wieder in Bassac. Die ganze Gegend hatte nun ein anderes Ansehen; der Strom war um mehr als 15 Fuß gefallen, das Land trocken, die

Katarakten bei der Insel Kong.

Wege waren hergestellt, die Felder mit Taback, Baumwolle ꝛc. bepflanzt und die Fischer hatten ihre Reusen und Netze gestellt. Man holte die Ochsen, welche zur Zeit des Hochwassers auf den Anhöhen geweidet hatten, von dort zurück, besserte die Karren aus und überall war reges Leben.

Die Europäer standen mit den Eingeborenen von Bassac auf dem besten Fuße und ein alter Chinese machte sich als Unterhändler sehr nützlich. Der König war ein junger Mann von etwa 25 Jahren, von sanftem und schüchternem Gesichtsausdrucke. Begreiflicherweise wäre er lieber unabhängig und selbständig gewesen, als der Unterthan des Herrschers von Siam, und er gab darüber den Fremden auch einige Andeutungen; doch wagte er eine Rebellion nicht und erinnerte sich an das Schicksal seines Großvaters, der sich am Aufstande des Königs von Vienchang betheiligt hatte und im Kerker zu Bangkok gestorben war.

Weit und breit im Stromthale traf man Vorkehrungen zu einem großen Feste; mit demselben feiert man das Ende der Ueberschwemmung, und dasselbe hat auch Beziehung auf die kommende Ernte. Man bezeichnet dasselbe als Heua song, d. h. Fest der Barken, und es wird veranstaltet, um dem Flusse Dankbarkeit zu erweisen für die Fruchtbarkeit, welche er durch seine Ueberschwemmung dem Erdboden verliehen hat. Die siamesische Regierung begünstigt dieses Volksfest, zu welchem aus weiter Entfernung viele Menschen nach Bassac strömen; sie hat verordnet, daß alsdann der König und alle höheren Beamten der Provinz in der Hauptpagode den feierlichen Eid des Gehorsams wiederholt schwören müssen.

Der König hatte den Europäern einige Gebäude aufschlagen lassen, von welchen aus sie in aller Muße dem Schifferstechen zusehen konnten; der Monarch selber kam und machte mit seinem Gefolge den Fremden einen Besuch; es lag ihm daran, daß sie bei dem Feste sich betheiligten, denn davon hoffte er beim versammelten Volke auf erhöhetes Ansehen.

Die Festlichkeiten begannen am 24. October. Laos und wilde Leute waren schon Tags vorher in großer Menge nach Bassac gekommen, alle Pagoden waren gleichsam gefüllt mit Opfergaben; Freunde und Verwandte beschenkten

Ein Nachtlager am Mekong.

einander. Abends wurde in allen Hütten geschmaust und musicirt und auf dem Strome ließ man Raketen steigen.

Die Eidleistung fand am nächsten Tage statt. Der König gelobte Treue und Gehorsam einem Bonzen, der als Stellvertreter des Herrschers von Siam fungirte. Dann wurde der Strom geweiht und gesegnet, und der König war hocherfreut, als ihm gerade in jener Stunde ein Sohn geboren wurde. Am dritten Tage begann das Wettrudern. Mächtige Piroguen, manche wohl bis 80 Fuß lang, wurden mit Handrudern von etwa 60 Männern fortbewegt; jedes einzelne Fahrzeug war mit den Farben seines Dorfes oder seiner Pagode geschmückt. Zwischen den am Lande befindlichen Ruderern gaben maskirte Possenreißer ihre Capriolen zum Besten und sangen dabei aus voller Kehle. Die auf dem Wasser beschäftigten Leute antworteten im Tact; sie schlugen die Ruder mit einer Gleichmäßigkeit und Gewandtheit ins Wasser, die nichts zu wünschen übrig ließ, und die Barken flogen, rings von Schaum umgeben, pfeilschnell dahin. Die Khas, deren einen unsere Illustration darstellt, waren bis auf einen dürftigen Lendenschurz völlig unbekleidet. Am 28. October wurde abermals Feuerwerk auf dem Strome abgebrannt, und große Figuren verschiedener Art, alle aus Bambus geflochten, schwammen brennend abwärts, zum Theil in bengalischen Flammen.

Die Europäer verweilten volle sechs Wochen in Bassac; inzwischen war die trockene Jahreszeit völlig eingetreten und es lag ihnen daran, die Reise fortzusetzen; aber der Courier, welchen sie aus Saigong erwarteten, blieb aus, und deshalb schickte Lagrée Herrn Garnier stromab, um denselben aufzusuchen. Man nahm an, daß er jedenfalls schon bis Stung Treng gekommen sein müsse; war er noch nicht dort, so sollte Garnier die dortige Umgegend erforschen, und kam inzwischen der Eilbote an, dann war er sofort weiter nach Bassac zu befördern.

Ruderer und Possenreißer in Bassac.

Garnier trat am 2. November seine Reise an, war am 7. bei der Insel Khong und am 8. in Stung Treng, wo vom Eilboten nichts zu hören oder zu sehen war, wohl aber sprach man viel von der Rebellion Pu Kombo's, durch welche alle Verbindung mit dem untern Theile des Stromes abgeschnitten war. Die Aufständischen hatten sich an beiden Ufern festgesetzt und machten Miene, stromauf zu gehen, um die französische Expedition zu verfolgen. Der Gouverneur von Stung Treng war sehr ängstlich, als Garnier bei ihm eintrat. Er bat denselben, so schnell als möglich umzukehren, damit man seine Anwesenheit nicht erfahre. Viele wilde Stämme der Umgegend hatten sich den Rebellen angeschlossen und mehrere Laosleute fortgeschleppt, obwohl dieselben bei dem ganzen Streit unbetheiligt waren. Garnier that wohl daran, dem Rathe des Gouverneurs zu folgen; er ging nicht weiter und schickte seinen kambodschanischen Dolmetscher dem Eilboten entgegen, während er die freie Zeit benutzen wollte, um den Se San zu erforschen, welcher den südlichen Arm des Flusses von Attopö bildet. Als er eben dorthin abgehen wollte, kam die böse Nachricht, daß die Wilden gerade in jene Gegend eingebrochen seien und das dortige Laosdorf niedergebrannt hätten. So mußte er auf seinen Plan verzichten und am 12. November seine Rückreise nach Bassac antreten. Unterwegs wurde er von den Leuten vielfach mit großer Herzlichkeit behandelt, obwohl sie ihm auf Befehl des Gouverneurs Barken und Ruderer stellen mußten. Da und dort fürchteten sie sich auch wohl vor dem fremden Manne, überall jedoch zeigten sie große Neugierde. Sie waren erstaunt, als sie sahen, wie der Falang aß. Dies ist in ganz Laos der Name für die Europäer; man kann dort den Buchstaben r nicht aussprechen, und so ist aus Franke Falang geworden. Im kambodschanischen Dorfe Touly Repu wurde er besonders gut aufgenommen.

Am 23. November war Garnier wieder in Bassac.

Dr. Albert Günther über den neuen Ganoidfisch, Ceratodus Forsteri.

Vor etwa zwei Jahren erreichte Europa die Kunde, daß in Australien eine „Amphibie“ entdeckt worden sei, die dem Lepidosiren gleiche, und die Neugierde der Naturforscher wurde dadurch noch mehr erregt, daß dieses neue Geschöpf Zähne haben sollte genau so wie sie fossil von der Trias- bis zur Juraformation vorkommen und als Ceratodus bezeichnet werden.

Das Interesse, welches diese Entdeckung erregen mußte, wird begreiflich, wenn man sich erinnert, welchen Streit einst der von Natterer im Amazonenstrom und Madeira 1837 entdeckte Lepidosiren unter den Naturforschern hervorrief. Fitzinger nannte das Thier Lepidosiren paradoxa und stellte es ohne Weiteres zu den Reptilien. Bald darauf wurde eine zweite Art in Senegambien aufgefunden, die Owen unter dem Namen Lepidosiren annectens beschrieb und ohne Weiteres zu den Fischen stellte. Es entstand ein Streit über die Stellung dieses Thieres, der schließlich zu Gunsten der Owen'schen Ansicht entschieden wurde. Lepidosiren ist also ein Fisch.

Reptilien und Fische unterschied man vor der Entdeckung des Lepidosiren nach dem Athmungsorgane; die ersteren haben häutige Lungen, die letzteren nur Kiemen. Obgleich die Batrachier in den ersten Stadien ihrer Metamorphose durch äußere Kiemen athmen wie die Fische, so war doch das Auftreten von Lungen in denselben nach Beendigung der Metamorphose genügend, sie von den Fischen zu trennen, die kein Luftathmungsorgan besitzen. Nun fand man den Lepidosiren, der Kiemen und Lunge besaß, und den Fitzinger, Bischof und Andere deshalb zu den Reptilien stellten. Nichtsdestoweniger wiesen ihn viele anatomische Einzelheiten zu den Fischen; das Skelett ist wie bei diesen, das Gehörorgan in eine knorpelige Kapsel des Schädels eingeschlossen, die Zähne sind wie bei der Chimära, einem Fische, beschaffen; es ist kein Nasencanal zur Luftführung vorhanden; er trägt Schuppen und Flossen. Alle diese Merkmale stellen den Lepidosiren mehr zu den Fischen, wenn er auch unter diesen den Batrachiern am nächsten steht. Unter den Fischen selbst ward Lepidosiren den Haien und Rochen zunächst gestellt, die gleich ihm am Ursprunge der Aorta am Herzen eine eigenthümliche Muskelabtheilung, den Bulbus arteriosus, haben. Doch schuf Johannes Müller für Lepidosiren eine besondere Unterclasse, welche er Dipnoi nannte.

So wurde Lepidosiren definitiv den Fischen einverleibt; aber von der Zeit seiner Entdeckung an datirt das Bestreben der Zoologen, alle kaltblütigen Thiere einzutheilen nicht allein danach, wo die Entwickelung der Lungen aufhört, sondern wo die Entwickelung der Kiemen beginnt. Oder mit anderen Worten: die Eintheilung in Fische und Reptilien ward ungenügend befunden und drei Classen kaltblütiger Wirbelthiere: Reptilien, Amphibien und Fische, wurden unterschieden.

Ceratodus Forsteri.

Entdeckt man jetzt eine neue isolirte Thierform, so sieht man sich unter den Versteinerungen nach Verwandten derselben um. Aber es schien, als ob Lepidosiren keine fossilen Verwandten habe. Owen nur erwähnte, daß seine Zähne nach der geringen Anzahl und Befestigung auf den Kiefern denen der Chimära und denen des fossilen Knorpelfisches Ceratodus glichen.

Die Entdeckung einer „riesigen Amphibie in den Flüssen Queenslands, die dem Geschlechte Lepidosiren nahe steht,“ und die Krefft Ceratodus Forsteri nannte, schien die Sache der Wissenschaft weiter zu fördern. Der Fisch — denn ein solcher ist er noch mehr als Lepidosiren — scheint in einigen Gegenden Queenslands nicht selten zu sein; Exemplare sind im Burnett-, Dawson- und Mary-River gefangen worden, einige weit oben im süßen Wasser, andere weiter nach der Mündung im brakigen. Er soll 6 Fuß lang werden, doch maßen die bisher nach England gelangten Exemplare nur $3^1/_2$ Fuß. Das Fleisch schmeckt vorzüglich, es hat Lachsfarbe, und der Fisch wird daher von den Ansiedlern Burnett-Lachs genannt. Seine Nahrung besteht aus den faulenden Blättern verschiedener Myrtaceen und anderer Pflanzen. Hin und wieder geht er aufs Land, oder die Schlammflächen, was dadurch begünstigt zu werden pflegt, daß er mit einer richtigen Lunge versehen ist; der Lepidosiren dagegen, der auch eine Lunge besitzt und von dem zahlreiche Exemplare in der Gefangenschaft gehalten werden, zeigt niemals Lust, aufs Land zu gehen. Der Ceratodus laicht eine große Menge kleiner Eier, die dann befruchtet werden. Ueber die Entwickelung derselben ist noch nichts bekannt.

Der Barramuda, wie die australischen Eingeborenen den Fisch nennen, ist aalförmig, aber bedeutend kürzer und dicker als der gemeine Aal und mit großen Schuppen bedeckt. Der Kopf ist flach und breit, die Augen stehen seitlich und sind klein, der mäßig weite Mund steht an der Spitze der breiten Schnauze. Die Kiemenöffnungen sind nur ein schmaler Schlitz an beiden Seiten des Kopfes. Aeußere Nasenlöcher sind nicht bemerkbar. Der Schwanz, der ungefähr von derselben Länge wie der Körper ohne Kopf ist, ist zusammengedrückt und endigt in eine Spitze; er ist umgeben von einem breiten Flossenrande. Er hat zwei Vorder- und zwei Hinterflossen, die in der Gestalt sehr verschieden von denen gewöhnlicher Fische sind; ihr mittlerer Theil ist mit Schuppen bedeckt. Um den Mund zu untersuchen, muß man ihn aufschlitzen. Der Gaumen ist mit einem Paar großer langer Zahnplatten versehen, die eine gewellte und punktirte Oberfläche haben, sowie mit fünf bis sechs scharfen Zackenzähnen an der Außenseite, die ganz jenen des fossilen Ceratodus gleichen. Zwei Zahnplatten im Unterkiefer correspondiren mit denen im Oberkiefer und ihre gewellten Oberflächen passen genau in einander. Im Oberkiefer, und zwar im vordern Theil, stehen noch zwei Schneidezähne; diese schneiden die Kräuter oder Blätter, welche dem Thiere als

Nahrung dienen, ab, und die breiten Zähne zermalmen sie dann.

Das Skelett besteht aus einer Knorpelsäule für Körper und Schwanz und einer Knorpelkapsel für den Kopf. Eine Trennung in einzelne Wirbel ist nicht wahrnehmbar. Diese Structur erinnert an die Störe, an die Chimära, an Lepidosiren. Die Kiemen sind vollständig entwickelt; an jeder Seite stehen vier. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie in normalem Wasser genügend für die Zwecke der Athmung sind. Außerdem besitzt der Ceratodus, wie bemerkt, eine richtige Lunge, die Blut von einem Zweige der Aorta empfängt und es durch eine besondere Vene direct zum Herzen sendet. Während nun die Kiemen für das Athmen im Wasser eingerichtet sind, tritt die Lunge in Thätigkeit, wenn der Fisch im Schlamme sich aufhält, der mit Gasen imprägnirt ist, oder wenn die australischen Flüsse austrocknen, was oft sich ereignet. So ist der Barramuda also für alle Fälle vorgesehen: er athmet sowohl durch Kiemen als durch die Lunge.

Stimmt nun der Ceratodus in so Vielem mit Lepidosiren überein, so ist dieses in Bezug auf das Herz und den bulbus arteriosus nicht der Fall. Nach der Construction des Herzens darf er nicht zu den Dipnoi gestellt werden; er gehört zu den Ganoiden. Ueber die Stellung des Ceratodus im System bemerkt der berühmte Ichthyologe, der deutsche Wissenschaft so vortrefflich in England vertritt, noch Folgendes.

Zunächst liegt nicht der geringste Grund vor, den lebenden Fisch generisch von der fossilen Form, den versteinerten Zähnen des Ceratodus, zu trennen. Gleich nach der Entdeckung sprach man sich allerdings gegentheilig aus, da es kaum annehmbar schien, daß ein Fischgeschlecht von der Triaszeit her sich lebend erhalten haben sollte. Es ist dies allerdings beachtenswerth, aber doch nicht überraschender als andere Thatsachen, nämlich, daß Fische aus den ältesten bekannten geologischen Formationen, aus denen Fischreste bekannt sind, dem Ceratodus auch sehr nahe stehen. Die Fische scheinen überhaupt weit mehr, als man bisher annahm, geologische Katastrophen überdauert zu haben. Vergleicht man die Zähne des Ceratodus runcinatus aus dem deutschen Muschelkalk mit denen des lebenden Barramuda, so springt die generische Uebereinstimmung sofort in die Augen. Andere Theile des fossilen Ceratodus sind leider noch nicht aufgefunden worden.

Einige der ältesten bekannten Fische aus der devonischen Epoche sind unter dem Namen Ctenodus und Dipterus beschrieben worden. Ob beide in ein Geschlecht vereinigt oder getrennt werden müssen, ist noch eine offene Frage. Sie sind aber ganz entschieden Repräsentanten desselben Fischtypus wie die Dipnoi der Gegenwart. Die Aehnlichkeit der großen Zahnplatten mit jenen des Ceratodus ist schon seit langer Zeit erkannt worden, doch erst jetzt hat Günther auch die kleinen Schneidezähne an ihnen entdeckt, wie er denn noch mehrere anatomische Merkmale an diesen fossilen Fischen fand, welche sie dem Ceratodus nahe stellen. Das Skelett ist knorpelig, die Flossen sind zugespitzt. Aber ein Unterschied gegenüber Ceratodus besteht im Schwanze; letzterer ist bei Dipterus heterocerk, schief gestellt, wie aus der Figur erkenntlich, während er bei Ceratodus homocerk, gerade, verläuft.

Günther hat denn auch die Verwandtschaft von Ceratodus und Lepidosiren mit den Rochen, Haien u. s. w erörtert und für alle die verwandten Formen die Familie der Altfische oder Palaeichthyes aufgestellt, deren lebende Repräsentanten er folgendermaßen eintheilt:

1. Ordnung der Plagiostomata oder Meer-Altfische. Sie besteht aus 140 Haiarten in 39 Geschlechtern und 150 Rochenarten in 25 Geschlechtern. Sie bewohnen fast alle Meere der Erde und nehmen von den Wendekreisen nach den Tropen zu ab. Nur sehr wenige gehen ins süße Wasser.

Restauration von Dipterus aus dem rothen Sandstein.

2. Ordnung der Holocephala. Diese hat nur vier Arten, nämlich drei Chimären und einen Callocephalus. Sie sind beschränkt auf die Meere der gemäßigten Zone beider Hemisphären und fehlen zwischen den Tropen.

3. Ordnung der Ganoiden oder Süßwasser-Altfische. Sie wird repräsentirt durch eine Art Amia in Nordamerika; drei Arten Lepidosteus aus derselben Region, die sich aber südwärts bis Centralamerika und Cuba erstreckt; zwei Arten Polypterus aus dem tropischen Afrika; zwei Arten Polyodon vom Mississippi und Yantsekiang; etwa 25 Störe, aus den gemäßigten und subarktischen Regionen der nördlichen Hemisphäre; zwei Ceratodus aus dem tropischen Australien; eine Art Lepidosiren aus dem Amazonenstrom und ein Protopterus aus dem tropischen Afrika. Obgleich die meisten Störe einen Theil des Jahres im Meere zubringen, müssen sie doch gleich den wandernden Lachsen als Süßwasserfische betrachtet werden, da sie in den Flüssen laichen, wo sie auch ihre erste Lebenszeit zubringen. Einige Arten gehen niemals ins Meer.

Die Anzahl sämmtlicher bekannten Fische beträgt gegenwärtig über 9000; die Palaeichthyes machen nur 3,6 Procent davon aus. Nach den Entdeckungen, die aber jetzt fortwährend gemacht werden, und nach der geringen Ausdehnung der bisher ichthyologisch durchforschten Gebiete können wir annehmen, daß wir nur mit einem Zehntel aller existirenden Fische bekannt sind.

Ein Märtyrer der Naturforschung, David Douglas.

Der Mann verdient, daß wir an ihn erinnern. Er war eine eigenartige Natur, ein Mensch von echtem Schrot und Korn und von unbeugsamer Energie. Sein ganzes Leben war der Wissenschaft geweiht, die seinen Namen stets in Ehre halten wird.

An der Nordwestküste Amerikas, in Oregon, dem Territorium Washington und in Britisch-Columbia bildet die Douglas-Tanne (Abies Douglasii) einen Charakterbaum. Derselbe erreicht bei einem Durchmesser von 10 Fuß über der Wurzel nicht selten eine Höhe von mehr als 350 Fuß;

auf der Londoner Ausstellung 1862 war ein Stamm von 309 Fuß zu sehen; derselbe stand am Nutkafund auf der Insel Vancouver.

Lewis und Clarke überstiegen im ersten Jahrzehnt unseres Säculums die Felsengebirge; bald nachher, 1811, wurde am Columbiastrome auf Antrieb Johann Jakob Astor's Astoria gegründet; 1823 ging David Douglas in London an Bord eines Schiffes, welches die Hudsonsbai-Compagnie nach dem fernen Nordwesten schickte, um ihre Stationen, welche Pelzwerk sammelten, mit allerlei Waarenbedarf zu versehen. Damals durchstreiften nur erst vereinzelte Trappers die Wälder am Columbiastrome. Ihnen und den Indianern kam in den Einöden dann und wann ein seltsamer Mann zu Gesicht. Ueber der Schulter trug er seine Büchse, auf dem Rücken ein großes Felleisen, das seine Habseligkeiten barg, und als treuen Begleiter hatte er einen rauhen Terrierhund. Er fragte die, welchen er begegnete, nach Pflanzen und Vögeln, und wenn er Antwort und Auskunft erhalten hatte, zog er fürbaß. Unter den Indianern galt er für eine „große Medicin", und die mexicanischen Rancheros in Californien bezeichneten ihn als den Grasmann. Bei den Handelsleuten auf der weiten Strecke von Monterey im Süden bis zum Pugetsund im Norden war er stets ein willkommener Gast. Wenn bei Tag oder bei Nacht das wohlbekannte Gebell des Terriers vernommen wurde, öffnete sich sofort die Thür, und für Douglas war der beste Platz am Herde bereit. Aber nirgends verweilte er längere Zeit, allemal brach er bald wieder auf, denn sein Haus und seine Wonne war der Wald; am liebsten schlief er unter freiem Himmel an einer Tanne, in Hütten und Häusern fühlte er sich nicht behaglich.

Dieser Schotte war am Ausgange des vorigen Jahrhunderts in der alten Stadt Sione geboren. Sein Vater, ein biederer Steinmetz, hätte gern einen Gelehrten aus ihm machen lassen, der Knabe zog jedoch den Fischfang und das Aufsuchen von Vogelnestern vor und las am liebsten den Robinson Crusoe und Reisebeschreibungen. In seiner kleinen Menagerie hatte er Habichte und Eulen. Als er heranwuchs, wurde er Gärtnerbursch beim Grafen Mansfield; am Tage arbeitete er tapfer und Abends studirte er botanische Werke, las auch Reisebeschreibungen und allerlei naturwissenschaftliche Werke. Als er 19 Jahre alt war, bekam er eine Gärtnerstelle in Culroß, wo er ein großes Herbarium exotischer Pflanzen und eine reichhaltige Büchersammlung vorfand. Nach zwei Jahren finden wir ihn dann im botanischen Garten zu Glasgow, und dort wurde er mit dem berühmten W. J. Hooker bekannt, hörte dessen sehr anregende Vorträge und war steter Begleiter des Professors auf dessen botanischen Excursionen.

Die Gartenbaugesellschaft in London interessirte sich für die Pflanzen Nordamerikas und wollte einen Sammler dorthin schicken. Als solchen empfahl Hooker seinen Schüler Douglas. Dieser ging 1823 nach den Vereinigten Staaten, und die Gesellschaft war mit den Ergebnissen seiner Reise so zufrieden, daß sie ihn im folgenden Jahre nach dem Nordwesten schickte. Es soll hier erwähnt werden, daß im Garten zu Culroß neben Douglas ein anderer in der Botanik berühmt gewordener junger Mann beschäftigt war, Drummond, der als Naturforscher der ersten Expedition Sir John Franklin's beigegeben war. Die beiden Freunde aus Culroß trafen zufällig in Carlton House, einem Posten der Hudsonsbai-Compagnie, zusammen, und zeigten dort einander die Pflanzenschätze, welche sie zusammengebracht hatten. Drummond hatte vorzugsweise den Theil der Rocky Mountains durchforscht, in welchem die Quellen des nördlichen Columbiaarmes und des Athabaska liegen.

Das Schiff der Hudsonsbai-Gesellschaft, in welchem Douglas nach Nordwestamerika fuhr, war nicht weniger als neun Monate unterwegs, vom 25. Juli 1824 bis 8. April 1825. Späterhin galt es schon für etwas Außerordentliches, wenn ein Fahrzeug diese Reise in fünf Monaten zurücklegte. Durch die oceanischen Dampfer und die Bahn über die Landenge von Panama wurde sie von 1851 an auf 40 Tage, seit Eröffnung der großen Pacificbahn auf 18 bis 20 Tage abgekürzt. Douglas landete auf seiner Fahrt auf der Robinson-Insel Juan Fernandez, und war nicht wenig erstaunt, dort einen merkwürdigen Einsiedler zu finden. Als ich, so schreibt er, am zweiten Tage das Eiland durchstreifte, sprang zu unserer nicht geringen Ueberraschung ein Mann aus dem Gebüsch hervor. Er trug Hosen, ob aus Zeug oder Fell, kann ich nicht sagen, ein Flanellhemd und hatte keine Kopfbekleidung. In der Nähe stand seine Hütte, die er sich aus Steinen und Rasen aufgebaut und mit Stroh von wildem Hafer und Baumzweigen gedeckt hatte. Er besaß als Kochgeschirr nur einen einzigen eisernen Topf mit hölzernem Boden; er stellte denselben in ein Erdloch und häufte das Feuer rund herum. Der eiserne Boden war eines schönen Tages herausgefallen. Dieser Mann hieß William Clarke und war vor fünf Jahren aus London nach der Insel gekommen; jetzt trug er das größte Verlangen nach einer Mahlzeit Roastbeef! Unter seinen wenigen Büchern befanden sich der Robinson Crusoe und Cooper's Gedichte; aus den letzteren citirte er aus dem Gedichte über Alexander Selkirk, als dessen Nachfolger er sich betrachtete, die Stelle: „Ich bin Gebieter über Alles, was ich sehe, und mein Anrecht wird von Niemand bestritten."

Douglas schildert die Insel, auf welcher er viele Pflanzen sammelte, als ein kleines Paradies. Lord Anson hatte auf einer seiner Fahrten dort Pfirsichen, Quitten, Aepfel, Weinreben, Erdbeeren und einige Gemüse gepflanzt, und Douglas vertrauete auch seinerseits der Erde einige Küchengewächse an.

Am 8. April fuhr er von Astoria den Columbia aufwärts bis Fort Vancouver. Dieser Posten der Pelzhändler liegt in einer Waldlichtung, der Stelle gegenüber, wo Vancouver 1792 seine Forschungen abgeschlossen hatte. Douglas nahm dort sein Hauptquartier, falls bei seinem unstäten Wandern von einem solchen überhaupt die Rede sein kann. Das Fort war in jener Zeit ein wichtiger Punkt, ein Centrum für den Handel einer ausgedehnten Gegend. Alljährlich kam ein Mal die Post aus Europa, und die Vorräthe, welche das Schiff der Compagnie für die verschiedenen Pelzstationen mitgebracht hatte, wurden von dort aus vertheilt. Dorthin kamen die Fallensteller theils in Nachen, theils geritten auf den ausdauernden Cayusepferden, und brachten die Ausbeute ihrer Jagd, um allerlei Bedarf einzutauschen. Auch die unvermeidlichen Missionäre blieben nicht aus, und der Hauptfactor war gleichsam unumschränkter König. Dies Alles hat sich von Grund aus geändert. Das ehemalige Fort der Hudsonsbai-Compagnie ist nun ein Militärposten der Vereinigten Staaten; die Blockhütten sind verschwunden und freundliche Häuser bilden eine Ortschaft, die mehr als eintausend Einwohner zählt.

Gleich am ersten Tage fing Douglas an, Pflanzen zu sammeln, und als im October das Compagnieschiff nach Europa unter Segel ging, konnte er eine beträchtliche Menge heimsenden. Er hatte in der Zwischenzeit drei Ausflüge gemacht: nach den Dalles, nach den Katarakten des Multnomah, wo jetzt Oregon City steht, und nach den großen Stromschnellen des Columbia. Aus den Beschwerlichkeiten, welche bei seinen einsamen Wanderungen unvermeidlich waren, machte er sich nichts, und in seinem Felleisen waren oft mehr

Pflanzen als Brot. Während der ganzen Zeit hatte er nur drei Mal unter Obdach geschlafen, sonst immer unter freiem Himmel oder, wo es sich thun ließ, unter einem leichten Zelte, das er bei sich führte. „Doch das," so sagte er, „geschah nur selten. Wenn ich zu Wasser fahre, wende ich Abends mein Canoe um, so daß es mir Schutz gegen Wind und Regen giebt; gewöhnlich aber decke ich mich mit Tannenzweigen zu. In Europa schaudert es die Leute schon, wenn sie bei geöffneten Fenstern schlafen sollen, hier aber nimmt man eine wollene Decke, streckt sich auf dem platten Sande oder unter einem Busche hin, wie es sich gerade trifft, und ich wenigstens finde das ganz gemächlich und behaglich."

In den Jahren 1826 und 1827 bereicherte Douglas die Botanik um mehr als 200 Pflanzen, welche Hooker verzeichnete und beschrieb. „Unter denen, welche ich im vorigen Jahre sammelte, ist eine Tabacksart bemerkenswerth. Ich sah diese Pflanze zuerst in der Hand eines Indianers an den großen Wasserfällen des Columbia und bot ihm dafür nicht weniger als vier Unzen präparirten Rauchtabacks, er wollte sie mir jedoch um keinen Preis ablassen. Die Indianer pflanzen die Nicotiana niemals in der Nähe ihrer Dörfer, weil sie dort vor der Reife abgerissen werden würde, sondern wählen einen entfernten Platz im Walde, wo sie Gestrüpp abbrennen und den Samen in die Asche werfen. Doch gelang es mir späterhin, einige Pflanzen und Samen zu bekommen."

Im Jahre 1825 entdeckte Douglas in den Tabacksbeuteln einiger Indianer den Samen einer großen Tanne. Der Baum, so sagten sie, wachse in der Gegend am Umpqua, also etwa zwei Grade südlich vom Columbia. Er verschaffte sich einen der großen Zapfen, benannte ihn Pinus Lambertina und machte sich, als der Frühling kam, nach jener Gegend hin auf den Weg; seine ganze Ausrüstung bestand in sechs Buch Löschpapier, einem kupfernen Kessel und etwas Taback, der bei den Indianern als Zahlmittel gelten sollte. Die Wanderung war nicht ohne Gefahren; Douglas erkrankte unterwegs und lag hülflos im Walde, als ein entsetzliches Sturmgewitter hereinbrach. Doch er konnte sich wieder aufraffen und fand die Stelle, wo die mächtigen Samenzapfen wie Zuckerhüte an den kolossalen Bäumen hingen. Aber wie sollte er zu diesen Schätzen gelangen? Hinaufklettern an den Riesenstämmen, das war ein Ding der Unmöglichkeit, er versuchte also einige Zapfen herunter zu schießen. Als die Büchse geknallt hatte, stürmten urplötzlich Indianer heran, roth bemalt, mit Bogen, Pfeilen, Lanzen und Messern bewaffnet und nichts weniger als freundlich. Wer war der Fremdling, der in ihren heiligen Hain gekommen war und Kugeln in die Bäume schoß? Aber so plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden sie auch, und Douglas fand Zeit, im Walde zu verschwinden. Die Heimreise bot noch mehr Gefahren; ein Unwetter brach abermals über ihn herein; er kam in allerlei Ungelegenheiten mit den Indianern und sein Pferd stürzte in einen Abgrund. Nach zwölf Hungertagen gelangte er endlich wieder an den Columbiastrom.

Den Namen Grasmann hat er ehrlich verdient, denn er scheuete kein Opfer und keine Beschwerde, um neue Pflanzen zu sammeln. Einmal trägt er ein nasses Hemd, denn in das zweite, das trocken war, hatte er die Pflanzen gewickelt; ein drittes besaß er nicht. Ein anderes Mal schlägt sein Nachen im Strome um; alle Lebensmittel gehen verloren, aber er ist voll von Jubel, weil er seine Pflanzen gerettet hat. Er faßte den Plan, quer durch Nordamerika zu wandern und sich an der Ostküste nach England einzuschiffen; er führte dieses Wagestück auch richtig aus. „Mein Kleidervorrath will nicht viel besagen, er besteht in dem, was ich auf dem Leibe trage; ich habe ein Paar Schuh, keine Strümpfe, zwei Taschentücher, eine Decke und einen Mantel. Mit mehr konnte ich mich nicht belasten, denn ich mußte doch Löschpapier für die Pflanzen mitnehmen und diese selbst tragen." Unterwegs hatte er einmal nichts weiter zu essen, als ein Stück Pferdefleisch, und ein anderes Mal war eine gekochte Ratte für ihn eine wahre Delicatesse.

Der Grasmann bekümmerte sich aber nicht bloß um Pflanzen, sondern auch um Vögel, Bären, Elennthiere, Hirsche und anderes Gethier. Mit einer bis dahin unbekannten Erdratte machte er in folgender Weise Bekanntschaft: „Eines Nachts kam ein Rattenschwarm und fraß mir den Samen auf, welchen ich gesammelt hatte, und nagte an einem Bündel Pflanzen herum. Eine war so frech, mein Tintefaß umzuwerfen. Da nahm ich ein Gewehr, schoß auf gut Glück und traf. Als ich dann bei Tageslicht sah, wie groß diese Thiere sind, wunderte ich mich nicht mehr über das, was die böse Horde angerichtet hatte. Diese Erdratte ist vom Kopf bis zum Schwanzende anderthalb Fuß lang, der Rücken ist braun, der Bauch weiß, die Schnurrhaare sind schwarz und drei Zoll lang, die Ohren dreiviertel Zoll. Diese Ratten kommen namentlich in den nördlichen Rocky Mountains vor, besonders am Mackenzie und am Friedensflusse (Unjigah), wo sie im Winter Alles auffressen, was ihnen in den Weg kommt."

Nicht selten traf Douglas mit Hunderten von Indianern zusammen, welche nie zuvor einen weißen Mann gesehen hatten, er wußte ihnen jedoch zu imponiren. Einst schoß ein Häuptling auf 110 Schritt, traf das Ziel und rief laut, daß ihm kein weißer Mann das nachmachen könne. Douglas entgegnete nichts, legte aber seine Büchse an und wartete, bis ein Vogel geflogen kam; den schoß er aus der Luft herab. Die Indianer schießen nicht nach Dingen, die sich bewegen. Als der Vogel zur Erde fiel, legten sie, zum Zeichen des Erstaunens und der Furcht, die Hände vor den Mund, und von da an war der Ruhm des Grasmannes groß. Er machte sich die Erfahrung zu nutze, und wenn er sich den Wigwams der Indianer näherte, pflegte er Vögel zu schießen, scheinbar ganz unbefangen und als ob das für ihn ein gewöhnlicher Zeitvertreib sei. Er wurde auch ein Wundermann: Einst befand er sich unter einer Horde von Rothhäuten, denen er nicht recht trauete. Als er mit seiner Mahlzeit Lachs fertig war, nahm er ein Brausepulver, schüttete dasselbe in ein Glas Wasser und trank es aus. Der Erfolg war ungeheuer. Der Grasmann konnte ja siedendes Wasser trinken, und vor solch einem Weißen mußte man sich doch wohl in Acht nehmen! Manchmal zündete er seine Pfeife mit einem Brennglase an, und wenn er seine blaue Brille aufsetzte, staunte jeder Indianer ihn auch deshalb an. Er konnte ja ohnehin mit der Sonne Feuer machen!

Manchmal wurde er auch handgreiflich. Ein Indianer hatte ihm ein Messer gestohlen, und als er den Dieb entdeckte, verlangte dieser Bezahlung. „Die gab ich ihm auch, aber so derb und eindringlich, daß er Zeitlebens an den Grasmann denken wird." Der Häuptling des Stammes der Kayemus wurde für seine Freundlichkeit überschwänglich belohnt. Douglas besaß noch ein einziges Schillingstück, durch dieses bohrte er ein Loch, zog einen Messingdraht hindurch und hing die Münze durch den durchbohrten Nasenknorpel. Ein anderer freundlicher Häuptling wollte nach Art der Weißen barbirt sein; Douglas barbirte ihn vor allem Volk. Die Indianer, welche den Tabacksrauch einziehen, wunderten sich sehr, daß der Grasmann denselben aus dem Munde blies.

Mit den Indianern, sagte er, kommt man am besten aus, wenn man ihnen Vertrauen zeigt, auch habe er sie stets gastlich gefunden. Oftmals begleiteten sie ihn, wenn er

viele Meilen weit ging, um eine bestimmte Pflanze zu suchen; oder sie blieben bei ihm, wenn er eines lahmen Knies wegen regungslos dalag. Als er eine Reise in das damals russische Nordwestamerika angetreten hatte, scheiterte sein Nachen im heutigen Britisch-Columbia (damals noch Neu-Caledonien genannt) im Fraser River; alle Pflanzen gingen verloren und er selber wurde vom Strome ans Ufer geworfen. Damals war er sehr betrübt, denn es gingen ihm mehr als einhundert Pflanzen verloren. Dazu kam, daß seine Augen schwach wurden; manchmal konnte er die Gegenstände in seiner nächsten Umgebung nicht unterscheiden, und zuweilen kam, wenn er lange Zeit ganz allein umhergewandert war, Verzagtheit in seine Seele.

Nachdem er zehn Jahre lang die nordwestlichen Gegenden Amerikas durchstreift hatte, sehnte er sich nach Europa zurück, und im December 1833 war er auf den Sandwichsinseln. Am 7. Januar 1834 machte er sich auf Hawaii reisefertig, um den Vulcan Mauna Koa zu besteigen, und unternahm bis zum Juli manche Wanderungen; er bestieg auch den Mauna Loa. Damals schrieb er an Hooker: „Möge Gott mir eine glückliche Heimkehr nach England bescheiden. Ich freue mich sehr darauf, Ihnen persönlich für die viele Güte zu danken, welche Sie mir stets bewiesen haben."

Am 12. Juli Morgens 6 Uhr kehrte er in dem Hause eines Engländers Namens Gurney ein; er war von der Kohalaspitze gekommen, um über den Mauna Koa an dessen Nordseite zu gehen. Er fragte, auf welchem Wege er nach Hilo gelangen könne. Gurney begleitete ihn eine Strecke und sagte, er möge sich ja vor den Fallgruben in Acht nehmen, in welchen man wilde Thiere fange. Kaum war Douglas einige Meilen weit gegangen, als er an eine solche Grube kam, in welcher ein verwilderter Bulle sich gefangen hatte; in einer andern bemerkte er eine Kuh. Er ging bergauf Hilo zu, kehrte aber um, legte seinen Rock ab, bei welchem sein getreuer Hund blieb, und betrachtete sich die Fallgruben genau. Dabei muß er das Gleichgewicht verloren haben oder ausgeglitten sein, denn er fiel hinunter, dicht vor den wüthenden Bullen. Zwei Eingeborene hatten Alles aus der Nähe mit angesehen. Diese liefen zu Gurney, der auch eilig herbeikam und den Bullen todtschoß, aber Douglas lag, zerstampft und zerrissen, todt am Boden. Er war erst 35 Jahre alt.

Die Cultur der Gewürzbäume auf den Molukken.

II.

M. Schon im achtzehnten Jahrhundert zeigten sich die Folgen dieses Systems und daß es ein ganz verfehltes sei. Trotz aller deshalb angewandten Maßregeln war es nicht möglich, die Preise der Gewürze in Europa auf der frühern Höhe zu halten, und da die Unkosten dieselben blieben, so wurden die Molukken bald eine unproductive Last für die Compagnie, welche jährlich bedeutende Zuschüsse für sie zu leisten hatte, ein Verhältniß, das trotz aller Ersparnisse, welche die holländische Regierung angeordnet hat, und obschon fast alle von der Compagnie angelegten Posten eingezogen sind, noch bis auf den heutigen Tag fortbesteht. Dabei konnte man es trotz aller Mühe, die man sich gab, nicht verhindern, daß Gewürznelken und Muskatnußbäume von anderen europäischen Colonialvölkern in ihren Besitzungen in Asien, Afrika, selbst in Amerika angebaut wurden, und wenn diese Concurrenz den Holländern nicht sehr gefährlich geworden ist, so liegt das hauptsächlich darin, daß diese Gewürzbäume unter anderen Lebensbedingungen als den in ihrer ursprünglichen Heimath sich findenden nicht wohl gedeihen und weder die gleichen Früchte noch einen gehörigen Ertrag geben. Aber vielleicht das bei weitem Schlimmste und Bedauerlichste ist es, daß dies System die Energie, Betriebsamkeit und Industrie unter den Bewohnern der Molukken gänzlich unterdrückt hat und dadurch das schlimmste Hinderniß für die Entwickelung einer höhern Bildung unter ihnen geworden ist. Wenn man die Berichte der Reisenden des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts über die damaligen Volkszustände aufmerksam liest und mit den jetzigen Verhältnissen vergleicht, so überzeugt man sich leicht, daß der Bildungszustand der Einwohner seitdem keine Fortschritte, vielmehr Rückschritte gemacht hat. Der Verkehr hat so gut wie ganz aufgehört; wo sich noch Spuren davon finden, wie in Ceram und Ceramlaut, da kommt es daher, weil die Compagnie den ihr übrigens gleichgültigen Handel der eingeborenen Kaufleute dieser Inseln mit der Gruppe Aru und den Küsten von Neuguinea zu unterdrücken nicht vermocht hatte, und in unserer Zeit sind es nicht die holländischen, sondern die englischen Kaufleute von Singapore, welche die Früchte dieses Verkehrs ernten. Eben so wenig ist von Industrie und Cultur des Bodens jetzt die Rede, mit Ausnahme der Gewürzbäume, die man mit Widerwillen zieht, weil man den Ertrag für einen die Arbeit nicht belohnenden Preis abliefern muß; sonst baut der Eingeborene nur das, was er zur Erhaltung seines Lebens nothwendig braucht. Ganze Inseln (wie die Gruppe Ubi) sind seit der Vernichtung der Gewürznelken von den Bewohnern verlassen und verödet, und die schreckliche Geißel der indischen Inseln, der Seeraub, ist erst seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in diesen Inseln zu einer so furchtbaren Höhe gestiegen. Die Streifzüge der sogenannten Papuapiraten gehen von geflüchteten oder vertriebenen Bewohnern der Molukken aus, die sich auf den Inseln von Neuguinea unter den Papua niedergelassen haben. Mit einem Worte, der volkswirthschaftliche Zustand dieser Inseln ist ein wahrhaft kläglicher. Man hat das allerdings nicht selten aus der angeblich in der sittlichen Natur der Bewohner liegenden Trägheit zu erklären versucht; aber es gehört freilich der grenzenlose Hochmuth, womit die Europäer nur zu oft andere Völker zu beurtheilen und zu behandeln pflegen, dazu, um es nicht einzusehen, daß ein Volk keinen Fleiß und keine Thätigkeit zeigen wird, wenn man ihm für den Ertrag seiner Arbeit einen Lohn bietet, welcher derselben nicht entspricht.

Es konnte unter diesen Umständen nicht ausbleiben, daß man auch in Holland die üblen Folgen dieses Systems erkannte. Die Regierung hat in unserer Zeit (seit 1825) einzelne Verbesserungen eingeführt und das alte System in einzelnen Punkten umgestaltet, sie hat den Privatleuten den Handel mit den Molukken freigegeben, die Zwangscultur in

der Art aufgehoben, daß jeder Bewohner der Inseln nach seinem Gefallen Gewürzbäume ziehen kann. Aber sie hat (in Amboina) noch immer die Verpflichtung, das Dorf nicht verlassen zu dürfen, bestehen lassen, und vor Allem das Handelsmonopol mit den Gewürzen streng aufrecht erhalten. Es begreift sich ohne Mühe, daß diese Veränderungen darum auch keinen nennenswerthen Erfolg gehabt haben, und noch immer sind die Molukken eine drückende Last für die Regierung. So erheben sich jetzt selbst in Holland immer mehr Stimmen, welche die gänzliche Aufhebung des alten Systems fordern, das zu vertheidigen die wirklich auffallende Befangenheit erfordert, welche der als Naturforscher ebenso ausgezeichnete, als in der Beurtheilung von Völkerverhältnissen so unglückliche Alfred Wallace zeigt.

Man hätte unter diesen Umständen annehmen sollen, daß bei einem solchen System wenigstens die Weise, wie die Gewürzbäume in den für sie bestimmten Inseln gezogen werden, eine möglichst vollkommene und befriedigende gewesen ist; man hat das auch, wenn ich nicht irre, in der Regel geglaubt, und befangene Schriftsteller haben zu Zeiten in diesem Sinne mit Befriedigung gesprochen. Wie es jedoch in Wirklichkeit damit steht, das ersehen wir aus einem Berichte des holländischen Botanikers Teysman, der als sogenannter Inspecteur van Cultures in Java lebt und 1860 auf Anordnung der Regierung eine Untersuchungsreise durch die Molukken unternommen hat. Seine Mittheilungen verdienen um so größere Beachtung, da er sich nicht bloß kenntnißreich und mit den zu beurtheilenden Dingen vertraut, sondern zugleich möglichst unbefangen und unerschrocken zeigt.

Teysman kam zuerst nach Banda, wo er die Muskatnußgärten auf der kleinen Insel Nera, auf der die Stadt liegt, insbesondere auf Grositandra, welche die bei weitem größte Zahl der Gärten enthält, untersuchte. Der Zustand derselben mißfiel ihm recht sehr. Nirgends zeigte sich eine Spur von einem regelmäßig angelegten Garten, zu Zeiten arteten sie förmlich in Wildnisse aus; waren auch hier und da Bäume ordentlich gepflanzt, so stand doch der größte Theil so da, wie sie zufällig aus herabgefallenen Nüssen entsproßt waren, daher bald zu nahe, bald zu fern von einander. Unter den Bäumen war der Boden mit Gras bedeckt, das man nicht ausrottet, höchstens abschneidet, ein Vortheil, weil deshalb bei dem sich senkenden Boden der Regen die Erdschicht nicht abspülen kann, allein zugleich auch ein Nachtheil, weil das Gras den Bäumen viel Kraft entzieht und die herabfallenden Nüsse verbirgt. Der Muskatnußbaum bedarf, wie auch andere Fruchtbäume in den indischen Inseln, des Schattens und wird deshalb unter andere Bäume gepflanzt; allein sie hatten theils zu viel Schatten, theils auch wieder zu wenig, und der so häufig als beschattender Baum angewandte Kanari (Canarium commune) ist deshalb ungeeignet, weil er zu hoch wächst und dem Boden zu viel Kraft nimmt; das Oel, das aus seiner Mandel geschlagen wird, kann den Schaden nicht ersetzen, den der Baum den Nußbäumen zufügt.

Mit der Zubereitung der Früchte hatte Teysman keine Ursache zufriedener zu sein. Alle Nüsse sollten eigentlich gepflückt werden, allein das geschah mit den wenigsten, der bei weitem größte Theil wurde, nachdem sie auf den Boden gefallen waren, aufgelesen, und das hatte wenigstens den Vortheil, daß sie ganz reif waren, während man sie beim Pflücken gewöhnlich schon halbreif abnahm. Vor der Ausfuhr müssen die Nüsse getrocknet werden; dies geschieht noch immer wie früher durch Feuer. Man legt die Nüsse auf Gerüste von Bambu, unter denen ein Feuer brennt; allein Teysman fand die Gerüste zu hoch, das Trocknen dauert daher zu lange und es verderben viele Nüsse dabei. Nach dem Trocknen werden die Nüsse in Kalk gelegt, eine Einrichtung, die noch aus den Zeiten der Compagnie stammt und von dieser eingeführt ist, um die Keimkraft der Frucht zu zerstören, und sich so das Monopol des Anbaues zu erhalten; jetzt ist diese Behandlungsweise nicht bloß unnütz und überflüssig, zumal da achttägiges ordentliches Trocknen allein schon zur Vernichtung der Keimkraft hinreicht, sie ist überdies noch schädlich, da die eben erst getrockneten Nüsse in der feuchten Kalkumhüllung wieder Feuchtigkeit anziehen und leichter verderben.

Auch die Leitung und Beaufsichtigung der Nußgärten fand Teysman höchst ungenügend. Es wurde schon erwähnt, daß die Compagnie nach der Eroberung von Banda das Land in die noch jetzt bestehenden Gärten (perke) theilte; die Nachkommen der ursprünglichen Lehnbesitzer derselben (die sogenannten Perkeniere) sind noch jetzt die Besitzer und haben die Verpflichtung, sie zu überwachen und in Ordnung zu erhalten, während die Arbeiter früher Sklaven waren, seit Aufhebung der Sklaverei aber Freie und überwiegend deportirte, zur Strafarbeit verurtheilte Verbrecher sind. Aber die Perkeniere lebten in der Stadt von dem Ertrage der Gärten, die ihnen doch nichts gekostet hatten, und überließen die Aufsicht über die Gärten und die Arbeit darin Menschen, die gar kein Interesse an dem Gedeihen der Gärten haben konnten.

Wenn der holländische Botaniker mit der Cultur der Muskatnußbäume nicht zufrieden sein konnte, so war das in noch viel höherm Grade der Fall mit der der Gewürznelken in Amboina und den Uliasser. Ja es geht so weit, daß man hier noch kaum von einer Cultur des Nelkenbaumes sprechen kann; der größte Theil der Bäume wächst ganz wie wild unter anderen Waldbäumen, und wo noch etwas von einer regelmäßigen Anpflanzung bestand, wurde auf die Bäume keinerlei Sorgfalt verwandt, sie standen ohne allen Schatten und auf einem mit Gras und anderen Pflanzen bedeckten Boden und sahen meistens kränklich und kümmerlich aus. Und man hat keinen Grund anzunehmen, daß diese Zustände, wie sie Teysman schildert, erst in unseren Zeiten sich gebildet haben, es ist vielmehr nicht zu bezweifeln, daß es schon unter der Herrschaft der Compagnie wesentlich nicht besser war. Wenn aber die Amboinen bei einer Behandlung der Bäume, die so geringe Mühe machte, doch über den Druck klagten, den die Nelkencultur früher ihnen bereitet habe, so liegt das wesentlich vielmehr an der Vielgeschäftigkeit der Compagniebeamten, die im Regieren und Anordnen kein Ende fanden, bald Bäume pflanzen, bald sie ausrotten ließen, bald die Anpflanzung von Schattenbäumen, bald deren Vernichtung befahlen, die Gärten bald zu reinigen, bald wieder Unkraut aufwachsen zu lassen anordneten u. s. f.

Wenn also die Anpflanzung und Besorgung der Nelkenbäume den Amboinesen so geringe Mühe macht, so ist es mit der Einsammlung der Nelken anders; sie ist dadurch, daß man die Bäume wild wachsen läßt, erschwert. Aber sie ist zugleich unzweckmäßig; man ersteigt den Baum auf Leitern und schlägt mit Stöcken die Blumen herab, ein Verfahren, wobei natürlich die Ernte des folgenden Jahres bereits im Keime beschädigt oder verdorben wird. Aus dieser Beschwerlichkeit des Sammelns erklärt es sich auch, daß ein großer Theil der Nelken ungepflückt bleibt und dadurch verloren geht; eine größere Ueberwachung der Pflückenden könnte daher den Ertrag leicht steigern, da aber so schon die Regierung die Nelken nur mit Verlust verkaufen kann, so räth auch Teysman, das Monopol aufzuheben und den Gartenbesitzern den Verkauf der Erträge ihrer Bäume zu überlassen.

Außer den Gewürzbäumen hat man in neuester Zeit

noch einige andere Culturzweige in den molukkischen Inseln, vor Allem in Amboina, einzuführen gesucht, über welche Teysman ebenfalls seine Beobachtungen mittheilt. Als die Holländer ihre Colonie Ceylon an die Engländer abtreten mußten, suchten sie diesen Verlust dadurch zu vergüten, daß sie den Zimmtbaum von Ceylon nach Java und auch nach Amboina verpflanzten; man hat jedoch hier später diese Pflanzungen angeblich aus Mangel an Arbeitern aufgegeben, und Teysman fand nur noch ganz verwilderte Ueberreste derselben. Außerdem hat man in diesem Jahrhundert auch angefangen, Pflanzungen von Kaffee und Cacao in Amboina, Ceram, Ternate, Halmahera und einigen anderen der nördlichen Inseln anzulegen; es sind aber fast durchaus nicht Eingeborene, nur Europäer, von denen diese Versuche ausgingen. Fortgang und Gedeihen haben sie bis jetzt noch nicht gehabt. Der Boden ist in den kleineren Inseln (Amboina nicht ausgenommen) für solche Culturen nicht geeignet, und die wenigen dazu brauchbaren Stellen sind fast jederzeit im Innern so weit von den allenthalben nur an den Küsten liegenden Dörfern entfernt, daß sie nicht wohl zu benutzen sind. Außerdem aber ist ein hauptsächliches Hinderniß ihres Gedeihens die entschiedene Abneigung der Eingeborenen, für Europäer zu arbeiten (eine Abneigung, über die man sich selbstverständlich nicht zu wundern braucht); dies Hinderniß ist bis jetzt noch unüberwindlich geblieben. Am besten ist für Unternehmungen solcher Art die Insel Ceram geeignet bei der unerschöpflichen Fruchtbarkeit ihres Bodens, aber auch die an der Südküste bei Awahia durch Europäer angelegte Cacaopflanzung, in der Alfuren aus dem Innern als Arbeiter gebraucht werden, und deren Gedeihen Teysman sicher schien, leidet nach den zuverlässigen Berichten Anderer unter dem Mangel an Arbeitern. Endlich haben einige Amboinesen seit der Aufhebung des Culturzwanges auch angefangen, Muskatnußbäume zu ziehen, allein Teysman fand allgemein, daß die Nüsse aus Unkenntniß zu früh und nicht gehörig reif gepflückt wurden.

Solcher Art ist die Cultur des Bodens in den Molukken und der Anbau der Gewürzbäume, zu dem die Eingeborenen von ihren europäischen Herren gezwungen werden; dies sind nach dieser Seite hin die Folgen eines Systems, das sich mehr als irgend ein anderes in seinen Erfolgen selbst gerichtet hat.

Die nordamerikanische Expedition zur Aufsuchung Livingstone's.

A. Seit länger als drittehalb Jahren hat Livingstone nichts von sich verlauten lassen. Der Brief, welcher damals von ihm nach Sansibar gelangte, enthielt eine Menge verwirrter Angaben, aus welchen wenigstens wir nicht klar zu werden wußten. Ein Schreiben war datirt vom Bangweloſee, 8. Juli 1868; der Reisende wollte zwischen 10 und 12° Süd das entdeckt haben, was er für die Quellen des Nils hielt; wir haben den ganzen Inhalt des Briefes mitgetheilt, „Globus" XVI, Nr. 16, December 1869, S. 249 ff. Ein späteres Schreiben, dessen Inhalt wir gleichfalls gaben (XVI, S. 303), war datirt Udschidschi, 30. Mai 1869; Livingstone befand sich also zu jener Zeit am Ostufer des Tanganyika-Sees. Wir sagten damals: „Auch dieser Bericht ist dürftig, unbestimmt und nicht klar, er enthält wenig oder gar nichts Positives und stellt abermals nur Vermuthungen auf." Wir wollen die letzten Zeilen, welche er vor drittehalb Jahren schrieb, hier wiederholen:

„Was ich noch zu thun habe, besteht darin, die Quellen, welche ich von 500 bis 700 Miles südlich entdeckt habe von Baker's und Speke's (— Seen —), mit dem Nil derselben zu verbinden. Die Wassermenge, welche nach Norden hin von 12° S. abfließt, ist so mächtig, daß ich, meiner Annahme zufolge, sowohl an den Quellen des Congo wie an jenen des Nils gearbeitet habe. Ich habe nun die östliche Linie des Wasserabzuges bis zu dem Punkte zu verfolgen, wo Baker umkehrte. Tanganyika und Nzige Chowambe (Baker's Albert-See) sind ein und dasselbe Wasser (— ?? —), und der Anfangspunkt (— soll wohl heißen: die Quellenregion —) liegt 300 Miles südlich von hier (— von Udschidschi —). Die westlichen und centralen Abzugslinien fallen in einen noch nicht besuchten See, der westlich oder südwestlich von hier liegt. Ich habe nun zu erforschen, ob derselbe zum Nil oder zum Congo Abfluß hat. Das Volk dort heißt Manyema und soll, wenn die Araber Recht haben, Menschen fressen. Dorthin werde ich mich wohl zunächst begeben müssen und dann, wenn ich nicht aufgefressen werde, am Tanganyika abwärts. Dort hoffe ich dann eine Begleitungsmannschaft aus Sansibar zu finden *)."

Ueber Livingstone's Wanderzüge und Schicksale haben wir seit jener Zeit lediglich Muthmaßungen und allerlei Sagen und Gerüchte, die sich hinterher alle als unwahr erwiesen. So viel war ausgemacht, daß der Reisende sich im Westen des Tanganyika bewegte und daß man von Sansibar aus ihm Vorräthe und Arzneien bis Udschidschi, das bekanntlich am Ostende dieses Sees liegt, entgegengeschickt hatte. Auffallend bleibt immer, daß kein Brief mehr an die Küste gelangte. Die Araber aus Sansibar kommen als Handelsleute auch in das Land westlich von jenem See, und der Sultan hat ihnen speciell eingeschärft, dem „Doctor" so viel wie irgend möglich beizustehen. Trotz alledem war nichts Zuverlässiges über ihn zu ermitteln, obwohl Consul Kirk in Sansibar es an Eifer nicht hat fehlen lassen.

Nun erklärte in der Londoner Geographischen Gesellschaft am 8. Januar Sir Bartle Frere, welcher statt Rawlinson's den Vorsitz führte, daß es eine Schmach für den Verein sein werde, wenn derselbe nicht Alles aufbiete, um Livingstone Hülfe und Rettung zu bringen. Noch im Laufe des Monats fahre ein Dampfer durch den Suezcanal direct nach Sansibar, und in demselben solle die Expedition befördert werden. Ueber die Personalien finden wir in der vor uns liegenden Notiz („Athenäum" 13. Januar) keine Angaben; dieselben werden wohl später erfolgen.

In derselben Stunde, in welcher wir lasen, daß von England jene Expedition abgehen solle (die Regierung hatte die Ausrüstung einer solchen abgelehnt), wurden wir durch einen Bericht aus Nordamerika angenehm überrascht. Der Besitzer der am weitesten verbreiteten Zeitung in den Vereinigten Staaten, des „New York Herald", hat in aller Stille auf seine Kosten eine Expedition zur Aufsuchung Li-

*) Wir haben Alles, was seit Jahren über Livingstone verlautete, in den verschiedenen Bänden unserer Zeitschrift zusammengestellt; z. B. XIV, S. 94. 287. — XV, S. 29. 221. — XVI, S. 157. 176. 249. 303. XVII, S. 13. rc. rc.

vingstone's ausgerüstet, und läßt erst jetzt, nachdem dieselbe schon tief ins Innere vorgedrungen ist, darüber etwas verlauten („New York Weekly Herald“ vom 26. December). Wir finden einen höchst anziehenden Bericht des Reisenden, doch wird der Name des offenbar kühnen und gewandten Yankee, der die Dinge mit einem echt amerikanischen Vorwärts, einem go ahead, betreibt, auffallender Weise nicht angegeben. Wir erfahren nur Folgendes. Der Mann ist von Seiten des „Herald“ (des Herrn James Gordon Bennet) als Berichterstatter nach dem Orient geschickt worden. Er war bei der brillanten Komödie zugegen, welche bei der Einweihung des Suezcanals aufgeführt wurde; er war den Nil bis zu den Katarakten hinaufgefahren, dann nach Jerusalem, nach Sebastopol, in den Kaukasus, nach Turkestan gegangen, hatte einen Zug durch Persien gemacht, war am Euphrat gewesen und erhielt dann den Auftrag, nach der afrikanischen Küste zu gehen. Die Instruction, welche er bekam, ist charakteristisch. Der „Herald“ schrieb ihm weiter nichts als: „Suchen Sie Livingstone ausfindig zu machen und Alles zu erkunden, was auf seine Entdeckungen Bezug hat.“

Am 6. Januar 1871 war der Nordamerikaner in Sansibar und rüstete sofort eine Expedition aus, die bis auf Weiteres 8000 Dollars Gold Kosten verursachte. Nach vier Wochen schiffte er nach Bagamoyo, diesem viel genannten Platze, welcher Sansibar gegenüber auf dem Festlande liegt und den Ausgangspunkt für die Trägerkarawanen nach dem Innern bildet. Dort mußte er volle zwei Monate liegen, um alle nöthigen Vorkehrungen zur Reise zu treffen; nicht vor dem 1. April, also 83 Tage nach seiner Landung in Sansibar, konnte er von Bagamoyo aufbrechen. Nach einer Wanderung, welche 84 Tage in Anspruch genommen und auf welcher er $525^1/_2$ Miles zurückgelegt hatte, langte er in Kwihara an, einer Niederlassung arabischer Kaufleute in Unyanyembe, und von dort hat er unterm 4. Juli 1871 seinen ersten Bericht an den „Herald“ abgeschickt.

Der Weg, den er von der Küste dorthin eingeschlagen, ist im Wesentlichen derselbe, auf welchem Richard Burton, von Speke begleitet, 1859 in das bis dahin vollkommen unbekannte Innere vordrang und den Tanganyika-See entdeckte, der seitdem eine so wichtige geographische Rolle spielt. Die Schilderungen, welche Burton von seiner Reise gegeben hat, gehören zu den interessantesten, welche wir in irgend einer Literatur besitzen, und es hat dem Schreiber dieser Zeilen seiner Zeit einen wahren Genuß bereitet, dieselben deutsch zu bearbeiten. („Die Expedition Burton's und Speke's von Zanzibar bis zum Tanganyika- und Nyanza-See“, von Karl Andree, Leipzig 1861.) In geographischer und ethnographischer Beziehung finden wir nichts Neues in dem Reiseberichte des Nordamerikaners; er schildert aber seine Erlebnisse so gut, daß wir in einer unserer folgenden Nummern den wesentlichen Inhalt mittheilen wollen. Heute liegt uns nur daran, das zusammenzustellen, was er bis zum 4. Juli des vorigen Jahres über Livingstone in Erfahrung gebracht hat.

Doch zuvor ein Wort über Unyanyembe. Dasselbe ist eine Centrallandschaft in der Region, welche man als Unyamuesi, Land des Mondes, bezeichnet. Dort ist der große Bandari, d. h. Sammelplatz und Begegnungspunkt für die Handelsleute, und die Karawanen ziehen nach allen Richtungen. Er ist das Hauptquartier der Araber, die zumeist aus Oman stammen und dort ihre Niederlagen von Baumwollwaaren, Messingdraht und Glasperlen haben. Mit diesen Waaren senden sie ihre Handlungsgehülfen weit und breit im Innern umher, bis über den Tanganyika-See hinaus; nach Norden hin bis Uganda, Unyoro und Karagueh, also Landschaften, über welche wir erst aus Speke's zweiter Reise nähere Kunde aus dessen eigener Anschauung erhalten haben. In Unyanyembe, das nach Burton schon 3480 englische Fuß über dem Indischen Ocean liegt, muß jeder Reisende eine Zeitlang verweilen, denn dort werden alle Träger (Pagasis), gleichviel ob man sie an der Küste oder am Tanganyika-See gemiethet hat, abgelohnt und neue angenommen. Nach Burton liegt Unyanyembe in geradem Striche 356 Miles von der Küste. Von Kaseh, einer zerstreut liegenden Gruppe arabischer Häuser, um welche mehrere Dörfer der Eingeborenen umher liegen und das den Hauptort im Lande bildet, hat man bis nach dem vielgenannten Udschidschi am Ostufer des Tanganyika-Sees noch 20 Tagereisen. Von dort werden wir wohl gelegentlich weitere Berichte des amerikanischen Reisenden erhalten. Unyanyembe, als ein commercieller Mittelpunkt, ist eine geeignete Oertlichkeit, um Erkundigungen einzuziehen. Was nun der Amerikaner über Livingstone erfahren hat, ist Folgendes. Wir geben seinen Bericht wörtlich. —

„Am 12. April traf ich bei Mussondi am Ugerengeriflusse, vier Tagereisen von Senibawenni, zusammen mit Selim ben Raschid, der mir Folgendes sagte: Ich sah den Musungu (d. h. Europäer, weißen Mann), der vor längerer Zeit vom Nyassa-See gekommen war, in Udschidschi im vorigen Jahre (also 1870). Er wohnte in der Tembe (— d. h. viereckigen Wohnung, nicht eine bienenkorbförmige Negerhütte —), dicht neben der meinigen. Er hat einen langen weißen Schnauzbart und einen weißen Backenbart. Er wollte damals nach Murungu und Unyena gehen. —

Am 18. Mai lagerte ich bei Mpnapua, wo mir Scheich Abdullah ben Wasib sagte: Der Musungu ist nach Maniema gegangen, das einen Monat weit von Udschidschi liegt. Es ist ihm ein Unfall begegnet; während er auf Büffel Jagd machte, schoß er sich in das Dickbein. Wenn er geheilt ist, will er wieder nach Udschidschi kommen. Auf der andern Seite des Tanganyika liegen viele Seen. Der Udschidschi-See ist sehr groß; der Urnwa ist auch groß; der Banguelo ist groß, aber der Maniema-See ist außerordentlich groß. —

Bei Kusura, in Mngundo Mkhali oder dem Lande der Wanyensi, traf ich am 13. Juni mit Scheich Thani ben Massud zusammen. Seine Aussage ist folgende: Du fragst mich nach dem Musungu, welchen die Leute Dochter Fellestin nennen. Ja, er wohnte vor drei Monaten in meiner Nähe in Udschidschi. Alle seine Leute haben ihn verlassen; er hat nur drei Sklaven bei sich, die er kaufen mußte. Er war gewohnt, seine Leute sehr heftig zu prügeln, wenn sie nicht sogleich thaten, was er ihnen befahl. Zuletzt liefen sie Alle fort, Keiner wollte länger bei ihm bleiben. Er hatte nichts bei sich, kein Baumwollenzeug, keine Glasperlen, um für längere Zeit Nahrungsmittel kaufen zu können. Er ist ein alter Mann und sehr fett. Er hat einen langen weißen Bart und ist ein starker Esser, Maschallah! Er kann drei oder vier Mal im Tage einen ganzen Topf flüssiger Butter und eine große Schüssel voll Reis ausessen, Maschallah! Siehst Du da den großen Theetopf? Nun, den würde er auch ausessen, wenn er mit Butter und Ugali (Brei) gefüllt wäre. —

Am 16. Juni traf ich den Beludschen Hassan, der ein Soldat des Scheichs Seyd ben Selim von Unyanyembe ist. Livingstone, sagt er, ist ein alter Mann und hat einen fast weißen Bart. Er hat sich die rechte Schulter ausgerenkt bei einem Kampfe, welchen er mit einem Löwen hatte. Er ist mit einigen Arabern nach Maniema gegangen. Maniema ist drei Monate weit von Udschidschi entfernt. Hierher will er aber bald zurückkehren, weil er einen Brief vom Con-

sul erhalten hat. Sie sagen, er sei zwar lange hier draußen gewesen, habe aber nichts gethan. Funfzehn Ballen Baumwollenzeug, die für ihn in Unyanyembe liegen, hat er noch nicht erhalten. —

Am 20. Juni erfuhr ich in Kabuga, das drei Tagereisen von Unyanyembe liegt, Folgendes vom Scheich Emir ben Sultan: Ja, es ist ein Musungu im Lande, ein alter Mann, der vom Nyassa-See und aus dem Lande der Cazembe nach Udschidschi kam. Von hier ging er nach Marungu und von dort wieder nach Udschidschi zurück. Vor etwa einem Jahre fuhr er über den Tanganyika-See und begleitete einige Araber nach dem Maniema-See. Dieser ist, wie man mir erzählt, viel größer als der Tanganyika. Neulich hat eine Karawane, die aus Ukohongo kam, die Nachricht mitgebracht, daß er gestorben sei. Ich weiß nicht, ob diese Nachricht wahr oder falsch ist. —

Hier in Unyanyembe habe ich folgende Aussagen erhalten: Er ist auf der Rückreise nach Udschidschi begriffen, vom Maniema-See her, der westlich von Ugubba liegt. Dieser See liegt 15 Lagerplätze (Tagereisen) weit vom Tanganyika-See in südwestlicher Richtung.“ —

Der Nordamerikaner schließt seinen Bericht: „Ich nehme für ihn nach Udschidschi mit: 15 Ladungen Baumwollenzeug, 8 Ladungen Glasperlen und 12 Kisten mit Wein, Zucker, Thee, Gewürzen und allerlei kleinen Sachen, dann auch Kleider, Bücher und Zeitungen. Wenn ich in einem Monate in Udschidschi bin und ihn sehe, kehre ich um, aber, wo er auch sein möge, ich werde mein Suchen nicht aufgeben. Lebt er noch, so sollen Sie hören, was er zu sagen hatte, ist er todt, dann will ich seine Gebeine aufsuchen und sie Ihnen bringen.“ —

Man sieht, alle Aussagen der Araber stimmen darin überein, daß Livingstone mehrmals in Udschidschi gewesen sei, wohin doch so manche Araber kommen und der Verbindung mit Sansibar nichts im Wege steht. Um so auffallender bleibt, daß er binnen 30 Monaten auch nicht eine Zeile an die Küste hat gelangen lassen und daß, was man im Innern über ihn wußte, unbestimmt und verschwommen ist.

Aus allen Erdtheilen.

Der Plan zu Weyprecht's und J. Payer's neuer Polarexpedition.

Wir wurden zu Anfang Januars sehr angenehm durch einen Besuch des Herrn Lieutenant Julius Payer aus Wien überrascht, und hatten mit demselben eine eingehende Besprechung über die Polarprobleme. Es war uns gewissermaßen eine Genugthuung, zu finden, daß zwischen Herrn Payer und uns die Ansichten vollkommen übereinstimmten und eine Verständigung sich sehr leicht ergab. Herr Payer, ein thatkräftiger, lebhafter Mann von starker Energie des Willens, argumentirte mit großer Ruhe ohne jede sanguinische Aufwallung; er ist mit seinem Freunde Weyprecht darüber einig, daß man zwar ein ideales Ziel im Auge haben solle, aber vor allen Dingen nach dem Erreichbaren trachten müsse. Wir baten Herrn Payer um eine schriftliche Mittheilung in Betreff der neuen Polarexpedition, welche von den beiden muthigen Männern für 1872 und die folgenden Jahre vorbereitet wird. Der Plan zu derselben ist in dem nachstehenden Schreiben enthalten.

„Wien, 15. Januar 1872.

Das Princip, jedem polemischen Kampf mit theoretischen oder persönlichen Gegnern, ja selbst mit Freunden absolut aus dem Wege zu gehen — ein Princip, welches durch die der Polarforschung so höchst schädlichen Differenzen zwischen Dr. Petermann und Capitän Koldewey gewiß gerechtfertigt ist —, hat uns bisher bestimmt, jedem bisher in den öffentlichen Blättern für oder gegen unsere jüngste Fahrt erschienenen Artikel gegenüber ruhig und unbeirrt unsern Weg zu gehen.

Es haben seit unserer Rückkehr nach beiden Richtungen die extremsten Anschauungen in wissenschaftlichen wie Tagesblättern circulirt. Wir haben sie gelesen und bei Seite gelegt, ob der Inhalt derselben für uns günstig oder ungünstig, gerecht oder ungerecht war.

Fast alle diese Artikel und Erörterungen waren vor der Publication unseres Vorberichtes entstanden, also zu einer Zeit, wo den betreffenden Verfassern die Basis der Beurtheilung der eben beendeten Fahrt noch gar nicht geboten war. Wir hoffen auch ferner ruhig unsern Weg zu gehen und sind der festen Ueberzeugung, daß die Wahrheit durch ihr eigenes Gewicht durchdringen muß, daß alle künstlichen Operationen für oder gegen dieselbe auf die Dauer unhaltbar sind, und richten diese Zeilen nur an Sie in Folge Ihres speciellen Wunsches, um etwas Authentisches über unser Unternehmen zu erfahren. Sie gehörten bis noch vor Kurzem zu unseren Gegnern, freilich nur aus dem Grunde, weil Sie uns für Anhänger „des offenen Polarmeeres" hielten.

Es ist nicht thunlich, hier auf den Verlauf oder die wissenschaftlichen Resultate unserer Expedition zurückzukommen; diese sind im Vorberichte der geographischen Mittheilungen von Gotha und Wien publicirt und im „Auslande" wieder abgedruckt worden. Es wird daher genügen, hier in kurzen Zügen anzudeuten, an was wir glauben, und wie wir zur Lösung der Polarfrage künftig beizutragen hoffen.

Wir sind von der Annahme eines offenen Polarmeeres ebenso entfernt, wie von dem Glauben an ein erfolgreiches Schlitten- oder Schlittenbootunternehmen zur Erreichung des Poles, und erkennen unser Ziel in der wissenschaftlichen Erforschung des noch unbekannten Polargebietes überhaupt. Wir hoffen in dieses noch unbekannte Gebiet leichter und erfolgreicher als auf irgend einem andern Punkte zwischen Novaja Semlja und Spitzbergen einzudringen, und zwar nicht in der sanguinischen Erwartung eines endlos offenen Wassers. Wir bauen unsere Hoffnungen ferner nicht darauf, weil wir im letzten Jahre ein weites, bisher eiserfüllt gedachtes Meer thatsächlich offen gefunden haben, sondern wegen der über alle Erwartungen leichten Qualität des von uns im äußersten Norden angetroffenen Eises. Bevor unsere Beobachtungen reiflich geprüft sind, unterlassen wir es, auf die vermuthlichen Ursachen dieses jedenfalls schiffbarsten Theiles des nördlichen Eismeeres einzugehen, und begnügen uns nur mit dem Hervorheben des Factums. Es ist bekannt, daß der unerschrockene Capitän Mack im letzten Sommer bis 81° östl. L. vorgedrungen ist, und daß dessen Beobachtungen mit den unserigen völlig übereinstimmen. (Von 40° bis 61° östl. L. und bis fast 79° nördl. B. reichend. In ganz Norwegen wird der letzte Sommer als für die Eisschifffahrt ungewöhnlich ungünstig angesehen.)

Wir basiren darauf den Plan einer großen Polarunternehmung, zu welcher wir die Mittel vorzugsweise in Oesterreich zu erlangen hoffen. Dieser Plan läßt sich kurz zusammenfassen und lautet:

a. Zweck: Die arktische Forschung überhaupt und zwar

durch eine Expedition, welche im Norden Asiens vordringen, eventuell auf Cap Tscheljuskin, den neusibirischen Inseln, oder aber auf den neu zu entdeckenden Ländern überwintern soll.

b. Die Erfahrungen haben gezeigt, daß eine Expedition, die nicht mehrere Jahre ausbleibt, successive vordringt und ihre Errungenschaften vergrößert, nur wenig leisten kann. Daher soll diese Expedition zwei bis drei Jahre fern bleiben, also zweimal überwintern. Ihre Rückkehr durch die Behringsstraße ist wenig wahrscheinlich, bildet indessen gleich der Erreichung des Poles immerhin auch das ideale Ziel der Expedition. Alle weiteren Details sind den Umständen vorbehalten. Das in Bremerhafen bei Tecklenborg und Beurmann zu erbauende Expeditionsschiff, ein dreimastiger Schooner von 220 Tons, welches Anfang Mai fertig sein soll, wird über Dampf verfügen und zum Zwecke der Schlittenreisen eine starke Bemannung erhalten.

c. Wir rechnen bei dieser Expedition auf Hindernisse und Kämpfe ernster Art durch das Eis, und zwar besonders zunächst Cap Tscheljuskin, — aber wir halten dieselben unter den angegebenen Verhältnissen hier leichter als irgendwo anders überwindbar; wir bleiben endlich jeder sanguinischen Anschauung fern, um so mehr, da wir wohl wissen, daß man um so besser thut, je geringer man die eigenen Erwartungen oder die Hoffnungen Anderer spannt. J. Payer."

Am Yukonstrom in Alaska.

R. Im „American Naturalist" schildert H. Dall den Winter und Frühling im Yukon- (Alaska-) Territorium, wie er dem Naturbeobachter erscheint, in lebendiger Weise. Er bricht eine Lanze für die Wintersaison am Yukon und weist mit Entrüstung die Erzählungen, daß Eisbären bis zur St. Pauls-Insel herabgekommen seien, zurück; niemals seien dieselben südlich der Behringsstraße bis jetzt sicher nachgewiesen worden, und es sei auch in anderen Beziehungen ein großer Unterschied zwischen dem Klima des Yukonterritoriums und dem Grönlands und Labradors, wie oft auch Unkenntniß dies verneine. Speciell sei der Sommer dem des Redriverdistricts in der Nähe der Hudsonbay gleichzustellen. (?) Schon in der zweiten Märzhälfte kommt der Frühling mit raschen Schritten heran, die Zunahme der Tage läßt sich fast von einem Tag auf den andern verfolgen, und die lange Monate hindurch ständige Schneedecke von 6 bis 8 Fuß Tiefe sinkt zusehends und erhärtet. Anfang Aprils beginnt auch das Flußeis zu schwinden, indem es sich vorerst mit einer weiten Wasserfläche bedeckt; am 10. April wurden zahlreiche Fliegen und Käfer beobachtet und Feldmäuse (Arvicola) kamen aus ihren Höhlen, um sich zu sonnen. Größere Vögel, wie Ptarmigan (Schneehuhn), Eulen u. dergl., beginnen Eier zu legen. Am 12. Mai kam das Eis die kleineren Flüsse herab und das des Yukon wird täglich geringer. Von Fischen beginnt eine Art Thymallus in Massen zu steigen; er ist ein Vorläufer des Lachses. Am 20. Mai bricht das Eis im Yukon; Schmetterlinge, deren Hauptzeit der Juni ist, erscheinen vereinzelt und Käfer treten häufiger auf. Vogelstimmen ertönen aus den Büschen der zartblätterigen Balsampappel, sie gehören vorzüglich Arten derselben Gattung (Turdus) an, die auch unsere Amseln und Drosseln umschließt. — Im Gegensatz zu dieser Zeit voll Leben ist ein Wintertag am Yukon vergleichsweise öde zu nennen, bietet aber immerhin Reize, die ein Mitteleuropäer sich nicht träumen läßt. Nehmen wir einen Decembertag. Mit Sonnenaufgang, d. h. um 10 Uhr, wird das dichte Kleid aus Seehundsfell sammt den Schneeschuhen angelegt, Büchse, Jagdtasche, Theekessel &c. umgehängt und der Prärie zugeschritten, die auch in dieser Jahreszeit manches Jagdbare bietet. In den niedrigen Weidenbüschen am Dorfrand hören wir's schon von weitem zwitschern und rauschen, der glänzend gefiederte Hakengimpel labt sich dort an den zarten Sprossen, aber wir belästigen ihn nicht, denn er ist immer leicht zu haben, da er zu dieser Zeit einer der gemeinsten Vögel dieser Gegenden ist. Im Schneefelde der Steppe, aus dem nur kümmerliche Nadelhölzer hervorragen — die größeren, sammt Birke, Weide und Pappel, ziehen die Flußufer vor — verbirgt sich das Ptarmigan (Schneehuhn), das im Winter so hell gefiedert ist, daß man seiner meist erst beim Auffliegen gewahr wird. Nähern wir uns dem Fluß, so wird die Fauna mannichfaltiger: das Hudsoneichhörnchen und verschiedene Meisen beleben die kahlen Bäume und im Schnee zeigen sich mannichfaltige Wildspuren, von denen besonders die des Vielfraßes (Gulo) leicht zu erkennen ist. An zahlreichen Stellen des Flusses zeigen sich Eislöcher, durch warme Quellen oder Strudel verursacht und dem Fischer reiche Beute liefernd. Wie diese die Eisfläche des Flusses, so durchbrechen auch Quellen am Lande die Schneedecke und beherbergen selbst jetzt eine Menge kleinerer Crustaceen; daß daneben auch das Pflanzenleben nicht erstorben ist, beweisen Moos und andere Pflanzen, welche man mitten im Winter unter der schützenden Decke grünend findet. Wenn um 3 Uhr die Abenddämmerung einbricht und wir zum Dorfe heimkehren, thun wir es mit dem Bewußtsein, daß es auch hier sich leben läßt.

Die auswärtige Handelsbewegung in den Vereinigten Staaten.

Das statistische Büreau in Washington hat darüber die folgenden Angaben veröffentlicht; wir geben die runden Summen. Es stellten sich die

Einfuhren	1871 auf	541,493,774	Dollars Gold,
„	1870 „	462,377,581	„ „
Ausfuhren	1871 „	562,518,651	Gold u. Courant gemischt,
„	1870 „	499,092,143	„ „ „ „

Das Finanzjahr läuft bekanntlich vom 30. Juni an durch die nächsten zwölf Monate.

Von den Einfuhren stellen sich für das Finanzjahr 1870 und 1871 Gold und Silber auf 21½ Millionen Dollars; Kaffee 31 Millionen; Baumwollenwaaren 30½; Flachsmanufacturen 18½; Häute 15; Eisen 45; Leder 10; Seidenwaaren 32; Zucker und Melasse 75; Thee 17¼; Zinn 12½; Tabak 9½; Wein und Spirituosen 8½; Wolle und Wollenwaaren 54; Holz 9½ Millionen Dollars. Dazu kommen Opium 315,121 Pfund im Werthe von etwa 2 Millionen Dollars. Man merkt, daß Chinesen im Lande sind.

Ausfuhren: Brotstoffe 79½ Millionen Dollars; Baumwolle 222,000,000; Gold und Silber 84,000,000; Eisen und Stahl 5½; Musketen, Revolver &c. 13½; Petroleum 36,000,000; aus den Zeughäusern allerlei Kriegsvorräthe 4½; Provisionen 40; Nähmaschinen 2, Talg 3, Holz 13, Tabak 22 Millionen Dollars.

Demnach stellten sich die Handelsbewegungen für das Finanzjahr 1870 und 1871 auf die kolossale Summe von 1,103,962,425 Dollars.

Australien und die Südsee.

In der Colonie Queensland ist man eifrig mit Ausdehnung der Telegraphen beschäftigt. Im October 1871 untersuchte der Telegrapheninspector die vorhandenen Linien auf der Strecke von Cardwell bis zur Mündung des Norman. Die Drahtlänge zwischen Brisbane und Cardwell beträgt 1032 Miles; dazu kommen 393 Miles für die Strecke von Cardwell nach Normanton, zusammen 1425 Miles von Brisbane bis zum Golfe von Carpenteria. Diese Linie ist um etwa 600 Miles kürzer als jene, welche die Südaustralier von Adelaide nach Port Darwin demnächst vollendet haben.

Endlich scheint man Ernst zu machen, um dem Menschenraube in der Südsee zu steuern. Die sogenannte polynesische Arbeitsacte hat bekanntlich den Anstoß zu einem Handel gegeben, der bei geringem Risico großen Profit abwarf. Sie ist nun derart abgeändert worden, daß das Kidnappen aufhören und überhaupt der Transport polynesischer Kulis keinen Nutzen mehr bringen kann, wenigstens soweit Queensland in Frage kommt. Dagegen ist es mehr als zweifelhaft, ob in Bezug auf die Fidschiinseln dem Unfuge gesteuert werden kann.

Neuseeland macht Fortschritte. Zu Wellington sind ganz vortreffliche Proben von Flachs (Phormium tenax) ausgestellt worden, deren Zubereitung nichts zu wünschen übrig läßt. Alle früheren Schwierigkeiten, die Faser durch Absonderung des grünen Pflanzenfleisches und der holzigen Theile ganz rein herzustellen, sind beseitigt. Es stellt sich heraus, daß dieselbe, auf diese Weise präparirt, dem Manilahanfe weit vorzuziehen ist. — Der Stahlsand, welcher bei Taranaki gewonnen wird, bildet schon jetzt einen wichtigen Handelsartikel. Man gewinnt aus demselben durch ein höchst einfaches Verfahren den vorzüglichsten Stahl. Man gräbt ihn am Meeresufer und mischt ihn mit einem gleichen Quantum Thon und gewöhnlichem Seesand, welcher viel Theile zerriebener Muscheln enthält. Aus dieser Masse verfertigt man Backsteine, die in einem Ofen gehärtet und nachher in unregelmäßige Stücke zerschlagen werden. Diese bringt man zum Schmelzen in einen Kuppelofen und gewinnt auf diese einfache Art den ausgezeichnetsten Stahl. Der Vorrath an diesem Taranakisand ist unerschöpflich.

Lage und Umgegend der Stadt Memel.

G. Die Umgegend der Stadt Memel wird in den meisten geographischen Werken als eine Sandwüste bezeichnet. Diesen Irrthum zu beseitigen, möge nachstehende kurze Beschreibung dienen.

Memel liegt, wie ein Blick auf die Karte lehrt, am Nordende des kurischen Haffes, da, wo der aus Szamaiten kommende Fluß Dange (spr. Dannje) sich in dasselbe ergießt. Das Haff, das sich am Südende 7 Meilen ausdehnt, bildet an der Mündung des genannten Flusses eine etwa 1500 Schritt breite Rinne — ein Tief —, welche gegen 2000 Schritt nördlich der Stadt in die Ostsee führt. Der Stadt gegenüber liegt die kurische Nehrung, welche, in eine Steinmulde auslaufend, die genannte Rinne, die zugleich den Hafen bildet, vom Meere abtrennt. In der Nähe der Nordspitze der Nehrung liegt ein Fort, das vor acht Jahren erbauet wurde. In der Nähe desselben zeigt die Nehrung festen Boden und Graswuchs, auch kleine Anpflanzungen. Man hat nämlich den beim Baggern geschöpften Schlamm aus dem Haffe hinaufgebracht und so den Flugsand fest gemacht. Man will auf diese Weise der Versandung steuern; da dies aber große Kosten verursacht, kommt man nur sehr langsam vorwärts und mittlerweile ist der nach Süden gelegene Wald schon zum größten Theil vollständig begraben worden. Andere Erfolge hat die Stadt Memel erzielt.

Früher mündete die Dange unmittelbar in die See, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die See eine Sandbank quer vor die Mündung legte, die Spitze der Nehrung dadurch verlängerte und die jetzige Rinne bildete. Nun begann der Stadt die Gefahr zu erwachsen, daß ihr Hafen ganz versanden könne. Um derselben vorzubeugen, legte man die Molen an, welche jetzt die beiden Ränder der Rinne bis zum Ausflusse in die See begrenzen. Damals war die Gegend nördlich der Stadt in der That eine Sandwüste. In früheren Jahrhunderten hatte ein dichter schöner Wald den ganzen Strand bis Nimmersatt und darüber hinaus bedeckt. Aber man hatte, wie auf der Nehrung, diesen Wald ausgeholzt und dadurch der See freies Spiel gegeben, ihren Flugsand gegen eine Meile weit ins Land zu treiben und den früheren fruchtbaren Boden in eine Wüste zu verwandeln. Damals standen nördlich der Dange, da, wo heute ein beträchtlicher Theil der Stadt, die Neustadt und Bommelsvitte, liegt, nur elende Fischerhütten, und alte Leute wissen noch zu erzählen, daß da, wo jetzt der herrliche Kirchhof und die schöne Lindenallee mit ihren stattlichen Gebäuden liegen, ein großes sumpfiges Gelände sich hinzog, das die Dange in jedem Frühjahr überschwemmte.

Vor etwa 40 Jahren fing man endlich an, der überhand nehmenden Versandung zu steuern. Es bildete sich eine Gesellschaft, die dieses schöne Werk in die Hand nahm, und der Magistrat steuerte bereitwillig dazu bei. Durch lange Fangzäune aus Strauchwerk, die man in dreifacher Reihe dem Seeufer entlang zog, wurde der Flugsand abgefangen und das dahinter liegende Land mit Bäumen bepflanzt. Da der Flugsand mehrere Reihen ziemlich hoher Dünen bis tief ins Land hinein aufgeweht hatte, war dies keine leichte Arbeit. Aber alle Gebildeten nahmen daran Theil und pflanzten jedes Jahr eine bestimmte Anzahl von Stämmchen, ein Unternehmen, das noch heutzutage in jedem Jahre ausgeführt wird. So gewann man nach einigen Jahren großer Mühe und Ausdauer einen schmalen Strich jungen Aufschlags, der gegen zwei Meilen die Küste entlang geführt wurde. Namentlich hat sich ein Bürger — Riechert ist sein Name — dabei so ausgezeichnet, daß ihm der Magistrat und die Stadtverordneten mitten in seiner Schöpfung einen schönen Denkstein gesetzt haben. Andere wanderten in jedem Herbste durch die Plantage und pflanzten die Kreuz und Quer Nüsse, Quitschen, Eicheln und andere Sämereien, die jetzt als junge Stämme den neuen Wald zieren. Jetzt ist der Strich über eine Viertelmeile breit, ist ein Schatten gebender schöner Wald und erfreut Jeden, der die ultima Thule Deutschlands besucht. Noch verschreibt man jährlich Sämereien und Stämmchen aus dem Harz und aus anderen Gegenden. So finden wir dort in dem Dickicht neben Birken, Fichten, Wacholder, Ebereschen, Eichen auch mächtige Büsche von Knieholz, Lärchen und einzelne Exemplare der Zirbelkiefer. Wenn man den Weg durch den Wald verfolgt, gelangt man an einen reizenden Badeort, Försterhäuschen genannt. Hier haben die reichen Memeler am Abhange des mit dem neuen Walde gekrönten Ufers seit sechs Jahren reizende Villen gebaut, um den Sommer in angenehmer und erfrischender Kühle zu verleben. Der Strich Land, welcher zwischen dem neu geschaffenen Waldstrich und dem Flußthal der Dange liegt, ist auch schon cultivirt worden und trägt Getreide, oder wird zu Viehweiden benutzt. Jetzt gehört Memel mit seiner Umgegend zu den Städten, die sich durch schöne Lage auszeichnen.

— Die weiter oben S. 76 erwähnte Expedition zur Aufsuchung Livingstone's ist nun von der geographischen Gesellschaft in London organisirt worden. An der Spitze derselben steht Lieutenant Llewellyn Dawson von der königlichen Marine, derselbe, welcher bereits im Jahre 1869 den obern Yang-tse-kiang, dessen Stromschnellen und Schluchten, unter Capitän Koppel erforschte. Beigegeben ist ihm ein Sohn des verschollenen Reisenden, Oswell Livingstone, der vor 20 Jahren in den Wüsteneien am Ngamisee geboren wurde, wie in Livingstone's erstem Reisewerke zu lesen. Noch ein Offizier, ein Künstler und ein Dolmetscher werden ihnen beigegeben; außerdem 50 Bewaffnete und die nöthigen Träger, welche bereits Consul Kirk in Sansibar anwirbt. Die Expeditionsmitglieder verlassen London am 2. Februar im Dampfer „Abydos" und begeben sich durch den Suezcanal nach Sansibar. Sie sollen sich nur über Livingstone's Schicksal Gewißheit verschaffen, der zuletzt in Manakoso, an den Ufern des großen Sees Manjema, westlich vom Tanganyika, war. Sie sollen ihn zurückbringen, oder, wenn er todt ist, seinen Nachlaß zu retten suchen. Die Kosten der Expedition sind auf 5000 Pfd. Sterling veranschlagt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Unter den Laosvölkern am Mekong in Hinterindien.

IV.

Bergpagoden, Wat Phu, bei Bassac. — Die alte Kunst der Khmer. — Tiger. — Gewitterstürme. — Eine laotische Liebesbewerbung. — Waldbrände. — Fischfang. — Elephanten. — Ein Eheproceß in Kemarat. — In Luang Prabang. — Der Naturforscher Mouhot.

Wir sagten im vorigen Artikel, daß Garnier von seiner erfolglosen Reise nach Stung Treng am 23. November 1866 wieder nach Bassac zurückgekommen sei, ohne den sehnlich erwarteten Eilboten aus Saigong getroffen zu haben. Commandeur Lagrée war auf einem Ausfluge, um den Lauf des Se Don näher zu erforschen, und Garnier hatte vollauf Zeit, die kambodschaner Ruinen in der Nähe von Bassac zu erforschen. Sie werden von den Leuten der Umgegend als Wat Phu, d. h. Bergpagode, bezeichnet, und Delaporte hat eine Menge von Zeichnungen aufgenommen,

Buddhaköpfe.

von welchen wir einige, die vorzugsweise charakteristisch sind, mittheilen (s. S. 83, 84 u. 85).

Von dem Spitzberge Phu Bassac löst sich im Südosten ein Bergstock ab, der aus drei Gipfeln besteht. Am Fuße des ersten, der etwa 3000 Fuß hoch ist, dehnt sich ein weites Wasserbecken aus, das von einer Futtermauer eingefaßt ist, genau so wie die Sras oder Bassins, welche man vielfach in den Khmer- (kambodschanischen) Ruinen antrifft. Die Ufer sind mit dichtem Wald umgeben, welcher sich den Berg hinaufzieht. Im Westen liegt eine Terrasse, von welcher ein langer gepflasterter Gang ausgeht; zu beiden Seiten desselben stehen Steinsäulen mit einem pyramidenförmigen Capitäl. Diese Chaussee folgt den Unebenheiten des Bodens und zieht sich, bald in sanftem Aufstieg, bald mit Treppenstufen, am Berge hinauf und endigt in einer langen, sehr steilen Treppe, die mehr als 150 Stufen hat; an beiden Seiten derselben sind Standbilder. Eine dieser Statuen, welche umgestürzt am Boden liegt, soll den König darstellen, welcher diesen Wat Phu hat erbauen lassen. Oben auf der Treppe befindet sich ein Sanctuarium, eine Capelle, in Kreuzesform, denen ähnlich, welche auch in Angkor vorkommen. Die Sculpturen an den Einfassungen der Thüren sind prächtig erhalten, und mehrere derselben gehören zu dem Besten, was von der alten Kunst der Khmer erhalten ist. Hinter der Capelle ist eine lange Terrasse in dem Gestein selbst angebracht; ganz in der Nähe steigt der Berg fast senkrecht empor, und aus dem Fels quillt an einigen Stellen Wasser hervor. Am äußern Rande der Terrasse läuft ein Geländer hin; oberhalb derselben, in der senkrechten Wand, sieht man merkwürdige in den Stein gehauene Sculpturen; von einer derselben geben wir eine genaue Abbildung (s. S. 86). Zur Rechten und Linken der untern Chaussee bemerkt man zwei große viereckige Monumente, die wohl einst Wohnungen gewesen, aber nie vollkommen ausgebaut worden sind. Sie wurden begonnen, als die Kunst der Khmer in der höchsten Blüthe stand; späterhin haben dann mehrfach weniger geschickte Baumeister daran gearbeitet.

Der Wat Phu hat eine herrliche Lage und von der obern Terrasse hat man einen prächtigen Blick auf die Ebene und den Strom. Der Plan zu diesem Monumente war großartig gedacht, doch die Ausführung ist hinter demselben zurückgeblieben, das hohe Ideal nicht verwirklicht worden. Aber trotz alledem zeigt sich darin Leben, Kraft und eine Ueppigkeit, welche gewissermaßen jener der tropischen Vegetation entspricht. Aber gerade diese ist es auch, welche auch die kolossalsten Denkmäler zerstört, sobald sie einmal vernachlässigt werden und in Verfall gerathen. Die zeitweilig von Menschen bezwungene Natur tritt wieder in ihre Rechte ein und vernichtet in ein paar Jahrhunderten das, was jene mit großem Aufwande von Geist und Arbeit geschaffen. —

Tochter eines Laosmandarinen in Bassac.

Während die Expedition den Lauf des Mekong erforschte, mußten die verschiedenen Mitglieder derselben sich zuweilen trennen, um Ausflüge zu machen und insbesondere mit den Nebenflüssen bekannt zu werden. Wir können ihnen nicht überall hin folgen und müssen uns begnügen, Einzelnes hervorzuheben, was für Land und Leute kennzeichnend ist.

Delaporte, welcher die Reise als Zeichner und Architekt mitmachte und welchem wir die Illustrationen verdanken, schildert die **Bauwerke** sehr eingehend. In alten Zeiten bauete man in jenen Gegenden mit mächtigen Steinblöcken; man sieht dergleichen in den bewundernswürdigen Ruinen von Angkor und Bassac; späterhin mit sehr großen und schönen gebrannten Ziegelsteinen. Das gegenwärtige Geschlecht weiß gar nicht mehr, wie dieselben verfertigt werden; die, welche sie zu machen verstehen, sind viel kleiner, nicht so dicht und widerstehen den Einflüssen der Witterung nicht lange. Die Laos bauen übrigens noch mit Geschmack, und ihre Pagoden gewähren einen recht anmuthigen Anblick.

Während der **Stromfahrten** mußte an jedem Abend Halt gemacht werden, entweder am Ufer selbst oder unter irgend einem großen Baume im Walde. Das Abendessen wurde auf großen Blättern der wilden Banane servirt; krumme und gewundene Lianen dienten als Sitze, und wenn es regnete, gewährte das dichte Laubgewölbe eines Banianenbaumes oder das Blattwerk von Kletterpflanzen einigen Schutz.

Wir haben schon mehr als einmal darauf hingewiesen,

daß in den Wäldern am Mekong die Tiger sehr häufig und gefährlich sind. Garnier erzählt folgendes Erlebniß.

Beim Einbrechen der Dunkelheit kamen wir an ein Laosdorf; wir hörten Axtschläge, die Leute arbeiteten also noch im Walde. Wir gingen rasch fürbaß, um uns ein Nachtlager zu sichern. Plötzlich vernahm ich ein durchdringendes Geschrei; ich blickte zur Seite und nur wenige Schritte von mir sprang ein Tiger aus dem Gebüsch; er hielt ein Kind in seinen Zähnen! Im Nu feuerte ich meinen Revolver auf ihn ab und rief meinen Begleitern zu: Werft das Gepäck hin; wir wollen ihn verfolgen! Und sofort setzten wir ihm nach. Der Tiger war fort, aber das Kind hatte er fallen lassen. Dieser fünfjährige Knabe schrie noch jämmerlich, und wir nahmen daraus ab, daß für ihn keine Gefahr mehr vorhanden sei; als wir ihn näher besahen, fanden wir auch nicht die geringste Wunde; er war völlig unversehrt geblieben. Sein Vater war im Walde mit Holzhauen beschäftigt gewesen, der Knabe hatte in der Nähe gespielt und der Tiger war über ihn hergefallen. Auf den Knall des Revolvers waren die Dorfleute herbeigeeilt; sie hielten den weißen Mann für einen rettenden Gott, welcher Gewalt über den Donner habe. Sofort schleppten sie Schweine, Hühner und Früchte für den Fremden an Ort und Stelle, gaben ihm das beste Obdach und wollten den Inhaber des Donners sogar zum Herrn und Gebieter ihres Waldes machen. —

Im Augustmonat ist der Himmel zumeist bewölkt und Gewitterstürme sind sehr häufig. Eines Abends legte

HILDIBRAND

Heiligthum in Wat Phu.

sich die Barke an der Einmündung eines kleinen Flusses fest und die Reisenden streckten sich auf ihren Matten aus. Die Wolken waren schwarz, die Luft still, die Hitze drückend, Alles deutete auf das Herannahen eines Sturmes, der dann auch bald heranbrauste. Man vernahm schon aus weiter Ferne ein dumpfes Geräusch; dann goß der Regen in gewaltigen Strömen herab und setzte die Barke fast unter Wasser. Der Strom wogte schäumend auf und nieder, eine mächtige Kammwelle raste heran, schlug wie eine Sturzsee über die Fahrzeuge, riß mehrere derselben los und schleuderte sie gegen einander, einige auch gegen Baumstämme. Glücklicherweise ging kein Menschenleben verloren.

Im September wird das Klima angenehm; in Bassac fällt Nachts der Thermometer auf 10 bis 12 Grad, was den Eingeborenen schon kalt vorkommt, denn sie kauern sich dann um ein Feuer; Mittags, bei wolkenlosem Himmel, steigt die Hitze bis auf 30 Grad. Die Europäer standen mit den Mandarinen auf dem freundschaftlichsten Fuße, und einer der angesehensten hätte gar zu gern seine Tochter einem derselben zum Weibe gegeben. Das hübsche Fräulein machte fast täglich einen Besuch und hoffte offenbar auf eine Heirath. Mit einer solchen hat es in Laos nicht allzu viel auf sich; der Dolmetscher Alexis, ein Kambodschaner, hatte unterwegs schon einige Mal eine Frau genommen. Nun war die Mandarinenfamilie sehr wohlhabend, der Mandarin besaß in der Umgegend ausgedehnte Ländereien, welche er durch seine Sklaven bearbeiten ließ. Delaporte besuchte ihn häufig und gewann dabei einen Einblick in das häusliche Leben der höhern Classe, malte Porträts und auch die junge Dame saß ihm. Sie hatte sich sauber gewaschen und hübsch ge-

kämmt, etwas mehr Seide als gewöhnlich angelegt und setzte sich in landesüblicher Weise auf den Boden (S. 82). Zur Belohnung für ihre Artigkeit erhielt sie allerlei kleine Geschenke, z. B. ein halbes Dutzend Nähnadeln, ein rothseidenes Halstuch, einige falsche Perlen und, zu ihrem größten Entzücken, einen prächtigen Saphir aus Ceylon, der unter Brüdern vier Silbergroschen werth war.

Die jungen Männer sahen aufmerksam zu, auch wenn Delaporte Landschaftsbilder zeichnete, und waren hoch entzückt, wenn er Geige spielte. Er wurde mit Einladungen überhäuft, bald zu einem Ringkampfe, dann zu einer Hochzeit, zu einem Begräbniß, zur Jagd und zum Fischfang. Einst trat Abends ein ihm befreundeter Laos ein und bat ihn mitzugehen, weil er ihm etwas ganz Besonderes zeigen wolle; was das sei, wollte er nicht sagen. Es war dunkel geworden; beide gingen schweigend in die Vorstadt, wo der Laos eine Gartenthür öffnete. Am Ende einer langen Bambusallee lag eine Hütte unter hohen Bäumen. Durch ein aus Lianen geflochtenes Gitter schimmerte mattes Licht. Auf ein leises Klopfen wurde die Thür geöffnet. Im Hintergrunde war ein kleines Nebengemach mit allen möglichen Siebensachen angefüllt, mit zusammengerollten oder offen daliegenden Matten, großen und kleinen Gefäßen, Kleidungsstücken, einer Pantherhaut, Kästchen, Schüsseln, Blumen 2c.

Von vornherein spielte eine merkwürdige Scene zwischen dem Laos und der Hausbesitzerin, einem in der That ganz hübschen Mädchen von etwa achtzehn Jahren; sie hatte fast weiße Hautfarbe, glänzende Augen, schlanken Wuchs, anmuthige Haltung. Der Laos sank vor ihr auf die Knie, reichte ihr einen Blumenstrauß und sang dabei eine Liebeserklärung. Er begleitete den Gesang und seine Declamation mit ganz eigenthümlichen Bewegungen, nahm überraschende Stellungen an, drehete die Arme in seltsamer Weise, reckte den Hals so hoch als nur möglich und nahm so viele Verrenkungen vor, daß der Europäer sich nur mit Mühe das Lachen verbeißen konnte. Die Schöne betrachtete das Alles mit großem Wohlgefallen. Delaporte war durch diese Scene um so mehr überrascht, da er auf alten Gemälden in den Laostempeln ähnliche Pantomimen dargestellt gefunden hatte, bei welchen Götter, Helden und Genien ganz dieselben Bewegungen machen. Einmal klatschte die junge Laos in ihre Hände. Sofort steckte eine alte Frau den Kopf hinter einer Vorhangmatte heraus, reichte eine Schüssel mit Früchten, Thee und Cigarretten dar und verschwand. Bald nachher entfernten sich auch der Liebhaber und der Europäer.

Tempelsculpturen.

Am andern Tage war große Bewegung in der Stadt. Ein im höchsten Grade unverschämter Tiger hatte aus der königlichen Pagode nicht bloß Hunde, sondern auch Schweine geraubt, und war an drei Abenden nach einander erschienen. Als die Europäer davon in Kunde gesetzt wurden, legten sie sich auf den Anstand auf einen Baum, unter welchem die Bestie ihren Wechsel hatte. Aber vier volle Nächte vergingen und der Tiger ließ nichts mehr von sich hören oder sehen. Der König von Bassac war aber ganz erpicht darauf, ihm eine Kugel in den Pelz zu jagen, denn der Commandant Lagrée hatte ihm eine mit Gold und Silber ausgelegte Büchse geschenkt. Auch zog er mit großem Gefolge in den Gestrüppwald, schoß aber nur einige Eber und Papageien. Im Allgemeinen bedient man sich nicht des Schießgewehrs, sondern stellt Fallen oder Netze. Große Jagden sind nicht häufig, und man bedient sich dabei der Elephanten, an deren Anblick das Wild gewöhnt ist und vor denen es sich nicht fürchtet.

Einige Mal hatten die Reisenden das Schauspiel eines Waldbrandes. Delaporte wurde durch ein eigenthümliches Geräusch um Mitternacht aus dem Schlafe aufgeschreckt. Als er die Augen aufschlug, flammte weit und breit eine gewaltige Lohe auf. Die Bootsleute hatten ein Feuer angemacht, um die wilden Thiere fern zu halten, und durch das trockene Bambusgebüsch drang die Flamme in den eigentlichen Wald hinein. Es war gerade die trockene Jahreszeit, also fingen Gras und Gesträuch leicht Feuer, das an den Bäumen emporzüngelte. Abgedorrte Lianen geriethen in Brand und vermittelst derselben schlug das Feuer bis in die höchsten Gipfel der Bäume, namentlich der Palmen.

Den Fischfang betreiben die Barkenleute in ganz eigenthümlicher Art. Im Se Mun, einem Zuflusse des Mekong, ist das Wasser nicht trübe, sondern außerordentlich klar, und die Fische sind von ganz vortrefflichem Geschmack. Die Laos entkleiden sich völlig, gehen in den Fluß und stellen

oder setzen sich ruhig zwischen den Felsen hin. Dann und wann tauchen sie; dann erscheint plötzlich ein Arm über dem Wasser und ein Fisch wird ans Ufer geschleudert. Die Leute warten nämlich, bis ein solcher dicht an ihnen vorüberschwimmt, und erhaschen ihn dann mit einer merkwürdigen Sicherheit. Sie müssen übrigens wohl aufpassen, daß sie diesen Fang, bei welchem sie weder Netze noch Angeln anwenden, nicht an solchen Stellen betreiben, wo die Kaymans auf der Lauer liegen.

Delaporte erzählt ein Zusammentreffen mit Elephanten in einem Uferwalde. Als er auf der Jagd in demselben umherstreifte, bemerkte er zahlreiche Spuren von ganz frischer Losung, und schloß daraus mit Recht, daß eine Heerde wilder Elephanten ganz in der Nähe sein müsse. Sofort schlug er sich in ein Bambusdickicht, um von dort aus zu beobachten. Bald nachher sah er, wie in einer Entfernung von einigen hundert Schritten ein Trupp gewaltiger Thiere durch das Dickicht brach, Alles vor sich her niederstampfend, Zweige abbrechend und Gras ausraufend. Sie zogen dann nach einer Lichtung, wo der Führer der Heerde anfing gewaltig zu trompeten. Das war ein Zeichen für die anderen, welche nun unruhig um sich blickten. Plötzlich knallten Flintenschüsse, welche der Arzt der Expedition, Doctor Joubert, abgefeuert hatte, und sofort setzte sich der ganze Trupp in Bewegung, der Boden erdröhnte unter dem Gestampf ihrer Füße, und bald waren sie alle im tiefsten Dickicht verschwunden.

In Kemarat, das unter 16° nördl. Br. liegt, erhielten die Europäer einen Einblick in die Eigenthümlichkeiten der Rechtspflege, welche in ganz Indochina öffentlich ist. Ein Mann, der sich vor ganz kurzer Zeit verheirathet hatte, mußte eine Reise unternehmen, die höchstens ein paar Wochen dauern sollte. Die junge Frau hatte ihn mit Thränen in den Augen bis an die Barke begleitet und ihn um mögliche Beschleunigung der Rückkehr gebeten. Aber Wochen vergingen, einige Monate verflossen, und der Mann kam nicht wieder; man muthmaßte, daß er nicht mehr am Leben sei. In Laos will man wissen, daß Frauen sich leicht über den Verlust eines Mannes trösten, wenn sie Ersatz für denselben finden. Hier war das allerdings der Fall; die Untröstliche, welche sich für eine Wittwe hielt, ließ sich trösten; sie heirathete einen andern.

Tempelsculpturen in Bassac.

Nach längerer Zeit aber tauchte der erste Gemahl wieder auf. Er hatte unterwegs lange Zeit krank darnieder gelegen; nun erfuhr er zu seiner Betrübniß, was sich ereignet hatte. Sofort ging er zu den Eltern der Frau; diese hielten Familienrath und holten sie vom zweiten Manne weg, um sie dem ersten auszuhändigen. Der zweite hatte ihr aber besser gefallen, es kam zu allerlei unliebsamen Auftritten und der erste ließ ihr eine derbe Züchtigung mit dem Bambus angedeihen. Sie sprang aus dem Fenster, lief zu ihrem zweiten und erklärte, daß sie auf jede Gefahr hin bei diesem bleiben wolle. Sie beharrte bei diesem Entschlusse, und so mußte denn die Hülfe des Gerichtes in Anspruch genommen werden. Die Europäer wohnten der Sitzung bei. Das junge Weib hatte sich nach Landesbrauch niedergekauert und schlug die Augen nieder; die Angehörigen der drei Familien standen umher und waren so aufgeregt, daß der Präsident sie mehrmals zur Ordnung rufen mußte; außerdem hatte sich ein großes Publicum eingefunden. Der erste Mann spielte allerdings eine traurige Figur; man sah ihm an, daß er kaum von einer schweren Krankheit genesen war. Er wollte seine Frau wiederhaben. Ohne Zweifel, sagte er, ist ein böser Geist in sie gefahren und hat sie bethört. Sie war sonst gar nicht übel und wir kamen vortrefflich mit einander aus. Wenn sie wieder bei mir ist, will ich sie schon wieder zur Vernunft bringen.

Damit war die Frau keineswegs einverstanden; sie sei verlassen, vergessen, geprügelt worden, und ohnehin habe sie den zweiten Mann lieber als den ersten; sie wolle eher sterben als zu diesem gehen. Der zweite war wohlhabend und hatte der Familie Geschenke versprochen, falls man die Frau ihm lasse. Was war unter diesen Umständen zu thun? Das Gericht entschied wie folgt. Die Frau wird auf dem Marktplatze öffentlich ausgestellt, um von allem Volke verhöhnt zu werden; sodann soll sie, gleichfalls öffentlich, wacker mit Ruthen gestrichen werden. Ihr verschmäheter Gemahl erhält von ihrer Familie alle Braut- und Hochzeitsgeschenke zurück, welche er früher gemacht hat, nämlich ein paar Büffel, einen Ochsen und andere weniger belangreiche Gegenstände; außerdem muß der zweite Mann ihm eine nicht unbeträchtliche Entschädigungssumme zahlen. Nach Erlegung derselben verliert jener alles Anrecht auf die Frau. Uebrigens haben alle drei Parteien Gerichts- und Executionskosten zu bezahlen.

Mit diesem weisen Urtheile war Jedermann zufrieden. Die junge Frau weinte zwar sehr, doch das war offenbar nur „auswendig“. Sie ließ sich die Ruthenhiebe mit wahrem Heldenmuthe aufmessen; hatte sie doch nun ihren zweiten, mit dem sie, als die Wunden auf dem Rücken nicht mehr schmerzten, ihre Hochzeit feierte, bei welcher es hoch herging. —

Die Expedition verweilte längere Zeit in Luang Prabang, das man als die Hauptstadt des obern Laos betrachten kann. Bis dahin war 1861 Mouhot gekommen*).

*) Mouhot, aus Mümpelgart gebürtig, trat 1858 eine Reise nach Siam an, durchwanderte einen Theil des Landes, besuchte auch Kambodscha und Laos und hatte den Plan, von Luang Prabang in nordöstlicher Richtung nach China vorzudringen auf einem vorher noch von keinem Europäer betretenen Pfade. In der zweiten Hälfte des Juli 1861 erreichte er die eben genannte Stadt und zog am 9. August weiter nördlich bis Nale, einem kleinen Dorfe, wo er vom Fieber ergriffen wurde. Sein Tagebuch führte er bis zum 5. September, bis zum 25. October verzeichnete der schwer Erkrankte noch meteorologische Beobachtungen; am 10. November starb er. Seine beiden Laosdiener begruben ihn und lieferten nach drei Monaten alle seine Habseligkeiten und Papiere in Bangkok ab. Alles, was über Mouhot's Reise im Druck erschienen ist, haben wir in früheren Bänden des „Globus“ mitgetheilt. VI, 65. 225. 252. VII, 129.

Auf Kiepert's Karte zu Adolf Bastian's Reise ist der Ort etwas südlich von 19° N. eingetragen und dabei bemerkt worden, „nach Mouhot's unsicherer Bestimmung 2 Grad nördlicher". Auf der Kartenskizze, welche Garnier seinem Reiseberichte beigegeben hat („Le Tour du Monde" Nr. 573), liegt Luang Prabang genau unter 20° N. Etwas südlich von der Stadt im Dorfe Ban Koksay, dessen Bevölkerung aus Laosleuten besteht, finden sich stets viele Wilde aus dem Gebirge ein, um Waldproducte zu vertauschen. Sie gehören zumeist dem zahlreichen Stamme der Kh'mus an, die auch nach Luang Prabang auf den Markt kommen; sie treten sehr selbstbewußt auf und sind bei weitem nicht so gefügig, wie die wilden Stämme im südlichen Laos.

Bei Luang Prabang mündet der Nam Kan in den Mekong, dessen Ufer sehr sorgfältig bebaut sind. Das Klima wird dort oben schon gemäßigter; während noch die Betelrebe gedeiht, treten hier zuerst Pfirsiche und Pflaumen neben dem Rosenlorbeer auf. Der Markt ist sehr belebt; die Stadt mag gegenwärtig etwa 16,000 Einwohner zählen. Sie ist im Anfange des vorigen Jahrhunderts gegründet worden und gut gediehen, weil sie dem Schauplatze der verheerenden Kriege zwischen Siam und dem laotischen Königreiche fern lag. Die Regierung war klug genug, sich unter den Schutz des Kaisers von China zu stellen, welchem als Zeichen der Huldigung in jedem achten Jahre zwei Elephanten geschickt werden. Sodann wird alle drei Jahre ein mäßiger Tribut an den Kaiser von Annam gezahlt. Ueberhaupt ist diese Provinz der siamesischen Regierung gegenüber günstiger gestellt, als jede andere. Sie ist schwer zugänglich, steht mit den kriegerischen Wilden an den Grenzen von Laos und Tonking schon des gegenseitigen Handelsverkehrs wegen in gutem Einvernehmen und hat sich in allen Kriegen der Siamesen neutral verhalten können. Gleich Siam hat sie zwei Könige.

Wir verlassen hier die Expedition Lagrée's, um dieselbe später gelegentlich auf einigen Ausflügen zu begleiten, welche Mitglieder derselben im obern Kambodscha und nach Ubon am Flusse Semun unternommen haben.

Figuren in einem Felsen.

Capitän Chester's Fahrten in der Torresstraße.

r. d. Die Torresstraße zwischen dem australischen Festlande und der Insel Neu-Guinea ist noch sehr ungenügend bekannt. Wohl ist die Colonie Queensland bis zur äußersten Nordspitze des Continents ausgedehnt worden; man hat am Cap York die Stadt Somerset angelegt und sucht von hier aus Einfluß auf die benachbarten Landschaften zu gewinnen. Aber die Straße selbst ist keineswegs vollständig aufgenommen und die gegenüberliegende Südküste Neu-Guineas erst wenig bekannt, ebenso sind die Inseln der Torresstraße noch nicht gehörig erforscht. Von gefährlichen Korallenriffen umgeben liegen nördlich von Cap York Prinz-Wales-Insel, Mulgrave-Insel, Banks-Insel und einige andere, die alljährlich von australischen Fahrzeugen besucht werden, welche von den wilden, zur Papuarace gehörigen Eingeborenen Schildpat und Perlmutter einhandeln.

Ueber diese Region veröffentlicht jetzt der in der Hauptstadt Queenslands erscheinende „Brisbane Courier" vom 1. Juli 1871 datirte Berichte des Magistrats von Somerset, aus welchen hervorgeht, daß auf der letzten Fahrt (1871) drei Fahrzeuge nur 50 Tonnen Perlmutter dort gewannen. Dies sei aber ein zu geringer Ertrag, um die Fischerei mit Erfolg fortsetzen zu können; die Fahrzeuge wollten sich künftig nach der australischen Nordwestküste wenden, wo die Tripangfischerei günstigere Resultate ergebe. Capitän Chester, der Führer eines dieser Schiffe, veröffentlicht gleichzeitig einen Bericht in dem genannten Blatte über seinen Besuch verschiedener dieser Inseln, aus dem wir das Wichtigste mittheilen wollen, da Manches darin ganz neu ist.

Die Torresstraße, sagt Chester, liegt fast ganz unbeachtet abseits. Seit den Aufnahmen von Capitän Blackwood und Stanley 1843 bis 1846 hat sie wenig Aufmerksamkeit erregt; dann und wann wurde die Mannschaft eines Wracks dort von den Eingeborenen massacrirt, und die Schifffahrt ist in den Korallenriffen so gefährlich, daß die Versicherungsgesellschaften für Fahrzeuge, welche die Torresstraße passiren, eine Prämie von $12^1/_2$ Procent nehmen. Mit der

Gründung der Niederlassung Port Albany (Somerset) am Cap York, 1864, nahm man etwas mehr Interesse an der abgelegenen Gegend, aber so schlimm stand es dort noch 1869, daß die ganze Mannschaft eines Schiffes nur fünf englische Meilen von Somerset durch die Eingeborenen ermordet werden konnte. Kurz darauf wurden, nur 50 englische Meilen von Somerset entfernt, die reichen Perlenausterbänke des Warrior-Riffs entdeckt, und nun gingen zahlreiche Fahrzeuge nach der Torresstraße, um diese Schätze auszubeuten. Die Schiffe, mit Booten und Tauchern versehen, kamen von Sydney und fischten dort bedeutende Schätze vom Meeresgrunde. Chester schätzt den Gewinn seit 1864 auf etwa 80,000 Pf. St.

Von Somerset aus geschah jedoch wenig; man hatte nicht einmal ordentliche Schiffe, und erst 1869 wurde dort ein Boot stationirt. Mit diesem beabsichtigte Frank L. Jardian, der verdienstvolle Erforscher der Cap-York-Halbinsel, Handel mit dem gegenüber liegenden Neu-Guinea anzuknüpfen, — vor der Hand ließ er aber in dem kleinen Boote Capitän Chester nach den Inseln der Torresstraße segeln, um diese zu erforschen.

Chester besuchte zunächst Jervis-Island. Es liegt außerhalb des Courses, den die Fahrzeuge durch die Torresstraße einschlagen, und ward vor 1870 von keinem Europäer betreten. Seine Lage ist nördlich von der Mulgrave-Insel und etwa 60 englische Meilen von Cap York entfernt. Als dort 1870 die Boote der beiden Perlmutterfischer-Fahrzeuge „Melanie" und „Pakhea" zuerst landeten, handelten sie sehr viel Schildpat ein. Die Eingeborenen waren gerade von einem Fehdezuge nach der Banks-Insel zurückgekehrt, wo sie dreizehn der Ita-liga — so heißen die Eingeborenen — getödtet und einige Weiber fortgeführt hatten. Die frischen Schädel der Getödteten waren an den Hütten aufgehängt. Sie sahen dort auch eine große Quantität verdorbenen Tabacks und tauschten für ein Handtuch eine große getheerte Leinwand ein. Beides rührte von einem Wrack her.

Chester landete in einer kleinen Bucht der Nordostseite, wo funfzehn Canoes der Eingeborenen auf den schlammigen Strand gezogen waren; jene selbst standen ringsumher auf den Felsen. Ein von Cap York mitgebrachter Dolmetscher setzte den Schwarzen die Absichten Chester's auseinander und warnte sie, daß nicht mehr als ein Canoe gleichzeitig dem Boote sich nähere. Das geschah, und nun entspann sich ein lebhafter Tauschhandel. Für ein Beil oder kleines Messer wurden zehn Perlmutterschalen, für ein großes Messer 15 Paar, für eine eiserne Fischspeerspitze 5 Paar, für ein Röllchen Taback 3 Paar erhandelt. Als den Eingeborenen das erste Beil gezeigt wurde, erhoben sie ein heulendes Jubelgeschrei und sandten schnell nach den Perlmuttervorräthen, die in ihren Hütten aufgestapelt lagen. Zuerst verhielt sich Chester sehr vorsichtig, während er handelte stand ein Matrose mit geladenem Karabiner hinter ihm — bald aber war diese Maßregel unnütz, denn die Schwarzen zeigten sich sehr friedfertig und riefen stets Taag — Taag (Frieden! Frieden!) und Marbiack; das ist der einheimische Namen von Jervis-Island.

So handelte Chester 200 Paar Perlmutterschalen ein, und als er absegelte, willigten zwei Eingeborene ein, ihn nach der Mulgrave-Insel zu begleiten. Sie waren drei Tage mit ihm abwesend und wurden bei der Rückkehr von 30 bis 40 Leuten ihres Stammes freudig begrüßt. Fortwährend hörte man nur die Worte „Ipikagi" und „Taagnino-Taag". Sie beriethen darüber, ob man auch die Frauen und Kinder herankommen lassen solle, und als der Capitän einige Glasperlen vertheilte, erschien auch die weibliche Bevölkerung. Das Verhältniß zwischen beiden Theilen blieb stets ein freundliches, da Chester die Schwarzen zu behandeln verstand. Einmal nahm er einige Eingeborene mit sich, die er erst nach drei Wochen wieder zurückbringen konnte. Der Jubel bei deren Rückkehr war groß; fast die ganze Bevölkerung versammelte sich freudig erregt am Strande; die Frauen brachten die Neugeborenen und legten sie in die Arme der Männer, welche sie zärtlich wiegten. Diese erzählten von den Wundern, die sie in Somerset gesehen, besonders aber von den Ochsen, Thieren, von denen sie keine Ahnung hatten. Chester sammelte ein Vocabularium und schrieb die Namen sämmtlicher Männer nieder. Die Zahl derselben betrug nur 114. Die Sprache ist jener von Prinz-Wales-Insel sehr nahe verwandt.

Der niedrige Ausdruck im Gesichte dieser „Gama-liga" (Liga bedeutet Volk), sagt Chester, läßt wohl auf Hinterlist und Grausamkeit schließen; allein in Bezug auf Liebe zu ihren Kindern, Intelligenz und Thatkraft übertreffen sie die übrigen Eingeborenen auf den Inseln der Torresstraße. An den Mordthaten gegen weiße Schiffbrüchige haben sie sich bisher nicht betheiligt.

Chester besuchte dann die Mulgrave-Insel, welche die Eingeborenen Badu nennen. Die Badu-liga (Leute von Badu), die sehr zahlreich sind, standen im üblen Rufe der Grausamkeit und Verrätherei. Einen sehr schlechten Einfluß hatte auf sie ein Weißer, Wini, der unter ihnen lebte, aber vor der Gründung Somersets starb. Hier ward auch 1869 die Mannschaft des gestrandeten Fahrzeuges „Sperwer" grausam massacrirt. Chester umsegelte die ganze Insel und landete an der Nordwestspitze, konnte aber keine Eingeborene entdecken. Einige Masken aus Schildpat und eine steinerne Keule waren Alles, was er fand. In den Busch wagte er nicht einzudringen, da er hier wahrscheinlich mit Pfeilschüssen empfangen worden wäre.

Der enge Canal zwischen Mulgrave- und Banks-Insel ist mit vielem Erfolg nach Perlmutter durchfischt worden, und die kleinen Inseln nördlich und südlich von der erstern waren kaum minder ergiebig. Seit einiger Zeit hat man jedoch keine neuen Perlenausterbänke entdeckt. Die mit großer Schnelligkeit durch diese engen Canäle strömende Fluth veranlaßt die Muscheln, sich nur an gewissen Stellen anzuhäufen, und wenn diese ausgebeutet sind, dauert es einige Zeit, bis wieder frische dort sich ansiedeln. Da auch das so reiche Warrior-Riff jetzt abgeleert ist, wenden sich die Fischer nun nach der nordwestlichen Küste Australiens. Die von Sydney mitgebrachten Taucherapparate haben bei der Perlmutterfischerei sich nicht bewährt.

Die Eingeborenen von Banks-Insel heißen Ita-liga. Erst nach längerer Zeit konnte Chester ihre Furchtsamkeit besänftigen, denn sie befinden sich in beständiger Angst vor Ueberfällen der Bewohner von Badu und Marbiack. Sie legen ihre Ansiedelungen sehr versteckt an, und klagten über die Verheerungen, welche ihre Nachbarn unter ihnen angerichtet hatten. Sie sind wenig zahlreich und besitzen auch nur einige Canoes, auf denen sie sich nicht mehr auf die Riffe hinauswagen, aus Furcht vor Ueberfällen. Auf Banks-Insel wachsen noch einige Cocospalmen, die in dieser Region die Südgrenze ihrer Verbreitung erreichen.

Die Eingeborenen der Prinz-Wales-Insel haben sich gleichfalls oft an der Ermordung von Schiffsmannschaften betheiligt. Durch die Polizei von Somerset, vor der sie in beständiger Furcht schweben, sind sie aber jetzt gebändigt und Chester schlief ruhig unter denselben Leuten, die bei der Massacrirung eine Rolle gespielt hatten. Das Volk ist wenig energisch und macht keinen guten Eindruck.

Was die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen be-

trifft, so theilt Chester nur einen Zug mit. Wie auf dem Festlande glauben auch die Insulaner daran, daß sie von gewissen Leuten bezaubert werden können. In jedem Stamme giebt es alte Leute, denen man diese Fähigkeit zutraut und die solchergestalt ein auf Furcht begründetes Uebergewicht erlangen. Um die Bezauberung zu bewerkstelligen, schärfen die Eingeborenen die Hand- und Fußknöchel von einem menschlichen Skelett spitz zu, ziehen sich mit diesen kleinen Pfeilen nächtlicher Weile in das Dickicht zurück und werfen sie nun, gleich Speeren, gegen den eingebildeten Körper ihres Feindes, den sie so zu durchbohren vermeinen. Wird nun dieser in der nächsten Zeit krank, so ist das unzweifelhaft Folge des Takandinja, wie man diese Zaubermethode nennt. Die meisten Uebel werden der Verzauberung zugeschrieben, ebenso ein günstiger oder ungünstiger Wind.

In dem kleinen Boote Chester's befanden sich nur sechs Matrosen; trotzdem geschah ihm unter den übel berüchtigten Insulanern, die so lange der Schrecken der Torresstraße waren, nicht das Geringste. Er giebt als Ursache die Anwesenheit der vielen Fischerfahrzeuge an, meint aber, daß die Zustände dort wieder gefährlicher werden können, da aus Mangel an Perlmutter die Fischer sich zurückzuziehen beginnen.

Lieder und Gesänge aus sibirischen und russischen Gefängnissen*).

Von **Dr. G. M. Ascher**, Professor aus Heidelberg.

I.

Kasan, im December.

Lieder und Gesänge der Zuchthaussträflinge. Das scheint auf den ersten Blick paradox. Jedermann weiß ja, daß die Strafgesetzgebungen aller Länder mit tiefer Kenntniß der menschlichen Natur dem Sträfling eine vieljährige Kasteiung ohne einen Augenblick fröhlichen Aufathmens auferlegen, und dadurch sowohl ihn zu bessern als dem Recht der Gesellschaft gegenüber dem Verbrecher zu genügen meinen. Diese vortrefflichen Absichten werden aber von den russischen und namentlich von den im Gefängniß ergrauten sibirischen Sträflingen vereitelt, indem sie theils ihre Wächter bestechen, theils eine systematisch und gleichsam militärisch organisirte Gegenwacht veranstalten, und so vor Ueberraschungen gesichert durch Gesang, Tanz und Hazardspiel, begleitet von reichlichem Branntweingenuß, die langen Winterabende kürzen.

Wenn in den Gefängnissen keine anderen Lieder gesungen würden, als die etwa 50 unserer Sammlung, so wäre der Gesang nicht nur ein unschuldiges Vergnügen, sondern ein unzweifelhaftes Besserungsmittel. Es liegt hier aber, wie wir aus gelegentlichen Bemerkungen des Sammlers ersehen, nur eine Auswahl vor, und zwar eine solche, die uns kein rechtes Bild von dem giebt, was wirklich gesungen wird. Eine große Anzahl von Liedern mußte aus Anstandsrücksichten ungedruckt bleiben. Viele andere, und wie es scheint die psychologisch wichtigsten, ließ der Sammler aus übertriebener Feinschmeckerei bei Seite, „weil sie zu sehr den sauer-süßen Liebesliedern ähnlich sind“. Hingegen hat er mit Vorliebe eine Classe von Liedern aufgenommen, welche mit der heutigen Wirklichkeit am wenigsten im Zusammenhange stehen, nämlich die alten, im Verschwinden begriffenen, darunter z. B. ein Lied, in welchem Ivan der Vierte, der Schreckliche, der am Ende des sechszehnten Jahrhunderts herrschte, sprechend eingeführt wird. Die mitgetheilten Lieder sind eben nichts Anderes, als russische Volkslieder, solche freilich, die der Gefangene entweder selbst erfindet, oder die er aus dem allgemeinen Liederschatze auswählt, weil sie seiner Lage Verwandtes enthalten. Wenn schon die meisten russischen Volkslieder an den Sang des Nordwindes erinnern, der durch endlose Nadelwälder und über unabsehbare, einförmige, schneebedeckte Ebenen hinzieht, so sind die unseren sogar unter russischen Volksliedern besonders melancholisch. Selbst die Form hat etwas Schmerzliches. Der Tonfall ist schwer und unregelmäßig, Reime und reimartige Anklänge finden sich nur ausnahmsweise; und auch wo sie sich finden, geben sie dem Liede nicht die reizvolle Leichtigkeit, welche so viele unserer Volkslieder und noch mehr die Lieder südlicherer Länder auszeichnet. Namentlich fehlt überall der Chorrefrain, und eben dadurch am meisten tritt der schneidende Gegensatz zu den Liedern voll Licht und Lebensfreude hervor, die in den Weinländern gesungen werden.

Wie es sich bei Liedern dieser Art von selbst versteht, läßt sich bei fast keinem derselben der Verfasser mit voller Sicherheit nachweisen. Dem Sammler scheinen überhaupt nur sehr wenige Namen von Gefängnißdichtern bekannt geworden zu sein. Einen derselben, Namens Makejeff, einen Kaufmannssohn von ziemlich guter Bildung, der seine Laufbahn als Verschwender begann und als Verbrecher endigte, sah der Sammler selbst in einem sibirischen Zuchthause. Er beschreibt ihn als einen scheuen Menschen, der den geraden Blick ins Auge nicht ertrug. Derselbe schrieb eine Anzahl von Gedichten, die eine Schilderung des Gefängnißlebens enthielten; doch unser Sammler vermochte sie sich nicht zu verschaffen. Eine directe Weigerung, sie mitzutheilen, konnte der Verfasser freilich nicht wagen; doch wich er unter allerlei Vorwänden aus. Wahrscheinlich hatten übrigens jene Gedichte mit den Liedern unserer Sammlung nichts gemein. Sie waren schwerlich sangbar; denn der Verfasser hatte sie seinen Mitsträflingen in einem Heft gegeben, das im Gefängniß zu Grunde ging, ohne daß, wie es scheint, irgend etwas daraus in den dortigen Liederschatz aufgenommen wurde. Die einzige Probe von Makejeff's Talent, die wir besitzen, besteht im Anfang und Ende eines von ihm auf Verlangen der Behörde abgefaßten, einer Expedition nach dem Amur gewidmeten Gelegenheitsgedichts. Dieses gleicht auf ein Haar den analogen Productionen anderer Länder, ist von langweiliger Regelmäßigkeit und hat einen regelmäßigen, klanglosen Reim. Außer Makejeff werden noch vier Dichternamen genannt. Drei davon sind die Namen der Räuber Kain, Gußjew und Karmeliuk, die sämmtlich innerhalb des Menschenalters lebten, in das Schiller's „Räuber“ fallen.

---

*) Gesammelt von dem Untersuchungsrichter S. Maximow, im ersten Bande (S. 370 bis 428) seines Werkes: „Sibirien und die Zuchthäuser.“ 3 Bände. Petersburg 1871. (In russischer Sprache.)

Die drei Gestalten sind interessant. Die bei weitem interessanteste ist die des Karmeliuk, eines Romanräubers, welcher mit manchen Zügen Cartouche's und vielen der Rinaldo-Rinaldini's die ansprechenden Züge Robin Hood's vereinigt. Denn auch er war ein Nationalheld eines unterdrückten Volkes. Als volhynischer Leibeigener geboren, befeindete er nur den dortigen polnischen Adel, und war den leibeigenen kleinrussischen Bauern Volhyniens ein treuer Helfer. Er war, ebenso wie auch Kain und Gußjew, einige Zeit in Sibirien; aber wie der letztere (der durch Beraubung der Hauptkirche von Saratow berüchtigt ist) und wie viele tausend andere sibirische Strafgefangenen seither und bis auf den heutigen Tag, entkam Karmeliuk in die Heimath, um dort sein Räuberleben wieder zu beginnen. Seine Flucht aus Sibirien und sein Entschlüpfen aus späteren Verfolgungen sind höchst abenteuerlich und, sowie seine zahlreichen Liebesverbindungen, wohl der Feder eines Vulpius würdig. Sein Ende war das eines Romanhelden und ist in einem der Lieder unserer Sammlung besungen worden: die polnischen Edelleute bestachen Karmeliuk's Geliebte und lauerten ihm auf, als er in der Abenddämmerung zu ihr schlich. Er bemerkte, als er über die Mauer kletterte, die Feinde, konnte ihnen aber nicht entweichen, sondern wurde, als er bereits bei seiner Geliebten war, durch das Fenster der Hütte erschossen. Die Flinte war mit einem Knopf geladen, ein sicheres Mittel, um die Macht des Teufels zu brechen, unter dessen Schutz Karmeliuk stand. Ganz anderer Art ist der vierte Dichter, Gregor Widort, ein ukrainischer Troubadour, dessen Lieder durch einen seiner Schüler, den Balladensänger Woroschbiuk, nach Sibirien gebracht wurden. Sie sind echte Troubadourlieder und wurden in Sibirien nur vor den transportirten Polen von Woroschbiuk vorgetragen, der ein Meister seiner Kunst war. Er sowohl als sein Lehrer vor ihm standen im Dienste des podolisch-galizischen Fürstenhauses Sanguschko. Mit einem Mitgliede dieses Hauses, Roman Sanguschko, wurde Woroschbiuk in den polnischen Aufstand von 1831 verwickelt und nach Sibirien transportirt. Das einzige Widort'sche Lied in unserer Sammlung ist übrigens nur als eine Art Beilage zu derselben zu betrachten und hat keine Verwandtschaft mit den von den gemeinen Verbrechern gesungenen Liedern.

Um die Lieder der gemeinen Verbrecher zu verstehen, müssen wir uns mit einigen Erscheinungen aus dem Leben des Verbrechers und Strafgefangenen in Rußland näher bekannt machen. Diese Erscheinungen sind jetzt durch die Reformen Alexander's des Zweiten fast sämmtlich antiquirt. Die meisten derselben jedoch waren noch im Beginn der gegenwärtigen Regierung, d. h. im Jahre 1855, in voller Wirklichkeit.

Die Beamten, welche mit der Untersuchung von Verbrechen betraut waren, Polizei, Untersuchungsrichter und Staatsanwälte (Procurore genannt), waren mit wenig Ausnahmen Menschen ohne Pflichtgefühl. Sie ließen den armen Angeklagten Jahre lang in der Untersuchungshaft schmachten, und nur Bestechung vermochte sie dazu, die Entscheidung zu beschleunigen oder auch den Gefangenen ohne weitere Untersuchung freizulassen.

Die Gelegenheit, auf diese Weise von den Verwandten oder dem Angeklagten selbst Geld zu erpressen, wurde bis aufs Aeußerste ausgebeutet, und bei der Menge von Beamten, die an solchen Untersuchungen betheiligt waren, konnten die Verwandten durch immer erneuerten und doch vielleicht schließlich vergeblichen Geldaufwand zur Verzweiflung gebracht werden.

Aus dem Gefängniß wurde der schwere Verbrecher zur Knutenstrafe auf den öffentlichen Richtplatz geführt. Dort wurde er auf ein Brett geschnallt und der Henker züchtigte ihn. Das Maß dieser Züchtigung wurde zwar vom Gesetz und Urtheil bestimmt, lag aber thatsächlich ganz in der Hand des Henkers. Denn die Henker hatten eine wunderbare Sicherheit im Gebrauch der Knute. So sehen wir z. B. in einer vor Kurzem veröffentlichten Schilderung einen Henker, der im Gefängniß vor den Sträflingen eine Art Schauspiel in seiner Kunst giebt. Er stellt ein hölzernes Gefäß hin, und gräbt in dasselbe mit Knutenhieben, die genau einer auf den andern treffen, eine rings um das Gefäß laufende regelmäßige Furche ein. Der Henker konnte den Patienten tödten oder ihn die Execution überstehen lassen, wie er wollte. Gußjew, der Räuber und Liederdichter, starb unter der Knute, weil der Henker Befehl erhalten hatte, ihn zu tödten. Mehrere ähnliche Züchtigungen hatte Gußjew früher ausgehalten, ohne daran zu Grunde zu gehen; und als er das letzte Mal auf das Züchtigungsbrett, das auf Russisch das „Pferdchen" heißt, festgebunden werden sollte, rief er vor dem versammelten Volk: „Pferdchen, Pferdchen, du hast mich schon manches Mal von hier fortgeführt, führe mich auch wieder fort!" „Nein, Ivan," sagte darauf der Henker, „dies Mal wird das Pferdchen Dich nicht fortführen," und, wie gesagt, tödtete er ihn.

Daher wurde der Henker von den Gefangenen selbst und deren Verwandten nach Kräften beschenkt. Auch waren die Henker und die Sträflinge mit einander auf sehr vertrautem Fuße und redeten einander wechselseitig mit ihren Diminutivnamen an: Thedka (Theodorchen), Wanuschka, Vania (Hänschen) u. s. w.

Die Romantik des heutigen Verbrecherlebens in Rußland liegt ausschließlich in der Existenz der flüchtigen Sträflinge, russisch Brodjagi (Herumschweifer) genannt, ein Wort, das sich noch am nächsten durch unser Wort „Landstreicher" wiedergeben läßt. Brodjagi heißen alle heimathlosen Leute, und besonders diejenigen, welche, nach ihrer Herkunft, ihren Eltern u. s. w. gefragt, behaupten: Sie hätten diese nie gekannt oder lange vergessen. Mit solchen „sich der Heimath nicht entsinnenden" Leuten sind noch heute die Gefängnisse im Osten Rußlands angefüllt, und Sibirien ist von Tausenden und aber Tausenden von ihnen überlaufen. Denn wohl mehr als ein Drittel aller nach Sibirien transportirten Sträflinge entkommt während des Transports oder aus den sibirischen Zuchthäusern. Diese Leute machen sich frischen Muthes auf den nach unserm Begriffe hoffnungslosen Marsch aus Ostsibirien in die Heimath. Freilich kommen nicht wenige vor Hunger und Kälte um, oder werden, wenn die furchtbaren Fröste sich einstellen, von diesen dazu getrieben, sich selbst in dem nächsten Gefängniß, das sie erreichen können, als flüchtige Sträflinge zu melden. Dort ließ man noch in jüngstvergangenen Zeiten solche Leute Spießruthen laufen, indem man dem Verbrecher die Hände an den Kolben eines Gewehres band und ihn so wie an einem Seile durch eine Reihe von Soldaten zog, die beim Trommelschlag mit Stöcken auf ihn einhieben. Der Hiebe waren mindestens einige hundert; 500 war die gewöhnliche Zahl; aber auch 1000, 1500 waren nicht selten. In manchen Fällen verstieg man sich bis zu 3000 Spießruthenhieben. Das ist die Schattenseite des Landstreicherlebens; die Lichtseite besteht in dem lustigen Dahinziehen eines Trupps eng verbundener Menschen mit äußerst geringen Bedürfnissen, deren Befriedigung ihnen aus Mitleid oder Furcht von den Bewohnern Sibiriens gewährt wird. Denn überall in den Dörfern stellt die Hausfrau vor der Thür auf eine eigens dazu bestimmte Bank Brot und Milch hin. Ist der Vorrath Nachts verschwunden, so erneuert sie ihn am nächsten Tage. So lebt denn der Brodjaga sorglos die Sommermonate hindurch. Daß er Nachts unter freiem Himmel schläft, ist für ihn keine Entbehrung,

sondern ein Genuß. Denn überall in Rußland, selbst in den Städten, bereiten sich die Leute des niedern Volks, die Dienstboten z. B. nicht ausgenommen, im Sommer ihr Nachtlager unter freiem Himmel.

Diese Brodjagi sind auch keineswegs solch wilde, furchtbare Gesellen, wie wir das von Banden der schwersten Verbrecher, darunter viele Mörder, erwarten sollten. Es ist vielmehr eine, wenn auch unglaublich scheinende, so doch unzweifelhafte Thatsache, daß die sibirischen Straßen, auf denen diese Leute der Heimath zuwandern, im Ganzen sicherer sind, als die Landstraßen im Innern Rußlands. Wenn etwa die Noth eine Bande zu einem Raubanfall veranlaßt, so findet derselbe wo möglich gegen Regierungseigenthum statt, und nur äußerst selten kommt es vor, daß einer der langen Waarenzüge, die zwischen der chinesischen Grenze und dem Ural Monate lang unterwegs sind, von den Brodjagi angefallen wird.

Freilich verweigert man nicht leicht einer Brodjagibande ein Almosen. Aber hier ist nicht etwa bloß Furcht im Spiele, sondern der russische Kaufmann und das ganze niedere Volk in Rußland sind äußerst mildthätig gegen den Verbrecher, auch wenn dieser gefesselt unter soldatischer Bewachung einherzieht. Gerade die Orte, wo man solche Schauspiele am häufigsten sieht, so besonders der Vereinigungspunkt der zum Transport bestimmten Sträflinge, zeichnen sich durch Mildthätigkeit gegen sie aus. Es ist nichts Seltenes, daß ein einziger Zug in Moskau allein mehrere tausend Rubel erhält, so daß mehr als 50 Rubel auf jeden Sträfling kommen. Auch in den ärmsten sibirischen Dörfern, die regelmäßig die Trupps vorbeiziehen sehen, wird ein jeder derselben durch milde Gaben unterstützt. Ein eigenes zur Erbittung derselben bestimmtes Bettellied findet sich in unserer Sammlung.

* * *

Nach Vorausschickung obiger Thatsachen werden nur wenige beigefügte Anmerkungen nöthig sein, um die demnächst wiederzugebenden Lieder verständlich zu machen. Doch müssen wir noch einige Worte über Auswahl und Wiedergabe derselben vorausschicken.

Wir gruppiren die Lieder nach dem Inhalt so: I. Klagen über die Gefangenschaft. II. Knutenstrafe. III. Landstreicherlieder. IV. Bettellied. V. Balladen.

Diese fünf Classen erschöpfen auch die Lieder der ganzen Maximow'schen Sammlung; und die von uns ausgewählten Beispiele enthalten sogar den größten Theil der poetischen Motive, die sich in der Gesammtheit vorfinden, denn wie sich leicht denken läßt, kehren die Motive mannichfach wieder. Man kann sogar behaupten, daß das ganze höchst eigenthümliche Literaturgebiet, in das unser Sammler uns einen Einblick verschafft, in sich zusammenhängt. Wir werden an einem demnächst zu gebenden Beispiele sehen, wie die Gesänge in den Gefängnissen variirt und umgebildet werden, und mitunter begegnen wir Einflüssen der Lieder auf einander, wo wir sie nicht erwartet hätten.

Der Gegenstand wäre in der That wohl einer eingehendern Untersuchung werth, als derjenige, die unser Sammler, der kein Literarhistoriker von Fach ist, ihr angedeihen lassen konnte.

In unseren Uebersetzungen haben wir es uns zur Regel gemacht, Zeile für Zeile wiederzugeben, und so weit es angeht, Wort für Wort. Daß dabei noch immer etwas nicht ganz Reizloses herauskommt, zeugt für den hohen Werth der Originale. Der beste Duft geht freilich verloren, und kaum würde eine geschicktere Hand als die unsere ihn besser bewahren, wenn es ihr auch gelingen würde, einen neuen an die Stelle des verlorenen zu setzen.

Wir haben uns fast durchaus bemüht, den Tonfall des Originals einigermaßen wiederzugeben. Nur Ein Gedicht haben wir etwas anders behandelt. Es ist das eines der drei Beispiele „der sauer-süßen Gattung“, welche in unserer Sammlung enthalten sind. Diese Gattung ist, wie wir bereits bemerkten, psychologisch höchst wichtig, sie ist aber äußerst schwer anschaulich wiederzugeben. Wir haben es mit Productionen poetisch begabter Menschen zu thun, denen jede Bildung fehlt, und die daher mit der Wahl vortrefflicher Motive und so manchem rührenden, echt poetischen Ausdruck mancherlei Geschmacklosigkeiten, besonders triviale Reime, verbinden.

Hingegen haben wir die Versform bei zwei höchst prosaischen Darstellungen: einer über Knutenstrafe und einer des Landstreicherlebens, bewahrt, weil diese zu den beliebtesten Liedern gehören, und eben durch ihre Form ein Sinken des Geschmacks unter den Sträflingen bekunden.

I. Klagen über die Gefangenschaft.

1.

Du o sing', o sing' Kleine Lerche du Am steilen Bergabhang, Da, wo der Schnee schmilzt. Du tröst' o tröste Mich armen Jüngling In der Gefangenschaft, In der Gefangenschaft, Im steinernen Kerker Hinter drei Thüren, Thüren von Eichen, Und an drei Ketten, Ketten von Eisen. Ein Schreiben schreib' ich An meinen Vater. Mit Federn nicht schreib' ich Und mit Tinte nicht. Das Schreiben schreib' ich Mit heißen Thränen. Vater und Mutter auch Sagten sich los von mir, „Weil in unserm Geschlecht Nie Diebe waren, Niemals Dieb' unter uns, Niemals noch Räuber.“

Wie in der Uebersetzung, so fehlt auch im Original jede Art von Reim und Reim-Anklang.

Dieses Lied hat unser Sammler in Sibirien in einem Zuchthause singen hören. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Umbildung aus folgendem zwar gleichfalls in Sibirien gesungenen, aber auch in Rußland heimischen und unzweifelhaft in Rußland entstandenen Liede, dessen Wechselbeziehungen mit obigem Liede höchst merkwürdig sind:

2.

Sing', o singe du, junge Lerche,
Sitzend im Lenz, auf dem Berg, wo der Schnee schmilzt,
Es sitzt ein Jüngling in dunkler Kerkernacht,
In dunkler Kerkernacht, unter der Kerkerwacht.
Er schreibt einen Brief an Vater und Mutter,
Vater und Mutter und junge Gattin.
Ach, Du Mutter mein, Du lieber Vater,
Kauft aus, befreiet den armen Jüngling,
Den armen Jüngling aus dunkler Kerkernacht.
Doch Vater und Mutter sagten sich los von ihm,
Alle Verwandten haben verstoßen ihn,
„Weil in unserm Geschlecht Diebe nie waren,
Niemals Dieb' unter uns, niemals noch Räuber.“
Sing', o singe du, junge Lerche,
Sitzend im Lenz, auf dem Berg, wo der Schnee schmilzt,
Es sitzt ein Jüngling in dunkler Kerkernacht,
In dunkler Kerkernacht, unter der Kerkerwacht.
Er schreibt einen Brief an das schöne Mädchen,
Das schöne Mädchen, die früh're Geliebte,
Kauf aus, befreie den armen Jüngling,
Du Seelensgute, Du schönes Mädchen.
Du, schönes Mädchen, früh're Geliebte.
Das schöne Mädchen, bitter weinte sie,
Bitter weinte sie, und dann sagte sie,
Du alte Wärterin, Du, mein Mütterchen,
Du, nimm eiligst den gold'nen Schlüssel,

Mach' auf die mit Eisen beschlagene Lade,
Nimm von dem Gelde so viel als nöthig ist
Und kaufe los den guten Jüngling,
Den guten Jüngling aus dunkler Kerkernacht,
Aus dunkler Kerkernacht und aus der Kerkerwacht.

Unter dem Loskauf ist die Bestechung der Beamten zu verstehen, wie das unter Anderm in folgendem, auch sonst bemerkenswerthen Anfange eines Liedes ausgesprochen ist:

3.

Ach, Du Wanderin, Du, mein Täubchen,
Blaugeflügeltes Turteltäubchen,
Warum, Wanderin, kehrst Du bei mir nicht ein,
Sollte mein Häuschen Dir bekannt nicht sein?
Mein Haus ist prachtvoll — nicht Thüre noch Fenster dran,
Ein thönerner Ofen nur — mit rauchendem Ofenrohr.
Wie aus dem Rohre der Rauch verweht,
Meiner Geliebten das Herz vergeht.
„Ach, Du Wärterin — Mütterchen,
Nimm hier den Schlüssel, den goldnen,
Mach auf das Schloß, das gewundene,
Nimm heraus den Schmuck, den kostbaren,
Geh zu den Beamten und bitte sie,
Entlaßt ihn, Freunde, aus der Gefangenschaft.

In vielen Liedern klagen die Gefangenen darüber, daß sie, auf einige Tage eingesperrt, Jahre lang sitzen. Die Mutter eines solchen Gefangenen, der über siebenjährige Untersuchungshaft klagt, spricht ihrerseits:

Sieben, ja sieben Mal hab ich Dich losgekauft
Und sieben, ja sieben Tausend verloren,
Das achte, ja achte Tausend hab' ich nicht.

4. Vania's Klage um den vertrocknenden Garten.

Ach, du Frühlinglein, unser Frühling,
Nein, zur Lust nicht kamst Frühling du,
Zur Lust nicht, Frühling, und nicht gefeiert,
Mit großer mächtiger Trockenheit.
Ach, mein Garten du, o mein Gärtchen,
Garten, grüner Rebengarten,
Warum bist du, Gärtchen, vertrocknet ganz?
Im Garten sonst Vanuschka — Vania ging,
Jedes Unkraut Vanuschka zertrat,
Und die Blumen alle brach Vania ab,
Dem schönen Mädchen er die Blumen gab,
Ins Gefängniß führte man Vania ab.
Im Gefängnißlein jetzt Vania sitzt,
Durch das Fensterlein hinab er blickt.
Sein gutes Roß er unten sieht,
Zum Rößlein er die Worte spricht:
„Warum, Rößlein, du mein Roß,
Gutes Rößlein, du mein Pferd,
Warum führst du von hier mich nicht
Aus dem weißen steinernen Kerkerthurm?"

Michel Chevalier's Urtheil über die Franzosen.

Es bleibt in der That eine merkwürdige Erscheinung, daß die Franzosen platterdings nicht über sich selbst ins Klare kommen wollen, daß auch die allerbitterste Erfahrung sie keine Selbsterkenntniß lehrt. Sie halten keine Einkehr in sich selbst, sie kleben fest an den langgehegten Irrthümern und legen keinen einzigen ihrer Fehler ab, trotzdem dieselben sich an ihnen selber so schwer gerächt haben. Es ist immer die allbekannte Ruhmredigkeit, die Selbstüberschätzung, der Mangel an Wahrheitsliebe und der Größenwahnsinn, durch welche sie doch so schwer zu Falle gekommen sind. Statt an ihre Brust zu schlagen und zu sagen: Wir wollen die Fehler so viel als möglich ablegen, das alte Geschrei nach Gloire nicht mehr erheben und redlich an unserer Umwandelung zum Bessern arbeiten, — toben sie sich in Rachewuth hinein. An Allem, was sie betroffen hat, ist ja, wie sie meinen, lediglich das „Unglück" schuld; das nächste Mal werde ihnen das Glück wieder günstig sein. Im Herbst 1870 betonte Thomas Carlyle, daß sie sich keine Lehre aus den schlimmen Erfahrungen nehmen würden; er erklärte sie für „unverbesserlich"; sie würden Europa nicht zu Ruhe kommen lassen und müßten dann eine zweite und dritte „Lection" erhalten, weil die erste nichts gefruchtet habe.

Es ist zu bedauern, daß eine mit Talent und manchen glänzenden Eigenschaften begabte Nation den Ruhm und das „Prestige" auf ganz falschen Bahnen sucht. Sie sollte vielmehr an ethischer Durchdringung, an sittlicher Besserung arbeiten; nur dann ständen ihr erfreuliche Resultate in Aussicht. Jetzt geberden sie sich im Allgemeinen, als ob ein Tarantelwirbel sie gefaßt hätte, aber während sie immer und immer wieder nach Rache und Wiedervergeltung rufen, vergessen sie, einmal, daß sie es waren, welche, um Land zu rauben, den Krieg begannen, und ferner, daß die staatlichen Verhältnisse Europas eine gründliche Umgestaltung erfahren haben. Das deutsche Kaiserreich ist wieder erstanden und bildet eine gewaltige Macht, welche jeden Friedensstörer zu züchtigen Gewalt in Hülle und Fülle hat.

Zu den wenigen Notabilitäten in Frankreich, welche den Muth haben, der Wahrheit die Ehre zu geben und über die Fehler ihrer Landsleute strenges Gericht zu halten, gehört der berühmte Volkswirth Michel Chevalier. Die Uebersicht, in welcher er die literarischen Erscheinungen Frankreichs im Jahre 1871 mustert („Athenäum" 30. December), bildet gleichsam einen Dithyrambus der Verzweiflung. Wir wollen Einiges aus demselben hervorheben. —

Während der Krieg seinen Fortgang nahm, Städte beschossen, ganze Provinzen verheert, Menschen zu vielen Tausend zu Krüppel oder zu Tode geschossen wurden, war die Druckerpresse fortwährend in Thätigkeit. Sie lieferte Gesänge, Novellen, Zeitungsblätter, Invectiven, Lobreden, Lügen, Humbugs; dann und wann, aber nur selten, gab sie einen guten Rath, an Irrthümern und Fehlern war sie überreich: voci di dolor, accenti d'ira, wie Dante sagt. Und ach! es war in der That eine Hölle! Und für ein französisches Herz, das am rechten Flecke sitzt, und für einen französischen Geist ist es kein erfreulicher Anblick, rückwärts in den Abgrund zu schauen, — maledette bolge! — in ein Chaos von Thränen und Blut, von Leichtfertigkeit und Blague, von vergeudetem Heroismus und vergeudetem Leben; — die Nationalehre in Gefahr, — griechische Intriguen, byzantinische Manöver, Verleumdung überall. Hochherzige Bestrebungen und edle Thaten bleiben unbeachtet inmitten der allgemeinen Verwirrung. Auch Gelehrte und Mitglieder des Instituts werden von einer Art Irrsinn und Tollheit befallen. Aber der allzeit fertige und sprudelnde französische Witz, der seine

ewige keltische und gallische und athenische Leichtigkeit bewahrt, behält seine Kraft und Klarheit und schießt Blitze. Sentimentalität, Posse, das Immerlustigsein; sie tanzen Walzer mit einander. Da wird plaidirt, da hört man hier Anklagen, dort Rechtfertigungen, aber Niemand beachtet sie, Keiner mißt ihnen Glauben bei.

Ja, Talent und Genie in eingeschränktem Sinne, die fehlen bei uns nicht; sie treten in den mannichfaltigsten Formen auf, werden aber kopflos vergeudet. Niemand schreibt klarer französisch, als der Erzbischof von Orleans, Monseigneur Dupanloup; Renan's Stil ist rein, fein, überzeugend; Sarcey hat Logik, gesunden Menschenverstand und einen derben auvergniatischen Witz. Veuillot (— der Ultramontane und Vertheidiger der Jesuiten —) weiß, wie er mit der Bitterkeit seiner erbarmungslosen Feder ganze Heerschaaren Ungläubiger in die Flucht jagt. Ja, Polemiker sind sie allesammt; sie zielen mit ihren Kanonen theils gegen Rom, theils gegen Gambetta. Raschheit im Angreifen und im Pariren, bewundernswerth als Fechtmeister; Leichtgläubigkeit über alle Begriffe; biegsame Argumente, Wortschwall, unvernünftiges Raisonniren, — das Alles durchdringt auch die niederen Schichten unserer Gesellschaft.

Man werfe z. B. einen Blick in Molinari's „Rothe Clubs“. Das Buch ist weder Predigt noch Satyre, keine Kritik und keine Untersuchung, sondern photographisch getreu. Es enthält alle heroische Beredtsamkeit, welche zum Besten gegeben wurde, und die man angehört und beklatscht hat. Die Tausende von extemporirten Rednern waren keine verächtlichen Rhetoriker; manche donnerten, andere flossen über von Honigseim. Sie werfen um sich mit Metaphern, sprechen Epigramme in Menge aus, leider fehlt der gesunde Menschenverstand.

Firmin Maillard hat eine Geschichte der in Paris veröffentlichten Zeitungen drucken lassen; die „Conciliabules de l'Hotel-de-Ville“ berichten getreulich, was Pyat, Assi ꝛc. in den Sitzungen der Commune gesprochen haben. Wenn man dazu die Proclamationen der Versailler nimmt, so hat man einen Einblick in die ganze Unsicherheit, in die Mängel und in die Hohlheit der französischen Gesellschaft, man hat die ganze Psychologie des Jahres 1871. Was diese Bücher enthalten, das ist eine schreckenerregende Anklage gegen unsern bisherigen Unterricht und unsere Erziehung, die Art und Weise, wie man bisher die Menschen bei uns abrichtete. Und das gilt nicht etwa vom Straßenpöbel allein, nicht bloß von den armen Leuten, sondern auch von den höchsten aristokratischen Classen, die für gebildet und aufgeklärt gelten wollen. Hier werden ihre Ränke dargelegt.“ —

Chevalier wirft dann grelle Streiflichter auf die Leute von der französischen Akademie, von welcher Männer wie Descartes, Moliere, Beaumarchais, St. Simon, Paul Louis Courier ꝛc. ausgeschlossen blieben. Die Cliquen, welche auch heute die Akademie beherrschen, seien genau von derselben Art wie jene, welche die Rothen Clubs in den Vorstädten beherrschten. „Die brutale Gewalt und die platte Ignoranz in der Commune folgten nur dem Beispiele, welches die Ritter vom Geist und die Machthaber gegeben. Es ist hier wie dort dasselbe System servilen Nachgebens, der Intrigue, der Jobberey, des Manövrirens, des Ränke- und Gegenränkeschmiedens, der kleinen Kriege einer Partei gegen die andere, der Schmähungen, des Geklatsches, der kindischen Leichtgläubigkeit, der albernen Schwatzhaftigkeit, der widersinnigen Verfluchungen, der inneren Gehässigkeiten; das Alles ist in dem Schlamme der Clubs, bei den Petroleusen und bei dem — unschuldigen Akademiker zu beobachten. Derselbe Mangel an Willenskraft, dieselbe Schwäche, derselbe Mangel, gute Vorsätze auszuführen, dieselbe Fügsamkeit in moralische Sklaverei, — Alles dieses, welches wir bei den ungewaschenen Bürgern vom Montmartre und bei den Amazonen der Barrieren finden, wir sehen es nicht minder bei den eleganten, vornehm erzogenen Bewohnern des Faubourg St. Honoré. Wahrhaftig, es ist eine durchgreifende moralische Reform nöthig, um den Tempel unserer Literatur, Künste und Politik wieder aufzubauen.“

Die Philippica steigert sich noch; Chevalier fährt fort: „Ein Mann, der sich einer Clique nicht unterwirft, der keine rothe, blaue oder weiße Cocarde trägt, der nicht alle Könige todtschlagen oder alle Rothen zusammenschießen, alle Vernunftgläubigen stranguliren will, ein solcher Mann steht, moralisch genommen, gewiß über seinen leidenschaftlich gehässigen, im Parteiwesen verrannten Zeitgenossen. Aber für solch einen Mann wäre im heutigen Frankreich kein Platz, er könnte es hier nicht aushalten. Da er keiner Gruppe angehörte, würde er von Allen geschmäht werden. Herr A. würde von ihm sagen, er sei nicht orleanistisch genug; Herr B.: er ist nicht französisch und nicht classisch genug; Herr C.: nicht hinlänglich imperialistisch; Herr D.: er ist nicht clerical und papistisch genug. Ein vorurtheilsloser Denker, ein unabhängiger Humorist, ein nicht im System verrannter Mann, ein Schriftsteller, dem Alles auf die Wahrheit ankommt, ein Coleridge oder Lessing, der hat hier keine andere Aussicht, als unbeachtet in irgend einem Winkel der Provinz am Hungertuche zu nagen. Und so arg ist unsere ganz miserabele Unduldsamkeit, dieses verhängnißvolle Erbtheil, daß die angeblichen Liberalen, die standfesten Republikaner, die Schüler und Freunde Pierre Leroux's, die communistischen Socialisten, ihm nicht einmal zu Grabe folgten; denn er galt ja für einen Mystiker und glaubte an Gott. Roth war er allerdings, aber nicht roth genug! Er war etwas ungläubig, aber doch lange nicht ungläubig genug.

Freilich, die Franzosen hatten andere Dinge im Kopfe, als daß sie dem Todten hätten Ehre erweisen können. Der moralische Zustand unserer „intellectuellsten“ Leute und unseres „intellectuellsten“ Landes macht uns tagtäglich unintellectueller. Es fehlt an Toleranz zwischen Franzosen und Franzosen, an Milde, Nachsicht und Wohlwollen zwischen allen Classen und Parteien. Der Grundfehler dafür liegt nicht etwa in den materiellen Tendenzen unserer Zeit, sondern in unseren alten Gehässigkeiten und Fehden. Wir haben unsere zum Despotismus neigenden und dabei doch sklavischen Gewohnheiten, die wir von unseren Vorfahren ererbt, nicht abgelegt und der Geist der Herrschsucht ist uns geblieben.

Wir stecken in einer tiefen Grube moralischer und positiver Erbärmlichkeit; ich will hoffen, daß wir uns aus derselben herausarbeiten können. Aber jetzt noch ist die Partei Alles in Allem. Die Begriffe von einer strengen Gerechtigkeit, von aufrichtiger Moralität, von uneigennütziger Billigkeit und Wahrheitsliebe, — die sind nicht vorhanden oder doch zurückgedrängt, und ein kühner Mann, der seine Stimme für ein Princip, nicht für eine Partei erheben wollte, würde als Feind behandelt werden. Gegenwärtig giebt es nur einen einzigen Winkel, in welchem man eine Zuflucht finden kann: die Partei, mit Parteihaß und Parteivorurtheil; die extreme Partei mit ihren tollen Verleumdungen, feigen Schmähungen und Unduldsamkeit.

Die Rhetorik hat unablässig auch inmitten der schwersten Heimsuchungen ihr Feuerwerk zum Besten gegeben. Generäle, die aufs Haupt geschlagen waren, Commandeure, welche den Kürzern gezogen, Parteiführer, Clubpräsidenten, Conferenzfabrikanten, übertölpelte Diplomaten, — sie Alle schrieben ihre Apologien, entwickelten ihre Pläne, saßen scharf zu Gericht über die Fehler ihrer Nebenbuhler, wiesen nach, daß sie unter den oder jenen Umständen Erfolg gehabt haben

würden, und veröffentlichten Documente. Jedermann schrieb eine Lobrede auf sich selber. Aber nur wenige Personen hatten den Muth, alle diese Dinge zu lesen, und wer sie las, hütete sich wohl, Nutzen daraus zu ziehen. Wer nicht unserer Eitelkeit schmeichelt und sie hätschelt, der gilt in unseren Augen für einen schlechten Menschen, für einen Feind des Gemeinwesens."

Chevalier schließt seinen interessanten Beitrag zur Völkerpsychologie mit folgenden Worten: „Der alte gallische Esprit hat noch manche große und gute Dinge zu thun, aber er muß seine griechischen Intriguen ablegen, den byzantinischen Neid abschwören, den selbstmörderischen Haß abthun und nicht ferner die Mittelmäßigkeit ermuntern."

Parthenogenesis unter den Schmetterlingen.

Bereits 1856 hat v. Siebold in seinem Werke „Wahre Parthenogenesis bei den Schmetterlingen und Bienen" auf die wunderbare Erscheinung der Parthenogenesis hingewiesen, worunter man die Fähigkeit der Weibchen versteht, mit Lebenskeim versehene Eier zu legen, ohne daß eine Befruchtung vorausgegangen wäre. Die Sache, welche Widerspruch erregte, ist vollkommen richtig und neuerdings durch einen holländischen Naturforscher, M. H. Weijenbergh jun., über allen Zweifel erhoben worden. Sein in mehr als einer Beziehung interessanter Bericht steht in dem 1870 von der Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichten „Niederländischen Archiv". Im Herbst 1866 fand er ein Pärchen des sehr bekannten Großkopfspinners (Liparis dispar) in der Begattung. Dieser Schmetterling ist sehr häufig und durch die große Verschiedenheit im Aussehen der beiden Geschlechter charakterisirt. Kurz darauf fand er an dem Platze, wo die Begattung vor sich gegangen war, 500 Eier dieses Spinners. Um den natürlichen Prozeß der Ausbildung möglichst wenig zu stören, ließ Weijenbergh diese Eier, die er zu seinem Versuche auserseheu hatte, den Winter über an ihrem Platze im Freien und brachte sie erst im April 1867, als das Auskriechen der Raupen zu erwarten stand, in Verwahrsam. Gegen Ende des Monats erschienen auch die Räupchen, die regelmäßig aufgefüttert wurden und im Juni sich verpuppten. Mitte Juli krochen die Spinner aus.

Es war leicht, schon im Raupenzustande die beiden Geschlechter von einander zu unterscheiden, und die Männchen wurden so gut wie möglich entfernt, während man die weiblichen Raupen in einen Behälter brachte, wo sie von allen äußeren Einwirkungen abgeschlossen waren. Mit so gutem Erfolge war die Trennung der Geschlechter im Raupenzustande schon durchgeführt worden, daß nur ein einziges Männchen zwischen den Weibchen auskroch; da aber vorher fast alle Weibchen sofort nach dem Auskriechen entfernt worden waren, so lag für diese durchaus keine Gefahr vor, begattet worden zu sein. So erhielt Weijenbergh 60 Weibchen, die absolut von den Männchen getrennt worden waren. Zwei Drittel derselben legten im Herbste Eier; einige nur eines, andere zwei bis drei, andere zehn bis zwanzig, doch selbst diese legten nicht den zwanzigsten Theil so viel Eier wie die Mutter, von der sie stammten. Das übrige Drittel legte gar keine Eier.

Im Ganzen erhielt man auf diese Weise über 400 Eier, von denen man mit Bestimmtheit wußte, daß sie nicht durch ein Männchen befruchtet waren. Sorgfältig wurden sie bis zum April 1868 aufbewahrt, wo denn trotzdem zahlreiche kleine Raupen erschienen. Man fütterte und hütete die Thierchen sorgfältig, erkannte aber sofort, daß sie nicht die volle Lebenskraft besaßen wie die Generation des vorhergehenden Jahres. Eine große Anzahl der Eier war ohnehin, ohne Raupen zu geben, vorher eingetrocknet, aber 50 Raupen erschienen, von denen es 40 bis zum Verpuppungszustande brachten. Aus diesen 40 Puppen erhielt Weijenbergh gegen Ende Juli 27 Spinner. Es waren dieselben Vorsichtsmaßregeln wie früher beobachtet worden, er hatte die Männchen zeitig entfernt und die 14 Weibchen isolirt.

Von diesen 14 Weibchen legten 7 abermals Eier, die übrigen 7 aber nicht. Aus diesen Eiern, die abermals nicht direct befruchtet worden waren, erschienen im April 1869, drei Jahre nach dem Beginn des Experiments, abermals junge Raupen. Von diesen erhielt man nun merkwürdigerweise mehr Schmetterlinge als im Vorjahre, auch war die Zahl der erhaltenen Männchen und Weibchen gleich, was im Widerspruche mit den Angaben anderer Forscher steht, welche constatirten, daß im Verlaufe des Experiments die Zahl der Weibchen gegenüber jener der Männchen abnehme. Die im Jahre 1869 gelegten Eier schrumpften jedoch allmälig zusammen, vertrockneten und im April 1870 krochen keine Raupen mehr aus. Das Experiment hatte ein Ende. Es war mit der äußersten Vorsicht durchgeführt worden; die Männchen, rechtzeitig entfernt, hatten keinen Zutritt zu den Weibchen, und das Ergebniß war daher folgendes:

1) Im August 1866 Eier, gelegt von einem befruchteten Weibchen. April 1867 Erscheinen der Raupen, im Juli entwickelte Spinner.

2) Im August 1867 Eier gelegt von den diesjährigen Weibchen ohne Befruchtung. April 1868 Erscheinen der Raupen und im Juli der entwickelten Spinner.

3) Im August 1868 Eier gelegt von den diesjährigen Weibchen ohne Befruchtung. April 1869 Erscheinen der Raupen und im Juli der entwickelten Spinner.

4) Im August 1869 Eier gelegt von den diesjährigen Weibchen ohne Befruchtung. Im April 1870 kein Resultat. Die Eier waren abgestorben.

So waren also nach der ersten Befruchtung des Weibchens im Herbste 1866 drei verschiedene Generationen Raupen und schließlich Spinner erschienen und vier Mal waren Eier gelegt worden, ohne daß inzwischen eine weitere Befruchtung stattgefunden hatte. Die erste Befruchtung 1866 hatte mithin für drei nach einander folgende Generationen ausgedauert.

Es würde eine sehr lange Reihe von Versuchen erfordern, von denen jeder mit der gleichen Sorgfalt wie dieser durchgeführt sein müßte, ehe man die durchschnittliche Grenze dieser wunderbaren reproductiven Kraft bestimmen könnte. Aber die Experimente sind, wie aus dem mitgetheilten Beispiele zu ersehen, nicht schwer durchzuführen, und gewiß werden sich Liebhaber finden, welche sie weiter fortsetzen, wenn auch bei anderen niedrigen Thieren. Ihr Werth mit Bezug auf die Theorie der Generatio spontanea liegt auf der Hand und wir dürfen voraussetzen, daß die Parthenogenesis zunehmen wird, je tiefer wir in der Scala des thierischen Lebens

steigen, während sie umgekehrt beim Höhersteigen abnimmt. Mit ihrer Hülfe werden wir viele Phänomene, die uns jetzt fremdartig und überraschend erscheinen, nach einem großen und gemeinsamen Naturgesetz erklären können, das immer weniger deutlich wird, je höher wir auf der Stufenleiter des Lebens emporsteigen, das aber dort auch nicht ganz aufhört.

Zum Schlusse mag erwähnt werden, daß die Macht der Parthenogenesis noch bei vielen anderen Schmetterlingsarten und auch bei den Bienen dargethan worden ist, und daß Weijenbergh in seiner interessanten Abhandlung 17 Arten aufführt, bei denen sie ihm bekannt geworden ist. Höchst wahrscheinlich wird man bei fortgesetztem Forschen noch mehr Arten auffinden, bei denen sie zur Erscheinung gelangt.

Aus allen Erdtheilen.

Der deutsche Bezirk Rokitnitz in Böhmen.

R. A. Bekanntlich sind die Deutschen Böhmens in einer ungünstigen Lage gegenüber den compact beisammen wohnenden Tschechen. Ihr Gebiet ist zerstreut, zerstückelt in Sprachinseln und schmalen, längs der Gebirge hinziehenden Streifen. Nur der Norden und Nordwesten zeigt in größerm Zusammenhange ein rein deutsches Gebiet von 227 Quadratmeilen. Durch diese Zerstückelung und Zutheilung kleiner deutscher Gebiete an vorwiegend tschechische Bezirke kamen die Deutschen in die üble Lage, in sehr vielen Gegenden von den Tschechen majorisirt zu werden; auf sie wurde weder in der amtlichen Sprache noch in Bezug auf die Schulen Rücksicht genommen, ihre Kinder wurden somit der Tschechisirung preisgegeben. Dem gegenüber zeigt sich nun seit einigen Jahren das von den Tschechen bekämpfte Bestreben der Deutschen, ihre in tschechischen Bezirken zersplitterten Gebietstheile zu rein deutschen Bezirken zusammenzufassen; und auf Anregung des Abgeordneten Dr. Hanisch ist dieses auch bereits an einigen Stellen gelungen, wiewohl noch nicht in ganz Böhmen umfassender Weise. In einer sehr ungünstigen Lage waren namentlich die Deutschen in dem an das Glatzische angrenzenden Streifen, aber seit dem 15. Juni 1869 bilden die Deutschen, die ehemals dem Senftenberger und Reichenauer Bezirke zugetheilt waren, einen eigenen Bezirk mit dem Sitze in Rokitnitz (Reichsgesetzblatt für das Kaiserthum Oesterreich vom 11. Juni 1869). Von Senftenberg wurden abgetrennt die Ortschaften: Rokitnitz, Ober-, Mittel- und Niederdorf, Herrnfeld, Batzdorf, Hohenmörlitz, Halbseiten, Bärnwald und Schönwald. Von Reichenau: Kitschka, Himmlisch-Ribney, Saufloß, Groß- und Klein-Stiebnitz, Kunzendorf, Ratscher, Neudorf, Schwarzwasser, Kronstadt, Kerndorf, Friedrichswald, Groß- und Klein-Aurschim, Bielei, Hbrska, Proruk, Rampusch, Rehberg und Tonndorf. Von diesen Ortschaften ist nur das 300 Einwohner zählende Rehberg gemischt, alle übrigen 29 sind rein deutsch. Der so geschaffene deutsche Bezirk Rokitnitz zählt auf 3,7 Quadratmeilen über 20,000 Einwohner. Dieser Bezirk steht nun im Zusammenhang mit dem rein deutschen Bezirke Grulich, und dadurch ist ein compactes deutsches Gebiet von 6 Quadratmeilen mit etwa 40,000 Einwohnern hergestellt, zu dem später wohl noch die 5000 Deutschen des Bezirks Neustadt an der Mattau sich gesellen werden.

Die Schaffung des Bezirkes Rokitnitz war aus mehr als einem Grunde eine Nothwendigkeit. Der Verkehr führte die deutschen Gebirgsbewohner nicht nach dem entfernten Senftenberg oder Reichenau, sondern nach Rokitnitz, dazu kam die Einheit der Nationalität, das Uebereinstimmen des Erwerbs und der Production. Der böhmische Kamm, an dem jene deutschen Dörfer liegen, ist Hochgebirge, seine ergiebigste Erwerbsquelle der im ungeahnten Aufschwunge begriffene Flachsbau. Dasselbe gilt von dem stark betriebenen Butterhandel, der Leinen- und Baumwollenmanufactur. In ihrer 1868 an den böhmischen Landtag gelangten Petition führten jene deutschen Gebirgsbewohner auch an, daß es die Schule sei, welche sie gleichfalls zusammendränge. Der gänzliche Mangel an deutschen Mittelschulen im Osten von Böhmen wird hervorgehoben, es wird darüber Klage geführt, daß in den Schulen wohl die Ideen eines phantastischen Staatsrechts eingesogen werden, daß aber die Kinder nichts von Oesterreich erfahren. Der deutsche Geist werde systematisch ausgetrieben, die Kinder würden tschechisirt und wolle man sie davor bewahren, müsse man sie mit vielen Kosten nach der preußischen Stadt Glatz schicken. Besonders auch führten diese deutschen Gemeinden an, daß sie von jeher und bei allen Anlassen von der die Mehrheit im Reichenauer Bezirke bildenden tschechischen Bevölkerung systematisch stiefmütterlich behandelt, ihre Interessen gar nicht berücksichtigt worden seien. Das sei namentlich bei dem im Gebirge so wichtigen Straßenbau der Fall gewesen. Seit länger als vierzig Jahren haben die deutschen Gemeinden zum Straßenbau beigetragen, aber niemals thaten die Bezirke das Geringste für die Instandsetzung der Straßen im Gebirge — nur weil es deutsch war! Alle Beschwerden blieben unberücksichtigt. Die Reichenauer Bezirksvertretung lehnte z. B. am Morgen den Bau einer Straße nach dem deutschen Kronstadt ab, weil kein Geld dazu vorhanden sei, bewilligte aber am Nachmittage einen namhaften Beitrag für das tschechische Nationaltheater in Prag! Das ist wieder ein Pröbchen der berüchtigten tschechischen Ehrlichkeit. Auch heute noch giebt es im ganzen deutschen Osten von Gießhübel bis Grulich nur zweiclassige Volksschulen, bloß Rokitnitz hat eine vierclassige. Von Mittelschulen ist keine Rede. Die sind allerdings für die Tschechen in der Umgebung reichlich gegründet worden — den Deutschen aber reicht man Steine statt Brot.

Die Bildung des Bezirks Rokitnitz, die hauptsächlich Dr. Hanisch zu danken ist, ist den Tschechen ein Dorn im Auge, weil ihre rohen Majorisirungsgelüste dadurch gestört wurden. Aber in Böhmen müssen die Deutschen gerade auf diesem Wege weiter fortfahren, auf dem noch viele deutsche Splitter zu retten sind. Durchgeführt ist diese naturgemäße Trennung gleichzeitig nur noch bei den 12,000 Deutschen, die auf etwa $1\frac{1}{2}$ Quadratmeilen zu dem vorwiegend tschechischen Bezirke Böhmisch-Aicha gehörten und nun zu dem rein deutschen Bezirke Niemes geschlagen wurden. Schmerzlich harren viele andere Deutschböhmen auf Erfüllung ihrer gleichen Wünsche.

Morelet's Reisen in Centralamerika.

In jenem Theile Centralamerikas, der zwischen Yucatan im Norden und Guatemala im Süden liegt und der im Osten von Britisch-Honduras begrenzt wird, dehnt sich ein Gebiet aus, welches zu den ungekanntesten Centralamerikas gehört und seit den Zeiten der spanischen Eroberung nur selten von Weißen betreten wurde. In den Nachbarregionen weiß man viel von verzauberten Seen und untergegangenen Riesenstädten der Eingeborenen zu erzählen, die in jenem Gebiete liegen sollen. Es zu erforschen zog vor mehreren Jahren ein begüterter Franzose, Arthur Morelet, aus. Er machte dort große natur-

wissenschaftliche Sammlungen, die er im Pariser Museum niederlegte, und beschrieb sie in den Comptes rendus. Was seine Reise betrifft, so ließ er deren Beschreibung nur als Manuscript drucken und in wenigen Exemplaren vertheilen. Daß sie weiteren Kreisen zugängig werden, ist das Verdienst der Frau des berühmten Reisenden Squier, welche das Werk übersetzte. Es führt den Titel: Travels in Central America, including accounts of some regions unexplored since the conquest; from the french of the Chevalier Arthur Morelet. By Mrs. M. F. Squier. Introduction and Notes by E. G. Squier (London, Trübner, 1871). Wenn uns hier auch gerade keine neuen großen Entdeckungen entgegentreten und der Franzose manchmal leichtfertig verfährt, so enthält das Werk doch viele werthvolle geographische und naturwissenschaftliche Beiträge.

Morelet's Reise zerfällt in zwei Theile. Der erste war einem Besuch der Ruinen der alten Stadt Palenque gewidmet, in der Nähe des großen Flusses Usumasinta, im westlichen Theile des erforschten Gebietes. Das Dasein dieser Ruinen war bis 1750 unbekannt, doch sind sie seitdem in den Werken von Dupaix, Stephens u. A. hinreichend beschrieben worden. Ungeachtet der Traditionen, welche ihnen ein kaum berechenbares Alter zuschreiben, schreibt sie Morelet den Tolteken zu, die in der Mitte des siebenten Jahrhunderts Herrscher in Anahuac waren, wo die Civilisation sich friedlich entwickelte. Später, im Jahre 1052, verließen sie diese Region und wanderten in südöstlicher Richtung aus, also nach den heutigen Staaten Oajaca, Chiapas u. s. w. Hiernach, so meint Morelet, ist es leicht zu schließen, daß Palenque um jene Zeit von den Tolteken (?), die bis hierher kamen, gegründet wurde, und daß es gleichzeitig mit Mitla ist.

Der zweite, wichtigere Theil von Morelet's Reise betrifft einen Besuch des großen Sees von Itza in der Provinz Peten. Obgleich derselbe nominell im Gebiete der Republik Guatemala liegt und in vergleichsweise kurzer Entfernung von der britischen Niederlassung Belize, so konnte doch Morelet in den verschiedenen Hafenorten keine genaue Belehrung über die Lage des Sees und die dahin führenden Wege erhalten. Er ging von Palenque den Usumasintafluß aufwärts, wandte sich dann östlich und zog vierzehn Tage lang durch die herrlichsten Urwälder, deren Fauna und Flora ihm eine reiche Ausbeute lieferten. Er beschreibt die Aristolochia grandiflora mit ihren Riesenblumen, die oft einen Fuß im Durchmesser haben und wie eine Mütze gestaltet sind, so daß die Indianerkinder sie wie einen Helm aufsetzen.

Der große See, der von den Chronisten bald als See von Itza, von Peten oder der Lacandones erwähnt wird, hat nach Morelet einen Umfang von über 26 Leguas und eine Tiefe, die meistens 30 Faden übersteigt. Er empfängt keinerlei Fluß oder Bach und hat ebenso keinen Abfluß. Wie sein Wasser sich erhält, beschreibt Morelet nicht. Seine Ufer sind umgürtet von gebrochenen Kalkbergen, die einen starken Kieselgehalt zeigen. Auf einer dem südwestlichen Ufer nahegelegenen Insel erhebt sich die Indianerstadt Flores, die einzige von Bedeutung in dem fast ganz unbewohnten Districte. Morelet beschreibt die Gegend folgendermaßen: „Ich war voll von der Herrlichkeit der Landschaft, die sich von der Höhe, auf welcher die moderne Kirche steht, vor mir entwickelte. Es war die Stelle, auf der einst die alten Tempel der Itzas sich erhoben. Der Himmel war heiter, die Wasser des Sees zeigten die lieblichsten Azurfarben, und die Inseln und abschüssigen Ufer, unterbrochen von kleinen Baien, umschlossen von blendend weißen Sandgürteln, sprangen frisch und grün in die Augen. Die Insel Peten selbst zeigt eine eiförmige Gestalt; sie erhebt sich mit sanftem Abfall aus dem See und endigt in einer Platform von Kalkfelsen. Sie ist nicht groß; in einer Viertelstunde kann man sie umschreiten. Ihre Oberfläche ist mit kleinen Steinen bedeckt, ohne Zweifel den Ueberresten alter Gebäude."

Die allergewöhnlichsten Culturbedürfnisse für Nahrung und Kleidung fehlten in Flores. Die Einwohner der Stadt arbeiten nicht, sondern verbringen die Tage in süßem Nichtsthun, die Nächte in Festlichkeiten. Was die Naturgeschichte der Gegend betrifft, so beschreibt Morelet als die häufigsten Säugethiere drei Hirscharten, den Tapir, das Peccari, ein Kaninchen, ein Armadill, das Aguti, welches große Verwüstungen in den Pflanzungen anrichtet, und verschiedene Nager. Unter den Vögeln erwähnt er besonders einen kleinen Reiher (Ardea exilis), zwei Schwalben und einen Kolibri. Unter den Reptilien sind mehrere bisher noch nicht beschriebene, einschließlich einer neuen Schildkröte (Emys areolata) und dem Crocodilus Moreleti, dessen Fang dem Reisenden fast das Leben kostete. Es giebt 15 verschiedene Fischarten im See Itza, die ihm fast alle eigenthümlich sind. Bei der Isolirung des Sees von allen Wassersystemen ist diese Thatsache von großer Bedeutung für die geographische Verbreitung der Fische wie die Lehre von der Entstehung der Arten.

Von Flores wanderte Morelet in südlicher Richtung nach der Stadt Guatemala, wobei er die Wasserscheide passirte, welche die nach Osten zu in die Hondurasbai fließenden Ströme von den nach Westen in den mexicanischen Golf strömenden trennt. Ein Stationsplatz auf diesem Wege ist Campamac, welches auf den Karten als ein ziemlich großer Ort verzeichnet steht, in der That aber nur „ein halbes Dutzend wurmstichiger, mitten im Walde in den Boden gesteckter Pfähle mit einem Strohdache darüber" ist. Etwas weiter südlich, in der Nähe der Indianerstadt Cahabon oder Cajabon trat der Wanderer aus dem Urwalde heraus, den er seit Flores nicht verlassen hatte, und gelangte in die weite Savannenregion, welche den südlichen Theil Guatemalas charakterisirt. Die Indianer des Districts gehören zu einer von den Mayas verschiedenen Race; sie sind dunkler, mit weniger regelmäßigen Zügen und weniger symmetrischen Formen. Die Stirn ist niedrig, die Backenknochen stehen stark hervor und der Scheitel des Kopfes ist so zugespitzt, daß man an künstliche Bildung glauben muß. Die Civilisation, welche von den Dominicanern eingeführt wurde, verfällt allmählich, und europäische Laster, in Verbindung mit der nationalen Indolenz, tragen dazu bei, die Zahl der Indianer mehr und mehr zu verringern.

Kuldscha am Ili, die neueste Erwerbung der Russen in Asien.

An der Grenze des chinesischen Reiches bröckelt eine Provinz nach der andern ab; auch die Sungarei, dieses sogenannte Thian schan pe lu, d. h. das Land im Norden des Himmelsgebirges, ist dem Beherrscher des Blumenreiches der Mitte verloren gegangen. Es bildete das Gouvernement Ili, und wurde so benannt nach dem Flusse, welcher sich von Süden her in den Balchasch-See ergießt. Dasselbe war 1759 von den Chinesen erobert worden; sie zertrümmerten damals das Reich der Oelöten oder Sungaren (Dsungaren), welches eine Zeitlang in Innerasien eine wichtige Rolle gespielt hatte. Ili diente ihnen namentlich als Strafcolonie, in welcher Abtheilungen von Mandschukriegern ihre Standlager hatten. In commercieller Hinsicht hat das Land eine vortheilhafte Lage, es wird nach allen Richtungen hin von Karawanen durchzogen und der Handel ist ungemein lebhaft. Der chinesische Militärgouverneur hatte seinen Sitz in der Hauptstadt Kuldscha (42° N.), die auch Ili heißt, d. h. die schimmernde; bei den Chinesen heißt sie Hoei juan tsching, d. h. die Stadt des Militärgouvernements; sie ist erst 1764 gegründet worden. Wir werden gelegentlich über Kuldscha die Mittheilungen veröffentlichen, welche wir von einem Deutschen aus Rußland erhalten haben; hier bringen wir vorerst einen Auszug aus einem Aufsatz, welchen der mit den innerasiatischen Verhältnissen gründlich vertraute Oberst Weniukow in der Zeitung „Golos" veröffentlicht hat.

„Der Bezirk Kuldscha hat ein Areal von höchstens 900 Quadratmeilen, ist also siebenmal kleiner als das Gebiet Ssemiretschensk. Da derselbe aber überall (außer auf der westlichen

Grenze mit unseren Besitzungen) von Gebirgen umgeben ist, von denen sich reiche Gewässer ergießen, bildet er, obgleich mitten unter den asiatischen Wüsten belegen, eine Oase, die eine größere Bevölkerung aufnehmen kann, als Ssemiretschensk. Selbst nach den vielen inneren Kriegen und Emigrationen hat der Bezirk noch 102,000 Bewohner, während er deren im Jahre 1850 gegen 300,000 zählte, von denen zwei Drittel sich mit Ackerbau und anderen Gewerben beschäftigten. Eine breite Zone fruchtbaren Landes liegt am Fuße des Bergamphitheaters, welches die Provinz im Norden, Osten und Süden umschließt, und nur in der Mitte findet man am Flusse Ili Steppen, die jedoch, da überall hinreichendes Wasser vorhanden ist, in Ackerland und Gärten haben umgewandelt werden können, so daß daselbst sich eine Ausnahmeerscheinung für Asien, Wald, eingefunden hat.

Der Bezirk Kuldscha producirt Weizen (das 40. Korn), Hirse, stellenweise sogar Reis, Aepfel, Weintrauben, Aprikosen und vorzügliche Melonen. Die Gebirge enthalten Steinkohlen, Kupfer, Silber und Blei. Trotz der Mangelhaftigkeit der Bearbeitung der Steinkohlengruben durch die Chinesen wurden so viel Kohlen gewonnen, daß die Bewohner der Umgegend mit Brennmaterial, diesem in Asien so kostbaren Artikel, versorgt werden konnten.

Als die Chinesen 1757 das obere Ilithal erobert hatten, begriffen sie sofort die günstige Lage desselben zur Ansiedlung für sich selbst. Sie trugen kein Bedenken, zu diesem Zwecke etwa eine Million Dsungaren auszurotten; um aber das Land besser auszubeuten, verpflanzten sie Turkestaner, Mandschuren, Tschacharen, Solonen und Sibos dahin, Menschen, die theils Gewerbetreibende, theils Krieger waren. Auch sandten sie ihre zur Ansiedlung bestimmten Verbannten dahin, so daß die Bevölkerung eine sehr bunte wurde. Es ist jedoch bemerkenswerth, daß die Chinesen, die auf den Trümmern des Dsungarenreiches ihren Ilibezirk errichtet hatten, niemals die eigentlich herrschende Nationalität bildeten. Die Aufstände waren häufig, und der von 1827 zeichnete sich durch besondere Heftigkeit aus. Unter dem Einfluß der Erfolge der muselmännischen Insurrection in China selbst, und in Urulischtschi brach 1865 der letzte Aufstand der Dunganen, d. h. der bereits zu Chinesen gewordenen mohammedanischen Turkestaner, aus, und die chinesische Garnison von Kuldscha fiel als ein Opfer des Krieges, worauf denn auch der größte Theil der friedlichen Chinesen von den Insurgenten hingeschlachtet wurde.

Im Jahre 1867 ging die Herrschaft, deren sich die Dunganen bemächtigt hatten, an die Tarantschen, d. h. die reinen Turkestaner, über, welche sie auch bis zum 22. Juli 1871 besaßen. Gegenwärtig befinden sich in dem ehemaligen chinesischen Bezirk Kuldscha 39,000 Tarantschen, 28,000 Kirgisen und Dunganen, 30,000 Kalmücken, Tschacharen, Soloner und Sibos und 5000 Chinesen."

(Die hier in Weniukow's Bericht erwähnten Tschacharen sind Ost-Mongolen. Tschachar bedeutet ein mongolisches Grenzland; dasselbe stößt im Osten an das mongolische Königreich Gescheckten, im Westen an Tumet, im Norden an Suniot, im Süden an die Große Maner. Jeder Tschachar ist Soldat des Kaisers und bezieht je nach seinem Range einen Jahressold. Das Volk zerfällt in acht Banner, chinesisch Pa ki; sämmtliche Würdenträger und Befehlshaber setzt der Kaiser ein; aller Grund und Boden ist unveräußerlich; auf den Steppen weiden die 360 Roßherden, jede 1200 Köpfe stark, welche dem Kaiser gehören. Das ganze Land ist, nach Huc's Ausdruck, ein großes Feldlager, in welchem ein Reserveheer steht. — Die Solonen sind West-Mandschu, deren Stammsitze in Tsitsikar liegen; das Wort bedeutet Bogenschütze. — Ueber die Sibos kann ich keine Auskunft geben. — A.)

* * *

— In keinem andern Lande der Welt wird in der Presse so viel politische und sociale Quacksalberei getrieben als in Frankreich. Jetzt hat sich wieder ein neuer Gesellschaftsretter aufgeworfen; er ist kein geringerer Mann als Seine Majestät Orelie der Erste, König der Araukaner. Dieser Abenteurer war vor etwa zehn Jahren unter den Araukanern in Chile erschienen, hatte die Kaziken beschwindelt, sich von ihnen zum König ausrufen lassen und sie zum Kriege gegen die Chilenen aufgereizt. Diese fingen Seine Majestät und ließen ihn laufen. Er saß später in Paris im Schuldgefängnisse; vor etwa zwei Jahren tauchte er dann plötzlich wieder in Südamerika bei den Araukanern auf, um seine Ansprüche auf den Thron zur Geltung zu bringen. Die Indianer kümmerten sich jedoch nicht um ihn, und nun befindet er sich in Marseille, wo er „die stählerne Krone" herausgiebt (la Couronne d'Acier); diese Zeitung soll „die neue politische Zukunft einweihen". Redacteur und Eigenthümer ist „Prinz O. A. (Orelie Antoine) de Tonnens (das ist sein Vatername), König von Araukanien und Patagonien, das ist Neu-Frankreich, und zukünftiger König von Frankreich." Die modernen Gallier hätten demnach einen Kronprätendenten mehr, und dieser ist so gut wie die anderen alle.

— Im Hinblick auf die über ganz Nordamerika verbreitete politische Corruption, die politische Ehrlosigkeit, die Aemterjägerei, die Rohheit eines großen Theils der Massen, welche bei den Wahlen den Ausschlag geben, dann auch insbesondere mit Rücksicht auf die bekannten Betrügereien in Neuyork, hat der „Verein christlicher junger Männer" in Boston erklärt und beschlossen: „daß die republikanische Regierungsform als ein mißlungenes Experiment zu betrachten sei." Das geschah in der Stadt, welche als Wiege der Republik bezeichnet wird!

— Von den „Colleges" höherer Lehranstalten in den Vereinigten Staaten haben die Methodisten 40, die Baptisten gleichfalls 40, die Presbyterianer 35, die Congregationalisten 15, die Episcopalen 14, die Lutheraner 12, die Katholiken aber die meisten, nämlich 53. Die Jesuiten sind namentlich von St. Louis aus ungemein thätig, die höheren Lehranstalten mit ihren Anhängern zu besetzen.

— Im Territorium Wyoming wurde, wie wir vor etwa einem Jahre im „Globus" meldeten, den Frauen das Stimmrecht ertheilt; auch durften sie als Geschworene fungiren. Nun ist ihnen das Stimmrecht wieder aberkannt worden. Es tritt auch dabei wieder das häßliche Parteitreiben hervor. Die Demokraten setzten das Frauenstimmrecht durch, weil sie herausgerechnet hatten, daß sie die Mehrzahl der weiblichen Stimmen erhalten würden. Als sie sich darin getäuscht sahen und als die Frauen für die republikanische Partei stimmten, kehrten sie, da sie noch die Mehrheit haben, den Spieß um. Wenn die Republikaner ans Ruder kommen, werden die Frauen möglicherweise das Stimmrecht zurück erhalten!

— Am 3. December 1871 wurde Jamaica wieder von einem Erdbeben heimgesucht. Am 28. November war ein solches auf der westindischen Insel Dominica verspürt worden; hier folgten zwei ziemlich heftige Stöße rasch nach einander.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Agassiz über das muthmaßliche Thierleben in der Tiefe des südatlantischen Oceans und die Eiszeit auf der südlichen Halbkugel.

r. d. Während man früher glaubte, daß in einer Tiefe von etwa 800 Metern das thierische Leben im Meere gänzlich aufhöre, hatten die neuesten Untersuchungen, namentlich der englischen, nordamerikanischen und skandinavischen Naturforscher, auf das Ueberzeugendste dargethan, daß auch in den größten Tiefen des Meeres eine sowohl an Arten als an Individuen reiche Fauna vorkomme, deren Vertheilung sogar weniger von der Tiefe als von der Temperatur der verschiedenen Strömungen abzuhängen scheint, welche in den untermeerischen Regionen sich zeigen. Die neuen Formen von niedrigen Organismen, welche man entdeckte, zeigten, zur nicht geringen Ueberraschung der Naturforscher, theilweise eine große Uebereinstimmung, ja theilweise auch eine Identität mit längst untergegangenen Organismen, die wir bisher nur als Versteinerungen in den geologischen Schichten unserer Erde auffanden. Nach Carpenter giebt es auch unter den höheren Typen von Mollusken, Stachelhäutern, Korallen und Schwämmen in der Tiefe Arten, welche mit denen der Kreide übereinstimmen. Ueber ungeheure Strecken des Tiefseebodens sind tiefe Lager von noch lebenden Rhizopoden (Wurzelfüßern) verbreitet, deren Schalen durch ihre Anhäufung einen förmlichen Kreideschlamm darstellen und unter welchen die Gattung Globizerina die häufigste ist. Man kann daher mit Recht sagen: Die Ablagerung der Kreideformation, die man nach den bisherigen Vorstellungen seit Hunderttausenden von Jahren abgeschlossen glaubte, geht heute noch vor sich.

Diese jetzt allbekannten Thatsachen vor Augen, wagt Professor Agassiz von der Cambridgeuniversität (Massachusetts) noch einen Schritt weiter zu gehen. Science may anticipate the discovery of facts, sagt er. Die Anwendung dieses Grundsatzes auf Tiefseeforschungen ist neu, aber paradox ist derselbe darum nicht, denn auf anderen Gebieten der Wissenschaft finden wir ihn bereits mit Erfolg bestätigt. Oder sollen wir daran erinnern, daß z. B. in der Astronomie die Theorie, der Beobachtung vorgreifend, es wagte, nie Gesehenes mit Sicherheit zu bestimmen, unbekannte Weltkörper zu errechnen? Aus den Störungen des Uranus berechnete Leverrier die Bahn des unbekannten Störers, Galle richtete das Fernrohr nach dem Himmel und der Planet Neptun war entdeckt, genau an dem Orte, wo er nach Leverrier's Berechnungen stehen mußte.

Erwägen wir dieses, dann dürfen wir uns über die Muthmaßungen, die Agassiz über das Leben in der größten Tiefe des südatlantischen Oceans anstellt, nicht allzu sehr wundern. Es sind keine hohlen Phantasien, und die Möglichkeit, daß Entdeckungen von Wesen, wie er sie zu finden hofft, dort stattfinden, ist keineswegs ausgeschlossen. Wie heute die Pygmäen der Alten durch die Entdeckungen von Zwergvölkern in Innerafrika durch Du Chaillu und Schweinfurth Fleisch und Blut erhalten haben, so können auch die Kraken und Seeschlangen der Fischer und Seeleute noch zur Geltung gelangen.

Wir haben bereits früher („Globus" XIX, 351) auf die große amerikanische Tiefseeforschungs-Expedition hingewiesen, die unter Agassiz und Graf Pourtalès ins Werk ge-

setzt werden sollte. Im Dampfer „Haßler“ ist sie nun im December vorigen Jahres glücklich abgegangen, zuvor aber hat Agassiz in amerikanischen Blättern seinen prophetischen Brief veröffentlicht, auf den wir jetzt eingehen wollen.

Agassiz nimmt an, daß in der Stufenfolge der Thiere, in ihren Structurverhältnissen, in der Ordnung ihrer Aufeinanderfolge in geologischen Epochen, der Art ihrer Entwickelung aus dem Ei und ihrer geographischen Verbreitung auf der Erdoberfläche eine Wechselbeziehung herrsche. Ist dem so, dann dürfen wir in den größeren Tiefen des Oceans auch Vertreter jener Thiertypen erwarten, welche in früheren geologischen Perioden vorherrschend waren, oder eine größere Aehnlichkeit mit jüngeren Zuständen der höher entwickelten Glieder derselben Typen oder mit niederen Formen zeigen, welche heutzutage ihren Platz einnehmen. Was Agassiz hiermit meint, entwickelt er nun an Beispielen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß unter den Wirbelthieren weder Säugethiere noch Vögel in der Tiefsee existiren können, und daß, wenn dort Reptilien sich finden, es nur solche sein können, welche den ausgestorbenen Typen der Juraperiode gleichen. Also die Ichthyosaurier oder riesigen Fischeidechsen, die Plesiosaurier mit dem schlangenartigen Halse und die Pterodactylusarten, von denen man nach der Skelettbeschaffenheit schließt, daß sie fliegende Eidechsen waren. „Doch ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß noch einer ihrer Repräsentanten am Leben sein sollte.“ Unter den Fischen hofft Agassiz jedoch darauf, die Vertreter solcher alten geologischen Geschlechter zu entdecken. Zunächst denkt er an die Ganoiden oder Schmalzschupper, die in der heutigen Welt nur durch wenige Arten repräsentirt sind. Er hofft von verschiedenen Typen, die in der secundären zoologischen Periode vorkommen, Repräsentanten zu finden, also die geologische Zeit der Trias, des Jura und der Kreide. Damit der Leser sehe, um welche ausgestorbenen Fischarten es sich hier handelt, setzen wir dieselben in Abbildungen hierher. Da sind zunächst die Pycnodonten, welche allerdings schon vor der secundären Zeit im Zechstein auftreten. Es sind breite, hohe Fische mit tafelförmigen Schuppen, ungetheilter, knorpeliger Wirbelsäule und breiten, pflasterförmigen Zähnen mit hohler Wurzel, besonders jene in der Mitte der Kiefer. Die Seitenzähne sind kleiner, rundlich. Wir bilden einen Pycnodus aus der Juraformation hier ab. Auch

Pycnodus rhombus.
Abdruck des ganzen Fisches.
Torre d'Orlando.

Pycnodus gigas.
Kinnladenstück aus dem Portlandkalke.

Sauroiden und Lepidoiden hofft Agassiz zu fischen. Letztere Fische haben eine schiefe Schwanzflosse und eckige Schuppen. Zu ihnen gehört die in den Juraschichten nicht seltene Gattung Lepidotus, die den Karpfen in der Körperform nahe stand und wie diese vorn in der Rücken- und Afterflosse dicke Strahlen hatte. Das Maul ist klein, wenig gespalten, die Zähne sind stumpf, meist unter der Krone etwas eingeschnürt. Bei der hier abgebildeten Art stand mitten auf der Krone noch ein kleines Knötchen. Zu den Lepidoiden werden sich dann noch Coelacanthus-Arten, Amioiden und den Glyptolepis ähnliche Fische gesellen. Unter den Selachiern rechnet Agassiz auf die Entdeckung einiger neuen Arten von Cestracionten oder Hybodonten, wodurch ein Bindeglied zwischen letzteren und Odontaspis geschaffen würde. Was die Gattung Hybodus betrifft, so beginnt diese im Muschelkalke und stirbt in der Kreide aus. Es waren haiartige Knorpelfische mit stumpfen Kegelzähnen und knochigen Stacheln in den Rückenflossen, von welchen bei der Versteinerung nur Zähne und

Lepidotus Mantellii. Aus dem Hastingsstande.
a Kieferstück. b Von der Seite. c Einzelne Schuppe.

Stacheln übrig bleiben konnten. Es wird also doppelt interessant sein, wenn Agassiz' Vermuthung sich bestätigt und irgend ein lebender hybodusartiger Fisch zum Vorschein käme. Die Stacheln sind meist sehr groß, etwas gebogen, unten dick, oben spitzig. Die Zähne haben einen rundlichen, mittlern Kegel, auf dessen beiden Seiten kleinere secundäre Kegel stehen. „Ich hoffe auch Arten zu finden, die mit Corax verwandt sind, oder dieses Geschlecht mit Notidanus, vielleicht auch jurassischen Formen verknüpfen.“ Was Corax betrifft, so ist dies ein echter Haifisch, von dem man zahlreiche, wohlerhaltene, scharfschneidige Zähne in der Kreide findet. Ihre Krone ist breit, aber niedrig und am Rande sägeartig gezähnelt. Unter den Chimäroiden dürfen wir erwarten, einige neue Geschlechter aufzufinden, welche den ausgestorbenen Formen näher stehen, als den jetzt

Rückenstachel von Hybodus tenuis. Aus dem Muschelkalke.

Hybodusstachel. Aus dem Néocomien.

lebenden dieser Familie. Am bekanntesten unter letzteren ist die Chimäre, der nordische Seedrache, auch Häringskönig ge-

Zahn von Hybodus plicatilis.

nannt, ein den Stören verwandter, monströs aussehender Fisch, daher auch Chimaera monstrosa genannt. — „Was die ge-

Corax pristodontus. Vergrößerte Schuppe von Beryx microcephalus.
Beide aus der weißen Kreide.

wöhnlichen Fische anbetrifft, so nehme ich für sicher an, daß Beryx-Geschlechter zu den vorhandenen entdeckt werden, solche, die sich vielleicht Acanus oder eher Sphenocephalus nähern; auch Typen, die Istieus, Anenchelum und den Osmeroiden, Elops und Argentina verwandt sind. Dercetis und Blochius können auch heraufkommen. Arten aller Thierclassen, welche bisher nur sehr selten von Fischern und Naturforschern gefunden wurden, dürften auch in den Tiefen häufiger sein, da, wohin bisher keine Angeln ausgeworfen wurden. Wir wissen ja überhaupt noch nicht, bis zu welcher Tiefe Fische vorkommen. In Bezug auf diesen Punkt hoffe ich positive Daten zu erhalten."

Dieselben Hoffnungen, die Agassiz bei den Fischen hat, bringt er auch den Mollusken entgegen. Es steht zu erwarten, daß eine Mannichfaltigkeit nautiloider Cephalopoden entdeckt werden, da der eigentliche Nautilus und Spirula nur so selten lebend gefunden werden, und was neue Formen betrifft, so erwartet Agassiz solche, welche die Charaktere von Argonauta und Nautilus verbinden; einige können auch aufgewunden sein nach der Art von Turrilites. Die Turriliten sind Kopffüßler, die man in der Kreide versteinert gefunden hat, und die von ihren Verwandten sich dadurch unterscheiden, daß sie kegelförmige Schneckengänge bilden. Uebrigens sind sie echte Cephalopoden, haben gekammerte Schalen mit gefranzten Querwänden und einen ziemlich weiten durchbohrten Nabel. Selbstverständlich werden Belemniten ge-

Turrilites catenatus. Aus dem Albien.

funden werden. Unter den Gasteropoden wird Agassiz nach hochgewundenen Natica-artigen Typen, nach Stellvertretern von Acteonella, Avellana und dergleichen suchen; nach kleinen Volutoiden der tertiären und Kreidetypen, nach Rostellarien, selbst nach Nerineen, und ganz besonders nach Formen, die zwischen Firula und Cypraea stehen. Unter den Acephalen erwartet er verschiedenartige Myaceen, die sich jenen nähern, welche er in seinen Monographien jener Familie aus der Jura- und Kreideformation beschrieben hat. Er hofft die Geschlechter Ceromya, Corimya, Circomya, Goniomya, Pholadomya vertreten zu finden. Er hofft ferner auf Cardinien, Cardiaceen, mehr verwandt dem Conocardium als den noch lebenden Arten, und die vielleicht zum Geschlecht Opis hinüberleiten, oder zu Trigonien von den ausgestorbenen Typen ähnlich Myophoria. Daß die Ernte an Brachiopoden reich sein wird, steht nicht zu bezweifeln. Das genannte Geschlecht Opis, das in der Kreide und im Jura vorkommt, zeigt regelmäßige, herzförmige, symmetrische Schalen, die dick und vollkommen geschlossen sind. Die Buckeln sind groß und vorstehend. Man sieht, Agassiz hofft viel und ist nicht gerade bescheiden in seinen Ansprüchen. Außer den von uns hier citirten Geschlechtern führt er noch eine große Anzahl anderer an.

Opis elegans. Aus der chloritischen Kreide.
a Die ganze Muschel von hinten.
b Die linke Schale mit dem Schlosse von innen.
c Die Muschel von der Seite.

In Bezug auf Crustaceen stellt Agassiz nicht minder hohe Ansprüche. Auch bei diesen sollen die längst untergegangenen, nun in den Schichten des Jura, der Kreide 2c. begrabenen Geschlechter wieder auferstehen, und was wir bisher nur in den feinen Abdrücken des Solenhofer Schiefers kannten, soll in Fleisch und Blut aus der Tiefe des südatlantischen Oceans ans Licht gefördert werden. Da ist von langschwänzigen Krebsen zunächst das Genus Eryon, ausgezeichnet durch breite, flache Kopfbrust, langgestielte, kurze äußere und kurze vielgliederige innere Fühler und lange

Eryon arctiformis. Aus den Solenhofener Schiefern.

schlanke Scheeren des ersten Fußpaares. Gampsonyx, Pemphyx, Amphipoden und Isopoden werden heraufbeschworen.

Was die Echinodermen oder Stachelhäuter betrifft, so ist deren Classification und Embyologie so gut bekannt, daß es hier noch leichter ist, die erwarteten Entdeckungen vorauszubestimmen, als bei allen anderen Classen und Ordnungen des Thierreichs. „Ich hoffe auf das Bestimmteste," schreibt

Agassiz, „Spatangoiden zu finden, die sich Holaster, Toxaster, Ananchytes, Hemipneustes oder Metaporhinus nähern, oder andere, die Dysaster Echinolampus ähnlich, sich Pygurus nähern, Nucleoliten leitend nach Clypeus, Galerites u. s. w., und wieder Cidariten ähnlich Cidaris glandifera und Cidaris clavigera.“ Damit der Leser sehe, um welche Seeigel es sich hier handelt, bilden wir einige der erwarteten Formen aus dem Jura ab, einen keulenförmigen Stachel des „Turbanigels“, der unter dem Namen „Judenstein“ häufig in den Sammlungen vorkommt und vom Berge Karmel stammt, und zwei Dysaster-Arten, ausgezeichnet dadurch, daß die Fühlergänge nicht auf dem Scheitel zusammenstoßen, sondern in zwei, von einander entfernten Punkten zusammenlaufen.

Cidaris glandifera. Berg Karmel. Dysaster capistratus. Oxfordmergel. Dysaster ringens. Unter-Oolith.

Ebenso sollen die Seesterne, Goniaster und Luidia, vor Allem die Crinoiden, Pentacrinus, Apiocrinus und Eugeniacrinus ihr Contingent stellen. Nachdem der Norweger Sars die schöne Entdeckung des Rhizocrinus Lofotensis gemacht hat, zweifeln wir keineswegs, daß Agassiz auf diesem Gebiete wenigstens seine Erwartungen nicht getäuscht sehen wird, wenn auch andere Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen sollten. Das Gleiche wird bei den Korallen der Fall sein, denn hier hat Graf Pourtalès bereits nachgewiesen, wie viele bereits untergegangen geglaubte Geschlechter in großen Tiefen noch fortexistiren. Alle dem gegenüber müssen wir, ohne sanguinisch zu sein, uns ruhig auf das Abwarten verlegen. Manche Hoffnungen des tüchtigen Gelehrten werden ihre Bestätigung finden, in mancher Beziehung hat er sich vielleicht getäuscht.

„Von großem Interesse wird unsere Expedition für die Erforschung des Gegensatzes der Tiefseefauna der südlichen und der nördlichen Halbkugel sein. Schließt man nach dem, was Australien uns schon gebracht hat, dann dürfen wir erwarten, daß die Thierwelt der südlichen Hemisphäre einen alterthümlichern Charakter zeigt, ebenso wie Nordamerika gegenüber Europa, indem hier (in Nordamerika) Thiere und Pflanzen noch leben, deren Typen in Europa nur noch fossil gefunden werden.“

Am Schlusse seines an Professor Benjamin Peirce gerichteten Briefes kommt Agassiz noch auf einen andern kaum minder wichtigen Gegenstand zurück, der ihm ebenso wie die Tiefseeforschungen ans Herz gewachsen ist. „Während der ersten drei Jahrzehnte dieses Jahrhunderts glaubte die wissenschaftliche Welt, daß die erratischen Blöcke, welche einen so hervorragenden Zug in der geologischen Physiognomie der Oberfläche Europas bilden, durch Stromwasser fortgeführt worden wären, die nach dem Durchbruch der Schranken vor den großen Alpenseen entstanden, oder von Norden her durch Erdbebenwogen ausgingen. Es waren Schäfer, welche zuerst die Idee aufbrachten, daß in den Thälern der Schweiz diese ungeheuren Blöcke durch Gletscher transportirt worden waren, und Schweizer Geologen, wie Venetz und Charpentier, bestätigten zuerst die Richtigkeit dieser Thatsache. Diese Ansicht blieb indessen anfangs auf die Nachbarschaft der Alpen beschränkt, bis ich annahm, diese Erscheinung möchte eine allgemeine, über die ganze Erde verbreitete gewesen sein. Dies ward bestätigt, als ich im Jahre 1840 unzweifelhafte Spuren von Gletschern in Schottland, England und Irland entdeckte, in Gegenden, welche in keinerlei Beziehung mit der Erhebung der Alpen stehen konnten. Seit jener Periode wird die Eiszeit von den Geologen als feststehende Thatsache anerkannt, was auch die Verschiedenartigkeit der Meinung unter ihnen in Bezug auf die Ausdehnung der continentalen Eismassen, über ihren Ursprung und über die Art ihrer Bewegung sein mag.

„Es giebt jedoch eine Art von Thatsache, welche jeden Zweifel darüber entfernt, daß die größere Ausdehnung der Gletscher in früheren Zeitaltern mit kosmischen Veränderungen in der physikalischen Beschaffenheit unsers Erdballes verknüpft war. Alle die Erscheinungen, welche die Eiszeit charakterisiren, müssen in der südlichen Hemisphäre mit denselben kennzeichnenden Zügen gefunden werden, wie auf der nördlichen, mit dem wesentlichen Unterschiede, daß hier jedes Ding umgekehrt erscheint. Also die Richtung des Eisschliffes muß von Süden nach Norden zu gehen. Die Leeseite der abgeschliffenen Felsen muß sich auf dem Nordabhange der Berge und Bergketten finden, und die Blöcke müssen von den Felsenblößen stammen, die südlich von ihrem gegenwärtigen Lagerpunkte sich ausdehnen. Ob dieses nun der Fall ist oder nicht, ist bisher durch directe Beobachtung noch nicht festgestellt worden. Ich hoffe es darzuthun durch die ganze gemäßigte und kalte Zone der südlichen Hemisphäre hindurch, mit der einzigen Ausnahme der gegenwärtigen Gletscher Feuerlands und Patagoniens, die wohl Blöcke nach allen Richtungen hin transportirt haben. Selbst in Europa haben bisher die Geologen noch nicht genügend unterschieden zwischen Localgletschern und den Erscheinungen, welche einerseits mit ihren verschiedenen Graden von allmäligem Rückzuge und den Thatsachen andererseits zusammenhängen, welche die Thätigkeit einer ausgedehnten und zusammenhängenden Eisdecke anzeigen, die sich über den ganzen Continent von Norden nach Süden zu bewegte. Unzweifelhaft ist die Abschleifung der Gipfel der großbritannischen Gebirge, besonders kenntlich am Schiehallion, der großen europäischen Eisdecke zuzuschreiben, und zwar während der größten Ausdehnung der Eiszeit in Europa. Sie hat nichts zu thun mit den Localgletschern der britischen Inseln.

„Unter den bereits von der südlichen Halbkugel bekannten Thatsachen sind es die sogenannten Riversoffsteine der Falklandinseln, welche die Aufmerksamkeit Darwin's während seiner Kreuzfahrt mit dem Capitän Fitzroy anzogen und die bis zu dieser Stunde ein Räthsel geblieben sind. Ich glaube, es wird im Lichte der glacialen Theorie nicht schwer sein, ihren Ursprung zu erklären, und ich bilde mir ein, sie werden sich als nichts Anderes ausweisen, als Grundmoränen, ähnlich den „Horsebacks“ von Maine. Man dürfte fragen: Was hat denn die Eiszeit mit Tiefseeforschungen zu thun? Der Zusammenhang ist enger, als man auf den ersten Anblick glaubt. Wenn die Drift (die durch die Eiszeit hervorgebrachten Erscheinungen) nicht glacialen Ursprungs ist, sondern das Erzeugniß von Meeresströmungen, so bildet dieselbe sofort einen Gegenstand, der in die Grenzen der Expedition fällt, und ich glaube, daß schließlich sich herausstellt, daß, sofern sie von der See angehäuft ist, die Drift der Niederungen Patagoniens bis zu ihrer gegenwärtigen Ausdehnung durch die fortgesetzten Eingriffe des Oceans weggespült wurde, wie die nördlichen Gestade Südamerikas und Brasiliens.“

Agassiz hofft schließlich, daß wenigstens einige seiner Voraussagen in Erfüllung gehen möchten.

Lieder und Gesänge aus sibirischen und russischen Gefängnissen.

Von **Dr. G. M. Ascher**, Professor aus Heidelberg.

II.

5. Klage Iwan Tschernischow's.

Dieses alte Lied ist aus mehreren gut ineinander gepaßten Stücken, theils Original, theils aus anderen Liedern, zusammengefügt; darunter namentlich ein Fragment aus dem sehr alten Liede: „An die Donnerwolke.“ Das Lied ist voll von Lautspielereien, die sich in der Uebersetzung nicht veranschaulichen lassen: unregelmäßige Reime, Alliteration und dergleichen. Auch mußte gerade an einer der hauptsächlichsten Stellen vom Original abgewichen werden, weil dessen Gedanke sich deutsch schwer wiedergeben ließ. So hat denn das Lied durch die Uebertragung sehr bedeutend gelitten.

Einst wandelt' ich, guter Jüngling, auf freiem Feld' umher,
Als weiches Lager nur — das grüne Rasenbett,
Und zum Kopfkissen nur — seidenweiches Gras.
Als ich so im Dorfe Lyskow war,
Dort gebauet war ein fester Kerkerthurm,
Gefangen hielt man den guten Jüngling,
Den guten Jüngling Tschernischow Johann Gregorsohn.
Im Kerker wandelt er und weinend klaget er,
Weinend klaget er, zu Gott er betet:
Ergieß, ergieß dich, du Donnerwolke,
Zerschlage fluthend und donnernd den Kerker.
Im Kerker sitzen wir wider Willen und
Wider Willen nur, und ohne Lust daran.
Alle Gefangenen würden dann fliehen,
Im dunklen Walde sich wieder sammeln
Und würden wandern auf das Feld hinaus,
Auf das Feld hinaus, das Feld, das weite.
Komm, o komm, rothes Sonnenlicht,
Wärm', o wärm' uns gute Jünglinge,
Gute Jüngling' und arme Waisen,
Arme Waisen ohne Heimathsschein.
Unter der Stadt lang, unter der untern,
Fließt vorbei der Strom, der reißende,
Des Stromes Name Wolga-Mütterchen,
Fließt Wolga-Mütterchen, mit wilden Stein-Stückchen,
Und auf dem Flusse schwimmt ein leichtes Fahrzeugchen,
Leichtes Fahrzeugchen ist reich verziert,
Alle Jünglinge das Fahrzeug führt.

Um den Leser einigermaßen mit den Lautspielen des Originals bekannt zu machen, geben wir von den letzten vier Zeilen eine aus deutschen und französischen Lautzeichen gemischte Umschreibung:

Tetschot Wolga-Matuschka c' dikim melkun kamuschkom
Kak po rétschnitie plyriot legka lodotschka
Eba lodotschka isukraschenaia
W'ço molodtschikami isußagenaia.

Die untere Stadt (Nischni-Gorod) ist das weltbekannte Nischni-Nowgorod (untere Stein-Stadt) an der Wolga. — Die Ausdrücke: der „gute Jüngling“, das „freie Feld“, der „feste Kerker“, der „dunkle Wald“, das „rothe Sonnenlicht“, „Wolga-Mütterchen“, sind typische Ausdrücke der Volkspoesie, die in Hunderten von Volksliedern wiederkehren.

6. „Sauer-süßes“ Klagelied.

Aus den oben mitgetheilten Gründen geben wir von diesem Liede nur die Motive:

Es sitzt ein Vögelchen im Käfig, wie ein Fischlein im Netze, und bemüht sich, zu entkommen. Doch nur seine Flügelfedern zerreißt es und sein scharfes Schnäbelchen wetzt es stumpf und zerstoßt es an den Wänden des Käfigs.

Warum fließen unsere Thränen? Ich armer Knabe erinnere mich frühe der Zeiten, wo mir Brot zur Sättigung und ein weiches Lager nicht fehlte. Jetzt habe ich nur eine elende Matte aus Baumbast.

Ich bitte flehentlich um die Entscheidung meines Schicksals. Ich weiß nicht, was aus mir, und Ihr Brüder wißt nicht, was aus Euch werden wird.

Die Eisen schneiden mir in die Fußgelenke und in die weißen Arme.

Ich habe mir die Augen müd' und krank geschaut, indem ich durch das Kerkergitter auf die Straße blickte, wie dort alle Menschen frei umhergehen — ich allein, armer Knabe, in der Unfreiheit.

7. Klage des gefangenen Mädchens.

Dieses im Original höchst anmuthige Lied verliert sehr viel durch die Veränderung einiger Ausdrücke, die einen weder in wörtlicher Uebersetzung noch durch Umschreibung genau wiederzugebenden Sinn haben, sowie durch Aufopferung des hier ziemlich regelmäßigen Reimes:

Ach, Freiheit, meine Freiheit, theure Freiheit,
Theure Freiheit, süße Mädchenfreiheit.
Das Mädchen, in Moskau ging sie, die Schönheit verlor sie,
Die Schönheit verlor sie, und ins Zuchthaus verfiel sie;
Trüb' und kummervoll dem schönen Mädchen, im Zuchthaus zu sitzen.
In der Unfreiheit sitzen, durch's Fensterlein blicken,
An dem Fenster vorbei liegt der Straßenweg,
Ob auf dem Wege auch viele fahren, geh'n,
Von meinem Vania ist da keine Spur zu seh'n.
Auf den schnellen Fluß hin ziehet Vania mein,
Dort ziehet Vania mein. — Waaren kauft er ein.
Waaren kauft er ein der Kaufmannstochter.
Ach, das ist schmerzlich mir, wenn sie auch schöner,
Ist sie darum schöner, weil ihr Haar länger,
Weil ihr Haar länger, die Brauen schwärzer?

II. Knutenstrafe.

Zu den ältesten Liedern unserer Sammlung gehören einige, in denen die Todesstrafe beschrieben wird, darunter eines, in welchem Joann IV. — und nach einer andern Version Peter der Große — sprechend auftritt. Diese Lieder sind aber fast aus dem Gedächtniß des Volkes geschwunden, und da ihr poetischer Werth gering ist, lassen wir sie bei Seite.

Das Lied über die Knutenstrafe, dessen Ende wir demnächst mittheilen, ist zwar auch poetisch höchst unbedeutend; es ist aber außerordentlich populär in den sibirischen Gefängnissen und durfte deshalb nicht ganz übergangen werden:

1.

Was für eine komische Kutsche Zeigt sich da in der Stadt? Zwei Pferde sind vorgespannt, Schnell fährt die Kutsche vor, Es fährt diese Kutsche Vor den Haupteingang. Man bringt den armen Jüngling Zum Schaffotpfahl hin. Der Henker Theska läuft, Auf Händen trägt er mich, Er bringt mich, den

Knaben, Hin zu dem Trauerpfahl. Man heißt mich armen Knaben Gen Sonnenaufgang beten, Von Erden Abschied nehmen. Das Hemde zerreißt er mir, Auf die Maschine mich legt er, Auf die Maschine mich legten sie, Händ' und Füße banden sie Mit gerblederen Riemen. Henker Theska die Knute nahm Und rief: „Bruder, paff' auf!" Und als er mir gab den ersten Hieb, Die Thränen er mir in die Augen trieb. Und als er mir gab den zweiten Hieb, Ich „erbarmet Euch unser" rief.

Diese Beschreibung stimmt aufs Genaueste mit dem wirklichen Verfahren. Der Verurtheilte wurde zuerst an den Schandpfahl gestellt, und ihm wurde dort sein Urtheil verlesen. Dann band man ihn an die „Maschine" fest. Bei jedem Hiebe rief der Henker: „Beregiß" (paff' auf!) — genau dasselbe Wort, das der Kutscher Fußgängern zuruft, damit sie ihm ausweichen.

2.

Derselbe Gegenstand wird in in einem Liede behandelt, das zu den Perlen der Gefängnißpoesie gehört, und das eben daher in der Uebertragung außerordentlich verliert. Namentlich ist der hier äußerst klangvolle Reim ein Mittel des Wohllautes, das sich nicht ersetzen läßt.

Als die Sonne im Aufgang, Führt man Vania zur Strafe, Vor ihm der Henker mit der Knute, Hinter ihm die Frau mit den Kindern, Ueberfließend von Thränen. Ach Du, mein Weibchen, Du, meine Herrin, Was gabst Du dem Henker? Vom weißen Halse das Tuch, Von der rechten Hand den Ring. Als die Sonn' im Untergang, Führt man Vania zurück.

Von diesem Liede existirt auch eine wahrscheinlich ältere, aber viel weniger poetische Version, in welcher der Zweck der Geschenke an den Henker, nämlich, daß er den Sträfling weniger scharf züchtige, deutlich ausgesprochen ist.

Aus unserm Liede und einer andern als von uns wiedergegebenen Version von Vania's Klage um den „vertrockneten Garten" ist ein Lied nicht ganz ungeschickt zusammengeschmiedet worden.

III. Landstreicher-Lieder.

Von den beiden Landstreicher-Liedern, zu denen wir uns jetzt wenden, wird das erste dem Räuber Iwan Kain, das zweite in seiner ursprünglichen (nicht in der von uns wiedergegebenen, ganz modernen) Form, dem Räuber Iwan Gußjew zugeschrieben, beides nicht ohne innere Wahrscheinlichkeit.

Zur Erklärung der Schlußverse des ersten Liedes ist noch zu sagen, daß das russische Volk gewohnt war und zum Theil noch gewohnt ist, in dem Kaiser oder der Kaiserin den Vater — oder die Mutter — der Nation zu sehen.

Von dem zweiten Liede gilt ungefähr dasselbe, was wir bei einem der Knutenstrafe-Lieder sagten: Es ist höchst prosaisch, aber unter den Sträflingen äußerst populär, und mußte deswegen wiedergegeben werden.

1. Iwan Kain's Landstreicher-Lied.

Ein Kräutlein nicht war's, das auf freiem Felde umherflog,
Umherflog dort mein obdachloses Köpfchen,
Mein obdachlos Köpfchen, das jugendliche.
Wohin soll ich guter Jüngling mich wenden?
In jedem Wald, jedem Dorf ist ein Wachthaus,
Im Wachthaus überall starke Wachen.
Sie verlangen den besiegelten Heimathschein,
Der mit rothem Lack besiegelt ist,
Auf Papier, auf weißem, auf dünnem.
Nirgend Zugang hab' ich, Brüder, nichts zu essen,
Denn ich habe guter Jüngling Glück nirgend.
Von dem Weg werd' ich guter Jüngling wenden mich,
Die Kaiserin, die Mutter, werde fragen ich:
— Sage Du, sage Du, o Mutter mein,
Unter welchem Stern Du mich zur Welt gebracht
Und warum Du so unglücklich mich gemacht.

2. Landstreicher-Lied, umgebildet aus dem des Iwan Gußjew.

Ihr Landstreicher, Landstreicher, Ihr, meine Landstreicher, Ach, wie groß, Ihr Landstreicher, Wie groß Euer Kummer. Sieh', es kommt der Winter, der Frost kommt, Unser Wandern hört auf. Die Garnison in Reih' und Glied steht, Trommeln zur Seite. Es trommeln die Trommler, Mit gebundenen Händen führt man uns, Schultern und Rücken zerklopft man uns, Bringt uns dann ins Hospital. Man zieht uns Schuh' und Kleider aus, Legt uns aufs Lager hin, Deckt feuchte Lappen über uns, Das heißt, man will uns heilen. Wir erheben vom Lager uns, Stellen im Kreis' uns auf, Sehen Einer den Andern an, Man theilt uns zum Dienste aus, Den ins Bobritzki'sche Arbeitshaus, Den ins Sterfschinski'sche Goldbergwerk. Wir fürchten uns vor Bobritzk nicht Und gehen nimmer nach Stertschinsk. Die Wegstraße dahin ist nicht nahe, Vom Wege kann man entfliehen. Dort sind die Dörfer am Walde nah, Am Wege stehet das Wirthshaus, Der Schenkwirth ist unser Bekannter. Sie waren selbst all' einst Landstreicher. Wir kaufen Branntwein in Menge, Bewirthen damit die Geleitssoldaten, Und der ganze Geleitszug betrinkt sich, Dann machen wir uns auf den Weg. Alle Geleitssoldaten binden wir, Die Wache verjagen wir,. Alle Waffen nehmen wir, Gehen selbst damit in den Wald.

IV. Bettel-Lied.

Unsre mildherzigen Väterchen, Vergesset uns Unfreie nicht, Uns Gefangene — um Gottes willen, Gebt Nahrung, unsere Väterchen, Gebt Nahrung uns armen Gefangenen, Bemitleidet, Ihr, unsre Väterchen, Bemitleidet, Ihr, unsre Mütterchen, Uns Gefangene — um Christi willen. Wir sitzen in der Gefangenschaft Hinter Gittern, hinter eisernen, Hinter Thüren, hinter eichenen, Hinter Schlössern, hinter hängenden, Getrennt sind wir von Vater und Mutter, Vom ganzen Geschlecht und Stamme.

V. Balladen.

1.

Wie da leuchtet, ja leuchtet um Mitternacht
Des hellen Mondes Schein.
Wie da reitet, ja reitet der gute Jüngling,
Ohne die Freunde sein.
Sieh', da treibet, ja treibet den guten Jüngling
Der Winde Wehn,
Denn sie singen, ja singen dem Verwegenen
Von seinem Raub.
Und es brennen, ja brennen an den Straßen
Die Wächterfeuer,
Es verfolget, ja verfolget den Räuber-Jüngling
Die Reiterwacht.
Sie versprechen, ja versprechen dem Verwegenen
Moskaus weißsteinernen Kerkerthurm.

2. Karmeliuk's Selbstrechtfertigung.

(In der fragmentarischen Form, in der dies Lied in den sibirischen Gefängnissen gesungen wird. — Das kleinrussische Original ist viel länger. Es stimmt, so weit das Fragment reicht, überall im Sinne, wenn auch nicht überall in den Worten, mit demselben überein.)

Sie nennen einen Räuber mich, Der Menschen erschlage. Doch ich erschlug noch Niemanden, Weil selbst eine Seel' ich habe.

Den Reichen nehm' ich Groschen fort Den Dürft'gen zur Gabe, Und wenn die Groschen ich vertheilt; Keine Sünd' ich habe.

Die Commissär' und Polizei Hinter mir jagen. Mehr Leute machen sie zu nicht, Als Groschen ich habe.

Ich habe Kinder, hab' ein Weib, Sah nie die Meinen, Muß, wenn ich auf ihr Unglück schau, Bitterlich weinen.

Sittenschilderungen aus Südarabien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

III.

Die Pariakasten Südarabiens.

Kasten, glauben wir gewöhnlich, gebe es nur in Ostindien. Dort sind sie allerdings am schärfsten ausgeprägt. Racenadel statt Familienadel, Racenplebejerthum statt Familienplebejerthum, endlich Pariathum ganzer Racen, das sind die Merkmale des Kastenwesens, und diese Merkmale finden wir nicht nur in Ostindien, sondern auch in anderen asiatischen Ländern, zum Beispiel in Südarabien. Es ist in dieser Beziehung grundverschieden von dem beduinischen, social mehr gleichförmigen Centralarabien. In Südarabien, einem alten Culturlande, sind noch die Reste aristokratischer und plebejischer Gliederung, wie sie ein complicirteres Staatswesen in Asien im Alterthum mit sich führte, durch bestimmte Erbclassen von Menschen vertreten.

Drei Elemente, das der Stammestraditionen, das civile oder bürgerlich-städtische und das religiöse wirken hier jedes auf die Eintheilung der Menschen in erbliche Classen, wir können wohl sagen „Kasten", ein. Ein viertes Element wird durch die Abwesenheit der den drei anderen innewohnenden Bedingungen geschaffen. Dies Element ist so zu sagen die Negirung aller Racen- und Standesvorzüge. In einem Lande, wo diese Vorzüge gelten, werden deshalb die Vertreter jenes vierten socialen Elementes außerhalb der Gesellschaft gestellt. Dies sind die Parias.

Das Stammeselement ist das herrschende, das städtische das beherrschte; dem religiösen räumt man nur einen Ehrenrang ein. Macht besitzt dieses nicht, aber es berechtigt zu der höchsten Ehrenstellung. Selbst der Sultan nimmt nur die zweite Ehrenstufe ein, wenn er auch die höchste Macht ausübt.

Die sociale Gliederung ist in den meisten der südarabischen Staaten etwa folgende:

1) Die Scherife*) oder Seid, angebliche Nachkommen des Propheten. Höchste Ehrenstellung ohne Macht.

2) Der Sultan, Schēch oder Akel, kurz das Stammesoberhaupt. Höchste Machtstellung. Das Wort Akel, an das alte „Kail" erinnernd, ist hier der beliebteste Titel für Häuptlinge.

3) Die Meschaich, anderer religiöser Erbrang, durch Abstammung von Heiligen, nicht vom Propheten erworben. Ehrenstellung ohne Macht.

4) Die Kebail oder freien Stämme, die wahren Beherrscher des Landes, die den Sultan meist nur als einen primus inter pares gelten lassen, d. h. wenn er von ihrer Race ist. Ist dies nicht der Fall, so nimmt der Sultan mehr eine geduldete Stellung ein und lebt ganz von der Gnade der Kebail**). Diesen letztern Ausdruck müssen wir in Südarabien stets für das gebrauchen, was man sonst „Beduinen" nennt, denn da dieses „Nomaden" bedeutet und die freien herrschenden Stämme im Süden meist seßhaft sind, so paßt letzteres Wort nicht. Unter den Kebail giebt es freilich auch Beduinen; aber in der Machtstellung unterscheiden sie sich in nichts von den seßhaften Kebail. Sie bilden nur den verwilderten Theil derselben.

5) Die bewaffneten Raye (Unterthanen) und Söldlinge. Diese finden sich nicht überall, sondern nur in solchen Provinzen, welche von einem herrschenden, freien Stamme unterjocht wurden. Alle Bewohner werden dann Raye der Kebail. Diese bedienen sich aber oft eines Theils des unterjochten Volkes zur Knechtung des übrigen, bewaffnen die Leute und machen sie zu ihren Söldlingen. Dadurch erlangen diese eine höhere Stellung, die sie über ihre unbewaffneten Landsleute erhebt, während sie immer noch tief unter den Kebail stehen.

6) Die unbewaffneten Raye, d. h. die eigentlich civile Bevölkerung, seien es nun Bauern oder Städter. Die Bauern, weil sie den Stammestraditionen oft treuer geblieben sind, nehmen meist eine bessere Stellung ein, als die Städter. Letztere sind immer verachtet, weil ohnmächtig, unbewaffnet und besonders, weil sie meist die Stammestraditionen gänzlich verloren haben.

7) Die Achdam, die erste Pariakaste.

8) Die Schumr, die zweite Pariakaste.

9) Die Juden, die einzigen Nichtmoslims im Lande und folglich durch ihre religiöse Vereinzelung auf die tiefste Stufe gestellt.

Andere Ungläubige giebt es heutzutage in Yemen nicht mehr. Die Imame von Sana, die der tolerantern Secte der Zaidi angehörten, hatten auch die Hindus geduldet. Seit sich aber ihr Reich aufgelöst hat (ihre Nachkommen sind jetzt machtlose Privatleute), hat der fanatische Pöbel sie überall, wo sie sich niedergelassen, entweder umgebracht oder zum Islam überzutreten genöthigt. Toleranz kann in moslimischen Ländern stets nur eine starke Regierung durchsetzen. Selbst der bigotteste Fürst ist immer noch duldsamer, als das fanatische Volk, nicht aber aus Aufklärung, sondern weil jeder Fürst einsehen muß, daß gerade die Ungläubigen, welche hierher kommen, meist Handwerker oder Kaufleute, sehr zum Wohlstande des Landes beitragen, ja in den meisten Fällen ihm directen Vortheil bringen. Nichts ist deshalb mehr zu bedauern, als der Fall des Imamats. Das Land ist plötzlich um mehrere Jahrhunderte zurückgeschritten.

Ich nannte eben zwei Classen von Parias, die Achdam und die Schumr. Beide stehen so tief, daß jeder Araber, selbst der verachtete Städter, die Berührung mit ihnen scheut. Weder connubium noch consortium findet mit ihnen statt.

---

*) Wrede bemerkt, daß man in Hadhramaut zwischen Scherifen und Seid unterscheide, mit ersterm die Nachkommen Hasan's, mit letzterm diejenigen Hosain's (die beiden Söhne von Fatma, einziger Tochter Mohammed's) bezeichne. In dem von mir bereisten und erforschten Theile Südarabiens kennt man diese Unterschiede nicht. Scherif und Seid ist hier ganz gleichbedeutend. Die Leute wissen auch meist gar nicht, ob sie von Hasan oder Hosain stammen.

**) Kebail ist ursprünglich der einfache Collectivplural von Kabila (Stamm), hat aber in Wirklichkeit eine viel ausgedehntere Bedeutung angenommen. Es schließt immer den Begriff von beduinischer Freiheit in sich. Es ist gleichbedeutend mit Kriegern, d. h. nicht Söldlingen, sondern freien Stammeskriegern. Ferner kann es für „Republik", d. h. auch nur von Stämmen gebildete Republik stehen. Endlich braucht man es oft im Sinne von Eidgenossen, republikanisch Verbrüderten.

Dieses Pariawesen ist in Arabien dem Süden eigenthümlich. Im Norden giebt es zwar auch verachtete Erbclassen von Menschen, Parias, wenn man will, aber ihre Entstehung und ihre heutige Stellung sind sehr verschieden von dem, was wir im Süden sehen. Im Norden sind die Verachteten die Reste einst mächtiger Stämme, welche durch Krieg, Raub oder irgend eine Katastrophe ihr Gut, namentlich ihre Reitthiere, vielleicht auch ihre Waffen verloren haben. So lebt bei Damaskus ein Stamm, die Beni Sleb, der eine sehr tiefe Stellung einnimmt. Die Beni Sleb haben nur Esel. Fast ihr einziger Erwerb ist, in den Steppen nach Trüffeln zu suchen und diese in Damaskus zu verkaufen.

Aber alle solche gefallenen Stämme leben denn doch noch als Stämme beisammen und erhalten dadurch immer noch eine gewisse Widerstandskraft. So tief wie die südarabischen Parias können sie nicht sinken.

Die südarabischen Parias sind nicht die Auswürflinge von Stämmen, sondern sind schon in urdenklicher Vorzeit aus dem städtischen, dem civilen Element hervorgegangen. Dergleichen finden wir nur in solchen asiatischen Ländern, welche im Alterthum eine gewisse Cultur besaßen. In den altasiatischen Culturstaaten war die Gesellschaft fast überall in Erbclassen eingetheilt. In Ostindien hat sich dies Kastenwesen bis in die größten Einzelnheiten entwickelt. Aber auch in Yemen muß es tief ins Volksleben eingedrungen sein, so tief, daß es selbst dem befreienden Einfluß des Mohammedanismus widerstand. Dieser predigte überall Gleichheit für alle Rechtgläubigen, aber in Yemen vermochte er es nicht, sie durchzusetzen. Wer als Heide Paria gewesen war, der blieb auch als Moslim Paria. Denn merkwürdigerweise hat die Kaste hier durchaus keine religiöse Bedeutung. Ueberall sonst, wo wir Parias finden, unterscheiden sich diese entweder durch eigentliche Heterodoxie oder doch durch ein sectirerisches Abweichen von der herrschenden Religion oder endlich durch Laxheit im Glauben, durch weniger strenges Beobachten der Reinigungsvorschriften, der Speiseregeln, der Unvermischtheit des Blutes.

Die Parias von Yemen dagegen sind Moslims, wie die Stämme, in deren Mitte sie leben. Wo diese orthodoxe Sunniten sind, da sind es auch die Parias. Wo die Confession der Zaidi vorherrscht, da bekennen sich gleichfalls die Parias zu dieser.

Die Schumr bilden die tiefste Classe. Obgleich Moslims, sind sie doch vom Besuch der Moscheen ausgeschlossen. Niemand geht mit ihnen um. Die Achdam, die andere Pariakaste, verhalten sich ihnen gegenüber eben so exclusiv, wie die höheren Classen den Achdam gegenüber. Dafür, daß die Schumr es nicht wagen, eine Moschee zu besuchen, sorgen die Achdam. Diese sind nämlich nicht vom Besuch derselben ausgeschlossen. Es ist dies ihr wichtigstes Vorrecht vor den Schumr. Letztere würden sich durch Moscheebesuch bis zu ihnen aufschwingen. Sie wachen deshalb mit der größten Eifersucht darüber, daß ein solcher Sittenverstoß nicht vorkomme.

Die Schumr werden beschuldigt, Aas zu genießen. Einige von ihnen sind allerdings Abdecker und als solche unrein. Aber bei Weitem die meisten leben vom Musiciren, Aufspielen bei Hochzeiten, Singen, Tanzen u. s. w. Kurz, sie sind ein lustiges Zigeunervölkchen. Zuweilen hört man wohl auch die Schumrweiber der Prostitution beschuldigen. Dies ist vollkommen unsinnig. Denn die Classe ist ja so verachtet, daß jeder Araber, der sich mit einer Schumrfrau einläßt, sich verunreinigt. Es ist darin ganz wie in Ostindien, wo auch eine Paria durch ihre Stellung selbst verhindert wird, aus der Prostitution Erwerb zu ziehen.

Die oben genannten Gewerbe, wie Musikanten, Sänger u. s. w., bringen freilich die Stellung von Auswürflingen mit sich, aber doch an und für sich eben keine tiefere, als die der Achdam. Daß die Schumr trotzdem noch tiefer stehen als jene, beruht eben lediglich auf der Erblichkeit, die sie aus uns unbekannten Gründen von Alters her so ganz ausnahmsweise tief stellt.

Das Institut der Schumr ist übrigens von merkwürdiger, aber recht bezeichnender localer Begrenzung. Während nämlich Achdam in ganz Südarabien, vom Rothen Meere bis zum Persischen Golf vorkommen, giebt es Schumr nur im eigentlichen Yemen. Dieser Umstand giebt uns fast die Entstehungsgeschichte der Schumr an die Hand, über welche wir die Geschichte umsonst befragen. Denn da gerade Yemen das eigentliche Culturland Arabiens im Alterthum war, so wird uns der Ursprung seines Kastenwesens als ein staatlich politischer und bürgerlich socialer von selbst klar.

Yemen hatte im Alterthum, wie uns die himyarischen Inschriften zeigen, auch in den höheren Classen vielfache Gliederungen. Wir unterscheiden da eine Menge Titel, Erbrang, fast einen Adel. Wo die aristokratischen Begriffe so entwickelt waren, da wirkten sie auch stets auf schärfere Gliederung in den unteren Volksschichten ein. So entstanden hier zwei Classen von Auswürflingen, in den anderen südarabischen Staaten nur eine, weil eben dort der aristokratisch-hierarchische asiatische Culturstaat nicht in dem Grade zur Entwickelung gelangt war, wie im eigentlichen Yemen.

Heutzutage wäre die Entstehung solcher bürgerlicher Pariakasten in Südarabien undenkbar. Der Culturstaat hat aufgehört. Die patriarchalischen Stammesbegriffe haben allein Geltung. Nach diesen könnte sich allenfalls ein Pariastamm, wie die oben erwähnten Beni Sleb, bilden, oder, sollte nur ein Mann sich absondern, etwa weil er ein bürgerliches Gewerbe (denn alle diese Gewerbe gelten als eines freien Mannes unwürdig) erwählt, so könnte eine einzelne Ausstoßung stattfinden. Dieselbe würde indeß doch keine tiefere Stellung mit sich bringen, als die der Raye.

Nein, heutzutage entstehen keine bürgerlichen Parias mehr. Paria wird man nur durch die Geburt. Paria bleibt aber der als solcher Geborene sein Leben lang. Es giebt keine Möglichkeit für ihn, sich aufzuschwingen.

Für den Pariastamm (wie er aber nur im Norden, nirgends im Süden besteht) ist dagegen ein solcher Aufschwung durch kriegerische Ermannung sehr leicht möglich. Schumr und Achdam indeß werden sich nie kriegerisch ermannen, weil sie eben gar keine Einheit bilden, sondern, wie bürgerliche Elemente, im Lande zerstreut sind, aller Stammestraditionen entbehren und dem Waffendienst abhold sind.

Die Schumr wohnen stets abseits von den Dörfern in eigenen Quartieren. In freien Stammesgebieten kommen sie nicht vor. Dadurch erinnern sie uns lebhaft an die tiefste ostindische Pariakaste, welche merkwürdigerweise auch fast denselben Namen führt. Sie heißt nämlich „Tschamar“, ein Wort, von dem „Schumr“ ganz wie eine semitische Entstellung klingt, denn dem Semitismus ist fast überall der Laut „tsch“ fremd. Die ostindischen Tschamar wohnen ganz eben so abseits von Dörfern und Städten, verrichten auch nur die niedersten Dienste und sind tief verachtet. Sollte man hieraus auf eine Verwandtschaft zwischen Tschamar und Schumr schließen? Genealogisch, glaube ich, ist eine solche nicht zu rechtfertigen, denn die Schumr haben doch gar nichts vom Ostindischen und viel mehr vom Arabischen in ihren Physiognomien, in ihrem Typus. Möglich aber wohl, daß das Wort aus Ostindien stammt. Der Verkehr mit diesem Lande war ja schon im Alterthum in Arabien lebhaft.

Die Stellung der Achdam ist eine andere. Moscheen dürfen sie besuchen, nicht aber die Privathäuser der Araber

(es sei denn bei solchen Ausnahmsfällen, wie dem von mir in Laheg geschilderten, wo eine Paria zum Singen bestellt wurde). In gewöhnlichen Fällen, selbst wenn sie mit Arabern Geschäfte haben, müssen sie draußen vor der Thürschwelle bleiben. Sie verrichten eine Anzahl von Gewerben, die den anderen Südarabern für anrüchig gelten, wie das Schmiede-, Gerber-, Metzger-, Töpferhandwerk, und überhaupt untergeordnete Dienste, woher auch ihr Name, denn Achdam heißt einfach „Diener".

In Laheg bewohnen sie eine eigene Gasse. Ich kam einmal durch dieselbe und fand eine ganze Achdam-Gesellschaft mit Flechten von Körben und Matten beschäftigt, wobei sie Lieder sangen. Ich blieb stehen, um ihnen zuzuschauen. Dies war ganz gegen den Brauch und der mich begleitende Araber machte mich darauf aufmerksam. Merkwürdig war der Grund, den er für die Unschicklichkeit dieses Stehenbleibens anführte. Nämlich nicht, weil der Höhergestellte sich dadurch verunreinige, sondern weil die Achdam ein Recht hätten, in ihrer Gasse ungestört zu sein und die Gegenwart Anderer sie beschäme.

„Was willst Du?" meinte mein Begleiter, „die armen Menschen müssen doch wenigstens einen Ort haben, wo sie sich frei von Verachtung fühlen. Dies ist ihre Gasse und wir gehören nicht hierher."

Es scheint somit, als entschädige die Volkssitte in einer Beziehung die Achdam für ihre verlorene Stellung. Aber noch in einer andern Beziehung ist dies der Fall. Die Achdam sind nämlich fast überall frei von Abgaben, während die anderen unterworfenen Classen, die Raye und Juden, nicht nur Kopfgeld zahlen, sondern bei jeder Gelegenheit auf die willkürlichste Weise besteuert werden. Von den Achdam dagegen Steuern zu fordern, würde für den Häuptling eine Schande sein. Im Gegentheil, es gilt für eine Ehre, sie reichlich zu beschenken, besonders wenn sie bei einer Hochzeit oder Beschneidung musicirt haben. Die Sitte verlangt dann, daß man den Achdam nichts abschlägt. Der Hochzeiter wird sogar manchmal von ihnen geradezu ausgezogen. Ein Mann aus Beda im Rezaazlande erzählte mir, er habe einst zugesehen, wie ein Musikant einem Hochzeiter Alles bis aufs Lendentuch abgebettelt habe und dieser sich schämte, es ihm zu verweigern.

Nur im eigentlichen Yemen führt übrigens die erste Pariakaste den Namen Achdam. In den anderen Gegenden Südarabiens gelten andere Bezeichnungen, je nach dem Gewerbe, welches sie ausüben. Im Audelilande, in Dathina, am Gebel Kor heißen sie Merafai. Dies Wort bedeutet eigentlich „Hochzeitsgratulant", wird aber für Musikant gebraucht. Im Rezaazlande nennt man sie Doschan (Sänger) und Schahed (Lobsinger). Denn in den Ländern, wo keine Schumr leben, ist das Musikantengewerbe in Händen der ersten Pariakaste, im eigentlichen Yemen dagegen stets und fast ausschließlich in Händen der zweiten. Dies Gewerbe gilt nämlich für das verächtlichste von allen, Abdeckerei ausgenommen. Es giebt aber auch ein Land, bei Katiba und Dala, wo Merafai kein verachteter Name ist. Dort nennt man die Trommler so, welche Soldaten sind.

Im Wadi Doan, in Hadhramaut, werden die Parias Zabih, d. h. Metzger, genannt. Eine Classe, die der Töpfer, heißt dort Bahadur*). So hieß nämlich der erste dortige Töpfer mit Eigennamen und sein Name ging auf die Classe über.

Diese genannten Parias, Merafai, Doschan, Schahed, Zabih, Bahadur sind nirgends sehr zahlreich vertreten und wohnen nur in kleineren Gruppen, manchmal in einem eigenen Dörfchen beisammen. So ist im Rezaazlande ein Dorf, Messegge mit Namen, das ausschließlich von Doschan bewohnt wird. Sie sind jedoch über das ganze Land zerstreut, so daß man deren fast überall, wenn auch nur wenige trifft.

Ganz anders ist es jedoch mit den Parias, die wir in den Aulaki- und Wasidiländern finden. Hier heißen sie Ahl Haik, d. h. Weber, weil eben dies ihr Hauptgewerbe ist. Die Ahl Haik wohnen nie in kleineren Gruppen, sondern immer in ganzen Städten beisammen. Solche Städte sind Roda im Wasidilande, eine andere im Aulakilande, die schlechtweg Ahl Haik heißt, verschiedene im Hochlande des Sarw Madhig bei Nisab, Yeschbum und in Marcha. Diese zahlen zwar Abgaben, erhalten aber dafür das Recht, ungestört und allein in ihren Städten wohnen zu dürfen. Die anderen Araber betreten übrigens diese Städte nie, sondern gehen darum herum, wenn ihr Weg sie dahinführt.

Auch für diese weniger verachtete Pariakaste finden wir ein Aequivalent in Ostindien. Sie führen dort gleichfalls verschiedene Namen, wie Mahtar, Dhobi, je nach ihrem Gewerbe, bald Straßenkehrer, Wäscher, Grubenreiniger. Aden ist in dieser Beziehung eher wie eine ostindische als wie eine arabische Stadt. Denn die verachteten Dienste werden dort von ostindischen, nicht von arabischen Parias ausgeübt. Die arabischen Parias, deren auch viele in Aden sind, geben sich hier für freie Araber aus. Dies können sie freilich nur den Nichtarabern gegenüber. Ein Araber würde sie gleich mit Schimpf an ihre Stelle verweisen. Da aber von der Bevölkerung Adens kaum ein Drittel aus Arabern besteht (die anderen sind Ostindier, Juden, Somali, Neger u. s. w.), so können sie es oft wagen, ihr Pariathum zu verleugnen. Sogar die Schumr kommen in Aden in Moscheen. Wer kann sie hindern? Aden ist ein „Beled el Amaan", ein Land der Freiheit und Gleichheit, wo sociale Unterschiede keine Geltung haben.

Es ist in der Literatur bis jetzt noch sehr wenig von diesen Pariakasten Arabiens die Rede gewesen. Niebuhr deutet zwar etwas Aehnliches an, indem er erzählt, er sei einst einer kleinen Bande von verachteten Landstreichern begegnet, die er sehr treffend mit unseren Zigeunern verglich. Der Einzige, der etwas ausführlicher davon handelte, war Arnaud, der berühmte Reisende, dem wir die Wiederentdeckung von Saba und Marib verdanken. Arnaud unterscheidet vier Classen: die Achdam, die Barbiere, die Schumr und die Schafuli. Achdam und Barbiere gehören nach ihm zur ersten, Schumr und Schafuli zur zweiten Pariakaste. In meinem Forschungsgebiet ist der Name Schafuli gänzlich unbekannt. Das Barbiergewerbe dagegen wird nicht von Parias, sondern von anderen Arabern ausgeübt. Die Vierzahl ist also dort auf zwei reducirt.

Arnaud hat auch der Versuchung nicht widerstehen können, eine Theorie über den Ursprung dieser Kasten aufzustellen. Er hält sie für die Reste des alten himyarischen Volkes, welche nach ihm also in diesem Lande ihrer einstigen Herrschaft zu Auswürflingen degradirt worden wären. Die Himyaren sind aber im tiefen Südarabien noch heutzutage das herrschende Volk. In Oberyemen, wo Arnaud reiste, gab es gar keine Himyaren, sondern nur Sabäer. Diese Theorie ist also nicht stichhaltig.

Gewöhnlich hält man sie für Abkömmlinge der Abyssinier, welche einst in Südarabien herrschten. Auch dafür spricht nichts, denn wenn man in den Physiognomien eine Aehnlichkeit findet, so existirt dieselbe doch auch mit allen anderen Südarabern, die gleichfalls Manches mit dem Typus der Tigrévölker gemein haben. Ursprungstheorien über Völ-

*) Dies Wort ist ostindisch und bedeutet „Excellenz". Merkwürdig, daß die ostindische Excellenz hier so zu sagen zum Schimpfwort geworden ist.

ker aufzustellen, ist immer etwas Gewagtes. Kann ihr Ursprung historisch bewiesen werden, so thue man es. Dann ist er aber nicht mehr theoretisch. Da solcher Beweis aber bei den Quellen, die uns bis jetzt zu Gebote stehen, unmöglich sein dürfte, so halte ich es für das Ehrlichste und Klügste, offen einzugestehen, daß uns ihr Ursprung gänzlich unbekannt ist. Es ist ungefähr so, wie wenn in Griechenland, wo es einst auch Parias, nämlich die spartanischen Heloten, gab, kein Geschichtschreiber gelebt hätte. Hätte uns Niemand die Entstehungsgeschichte jenes spartanischen Helotenthums überliefert, so würde dieses für uns ganz ein ähnliches Räthsel bilden, wie jetzt Achdam und Schumr in Südarabien.

Baker's Expedition nach den Aequatorialseen Afrikas.

A. Endlich sind Nachrichten über Baker's Fahrt auf dem obern Weißen Nil, dem Bergstrom, wie die Araber ihn nennen, eingetroffen, und sie lauten durchaus ungünstig. Zwei Briefe, aus Gondokoro vom October datirt, gelangten an Herrn Gustav Oppenheim in Alexandria und an einen Herrn E. T. Rogers; wir kommen weiter unten auf dieselben zurück.

Die Expedition des unternehmenden Ingenieurs und kühnen Elephantenjägers gehört zu den interessantesten, aber auch abenteuerlichsten, die jemals unternommen worden sind. Zweck derselben ist, die Länder von Chartum nach Süden hin, zu beiden Seiten des Weißen Nils und an den Aequatorialseen für den Vicekönig von Aegypten zu erobern und die schwarzen Bewohner zur Zwangsarbeit anzuhalten, damit sie für den Khedive Baumwolle bauen. Wir haben, wie unsere Leser wissen, dem merkwürdigen Unternehmen unsere besondere Aufmerksamkeit zugewandt und uns erlaubt, demselben ein Prognostikon zu stellen, das, so weit die Nachrichten lauten, kein unrichtiges gewesen ist.

Es wird angemessen sein, einen Ueberblick des bisherigen Verlaufes zu geben. Durch Baker's frühere Reise sind wir mit den Landschaften von Gondokoro (4° 55′ N., 31° 46′ Ost nach Baker) bis zu den Seen näher bekannt geworden. Wir erfuhren, daß vom Lande der Schilluks am untern Bahr el Abiad nach Süden hin bis zu 4° N. alle Schwarzen völlig nackt gehen und daß erst dort wieder einige Bekleidung vorkommt. Auf Absatz englischer Kattune darf man sich also wohl keine Rechnung machen. Ohnehin hatte Baker selbst in seinem frühern Reiseberichte gesagt, daß dort überall „ein hoffnungsloses Geschlecht von Wilden hause und daß es für dieses keine Aussicht auf Civilisation gebe." Viele Gegenden am obern Nil, namentlich auch jene bei Gondokoro, sind ungesund; kein Europäer entgeht dem Fieber; und dorthin, zu den „hoffnungslosen Wilden", will nun Baker, wie er zur Erbauung schwacher Köpfe laut verkündete, „Civilisation, Christenthum und geregelten Handel" bringen!!

Im Jahre 1868 legte er dem Khedive den Plan zur Eroberung jener Gegenden vor, und der Beherrscher Aegyptens hatte nichts dagegen einzuwenden, daß er vor der Welt die Rolle eines Civilisators und Menschenfreundes spielen sollte. Es handle sich, so wurde gesagt, zunächst und hauptsächlich darum, dem abscheulichen Menschenraub und dem Sklavenhandel am obern Nil zu steuern und statt dessen einen regelmäßigen und rechtschaffenen Handelsbetrieb zu organisiren. Baker wollte den afrikanischen Stämmen Frieden aufzwingen, ihnen verbieten, unter einander Krieg zu führen; da er sie zu ägyptischen Unterthanen machen will, so haben sie kein Recht mehr, sich gegenseitig zu befehden. Die Häuptlinge sollen „Vasallen des Vicekönigs" werden. Baker will sie zwingen, und das ist des Pudels Kern, eine bestimmte Bodenfläche mit Baumwolle, Oelkörnern und Getreide bestellen zu lassen, und die Sämereien sollen ihnen unentgeltlich gegeben werden. „Dafür," so sagt er, „daß man ihnen die Wohlthaten des Schutzes angedeihen läßt und dem Volke den Segen des Friedens bringt, soll eine geringe Abgabe in Naturalproducten gezahlt und damit die Grundlage zu einem ausgedehnten Handel gelegt werden."

Jedermann weiß, wie die ägytische Regierung die Bauern in ihrem eigenen Lande am untern Nil ausbeutet; sie will nun ihr Monopol auch auf die oberen Regionen ausdehnen. Der engländische Christ Baker will es unternehmen, für den mohammedanischen Khedive die schwarzen Heiden, jene „hoffnungslosen, der Civilisation unfähigen Wilden", nutzbar zu machen. Als Sklaven sollen sie nicht mehr verkauft werden; statt dessen hält man sie zur Zwangsarbeit an, was an und für sich auch kein Unglück wäre.

Baker rüstete seine Expedition in großem Maßstabe aus; der Khedive stellte ihm Soldaten, Barken, Dampfer, Transportkameele 2c., so viel er nur verlangte, zur Verfügung; er übertrug ihm „despotische Gewalt" über alles Land, das er erobern würde. Dem Weißen Nil entlang sollten in Zwischenräumen Militärposten angelegt werden, und von diesen Stationen, bei welchen Ackerbau zu betreiben sei, und die auch als Mittelpunkte für den Handel zu betrachten seien, wollte er den ganzen Strom controliren, insbesondere auch Sklavenhändler abfangen. Außerdem sollte an irgend einem geeigneten Punkte ein großes Lager gebildet werden, um als Depot zu dienen, und dorthin sollten auf einer Strecke von mehr als zweihundert deutschen Meilen je nach Bedarf von Chartum aus Verstärkungen an Mannschaften und Vorräthen auf Dampfern befördert werden. Die kleineren Militärposten, welche, wie gesagt, auch als Handelsposten dienen sollten, wären bis zum Südende des Luta-Nzige- (Albert-) Sees vorzuschieben und jeder derselben unter einen Agenten zu stellen, welcher Elfenbein, Wachs, Häute, überhaupt Landeserzeugnisse gegen europäische Fabrikate einzutauschen hätte.

Wir haben vor drei Jahren (April 1869, „Globus" XV, S. 202) diese Expedition kurz und bündig als einen Flibustierzug, als eine Civilisationsrazzia bezeichnet. Denn der Beherrscher Aegyptens hat auch nicht einen Schatten von Recht, jene Gegenden mit Krieg zu überziehen und zu erobern. Wir betonten gleichzeitig das Abenteuerliche des ganzen Unternehmens und machten allerlei Bedenken geltend, welche aus der Sache selber hervorsprangen. Wir sagten: „Baker ist völlig der Mann, die Sache durchzuführen, falls sie überhaupt ausführbar ist. Allerdings fragt es sich, ob der ägyptische Potentat, der ungezählte Millionen für Innerafrika auszugeben haben wird, auf die Dauer Stich hält. Die ägyptische Regierung hat schon mehrmals sich erboten, ähnliche, wenn auch nicht so großartige Pläne zur Eröffnung Innerafrikas zu fördern, hinterher aber dieselben vereitelt. In Kairo ist für Intriguen ein wahres Treibhaus; das hat schon vor Jahren Graf d'Escayrac erfahren, dem auch alle mögliche Unterstützung zur Entdeckung der Nilquellen bün-

dig zugesagt worden war. Doch angenommen, daß die ägyptische Regierung ausnahmsweise die Sache ernst meine und auf die Dauer ihren guten Willen bethätige, so blieben doch kolossale Schwierigkeiten zu überwinden. Wer die Verhältnisse am Weißen Nil auch nur einigermaßen kennt, wird das von vornherein begreifen. Die Waaren und andere Vorräthe lassen sich allerdings, wenn auch mit großen Kosten, bis Gondokoro und an die Seen schaffen, aber es fragt sich, ob die Tausende mohammedanischer Soldaten, die weit und breit in vereinzelte Stationen verzettelt werden müssen, in Zucht zu halten sind? Keinem Zweifel unterliegt es für uns, daß die ägyptischen Offiziere einem Ungläubigen sich nur widerwillig unterordnen werden."

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, wollen wir berichten, welchen Fortgang die Expedition bisher genommen hat. Unterm 15. September 1869 schrieb Baker aus Alexandria an Roderich Murchison, daß Alles zum Aufbruche bereit sei; schon war eine Flotte von Dampfern und Barken von Kairo abgegangen, um nilaufwärts bis Chartum zu fahren; man hoffte, daß sie bei dem hohen Wasserstande ohne Schwierigkeit über die Katarakten hinwegkommen würde. Auf 400 Kameelen waren 800 Gepäckstücke durch die nubische Wüste über Korosko vorausgeschickt worden. Baker erwartete nur noch das Eintreffen der in England für die Fahrt auf den Aequatorialseen gebaueten Dampfer und sechs Maschinenbauer, welche jene Fahrzeuge am Albert-See zusammensetzen sollten. In Korosko wurden 800 Kameele bereit gehalten, um die einzelnen Schiffstheile nach Chartum zu bringen. Baker wollte sich am 4. October 1869 von Suez nach Suakin einschiffen, wo 200 Kameele seiner harrten; sie sollten ihn und sein Gepäck durch die Wüste nach Berber (18° N.) am Nil bringen. Auf dem hier bereit gehaltenen Dampfer wollte er dann die Fahrt in drei Tagen bis Chartum zurücklegen („Globus" XVI, S. 158).

Baker's Plan wurde im Allgemeinen sehr gepriesen, erfuhr aber auch eine scharfe Kritik. Der englische Oberst Millingen, der mit dem Oriente gründlich vertraut ist, fand, daß derselbe für ein so gigantisches Unternehmen schlecht entworfen sei; ohnehin wolle man denselben mit unzulänglichen Mitteln ausführen. Auf einem so ungeheuern Raume, auf welchem ohnehin die Operationen ungemein schwierig seien, wäre es rein verlorene Mühe, mit 5000 oder auch 10,000 Mann dem Sklavenhandel steuern zu wollen. „Und wenn nun Baker von Offizieren und Soldaten, welche seine Pläne ausführen sollen, verrathen wird? Aber auch wenn sie in seinem Sinne wirken, hat er doch keine Aussicht auf Gelingen; denn 5000 Mann reichen nicht aus, einen Cordon um Feinde zu ziehen, die überall und nirgends sind und denen nicht einmal 200,000 Mann das Handwerk legen könnten. Baker möge sich also auf einen Fehlschlag gefaßt machen. Die sanguinische Hoffnung, das Uebel ausrotten zu können, läuft auf eine bare Täuschung hinaus, da weder Aegypter noch Türken, weder Khedive noch Sultan jemals irgend etwas gethan haben, um Zustände zu beseitigen, die ihnen ganz genehm sind." („Globus" XVII, S. 335, Juli 1870.)

Baker hoffte im Laufe des Jahres 1870 stromaufwärts bis Gondokoro zu gelangen, das er jetzt, lächerlich genug, in Ismailia umgetauft hat. Dort sollte das große Centralhauptquartier aufgeschlagen werden, und von diesem aus wollte er einmal die verschiedenen Häuptlinge zur Unterwerfung zwingen und sodann nach den großen Aequatorialseen hinoperiren. Sein Plan mißlang. Durch ein Schreiben vom 15. Juni 1870 erfuhren wir, daß er im Lande der Schilluks ein Standquartier errichtet habe, bei Taufikiya (Towfikeeya), 9° 26' N., am Ufer des Weißen Nil. Er brachte seine Vorräthe, um sie gegen den Regen zu schützen, in Magazinen unter, die aus galvanisirtem Eisen errichtet waren; seine aus 58 Schiffen bestehende Flotte lag dem Ufer entlang; Europäer und Soldaten waren noch gesund. Alle verschiedenen Abtheilungen der Expedition waren vereinigt; der Oberingenieur Higginson hatte die einzelnen Schiffsbestandtheile glücklich durch die nubische Wüste gebracht; nicht weniger als 1800 Kameele waren zur Beförderung derselben erforderlich gewesen. Die Regenzeit rückte vor und die Expedition nach Gondokoro mußte aufgeschoben werden. Baker ließ Getreide säen und hoffte, im November nach dieser Station aufbrechen zu können.

Seit 1865, als Baker sich am Weißen Nil befand, ist der Strom durch einen großen Damm gleichsam versperrt worden. Derselbe hat sich aus gewaltigen Massen von Sumpfpflanzen gebildet, die von oben herabgeschwemmt worden sind und ein dichtes Gewirr bilden. Der Fluß nimmt seinen Weg unter diesem Damme hin. Die Sklavenhändler, welche nun den Hauptstrom nicht mehr benutzen konnten, entdeckten dann eine andere Fahrbahn, auf welcher sie bis Gondokoro gelangen konnten, den Giraffenfluß. Dieser galt bisher für einen Nebenfluß des Nils; jetzt weiß man, daß er einen Arm des Hauptstromes bildet. Baker versuchte, auf demselben weiter zu kommen und drang auch unter großen Schwierigkeiten bis 7° 47' 46" N. vor. Hier traf er jedoch wieder auf einen aus Sumpfgewächsen gebildeten Damm, durch welchen er einen Canal hauen ließ, um mit den Schiffen hindurch zu können. Eine kleine Strecke weiter aufwärts wurde jedoch der Giraffenfluß so seicht, daß an ein weiteres Vordringen bis zum Eintritte der Regenzeit nicht zu denken war („Globus" XVIII, S. 143. October 1870).

So war der Fortgang der Expedition bis in den Sommer 1870. Das Weitere erfahren wir nun aus den erwähnten zwei Briefen Baker's; der, welcher in Alexandria bei Herrn G. Oppenheim am 18. Januar 1871 eintraf, ist datirt: 4° 55' N. Ismailia (— soll heißen Gondokoro —), Afrika, 20. October 1871; es heißt in demselben:

„Nach einer geradezu fürchterlichen Reise von 5 Monaten und 22 Tagen ist die Expedition hier angelangt. Es ist unmöglich, auch nur annähernd die Schwierigkeiten derselben zu schildern. Da der Weiße Nil geschlossen war, so blieb der einzige Weg nach Gondokoro nur der Giraffenfluß. Dieser abscheuliche Fluß bildet eine Reihenfolge von seichten Stellen, die manchmal kaum zwei Fuß Tiefe haben. Dazu kommt, daß man auch nicht einen Zoll trockenen Boden findet, denn der Fluß strömt durch endlose Sümpfe von Schlamm. Meine 58 Schiffe haben von 4 bis 4½ Fuß Tiefgang. Monate lang mußten wir Canäle hauen und dieselben mit Hacken und Spaten vertiefen, um weiter zu kommen. Es versteht sich, daß Offiziere und Mannschaften gern umgekehrt wären; ich trieb sie jedoch vorwärts und wir überwanden, Gott sei Dank, die Schwierigkeiten. Nun sind wir hier, haben aber unterwegs Vorräthe für sechs Monate aufgezehrt, was eine bedenkliche Sache ist. Die wilden Baris begannen sofort Feindseligkeiten und tödteten einige unserer Leute, sie sind aber jetzt ganz niedergeduckt. Das Bedenklichste ist der Widerwillen, welchen Offiziere und Mannschaften gegen die Expedition hegen; sie sind verdrießlich darüber, daß dem Sklavenhandel gesteuert werden soll. (— Das wird sicherlich nicht der einzige Grund ihres Mißvergnügens sein, aber um den Philanthropen zu gefallen, schiebt Baker ihn vor; wir werden später gewiß auch die übrigen Ursachen erfahren. —) Ich habe über Alles, was sich ereignete, an Scherif Pascha

(— in Chartum —) und auch an den Vicekönig geschrieben. Das Land hier ist prächtig und könnte Alles erzeugen, was man nur wünschen mag; die Eingeborenen sind jedoch stets im Kriege mit einander und rauben Vieh und Weiber. Nirgends sah ich so herrliche Tamarindenbäume. Der Boden ist, die unmittelbare Umgebung von Ismailia ausgenommen, sehr fruchtbar. Ich werde vor Ablauf von etwa zwölf Monaten keine Gelegenheit haben, Ihnen wieder zu schreiben." Am Schlusse meldet Baker, daß er und seine Gemahlin sich wohl befinden.

Der Brief an Herrn Rogers ist vom 8. October. Baker schreibt, daß er nicht vor Ende März 1872 Verbindung mit Chartum haben werde, und daß man vor October 1872 keine Nachricht von ihm erwarten dürfe; dann würden die nach dem Sudan zurückfahrenden Boote die Post mitnehmen. Die Strecke, durch welche er sich durchhauen mußte, um auf dem Giraffenflusse vorwärts zu kommen, beträgt 50 Miles; dann erst kam er in das tiefe Wasser des Nils, aber er hatte unterwegs schweren Verlust an Leuten gehabt; sie starben am Fieber und durch Ueberanstrengung. „Wenn der Vicekönig keinen Befehl giebt, den Hauptstrom offen und klar zu machen, dann ist Alles für die Annectirung Centralafrikas aufgewandte Geld weggeworfen. Früher war der Strom, wenn auch für den Reisenden sehr langweilig, eine prächtige Fahrbahn mit durchschnittlich 30 Fuß Tiefe. Ich halte es nicht für schwierig, einen engen Canal durch die entgegenstehenden Schwierigkeiten (— die Dämme der Sumpfgewächse —) zu bahnen; das wäre nur eine Sache des Zeitaufwandes. Oeffnet man eine Bahn durch dieses Gewirr von Pflanzen, so wird die Strömung des Wassers den Fluß klar machen. Thut man jedoch nichts und überläßt ihn der Natur, dann wird eine Masse schwimmender Gewächse sich an die andere reihen und die Schwierigkeiten werden mit jeder Stunde sich mehr und mehr häufen. Die Fahrt auf dem Giraffenflusse habe ich im Laufe des Jahres wesentlich verbessert, denn die leichten Fahrzeuge der Handelsleute folgten mir einen Monat später ohne alle Schwierigkeit. Sie haben außer Getreide und Schießbedarf keine andere Ladung. Unsere 59 (sic) Schiffe dagegen waren schwer beladen und hatten bis 4½ Fuß Tiefgang. Alles in Allem genommen, war es doch ein großartiger Triumph, die Flotte durch Hindernisse hindurch zu bringen, die unübersteiglich schienen. Leicht hat man in Afrika nichts! Wir wurden, was ich auch vorausgesehen hatte, gleich nach unserer Ankunft hier in einen Krieg mit den Baristämmen verwickelt; diese sind seit Jahren mit den Sklavenhändlern verbündet und wollen die Regierung des Vicekönigs nicht anerkennen. Ich hoffe sie binnen Kurzem zur Unterwerfung zu zwingen und dann nach Süden vorzudringen. Ich hoffe, daß keine Intriguen im Sudan (in Chartum) und in Aegypten den Nachschub von 800 Mann verhindern, welche ich als Verstärkung verlangt habe. Ich habe jetzt 10 Geschütze und 1035 Mann; das ist zu wenig, um die verschiedenen Stationen mit Mannschaften zu versehen. Dr. Gedge ist gestorben."

Man ersieht aus dem Inhalte dieser Briefe, daß Baker sich bereits in Verlegenheit befand. Wenn nun die „Intriguen" die Zusendung von Verstärkungen hinderten, was wollte er dann beginnen, um den großen „Civilisirungsplan" durchzuführen?

Finnisch-Ugrisches.

R—l. Wir glauben keine Ketzerei auszusprechen, wenn wir sagen, daß die Sucht nach sprachwissenschaftlicher Begründung der Ethnographie eine Masse verhängnißvoller Irrthümer herbeiführen muß. Die Sprache ist immer nur Eines der Merkmale, die bei der Classificirung eines Volkes in Anschlag zu bringen sind, und steht, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hinter der Körpergestalt und manchmal auch hinter den Ueberlieferungen der Volksdichtungen, Sitten und der Geschichte zurück. Ihre Uebertragbarkeit macht die aus ihr gezogenen ethnographischen Schlüsse leicht durchaus falsch, und führt zu so gemischten, wissenschaftlich verderblichen Begriffen, wie z. B. der des „romanischen Stammes" ist. Semiten, Griechen, Etrusker, Iberer, Basken, Germanen, Slaven, indem sie aus erster oder zweiter Hand die Sprache des weltbeherrschenden Römervolkes erhielten, gegen welche sie die eigene vertauschten, und indem sie vielfach ihren reinen Typus durch Mischung verschiedener Art afficirten, sind damit nur Glieder Eines Sprach-, nicht aber auch Eines ethnographischen Stammes geworden. Und doch wirft man das so oft zusammen, während auf der Hand liegt, daß auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft gerade das entgegengesetzte Extrem, die schärfste Scheidung überall, wo nur immer thunlich, durchzuführen wäre. Denn es liegt, so will es uns scheinen, die Aufgabe der Ethnographie, so weit europäische Völker in Betracht kommen, am allermeisten in der Lüftung der Decke, welche oft Ein Idiom über die verschiedensten Völker hingebreitet hat. Wir sollten gleich dem Hochgebirgsbotaniker verfahren, der unter der Schneedecke nach den Kindern der Flora sucht; statt dessen sehen wir, wie man die sprachliche Schneedecke Europas möglichst treu photographirt und unter dem Titel einer ethnographischen Skizze in die Welt gehen läßt.

Genug hiervon. Diese paar Worte sollen den Leser nur darüber verständigen, welche Bedeutung wir der sprachwissenschaftlichen Seite der Ethnographie beilegen, und einer Ueberschätzung der im Folgenden zusammengestellten Resultate der finnisch-ugrischen Sprachforschung vorbeugen. Gerade dadurch gewinnt jede Erkenntniß, daß man sich ihres sachlichen Werthes bewußt wird, stehe er nun über oder unter dem eingebildeten.

Paul Hunfalvj, Professor der Sprachwissenschaft in Pesth, giebt uns in seiner leider nur magyarisch erschienenen Beschreibung einer Reise in den Ostseeländern*) eine Reihe interessanter Berichte über die unter den Finnen und Esthen, den Sprachverwandten der Magyaren, sehr fleißig gepflegte Wissenschaft der Urgeschichte der finnisch-ugrischen Stämme. Da das Buch in Deutschland wohl kaum gelesen wird, so heben wir einige der interessanteren Punkte hier hervor.

Die sprachliche Verwandtschaft zwischen den nach Norden gedrängten finnischen Stämmen der Esthen, Lieven, Lappen und eigentlichen Finnen und den im Donauthal zwischen Deutschen, Slaven und Romänen unglücklich eingezwängten

*) Utazás a Balt-tenger vidékein. Irta Hunfalvj P. Pesth 1871. 2 Bde.

Magyaren ist von einer ziemlich innigen Art; wir vergleichen sie wohl am passendsten mit der, welche zwischen der übrigens durchaus verschieden construirten lateinischen und griechischen Sprache herrscht. Sie fiel bereits im vorigen Jahrhundert dem Begleiter des Wiener Astronomen Theodor Hell auf dessen Reise nach Lappland, dem J. Sajnovics, als so erheblich auf, daß derselbe einen Tractat veröffentlichte (1770), in welchem er bewies, „Idioma Ungarorum et Lapponum idem esse.“ Es waren aber später vorwiegend finnische, neuerdings auch ungarische Gelehrte, welche diese Verwandtschaft näher aufklärten. Außer den genannten Sprachen gehört in diese sogenannte finnisch-ugrische Verwandtschaftsgruppe noch eine Anzahl von Idiomen, die in Nordosteuropa und Nordasien in verschiedenen Graden von Verbreitung herrschen, so das der Surjenen an der Dwina und Kama und im westlichen Uralgebiete, der Wogulen, Ostjaken im nördlichen Uralgebiet und südlich bis zum Irtisch, der Tscheremissen und Mordwinen an der mittlern Wolga, im alten Bolgarenlande. Innerhalb dieses Sprachenkreises wird wieder eine finnische und eine ugrische Gruppe unterschieden, und zur letztern gehört das Magyarische neben dem Wogulischen, Ostjakischen und Mordwinischen.

Es ist das gerade keine glänzende Gesellschaft, in welche die Wissenschaft das Idiom stellt, das sich eine Weltmachtrolle erträumt, und bei dem nationalen Fanatismus der Magyaren kann es nicht Wunder nehmen, wenn selbst Männer wie ein Eötvös*) sich gegen eine solche Classificirung sträuben. Indessen wird es unter allen Umständen keinen andern Weg geben, diese eingebildete Makel auszulöschen, als den des factischen Beweises, daß selbst „Asiaten“ culturschöpferisch wirken können. Bis jetzt ist dieser noch weit entfernt, erbracht zu sein, denn die ungarische Cultur ist eine untergeschobene; von der Art, wie sie gemacht wird, giebt die hier gerade naheliegende Thatsache, daß der Verfasser dieses Buches, Hunfalvj, ein Stern am dämmerigen Himmel der ungarischen Wissenschaft, von Abstammung ein Deutscher Namens Hundsdörfer ist, einen kleinen Begriff.

Von den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung an bis zum Auftreten der Hunnen wohnten im heutigen Rußland vorwiegend finnische Volksstämme und zwar compact. Sehr alte Entlehnungen aus germanischen Sprachen, die wir in der finnischen Sprache finden, werfen ein karges Licht auf diese Zeit; es sind das gothische Formen aus einer ältern Gestalt dieser Sprache als die ist, welche sie zu Ulfila's Zeiten angenommen hatte. Wörter wie Kuningas (König), Walta (Macht), viisas (weise), Kulta (Gold) und viele andere verrathen ihren Ursprung deutlich. Erst mit der Völkerwanderung sondern sich aber die schattenhaften Umrisse schärser. Einerseits finden wir finnische Stämme am Baltischen Meere, andererseits dringen die Slaven, bisher durch die Germanen zurückgehalten, nach Mitteleuropa vor, überfluthen oder drücken zur Seite die in Rußland wohnenden finnischen Völker, die in Folge dessen theilweise nach Norden abgedrängt werden, wo sie im heutigen Finnland sich niederlassen. An Wolga und Kama blieben wohl Völker finnischen Stammes wohnen, und zu ihnen gehören die Bolgaren, welche in Osteuropa fast wie die Juden umhergestreut wurden und welche für einen Theil der Hunnen gehalten werden.

*) Eötvös sagt in seinem Buche über die Nationalitätenfrage (A nemjetisegi kerdes. Pesth 1865): „Die immer weiter vorschreitende Wissenschaft hat eine Menge Berührungspunkte zwischen den semitischen und arischen Sprachen entdeckt, und ich bin überzeugt, daß Gleiches betreffs der ural-altaischen Sprachen geschehen wird.“ (S. 149.) Dies ist eine sehr unschädliche Ueberzeugung!

Was sind aber die Hunnen selbst? In diesen vermuthet Hunfalvj einen türkischen Stamm, dem aber die Magyaren, wie wir sehen werden, keineswegs so nahe stehen, als man glaubt. Die Tradition, daß diese von jenen abstammen, ist verhältnißmäßig neuen Datums, da sie erst im elften oder zwölften Jahrhundert auftritt. Mongolen waren sie nicht, wie diese überhaupt zu den ural-altaischen Völkern in einem nur sehr entfernten Verwandtschaftsverhältnisse stehen. Auch die vielgenannten Avaren, welche zur Zeit des Kaisers Justinian, sich von dem Stock der Altaivölker loslösend, in die pannonische Ebene einbrachen und zwischen Theiß und Donau ein Reich gründeten, das erst Karl der Große zerschlug, sind ihrer Stammeszugehörigkeit nach nicht so genau zu bestimmen, daß wir sicher sagen könnten: Es sind ugrische Völker; sicher ist indessen, daß sie zum großen Kreise der ural-altaischen Völker gehörten.

Nach ihnen kamen im neunten Jahrhundert aus derselben Gegend, von jenseits der Kama und Wolga, dieser Brutstätte nomadischer Horden, die Magyaren. Jahrhunderte hindurch, so glaubt Hunfalvj, müssen diese im innern Rußland mit den heutigen nordfinnischen Stämmen zusammengelebt haben, um diese Sprachverwandtschaft zu erlangen, welche uns gleich auf den ersten Blick einen innigen Zusammenhang erkennen läßt. Auch die Türken, welche die von den Hunnen begonnene Völkerwanderung beendigten, kamen aus jener Gegend, und es hießen deshalb auch die Magyaren bei den Byzantinern Türken; viele glauben übrigens in den Magyaren die Mischung eines siegreichen Türkenstammes mit einem unterworfenen Finnenvolke zu sehen, eine Ansicht, die nicht unbegründet erscheint, wenn man die außerordentliche körperliche Divergenz der Nordfinnen, diesen blonden, blauäugigen, stämmigen Menschen, und der Ungarn, deren Typus im Brünetten, zierlich Gebauten sich bewegt, sowie den Umstand, daß keiner der anderen finnischen Stämme ein Reitervolk ist, in Betracht zieht. Indessen ist das derzeit noch eine Hypothese.

* * *

Wie stehen heute die Trümmer der finnischen Stämme, soweit sie ihrer Sprache nach sich als von diesen abstammend erweisen, in Europa da? Es kommen bei Beantwortung dieser Frage nur die Finnen, Esthen und Ungarn in Betracht, da nur sie — aber auch sie theilweise nur schwach — eine Hoffnung auf selbständige Fortexistenz schöpfen lassen; was im Innern Rußlands sich bis heute erhalten hat, wird nicht lange der slavisirenden Strömung widerstehen, zumal, wie man zugeben muß, diese Strömung für diese Völkersplitter eine Culturströmung bedeutet. Bezüglich der Esthen und Finnen giebt unser Gewährsmann ausführliche Mittheilungen, die nicht daran zweifeln lassen, daß diese beiden Stämme in der neuesten Zeit in einem nationalen Entwickelungsproceß begriffen sind, vollkommen ähnlich in seinem Charakter den nationalen Bestrebungen der kleinen Nationalitäten Südosteuropas, vielfach aber solider und fruchtverheißender als diese. Wie die Finnen von der schwedischen, so emancipiren sich die Esthen von der deutschen Sprache, aber während dieser Trieb bei jenen schon bald am Ziele angelangt ist, während in Finnland bereits ein Sprachengesetz geschaffen wurde, das die Sprache der Eingeborenen zur Amts- und Lehrsprache erhebt, ringen die Esthen noch mit den ersten Anfängen und kommen schwer auf gegen die Sprache ihrer einstigen Herren, die im Ganzen und Großen doch noch immer die Culturträger sind. In Rußlands Macht steht es, beiden Völkern die nationale Lebensader zu unterbinden, wann und wo es immer will; aber nicht bloß die Gerechtigkeit, sondern auch das Interesse an der Cultur

tiefstehender Volksstämme läßt uns wünschen, daß dies nicht geschehe. In einem so starken Staate wie Rußland, der vor Allem der innern Entwickelung bedarf, wird die Nationalitätsidee durch die Bildungsbestrebungen, die ihre Hauptmittel bilden, nur förderlich wirken. Ueberschauen wir, was z. B. an der finnischen Universität Helsingfors, wo Männer wie Castrén, Lönnrot, Ahlquist gleichzeitig und in gleichem Sinne für Aufhellung der Vergangenheit jenes Volkes wirkten, in wenigen Jahrzehnten für nationale Bildung und Verbreitung allgemeiner wissenschaftlicher Kenntnisse geschehen ist, so stehen wir erstaunt da. Die Dotation und innere Einrichtung dieser Universität stellt manche andere Hochschule in den Schatten; allerdings muß man sagen, daß es deutsche und schwedische Anregung war, die das gesammte Schulwesen, sowohl unter den Esthen als unter den Finnen, zu erfreulicher Entwickelung brachte, aber es scheint, als ob diese Völker vollkommen begriffen hätten, von welcher Wichtigkeit die Tüchtigerhaltung desselben für sie selber ist*). Sowohl in Finn- als in Esthland finden wir gelehrte Gesellschaften, die Großes für Sammlung und Verarbeitung des im Volke ruhenden Schatzes an Ueberlieferungen und Dichtungen geleistet haben; die erstere ist vollkommen finnisch, die esthnische dagegen, entsprechend dem Charakter der Landesuniversität Dorpat, deutsch; während man dieser die Herausgabe der esthnischen Sagen und Märchen verdankt, ist jene die Hauptförderin der Sammlung und Zusammenstellung des Nationalepos Kalewala gewesen. Eine ziemlich stark vertretene Presse besitzen die Finnen, in der Entwickelung begriffen ist dagegen noch die der Esthen, welche gegenwärtig ein halbes Dutzend Organe zählt. Was nun die Volkszahl betrifft, so finden wir Esthen in den Ostseeprovinzen und den angrenzenden russischen Gouvernements 650,000, Finnen in Finnland etwas über $1^1/_2$ Millionen; einen kleinen Rest der früheren Lieven, in der Zahl von 3000 Seelen in Kurland wohnend, sowie die Lappen Finnlands, welche, wenn ansässig gemacht, sich „verfinnen“, lassen wir hier außer Betracht.

Nun die Verwandten im alten Pannonien! Obwohl die Nationalitätsstatistik nirgends und nie in solchem Grade zu Gunsten des herrschenden Stammes mißbraucht wird, wie in Ungarn von den Magyaren, so hebt sich deren Zahl doch nicht über $5^1/_2$ Millionen. Und diese haben eine so unglückliche Lage inmitten feindlicher, rasch sich vermehrender, theilweise sehr bildungsfähiger Volksstämme, daß nur die politische Hegemonie sie vor dem Verschlungenwerden behüten kann. Da wir keinen politischen Leitartikel zu schreiben haben, so constatiren wir hier einfach die Thatsache, daß ohne Magyarisirung fremder Stämme die Ungarn, zerstreut wie sie sind — nur in Siebenbürgen und in den Theißgegenden wohnen sie sehr compact —, dem Anprall der umwohnenden Völker zum Opfer fallen müssen, da sie nicht die Fähigkeit besitzen, durch höhere Cultur die politisch beherrschten Stämme anzuziehen und zu assimiliren. Ungarn bemüht sich zwar aus Kräften, in die Höhe zu kommen, und es hat seit einigen Jahren erhebliche Anstrengungen zur Verbesserung der Pflege der geistigen und materiellen Interessen gemacht, aber seine Lage auf der natürlichen Bahn der Germanisation und auf dem vulcanischen Boden der kleinen Nationalitäten, läßt wenig Hoffnung auf die dauernde Existenzfähigkeit eines nationalen großen Ungarlandes aufkommen.

So sehen wir die drei beträchtlichsten Trümmer finnischer Völker in Europa entweder einer bescheidenen Existenz oder dem Verluste der Nationalität zugewiesen; in die Machtsphären großer Nationen, die noch im Aufstreben sind, der Deutschen und Russen, geworfen, müssen sie auf die Ansprüche eigener Bedeutung in anderm als geistigem Gebiete verzichten; daß ihnen die Möglichkeit dieser Art von Bedeutung bleibe, wird aber mit uns Jeder wünschen, der das Heil der menschlichen Entwickelung nicht in der Massenhaftigkeit, sondern in der Mannichfaltigkeit sucht.

* * *

Ein dunkles Thal kann man die Geschichte desjenigen ugrischen Stammes nennen, der unter dem Namen „Bulgaren“ in der Geschichte des alten Osteuropa eine sehr hervorragende Rolle spielte. Ueber sie entnehmen wir dem interessanten Buche Robert Rösler's: „Romänische Studien“ (Leipzig 1871) einige Daten. Gegenwärtig zweifelt man nicht daran, daß die Bulgaren einen Theil der Hunnen bildeten. Im fünften Jahrhundert brechen sie nach dem Abzuge der Ostgothen in das oströmische Reich ein; in ihrem Gefolge ist es, daß sich slavische Stämme in die griechische Halbinsel ergossen und diese für Jahrhunderte zum Reservoir der aus den sarmatischen Ebenen überfließenden Slaven machten. Bulgaren zogen im sechsten Jahrhundert mit Alboin nach Italien, im Dienst der Romäer nach Afrika und mit den Avaren nach Pannonien; aus diesem floh nach Bajovarien eine größere Schaar, die nach langen Irrfahrten im alten Samniterlande, in den Abruzzen, sich niederließ, und eine andere zog aus Pannonien nach Thessalien, wo sie wahrscheinlich dem von ihnen unterjochten romänischen Stamme den Namen der Kutzo-Wallachen hinterließ, denn sie selbst hießen Kutziagiren. Im siebenten Jahrhundert unterwarfen sich Bulgaren die Slaven Mösiens und setzten sich im heutigen Bulgarien fest, wo sie bald der Slavisirung verfielen. Ein Stock bulgarischer Bevölkerung, der das Land um die Kamamündungen einnahm, hatte ein verhältnißmäßig ruhigeres Dasein geführt, sogar eine gewisse Culturstufe erstiegen; da er schon früh den Islam annahm, finden wir in den Schriften arabischer Reisenden schätzenswerthe Nachrichten über seine Verhältnisse.

Diese sogenannten „Wolgabulgaren“*) gleichen in dem, was von ihren Sitten und Gebräuchen erzählt wird, in hohem Grade den Hunnen. Ihr König herrschte despotisch; seine Steuern bezog er in Rindshäuten und sein Volk wohnte im Sommer in Filzzelten, im Winter aber in hölzernen Häusern. Hunde- und Wolfsgeheul enthielten günstige Vorbedeutungen; die Schlange war unantastbar; gleich den Kalmücken war ihnen ein Haus oder Zelt, in das der Blitz geschlagen, eine Stätte, wo Gottes Zorn wohnt. Ihre Nahrung war Hirse und Pferdefleisch, ihr Getränk Meth und Birkenwasser. In das erste Viertel des zehnten Jahrhunderts fällt ihre vollständige Bekehrung zum Islam. Wir erfahren von Schriftstellern aus der Chalifenzeit, daß ihr Handel weit nach Norden und Osten reichte; sie brachten von den in eisigem Lande wohnenden Jugren Zobel, Hermelin, Biber- und Eichhornpelz, von den Burtasen schwarze Fuchspelze. In Bulgar residirten die Könige, die theilweise sogar Münzen prägen ließen.

Als im Laufe des zehnten Jahrhunderts die warägischen Russen ihre Macht ausdehnten, erschütterten sie mit am er-

*) Bei einer Jahreseinnahme von 15,586,659 finnische Mark leistet Finnland für Kirchen- und Schulzwecke 1,763,734 finnische Mark Ausgaben. Betreffs Esthlands stehen uns keine Angaben zu Gebote.

*) Nicht die Bulgaren sind es, die ihren Namen, wie oft angegeben wird, von der Wolga haben, sondern umgekehrt ist es der Fluß, der seinen Namen, und zwar nicht vor dem Bestande des Bulgarenreiches, von den Bulgaren erhielt. Beide Namen stammen wahrscheinlich aus derselben Wurzel. Im zehnten Jahrhundert hieß die Wolga noch allgemein Atil, was eine ostjakische Benennung zu sein scheint.

ften den Bulgarenstaat, den dann im dreizehnten Jahrhundert die Mongolenfluth vertilgte. Heute sind die Wolgabulgaren ebenso in die Nordslaven aufgegangen, wie die Donaubulgaren — mit Beibehaltung ihres Namens — schon viel früher von den Südslaven absorbirt worden waren. Von der Sprache dieses Volkes haben wir geringe Reste; Rösler hat deren im Romänischen manche gefunden — Romänen und Bulgaren lebten in Macedonien lange zusammen —, aus denen er schließt, daß die bulgarische Sprache der samojedischen nahe gestanden sei. Dieser Schluß stützt sich zwar nur auf eine geringe Anzahl von Thatsachen, er ist aber selbst als Hypothese nützlich in diesem entlegenen Forschungsgebiete, wo feste, unanfechtbare Schlüsse einstweilen noch nicht zu gewinnen sind.

Aus allen Erdtheilen.

Verfall der Mohammedaner in Indien.

Die „Madras Times" nimmt Gelegenheit, am Schlusse des Jahres Revue über die Völker und Religionen Indiens zu halten. Sie bemerkt, daß es ein überaus trauriges Schauspiel sei, den Niedergang der muselmanischen Bevölkerung mit anzusehen, einer Bevölkerung, deren Geschichte glänzende Thaten zeigt, welche auf hundert Schlachtfeldern siegte, großartige Eroberungen machte und die unter wahrhaft bedeutenden Männern in glänzenden Städten herrschte; deren Literatur durch vorzügliche Dichterwerke ausgezeichnet ist. Der Glorienschein, welcher Indien umstrahlte und das mittelalterliche Europa blendete, datirt aus der Zeit nach dem Jahre 1000. Er entstand, wuchs und verfiel mit der mohammedanischen Macht. Die großen Helden Indiens, welche Bekenner des Propheten waren, sind Akbar und Arengseb, Baber und Schah Dschehan. Welch anderes indische Volk hat eine solche Geschichte, setzte so weite Landstrecken in Aufregung und unterwarf sie, wie diese feurigen Araber und Pathanen (d. i. Afghanen)? Aber welches zeigt auch einen so jähen Fall?

Wollt ihr wissen, wie es heute mit den Mohammedanern Indiens steht? Geht in die mohammedanischen Städte und seht, wie sie von Schmutz starren, betrachtet euch die Paläste der Begums; lernt, wie fast jeder Muselmann von Schulden erdrückt ist, wie kein respectabler Mann ein respectables Geschäft betreibt. Die Männer, deren Väter einst Länder regierten, stolze Armeen führten, Frieden dictirten, Städte baueten und Städte verwüsteten — sie schleichen nur aus ihren Häusern in ihre Harems und aus ihren Harems in ihre Häuser. Sie sind umgeben von Schaaren von Dienern und Anhängern, welche sie nicht entlassen, da sie sie nicht bezahlen können. Jammervoll ertönen ihre Klagen, daß die von der Regierung ausgesetzten Pensionen ihnen verkürzt worden sind und daß sie nicht wissen, wie sie ihre Familien ernähren sollen. Nur von außen erwarten sie Hülfe — aber Selbsthülfe, daran denken sie nicht. Die Straßen mohammedanischer Städte sind bedeckt mit dem Schutte verfallender Häuser, begrenzt von Mauerruinen; die Gärten der großen Gebäude sind mit elenden temporären Hütten übersäet, deren Insassen zu arm sind, um eine Wohnung zu miethen, geschweige denn zu bauen, und die nun hier sich niederlassen. Ueberall aber dasselbe Bild: in Vellore, Kurnul, Bangalore, Maisur und selbst zu Haiderabad zeigen sich die schrecklichen Spuren dieses Verfalles. Die Söhne der Generale eines Tippu vegetiren jetzt von Regierungspensionen, die nicht einmal gereicht haben würden, um ihren Vätern die Kleider zu verschaffen. Wohl erzählen sie ruhmredig tagtäglich von den großen Thaten ihrer Vorfahren — doch sie selbst sind jetzt Bettler, Hidalgos ohne einen Pfennig in der Tasche, ohne Laufbahn vor sich, argwöhnisch von den herrschenden Briten betrachtet. Und doch glauben sie, sie seien das einzige Salz der Erde.

Kann ein solcher Zustand durch Schulen und Universitäten geändert werden, auf denen man Arabisch und Persisch lehrt? E i n s t w a r e n s i e H e r r s c h e r, j e t z t s i n d s i e U n t e r t h a n e n. D a s i s t d e r S c h l ü s s e l z u d e r j a m m e r v o l l e n G e s c h i c h t e v o n A r m u t h u n d V e r f a l l. Das Uebel kann morgen gehoben sein, wenn das Blatt sich wendet und Pathanen, Moguls und Araber wieder H e r r s c h e r über Indien sind. Aber die Geschichte der großen Meuterei hat bewiesen, daß England solches nimmer zuläßt, und nicht minder verabscheuen die Hindus die Herrschaft der Mohammedaner, welche einst halb Indien in eine Wüste verwandelten und keine andere Meinung als ihre eigene duldeten. Das Lamm will sich nicht neben den Löwen legen; die Mohammedaner aber pflügen nicht und treiben nicht Handel, wie die Hindus. Mit diesen zu kämpfen ist ihre einzig noble Passion; die beste Beschäftigung das Leben auf Kosten Anderer. Sollen wir aber Indien in einen Vulcan verwandeln, indem wir den Mohammedanern neue Laufbahnen eröffnen? Sie zürnen, weil sie vom Throne herabsteigen mußten, weil ein stärkerer Löwe im Lande herrscht. Aber sie sind arm, denn sie leben von Pensionen, und wo sie noch Güter besitzen, da leben sie vom Capital, das sie nicht nutzbringend zu verwenden wissen. Alle abendländische Cultur ist ihnen ein Gräuel; sie verschmähen es, ungleich den Hindus, fremde Sprachen zu erlernen, und haben schon aus diesem Grunde wenig Aussicht, in den Behörden Anstellung zu finden. Sind wir Engländer aber verpflichtet, Unwissende anzustellen, bloß weil sie aus edlem Blute stammen und die Söhne großer Krieger sind, sie, die selbst nicht das Geringste thun, um sich emporzuhelfen, zu bilden? Alles hat sich gegen die Mohammedaner erklärt; ihre Stellen, ihre Ehre, ihre Einkünfte — Alles ist dahin. So wie jetzt die Dinge liegen, kennen wir für die Moguls und Pathanen keine Hoffnung mehr. (— Allem Anschein zufolge steht in Indien eine „mohammedanische Krisis" bevor, welcher die Regierung nicht ohne Besorgniß entgegensieht. Wir werden gelegentlich die Verhältnisse der Mohammedaner in Indien, die etwa 26 Millionen Köpfe zählen, eingehend erörtern. Der Gegenstand ist wichtig und von nicht geringem Interesse. —)

Neuseeländische Maoris als Mitglieder des Colonialparlamentes.

Unter allen Völkern Polynesiens sind d i e M a o r i s auf Neuseeland unbestritten die bildungsfähigsten, und Vielen wird von den Engländern sogar ein gentlemanlikes Wesen zuerkannt. Diese tapferen Männer, welche mit Ausdauer und Muth ihre Rechte gegen die schamlosen Uebergriffe und Beeinträchtigungen der „P a k e h a s", Europäer, vertheidigt haben, kann man nicht von oben herab über die Schulter ansehen und als „Nigger" behandeln; sie haben ohnehin keine schwarze, sondern eine braune Hautfarbe. Den Stämmen, welche sich für Unterthanen der Königin Victoria erklärt haben und Frieden halten, sind alle bürgerlichen und politischen Rechte zuerkannt worden, und ihre Gleichstellung mit den Weißen ist vollständig. Schon seit mehreren Jahren sitzen Maoris im neuseeländischen Unterhause zu Auckland und ihr Benehmen ist vortrefflich. Ein Bericht aus Neuseeland vom 29. October („Mail" 29. December) ist ihres Lobes voll. Die Maoris, so sagt derselbe, steigen immer mehr in der allgemeinen Achtung; ihre durch die letzte allgemeine Wahl ins Unterhaus beförderten Mitglieder zeigen sich als be-

merkenswerth intelligente Leute; sie wissen alle zur Verhandlung gelangenden Gegenstände vortrefflich zu würdigen, nicht bloß jene, welche sich auf die Verhältnisse ihrer Landsleute beziehen. Alle ihre Reden zeichnen sich aus durch eine merkwürdige Klarheit im Ausdrucke, durch Unabhängigkeit in der Auffassung und offenbare Sachkenntniß. Gegenwärtig handelt es sich darum, Maoris als Mitglieder ins Oberhaus (den legislativen Rath) zu ernennen. Noch vor einem Jahre würde man an dergleichen nicht gedacht haben, heute jedoch findet kein weißer neuseeländischer Lord dagegen etwas einzuwenden, obwohl die Ansichten der Maoris über die Ehe von den britischen abweichen. Unter allen Personen, welche in den alten jüdischen Büchern eine Rolle spielen, ist ihnen am liebsten Rapasi Horomona, d. h. der gute Salomo. Diesen Judensultan haben sie ganz besonders ins Herz geschlossen; er sei in der That ein weiser König gewesen, denn — er habe ja eintausend Frauen gehabt! So verschieden sind die Ansichten.

Ein Mitglied des neuseeländischen Oberhauses, Waterhouse, äußerte in einer Rede, indem er die Ernennung von Maoris befürwortete, Folgendes:

„Als Mitglied des Legislative Council will ich erklären, daß ich mich sehr freuen würde, irgend einen intelligenten Maori in unserer Mitte begrüßen zu können. Was ich von dieser Race kennen gelernt habe, macht auf mich den Eindruck, daß sich unter den Maoris Männer von hoher Achtbarkeit, von Grundsätzen und großer Intelligenz befinden; sie würden jeder Volksvertretung in der Welt Ehre machen und wenn wir solche Männer in unserer Versammlung haben, dann wird diese ganz gewiß dadurch nicht zu Schaden kommen. Die Eingeborenen sind wie wir Unterthanen der Königin Victoria; auf der Nordinsel befindet sich der bei weitem größte Theil des Grundbesitzes in ihren Händen; etwa drei Viertheil desselben ist ihr Eigenthum. Unter ihnen befindet sich eine sehr beträchtliche Zahl, welche geeignet ist, sich an unseren Verhandlungen in intelligenter Weise zu betheiligen, und ich zweifle nicht, daß von Seiten der Regierung nur solche Männer auserkoren werden." (— Der Legislative Rath wird aus Machtvollkommenheit der Krone vom Gouverneur ernannt; das Unterhaus wird vom Volke gewählt. —)

Die Maoris haben durch die Habsucht und Barbarei der Colonisten und das radical verkehrte System der Regierung unendlich viel gelitten, und ihre Zahl ist auf kaum 50,000 Köpfe gesunken. Seit etwa einem Jahre verfährt man endlich billig und rücksichtsvoll gegen die Eingeborenen, und nun geht Alles besser. Es ist ausgemacht, daß alle Fehden und Kriege, welche die Maoris gegen die Weißen geführt haben, diesen letzteren zur Last fallen, diese tragen alle Schuld. Wir wollen hier in Betreff dieses höchst interessanten Volkes wieder einmal auf Ferdinand von Hochstetter's classisches Werk über Neuseeland hinweisen. Ueber die Streitigkeiten der Colonisten mit den Eingeborenen orientirt sehr gut das Buch von Gustav Dröge: „Der Krieg in Neuseeland", Bremen 1869, mit einer Kriegskarte.

Das Leuchten der Meeresthiere.

Professor Panceri hat im Golfe von Neapel seit längerer Zeit sich mit dem Studium des Leuchtens (Phosphorescirens) verschiedener Meeresthiere, wie Noctiluca, Beroë, Pyrosoma, Pholas, Chätopterus, beschäftigt und kürzlich eine Schrift über die Phosphorescenz der Seefeder (Pennatula spinosa), jenes zu den Alcyonarien gehörigen, federartig gestalteten Polypen, veröffentlicht. Panceri hat dargethan, daß die Phosphorescenz in allen Fällen durch die todte, vom Thier abgestoßene Materie entsteht und daß das lebende Gewebe damit gar nichts zu thun hat. Mit Ausnahme von Noctiluca — welche wesentlich das Meeresleuchten hervorbringt — fand er, daß diese Substanz durch Drüsen ausgesondert wird, möglicherweise speciell zu diesem Zwecke; doch wahrscheinlich ist das Leuchten nur eine secundäre Erscheinung dieser Ausscheidung. Die Secretion enthält epithelische Zellen in einem Zustande fettiger Degeneration und es sind diese Fettzellen und das Fett, welche die Phosphorescenz hervorbringen. Danach fällt das Leuchten der Meeresthiere mit der Phosphorescenz faulender Fische oder Knochen zusammen, entsteht demnach durch Decomposition von phosphorischem Kohlenwasserstoff oder bloß Phosphorwasserstoff. Bei der Seefeder hat Panceri die Phosphorescenz noch zum Studium einer physiologischen Frage benutzt, zur Ermittelung der Schnelligkeit, mit welcher eine Reizung durch das ganze Geschöpf sich verpflanzt. Reizt man nämlich ein Ende der Pennatula, so läuft ein Strom phosphorescirenden Lichtes durch die ganze Länge der Polypencolonie und diese Schnelligkeit konnte gemessen werden. Panceri hat bei seinen Studien über Phosphorescenz auch das Spectroskop in Anwendung gebracht.

* * *

— Der „Asiatische Bote" („Aziyatski Wjestnik") erscheint in St. Petersburg als Monatsschrift vom Januar 1872 an. Dieselbe wird umfassende Berichte über Sibirien, das Amurland, Transkaukasien und Turkestan geben, und insbesondere auch die Völkerkunde berücksichtigen. Eine solche Zeitschrift ist in der That ein Bedürfniß; schade nur, daß sie in einer Sprache erscheint, die außerhalb Rußlands nur Wenige kennen. Bis vor wenigen Jahren wurde Deutschland durch Adolf Erman's „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" auf dem Laufenden erhalten, und es ist sehr zu beklagen, daß diese Zeitschrift aufgehört hat. Die „Moskowiter" wollten es so, aber seitdem nimmt Europa im Allgemeinen wenig Notiz von den Werken, welche in russischer Sprache erscheinen. Wir werden übrigens den „Asiatischen Boten" berücksichtigen.

— In Indien wächst die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften in jedem Jahre mehr an, und zu den vielen, welche in Urdu und Hindi gedruckt werden, ist nun auch eine arabische in Lahore gekommen. Arabische Zeitungen erscheinen auch in Syrien, Aegypten, Bagdad und Konstantinopel.

— Das unterseeische Kabel der Floridastraße ist beschädigt aus der Tiefe heraufgezogen worden, und zwar vermuthet man, daß die Beschädigungen der Gätta-pertscha-Hülle durch die Bisse von Seeschildkröten oder Fischen verursacht wurden. Auch bei dem Kabel an der chinesischen Küste hat sich Aehnliches ereignet, nur wurde die Verletzung hier durch winzige Krustenthiere verursacht. Diese sind jedoch so klein, daß man sie mit dem bloßen Auge nicht unterscheiden kann, sondern das Mikroskop zu Hülfe nehmen muß. Verschiedene Brüche, welche die Isolirung störten, sind entschieden auf die Thätigkeit dieser kleinen Thiere zurückgeführt worden, welche sich mit Vorliebe in die Gättapertscha einbohrten. Um letztere zu schützen, hat man sie mit einem Mantel von Metalldraht umwickeln müssen.

— Neben der Aemterjägerei ist in Nordamerika das kirchliche Sectentreiben ein großer Uebelstand. Jetzt wollen die Methodisten sogar eine „methodistische Rechtsschule" gründen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Aus der Region des Gazellenflusses in Afrika.

I.

Die Aequatorialseen. — Gegensatz zwischen der nubischen Wüste und der Region am Weißen Nil. — Die Morast- und Sumpfwüstenei. — Der Gazellenfluß. — Vegetation; Ambadschwälder. — Der Balänicleps Rer und dessen Lebensweise. — Krokodil und Warneidechse. — Die Meschra el Rek als Sammelplatz der Elfenbein- und Sklavenhändler. — Die Expedition der Damen Tinne.

Afrika nimmt wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Süden liefern die Goldfelder eine reiche Ausbeute, und Diamanten werden am Vaal in so großer Menge zu Tage gefördert, daß diese nördliche Region der Capcolonie als eine Rivalin Brasiliens auftritt. Der Hafen von Sansibar, der wichtigste an der Ostküste, gewinnt für den Welthandel eine immer größere Bedeutung. Von dort aus hat der Nordamerikaner Stanley im Auftrage der Zeitung „New York Herald" eine Expedition zur Aufsuchung Livingstone's unternommen; er war, wie wir jüngst gemeldet, bis ins Land Uniamuesi gekommen und im Juli 1871 nur noch zwanzig Tagereisen von Udschidschi am Tanganyika-See entfernt. In Sansibar ging das Gerücht, westlich von Uniamuesi seien Kriege ausgebrochen; in diesem Falle würde der Reisende bei weiterm Vordringen auf Schwierigkeiten gestoßen sein und hätte sich auf Gefahren aller Art gefaßt halten müssen. Noch bevor man in London Kunde von Stanley's Unternehmung hatte, beschloß die Geographische Gesellschaft ihrerseits eine Expedition zu dem gleichen Zwecke auszurüsten; an ihrer Spitze steht Llewelly Dawson, welchem ein Sohn des verschollenen Livingstone sich angeschlossen hat.

Die Region der Aequatorialseen bietet noch immer manche geographische Probleme dar. Unsere Kenntniß aller dieser Binnenbecken und ihrer Zuflüsse ist noch sehr dürftig, und was wir bisher aus Livingstone's letzten Briefen entnehmen konnten, war nicht geeignet, eine klare Anschauung zu vermitteln. Seit Speke zweimal den sogenannten Victoria Nyanza gesehen, bildet dieser „Ukerewe" auf unseren Karten ein großes zusammenhängendes Becken, dessen Küstenlinien freilich auf gutes Glück verzeichnet werden, wie jene des Albert-Sees auch; von diesem letztern hat Baker nur eine kleine Strecke des Nordostgestades kennen gelernt. Es ist seine Absicht, von Gondokoro aus bis an dieses Wasser abermals vorzudringen und dasselbe mit seinen stählernen Dampfern nach allen Richtungen hin zu befahren. Wir werden also, falls er seinen Plan verwirklichen kann, über dieses ganze in geographischer Beziehung sehr wichtige Becken und dessen Zu- und Abfluß Näheres erfahren.

Was den Ukerewe anbelangt, über welchen wir vor nun etwa funfzehn Jahren die erste Kunde durch die deutschen Missionäre Krapf und Rebmann erhielten, so hat, wie wir neulich meldeten, Richard Burton mit Entschiedenheit behauptet, daß derselbe nicht ein einziges großes Becken bilde, daß er als solches nicht vorhanden sei, sondern daß dort, wo die Karten ihn verzeichnen, mehrere Seen angenommen

werden müssen. Den **Baringo**, welchen Speke für den östlichen Theil des Ukerewe hielt, hat man längst von demselben abgelöst, und wir wissen nun aus den Berichten des Missionärs **Th. Wakefield**, daß er ein selbständiges Becken bildet (Journal of the royal geographical society, XL. 1870, S. 324). Südlich von diesem See erhebt sich der Doenyo Mburo, ein thätiger Vulcan mit vielen Kratern und heißen Quellen, welche am Fuße desselben hervorbrechen. Ueber kurz oder lang werden wir wohl in Betreff des Ukerewe ins Klare kommen.

Ueber Dr. **Nachtigal**, der nach so manchen Gefahren, die er im Lande der Tibbu-Reschade glücklich überstanden, zu Kuka in Bornu angelangt war, sind wir seit länger als einem Jahre ohne alle Kunde. Wenn ihm das Glück beschieden ist heimzukehren, werden wir ohne Zweifel weitere interessante Nachrichten über den centralen Sudan zu erwarten haben.

Georg **Schweinfurth** hat sein Leben gerettet und verweilt gegenwärtig zur Herstellung seiner Gesundheit in Sicilien. Er verließ im August 1871 seinen Standort, die Seriba Gattas, nachdem ein werthvoller Theil seiner Sammlungen und seiner übrigen Habe durch eine Feuersbrunst vernichtet worden war. Der kühne, überaus verständige und willensstarke Naturforscher hat im Innern Afrikas man kann wohl sagen eine neue Welt entdeckt, und seine Stellung in der Reihe der ausgezeichnetsten wissenschaftlichen Reisenden ist ihm für alle Zeiten gesichert. Er drang von der Meschra el Rek, dem „**Ausschiffungsplatz**“ am Gazellenflusse, nach Süden hin durch das Land der Niam Niam bis nach Munsa's Residenz, im Lande der Monbuttu, bis in die Nähe von 3° N. vor, beträchtlich weiter als irgend ein Reisender vor ihm. Was von seinen Mittheilungen veröffentlicht worden ist, kennzeichnet ihn auch jetzt wieder, wie auf seinen früheren Reisen, als einen überaus eifrigen und gewissenhaften Forscher, als einen scharfen Beobachter und durch und durch wahrheitsliebenden Mann. Wir dürfen unbedingt Allem glauben, was er sagt, auch dem, was er über die Anthropophagen und die Zwergvölker mittheilt. Er spricht als **Augenzeuge**, und gegen das, was er berichtet, kann nicht der mindeste Zweifel erhoben werden. Wir werden weiter unten auf einige seiner ethnographischen Schilderungen zurückkommen. —

Station Meschra el Rek am Gazellenfluß.

Man kann sich keinen schärfern Gegensatz denken, als jenen zwischen der großen nubischen Wüste, welche die Reisenden von Korosko bis Abu Hammed durchziehen, um den großen Ellbogen des Nils mit seinen Katarakten zu umgehen, und den Gegenden am Weißen Nil und am Gazellenflusse. Jene bildet ein Gewirr von Bergketten, schmalen oder breiten steinigen Thälern, zerklüfteten, bunt durch einander geworfenen Höhenzügen, schwarzem Sandstein, weiten Ebenen und theilweise einem centralen Hochland. Entweder fehlt jeder Pflanzenwuchs, und zwar in den völlig dürren Strecken überall, oder man findet nur Mimosen, Cactus, und wo man an den Nil gelangt, Dum- und Dattelpalmen. Die Luft ist rein, klar und gesund. Am Weißen Nil und am Bahr el Gazal dagegen herrscht eine Vegetation von überschwenglicher Ueppigkeit, namentlich in Bezug auf die Wasserpflanzen. Während jene Wüste Mangel an Wasser

leidet, beherrscht dasselbe hier weit und breit das Land, welches von zahlreichen Flußläufen durchschnitten ist, und das man als eine Sumpf- und Morastregion bezeichnen muß.

Am Nil, etwa zwischen 9 und 10° N., im Lande der Nuehr und der Kytsch, beginnt ein wüstes, an Sümpfen und wildem Gestrüpp reiches Land. Dort erweitert sich das Bett des Stromes beträchtlich; zu beiden Seiten treten abschüssige Uferbänke weithin nach dem Innern zurück, aber streckenweise sind sie ganz niedrig und vereinigen sich mit dem Wasserlaufe zu einem weiten Moraste. Der Strom drängt sich in seiner schlammigen Rinne vorwärts und theilt sich an manchen Stellen in eine Menge seichter, morastiger Canäle; in dem von üppiger Schilf- und Grasvegetation überwucherten Chaos derselben findet sich der Schiffer nur mit Mühe zurecht. Die Strömung ist gering. Sobald nun die periodischen Regen den weißen Fluß anschwellen und dieser über seine Ufer tritt, dann verwandelt sich das Land der Nuehr und Kytsch in einen einzigen, ungeheuern Morast, aus dessen gährenden, stinkenden Moderwassern nur wenig höhere, von üppigem Pflanzenwuchs bedeckte Partien inselartig hervorragen. Am Nordrande dieser sumpfigen Wildniß dehnt sich, dem linken Ufer entlang, ein Urwald aus mit riesigen Akazien, Tamarinden, Affenbrot- und Gummibäumen; auf dieselben folgen dichte, fast durchgängig aus Akazien zusammengesetzte Wälder, und dann die bebauten Ufer der Schilluks. Das Strombett hat zahlreiche mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckte Inseln.

Den Hauptzufluß von Südwesten her bildet der *Bahr el Gazal*, der sich unter etwa 8° 30′ N. zu einem großen *Sumpfbecken* erweitert, dem *Birket el Gazal*. An diesem unterscheidet man südlich den *Birket el Rek* und nordöstlich den *Birket No*. Dieser Bahr el Gazal bildet mit seinem wichtigsten Zuflusse, dem *Djur*, gleichsam die *Eingangspforte* nach dem innern Süden und Südwesten. Steudner hat ihn geschildert als „einen uferlosen Sumpf, der mit Schilf erfüllt ist und nur einige Bewegung durch den Djur erhält, vielleicht auch durch den Bahr el Homr, der von Westen aus dem Gebiete der Baggara-Araber herkommt. Oberhalb der Djurmündung ist das Wasser des Gazellenflusses stagnirend, steht jedoch mit dem obern Laufe des Djur in Verbindung durch einen früher schiffbaren Canal, der aus Nordwesten in die *Meschra el Rek*, den Sammelplatz der Schiffer, einmündet; derselbe hat aber jetzt wenig Wasser und ist dicht verwachsen.“

In der nubischen Wüste.

In dieser Region tritt die Seyal-Akazie waldbildend auf, und der Cyperus Papyrus, welcher am Blauen und am eigentlichen Nile fehlt, erscheint als eine Zierde der Uferlandschaft. Sehr häufig schießt aus seichten Wasserstellen massenweise das seltsame Korkholz, das *Ambadsch*, hervor (Herminiera elaphroxylon). Diese gelbblühende Leguminose, deren Holz federleicht ist, bildet für jene Gegenden eine Charakterpflanze. Die Vegetation des Ambadsch soll ihre bestimmten Perioden haben. Der Baum wächst nur in ziemlich tiefem Wasser, und seine großen horizontalen, oft wohl gegen einen Fuß dicken Hauptwurzelschosse, an welchen eine zahllose Menge zur Ernährung bestimmter langer Fasern hängen (ähnlich

den Luftwurzeln vieler Ficusarten und denjenigen des wilden Zuckerrohrs), werden wohl kaum in der Erde festsitzen. Sie bilden eine große verworrene Masse, die sich senkt, sobald man darauf tritt. Aus diesen horizontalen, immer in Wasser eingetauchten Hauptwurzeln schießen die unten etwas kegelförmig verdickten, ziemlich geraden Stämme bis auf eine Höhe von 30 Fuß empor. Man sagt, diese Entwickelung der Pflanze gebrauche fünf Jahre; in den nächsten fünf Jahren sterbe sie nach und nach ab, zerfalle, werde weggeschwemmt und dann erst, also nach zehn Jahren, nehme eine neue Vegetationsperiode ihren Anfang. Herr von Heuglin sah 1863 am obern Gazellenflusse und der Meschra el Rek die Ambadschwälder im letzten Stadium einer solchen Periode; fast alle Hochstämme schienen abgestorben, eine Menge derselben war schon zerbrochen, und der Wald hatte das Ansehen von zerbrochenem Besenreis im Großen. —

Die Gestade werden außerdem umwuchert von wildem Sorghum, Phragmites und Saccharum spontaneum; aber der Ambadsch bildet scheinbar undurchdringliche Pflanzenwälder. In diesen bemerkt man Pfade, welche von Nilpferden getreten sind, und wo die Krokodile auf das Land gehen und Löwen und Leoparden zur Tränke kommen. Hinter dem schwimmenden Saume von Laub und Blüthen treten andere und größere Stauden auf, die durch Ranken, durch welche sie wie von einem Mantel bedeckt sind und die von ihren Zweigen flatternde Fahnen von weißen, purpurrothen und gelben Blüthen herunterhängen lassen, ein förmliches Mattenwerk bilden. Die Ranken schlingen sich bis an die Aeste der großen Mimosen, der Sontbäume, welche mitten auf den Inseln stehen; einige der letzteren nehmen sich aus wie schwimmende Pflanzenberge.

Charakteristisch für diese Sumpfgegenden ist der sogenannte Schuhvogel, Balaeniceps rex, Abu Markuhb der Araber. Er sitzt gern auf Termitenhügeln, die aus den Schilfflächen hervorragen, gewöhnlich in sehr aufgerichteter Stellung und so, daß Kopf und Schnabel, die beide riesig erscheinen, auf dem Kropfe ruhen. Von diesem Vogel kamen die ersten Bälge etwa im Jahre 1850 durch einen italienischen Kaufmann nach Europa. Dann gelangte 1855 Herr v. Heuglin in den Besitz mehrerer schönen Exemplare,

J. GAUCHARD

Am Bahr el Gazal.

welche sein Jäger Mohammed in den Sümpfen der Kytsch geschossen hatte. Wir unsererseits haben ein Exemplar gesehen, das sich im Besitze Alfred Brehm's befindet. Petherick traf ihn in den Morästen des Gazellenflusses und er ist auch nordwestlich von der Meschra el Rek nicht gerade selten gewesen. In neuerer Zeit hat er sich, wie v. Heuglin bemerkt, entweder mehr ins Innere, an vollkommen unzugängliche Stellen, zurückgezogen oder er verschwindet nach und nach ganz. Es scheint, als ob er nicht wandere; er hält sich aber nur an fischreichen Stellen und in der Nähe von freiem Wasser auf, wenn ihm dieses Nahrung genug bietet und nicht zu tief zum Fischfang ist. Er ist ein Marabu, mit dickem Kopf und Hals und sehr verkürztem und in demselben Verhältnisse verdicktem Pelikanschnabel, der mit geschwungenen, scharfen, übereinander gehenden Schneiden und enormem Zahn an der Spitze versehen ist. Gewöhnlich trifft man diese Schuhvögel in Gesellschaften, auch fischen sie in Reihe und Glied wie die Pelikane, jedoch nur stehend, aber oft so tief im Wasser, daß der untere Theil des Körpers noch eingetaucht ist. Sie halten sich meist auf der Erde, im Ambadsch und im dichtesten Röhricht auf, sind scheu, fliegen schwer, reiherartig mit angezogenem Kopf und Hals und nisten zur Regenzeit in großen, aus Ambadschstöcken bestehenden Nestern, die zuweilen mit Schlamm und Erde verkittet sein sollen. In gereiztem Zustande haut und knackt der Abu Markuhb mit seinem gewaltigen Schnabel und bringt durch Zusammenschlagen der Kiefer ein kurzes Klappern hervor, das jenem des Storches ähnlich ist.

Dies sind die Bemerkungen des Herrn v. Heuglin (Reisen in das Gebiet des Weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862 bis 1864. Leipzig und Heidelberg, bei Winter, 1869. S. 118 f.). Bei Petherick finden wir einige Nachrichten über den Balaniceps, welche wir mittheilen wollen. (Egypt, the Soudan and Central Africa etc. Edinburgh and London 1861. p. 475.)

„Im Gazellenflusse traf ich ein Sandal (— ein Boot mit nur einem Maste und kleiner als eine Dahabyieh —), das von meiner Jagdstation Gaba Schambyl kam. Dasselbe hatte mancherlei naturwissenschaftliche Specimina an Bord, namentlich einen jungen Elephanten, ein junges Rhinoceros

und sechs Schuhvögel. Diese trifft man an den Ufern des Nils nur selten, weil diese mehr oder weniger steil abfallen und diesem Vogel zum Waten unbequem sind. Am Bahr el Gazal kommen sie allerdings vor, doch ziehen sie die Ufer der Moräste im Innern vor, weil dort das Wasser auf unabsehbare Strecken seicht ist. Die Jagdstation, deren Mittelpunkt Gaba Schambyl bildete, erstreckt sich von 5 bis 8° N.; mein Partner war Herr v. Malzac, der auch eine große Station unter den Rohl besaß. In gerader Richtung westlich vom Nil steigt das Land auf einer etwa 30 Miles langen Strecke ganz allmälig an und wird dann auf einer solchen von 60 bis 70 Miles abermals niedriger. Dieser Bezirk dehnt sich von Norden nach Süden etwa 150 Miles aus und bildet einen großen Sumpfmorast, der sein Wasser durch Regen erhält. Wenn dasselbe einen gewissen Höhestand erreicht, findet es Abzug zum Bahr el Gazal. In diesem Moraste liegen viele Inseln, welche üppig bewachsen und mit dichtem Gebüsch eingefaßt sind. Sie bilden den Lieblingsaufenthalt des Balänicevs. Man sieht diese Vögel zumeist in Gesellschaft von zwei bis zu einhundert Stück beisammen, gewöhnlich im Wasser watend. Wenn man sie aufscheucht, fliegen sie eine kleine Strecke weit niedrig über das Wasser hin und fallen bald nieder; sobald jedoch ein Schuß fällt, steigen sie schaarenweis hoch empor, bewegen sich in weiten Kreisen und setzen sich, wenn sie niederkommen, in irgend einen hohen Baum. Dort bleiben sie bis alle Gefahr verschwunden ist und gehen nur vorsichtig wieder ins Wasser. Ich bin der Ansicht, daß sie Nachts auf der Erde bleiben. Ihre Hauptnahrung besteht in Fischen und Wasserschnecken; meine Leute haben oftmals gesehen, wie sie dieselben fangen und verschlingen. Sie fressen aber auch die Eingeweide todter Thiere, und es wird ihnen vermittelst des Hakens am obern Theile des Schnabels sehr leicht, einen Cadaver aufzureißen. Sie brüten in der Regenzeit, im Juli und August, im Röhricht oder in hohem Gras unmittelbar am Wasserrande oder auf einer rings von Wasser umgebenen trockenen Stelle. Der Vogel kratzt ein Loch in die Erde und in dasselbe, welches nicht etwa mit Federn oder Gras ausgepolstert wird, legt das Weibchen seine Eier; man hat bis zu einem Dutzend derselben in einem und demselben Neste gefunden. Meine Leute haben aus vielen Nestern sowohl Eier als Junge genommen, die letzteren sind aber allemal bald gestorben. Nach zwei Jahre hindurch erfolglos unternommenen Versuchen, solche Junge aufzubringen, ließ ich die Eier von Hühnern ausbrüten, die ich mir aus weiter Entfernung von den Naït-Negern hatte kommen lassen. Sobald die Henne zu sitzen anfing, nahm ich ihr Eier fort und legte statt derselben solche vom Balänicevs unter; diese wurden frisch aus ihrem Neste geholt. Manche kamen aus, die jungen Vögel liefen im Lager umher und trieben mit ihren großen Schnäbeln und langen Flügeln allerlei Unfug. Ein kleiner, künstlich angelegter Teich wurde täglich von einigen Negerinnen mit Wasser versorgt, Negerknaben mußten lebendige kleine Fische herbeischaffen und dann und wann wurde auch klein zerhacktes Fleisch als Futter hingeworfen."

Am Bahr el Gazal.

Petherick erwähnt noch des größten und schönsten Storches, welchen er jemals gesehen, Mycteria Senegalensis, der am Gazellenflusse nicht selten ist. Seine Leute fingen auch ein ganz junges Flußpferd, das, halb von Wasser bedeckt, im Röhricht lag. Sie sprangen sofort ins Wasser; einer nahm das Thier auf die Arme und brachte es an Bord. Dort wurde es mit Milch, Mehl und Wasser gefüttert; am Lande grub man einen kleinen Teich, in welchem es badete; dabei wurde es aber allemal sorgfältig überwacht. Das junge Hippopotamus zeigte große Anhänglichkeit an seinen Wärter; es schlief neben demselben und legte den Kopf auf irgend eine Stelle seines Körpers; es folgte ihm sowohl auf dem Lande wie im Wasser, und war offenbar mißvergnügt, wenn es nicht um ihn sein konnte. —

Herr v. Heuglin betrachtet den Bahr el Gazal als einen weiten mit Schilf erfüllten See von unbedeutender Tiefe, als ein Becken, dessen überhaupt unbestimmte Grenzen, je nach der zur Regenzeit fallenden oder in ihn sich ergießenden Wassermenge, sich erweitern oder verengen. Dasselbe wird jedoch das ganze Jahr hindurch gespeist von einigen ziemlich mächtigen Strömen, die theilweise vielleicht noch ganz unbekannt sind. Sein höchster Stand übersteigt während der nassen Jahreszeit den niedrigsten wohl nicht um mehr als 3 bis 4 Fuß. Durch die starken Zuflüsse, welche er dann

hauptsächlich aus Westen und Süden her erhält, entsteht eine beträchtliche Strömung, welche einen Theil der während der trockenen Monate in tropischer Ueppigkeit aufgeschossenen Sumpfvegetation zerstört und fortschwemmt. Dadurch bilden sich oft große Stellen, die vom Schilf frei sind. In manchen Jahren haben dieselben derart an Ausdehnung zugenommen, daß man von ihrer Mitte aus kaum das Ufer sehen konnte und die Schiffer nach den Sternen sich orientiren mußten. Die Mündungen der Flüsse, welche ihn vorzüglich speisen, erleiden durch Schlamm und durch Sandniederschläge beträchtliche Anschwemmungen, welche auch durch kommende Hochwasser nicht fortgeführt, sondern immer noch mehr ausgebreitet werden. Das Fahrwasser des Gazellenflusses ist der Abzugscanal des Sees, der ihn ungefähr in seiner Mitte der Länge nach durchzieht und durch welchen er während der trockenen Jahreszeit theilweise entwässert wird. Dadurch kommen Stellen festen Landes zum Vorschein, die nur wenig über dem niedrigsten Wasserspiegel liegen, sich aber in sehr trockenen Jahren über den größten Theil des Beckens ausbreiten. Man weiß, daß der Djur und der Kosanga, diese wichtigen Zuflüsse des Bahr el Gazal, das ganze Jahr hindurch fließendes Wasser haben.

Es ist bemerkenswerth, daß das Krokodil (arabisch Temsah) am ganzen Gazellenflusse und selbst in den engen Ambadschcanälen vorkommt; denn im Allgemeinen zieht dieser „heimtückische Wegelagerer“ freies, strömendes Wasser vor, hat auch gern Sandbänke und trockene, flache Alluviuminseln in der Nähe, um dort Morgenschlaf zu halten und Eier zu legen. Das Fleisch ist schön weiß wie Fischfleisch, auch im Geschmacke diesem nicht unähnlich, jedoch fester und je nach der Jahreszeit mit einem specifischen Moschusgeruche dringend behaftet. Man sagt, daß es, wohl hauptsächlich zur Paarungszeit, unter günstigem Winde möglich sei, die Anwesenheit der Krokodile auf große Entfernung schon durch den Geruch, welchen sie verbreiten, zu entdecken. Zu den längst veralteten Fabeln gehört, daß das alte Krokodil für unverwundbar durch gewöhnliche Bleikugeln ausgegeben wird. Weit sicherer als ein Büchsenschuß ist, aus geringerer Entfernung, ein Schrotschuß auf den Kopf. „Wahre Riesenexemplare haben wir mit der Kugel durch und durch geschossen; sie eilten trotzdem behend ihrem Elemente, dem Wasser, zu, bis ein Hagel von Schroten Numero 0 sie auf dem Flecke niederstreckte.“ Die gemeine Nil- oder Warneidechse fehlt auch im Gazellenflusse und in dessen Sümpfen nicht. Trotz ihrer enormen Größe und Schwere klettert sie auch recht gut, macht weite Ausflüge auf das trockene Festland, sogar in die Wüste hinein, besucht selbst Taubenhäuser und Hühnerställe und frißt sowohl die Eier wie das Geflügel.

Der mehrfach erwähnte Landungsplatz für die Schiffe, Meschra el Rek, liegt im Sumpflande der Dinka vom Stamme der Rek. Als Herr v. Heuglin dort ankam, erkannte er aus der Ferne eine türkische und eine italienische Flagge; sie weheten auf zwei Handelsschiffen des koptischen Kaufmannes Gattas, desselben, welchem sich 1868 Georg Schweinfurth anschloß. Am Bord war der Elephantenjäger Piaggia, über welchen wir im folgenden Artikel reden werden. In einer kleinen Bucht lagen etwa zwanzig Handelsfahrzeuge. „Noch ehe wir den für uns bestimmten Ankerplatz erreicht hatten, wurde ich mit so vielen Besuchen beglückt, daß es an Raum mangelte, die Herren Sklavenhändler anständig zu empfangen. Ich wünschte sie zu allen Teufeln und hätte sie am liebsten sammt und sonders über Bord geworfen. Hier zu Lande macht man überhaupt wenig Umstände.“

Heuglin und Steudner waren bekanntlich die wissenschaftlichen Begleiter der holländischen Damen Tinne, Mutter und Tochter, nebst einer Schwester der erstern, Fräulein v. Capellen. Sie trafen von Gondokoro im November 1862 in Chartum ein, wohin soeben unsere beiden Landsleute von einem Ausfluge nach Ost-Kordofan zurückgekehrt waren. Die Damen wollten den Gazellenfluß kennen lernen und rüsteten ihre Expedition in großartiger Weise, aber sehr schwerfällig aus, mit einer großen Anzahl von Bewaffneten, Dienern, Lastträgern, Transportschiffen, Kameelen, Eseln und Lebensmitteln. Sie hatten einen Dampfer, drei Transportschiffe und zwei große Dahabien. Heuglin drang auf seiner Forschungsreise nach Westen hin bis Bongo, Kulanda und an den Kosangafluß vor, aber die ganze Expedition nahm, hauptsächlich durch die Schuld der Damen Tinne, einen unglücklichen Verlauf und forderte manche Opfer. Steudner erlag in Wau dem Fieber, am 10. April 1863; im Juli erlag demselben auch Frau Tinne, im August starb eine der Dienerinnen und eine andere verlor den Verstand; auch der Gärtner Schubert, Heuglin's Begleiter in Abyssinien, erlag der Dysenterie; Herr v. Heuglin selbst litt schwer. Aber trotz alledem ist die wissenschaftliche Ausbeute, welche er in dem weiter oben erwähnten Werke zusammengestellt hat, sehr reich, und wir gewinnen durch dasselbe einen klaren Einblick in alle Verhältnisse jenes Gebietes der nilotischen Regionen.

Die Geyser im „Neuen Wunderlande“ am obern Yellowstone.

Bereits „Globus“ XX, S. 41 haben wir nach Washburne's Schilderungen einen kurzen Bericht über das „neue Wunderland“ im Territorium Montana der Vereinigten Staaten gegeben. Es ist, wie die Yankees sagen, a great sensation und erregt fortwährend die Aufmerksamkeit. Professor Hayden hat die Region geologisch durchforscht, und der ihm beigegebene Künstler, Henry W. Elliott, hat die ersten Abbildungen von der Expedition jetzt nach Neuyork gesandt. Eine derselben theilen wir hierneben sammt dem begleitenden Text mit.

Die Expedition verließ Fort Ellis in Montana im verflossenen Juli, und der erste Gegenstand von besonderm Belang, den sie fand, war eine der größten Ketten von Lavapiks. Von der Rechten zur Linken, so weit das Auge reichen konnte, ruhte es auf einer zusammengedrängten Wand von zerrissenen, nadelförmigen Piks, so scharf und kühn, daß der Schnee an ihren Flanken nicht zu haften vermochte, sondern den Fels nackt ließ, der gleich Nadelspitzen, Minarets oder gothischen Thürmchen aufwärts strebte. Erst weiter unterhalb fand er an den Nadelhölzern, welche die Spitzen umgeben, Halt; auf die Holzregion folgten noch weiter unten an den Bergflanken grasige Flächen und Plateaus. Das Ganze bildete eins der vollkommensten Beispiele von Lavaerhebung und Ergießung, das sich nur denken läßt.

Die großen amerikanischen Geyser am obern Yellowstone. Nach einer Skizze von Henry W. Elliott.

In dieser Kette befinden sich gewiß hundert Spitzberge, welche über 11,000 englische Fuß (= 3350 Meter) über dem Meeresspiegel liegen und 6000 Fuß (1800 Meter) über dem Flusse. Acht oder zehn von ihnen erreichen noch die größere Höhe von 12,000 oder 13,000 Fuß (3650 und 3960 Meter). Nachdem wir den „Gardiner's River“ etwa drei Miles aufwärts gegangen waren, wurde das Lager am Fuße einer höchst wunderbaren heißen Quelle aufgeschlagen. Aufwärts an den theilweise bewaldeten Abhängen eines hohen Berges schien sich vor uns ein großes Schneelager auszudehnen, aus dem wunderbarer Weise Dampfsäulen emporwirbelten. Als wir näher kamen, sahen wir, daß es ein kleiner Berg war, entstanden durch den Niederschlag und Absatz von kohlensaurem Natron und kohlensaurem Kalk, die durch das heiße Wasser der Quellen in Lösung erhalten waren, welche aus sehr großer Tiefe aus basaltischen Klüften emporsteigen und deren Wasser sich stets auf dem Siedepunkte befindet.

In dieser Gegend befinden sich 30 oder 40 Kochbrunnen, deren Absatz und Niederschlag an einigen Punkten eine Mächtigkeit von 200 englischen Fuß (= 60 Meter) erreicht. Das Wasser selbst ist schön blau und bis zu großer Tiefe durchsichtig; an einigen Stellen, wo es über den Soda- und Kalksinter wegfließt, zeigt es außerordentlich zarte Farbenabstufungen. Die Mündung des großen Cañon ist drei Miles oberhalb der unteren Wasserfälle. Hoch hinauf an den basaltischen Mauern des gegenüberliegenden Cañons hebt sich der gelbe Flecken „todter“ oder „kalter“ Schwefelquellen sehr deutlich ab. Reihen basaltischer Säulen, zwischen 20 und 30 englische Fuß (= 6 bis 9 Meter) hoch, stehen, ohne Sprünge oder Risse, regelmäßig da, eine über der andern. Der große Cañon endigt etwa am Tower-Creek und beginnt am Fuße der unteren Fälle, so daß er eine Länge von 25 bis 30 Miles hat. Er ist eine große basaltische Kluft von einer Tiefe zwischen 1000 und 2000 englischen Fuß (= 300 bis 600 Meter). Das Erosionswerk hat hier Thürme und Spitzen zurückgelassen, die nackt von den fast senkrechten Wällen emporstehen an den Fällen und einige Miles unterhalb derselben. Diese senkrechten Mauern sind lebhaft bemalt durch die zahllosen warmen und heißen Quellen, welche in den verschiedensten Farben aus den Sprüngen und Klüften herausfließen und sickern und beim ersten Anblicke das Auge durch ihre Eigenthümlichkeit und

Großartigkeit entzücken. Die Fälle sind ein breites und selbst tiefes Eiswasser, das sich 450 englische Fuß (= 136 Meter) herabstürzt. Der Nebel und Sprühregen erheben sich aus dem Wirbelpfuhl in Wolken und Säulen bis 100 Fuß (= 30 Meter).

Gegen Ende Juli traten die Reisenden aus einem dichten Nadelholzwald hervor und kamen an die Ufer des schönen Yellowstone-Sees. Der See hat eine größte Längenausdehnung von 30 Miles und eine Breite von 20 Miles zwischen seinem südwestlichen und südöstlichen Arme und besitzt einen Umfang von 150 Miles, mit zahlreichen Buchten und Abzweigungen. Das Wasser des Sees ist klar und kalt; an einigen Stellen ist es dick und grün gefärbt durch Millionen kleiner Algen. Gleich dem Flusse selbst ist es wohl versehen mit Forellen, darunter einige von bedeutender Größe; doch, es ist seltsam, alle oberhalb der Fälle und im See gefangenen Fische sind so wurmig, daß sie zur Nahrung nicht benutzt werden können.

Der Anblick der wunderbaren Geyser des Fire-Hole-Basin an den Quellwassern des Madison, welche an Großartigkeit und Ausdehnung ihres Umfangs jene Islands zur Unbedeutendheit herabdrücken, bildete den Glanzpunkt der Expedition. Elliott schreibt: „Ich stand an einem Krater und sah eine Säule kochenden Wassers von 6 Fuß (= 2 Meter) Durchmesser in einem einzigen Bündel aufsteigen, senkrecht, bis zu einer Höhe von 200 Fuß (= 60 Meter), dort einen Augenblick stillstehen und zurückfallen in ihr verkieseltes Becken in tausend Wasserströmen und einer Mi ion prismatischer Tropfen. Das wiederholte sich 10 bis 15 Minuten lang. Dann wurde Alles still. Das Wasser der Cisterne wurde so ruhig, wie das eines Mühlteiches, und scheinbar auch so unthätig. Dieser Geyser, welcher nur einer der vielen in dieser Gegend ist, wurde der Große genannt. Er spielt in unregelmäßigen Zwischenräumen von 24 bis 30 Stunden, jedesmal 10 bis 20 Minuten lang. Ein anderer, the old faithful genannt, spielt in Zwischenräumen von nur einer halben Stunde und wirft eine kolossale Wassersäule beständig bis zu 159 englische Fuß (= 48 Meter) Höhe. In dieser Geyserregion, die eine Fläche von mehr als 10 Miles bedeckt, befinden sich mindestens 50 Geyser; 10 darunter sind von erster Größe; außerdem über 1000 heiße Quellen. Ich glaube, daß nie eine Expedition so reich belohnt durch neues Material heimkehrte."

Der Zusammenhang der Alt- und Neugriechen. Fallmerayer's Theorie.

r. d. Es ist bekannt, wie arg über die Abkunft der heutigen Hellenen gestritten worden ist, wie Fallmerayer und seine Anhänger sie zu Slaven machen wollten, denen später durch byzantinische Kriegsvölker die hellenische Sprache aufgezwungen wurde, während die echten alten Griechen längst während der slavischen Einfälle zu Grunde gegangen waren. Andererseits hielt das heutige Griechenvolk, das in so vieler Beziehung degenerirt ist, an seiner reinen hellenischen Abkunft fest, that sich darauf etwas zu Gute, ließ es aber an genügenden Beweisen fehlen, um diese Behauptung zu erhärten. So kam es denn, daß Fallmerayer's Theorie von der Ausmordung der alten Griechen durch Slaven sehr weit verbreitet wurde, wenn sie auch vielen Widerspruch fand. Den härtesten Schlag aber hat der Fragmentist nicht mehr erleben sollen, und dieser wurde nicht etwa von einem Neuhellenen, sondern von einem deutschen Landsmanne gegen ihn geführt. Professor Bernhard Schmidt in Jena hat jetzt den ersten Theil eines Werkes veröffentlicht, welches den Titel führt: Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum (Leipzig. Teubner 1871). Hier werden allerdings verderbliche Schläge gegen Fallmerayer's Aufstellungen geführt. Das ist aber nicht der Hauptzweck des Werkes, welches sich wesentlich mit Glauben und Brauch der heutigen Griechen beschäftigt. In der Weise, wie Jakob Grimm zeigte, wie in den Vorstellungen und Gewohnheiten unserer niederen Volksschichten die Anschauungen einer weit zurückliegenden Vorzeit unvergänglich fortdauern, hat Schmidt diese Arbeit für die Griechen vollbracht, die allerdings selbst nicht daran gedacht haben. Indem wir uns vorbehalten, hierauf zurückzukommen, theilen wir heute nur Schmidt's Forschungen über den Zusammenhang der Alt- und Neugriechen sowie seine Ansichten über die „slavische Theorie" mit.

Fallmerayer selbst hat, als er seine neue Lehre verkündete, nur die Bewohner des europäischen Festlandes im Auge gehabt. Auf die griechischen Inseln und Colonien erstreckte sich seine Behauptung nicht. Daß aber überhaupt die historischen Grundlagen, auf welche Fallmerayer sich stützte, zu so übertriebenen Schlüssen keineswegs berechtigen, hat einer der besten Kenner auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte, Karl Hopf, neuerdings nachgewiesen (Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie. Thl. 85, S. 100 f.). Allerdings sind Slaven nach Griechenland vorgedrungen und dort seßhaft geworden; das wird durch die Zeugnisse byzantinischer Schriftsteller und durch das Vorkommen slavischer Namen von Dörfern, Bergen und Flüssen unwiderleglich dargethan*). Aber die ursprüngliche Bevölkerung ist, nach Schmidt, doch allzeit hinlänglich zahlreich geblieben und hat geistige Kraft genug besessen, um diesem fremden Elemente Stand zu halten und es vollständig aufzusaugen. Die Griechen sind nicht slavisirt, sondern die Slaven sind hellenisirt worden. Hätten wirklich die nordischen Eindringlinge den alten Stamm der Bewohner an Masse übertroffen und wäre das ganze Land von ihren Horden überfluthet und geknechtet worden, so ist klar, daß wir statt der griechischen Sprache die slavische daselbst vorfinden müßten.

Schmidt weist nun nach, wie gerade die auf ihrem heimathlichen Boden in bewundernswerther Reinheit und Treue fortlebende Sprache als das unumstößliche Zeugniß für das heutige Volk zu betrachten ist. Fallmerayer freilich vermeinte auch in ihr deutliche Spuren einer tief gehenden slavischen Einwirkung entdeckt zu haben. Auf diesem Felde erweist sich aber der Fragmentist als ganz incompetent. Franz Miklosich in Wien, einer der ersten lebenden Slavisten, hat nun neuerdings die griechische Sprache in Bezug auf slavische Einwirkungen untersucht (Die slavischen Elemente im Neugriechischen. Sitzungsberichte der philosophisch-histo-

*) Wir erinnern hier an Granitza, Vonitza, Zaverda, Popolia, Zagora, Prostowitza, Krakowa, Skala, Losnitza u. s. w.

rischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. December 1869) und ist dabei zu dem Ergebnisse gelangt, daß weder in den Lauten, noch in der Stamm- und Wortbildung, noch auch in der Syntax eine Beeinflussung des Neugriechischen durch das Slavische sich nachweisen läßt. Nur 129 Wörter hat das erstere vom letztern entlehnt, wie Miklosich nachweist. Aber auch diese 129 schrumpfen, wie Schmidt zeigt, noch stark zusammen, und nur sieben echt slavische Wörter haben noch heute eine weite Verbreitung innerhalb des griechischen Sprachgebietes. Es sind dies Vurkolakas (tschechisch Vlkodlak, Wehrwolf), Vampyr; Zakoni (slavisch zakon, Gesetz), Gewohnheit, Sitte; Kokotas (slavisch kokeš), Hahn; Rucha (slavisch roucho), Kleidungsstücke; Sano (slavisch seno), Heu, und andere. Zu dieser verschwindend geringen Zahl kommt noch Tsopanos, Hirt. Dieser Befund ist gewiß nicht geeignet, um der Thesis von der slavischen Nationalität der Neugriechen irgend eine Stütze zu verleihen.

Im Gegensatz hierzu findet sich im heutigen Griechenlande eine reiche und lebensvolle mundartliche Mannichfaltigkeit, welche erst seit Kurzem die Forscher beschäftigt, aber dennoch schon den Beweis liefert, daß allenthalben in den griechischen Landen eine mehr oder weniger beträchtliche Anzahl classischer Wörter und Ausdrücke, welche der gebildeten Umgangssprache fremd sind und die für längst verschollen galten, in der Rede des gemeinen Mannes fortleben. Nicht minder beachtenswerth sind solche Ausdrücke, welche zwar in der literarischen Ueberlieferung nicht vorkommen, aber doch ein echt hellenisches Gepräge tragen und ohne Zweifel der alten Sprache angehören. Schmidt theilt hierzu zahlreiche Belege mit.

Von allen neugriechischen Dialekten der ausgebildetste und merkwürdigste ist derjenige der Tsakonen, welche in dem vom Kamme des Parnongebirges nach Osten sich erstreckenden Hochlande des Peloponnes ihren Wohnsitz haben. Dieser Dialekt, über welchen wir verhältnißmäßig gut unterrichtet sind, bietet neben vielen, von allem bekannten Griechisch abweichenden Eigenthümlichkeiten eine überraschende Fülle der schönsten, sonst nicht mehr vorkommenden Hellenismen dar, und nimmt besonders durch die zahlreichen und deutlichen Spuren des Altdorischen, speciell des Lakonischen, die er sowohl im Wortschatz als der Grammatik enthält, ein vorzügliches Interesse in Anspruch. So z. B. herrscht hier das breite dorische α für η noch consequent im Singular des weiblichen Artikels u. s. w. Durch hohe Alterthümlichkeit in Wörtern, Lauten und Formen zeichnet sich ferner die Sprache der am Schwarzen Meere, in Kerasunt, Trapezunt und Umgegend wohnenden Griechen aus, welche man kurz den pontischen Dialekt nennen kann. Charakteristisch ist demselben ein sehr ausgedehnter Etacismus, welcher bekanntlich anderwärts nur in einzelnen Wörtern sich geltend macht. — Auf den Inseln sodann ist fast überall noch ein großer Reichthum an hellenischem Sprachgut vorhanden, und die mundartliche Mannichfaltigkeit ist hier sehr bedeutend. Als die ausgeprägtesten Idiome können die von Kypros, Kasos, Karpathos und Rhodos, welche vier unter einander viel Gemeinsames haben, sowie diejenigen von Kreta, Lesbos und Samothrake bezeichnet werden.

Hier hebt Schmidt eine Thatsache hervor, welche in ethnographischer Hinsicht von besonderm Belang ist. Wie nämlich im Peloponnes in der Sprache der Tsakonen unverkennbare Reste des Altlakonischen gefunden wurden, so treten auf den Eilanden, die ehemals von Doriern bewohnt waren, noch vielfache Spuren des dorischen Dialektes auf. Schon Roß hat in seinen „Inselreisen" darauf hingewiesen und Belege zusammengestellt, die Schmidt jetzt vermehren konnte. Die Bauern von Rhodos, Chalke, Kalymnos, Thera, Kythera u. s. w. documentiren sich dadurch als echte Nachkommen der alten Dorier. Auf Kreta mag speciell noch die Mundart der Sphakianer, jenes kriegerisch rauhen Stammes, welcher die fast unzugängigen Abhänge der weißen Berge bewohnt, mit dem vor Alters her hier geredeten Griechisch Zusammenhang haben. Am meisten charakterisirt diesen Dialekt die namentlich bei den Frauen fast durchgängig vorkommende Ersetzung des λ durch ϱ ($\pi o \varrho \varrho o i$ für $\pi o \lambda \lambda o i$). Aber auch auf dem Festlande ist, ganz abgesehen von der schon erwähnten Sprache der Tsakonen, welche ihren besondern selbständigen Weg eingeschlagen hat, die dialektische Verschiedenheit keineswegs so gering, wie man gewöhnlich annimmt, und es ist sicher, daß selbst die Bewohner derjenigen Provinzen, in denen die slavischen Ortsnamen am häufigsten vorkommen, in ihrer Rede manche sonst nirgends oder nur vereinzelt vorkommende Archaismen bewahren. Was aber von besonderer Wichtigkeit ist, in Jannina und den Dörfern der alten Landschaft Molottis heißt die Heuschrecke, welche alle anderen Griechen ʼακρίδα nennen, μάσταχας, d. i. μάσταξ, ein Wort, welches im Alterthum in dieser Bedeutung vorzugsweise bei den Ambrakioten, d. i. den Grenznachbaren der Molotter, gebräuchlich war, und dessen Erhaltung gerade in dieser Gegend den unwiderleglichen Beweis liefert, daß hier ein Stock der alten Bevölkerung zu allen Zeiten sich behauptet hat.

Wenn demnach der Zustand der lebenden griechischen Sprache überall auf directen Zusammenhang der neuen mit den alten Griechen hinweist, so läßt er uns im Allgemeinen auch die Stufenfolge ihrer Reinheit und Ursprünglichkeit erkennen. Was das continentale Griechenland betrifft, so darf es als unzweifelhaft betrachtet werden, daß die Tsakonen diejenigen sind, in deren Adern das althellenische Blut am lautersten fließt. „In ihnen hat sich sicherlich ein nahezu unvermischter Rest der ehemaligen dorischen Bevölkerung der Peloponneshalbinsel erhalten." Die Männer sowohl als die Frauen dieses Stammes zeichnen sich durch hohe Schönheit aus und ihre Sittenstrenge wird gepriesen. Hopf freilich, auf mittelalterliche Zeugnisse gestützt — in Venedig nannte man 1293 ihr Land geradezu Sclavonia de Morea —, nimmt gerade von ihnen an, daß sie reine Slaven seien, aber Schmidt legt dagegen die hochalterthümliche Sprache in die Wagschale. Die Tsakonen sitzen gegenwärtig nur noch in Lenidi und neun Dörfern der Umgebung, hatten aber nachweislich viel ausgedehntere Wohnsitze inne, aus denen sie durch die Slaven verdrängt wurden. Nachdem diese den größern Theil des alten Tsakonenlandes in Besitz genommen hatten, konnte dasselbe in der That als Slavenland bezeichnet werden.

Einen hohen Grad nationaler Reinheit erkennt Schmidt den Griechen am südlichen Gestade des Schwarzen Meeres und einem großen Theil der Inselgriechen zu. Schon die Ortsnamen deuten auf größere Reinheit des griechischen Elementes auf den Inseln. Rhodos hat drei Viertheile rein griechischer Ortsnamen, doch sind auch diese Inseln nicht völlig frei von slavischer Einwanderung geblieben. Auf Kreta deuten z. B. Sklabopoula, Sklabodochori auf Slaven, Burgaro ist dort „Bulgarendorf", Topolia abgeleitet vom slavischen Topol, Pappel. Auch steht es historisch fest, daß im Jahre 623 n. Chr. Slaven Kreta und die übrigen Inseln heimsuchten. Aber eben die Spärlichkeit dieser Namen, denen sich eine Fülle griechischer gegenüberstellen läßt, zeigt, daß das slavische Element hier ein verschwindend geringes sein muß. Die reinsten unter allen Kretern sind, durch ihr Alpenland geschützt, die Sphakianer. Unter ihnen hat nie ein Türke gewohnt und sie haben äußerst ge-

ringen Verkehr mit den Städten gehabt. Außer ihrem erwähnten Dialekt zeichnet sie hoher Wuchs, ein stolzer Gang aus. Nach Generalconsul Hahn's Zeugniß haben die Angehörigen dieses Stammes fast durchweg blaue Augen, blondes Haar und eine blühende Gesichtsfarbe, wogegen bei den übrigen Kretern braune Farbe vorherrscht. Die Reinheit ihres Blutes pflegen sie noch heute sorglich zu wahren.

Die Inseln haben auch noch dadurch einen Vorzug vor dem festen Lande, daß sie von den im vierzehnten Jahrhundert erfolgten Einwanderungen der Albanesen weniger betroffen worden sind. Denn außer Hydra, Spetsia, Poros, Salamis und Psara, deren Bewohner sämmtlich Albanesen sind, hat dieser Volksstamm nur den Süden Euböas, den größern Theil von Aegina und die Nordecke von Andros inne. Die übrigen Inseln sind völlig frei von ihm, wogegen auf dem Continent, mit Ausnahme von Anatolien, Akarnanien und Lakonien, in allen Provinzen des Königreichs Albanesen sitzen und in Attika, Böotien, Megaris und Argolis den überwiegenden Bestandtheil der Bevölkerung ausmachen. Uebrigens kann auch hier, meint Schmidt, von einer Vermischung der Albanesen mit den Griechen im großen Maßstabe nicht die Rede sein; die ersteren bilden noch heute innerhalb Griechenlands eine Nationalität für sich und haben, wiewohl sie auch Griechisch reden, das Albanesische überall als Haussprache bewahrt. Noch weniger können bei der genealogischen Frage die im continentalen Griechenland lebenden, auch an Zahl sehr viel geringeren Wlachen in ernstlichen Betracht kommen, welche zum größten Theil Wanderhirten sind („Globus" XVII, S. 364 wird hier von Schmidt citirt). Diese nomadisirenden Wlachen sind im heutigen Königreich Hellas erst zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskrieges aufgetreten, während man sie zu Anfang unseres Jahrhunderts nur in Thessalien und Epirus fand. Sie pflegen mit den übrigen Bewohnern des Landes in keine nähere Berührung zu treten.

Umfassende und gründliche Untersuchungen auf dem Gebiete des neugriechischen Volkslebens waren bisher von Niemandem angestellt worden, bis Schmidt drei Jahre lang (1861 bis 1864) an Ort und Stelle zu sammeln begann und sich später durch griechische Studenten in Deutschland weitern Stoff zuführen ließ. Das auf diese Weise aus den verschiedensten Theilen des Landes zusammengetragene Material bildete die Grundlage zu Schmidt's Arbeit, in welcher er zum ersten Male den Versuch machte, das Volksleben der Neugriechen in seinem Zusammenhange mit dem hellenischen Alterthum systematisch und wissenschaftlich darzustellen. Und wir denken, dieser Versuch ist gelungen. Was er über die heidnischen Elemente im christlichen Glauben und Cultus, über die Dämonen, Genien, Riesen, den Tod und das Leben nach dem Tode sagt, zeigt, wie außerordentlich stark noch das alte Hellenenthum im Brauch und Glauben der Neugriechen fortdauert.

Sittenschilderungen aus Südarabien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

IV.

Blutrache und Justiz in Südarabien.

Die Verschiedenartigkeit der socialen Stellung der Südaraber macht sich auch in Bezug auf das Criminalrecht geltend. Während ein Theil der Bevölkerung eines Staates der despotischen Justiz des Sultans unterliegt, ist ein anderer Theil eben derselben Völkergruppe völlig frei. Auch hier müssen wir zwischen Raye und Kebail, bürgerlich-staatlichen Unterthanen und freien Stämmen, unterscheiden.

Die Raye, die Parias und die Juden stehen unter der Justiz der Sultane. Diese wird meist streng nach dem Koran ausgeübt, nach dem unerbittlichen Gesetz: Aug' um Aug', Zahn für Zahn. Tod trifft nicht nur den Mörder, sondern auch den Todtschläger, ja selbst einen solchen, der einem Andern im Zorn eine an sich nicht tödtliche Wunde beibrachte, die aber im Verein mit hinzutretenden anderen Umständen dennoch den Tod herbeiführte. Der Mörder wird erstochen und zwar mit dem Dolchmesser, der Gembiye. Die Hinrichtung findet auf dem Grabe des Ermordeten statt. Einen Scharfrichter haben die wenigsten Sultane. Die Hinrichter sind meist gewöhnliche Söldlinge. In einigen Staaten, wie Yafia, gestattet jedoch der Sultan den Verwandten des Ermordeten, das Blutamt unter Aufsicht der Regierung auszuüben.

Die verbreitetste Strafe für Diebstahl ist das Handabhauen. Dies ist nicht streng die orthodoxe Vorschrift. Nach derselben sollen vielmehr dem Diebe nur die vier Finger der rechten Hand abgehauen werden *), oder lebenslängliches Gefängniß kann an die Stelle treten. Aber das Abhauen der ganzen Hand ist jedenfalls schon ein sehr alter Brauch und besteht heutzutage in allen orthodoxen Ländern, solche natürlich ausgenommen, die „von der Cultur beleckt" sind. In Laheg ist man darin unerbittlich. Der Diebstahl eines Schnupftuches zieht schon diese Strafe nach sich.

Als Beweis des Diebstahls soll nur das Geständniß oder das Zeugniß zweier unbescholtenen Personen gelten. Damit wird es aber gewöhnlich keineswegs genau genommen. Ist die bestohlene Person mächtig, so genügt ihr Zeugniß, ja dies ist nicht einmal nöthig. Sie braucht bloß die Vermuthung auszusprechen, daß der oder der der Dieb sei. So war es vor Kurzem mit der Sultanin von Laheg. Diese Dame vermißte ein Halsband und klagte eine alte Dienerin an, es gestohlen zu haben. Das genügte, um der Angeklagten die Strafe des Handabhauens zuzuziehen. Und ein paar Tage später fand sich der Schmuck, den die Sultanin nur verlegt hatte!

Diese Strafe wird in barbarischer Weise ausgeübt. Die Hand wird mit dem Dolchmesser mehr abgesägt als abgeschlagen, der Stumpf dann zum Blutstillen in kochenden Theer getaucht. Während dieser letztern Handlung pflegen die Delinquenten gewöhnlich erst ihren Schmerz zu verrathen. Die Operation geschieht übrigens oft so ungeschickt, daß die

*) Tornano, Moslemisches Recht, S. 236.

Amputation des Armes nöthig wird. So ging es besagter alten Frau, die das Halsband gestohlen haben sollte. Sie kam nach Aden und mußte dort von einem Chirurgen sich den Arm abnehmen lassen.

Eine merkwürdige Rücksicht wird in Bezug auf das abgeschnittene Glied genommen. Dies wird nicht etwa beliebig verscharrt, sondern von einem Gerichtsdiener mit aller Sorgfalt auf den Friedhof getragen und dort begraben. Selbst der Dieb ist ja doch ein Moslem und man muß ihm Gelegenheit verschaffen, am Auferstehungstage seine Hand wieder zu finden. Ganz derselbe Aberglaube ist es, der viele Moslems bestimmt, ihre abgeschnittenen Vorhäute sorgfältig aufzuheben, damit sie ihnen ins Grab mitgegeben werden können. Denn am jüngsten Tage muß der Mensch vollkommen erscheinen.

Dieses Handabschneiden ist meist das Geschäft des Scharfrichters und wird nach hiesigen Begriffen gut bezahlt. So erhält z. B. der Scharfrichter des Sultans von Gara im Yafiland für jede Hand 5 Maria-Theresia-Thaler.

Im Fodliland haut man nur dem rückfälligen Dieb die Hand ab. Das erste Mal erhält er bloß Schläge. Diese werden nie gezählt, sondern so lange darauf losgehauen, bis der Sultan sagt: „genug“. Stiehlt er ein drittes Mal, so wird er in einem beschwerten Sack ins Meer geworfen.

Auf Ehebruch, ja auf Prostitution steht gleichfalls Todesstrafe. Auch der Besucher des prostituirten Weibes wird so bestraft. Wer eine Frau, die nicht die seine ist, küßt, bekommt 100 Peitschenhiebe. Auf Kuppelei stehen gleichfalls Peitschenhiebe. Doch kommen alle diese Strafen für Keuschheitssünden nur selten zur Anwendung, da die Sitten die Frauen eifersüchtig bewachen und fast jede Uebertretung unmöglich machen.

Die Gefängnisse sind immer voll. Die Leute kommen wegen wahrer Kleinigkeiten, Prügelei, Schimpfen, Uebertreten religiöser Vorschriften, Respectswidrigkeit gegen Vorgesetzte, Unfähigkeit die Steuern zu zahlen u. s. w., ins Gefängniß, um so lange darin zu bleiben, bis es dem Sultan gefällt, sie frei zu geben. Auf bestimmte Zeit wird diese Strafe nie zuerkannt. Manche werden im Gefängniß vergessen, Kost wird ihnen nicht verabreicht. Die Verwandten müssen die Gefangenen ernähren.

Das Gefangensein besteht jedoch weniger in der Einsperrung als vielmehr im Gefesseltwerden. Die gewöhnliche Art ist durch zwei Ringe an den Beinen, die an einander gelöthet werden. Schwerer Bestrafte erhalten auch Ketten an die Arme, die dann mit den Beinketten in Verbindung stehen, so daß die Leute nur gekrümmt gehen können. Sehr schwer Gravirte tragen einen Ring um den Hals, an dem eine durch einen Mauerring gezogene, an einer Kugel befestigte Kette ist, so daß sie nur etwa den Gehraum eines Kettenhundes haben. Die anderen können, so weit es ihnen ihr hinkender Zustand erlaubt, sich völlig frei im großen Gefängnißhofe bewegen, Besuche empfangen, Geschenke annehmen u. s. w.

Als ich das Gefängniß in Laheg besuchte, fand ich die Leute in ganz zufriedener Laune. Sie hockten in einem geräumigen Hofe herum, ja sie hatten sogar ein Spiel erfunden, bei dem sie sich hinkend nachliefen und erhaschten. Das Gefängniß gilt hier nicht für entehrend. Man weiß ja, daß die Leute meist nichts verbrochen haben.

In Yafia wird sogar das Abhalten der fünf Gebetsstunden durch Gefängniß und Stockprügel eingeschärft. Dort soll der Sultan eine förmliche Gebetspatrouille herumschicken, die Alle, die sich zur Gebetszeit frei auf der Straße bewegen, gefangen nimmt.

Dieses ganze peinliche Rechtsverfahren gilt jedoch nur den beherrschten Classen gegenüber, d. h. den Raye, den Parias und den Juden. Die Kebail (freien Stämme) sind weder der Justiz des Sultans, noch der ihres eigenen Stammesoberhauptes unterworfen. Bei ihnen gilt nur die erbliche Blutrache. Diese ersetzt die Justiz natürlich bloß bei Mordthaten und Verwundungen. Auch der Ehebruch wird bei den Kebail geahndet und führt meist zu einer Tödtung, die dann wieder blutmörderische Handlungen zur Folge hat. Alle anderen Verbrechen und Vergehen bleiben bei den Kebail ungestraft.

Diebstähle kommen fast nie vor, denn dazu gehört der Begriff der Heimlichkeit, und die stolzen, freien Araber rauben lieber offen. Raub aber gehört hier nicht mehr ins Criminalrecht, sondern so zu sagen ins Völkerrecht, denn er findet nur von Stamm zu Stamm statt, und jeder Stamm ist ein kleiner Staat für sich. Ist der beraubte Stamm stark genug, sich sein Geraubtes wiederzuholen, so kommt er zu seinem Recht, sonst nicht.

Nach Tödtungen dagegen muß immer eine Gegentödtung stattfinden, und selbst der schwächste Stamm macht dann die größten Anstrengungen, zu seinem Recht zu kommen. Es ist dabei keineswegs nöthig, daß der Mörder in Person büße, sondern, da der ganze Stamm solidarisch ist, so genügt die Tödtung eines seiner Mitglieder, des ersten besten, dessen man habhaft werden kann.

Die Blutrache tritt unter folgenden Bedingungen ein:

1) Der Getödtete muß einem freien Stamm angehört haben. Tödtet ein freier Araber einen Raye, so zahlt er bloß dem Sultan ein Strafgeld, natürlich auch nur dann, wenn dieser Sultan mächtig genug ist, es einzutreiben.

2) Er muß Moslem gewesen sein. Der Mord eines Ungläubigen wird durch Geldstrafe gesühnt. Uebrigens kommt es selten vor, daß ein freier Araber einen Juden (dies sind hier ja die einzigen Ungläubigen) tödtet, da dies nach den ritterlichen Begriffen der Stämme für Schande gilt. Der Jude ist unbewaffnet. Einen Mann, der sich nicht wehren kann, zu tödten, das schändet den Mörder.

3) Wer seinen nächsten Verwandten umbringt, ist dafür nicht verantwortlich. Er ist ja dann selbst dessen Bluträcher und fügt ja sich selbst den größten Schaden zu, denn er schwächt seine Sippschaft, diese einzige respectirte Macht in Arabien.

4) Der Ermordete darf kein Bowak, d. h. ein aus dem Stamme Ausgestoßener und für vogelfrei Erklärter sein. Einen Bowak kann Jeder ungestraft tödten.

Die Bedingung der Volljährigkeit des Mörders, die sonst nach dem strengen Recht gefordert wird, gilt nicht in Südarabien. Ist der Tödter auch ein Knabe, so ladet er doch seinem ganzen Stamme die erbliche Blutrache auf. Dies ist übrigens ganz consequent. Denn dem Araber liegt ja nie an der Absicht, sondern nur am Factum. Deshalb ladet auch ein Mann, der ein bösartiges Thier, einen bissigen Hund besitzt, für allen Schaden, welchen dieses Thier Menschen zufügt, die Blutschuld auf sich.

Die Diye (das Blutgeld) wird in Südarabien fast niemals genommen. Der Verzicht auf die Blutrache und das Eingehen auf ein Sühngeld gelten für Schande. Ein Mann muß sehr „schwach“ sein, d. h. einen sehr geringen Anhang und eine sehr ohnmächtige Sippschaft haben, denn etwas Anderes bedeutet hier das Wort „schwach“ nie, um die Diye zu nehmen. Ich hörte übrigens von keinem einzigen Beispiel, die meisten Stämme scheinen nur zu froh, eine Gelegenheit zu einer Blutfehde zu finden. Krieg scheint ihr Normalzustand und die meisten Kriege entstehen aus der Blutfehde.

Mit der einen Gegentödtung sind die Stämme selten

zufrieden. Sehr oft reiht sich an den einen Mord eine ganze Kette blutmörderischer Handlungen. Gewöhnlich ist dann immer ein Stamm um ein paar Tödtungen dem andern voraus, und dieser ruht nicht eher, bis er das Gleichgewicht hergestellt hat. In den meisten Fällen begnügt er sich damit jedoch nicht, sondern überschreitet das Maß und dies ruft wieder neue Repressalien von Seiten des andern Stammes hervor. So geht es oft ad infinitum fort.

Jeder Stamm, ja jedes einzelne Individuum hält genau Rechnung über die Zahl der von ihm Getödteten. In Yasia besteht sogar der Brauch, daß ein Mann für jede von ihm begangene Tödtung, sei es im Kriege oder in der Blutfehde, einen goldenen Nagel dem Silbergriff der Gembiye einfügt. Es sind das die höchsten Ehrenzeichen.

Manchmal, wenn auch selten, gelingt es den Stammesoberhäuptern, die streitenden Parteien, nachdem auf beiden Seiten eine gleiche Zahl gefallen ist, zu versöhnen. Gezwungen ist übrigens kein Stamm, in Sachen der Blutrache dem Oberhaupte zu gehorchen, und die meisten lassen sich nur sehr schwer durch gute Worte und vieles Zureden zur Versöhnung stimmen.

Oefter gelingt jedoch eine solche Versöhnung hochgeachteten religiösen Persönlichkeiten, namentlich den Scherifen. Was auch sonst immer die Fehler dieser Leute sein mögen, in dieser Beziehung wirken sie oft wirklich Gutes. Wären die Scherife nicht, manche Stämme wären schon halb aufgerieben.

Die Scherife machen ein förmliches Geschäft aus dem Friedensstiften. Hat in einem Stamme die Blutfehde schon lange gewüthet, so findet sich gewöhnlich bei dessen Häuptling ein Scherif zum Besuch ein. Der Scherif tritt mit einem gewissen religiösen Pomp auf. Ihm voran schreitet ein Trommler, diesem folgt der Träger der heiligen Fahne, die hier nur dem Scherif zukommt. Andere Fahnen giebt es überhaupt im Lande nicht. Fahnen haben hier stets eine religiöse Bedeutung. Dann folgt der Scherif, auf seinem Reitkameele sitzend, einfach gekleidet, wie ein gewöhnlicher Araber, denn Kleiderpracht verfängt nicht bei den Kebail, sondern gilt für verächtlich und weibisch. Umgeben ist der Scherif von seiner sämmtlichen Sippschaft, oft von allen Männern seines Dorfes, denn es giebt ganze Dörfer, nur von Scherifen bewohnt. Alle diese Leute sind unbewaffnet, denn der Scherif bedarf der Waffen nicht, um Sicherheit zu genießen. Ihn schützt sein religiöser Nimbus effectvoller als es die schärfsten Waffen könnten.

Der Scherif begiebt sich ins Haus des Häuptlings (das Zeltleben kennt man in Südarabien nicht), wo er mit großen Ehren empfangen wird. Er bleibt nun für längere Zeit als Gast da. Dies ist für den Frieden schon ein erster Gewinn, da während der Anwesenheit des heiligen Mannes die Blutrache ohnehin ruhen muß. Auch der feindliche Stamm verhält sich ruhig, so wie er erfährt, daß ein Scherif bei seinen Feinden weilt; denn die Person des Scherifs ist immer neutral, und neutral wird auch der Boden, wo sie weilt.

Der Scherif beginnt dann, dem Häuptling und den Aeltesten des Stammes mit Predigten, Ermahnungen, Koransprüchen zuzusetzen, stellt ihnen vor, was für eine schwere Sünde es sei, das Blut gläubiger Moslems zu vergießen 2c. Dies setzt er nun Tage, ja Wochen lang fort, bis er endlich die Leute so weit mürbe gemacht hat, daß sie einwilligen, wenigstens für kurze Zeit Waffenstillstand eintreten zu lassen. Gewöhnlich gehen sie anfangs nur auf einen oder zwei Monate Ruhe ein. Dies genügt aber dem Scherif nicht. Er will wo möglich einen dauernden Frieden stiften. Dies gelingt ihm freilich nur sehr selten, und er weiß es. Aber er weiß auch, daß wer funfzig erhalten will, nicht funfzig, sondern hundert fordern muß, und so stellt er seine Bitten sehr hoch. Es wird dann um den Frieden, um die längere oder kürzere Dauer des Waffenstillstandes förmlich, wie im Kramladen um den Preis einer Waare, gefeilscht. Der Scherif kennt die Verhältnisse des Stammes genau und weiß, welches das Maximum ist, das er zu erlangen hoffen kann. Hat er dieses erreicht, so läßt er die Leute schwören und — sein Werk ist vollendet.

Dann bleibt er gewöhnlich noch einen Tag, um das Resultat durch ein fröhliches Fest zu feiern, und begiebt sich darauf zum andern Stamme, wo er dasselbe Manöver wiederholt.

Anthropologische Miscellen aus Venezuela.

Von **Dr. A. Ernst** in Caracas.

1. **Kjökkenmöddings.** Bei einer im September 1871 unternommenen Excursion nach der an Venezuelas Nordküste gelegenen Inselgruppe Los Roques hatte ich die Freude, auf dem Fish-Key einen jener Muschelhaufen zu entdecken, die nach dem Vorgange dänischer Forscher mit dem Namen Kjökkenmöddings bezeichnet werden. Die Insel ist heute durchaus unbewohnt und wird nur sehr gelegentlich auf einige Tage von Fischern besucht. Sie ist vollkommen flach, sandig und selbstverständlich ohne Trinkwasser und mit einer höchst kümmerlichen Vegetation hier und da versehen. Die Insel war vielleicht früher mehr von Menschen besucht; wenigstens scheint der große Muschelhaufen an einer kleinen flachen Bucht der Nordküste dafür zu sprechen. Derselbe ist mehr als 10 Fuß hoch und bildet einen etwas unregelmäßigen Kegel, dessen Basis einen Umfang von 25 Schritten hat. Die erbrochenen Seethiergehäuse sind durch Seesand und Salzincrustationen im Laufe der Zeit zu einer fast compacten Masse zusammengekittet worden, so daß es mir bei dem Mangel geeigneter Instrumente leider nicht möglich war, das Innere aufzuschließen. So viel war indessen vollkommen klar, daß es sich hier um keinen durch Naturverhältnisse gebildeten Hügel handelte, sondern derselbe ein Zeugniß von dem Dasein längstvergangener Geschlechter der Menschen ist. Es war mir möglich, unter den Muschelresten Strombus gigas und Turbo pica bestimmt zu erkennen. Da ich hoffentlich bald wieder Gelegenheit haben werde, die Roques zu besuchen, will ich diesen Gegenstand noch genauer verfolgen.

2. **Begräbnißhügel.** Die uralte Sitte, auf Gräbern Steinhügel zu errichten, besteht mit gewisser Beschränkung noch heute in Venezuela, und wahrscheinlich auch in anderen Ländern Südamerikas. Wenn nämlich irgend Je-

mand außer dem Hause, auf freiem Felde oder einer Landstraße, sein Ende findet, so wird die Stelle durch einen kleinen Steinhaufen bezeichnet, in dessen Spitze man ein hölzernes Kreuzlein einfachster Form steckt. Jeder Vorübergehende hält es für seine Pflicht, einen Stein dem Haufen hinzuzufügen, und so geschieht es, daß im Laufe der Jahre der Steinhügel oft bedeutende Dimensionen erlangt. Die Zahl dieser seltsamen Denkmäler ist leider durch die fortdauernden Bürgerkriege und die damit zusammenhängende öffentliche Unsicherheit jetzt nichts weniger als unbedeutend.

3. Indianische Alterthümer. Während eines heftigen Regengusses wurde durch das reißend strömende Wasser in einer kleinen Gasse der Ortschaft El Valle bei Caracas eine indianische Grabstätte aufgedeckt. Leider konnten von dem Inhalte unter solchen Umständen nur einige 30 zahnartige Körper gerettet werden, welche bald darauf der Sammlung der hiesigen naturwissenschaftlichen Gesellschaft übermacht wurden. Sie sind von nebenstehender Gestalt und Größe und waren wahrscheinlich an eine Schnur gereiht, um als Halsband zu dienen. Die Substanz ist reiner kohlensaurer Kalk, so daß sie höchst wahrscheinlich aus einer dickwandigen Seemuschel, vielleicht Strombus gigas, geschnitten wurden.

Vor einiger Zeit erhielt die genannte Sammlung von einem ihrer correspondirenden Mitglieder in Merida einige Thonfiguren, die man in einer indianischen Begräbnißhöhle unweit Bocono gefunden hatte. In jener Gegend lebten ehedem die Stämme der Cuicas und Timotes, von denen Waitz (Anthropologie der Naturvölker, III, 385) angiebt, daß sie „Götzenbilder von Erde und Holz" besaßen. Da nun die in Rede stehenden Figuren höchst wahrscheinlich einen Beleg zu dieser Stelle abgeben, halte ich es für gerechtfertigt, von zwei der besterhaltenen Abbildungen in einem Drittel der natürlichen Größe beizufügen, die eine weitere Beschreibung überflüssig machen *). Beide sind aus einem stark glimmerhaltigen, rothgebrannten Thon gefertigt und inwendig hohl. Die größere Figur (beiläufig ein Femininum) hat im Innern mehrere kleine Steinchen, so daß sie beim Schütteln ein rasselndes Geräusch giebt wie eine Maraca *), und auch wohl gelegentlich, namentlich bei religiösen Ceremonien, als solche gedient haben mag. Sonderbar ist die Form der Scheitelregion beider Köpfe, die eine fast scharfe Kante mit seitlichen Ecken bildet. Sollte dies ein Phantasiegebilde des Künstlers sein, oder haben wir hierin eine Uebertreibung frontaler und occipitaler Comprimirung des Schädels zu erkennen? Als Curiosum sei noch hinzugesetzt, daß sämmtliche erhaltene Figuren auf der Stirn ein später eingekratztes Kreuz zeigen, das wahrscheinlich von irgend einem Gläubigen gemacht wurde, um aus diesen sündhaft heidnischen Götzenbildern den Satan auszutreiben!

*) Photographie von F. Leßmann in Caracas.

*) Nicht Maruca, wie durch einen Druckfehler in meinem Aufsatz „Proben venezuelanischer Volkspoesie" („Globus" Band XVIII, S. 10) steht. Ich will hier gleich noch einige Druckfehler berichtigen, die in meiner Beschreibung des Thales von Caracas (Bd. XX dieser Zeitschrift) vorkommen. Seite 27 im Profil lies Curucuti statt Curuti; S. 43 (Spalte 2, Zeile 5) Esquina statt Esquima; S. 44 (Sp. 2, Z. 17) El Valle statt El Vallo. Mehrere falsch gesetzte Buchstaben in den lateinischen Pflanzennamen wird der botanische Leser von selbst berichtigen können.

Aus allen Erdtheilen.

Aufschwung des Handelsverkehrs in Rußland.

Im October ist der amtliche Bericht über den Handel Rußlands mit Europa veröffentlicht worden. Derselbe enthält nicht weniger als 869 große Quartseiten und ist sehr sorgfältig gearbeitet. Wir ersehen aus demselben, daß dieser Handel binnen zehn Jahren sich mehr als verdoppelt hat. Es wird gewiß manchem unserer Leser erwünscht sein, durch Ziffern belegt zu sehen, wie beträchtlich der Aufschwung sich gestaltet hat. Wir machen insbesondere auf die Einfuhr von Maschinen, Metallfabrikaten, Rohbaumwolle und Thee aufmerksam. Der letztere darf bekanntlich seit mehreren Jahren auch auf dem Seewege eingeführt werden, während man ihn früher nur auf dem Landwege über Kiachta beziehen durfte.

1. Der Werth der 1870 exportirten Waaren betrug für Rußland 342,852,658 R., für Finnland 8,275,895 R., im Ganzen 351,578,553 R., und der der importirten Waaren für Rußland 309,129,960 R., für Finnland 6,277,440 R., im

Ganzen 315,407,400 R. Gold und Silber in Münzen und Barren ist 1870 für 22,881,716 R. ausgeführt und für 2,283,421 R. eingeführt. Demnach übersteigt der Werth der Waarenausfuhr den der Einfuhr mit Einschluß Finnlands um 36,171,153 R. Die Veränderungen im Laufe der letzten zehn vergangenen Jahre ergeben sich aus folgender Tabelle, bei welcher die Hauptsumme mit Einschluß Finnlands angegeben ist.

	Waaren.		Gold und Silber.	
	Werth des Exports.	Werth d. Imports.	Export.	Import.
1860	168,031,587	138,181,746	6,545,915	7,065,115
1861	163,721,863	144,971,791	11,751,962	6,967,742
1862	167,120,971	127,995,283	32,205,689	4,838,728
1863	140,772,588	130,703,549	59,921,378	4,990,223
1864	171,206,896	147,692,916	21,938,307	5,048,282
1865	191,323,469	140,976,091	18,924,335	3,020,933
1866	201,049,471	180,573,208	25,826,753	2,372,582
1867	220,154,666	236,845,719	12,130,714	33,228,647
1868	217,686,030	244,425,203	3,420,556	38,835,283
1869	351,578,553	315,407,400	14,139,387	2,310,250

Die Hauptausfuhrartikel, nach ihrem Geldwerthe geordnet, waren: Getreide 162,989,806 R., Flachs 57,097,868 R., Leinsaat 27,142,380 R., Holzwaaren 13,145,568 R., Hanf 11,005,160 R., Borsten 8,611,200 R., rohe Schafwolle 7,867,815 R., Vieh 7,216,643 R., Rindertalg 6,649,880 R. u. s. w.

Die Haupteinfuhrartikel: Rohbaumwolle 31,269,937 R., rohe Metalle 30,061,066 R., Metallfabrikate 25,551,941 R., Maschinen 25,062,115 R., Thee 16,464,014 R., Farben 13,416,973 R., Wolle 13,086,022 R., Baumöl und andere Oele 10,194,207 R., Getränke 10,034,828 R., Wollenfabrikate 8,556,684 R., Steinkohlen 7,735,497 R., Seide 7,263,694 R., Früchte 6,722,484 R., Baumwollengespinnste 6,554,373 R., flüchtige Erleuchtungsöle 5,763,885 R. u. s. w.

2. Nach den verschiedenen Localitäten gestaltet sich der Handelsverkehr für das Jahr 1870 in folgender Weise: a) Bei den Häfen des Baltischen Meeres (mit Ausschluß Finnlands) hatte die Ausfuhr einen Werth von 121,284,626 R. (gegen 80,034,256 R. im Jahre 1860), die Einfuhr einen solchen von 169,937,783 R. (gegen 93,785,802 R. im Jahre 1860).

Die Hauptausfuhrartikel waren: Flachs 37,287,767 R., Getreide 28,291,965 R., Leinsaat 14,381,136 R., Hanf 9,619,782 R., Holzwaaren 6,014,081 R. u. s. w.

Die Haupteinfuhrartikel waren: Rohe Metalle 21,650,022 R., Rohbaumwolle 18,574,703 R., Thee 13,618,396 R., Metallwaaren 13,064,985 R., Maschinen 11,817,163 R., Farben 9,704,320 R., Wolle 8,511,524 R., Baumöl und andere Oele 6,702,312 R., Getränke 6,666,542 R. u. s. w.

b) Bei den Häfen des Weißen Meeres belief sich der Werth der Ausfuhr auf 10,058,935 R. (gegen 5,104,436 R. i. J. 1860), der der Einfuhr auf 939,862 (gegen 518,631 R. i. J. 1860). Hauptausfuhrartikel waren: Flachs 3,058,236 R., Getreide 2,063,434 R., Leinsaat 1,482,816 R., Hede 1,319,120 R. u. s. w.

c) Bei den südlichen Häfen betrug die Ausfuhr 130,340,491 R. (gegen 57,584,088 R. i. J. 1860), die Einfuhr 38,065,191 R. (gegen 16,397,187 R. i. J. 1860). Die Hauptausfuhrartikel waren: Getreide 108,622,744 R. (gegen 35,624,074 R. i. J. 1860), Leinsaat 9,215,652 R., rohe Schafwolle 5,705,565 R. u. s. w. Die Haupteinfuhrartikel: Rohe Metalle 4,865,364 R., Metallfabrikate 4,771,579 R., Früchte 3,691,741 R., Baumöl und andere Oele 2,937,969 R. u. s. w.

d) Auf der Landgrenze hatte die Ausfuhr einen Werth von 81,168,606 R. (gegen 22,461,016 R. i. J. 1860), die Einfuhr einen solchen von 100,187,124 R. (gegen 25,191,629 R. i. J. 1860). Die Hauptausfuhrartikel waren: Getreide 24,011,663 R., Flachs 16,751,965 R., Vieh 6,773,943 R., Holzwaaren 6,224,779 R. u. s. w.; die Haupteinfuhrartikel: Rohbaumwolle 12,571,646 R., Maschinen 10,750,955 R., Metallfabrikate 7,705,251 R., Seide 4,819,272 R., Wollenfabrikate 4,332,017 R., rohe Metalle 3,532,423 R., Farben 3,119,714 Rubel u. s. w.

e) Für Finnland belief sich der Werth der Ausfuhr auf 8,725,895 R. (gegen 2,847,791 R. i. J. 1860), und der der Einfuhr auf 6,277,400 R. (gegen 2,288,497 R. i. J. 1860). Hauptausfuhrartikel waren: Getreide 3,155,230 R., gewebte Stoffe 603,717 R. u. s. w.; Haupteinfuhrartikel: Baumwollenfabrikate 1,406,616 R., rohes Eisen 1,035,250 R. ꝛc.

3. Der Werth des Transithandels betrug 667,763 R. (gegen 625,734 R. i. J. 1860).

4. Hinsichtlich der Schifffahrt ist zu bemerken, daß 1870 6156 Schiffe mit Waaren (gegen 4925 i. J. 1860) und 6058 mit Ballast (gegen 4772 i. J. 1860), im Ganzen 12,214 Schiffe ankamen und 10,827 Schiffe mit Waaren (gegen 8867 i. J. 1860) und 1314 mit Ballast (gegen 687 i. J. 1860), im Ganzen 12,141 Schiffe abgingen.

5. Die Zolleinnahmen beliefen sich 1870 im Ganzen auf die noch nie dagewesene Höhe von 40,424,476 (gegen 27,935,533 Rubel i. J. 1860).

Die Krönung der Pagode zu Rangun, eine politische Frage.

Im November 1871 vollzog sich zu Rangun in Britisch-Birma eine merkwürdige buddhistische Ceremonie, bei welcher eine politisch-religiöse Frage eine Rolle spielte; denn solche giebt es nicht nur bei uns, sondern auch in Hinterindien. Dicht bei der genannten Stadt erhebt sich ein herrlicher buddhistischer Tempel, die Pagode Schwei Dago, die vor mindestens 400 Jahren erbaut wurde. Sie ist höher als die St. Paulskirche in London und von der Spitze bis zur Basis herab mit Blattgold belegt. Auf der Spitze erhebt sich da, wo bei unseren Kirchen das Kreuz sitzt, ein schirmartiges Gitterwerk aus Eisen, der sogenannte Hti, der mit Goldplatten bedeckt und echten Juwelen verziert ist. So bildet dieser Hti den kostbarsten Theil der Pagode, aber im Verlauf der Jahre hatte er durch die Unbilden der Witterung stark gelitten und mußte, was ohnehin von Zeit zu Zeit geschehen war, erneuert werden. Aber einen neuen Hti zu bekommen war nicht so leicht. Im Volke Pegus herrscht nämlich der unausrottbare Glauben, daß nur der Herrscher des Landes berechtigt sei, den neuen Hti auf die Pagode aufzusetzen. Mengdon, der gegenwärtige König Avas (des unabhängigen nördlichen Theils von Birma), ergriff nun diese Gelegenheit, um seinen Einfluß auf das britische Birma auszudehnen, und erbot sich, auf seine Kosten den Hti herstellen zu lassen. Daraus entstand nun das Dilemma.

Erlaubte die britische Regierung, daß die Krönung durch den König von Birma vollzogen wurde, so würde der religiöse Fanatismus des Volkes aufgestachelt worden sein, es hätte in Mengdon wieder den rechtmäßigen König gesehen und ein Blutbad wäre die Folge gewesen. Anderseits konnte die britische christliche Regierung das Werk auch nicht ausführen. Man suchte und fand daher einen Ausweg. Man gestattete nämlich dem Könige von Birma, daß er den Hti anfertigen lasse. Dieser sollte der britischen Regierung übergeben werden, welche dann die Krönung durch Buddhisten vollziehen ließ. Nach einigem Sträuben willigte der König ein und der Hti wurde von Mandalai, der Hauptstadt Avas, aus, begleitet von einem birmanischen Staatsminister, auf dem Irawaddi nach Rangun verschifft. Mit einem Gefolge von mindestens hundert Menschen langte das kostbare Stück an und wurde von dem britischen Gouverneur, Ashley Eden, würdig empfangen. Es bestand aus einem eisernen Gitterwerk von sieben Absätzen, war schirmförmig, mit Goldplatten überzogen und oben mit einer goldenen, edelsteinbesetzten Fahne verziert; auch alle Goldplatten trugen Rubinen, Smaragden, Perlen, Diamanten, und verliehen dem ganzen Hti, der 35 Fuß hoch war, bedeutenden Werth.

Der Weg von der Barke bis zur Pagode war mit weißem Tuch ausgelegt und das kostbare Stück wurde sorgfältig, gefolgt

von einer feierlichen Procession mit Fahnen und Schirmen, zum Orte seiner Bestimmung geleitet. Die ganze Bevölkerung Ranguns war tanzend und singend auf den Beinen, und Capitän Robley, von dem dieser Bericht herrührt, schätzt die Zahl der Zuschauer auf 100,000. So schwer das Stück auch war, es wurde seiner Heiligkeit wegen nicht auf Rädern fortbewegt, sondern von der enthusiasmirten Menge getragen. Triumphirend wurde der Hti endlich auf die Spitze der Pagode gesetzt, die dem Gotama Buddha oder Sakia Muni geheiligt ist. Der Reisende, der sich vom Meere her Rangun nähert, erblickt zuerst diese kolossale Pagode, an welcher König auf König baute und schmückte. Der letzte Hti stammte vom Könige Alompra, dem Begründer der heutigen Dynastie Birmas.

Die holländischen Besitzungen an der afrikanischen Goldküste.

Sie werden durch Kauf an die Engländer übergehen; die erste Kammer der Generalstaaten im Haag hat am 17. Januar 1872 die Abtretung genehmigt. Für die Holländer haben jene Factoreien keine Bedeutung mehr, denn sie kosten viel mehr als sie einbringen. Die wichtigste Niederlassung ist Elmina, 5°4′48″ N., mit dem Fort Georg, welches die einzige wirkliche Citadelle an der ganzen westafrikanischen Küste bildet. Unter dem Schutze derselben liegt die Hüttenstadt der Neger, welche etwa 12,000 Einwohner zählt. Diese Schwarzen geriethen in große Aufregung, als sie erfuhren, daß eine Abtretung im Werke sei; sie schickten eine Petition nach dem Haag, in welcher sie dringend bitten, Unterthanen der Niederlande bleiben zu dürfen; wahrscheinlich werde Blut fließen, wenn statt der holländischen Flagge die britische aufgezogen werde. Der Negerhäuptling, welcher als „König" von Elmina diese Bittschrift unterzeichnet hat, heißt Kobben a Edschen. — Die übrigen Factoreien sind: Axim, Boutry, Chama, Apam, Winnebah und Accra. Die Einfuhren derselben betrugen in den letztverflossenen Jahren durchschnittlich kaum 700,000, die Ausfuhr 650,000 Gulden. Im Jahre 1851 betrugen die gesammten Einnahmen aller Factoreien 18,235 Gulden, die Ausgaben 106,000 Gulden; Holland hat diese Besitzungen bisher nur behalten, um dort schwarze Soldaten für seine Colonien im hinterindischen Archipelagus auszuheben. In Elmina bestand die Besatzung aus 70 europäischen Soldaten und 17 Offizieren; von diesen 87 Köpfen starben in den drei Jahren 1857 bis 1860 nicht weniger als 12 an der Dysenterie. Die Rhede von Elmina ist übrigens die am wenigsten unsichere an der Westküste Afrikas; Schiffe können eine deutsche Meile vom Fort ankern und gutes Trinkwasser bekommen; 1866 liefen 58 Fahrzeuge dort ein.

Die Dänen haben bekanntlich ihre Besitzungen in Guinea schon 1850 für 10,000 Pf. St. an die Engländer verkauft.

Aus Ostindien.

Sanskritstudium in Kaschmir. Der Maharadscha von Kaschmir, sonst gerade nicht als ein guter Regent seines Landes bekannt, nimmt außerordentliches Interesse am Fortschritt der Sanskritstudien in seinem Lande. Tausende von jungen Brahminen werden auf Kosten des Staates in der alten heiligen Sprache unterrichtet und erhalten außerdem die Lehrbücher umsonst geliefert, sowie Unterstützungen. Um die jungen Leute recht anzufeuern, erließ der Radscha ein Gesetz, daß kein Brahmine, der nicht Sanskrit studirt und eine Prüfung darin abgelegt hat, weder die Weihen erhalten soll noch heirathen darf.

— Elephantenjagd-Gesetz in Indien. Die Elephantenjagden und damit die Vernichtung der edlen Thiere hat in Indien so zugenommen, daß es hohe Zeit ist, dagegen einzuschreiten, wenn der Elephant nicht ganz aus Indien verschwinden soll. Bekanntlich pflanzt er sich nur im Freien fort; mit seiner Ausrottung im wilden Zustande würde er also auch aufhören, Hausthier zu sein, da die gezähmten nur aus den wilden ergänzt werden können. Freilich in Birma, Siam und Cochinchina lebt er noch in gewaltigen Herden, von wo man ihn dann einführen könnte. Lord Napier, Gouverneur von Madras, hat sich jetzt aus diesen Gründen des verfolgten Königs der Thiere angenommen und verlangt, daß ein Gesetz vorgelegt werde, „um das so nützliche, für militärische Operationen in Indien unentbehrliche Thier zu schonen." Mit gewöhnlichem Wild lasse es sich nicht auf gleiche Stufe stellen; würden jetzt, wo es noch Zeit sei, keine Maßregeln ergriffen, so würde es in der Präsidentschaft Madras wenigstens bald ausgerottet sein.

— Ein amtlicher Bericht über die im Laufe des Jahres 1869 in Indien durch wilde Thiere und Schlangen getödteten Menschen giebt folgende Ziffern: Durch wilde Thiere ums Leben gekommen: In der Präsidentschaft Madras 888; — in Bombay, mit Ausnahme von Scinde rc., 148; — in Bengalen 6741; — in den Nordwestprovinzen 2168; — im Pendschab 310; — in Audh 569; — in den Centralprovinzen 1347; — in Kurg 147; — in Haiderabad 129; — in Britisch Birma 107; — Total der bekannt gewordenen Todesfälle 12,554. — In Folge von Schlangenbissen gestorben: in Madras 760; Bombay 588; Bengalen 14,787; Nordwestprovinzen 2474; Pendschab 1064; Audh 3782; Centralprovinzen 1961; Haiderabad 226; Britisch Birma 22. Von Kurg und einigen anderen Landschaften liegen keine Angaben vor. Das Total der gezählten Fälle stellt sich auf 25,664.

— Gold in Assam. Ostindien, sonst reich an Schätzen den Bodens, ist arm an Gold. Jetzt schreibt Capitän Osborne, welcher 1869 bis 1870 den District Luckimpore aufnahm, daß Gold in fast allen Flüssen Assams vorkomme, zumal in den Flüssen und Bächen, die von den nördlichen Gebirgen herabströmen. In früheren Jahren wurde die Goldwäscherei betrieben und ergab zu den Zeiten der alten Könige für 27,000 Rupien jährlich. Seit aber die Theecultur eingeführt wurde, finden die Leute diese Arbeit lohnender und verlassen die Goldwäschen. „Ein neues Dorado, wie in Californien oder Australien, könnte uns noth thun, um das noch fast primitive Assam aufzuschließen," meint hierzu der „Calcutta Examiner".

Aus Australien.

Die Sperlingsplage in Südaustralien. Wir haben früher gemeldet, daß die australischen Acclimatisationsgesellschaften mit großem Erfolge Sperlinge zur Vertilgung des Ungeziefers in Australien eingeführt haben. Diese Thiere haben dort einen günstigen Boden gefunden und sich in so kolossaler Weise vermehrt, daß sie geradezu schädlich wirken. „Chronicle and Mail", eine australische Zeitung, vom 4. November 1871, meldet, daß die „Sperlingsplage" sich schon bis Mount Gambier erstreckt habe und daß in den Gärten und Obstpflanzungen dieses Districtes von den Zöglingen der Acclimatisationsgesellschaft nicht nur die Früchte, sondern auch die Blatt- und Blüthenknospen, sowie sie nur hervorsprießen, verzehrt werden. Der Sperling vermehrt sich mit so reißender Schnelligkeit, daß es schwer zu sagen ist, wie er in den richtigen Grenzen gehalten werden soll. Die kleinen einheimischen Vögel, niedlicher und weniger unnütz als der Sperling, verschwinden vor der sie erdrückenden Invasion. Schießen ist gegenüber der kolossalen befiederten Pest ohne Erfolg; man hat deshalb an einigen Orten zum Vergiften seine Zuflucht genommen und damit bessere Resultate erzielt.

— Neue Goldfelder in der Colonie Victoria. Da die Entdeckung neuer Goldfelder in Victoria sich fortwährend wiederholt, so ist mit Recht die Frage aufgeworfen worden, ob nicht der Boden der ganzen Colonie goldhaltig sei. Kürzlich wurde ein neues ergiebiges Goldfeld am Stockyard-Creek, bei Port Albert, im südöstlichsten Theile der Colonie entdeckt, ganz fern von den bisherigen Fundstellen, und jetzt liegt wieder ein Bericht vor, daß goldhaltige Quarzriffe im Südwesten aufgefunden worden sind. Die Localität befindet sich in der Nähe der

Grampians und Victoriaberge, 48 Miles westlich von Ararat und 46 Miles nördlich von Hamilton in Dundes-County. Drei Fuß unter der Oberfläche enthielt das Gestein schon 1 Unze Gold auf die Tonne. Das Hauptriff liegt sechs bis sieben Fuß tief.

— Ein australischer Riesenfisch. Der „Sydney-Herald" meldet Folgendes: In Manley Beach gelang es dem Fischer Benjamin Skinner nach wiederholten Stößen mit der Harpune schließlich durch einen Stoß in das Auge eine der größten Fischcuriositäten ans Land zu befördern. Das Thier ist 10 englische Fuß lang und dabei 12 breit, 5 Fuß dick, ohne Schwanz und mit hartem, schaligem Rücken. Sechs Mann konnten auf dem Rücken des Thieres stehen, ohne auf demselben einen Eindruck hervorzubringen. Wissenschaftlich bestimmt ist das Thier noch nicht; doch wird es sich hier wohl um einen zur Gruppe der Knorpelfische gehörigen Meeresbewohner handeln, der dem Mondfisch oder schwimmenden Kopfe (Orthagoriscus mola) nahe steht. Letzterer wird freilich nur 4 Fuß lang und breit, erreicht dabei aber ein Gewicht von 3 Centnern.

— Viehstand Südaustraliens. Nach den bis Ende 1870 reichenden statistischen Nachrichten hat der Viehstand der Colonie Südaustralien sich im Allgemeinen verringert. Nur die Zahl der Pferde, welche mit Schluß jenes Jahres 83,744 betrug, hat sich gehoben. Rindvieh aber ist von 158,057 Stück im Jahre 1866 auf 136,832 im Jahre 1870 zurückgegangen. Man hat sogar 6000 Stück neu eingeführt. Die Zahl der Schafe betrug 4,400,655 gegenüber 4,987,024 im Jahre 1869. Die Dürre im Norden, die geringe Erfahrung der Schafzüchter und der starke Verbrauch der Fleischpräserve-Fabriken sind die Ursachen dieser Abnahme.

— Die australisch-amerikanische Dampferlinie bewährt sich immer mehr. Die Schiffe sind prächtig eingerichtet, geräumig und gut geführt. Die „Nevada" hatte bis Schluß 1871 sieben Fahrten zwischen Auckland (Neuseeland) und Honolulu (Sandwichsinseln) gemacht oder 34,677 Miles in zusammen 141 Tagen 18 Stunden. Das macht 246 Miles per Tag und $10^1/_4$ Knoten per Stunde. Im Durchschnitt wurde die Reise von Auckland nach Honolulu in $15^1/_2$ Tagen vollendet.

* * *

— Lady Franklin hat eine Prämie von 2000 Pf. St. für denjenigen ausgesetzt, welcher vor dem 1. Januar 1875 die Tagebücher der Schiffe „Erebus" und „Terror" nach Europa bringt. Man nimmt an, daß dieselben irgendwo in der Nähe von Point Victoria auf dem King-Williams-Lande vorhanden sein müssen.

— Das „Amalgamiren" der Eisenbahnen nimmt in England einen raschen Fortgang. Im Jahre 1866 gehörten die 13,950 Miles im Betriebe befindlicher Bahnen noch 353 verschiedenen Compagnien; 12,221 gehören jetzt 28 Compagnien.

— In Südafrika hat der Präsident des Oranjefreistaates, Brand, gegen die Einverleibung des Diamantengebietes in die Capcolonie Protest eingelegt. In Capstadt finden täglich Versteigerungen von Diamanten statt; in den beiden ersten Wochen des Novembers wurden 4630 Karat mit 21,748 Pfund Sterling bezahlt. — Im Norden der Transvaal-Republik wird mehr und mehr Gold gewonnen.

— Kampf einer Manguste mit einer Cobra. Nicht mit Unrecht gilt die schlanke zierliche Manguste in Ostindien als ein Schlangenvertilger. Ueber die Art und Weise, wie das Thier jedoch seinen gefährlichen Gegner überwindet, war wenig bekannt. Ein Engländer, R. Reid in Ratnapura auf Ceylon, hat jetzt darüber Versuche angestellt und einen Kampf zwischen einer Manguste und einer Cobraschlange eingeleitet, den er folgendermaßen schildert: Die Cobra war 4 Fuß $10^1/_2$ Zoll lang, die stärkste, welche ich je gesehen. Sie wurde in eine abgeschlossene Veranda von 20 Fuß Länge und 12 Fuß Breite gesetzt, wo sie sich mit erhobenem Kopfe laut zischend zusammenrollte. Die Manguste war ein kleines, aber ungemein behendes Thier, zahm und ruhig. Als sie zur Schlange hineingesetzt wurde, schien sie diese kaum zu beachten; aber die Cobra, welche den Feind erkannte, wurde sofort unruhig, ließ die Zuschauer aus den Augen und verwandte keinen Blick von der Manguste. Letztere begann nun sehr ruhig ihre Rundgänge und schloß die Cobra allmälig enger ein. Man legte einige Eier in den Raum, die Manguste rollte sie in die Nähe der Schlange und sog sie dort aus. Gelegentlich verließ sie die Eier, ging auf den Kopf der Cobra zu, wenn diese aber beißen wollte, entschlüpfte die Manguste mit außerordentlicher Gewandtheit. Endlich biß sie der Schlange in den Schwanz, und es sah so aus, als würde der Kampf nun ernstlich beginnen. Man verengerte den Raum der Veranda, um die beiden Thiere dichter bei einander zu haben. Die Manguste versetzte nun der Cobra verschiedene tiefe Bisse, wurde dann aber von der Schlange in eine Ecke getrieben und von ihr mit voller Kraft in den einen Hinterschenkel gebissen. Ohne die enge Einzäunung wäre das Thierchen, um welches wir jetzt besorgt waren, sicher dem Gegner durch seine Gewandtheit entschlüpft; im Freien wäre es sicher nicht gebissen worden. Der Biß verursachte ihm entschieden Schmerzen, denn es streckte den Hinterfuß aus und schüttelte ihn wiederholt minutenlang. Die Cobra dagegen schien durch ihre Anstrengungen erschöpft, kroch in einen Winkel und legte den Kopf nieder. Nun begann die Manguste ihre Angriffe abermals, suchte den Feind aus der Ecke zu treiben, schnappte nach dessen Schwanze und begann, als die Schlange den Winkel verließ, in deren Körper zu beißen, während diese, sich windend, vergebens die flinke Manguste zu erreichen strebte. — Dieses Spiel dauerte einige Zeit fort, bis die Manguste einen plötzlichen Sprung machte und die Cobra in die Innenseite des geöffneten Rachens, hinter den Fangzähnen des Oberkiefers, biß und sofort wieder zurücksprang. Blut floß in großen Tropfen aus dem Maule der Cobra, und sie schien sehr geschwächt. Jetzt war das Ende des Kampfes leicht vorauszusehen und die Manguste wurde kampfesfreudiger. Sie umkreiste fortwährend die Schlange, biß sie überall und fuhr ihr zum zweiten Mal in den Rachen. Auch das wiederholte sich, bis die Cobra so erschöpft war, daß die Manguste ihr den ganzen Oberkiefer zermalmen konnte. Zuletzt hatte die Schlange nur noch geringe Anstrengungen gemacht. Als sie regungslos dalag, entfernte sich die Manguste und lief in das nahe Dschengel. Die Eingeborenen sagten, daß sie dort gewisse Kräuter fresse, um sich zu heilen, denn das Thierchen war schwer gebissen. — Zum Erstaunen Aller erschien gegen Abend, einige Stunden nach dem Kampfe, die Manguste wieder im Hause. Sie war munter und vergnügt und ist es auch geblieben. Daraus folgt, daß der Giftbiß der Schlange ihr überhaupt nicht schadet, oder daß die Eingeborenen Recht haben, wenn sie sagen, die Manguste kenne ein Kraut, durch das sie geheilt werde. Auffallend bei dem Kampfe war noch, daß die Manguste nicht die geringste Furcht zeigte, wohl aber die Schlange, die von Anfang an den gefährlichen Feind in ihr erkannte.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Aus der Region des Gazellenflusses in Afrika.

II.

Carlo Piaggia's Wanderungen in Afrika. — Im Lande der Niam Niam. — Pflanzenwuchs und Thiere. — Charakteristik des Volkes. — Sitten und Gebräuche. — Jagden. — Blutsbruderschaft. — Propheten. — Musik. — Industrie; Eisenwaaren. — Bemerkungen v. Heuglin's.

Wir haben in unserm ersten Aufsatze der Reisen erwähnt, welche Carlo Piaggia in das Land der Niam Niam unternommen hat. Durch ihn, durch Herrn v. Heuglin und Dr. G. Schweinfurth haben wir nähere Kunde über dieses in vieler Beziehung merkwürdige Volk erhalten; ohne Zweifel wird der letztgenannte Reisende in dem größern Werke, welches wir von ihm erwarten dürfen, eine alle Einzelnheiten berücksichtigende Schilderung desselben entwerfen. Vorläufig wollen wir Einzelnes aus Piaggia's Angaben mittheilen.

Dieser Italiener, ein vielgewandter Mann, war schon 1851 von Livorno aus nach Afrika gekommen, reiste 1852 nach Aegypten, wo er als Buchbinder, Hutmacher, Tapezierer, Waffenschmied, Uhrmacher, Wagenanstreicher und Feldarbeiter sein Leben fristete. Im Mai 1856 ging er nach Chartum und als Straußenjäger an den obern Nil, verweilte dort an verschiedenen Stationen und begab sich auf Anlaß des Marchese Antinori nach der Meschra el Rek im Gazellenflusse. Von dort aus unternahm er Ausflüge nach Südwesten zu den Stämmen der Djange, Djur und Dor, und schloß sich später dem in unseren Tagen so oft genannten koptischen Kaufmann Gattas an, welcher von seiner Seriba im Lande der Djur einen Handelszug in das Land der Niam Niam unternahm. In der Meschra el Rek traf er mit den Herren v. Heuglin und Steudner zusammen. Der Tinne'schen Expedition mochte er sich nicht anschließen, weil er den meuterischen Geist ihres bewaffneten Geleites kannte.

Im November 1863 brach er dann von der Seriba Gattas mit 95 Mann als Bedeckung und etwa 200 Negern, welche allerlei Handelswaaren trugen, in der Richtung nach Süd-Süd-West auf nach dem Lande der Niam Niam. Unterwegs wurde er von den Mandu, welche ein Stamm der Dor zu sein scheinen, mit Pfeilen begrüßt, und kam dann durch einen vielfach undurchdringlichen Wald, welcher die Nordgrenze des Landes der Niam Niam bildet. Derselbe besteht zum großen Theil aus Mimosen, neben denselben treten riesige Bignonaceen auf, Affenbrotbäume, Euphorbien, Asclepiadeen, welche bis in die Gipfel der Bäume hinaufklettern, und auch die Palme Borassus aethiopicus. In den Wäldern jener Gegend findet man den Elephanten, das Rhinoceros und viele Affen; dazu kommen Büffel, Antilopen und verschiedene Katzenthiere.

Die Ortschaften werden auch bei den Niam Niam nach den jeweiligen Häuptlingen benannt. Die erste, welche Piaggia erreichte, hieß Tombo; man hatte dort nie zuvor

einen weißen Mann gesehen, und bewirthete denselben freundlich mit Mehl, Bier und Bananen. Der Häuptling war ein stattlicher Mann; sein gekräuseltes Haar war mit allerlei Federn in wunderlicher Stellung geschmückt, sein Körperbau kräftig, die Hautfarbe „olivenfarbig-kupferig"; ein Stück rothgefärbten Rindenzeuges war vermittelst eines Gürtels über den Hüften befestigt. Als er vor den Europäer hintrat, hielt er in der rechten Hand drei Lanzen und in der linken ein Kondi, d. h. eine Art Harfe.

Die Hütten sind kegelförmig von unten bis oben und haben keine runde Lehmmauern, mit welchen die Djangi &c. ihre Wohnungen umgeben; nur jene des Häuptlings hat eine runde Mauer, auf welcher sich in Mannshöhe ein Dach von geflochtenem Stroh erhebt, das auf der Innenseite mit Lehm beworfen und roth angestrichen ist. Diese Häuptlingswohnung wird als Bancaio bezeichnet, also etwa als Diwan; die Frauen wohnen neben derselben in der Badiura (oder Bedina), abgesonderten Hütten. Von Tombo, das nach

Der Sudanese Furreh.

Piaggia's Vermuthung auf 3° 30′ N. (?) und 26° 30′ O. von Gr. liegt, ging er über Marindo nach Kisa's Residenz. (Diese ist auf der Karte verzeichnet, welche in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1871 Nr. 4 steht.) Der Ort liegt dort etwas nördlich von 4° N. und etwas westlich von 28° O. Es ist dabei bemerkt, daß dieses der südlichste Punkt war, welchen Piaggia erreichte. Derselbe erfuhr von dem gastlichen, schon bejahrten Häuptlinge, daß die Volksfamilie der Niam Niam aus Südwesten gekommen sei, seit etwa sechszig Jahren im Lande wohne und verschiedene schwächere Stämme vor sich her getrieben und zurückgedrängt habe. Er zeigte dabei auf einen großen Baum, welchen sein Vater gepflanzt habe, als das Land von ihm in Besitz genommen wurde. Der Reisende ging dann nach Marindo zurück, März 1864, und blieb dort einige Zeit, weil die Umgegend reiche Jagdausbeute lieferte. Die Dörfer liegen auf Hügeln, welche nach Süden hin abfallen, und die ganze Gegend ist durch viele Flußläufe gut bewässert.

An den Ufern derselben bildet der üppigste Pflanzenwuchs eine „schattige Wiege“, welche Piaggia als Galerien bezeichnet. In denselben leben Büffel, Rhinoceronten, Elephanten, Eber, vielerlei Affen und Nagethiere; das Eindringen in dieses Gewirr ist nur auf den Pfaden möglich, welche von jenen schwerwandelnden Thieren getreten worden sind. Unter den Affen bemerkte Piaggia auch einige anthropomorphe Arten, z. B. den Troglodytes calvus, Troglodytes niger und auch Troglodytes gorilla. „Es ist gewiß, daß er Monate lang Gorillas in seiner Nähe hatte; die Leute des Gattas hatten zwei junge gefangen; diese sind aber bei der Fahrt auf dem Gazellenflusse gestorben.“ Der Cynocephalus ist häufig und richtet in den Durrahfeldern großen Schaden an.

Am 3. Mai 1864 war Piaggia wieder in Tombo, wo er längere Zeit verweilte, um sich mit der Sprache der Niam Niam näher bekannt zu machen. Der Häuptling bot dem Manne, welcher sich auf Bearbeitung des Eisens und Holzes so gut verstand, eine seiner Töchter zur Frau, und diese begleitete ihn auf den Ausflügen, welche er, von zwei Negern gefolgt, in den Monaten Mai 1864 bis Ende Februar 1865 in die Umgegend unternahm; er veranstaltete auf denselben botanische und zoologische Sammlungen. Von dem großen See, von welchem man ihm erzählte, hat Schweinfurth nichts erfahren; dieser bezweifelt das Dasein desselben.

Piaggia verließ das Land der Niam Niam, in welchem er zwei Jahre gelebt hatte, am 2. März 1865 und kam glücklich in Chartum an.

Die Niam Niam sind nicht „halb Mensch, halb Thier“, wofür man sie zu Denham's und Clapperton's Zeiten ausgab; sie haben auch keinen „fächerartigen Schwanz“; sie fressen nicht, wie Petherick behauptete, entlaufene Sklaven oder hochbetagte Männer auf; scharren ihr Vieh nicht ein, um sich ausführlich von Menschenfleisch zu nähren, und nehmen kein Menschenfett zu ihrer Suppe. Sie sind kräftige, wohlgebaute Leute, kupferfarbig, langhaarig, mit langem, dichtem Barte, zuweilen grausam, aber niemals Cannibalen (— wir werden darüber späterhin Schweinfurth hören —); sie sind stolz darauf, daß sie zahlreiche Sklaven besitzen und über die benachbarten Negerstämme herrschen.

So sagt Piaggia. Er bemerkt weiter, daß die Niam Niam sowohl an Farbe wie an Sprache sich von der großen Völkerfamilie der Denka unterscheiden, zu welcher die Djange und vielleicht auch die Djur gehören; sie haben auch nichts gemein mit den Dor, welche letzteren nicht als eigentliche Neger betrachtet werden können. Diese Dor haben jedoch wolliges Haar, bei den Niam Niam ist dasselbe schlicht; jene sind kupferig-schwarz, diese kupferig-olivenfarbig und schlank gewachsen, während die Dor einen untersetzten Körperbau haben. Die Sprache der Dor gehört der nordöstlichen Gruppe an, jene der Niam Niam scheint mit den süd- oder den westafrikanischen Sprachen verwandt zu sein. Antinori stellt sie wegen ihres Prognathismus „ohne Zweifel“ mit den Fulbe, oder mit ihren Nachbaren, den Gallas, zusammen.

Piaggia hat insbesondere die Stämme im mittlern Land und im Süden kennen gelernt und entwirft von denselben folgende Schilderung. Sie zerfallen in kleine Stämme, die Häuptlinge derselben sind vielfach mit einander verwandt, haben aber trotzdem häufig Fehden. Jeder „Sultan“ hat ein zahlreiches Gefolge; er trägt ein Gewand aus Baumrinde, das durch sorgfältige Zubereitung wie Zeugstoff aussieht. Unter den Federn, welche den Kopfschmuck bilden, herrschen die blauen und rothen vor. An Armen und Beinen trägt er Ringe von Eisen oder Holz, um den Hals Colliers von Fruchtnüssen oder von Zähnen fleischfressender Thiere, Schlangen und Fische. Die Unterthanen kleiden sich in Thierfelle, manche haben auch nur einen Gürtel von Hippopotamushaut; an diesen hängen sie einen mit Zeichnungen geschmückten gelben Kürbis, in welchem das zum Einreiben der Haut bestimmte Fett aufbewahrt wird. Die meisten Frauen gehen völlig unbekleidet.

Verbrechern schneidet man, je nach der Schwere ihres Vergehens, die Finger oder die Ohren ab; Todesstrafe vollzieht der Häuptling, indem er den vor ihm liegenden armen Sünder mit einer Schlinge erdrosselt. Um das Volk in Furcht zu erhalten, stellen sich die Häuptlinge manchmal, als seien sie in höchster Aufregung; sie werfen grimmige Blicke umher und thun, als ob sie irgend ein Schlachtopfer suchen.

Der Stamm versammelt sich in der Bedina, um über Krieg, Frieden, Jagd und Tribut zu verhandeln; der letztere besteht in Frauen, Kindern und Bodenproducten. Falls die Versammlung sich nicht einigen kann, wird alles Volk durch die große Trommel, Dudu, zusammenberufen. Die Beigeordneten des Sultans haben den Tribut einzusammeln und die Kinder an Mohammedaner zu verkaufen. Ein Theil des Erlöses wird dann den Eltern zugebilligt. Ein Kind von 6 bis 10 Jahren wird auf 6 Unzen Kupfer- oder Messingdraht geschätzt.

Die Krieger, mit welchen manchmal auch Frauen und Geliebte mit ins Feld ziehen, sind mit Pfeilen, Lanzen und sichelförmigen Messern bewaffnet. Selten dauert ein Gefecht längere Zeit, und das Blutvergießen ist unbeträchtlich; wenn aber Krieg gegen einen fremden Stamm geführt wird, geht es wild her, und der Racheburst geht so weit, daß die getödteten Feinde aufgefressen werden. Piaggia hat das mit eigenen Augen gesehen.

An der Elephantenjagd betheiligen sich auch Frauen, Kinder und Sklaven. Das Gestrüpp oder hohe Gras, in welchem ein Trupp sich aufhält, wird in Brand gesteckt, und auf der entgegengesetzten Seite, wohin die Thiere fliehen müssen, stellen sich die Jäger auf und stürzen mit ihren Lanzen auf die Elephanten ein, welche in Folge des starken Blutverlustes verenden. Man zerlegt die Cadaver in gleich große Theile, und diese werden unter Geschrei und Tanz der Frauen und Kinder ins Dorf gebracht. Dort löst man die Zähne aus, welche der Häuptling als Tribut erhält. Auf solchen Jagden werden manchmal 30 bis 40 Elephanten in wenigen Stunden erlegt.

Die Frauen des Häuptlings werden nicht etwa streng überwacht, sind nicht etwa Sklavinnen und können bei Tag oder Nacht ausgehen, aber Untreue wird mit dem Tode bestraft. Doch kommt dergleichen höchst selten vor, und Spionage oder Denunciation gilt für schimpflich. Der Häuptling hat übrigens ein Anrecht auf alle Weiber des Stammes, und betrachtet auch die eigenen Töchter als seine Frauen. Wer heirathet, zahlt dem Vater der Braut einen Tribut. Insgemein speisen die Frauen nicht in Gemeinschaft der Männer, sie essen, wenn sie jenen die Nahrung zubereiten.

Die Männer lieben den Müßiggang, sitzen im Bancayo, um sich zu unterhalten, oder liegen im Baumschatten und machen Musik. Dagegen sind die Frauen arbeitsam, sammeln Holz, Früchte, Honig und Champignons, sie bestellen auch den Acker für Durrah, Bohnen, Zwiebeln und Gemüse; die Aussaat besorgt der Mann. Uebrigens bauet man so wenig Feldfrüchte, daß dieselben nur für einige Monate ausreichen; für die übrige Zeit des Jahres müssen Waldfrüchte und der Ertrag des Fischfangs und der Jagd aushelfen. Fette Hunde sind eine Lieblingsspeise, auch werden Affen, Reptilien und Termitenlarven keineswegs verschmäht.

Nicht selten verlassen Kinder schon im Alter von acht

Jahren die elterliche Hütte, und die jungen Leute beiderlei Geschlechts leben sehr vertraulich mit einander. Insgemein nimmt der Mann nur eine Frau; wenn sie kinderlos bleibt, verlangt er vom Häuptlinge noch eine dazu. In solchem Falle steht es der ersten frei, den Mann zu verlassen; gewöhnlich bleibt sie jedoch in seiner Hütte und ist berechtigt, ihre Gunstbezeigungen nach Belieben auszutheilen. Die Kinder werden von den Müttern sehr zärtlich behandelt. Die Frauen sind stolz auf ihre Haarfülle und verwenden große Sorgfalt auf ihren Kopfputz. Beide Geschlechter tättowiren die Haut, theils mit langen, symmetrisch gezogenen rothen Streifen, theils mit Flecken, um das Pantherfell nachzuahmen; im durchbohrten Nasenknorpel tragen sie ein Stück Holz und ein anderes in der Oberlippe so, daß es sich mit jenem kreuzt. Manche Frauen tragen aber auch noch, und zwar in der Unterlippe, ein drittes Holzstück. Zu diesem seltsamen Zierrath kommen dann noch Muscheln, Arm- und Beinringe und Federn.

Man hat Vorstellungen von einem übernatürlichen Wesen. Es giebt weise Männer, Propheten (bei den Negerstämmen heißen sie Chogins), welche die Zukunft vorhersagen und Krankheiten heilen; unter diesen sind die Blattern am häufigsten. Sie vermitteln auch den Eintritt oder das Aufhören von Regen und wenden Mißgeschick vom Volke ab. Wenn sie Zukünftiges prophezeien wollen, tauchen sie den Kopf eines Hahns ins Wasser; wenn das Thier sich wieder erholt, wird Alles gut gehen, schlimm dagegen, wenn es todt ist. Auf dieselbe Art wird bei Rechtshändeln auch Lüge oder Wahrheit ermittelt, und das Verfahren findet auch statt, um zu erfahren, ob eine Frau eine leichte oder schwere Entbindung haben werde. Wenn das Kind todtgeboren ist oder bald nach der Geburt stirbt, darf die Frau nie wieder in die Hütte ihres Mannes kommen und kann frei über sich verfügen.

Am Ufer des Weißen Nil.

Die Bekräftigung eines Uebereinkommens findet in der Art statt, daß jeder der beiden Theile sich am Arme einen Einschnitt macht, und der eine saugt das hervorquellende Blut des andern auf. Auch Speke hat das gesehen; bei den Mohammedanern, welche diesen Brauch gleichfalls haben, trinkt man aber das Blut nicht, sondern nimmt gegenseitig eine Transfusion vor, und die beiden Leute sind dann Blutsbrüder, Kan Kardasce.

Die Niam Niam verfertigen gute Töpferwaaren; ihre großen thönernen Tabackspfeifen stellen einen Menschenkopf mit herabhängenden Ohren dar. Aus Binsengeflecht stellen sie einen länglich runden Schild her; derselbe ist so dick und fest, daß kein Pfeil hindurchdringen kann. Aus Binsen und Faserpflanzen verfertigen sie Seile, deren sie sich beim Fange der Antilopen und anderer Thiere sehr geschickt zu bedienen wissen. Sie schmelzen Eisen in sehr einfachen Oefen; statt des Blasebalges dienen thönerne Röhren, und sie verfertigen vermittelst sehr ursprünglicher Werkzeuge und Steine allerlei Sachen, z. B. Messer, Pfeile und Lanzenspitzen, Fischangeln, Arm- und Beinringe &c. Auch aus Kupfer stellen sie verschiedene Geräthe her; sie erhalten dieses Metall im Tausche für Elfenbein. Alles, was sie aus Thon, Holz, Elfenbein oder Kupfer verfertigen, ist auf der Außenseite mit zum Theil recht hübschen Arabesken geschmückt.

Für Musik sind Alle leidenschaftlich eingenommen. Ein Mann kann den ganzen Tag mit Singen und mit Klimpern auf einem Saiteninstrumente (Condi) verbringen, das halb Harfe und Mandoline ist, und vergißt dabei Essen und Trinken; Speke fand ein ganz ähnliches Instrument beim Könige von Uganda. Eine Art von Harmonika besteht aus irdenen Gefäßen von verschiedener Größe, die eine gewisse Abstimmung haben, frei hängen und mit einem kleinen Hammer geschlagen werden; dazu kommt ein Blashorn aus Elephantenzahn und die Dudu, jene große Trommel, welche in den oberen Nilgegenden eine so wichtige Rolle spielt und als Nogara bekannt ist. Die Niam Niam verfertigen dieselbe aus einem Baumklotze, den sie kegelförmig aushöhlen; die Oeffnung wird mit einer Haut überspannt. Durch die verschiedene Art, mit welcher man diese Trommel rührt, weiß Jeder, ob sie zu Krieg, Tanz oder Festlichkeiten aufruft. Aber wenn es sich darum handelt, unmittelbar gegen den Feind auszurücken oder zur Elephantenjagd auszuziehen, schlägt man die Avrungoa-Dudu, eine Riesentrommel oder Pauke, die man auf eine halbe Stunde weit hören kann; sie ist mindestens 6 Fuß hoch, 4 Centner schwer, aus einem mächtigen Baumstamme gehöhlt und hat im Innern die Gestalt eines dreieckigen Prisma. Sie steht für gewöhnlich im Bancayo, und es erfordert zehn bis zwölf Mann, um sie ins Freie zu schaffen.

Zu Neumond finden allemal Feste statt, mit Musik, Tanz und Gesang; dabei werfen die Frauen Kuchen in die Luft.

So lauten im Wesentlichen die Nachrichten, welche Piaggia giebt. Auch Herr v. Heuglin hat ein Capitel über die, wie er schreibt, Niamaniam, aus welchem wir dem Vorstehenden Einiges beifügen wollen. (Reise in das Gebiet des Weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862 bis 1864, Leipzig 1869, bei Winter, S. 206 ff.) Das Volk wird von Dschellabs (mohammedanischen Kaufleuten) mit jenem sudan-arabischen Worte bezeichnet, das ursprünglich nur Esser, Fresser, hier insbesondere Menschenfresser bedeutet. Der Sage nach hatte das Volk Hundszähne, Hundsgesichter und Schwänze; daher für dasselbe die Bezeichnung Abu Kelab, Hundemenschen.

Herrn von Heuglin's Nachrichten beziehen sich nur auf die nordöstlichen Bezirke. Er schildert die Classe der Freien oder Adeligen (welchen die Negerstämme als Sklaven gehorchen), die Sande; sie haben gedrungenen, kräftigen Körperbau und gleichen in Gesichtszügen und Farbe den südlichen Baggara-Arabern; das lange Haar wird gescheitelt und geflochten, der Bartwuchs ist stark und dicht. Die Männer gehen niemals nackt; die Frauen haben einen langen Leibrock, der zuweilen bis unter die Arme hinaufreicht, aus Baumwolle oder Faserstoff (Bast von einer Sykomore), oder sie tragen den Leibgürtel, von welchem, wie bei den Dor, immer frischgrüne Laubbündel herabhängen. Die Sprache der Sande ist von jener der unterworfenen Negerstämme verschieden; diese letzteren haben unter sich nicht die gleichen Idiome. Im Gebiete der Sande herrschen mehr als einhundert erbliche Häuptlinge, Sultane, deren manche ein ziemlich ausgedehntes Gebiet besitzen. Herr von Heuglin meint: „Dieses Volk dürfte mit den Danakil, den Somali, den Galla Ostafrikas und den Wahuma im Quellenlande des Bahr el Djebel in verwandtschaftlicher Beziehung stehen, und hat sich, im letzten Jahrzehnt wenigstens, stetig nach Norden ausgebreitet, die Negerstämme, auf welche es stieß, unterjochend oder vertreibend. Seine Vorposten stehen bereits durch ganz Fertit bis an die Grenze von Darfur."

Der Sande ist Jäger; er läßt sein Feld durch die Leibeigenen bestellen, Rindvieh wird nicht gehalten, Ziegen sind nicht häufig, wohl aber Hühner und eine kleine Hunderace, welche gemästet und gegessen wird. Man genießt auch andere Vierfüßler, selbst Mäuse, Eidechsen, Schlangen.

Bei besonderen Gelegenheiten, namentlich bevor ein Feldzug unternommen wird, reicht man in Gegenwart des Sultans einem schwarzen Huhne ein Pflanzengift; wenn das Thier stirbt, bedeutet das Unglück, im entgegengesetzten Falle guten Erfolg. Diese Vogelprobe wird auch gestellt, ehe der Sultan Fremde empfängt. Sultan Mofio, welchen Herr von Heuglin schildert, hatte in seinem Bezirke das Handelsmonopol; er unternimmt in jedem Jahre Raubzüge auf Sklaven und Treibjagden auf Elephanten. Er vertauscht die Beute gegen Kupfer, Glasperlen, blaue Baumwollenstoffe und Schießbedarf. Von jedem Stück Wild erhält er einen Antheil; er ist unumschränkt und gebietet über Leben und Tod. In Bezug auf die oben von Piaggia erwähnte Blutsfreundschaft wird bemerkt, daß die beiden Betheiligten sich auf eine und dieselbe Strohmatte setzen; das aus dem geritzten Arme hervorquellende Blut läßt man auf ein Blatt träufeln, und dann wird es gegenseitig getrunken.

Aus dem mehrfach erwähnten Baststoffe (von einer Ficusart) verfertigt man Decken und Leibröcke; die Rinde wird am Stamme so lange gehämmert, bis sie sich mit dem Bast ablöst, dann gewalkt, geknetet, mit Fett und Eisenoker eingerieben und gewinnt so das Aussehen eines dichten, wolligen, weichen Zeuges.

Unter den Eisenwaaren, welche die Niam Niam verfertigen: Lanzen und Pfeile, spitzige Aexte, Spaten, Armringe, zierliche Dolche, Säbelmesser, — ist besonders bemerkenswerth das Trombadsch, Wurfmesser, das in ganz Mittelafrika bis zum Tschadsee im Gebrauch ist. Dasselbe hat eine Länge von 15 bis 20 Zoll, einen mit Schnüren umwickelten Handgriff und besteht aus einem Stück Eisen, das vorn an der kurzen Klinge einen oder mehrere querstehende Arme oder scharfe Messer hat. Diese Waffe wird, gleich dem australischen Bumerang, horizontal geschleudert, so daß sie während ihrer Flugbahn beständig Drehungen um sich selbst macht. Lanzenspitzen und Messer dienen als Tauschwaare.

In einem Schlußartikel werden wir einige ethnographische Mittheilungen aus Schweinfurth's bisher veröffentlichten Mittheilungen zusammenstellen *).

*) Wir fügen diesem Aufsatze zwei Illustrationen bei, für deren Aufnahme wir im ersten Artikel keinen Raum fanden. — Der Sudanese Furreh, dessen Typus hier sehr gut wiedergegeben ist, gehörte zur Dienerschaft der Damen Tinne.

Sivatherium giganteum.

Die Sivalikberge in Ostindien sind eine der Tertiärzeit angehörige Vorstufe des Himalaya, dem sie im Ganzen gleichlaufend sind, doch erreichen ihre höchsten Gipfel nicht mehr als 1200 Meter. In den Schichten dieser Berge finden sich massenhaft die Knochen einer untergegangenen Säugethierwelt, die von dem verstorbenen britischen Geologen Falconer in seinem berühmten Werke Fauna antiqua sivalensis zuerst beschrieben wurde. So viel Reste von jetzt ausgestorbenen Säugethieren auch dort gefunden wurden, keines derselben nahm mehr Interesse der Naturforscher in Anspruch, als ein riesenhafter, viergehörnter Wiederkäuer von Elephantengröße, dem Falconer und Cautley den Namen Sivatherium giganteum gaben. Ueber die Stellung dieses Thieres, von dem namentlich der riesige Schädel gefunden wurde, war man nicht recht im Klaren. Der Entdecker hielt es für eine Zwischenform zwischen den Dickhäutern und Wiederkäuern. Nach Untersuchung aller in Calcutta und London aufbewahrten Ueberreste des Sivatherium ist Dr. James Mudie (Geological Magazine. 1871. October) jetzt dahin gelangt, nicht nur die Stellung desselben im System genau angeben, sondern uns auch eine gute Vorstellung von dem Thiere, wie es ausgesehen haben muß, als es noch durch die Farrnkräuter des alten Indiens hintrabte, mittheilen zu können. Seine Arbeit ist ein Beleg dafür, wie wir mit

Sivatherium giganteum, Männchen, Weibchen und Junges. Nach Dr. Mudie.

Hülfe der vergleichenden Anatomie untergegangene Thierformen reconstruiren können, und wir geben sie daher hier auszugsweise wieder.

Zunächst behandelt Mudie die Hörner des Sivatherium. Es hatte deren vier; zwei dicke, kurze, massive erhoben sich auf der Stirn, zwei größere, seitlich von einander abweichende in der Augenbrauengegend. Waren nun diese Knochenhörner, die auf den fossilen Schädeln erhalten sind, die Kernzapfen von hohlen Hörnern, wie beim Rind, oder von Geweihen, wie beim Hirsch? Oder waren beide Hörnerformen vertreten, so daß die vorderen ochsen-, die hinteren hirschartig waren? Falconer, der schon diese Fragen aufwarf, wies nach, daß die vorderen Stirnhörner nach Art der gewöhnlichen Ochsenhörner beschaffen waren, die hinteren aber zeigten deutlich an, daß sie dreifach getheilt und gleichzeitig hohl waren.

Als er jedoch seine Untersuchungen anstellte, war ihm ein lebender Wiederkäuer noch nicht bekannt, welcher in Bezug auf Bildung der Hörner dem Sivatherium nahe stand, nämlich der nordamerikanische Prongbuck (Antilocapra), welcher, obgleich zu den Antilopen gehörig, dennoch jährlich seine Hörner wechselt, gleich den Hirschen. Die Hörner dieser Antilope weichen von denen der übrigen Vertreter dieser Familie sehr ab, sie sind flach, gegabelt, hohl und haben keinen Kronenansatz an ihrem Grunde. Durch die Gabelung und das jährliche Abwerfen können sie als eine Art von Geweih

betrachtet werden; da sie aber hohl und ohne Kronenansatz sind, stehen sie wieder den Hörnern der Rinder nahe. Hiermit ist ein Analogon für die hinteren Hörner des fossilen Sivatherium gewonnen. Daß dieses vierhörnig war, ist von geringerer Wichtigkeit. Vierhörnigkeit ist überhaupt nichts Auffallendes, wie denn die lebenden indischen Antilopen (Tetracerus) auch vierhörnig sind.

Von der hornigen Ueberdeckung der Knochenzapfen des Sivatherium hat sich natürlich nicht die Spur erhalten; diese leichter zersetzbaren Theile sind längst verschwunden, durch vergleichende Untersuchung gelangt Mudie aber dahin, daß auch die äußere Hülle der Hinterhörner gleich jener bei Antilocapra, die der Vorderhörner wie beim Rind gewesen sein müsse.

Nun folgt die Untersuchung der Gesichtsknochen und deren Eigenthümlichkeiten. Der unvollkommene Verschluß der Nasenlöcher durch Knochen, sowie die geringe Größe der Nasalknochen, die scheinbar weder mit den Maxillar- noch Premaxillarknochen verbunden sind, giebt dem Sivatherium einen höchst eigenthümlichen Charakter. Hierdurch wird entschieden eine Verwandtschaft mit den Pachydermen angedeutet und auf einen Rüssel hingewiesen. Aber ein Rüssel bei einem Wiederkäuer, das ist jedenfalls nach Analogie der heute lebenden Glieder dieser Familie eine höchst anomale Erscheinung. Nur bei der Steppenantilope, der Saiga, findet man eine starke Anschwellung der Oberlippe und Nase, Aehnliches ist bei dem Elenthiere der Fall. Erstere ist auch dem Sivatherium in Bezug auf die Trennung der Nasal- von den Maxillarknochen nahestehend, und schon Pallas wies 1777 auf die rüsselartige Schnauze der Saigaantilope hin. Daß das Sivatherium einen langen beweglichen Rüssel gleich dem Elephanten oder auch nur gleich dem Tapir hatte, läßt sich nicht nachweisen; wenigstens schließen Falconer und Cautley so nach der Structur der Gesichtsknochen. Wir müssen daher bei der Saiga stehen bleiben und annehmen, daß das Sivatherium mit einer weichen, vergrößerten Schnauze gleich der Saiga versehen war.

Von Wichtigkeit für die Anatomie und Reconstruction des Thieres ist auch die Bildung der Basis des Schädels. Nach den anatomischen Einzelnheiten, die Mudie der Reihe nach bespricht, ergiebt sich, daß die Schädelbasis zwischen jener der Hirsche und Rinder mitten inne steht, doch letzteren sich mehr als ersteren nähert. Eben so verlangt die Natur der Zähne eine Untersuchung. Man hat mit gutem Grunde angenommen, daß das Sivatherium weder obere Schneidezähne noch Hundszähne besaß, und damit wird es von jener Gruppe der Wiederkäuer ausgeschlossen, welche diese besitzen. Die Backenzähne zeigen keine Charaktere, die es zu einer bestimmten Abtheilung der Wiederkäuer stellen könnten. In Bezug auf die Schmelzfalten der Zähne findet sich jedoch Verwandtschaft mit dem Elasmotherium, gleichfalls einem fossilen Thiere der Sivalikberge, und dem untergegangenen irischen Riesenhirsch. Die Ueberreste von sieben Halswirbeln sind ziemlich vollständig erhalten. Durch ihre Größe und Stärke zeigen sie an, daß sie von starken Muskelmassen überlegt waren, um das kolossale Haupt tragen zu können. Nur der Atlas oder erste Halswirbelknochen, auf welchem der Schädel aufsaß, zeigt einen eigenthümlichen Querfortsatz (siehe das Skelett), welcher wieder bei der Saiga sein Analogon findet. Die anderen Halswirbel zeigen nichts Auffallendes und gleichen jenen des Rindes oder Elenthieres. Das Brustbein nähert sich jenem des Bos urus, das Schulterbein zeigt kameelartige Bildung, der Humerus leitet auf Pferdecharakter hin. Alle vier Extremitäten zeigen keineswegs so feine, schlanke Formen, wie bei den Antilopen, noch sind sie in Bezug auf die Länge jenen der Giraffen vergleichbar. Sie sind kürzer, gedrungener und nähern sich am meisten dem plumpfüßigen Rindvieh mit einer leichten Beimischung von Dickhäuterstructur.

Nachdem Mudie so das Skelett erläutert hat, wobei wir bezüglich der Einzelnheiten auf die Abhandlung selbst verweisen, sucht er die Verwandtschaftsbeziehungen sowie die äußere Erscheinung und wo möglich die Lebensweise des untergegangenen Thieres aufzuklären.

In Bezug auf die Stellung im Systeme kommen die Kameele, Giraffen, Antilopen, Antilocapridae, Rinder, Hirsche, Moschusthiere und Tragulidae in Betracht. Doch können die erste und die beiden letzteren Gruppen sofort übergangen werden, da sie keine Hörner besitzen.

Den mit Geweihen versehenen Hirschen nähert das Sivatherium sich bloß in der äußern Erscheinung. Seine Hörner waren hohl und anders gestellt; sein Schädel und die Gesichtsknochen waren abweichend von jenen der Hirsche und nur das Elen zeigt einige verwandtschaftliche Anklänge. Die Giraffen wieder zeigen nur in Bezug auf die Zahnbildung nähere Verwandtschaft; übrigens sind sie nur modificirte Hirsche, doch sind sie mit dauernden Hörnern und langen Füßen versehen, welche sie vom Sivatherium entschieden trennen. Bei den Rindern kommen, um die Verwandtschaft zu erhärten, die Uebereinstimmung der kurzen, gedrungenen Glieder, des Brustbeins, der Wirbel und Theile des Schädels in Betracht. Die Thatsache, daß alle Antilopen ausdauernde Hörner haben, scheidet, abgesehen von vielen Verschiedenheiten im Skelett, das Sivatherium von diesen. Nur die eigenthümliche Saiga nähert sich ihm in den Gesichtsknochen, während die abwerfbaren hohlen, gegabelten Hörner des Sivatherium sehr der Antilocapra, dem Prongbuck, sich nähern. Die fossilen Geschlechter Bramatherium und Megacerops sind in Bezug auf Größe, Zahnbildung und dadurch, daß sie vierhörnig waren, dem Sivatherium verwandt, indessen kann

Skelett des Sivatherium giganteum.

diese Verwandtschaft nur vorsichtig angedeutet werden, da von ihnen nur sehr geringe Ueberreste erhalten sind.

Das Sivatherium gehört also zu keiner der besprochenen Familien; es bildet vielmehr nach Hörnern, Schädel, Zähnen wie nach dem Skelett überhaupt für sich eine eigene Familie der Wiederkäuer. Am meisten nähert es sich den Antilocapridae, neben denen es seine Stellung einzunehmen hat. Um seine Stellung und Verwandtschaft zu den übrigen Wiederkäuern, den Dickhäutern u. s. w., zu zeigen, stellt Mudie nebenstehendes Diagramm auf.

Kameel
Giraffe
Hirsch
Megacerops
Antilocapra
Bramatherium
Sivatherium
Antilopen
Saiga
Ziege
Tapir
Rind
Schaf

Es gewährt einen besondern Reiz, nach der äußern Gestalt und der Lebensweise eines untergegangenen Thieres zu forschen. Man kennt die Abbildungen reconstruirter riesiger Eidechsen aus der Juraformation, man weiß, daß auf einer kleinen Insel beim Sydenhamer Krystallpalaste alle diese Thiere plastisch in natürlicher Größe dargestellt sind, daß Heer und Unger uns urweltliche Landschaften, von Thieren belebt, gezeichnet haben. Was das Aeußere des Sivatheriums betrifft, so hat Mudie auf Grund der oben ausgeführten Untersuchungen eine Familie dieser Thiere so dargestellt, wie unsere Abbildung zeigt. Man erkennt die prongbuckartigen hinteren Hörner, die saigaartige Schnauze und den Körper, in welchem die verschiedenen Formen noch lebender Wiederkäuer anklingen. Das Weibchen ist ohne Hörner. Das Skelett ist construirt nach den im britischen Museum und zu Calcutta aufbewahrten Theilen; Rippen, Becken und eine Anzahl Wirbel, die bisher noch nicht gefunden wurden, mußten nach Analogien ergänzt werden.

So gestaltet, von Blättern und Gräsern lebend, schweifte der riesige viergehörnte Wiederkäuer zur Tertiärzeit durch Indien, in denselben Landschaften, wo heute nur noch der Elephant ähnliche kolossale Formen vertritt, die aber auch mehr einer untergegangenen Welt als unserer heutigen angehören.

Die Tiefseeforschungen des Professors Agassiz.

Das schwimmende Sargasso und dessen Thierleben. — Ein Nest bauender Fisch.

Wir haben derselben schon mehrfach, zuletzt in Nr. 7 erwähnt, müssen aber schon heute auf dieselben zurückkommen, weil Agassiz bereits einige wichtige Entdeckungen gemacht hat.

Der Dampfer „Haßler“, an dessen Bord sich die Expedition befand, verließ Boston am 4. December 1870 und war am 21. desselben Monats im Hafen der dänischen Insel St. Thomas. Von dort hat Agassiz einen Bericht an Professor Benjamin Peirce, den Superintendenten der nordamerikanischen Küstenaufnahme, eingeschickt, welchen wir in der „New York Weekly Tribune“ vom 10. Januar finden und den wir weiter unten mittheilen. Einen Bericht über die Fahrt selber bringt der „New York Weekly Herald“ vom 17. Januar.

Die Expedition beobachtete von vornherein den Temperaturwechsel und die Dichtigkeit des Meerwassers bei Tag und Nacht in kurzen Zwischenräumen. Sie fand, daß der obere Rand der Strömung des Golfstromes in dieser Jahreszeit (December) 30 oder 40 Miles weiter nach Süden lag, als bisher auf den Karten, auch jener der nordamerikanischen Küstenaufnahme, verzeichnet steht. Erst am 10. December war die See ruhig, und dann traf man auf große Massen Seetang (Sargassum bacciferum), dieses „schwimmende Räthsel“ seit den Tagen des Columbus. Man meinte, daß da, wo es vorkomme, das Meer recht tief sei, und war im Unklaren, ob es auf festem Boden wachse oder sich schwimmend fortpflanze. Nun hat Agassiz, wie wir weiter unten anführen, diese Frage endgültig beantwortet.

Tang wurde in großer Menge aufgefischt; an den Tausenden von Proben, die zur Untersuchung kamen, hatte jede, ohne alle Ausnahme, einen dichtern, dunklern, etwas runzeligen Theil, der am ältesten zu sein schien. Derselbe entspricht den Wurzeln gewöhnlicher Pflanzen, nur daß er keine Wurzelhaare hat, die beim Sargasso, der immer nur im Wasser ist, auch überflüssig wären. Am Stamme findet man eine große Menge kleiner kugelförmiger Körper auf Stielchen, und man bezeichnet dieselben als Beeren, raisins des tropiques, grapes of the South. Sie sind aber keine eigentlichen Beeren oder Befruchtungsorgane, dergleichen man überhaupt am Sargasso nicht gefunden hat, sondern vielmehr mit Luft gefüllte Bläschen, welche als Schwimmer dienen. Wenn man sie alle sorgfältig von einem Zweige ablöst und diesen ins Wasser wirft, sinkt er sofort unter; er hängt also, um auf dem Wasser schwimmen zu können, von den Bläschen ab. Solche findet man nicht an den dunkeleren Theilen der Pflanzen, diese haben also nicht die Nothwendigkeit des Schwimmens. Erwägt man diese Thatsache und dann, daß selbst bei den jüngsten schwimmenden Zweigen reproductive Organe fehlen, und daß die präsumtive „Wurzel“ stets vorkommt, dann wird es wahrscheinlich, daß das Golfkraut auf dem Meeresboden wächst und aus einer gewöhnlichen Art Samen entsteht, sich dann ablöst, schwimmt und größer wird.

Das Sargasso hat Bewohner, schwimmende Colonien thierischen Lebens, Insassen, welche völlig an dasselbe gebunden sind und für ihre ganze Existenz von demselben abhängen. Andere benutzen dasselbe zu ihrem Schutze, machen aber zuweilen Excursionen über die Grenze des Tanges hinaus. Noch andere kreuzen als Räuber am Rande umher und suchen Beute. Unter den niederen Classen findet man Hydroiden, die einen gemeinsamen Stamm haben, dessen centraler Theil hohl ist und mit den verschiedenen Zweigen in Verbindung steht. Diese letzteren dienen als Stützen für kleine, schalenähnliche Auswüchse, in deren jedem sich ein Individuum aufhält. Jedes hat einen Mund in der Mitte, eine Verdauungshöhle, welche in den gemeinschaftlichen Canal mündet, und eine Anzahl strahlenförmig auslaufender Tentakeln.

Es giebt zwei Arten von Seetang; die eine hat schmale, die andere breite Blätter; eine Art von Hydroiden kommt nur allein auf der schmalblätterigen Art vor. Die Schalenthiere sind zahlreich vertreten durch Krabben, Garnelen und Hummer; manche derselben sind neu. Die Krabben gehören der höchsten Ordnung an; es sind Dekapoden mit fünf Paar Beinen, von denen die vorderen stärker entwickelt sind als die anderen.

Viele Thiere, welche sich im Seetang aufhalten, gleichen demselben an Farbe, sie sind grünlich-gelb, andere dagegen haben eine durchaus verschiedene Färbung. Alle Hydroiden z. B. sind weiß, einige Krabben reichlich gefleckt, manche Garnelen und Hummer blau. Die von Darwin so stark betonte „protective Adaptation“ paßt hier durchaus nicht; diese Hypothese findet bei den Thieren, welche sich im Sargasso aufhalten, keine Bestätigung. —

Wir lassen nun den Brief folgen, welchen Agassiz an Professor Peirce geschrieben hat.

„Unsere Beobachtungen bestätigen die Annahme, der zufolge das schwimmende Seekraut solchen Pflanzen angehört, die von den Felsen, auf welchen das Sargasso wächst, abgerissen worden sind. Ich bin darüber durch ein ganz einfaches Experiment ins Klare gekommen. Jeder Zweig des Tang, der seines Schwimmers (float) beraubt wird, sinkt sofort zu Boden, und diese Floats sind schwerlich die Theile, welche sich zuerst aus den Sporen entwickeln. Ich habe eine sehr große Menge Tang untersucht, aber keinen einzigen Zweig, auch nicht den kleinsten gefunden, an welchem ich nicht ganz deutlich hätte bemerken können, daß er von einem festen Körper abgerissen worden sei.

Wir hatten die beste Gelegenheit, sehr genau die meisten Thiere zu beobachten, welche in dem Golfkraute leben; es sind manche darunter, von denen es mir unbekannt war, daß sie sich in dem Tang aufhalten. Die interessanteste Entdeckung war aber, daß wir ein von Fischen gebautes Nest fanden, welches mit seiner lebendigen Fracht auf dem breiten Ocean einherschwamm. Am 13. December brachte ein Offizier des „Haßler“, Herr Mansfield, mir eine Kugel, die aus Golfkraut bestand, und die er soeben aufgefischt hatte. Sie nahm meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch. Diese runde Sargassomasse war zusammengerollt und etwa zwei Faust dick. Dem äußern Anscheine nach bestand das Ganze lediglich aus Golfkraut, dessen Zweige und Blätter jedoch offenbar zusammengeknittet, nicht bloß in eine rundliche Masse zusammengeballt waren. Einige Blätter und Zweige hingen allerdings lose von der Masse herab, es ergab sich aber sofort, daß der Körper der Kugel durch Fäden zusammengehalten wurde, welche sich nach allen Richtungen durch das Seekraut hindurchzogen, etwa so, als ob einige Handvoll Sargassozweige mit elastischen Fäden zusammengerollt wären. Als ich die Kugel in ein Gefäß mit Wasser legte, ergab sich sofort, daß sie ein Nest sei. Der mittlere Theil derselben war in Gestalt einer Kugel stärker zusammengebunden; von derselben gingen mehrere lose hängende Zweige nach verschiedenen Richtungen hin aus und durch diese wurde das Ganze flott erhalten.

Ich stellte dann eine ganz genaue Untersuchung an und ermittelte, daß die elastischen Fäden, welche das Golfkraut zusammenhalten, in Zwischenräumen Kügelchen hatten, manchmal zwei oder drei dicht neben einander, oder daß ein Büschel dieser Kügelchen von demselben Fadenbüschel herabhing; nur in seltenen Fällen waren sie weiter von einander entfernt. In der Vertheilung dieser Kügelchen war nicht viel Regelmäßigkeit vorhanden, sie waren aber ziemlich gleichmäßig durch die ganze Tangkugel vertheilt. Die Kügelchen sind etwa so groß wie der Knopf einer Stecknadel. Ohne allen Zweifel hatten wir ein Nest der allerseltsamsten Art vor uns; es war mit Eiern angefüllt; diese sind durch die ganze Masse des Nestes vertheilt und liegen nicht etwa dicht neben einander in einer Vertiefung.

Nun fragte sich: welches Thier hat ein solches Nest gebaut? Wir kamen darüber bald ins Klare, denn vermittelst einer gewöhnlichen Taschenlupe bemerkten wir an der Seite des Kopfes zwei große Augen und einen deutlichen Streifen über dem Rücken, dergleichen man beim Embryo gewöhnlicher Fische kurz vor dem Ausschlüpfen findet. Die vielen leeren Eiergehäuse, welche wir im Neste beobachteten, gaben uns die Hoffnung, daß wir wohl auch einige Fische auskriechen sehen würden. Inzwischen wurde eine Anzahl von Eiern mit lebenden Embryonen aus dem Nest herausgeschnitten und in besondere Glaskrüge gethan, damit wir sie beobachten konnten; das Nest selber setzten wir in Spiritus. Am nächsten Tage fand ich in einem der Glaskrüge zwei Embryonen; sie bewegten sich dann und wann in Stößen oder Sprüngen (jerks) und blieben dann wieder bewegungslos am Boden liegen. Am dritten Tage hatte ich mehr als ein Drittel dieser jungen Fische und die ältesten bewegten sich nun mehr und mehr.“ —

Agassiz führt dann den Nachweis, daß es sich hier um wirkliche Fische handle und daß darüber aller Zweifel geschwunden sei. In früheren Jahren, so sagt er, habe ich eingehende Studien über die Pigmentzellen der Haut bei manchen jungen Fischen gemacht, und ich kam jetzt darauf zurück, um meine Embryonen zu identificiren. Glücklicherweise hatten wir einige lebendige Seefische an Bord, welche zur Vergleichung dienen konnten. Leider ging der Dampfer viel zu unruhig, als daß wir mikroskopisch hätten beobachten können, wir benutzten jedoch die erste günstige Gelegenheit, und es ergab sich, daß die Pigmentzellen eines jungen Chironectes pictus identisch mit unseren kleinen Embryonen sind. So steht nun als durchaus bewiesene Thatsache fest, daß der gewöhnliche Chironectes des Atlantischen Oceans (Chironectes pictus, Cuvier) für seine Eier ein Nest baut, in welchem seine Brut in die Stoffe gewickelt ist, aus welchen das Nest selber besteht. Diese Stoffe sind lebendiges Seekraut; also wird diese Fischwiege, welche sich auf dem tiefen Ocean schaukelt, weithin fortgetragen wie eine lebendige Laube, welche ihrer lebendigen Fracht zugleich Schutz und Nahrung giebt.

Dieses wunderbare Vorkommen gewinnt noch ein erhöhetes Interesse, wenn wir die besonderen Eigenthümlichkeiten des Chironectes in Erwägung ziehen. Schon der Name deutet an, daß seine Flossen der Hand gleichen; seine Brustflossen werden durch eine Art verlängerten, einem Gelenke gleichenden Anhängsel unterstützt, und die Strahlen der Bauchflossen sind rohen Fingern nicht unähnlich. Man wußte längst, daß diese Fische sich mit solchen Gliedern am

Tange festhängen und in ihrem natürlichen Elemente mehr zu gehen als zu schwimmen scheinen. Nun aber sind wir bekannt geworden mit der Art und Weise, wie sie sich fortpflanzen, und dürfen wohl die Frage aufwerfen, ob der wichtigste Gebrauch, welchen sie von ihren so eigenthümlich gebauten Flossen machen, nicht der sei, ihr Nest zu bauen? Die Entdeckung des Nestes war rein zufällig.

Wir untersuchten die großen Massen schwimmenden Seekrautes, welche wir sofort antrafen, als wir in die Gewässer des Golfstromes kamen. Ich hatte es mir zur besondern Aufgabe gemacht, das schwimmende Sargasso genau zu prüfen, um wo möglich die Frage zu beantworten, woher dasselbe komme. Ich hatte darüber einen Vortrag an Bord gehalten, Alles zusammengestellt, was ich über den Gegenstand wußte, und was weiter zu erforschen sei. Es war meine Absicht, dadurch das Interesse der Schiffsoffiziere und meiner wissenschaftlichen Begleiter für dieses Problem lebhaft zu interessiren. Ich hatte gesagt, daß meiner Meinung zufolge das Golfkraut sich nicht vervielfältige, während es schwimme, wenn auch möglicherweise die schwimmenden Zweige an Größe zunähmen. Es wurden selbst die kleinsten Zweige gesammelt, um zu ermitteln, ob auch an diesen wahrzunehmen sei, daß sie von irgend einem festen Punkte abgerissen waren. Von jenem Tage an wurde jeder Fleck Sargasso, an welchem wir vorüberfuhren, sorgfältig untersucht, und ich bin für unsere Aufmerksamkeit reichlich belohnt worden durch die Entdeckung des Chironectesnestes. Wenn es doch einem andern Naturforscher gelänge, zu beobachten, wie der Fisch beim Baue dieses Nestes zu Werke geht! Vom embryologischen Standpunkte sind diese kleinen Fische höchst interessant. Die verticale Flosse, welche bei den bisher bekannten Fischen sich über den ganzen Rücken hinzieht, beginnt beim jungen Chironectes weit hinten und kommt auf Nacken und Rücken nicht vor. Sodann ist die Lage des Herzens eine ganz eigenthümliche; dasselbe befindet sich nicht an der Vereinigung des Dottersackes mit dem Kopfe, sondern liegt unten an der Vorderseite des Dotters.

Sittenschilderungen aus Südarabien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

V.

Gottesgericht und Feuerprobe.

Nach dem strengen Gesetz des Islam kann die Schuld eines Mörders oder Todtschlägers nur durch Geständniß, durch Zeugen oder durch Eid erwiesen werden. Das erstere kommt fast nie vor. Zartheit des Gewissens ist ein unbekanntes Ding. Außerdem gilt das Geständniß bei Moslems nie als mildernder Umstand. Im Gegentheil: wer gesteht, wird als unmännlich verachtet.

Durch Zeugen ist die Thäterschaft oft schwer festzustellen, namentlich nach den Gesetzen der Schafeï, welche vier Zeugen männlichen Geschlechts, unbescholtenen Lebenswandels und die keinerlei Grund zu Haß gegen den Angeschuldigten haben, verlangen. Andere Secten verlangen nur zwei Zeugen. Aber alle Bewohner des tiefsten Südens von Arabien sind Schafeï.

Der dritte Beweis, der durch Eid, ist leichter zu führen. Logisch ist er freilich gar kein Beweis, sondern ein ungerechtes und fanatisches Ueberführungsmittel, durch welches selbst der Unschuldigste mit gebundenen Händen einem gewissenlosen Kläger überliefert werden kann. Wenn nämlich weder Geständniß, noch hinreichende Zeugenaussagen vorliegen, und der Angeklagte seine Unschuld nicht durch klare Beweise darthun kann, so leistet der Kläger funfzigmal den Eid, daß jener der Mörder sei, worauf das Recht der Blutrache eintritt.

Diese letztere Art des Schuldbeweises hat bei den südarabischen Kebail niemals so recht Geltung erlangen können. Sie hatten aus ihrem Heidenthum ein anderes Beweismittel überkommen, das, obgleich abergläubisch im höchsten Grade, dennoch das Leben eines Angeklagten nicht so erbarmungslos den Händen seines Anklägers überlieferte, wie es der moslemische Beweis durch Eid thut. Denn, selbst abgesehen vom Meineid, der Kläger, und sei er noch so gewissenhaft, schwört ja nur auf das, was er glaubt, und dennoch hat sein Eid die Kraft, ein Menschenleben zu verwirken!

Jenes Beweismittel ist das Gottesgericht, ähnlich wie es in Europa im Heidenthum und selbst noch im Mittelalter existirte, wie es bei den Hexenprocessen vielfach zur Anwendung kam, und wie es auch den Gerichtskämpfen, den juridischen Turnieren (combats judiciaires) zu Grunde lag, deren letztes unter Heinrich dem Zweiten von Frankreich mit dem bekannten coup de Isaac endigte. Das Princip ist: Gott soll die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten dadurch offenbaren, daß er ihm gestattet oder verweigert, aus einer schwierigen und gefährlichen Lage unbeschädigt hervorzugehen.

Es gab mildere und härtere Formen des Gottesgerichts. Eine solche mildere Form bilden die Gerichtskämpfe, denn hier hatte der Angeklagte doch gleiche Aussicht auf Sieg, wie sein Feind. Häufiger waren jedoch die härteren. Bei diesen verlangte man als Entlastungsbeweis etwas, was naturgemäß entweder sehr selten eintreffen konnte, oder auch geradezu unmöglich war. So verlangten die obotritischen Heiden an der Ostsee, daß der Fuß eines Unschuldigen auf einem Stein durch Abdruck seine Spur hinterlasse. Eine an sich zwar nicht unmögliche, aber unter den Umständen oft schwer zu erfüllende Probe war es zum Beispiel, wenn der Hexenmeister der Beschuldigten im Namen der Jungfrau befahl, ex abrupto Thränen zu vergießen. Der Art Proben existiren fast in allen Ländern. So berichtet Du Chaillu vom Gifttrinken der Negerinnen im tropischen Westafrika, durch dessen Effect ihre Schuld oder Unschuld bewiesen werden soll. Aehnlicher Art ist auch die beliebteste Form des Gottesgerichts in Südarabien.

Ehe ich jedoch diese beschreibe, will ich von der Person der Gottesrichter berichten. Nicht jeder Häuptling oder Sultan kann Gottesrichter sein. Es sind nur einzelne wenige,

als halbe Heilige verehrte Persönlichkeiten, denen der Aberglaube die Fähigkeit zuschreibt, die Probe wirksam anwenden zu können. In dem von mir erkundigten Theil Südarabiens, d. h. von Bab el Mandeb bis zu 48° östl. L. v. Gr. und von der Küste bis etwa zu 15° nördl. Br., in diesem ganzen großen Ländergebiet giebt es zur Zeit nur zwei, welche im Ruf stehen, wirksame Gottesrichter zu sein.

Der größte und berühmteste Gottesrichter ist der Sultan von Gara in Unter-Yafia, gewöhnlich nur nach seinem Geschlechtsnamen schlechtweg „el Afifi", der Afifi (wie wir sagen der Habsburger, der Wittelsbacher u. s. w.) genannt. Der Ruhm des Afifi ist weit verbreitet. Er entscheidet in zweifelhaften Fällen nicht nur über die in seinem Lande verübten Mordthaten, sondern die Leute kommen aus weiter Ferne, um sich Rath und Aufklärung bei ihm zu holen.

Der andere Gottesrichter ist gleichsam ein Gegenpapst, nämlich der Sultan von Mar in Abian. Dies Land gehörte früher zu Unter-Yafia und stand unter dem Afifi, d. h. dem Vater des heutigen, dem es im Jahre 1837 entrissen und von den Fodli erobert wurde. Damit nun die Leute von Abian nicht mehr nach Gara zum heiligen Afifi pilgerten, so machte es der Fodli-Sultan, wie einst Jerobeam, als er die ehernen Kälber errichtete, um die Israeliten von Jerusalem fern zu halten. „Hier ist Dein Gott, Israel!", sagte Jerobeam. „Hier ist Dein Gottesrichter, Volk von Abian!" rief der Fodli-Sultan, und setzte in die Stadt Mar in Abian als Statthalter mit dem Sultanstitel seinen Vetter, der ein kleiner Heiliger war, und nun plötzlich sich als Gottesrichter entpuppte. Anfangs fand er nur beschränkten Glauben. Er war aber so eifrig im Verrichten von Wundern, daß er bald Anhang bekam, der immer mehr wuchs, und heutzutage kann er als wohl installirter Gegenpapst gelten. Aber Seine Heiligkeit wird doch nur in den Staaten des Fodli-Sultans anerkannt, dessen Unterthanen eben nicht zum Afifi gehen können und wahrscheinlich auch nicht wollen, da sie fast immer mit ihm und seinem Volk Blutfehde haben.

Der Afifi steht im Ruf, die mannichfaltigsten Wunderproben wirksam anwenden zu können. Manche derselben setzen allerdings felsenfesten Glauben voraus. Das Volk von Yafia scheint aber stark im Glauben zu sein. Leute aus diesem Lande versicherten mir allen Ernstes, der Afifi besitze die Macht, eine Schlange derart zu bezaubern, daß sie einem Mörder auf Schritt und Tritt nachschleiche, in sein Haus krieche, sich in sein Lager schmiege, kurz, ihn niemals verlasse und durch diese ihre verrätherische Anwesenheit seine Schuld offenbare. Man wußte mir wirklich von einem Falle, der durch vielfache Zeugen bestätigt wurde, zu erzählen, in welchem die Schuld eines Mörders durch diese Art der Probe ermittelt worden wäre.

Eine andere Probe ist die mit der Girbe. Die Girbe ist ein Schlauch von Ziegenfell, der gewöhnlich als Wasserbehälter dient. Bei der Probe muß er aber völlig leer sein. Der Afifi nimmt die Girbe, murmelt einige heilige Sprüche und bläst sie dann auf. Darauf sagt er: Möge der Leib des Mörders eben so aufgeblasen werden, wie ich diesen Schlauch aufgeblasen habe. Diese Probe, sagten mir die Leute aus Gara, treffe stets den Nagel auf den Kopf. So oft sie angestellt worden, habe sich noch immer ein dicker Leib gefunden, dessen Eigenthümer sich dadurch als Mörder verrieth. Ich fragte, ob es denn so gewiß sei, daß die besagten Individuen nicht schon vorher dickleibig gewesen seien und man darauf nur nicht besonders geachtet habe? Der Zweifel, den diese Worte verriethen, galt für sehr gottlos, und die Leute würdigten mich gar keiner Antwort.

Eine dritte Probe scheint mir etwas zu sehr auf das böse Gewissen des Delinquenten zu rechnen. Sie ist sehr ähnlich derjenigen, welche ich auf meiner Mekkareise beobachtete und sogar mitbestehen mußte. Es handelte sich freilich nicht um Mord, sondern nur um Diebstahl. Da der Thäter nicht anderweitig ermittelt werden konnte, so schritt man zu folgender Probe. Jeder bekam ein Zettelchen mit einem Koranspruch in den Mund, welches wir hinunterschlucken mußten. Dann sagte uns der Imam (Vorbeter), daß, wenn der Schuldige diesen Zettel verschlucke, er augenblicklich todt niedersinken werde. Nachher ließ man jeden von uns den Mund aufthun und suchte eifrig zwischen den Zähnen, ob nicht das Zettelchen dort versteckt geblieben wäre. Denn man nahm an, der Schuldige würde, um den angedrohten Tod zu vermeiden, das Papier nicht verschluckt haben. Aber diese Probe fiel sehr unglücklich aus. Der Dieb war ein „starker Geist" gewesen und hatte es darauf ankommen lassen, ob er todt niederfallen werde oder nicht. Leider war der Effect ein solcher, der ihn nur in seinem Unglauben bestärken konnte, denn es fand sich kein einziges Zettelchen und kein Mensch fiel todt nieder.

Die dem Beschriebenen ähnliche Probe des Afifi ist die mit dem Nagel. Er läßt sämmtliche Männer seines Ortes oder des Dorfes, wo die That vorfiel, kommen und gebietet ihnen niederzusitzen, natürlich nach arabischer Sitte auf die Erde. Dann nimmt er einen Nagel, der durch Gebete geheiligt wird, und schlägt diesen unter Hersagung frommer Sprüche in den Boden ein. Darauf ruft er „Kumu!" (stehet auf). Alle thun es. Nur der Mörder kann es nicht. Er ist durch die geheimnißvolle Macht des Nagels eben so an den Boden festgebannt, wie der Nagel selbst. Ich erfuhr nicht, ob diese Probe oft Erfolg hatte, bezweifle es aber.

Jedoch alle diese Gottesgerichte sind verhältnißmäßig Kinderspiel gegen das beliebteste Mittel, die Schuld zu entdecken. Dies ist die Feuerprobe. Kein Mensch kann sich ihr entziehen. Beruft sich der Kläger auf die Feuerprobe, so muß der Angeklagte mit ihm zum Feuerrichter gehen. Zum Afifi kommen oft die Araber aus weiter Ferne und schleppen einen des Mordes Verdächtigen mit sich, mit dem sie übrigens ganz friedlich in einer und derselben Karawane pilgern. Diese Fahrten zum Afifi sind wirklich wie eine Wallfahrt. Gern möchte sich wohl der Verklagte weigern, mitzugehen. Aber die Sitte faßt eine solche Weigerung als ein Schuldgeständniß auf. Wer die Probe scheut, der beweist dadurch, daß er fürchtet, sie nicht zu bestehen, folglich daß er schuldig ist. Allerdings beruht diese Voraussetzung nur auf dem schwärzesten Aberglauben, denn jene Probe ist von der oben beschriebenen härtern Art, d. h. eine solche, welche als Entlastungsbeweis etwas verlangt, was naturgemäß fast unmöglich ist.

Die Feuerprobe besteht in Folgendem: Der Richter macht ein Eisen, einen Stahl, gewöhnlich ein Messer auf dem Feuer glühend und legt es dann vor vielen Zeugen und mit großer Feierlichkeit auf die Zunge des Angeklagten. Alles dies geschieht unter Anrufung Allah's, unter Hersagung von Gebeten und Koransprüchen. Zuckt der Verklagte unter dem Einfluß des glühenden Eisens nur im Geringsten, zeigt sich auf seiner Zunge eine deutliche Brandwunde, so gilt er für überführt. Hält er aber tapfer aus, verräth er auch mit keiner Miene seinen Schmerz und entdeckt man kein Brandmal auf seiner Zunge, so hat ihn Allah für unschuldig erklärt; denn man nimmt an, daß bei einem Unschuldigen Gott den glühenden Stahl in süße Himmelsspeise verwandele.

Es soll wirklich öfters vorkommen, daß Leute die Feuerprobe siegreich bestehen. Der Feuerrichter gilt natürlich für unbestechlich, und ich glaube wenigstens vom Afifi, daß er es wirklich ist. Aber ich glaube doch auch, daß es sehr gut ist, mit dem Feuerrichter auf freundlichem Fuße zu stehen.

Alles hängt ja vom schnellern oder langsamern Ueberstreichen der Zunge mit dem glühenden Eisen, von der mehr oder weniger großen Intensität der Hitze des Eisens ab; und dies ist lediglich in die Hand des Feuerrichters gegeben.

Das Resultat muß durch zuverlässige Zeugen bestätigt werden und die Ankläger müssen sich mit ihm einverstanden erklären. Oft freilich kommt es vor, daß die Leute verschiedener Ansicht sind, daß die Unparteiischen behaupten, die Probe sei bestanden, und daß die Kläger dies leugnen. In diesem Falle muß die Probe so oft wiederholt werden, bis ein von allen Anwesenden gleicherweise constatirtes Resultat erzielt wird. Bei einer Wiederholung der Probe fällt jedoch das Resultat fast immer ungünstig aus.

Zeigt jedoch der Angeklagte unverkennbar stoischen Mannesmuth, so imponirt dies immer seinen Anklägern, und hat er nebenbei das Glück, keine auffallenden Brandwunden davonzutragen, so ist die Macht des Aberglaubens so groß, daß selbst seine Feinde sich ihr nicht entziehen können. In diesen Fällen, die freilich selten sind, wird der Verklagte durch Acclamation für unschuldig erklärt. Er selbst weiß nun freilich, daß es mit dem Wunder nichts ist, daß der glühende Stahl keineswegs wie Honig auf seiner Zunge schmeckte, aber er hütet sich wohl, seine Eindrücke zu verrathen. Dennoch gestand mir einmal ein Araber, welcher der Feuerprobe unterzogen worden war, wie schmerzhaft diese gewesen sei. Er war wirklich unschuldig und glaubte vorher steif und fest an das Wunder. Seine Ueberraschung war deshalb keine geringe, als er fühlte, daß ihn das Eisen dennoch brenne. Aber er nahm allen Muth zusammen und ging siegreich aus der Probe hervor. Sein Glaube hatte jedoch einen Stoß erlitten und er sprach von der Feuerprobe nur mehr mit Entrüstung. Ihm kam sie nur noch als eine blutige Hinterlist seiner Feinde vor. Er hatte nicht Unrecht.

Wird ein Mann durch die Feuerprobe überführt, und ist er Raye, d. h. Unterthan eines Sultans oder Häuptlings, so erfolgt seine Hinrichtung auf der Stelle. Gehört er aber zu den Kebail, was meistens der Fall ist, so muß man ihn in Frieden nach seiner Heimath zurückgehen lassen, und erst, wenn er dort angekommen ist, bricht die Blutfehde zwischen seinem Stamm und dem des Getödteten aus. Dann ist sein ganzer Stamm mit ihm solidarisch.

So kommt es oft vor, daß die Kläger mit dem als Mörder Ueberführten, den sie später nach den Gesetzen der Blutrache tödten müssen, in einer und derselben Karawane nach ihrem Heimathslande zurückkehren. Während der Reise dürfen sie ihn nicht antasten, dann ist er ihnen heilig. Eine Uebertretung würde die Ausstoßung aus ihrem eigenen Stamme zur Folge haben.

Weitere Nachrichten über Samuel Baker's Expedition.

A. Der Plan zu dem großartigen Flibustierzuge nach dem obern Weißen Nil (dem Bahr el Gebel, wie die Araber den Theil des Stromlaufes südlich von der Mündung des Sobat und des Gazellenflusses nennen) wurde entworfen, als Baker sich im Gefolge des Prinzen von Wales in Aegypten befand. Aus einem Briefe, welchen er an den letztern von Gondokoro unterm 26. August 1871 geschrieben („Mail" 9. Februar), ersehen wir, daß er schon damals sich in einer bedrängten Lage befand, und daß, wie wir unsererseits von vornherein besorgt hatten, nicht nur Intriguen gegen ihn spielten, sondern daß auf seine ägyptischen Offiziere ganz und gar kein Verlaß war; offenbar thaten sie Alles, um die Expedition zu vereiteln, um so bald als möglich umkehren zu können.

Unsere Leser kennen den Inhalt der Briefe, welche Baker im October an die Herren Oppenheim und Rogers geschrieben (S. 106 ff.); die Mittheilungen an den Prinzen von Wales sind ihrerseits geeignet, uns einen nähern Einblick in die Sachlage zu ermöglichen, und wir wollen aus denselben hervorheben, was zur Ergänzung dienen kann.

Gleich von vornherein zeigte sich, daß die ägyptischen Behörden sehr widerwillig und nachlässig waren. Wie schwerfällig die Expedition war, geht aus Folgendem hervor. Es sollten unverweilt 6 Dampfer, 15 Schiffe mit Verdeck mit geringem Tiefgang und 15 kleinere, zusammen 36, nilaufwärts von Kairo nach Chartum gehen. Dort, in Chartum, sollten weitere 25 Fahrzeuge, Kameele, Pferde und Vorräthe bereit gehalten, ein 500 Mann starker Vortrab nach Gondokoro vorausgeschickt werden. Die alsdann von dort zurückkehrenden Fahrzeuge sollten benutzt werden, um weitere Transportthiere ꝛc. zu befördern.

Die aus England abgeschickten Vorräthe, Rettungsboote, Bestandtheile der späterhin zusammenzusetzenden Dampfer kamen in Aegypten rechtzeitig an; Baker schickte sie in Abtheilungen nach Korosko. Die erste 1200 Kameele starke Abtheilung wurde von einer zweiten gefolgt, die 1800 Kameele (zusammen 3000 Lastthiere) zählte. Die gewaltigen Metallstücke wurden 750 Miles weit nach Chartum geschafft unter Higginbotham's Aufsicht. Baker seinerseits zog von Suakin am Rothen Meere mit 400 Kameelen durch die Wüste nach Chartum, wo er am 7. Januar 1870 eintraf.

Zu seinem nicht geringem Verdrusse fand er, daß dort auch nicht das Allergeringste vorbereitet worden war; nicht ein einziges Schiff lag bereit; „alle Menschen, Hoch wie Niedrig, waren der Expedition, welche dem Sklavenhandel am Nil steuern wollte, feindlich gesinnt. In Aegypten hatte man sich schon, und zwar mit Vorbedacht, Verzögerungen zu Schulden kommen lassen. Statt daß die Flotte rechtzeitig abgegangen wäre, um über die Katarakten von Wadi Halfa bei Hochwasser gelangen zu können, trödelte sie bei verschiedenen Uferstationen, bis der Wasserstand zu niedrig wurde. Statt also in Chartum 6 Dampfer und 30 Fahrzeuge aus Aegypten und in jener Stadt außerdem die beorderten 25 Schiffe vorzufinden, war ganz und gar nichts da. Nur ein Wohnhaus hatte der Gouverneur für mich gekauft."

Mit Treiben, Drohen und guten Worten erhielt dann Baker, der die kostbare Zeit vertrödeln mußte, am Ende 33 Schiffe. Von den Behörden erfuhr er, daß der Weiße Nil auf weiten Strecken durch Wasserpflanzen versperrt sei; die Behörden hatten, „wie gewöhnlich", nichts gethan, um das Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Die Sklavenhändler hatten im Giraffenflusse eine Fahrbahn aufgefunden, aber diese war für schwer beladene Fahrzeuge zu seicht. Es werden dann die schon früher von uns erzählten Schwierigkeiten geschildert, welche dieser Weg darbot. Weit und breit war das Land ein Morast und der Fluß strömte unter-

halb der Pflanzendecke. Volle 32 Tage hinter einander wurde gearbeitet, um durch diese 4 bis 5 Fuß dicke Pflanzenmasse einen Canal zu graben. Baker's Leute starben „in großer Menge", weil sie ununterbrochen der Malaria und den Schwärmen von Stechmücken ausgesetzt waren und nicht zum Schlafen kommen konnten. Die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt, der Regen begann, aber man drang doch weiter vor, so gut es gehen wollte, und kam dann an eine Stelle, wo das Wasser nur 1 Fuß tief war.

Dort mußte Baker umkehren. „Um jedoch den Chartumern nicht den Triumph über ein, wenn auch nur zeitweiliges, Fehlschlagen zu gönnen," schlug er ein Lager am östlichen Ufer auf, unweit von der Mündung des Sobat, etwa 700 Miles von Chartum entfernt. Er nennt diese Station nun „Tewfikeezah", und von dort begann er sofort seine „Operationen gegen den Sklavenhandel". Der erste Fang, welchen er machte, waren Sklaven, welche dem ägyptischen Gouverneur von Faschoda gehörten. Diese Station Faschoda war zu Said Pascha's Zeit angeblich zu dem Zwecke gegründet worden, den Fluß zu controliren und dem Sklavenhandel zu steuern, und — „nun faßte ich den Gouverneur ab, als er Weiber und Kinder gestohlen hatte!" Er ließ die Sklaven frei und schickte einen Bericht nach Chartum und einen andern an den Vicekönig nach Kairo. Während seines siebenmonatlichen Verweilens im Lager hielt er alle Schiffe an, gab alle Sklaven frei und legte alle Sklavenhändler in Eisen; im Jahre 1870 ist kein Sklav stromabwärts gekommen.

Wir begreifen, daß schon deshalb die ägyptischen Beamten und die verruchte Bande, deren Mittelpunkt gerade Chartum ist, dem Manne, welcher sie in ihrem schnöden Handwerke stört, die bitterste Feindschaft geschworen haben und Alles aufbieten, um seine Pläne zu vereiteln. Er wird von Glück sagen können, wenn sie ihn nicht ums Leben bringen.

Baker fuhr nilabwärts nach Chartum, um nachzusehen, ob dort die ihm zugesagten Verstärkungen an Mannschaft, Booten und Vorräthen angelangt seien. Er fand 15 der kleinen Fahrzeuge, die von Kairo eingetroffen waren, aber keins von den größeren Schiffen und auch keinen Dampfer. Mit Mühe und Noth brachte er endlich 59 Fahrzeuge zusammen, darunter war ein Dampfer von 100 Fuß Decklänge und 32 Pferdekraft.

Am 1. December verließ er das Lager bei Tewfikeezah; die Schiffskarawane war in einzelne Abtheilungen gesondert. Als er schon 120 Meilen weit auf dem Gazellenflusse war, erfuhr er, daß ein mit Bestandtheilen der für die Beschiffung der Aequatorialseen beladenes Schiff unweit vom Sobat im tiefen Weißen Nil versunken sei. Er fuhr sogleich dorthin, und es gelang unter großen Anstrengungen, das Wrack emporzuheben; dabei waren ihm viele Sklaven behülflich, welche er befreit hatte.

Als er dann wieder auf dem Giraffenflusse war, hatte er große Noth mit seinen ägyptischen Leuten, Soldaten wie Matrosen, weil der Monat Ramadan gefeiert wurde. Am Tage fasteten und schliefen sie, Nachts wurde geschmaust und überall nichts gearbeitet. Baker schildert dann, welche Anstrengungen es erforderte, ein Fahrwasser durch die Pflanzenmasse zu bahnen. Weit und breit war Alles Morast, nirgends ein trockener Fleck. Der Giraffenfluß wird durch Ueberschwemmungen des Weißen Nils gebildet, der durch die Ufer sickert und viele schmale, seichte Canäle bildet, welche unter 7° 46′ N. zu einem tiefen Flusse, dem Bahr el Giraffe, sich vereinigen. Manchmal mußten 1000 Mann zumal arbeiten, um den großen Dampfer durch den Schlamm zu ziehen. Baker war immer einige Meilen weit voraus, um den Wasserstand zu erforschen. Aber der Fluß fiel rasch; mehrere Monate vergingen unter den schwierigsten Umständen, täglich starben Leute. Endlich wurde der Weiße Nil erreicht, nachdem etwa 1500 Mann zwei Tage lang gearbeitet hatten, um vermittelst eines aus Faschinen und 500 mit Sand gefüllten Säcken einen Damm herzustellen und solchergestalt den Wasserstand um 2 Fuß zu erhöhen.

Am 15. April erreichte er Gondokoro, am 22. Mai war die ganze Flotte dort. Die Expedition hatte 5 Monate und 22 Tage gebraucht, um von der Mündung des Sobat, 700 Miles weit, bis zu diesem Sammelplatze zu gelangen. Früher, als der Weiße Nil noch offen war, legte man diese Strecke in 20 bis 25 Tagen zurück. Baker hatte in Gondokoro 1000 Mann Soldaten, alle in guten Umständen, und 10 Gebirgskanonen. Er nahm für Aegypten in aller Form, unter 21 Kanonenschüssen, Besitz von Gondokoro. Damit waren aber die Eingeborenen des Landes, die Baris, welche ohne Weiteres annectirt werden sollten, keineswegs zufrieden, sie lehnten sich gegen den christlichen Freibeuter auf. Dieser giebt ihnen ein schlechtes Zeugniß; sie seien das böseste Volk am Weißen Nil und seien hoffnungslos schlecht geworden durch ihre langjährige Verbindung mit den Sklavenhändlern. Gondokoro sei die Niederlage für alle Sklaven und alles Vieh gewesen, welche man den Stämmen im Innern geraubt habe, die Baris hätten Nutzen davon gezogen und „Räuber, die im Dienste von Räubern stehen, werden natürlich eine Regierung nicht willkommen heißen, welche Gesetz und Ordnung erzwingt."

Das ist die Logik des Räubers, denn ein Landraub ist doch nicht in Abrede zu stellen.

Baker ließ die Häuptlinge zusammenkommen. Das Volk hat kein gemeinsames Oberhaupt; in jedem Dorfe ist ein kleiner Obmann oder Häuptling, der aber nicht viel Gewalt hat. Die Baris wollten von einer Unterwerfung unter Aegypten nichts wissen und die Herrschaft des Vicekönigs nicht anerkennen, auch keine Soldaten stellen und auch keine Lebensmittel, gleichviel ob gegen Tausch oder Verkauf abgeben. Sie griffen Baker's Leute an und tödteten zwei derselben. Sofort erklärte er Krieg und gab ihnen „einige Lectionen", um ihnen zu zeigen, daß seine Truppen ganz andere Leute seien, als die unregelmäßigen Banden der Sklavenhändler. „Meine schwarzen Truppen sind vortrefflich. (— Baker vergißt zu sagen, daß sie aus ehemaligen Sklaven bestehen, welche durch die ägyptische Regierung in den Dienst gepreßt worden sind. —) Von den Aegyptern kann ich ein Gleiches nicht sagen; viele derselben sind Verbrecher, welche ihrer Missethaten wegen nach dem Sudan transportirt wurden. Aber ich halte sie fest in der Hand." Es wird sich zeigen, wie lange er sie festhalten kann.

Weiter bemerkt er, daß er mit dem Bau von Stadt und Fort Ismailia beschäftigt sei; nachher wolle er mit 600 Mann durch das Gebiet der Bari ziehen, um sie zu unterwerfen. Bevor das nicht geschehen sei, könne er mit seinem großen Material nicht weiter nach Süden hin ziehen. Er habe um Verstärkungen gebeten und hoffe, daß die Zusendung derselben nicht durch Intriguen vereitelt werde; im vorigen Jahre habe er einen schmeichelhaften Brief vom Vicekönig erhalten, der Alles billige, was geschehen sei. Derselbe habe ihn auch zum Generalmajor und zum Pascha erster Classe ernannt.

„Die Hindernisse im Flusse machen alle Verbindung mit Chartum unmöglich, außer wenn man über sehr viele Arbeitskräfte verfügen kann; unser Posten hier wird also nur ein jähriger sein. Gott sei gedankt, mein Hauptzweck ist erreicht, — der Sklavenhandel auf dem Weißen Nil hat aufgehört, derselbe kann auch nicht wieder aufkommen, außer wenn die ägyptischen Behörden, nachdem ich wieder in Eng-

land sein werde, ihm durch die Finger sehen. (— Hic haeret aqua! —) Ich habe allen Händlern kund und zu wissen gethan, daß sie das Land hier verlassen und nach Chartum zurück müssen, denn ich habe für den Elfenbeinhandel ein Regierungsmonopol etablirt. Das ist die einzige Methode, Ordnung herzustellen. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß im vorigen Jahre fast alle Händler aus Chartum gestorben sind. Ich habe ein schwieriges Werk vor mir, fürchte mich aber nicht davor. Handelte es sich nur um eine Forschungsexpedition, so könnte ich vorwärts gehen, aber ich darf die Sache nicht leicht nehmen, da es sich um die Einrichtung einer Regierung handelt und ich eine feste Operationsbasis haben muß."

Unterm 19. October 1871 schreibt Baker dann vom Gebel Regiaf, 14 Miles südlich von Gondokoro, daß er vier Wochen lang Krieg gegen die Baris geführt und sie völlig unterworfen habe; sein Verlust betrug 10 Todte und einige Verwundete. Weiter sagt er: „Ich bedauere, daß unter den Offizieren ein Mißvergnügen zu Tage tritt, welches von den Mannschaften getheilt wird, weil ich darauf bestehe, daß der Sklavenhandel unterdrückt werden solle. Ew. königliche Hoheit wird begreifen, daß dies der Fels ist, an welchem die Expedition scheitern kann, denn die öffentliche Meinung in Aegypten will von der Abschaffung des Sklavenhandels nichts wissen."

„Die Offiziere haben am 12. October schriftlich erklärt, daß sie die Expedition verlassen und mit den Truppen nach Chartum zurückkehren wollen. Diese Erklärung war auch vom Obersten Rauf Bey unterzeichnet; als Vorwand nahm man, daß es an Getreide mangele. Ich denke, sie werden sich nun zufrieden geben, nachdem ich sie in dieses Land des Ueberflusses am Strome geführt habe; hier ist die Kornkammer des Landes. Ich habe jene Erklärung dem Vicekönig geschickt, damit er eine so grobe Verletzung der Disciplin ernstlich tadle. Ich sende mit dieser Gelegenheit 30 Fahrzeuge nach Chartum mit allen Kranken und Widerspenstigen, mit den Weibern und allen unnützen Essern. Dadurch wird die Zahl meiner Leute verringert, aber thatsächlich werde ich stärker sein; die Zahl ist um etwa 700 Köpfe verringert, aber die Lebensmittel werden um so länger vorhalten. Ich hoffe, daß nach einigen Monaten Friede im Lande sein werde." —

Fassen wir die Dinge zusammen, so ergiebt sich Folgendes. Baker befand sich in einer schlimmen, höchst bedenklichen Lage, inmitten feindlicher Eingeborenen, mit denen er Krieg zu führen hatte. Er will seine Leute damit trösten, daß sie nun die afrikanische Kornkammer erreicht hätten, aber die Landesbewohner weigern sich, ihm Lebensmittel zu verkaufen. Alle Aegypter, die Behörden in Chartum voran, sind ihm feindlich gesinnt und legen ihm nach Kräften Hindernisse in den Weg. Unter den Truppen, die schwarzen ausgenommen, war ein Geist der Meuterei lebendig; Baker mußte etwa die Hälfte seiner Leute nach Chartum zurückschicken, und dort werden sie jedenfalls die Stimmung gegen ihn nicht verbessern. Während er den ägyptischen Beamten den Sklavenhandel, der eine ihrer Haupteinnahmequellen war, unmöglich macht, führt er zugleich das Monopol des Elfenbeinhandels zu Gunsten des Khedive ein und legt dadurch die Kaufleute in Chartum lahm, welche bisher gerade aus diesem Handel, neben jenem mit Sklaven, großen Vortheil zogen, und sie sind nun seine Todfeinde geworden. Ein großer Theil seiner Vorräthe war aufgezehrt; er erwartete neue Sendungen und einen Nachschub von Soldaten. Wenn er nun weder das Eine noch das Andere erhält, so befindet er sich in einem ungesunden Lande und bei ohnehin schwieriger Verbindung mit Chartum, wo man ihn und seine Expedition verwünscht, tief in Innerafrika, allen möglichen Wechselfällen preisgegeben, und schon im October 1871 dämmerte in ihm die Besorgniß auf, daß sein ganzes Unternehmen scheitern könne. —

Soeben lesen wir, daß der „New York Herald", der wie unsere Leser wissen, einen Bevollmächtigten (— er heißt Stanley —) zur Aufsuchung Livingstone's ausgeschickt hat, auch eine Expedition zur Aufsuchung Baker's ausrüsten ließ, bevor Kunde von demselben eingetroffen war. Der Reisende des „Herald" war am 16. Januar bereits in Korosko, von wo er mit 4 Dromedaren und 50 Kameelen die nubische Wüste durchziehen wollte. Falls er mit Baker zusammentrifft, wird er interessante Dinge melden können.

Colonisationsverhältnisse in Neu-Caledonien.

r. d. Mit der Colonisation Neu-Caledoniens unter französischer Herrschaft ist es bekanntlich nicht vorwärts gegangen. Die Zahl der freien weißen Ansiedler betrug nach dem Census von 1866 erst 1060, darunter 770 Franzosen. Der Rest bestand aus Angehörigen verschiedener Nationalitäten. Dazu kamen 706 Soldaten und 239 Transportirte, so daß die Summe der weißen Menschen auf diesem schönen und fruchtbaren, 315 Quadratmeilen großen Eilande erst gegen 2000 betrug. Bekanntlich beabsichtigt die französische Regierung, einen Theil der gefangenen und verurtheilten Pariser Communisten dorthin abzuführen, und das Experiment, welches den Engländern an der Botany-Bai glückte, dort zu wiederholen. Einige Schiffe sind schon abgesegelt. Unter diesen Umständen wird der Bericht eines Engländers, der kürzlich im „Australasian" erschien, von Interesse, da er sich mit den Colonisationsverhältnissen und den Culturpflanzen der Insel befaßt. Er enthält auch einige Nachrichten über die schwarzen Eingeborenen, die wir indessen fortlassen, da diese wiederholt im „Globus" besprochen worden sind.

Das Zuckerrohr, schreibt der Engländer, ist einheimisch auf Neu-Caledonien; kleine mit demselben bestellte Flächen findet man bei jedem Dorfe der Eingeborenen, und es gedeiht vortrefflich, da ihm hier kein Frost, wie in Queensland, hinderlich wird. Die Eingeborenen besitzen verschiedene Arten desselben: das dunkelrothe, das weiße, gelbe, braune und gebänderte. Dieses einheimische Rohr eignet sich sehr gut zur Cultur und wird für Pfeifen und Taback eingehandelt. Die Ansiedler haben stets Vorrath davon, und es ist nur nöthig, Zuckermühlen zu errichten, um sie mehr zu ermuthigen. Diese werden jetzt auch an verschiedenen Stellen errichtet. Ein Preis von 500 Hectaren Landes wurde dem ersten, welcher Rohr quetschte, ausgesetzt, und diesen Preis verdiente ein Monsieur Joubert zu Kue am großen Fluß. Die katholische Mission zu St. Louis führte die zweite Mühle ein; ferner besitzt die Paita-Mission eine Mühle und die Tamoa-Zuckercompagnie erwartet die ihrige. Von Zuckerpflanzern aus Bourbon werden weitere Versuche unternommen, und es steht zu erwarten, daß die Zuckerproduction der Insel sich heben wird.

Weniger günstig steht es um die Baumwollencultur. Man hat wohl verschiedene Versuche mit der Anpflanzung gemacht, sie sind aber meistens mißglückt; nur zu Bulupari gedeiht die Tahiti-Baumwolle. Die Ernte ward nach Sydney verfrachtet und dort zu 15 Pence das Pfund verkauft. Bei

Tonguip in der Nähe Numeas stellte man Versuche mit der Südseebaumwolle von den Fidschi-Inseln an; allein die erste Aussaat wurde durch Regen verwüstet, bei der zweiten fraßen Raupen die Knospen. Die Pflanzer wurden dadurch entmuthigt und bauten nun wieder Mais. Aber bei Bulugari und auf den Ebenen von Meadi werden die Versuche fortgesetzt, und je weiter man sich auf der Insel nach Norden wendet, je näher man der Breite der durch treffliche Baumwolle bekannten Fidschi-Inseln sich nähert, desto besser gedeihen die Stauden. Die Baumwolle wird daher am Nordende der Insel ihren gedeihlichsten Boden finden. Dort findet man auch allenthalben wilde Spielarten.

Kaffee gedeiht überall gut und die Bäumchen haben bisher nirgends von Insekten gelitten. Mit Zucker zusammen wird er auf den Pflanzungen am großen Fluß gebaut. Geschützte Berglagen sind am geeignetsten für die Cultur und die Pflanzen tragen dort bereits nach zwei Jahren. Die schönen dunkelgrünen Bäumchen tragen hier gleichzeitig die weißen Blüthen, die unreifen grünen und die reifen rothen Beeren.

Mais kommt prächtig fort und mit der Reiscultur sind durch die Ansiedler Pion und Abret günstige Versuche an der Ostküste unternommen worden. Besonders geeignet zur Reiscultur sind die Stellen, wo die Eingeborenen ihren Taro (Arum esculentum) pflanzten. Sie legen zu diesem Zwecke Beete an, welche sie auf so künstliche Weise bewässern, daß durch Anlage der Canalsysteme unsere Ingenieure geehrt sein würden. Die Wassercanäle, oft stundenlang, werden um die Berge herumgeführt und ergießen ihren Inhalt über Terrassen, auf welchen der Taro angepflanzt ist. Auf solchen Terrassen wurde vortrefflicher Reis geerntet, wiewohl nicht viel, da die Heuschrecken geschadet hatten.

Die französischen Landgesetze sind für den Ansiedler günstig. Eine Fläche von 500 Hectaren Landes wird Jedem übergeben, welcher die Mittel besitzt, sie nutzbar zu machen. Der Colonist darf das Land fünf Jahre lang frei benutzen und hat dann das Vorkaufsrecht zu anderthalb Francs die Hectare. Nach Ablauf der fünf Jahre nimmt man an, daß Jeder so weit ist, diesen Kaufschilling zu erlegen. Innerhalb der militärischen Gerichtsbarkeit, die von Numea bis Bourail sich über 75 englische Meilen erstreckt, ist jedem Ansiedler Arbeitsaushülfe durch Sträflinge gewährleistet. Man veröffentlicht Listen mit den Namen der Sträflinge, auf denen zugleich deren Gewerbe mit bemerkt ist, ob sie Zimmerleute u. s. w. sind. Wenig Bemittelte haben die erste Auswahl von der Liste. Der Ansiedler zahlt monatlich 20 Francs Lohn für den Sträfling und versieht ihn außerdem mit Kleidern. Südseeinsulaner als Arbeiter sind billiger zu haben, und in Numea ist ein Schuner stationirt, der sich bloß mit der Zufuhr solcher Arbeiter befaßt. Männer erhalten 12, Knaben 6 Francs monatlich. Sie vermiethen sich auf zwei Jahre und erhalten hierfür 4 Pfund Sterling 8 Schilling 4 Pence extra, sowie 1 Pf. St. für die Rückfahrt. Die Sandwichsinseln und Tanna liefern die meisten Arbeiter für den Markt von Numea. Mit den Zuckerpflanzern von Bourbon sind auch Malabaresen nach Neu-Caledonien gekommen. So wird es an Arbeitskräften nicht leicht mangeln, da die benachbarten Inseln immer noch Eingeborene abgeben. Eingangszölle werden nicht erhoben, und so kann man Taback, Spiritus u. s. w. auf Neu-Caledonien billig kaufen.

Die Eisenbahn an den Nilkatarakten.

Wir erhalten von Herrn Baron von Maltzan folgende Bemerkungen: Die im dritten diesjährigen Heft des „Globus" enthaltene Nachricht von einer projectirten Eisenbahn vom zweiten Nilkatarakt bis nach Chartum ist geeignet, alle Kenner jener Gegenden und des ägyptischen Regierungssystems in nicht geringes Erstaunen zu versetzen. Die Nichtkenner, d. h. bei Weitem die große Mehrzahl, werden bei dieser Nachricht ohne Zweifel wieder einmal Gelegenheit finden, in Entzücken über die civilisatorischen Tendenzen des Khedive auszubrechen. Wer aber nur die geringste Kenntniß von jener Regierung besitzt, der weiß, wie weit die Ausführung hinter dem Plan und der Erfolg hinter der Ausführung zurückbleibt. Denn angenommen selbst, daß diese Eisenbahn ausgeführt wird (was ich mir einstweilen noch zu bezweifeln erlaube), so ist damit noch keineswegs gesagt, daß sie auch befahren werden und dem Verkehr Nutzen bringen kann. Im Orient kommt es nämlich gar nicht selten vor, daß irgend ein öffentliches Werk, das zur Zeit seiner Gründung über Gebühr „aufgepufft" wurde, entweder gar nicht ausgeführt wird (dies ist am häufigsten der Fall), oder selbst dann, wenn es wirklich ausgeführt wurde, doch unbenutzt bleibt und so zu sagen brach liegt.

Ein recht schlagendes Beispiel hiervon habe ich bei meiner letzten Anwesenheit in Suakin am Rothen Meere gesehen. Ich traf dort nämlich bei Montas Pascha, dem Gouverneur des ägyptischen Ostafrika, zwei englische Ingenieure, welche, wie man mir sagte, den Auftrag hatten, den Telegraphen zwischen Suakin und Berbar zu errichten. Hierüber war ich aufs Höchste erstaunt, denn nach officiellen Berichten existirt dieser Telegraph schon seit vierzehn Jahren. Er war seiner Zeit in den Zeitungen „aufgepufft" und auch wirklich ausgeführt worden, nur nicht so, daß er benutzt werden konnte. Nie ist eine einzige Depesche über seine Drähte gegangen. Natürlich ist er seitdem so in Verfall gerathen, daß (wie mir die Ingenieure sagten) kaum mehr eine Spur von ihm zu entdecken ist. Dies ist das Loos aller öffentlichen Werke im Orient, an deren Bestand nicht gerade Europäer ein besonderes Interesse haben, wie z. B. an der Eisenbahn in Unterägypten, welche gewiß auch schon längst eingegangen wäre, gehörte sie nicht zur Ueberlandroute. Alles Andere verfällt und ein solches Schicksal können wir auch der Chartum-Eisenbahn mit Gewißheit voraussagen, denn das Interesse der Europäer an ihr ist bis jetzt ein verhältnißmäßig geringes.

Die unglaubliche Fahrlässigkeit der Orientalen und ihr beliebtes Princip, alles Neue mit größten Kosten und größtem Luxus auszuführen, dagegen gar nichts für Instanderhaltung und Ausbesserung zu thun, erklärt diesen Verfall kostspieliger Werke. Dazu kommt dann noch, daß eine „Gründung" den Paschas und Fürsten den geliebten Zeitungsruhm bringt, eine Restaurirung dagegen nur bescheidene Lorbeeren einträgt. Beständen alle jene Nützlichkeitsanstalten, die im Orient unternommen und theils auch ausgeführt wurden, noch heute (wie sie auf dem Papier allerdings noch bestehen), so wäre das Land eines der civilisirtesten der Erde. Dies ist aber nicht der Fall. Sehr viele derselben sind eingegangen. Ein Beispiel hiervon liefert der Telegraph von Malta nach Tripolis. Dieser ist nun schon seit einem Jahre zerrissen, und Consul Rossi schreibt mir, man habe gar nicht die Absicht, ihn wieder herzustellen. Warum auch? Der Telegraph hat seine Schuldigkeit gethan, d. h. seine Gründung ist in den Zeitungen „aufgepufft" und einige Paschas sind dieserhalb als Civilisatoren gepriesen worden. Von seiner Zerstörung hat kein Blatt ein Sterbenswörtchen berichtet.

Besser wahrhaftig als solche Civilisationskomödie, die enorme Summen eitlen Ruhmes willen verschlingt, ist noch das System der alten Stockmoslems von Arabien. Diese haben sich geradezu geweigert, eine Telegraphenverbindung zwischen Dschedda und dem submarinen Rothen-Meer-Kabel zu gestatten, obgleich die englische Gesellschaft ein erstaunlich billiges Angebot gemacht hatte. Das ist wenigstens ehrlich.

Ist Dr. Nachtigal in Afrika verschollen?

Unser Landsmann Dr. Nachtigal scheint die Zahl der verlorenen Reisenden, der Livingstone, Vogel, Beurmann, vermehren zu wollen. Es ist nun schon über ein Jahr, seit man auch nicht die geringste Nachricht von ihm erhalten hat, und dennoch sind seitdem schon mehrere Karawanen von Bornu in Tripolis angekommen, die aber gar keine Kunde, auch nur von Hörensagen, von ihm brachten. Hoffen wir das Beste. Aber die Sache sieht jedenfalls verdächtig aus.

Heinrich Freiherr von Maltzan.

Aus Grönland.

—m. Nach dem letztjährigen in Kopenhagener Zeitungen veröffentlichten officiellen Berichten aus Grönland erfreute sich Nordgrönland im Jahre 1870 eines schönen warmen Sommers. Ein früher Herbst ließ einen langen strengen Winter befürchten; doch trat im November mildere Witterung ein, welche den ganzen Winter hindurch anhielt; erst im März 1871 trat strenge Kälte ein. In Godhavn sank der Thermometer bis — 28° R. und die durchschnittliche Temperatur des Monats ward mit — 20° notirt. Trotzdem erreichte das Eis nicht die gewöhnliche Dicke und Festigkeit, da die milde Luft und heftige Stürme aus Süd und Südost während der Wintermonate die Eisbildung verhindert hatten. Im April stellte sich der Frühling ein; der Vorsommer (1871) war abermals warm; der Nachsommer veränderlich, hauptsächlich an der Discobucht. Der Gesundheitszustand war im Ganzen besser als er bei so gelindem Winter zu sein pflegt. In Upernavik herrschte jedoch im Augustmonat ein heftiger Katarrh, in Godhavn lagen die meisten Kinder an den Masern. Einen glücklichen Narwalfang bei Umanak abgerechnet, war der Fang im Allgemeinen nicht besonders, wie es sich überhaupt bei eingeführter schärferer Controle herausstellt, daß die Fischerei nicht so einträglich ist, als bisher angenommen worden.

Auch in Südgrönland blieb im Jahre 1870 die Witterung nach einem schönen Sommer so milde, daß der Thermometer um Weihnacht + 6° R. zeigte. Im Januar trat gelinde Kälte ein, die im März so zunahm, daß bei Godhaab das Quecksilber unter 18°, in Holsteinboog einmal unter 27° R. sank. Heftige Orcane wütheten in den südlichen Districten. Das Eis, welches sich im August vor Julianehaab zu lagern pflegt, blieb aus und stellte sich erst im März 1871 ein. Im April lag es so dicht an der Küste, daß alle Communication gesperrt war. Im Mai war das Land schneefrei, im Juni brach das Eis auf und im September, wo der Bericht abgeschlossen wurde, war bis auf eine Entfernung von 8 bis 10 Meilen von der Küste kein Eis zu sehen. In den nördlichen Districten war namentlich der Seehundsfang recht gut; in den südlichen dahingegen wegen der ungünstigen Eisverhältnisse und Krankheit der Bevölkerung sehr gering. Trotzdem belief sich die Speckproduction auf 7382 Tonnen netto. Die Hundekrankheit, die man als erloschen betrachtete, brach abermals aus und forderte viele Opfer.

Die Gesammtbevölkerung ist auf 9615 angegeben. Die statistischen Tabellen zeigen, daß das Verunglücken der Kajakmänner mit jedem Jahre zunimmt; Nordgrönland verlor in dem verwichenen Handelsjahre vier, Südgrönland achtundzwanzig.

War in einigen Districten in Folge des ungenügenden Fanges die Noth so groß, daß bedeutende Quantitäten Speck ausgetheilt werden mußten, so wurden an anderen wiederum ansehnliche Vorräthe aufgespeichert. Bei Julianehaab stieg bei einem Sturme die See so hoch, daß ein Theil dieser Vorräthe weggespült wurde.

In Upernavik und Umanak hat man begonnen, Steinkohlen zu brechen, und in Südgrönland wurde in den Kryolithbrüchen so fleißig gearbeitet, daß von April bis October 22 Schiffsladungen expedirt wurden, von welchen die Hälfte nach Amerika ausgeführt wurde. Bei der Abfahrt des letzten Schiffes lagen 280 Cubikklafter bereit für den Export. Um die Arbeit auch während der Wintermonate fortzusetzen, ist ein Haus über dem Schacht erbaut worden. Auch eine Dampfmaschine, welche dort aufgestellt werden soll, war bereits angekommen.

* * *

— Die Ausfuhren aus dem Hafen von Liverpool haben im Jahre 1871 den kolossalen Werth von 106,000,000 Pf. St. betragen; darunter sind für etwa 12 Millionen ausländische Güter begriffen und $6^1/_2$ Millionen Transitgüter.

— Aus San Francisco sind im Jahre 1871 nicht weniger als 15,000,000 Pfund Thee auf der Eisenbahn nach den östlichen Theilen der Vereinigten Staaten versandt worden, gegen 1,700,000 Pfund im Jahre 1870. Von Landeserzeugnissen hat Californien nach China geschickt unter Anderm: Mehl, Kohl und Oel. — Im Greenwood Valley, County Eldorado, in Californien, hatte ein Schwede, Namens Sideberg, eine Goldclaim, und er grub gelegentlich, wenn seine übrigen Arbeiten es erlaubten, auf Gold. Im October 1871 nahm er sich vor, einmal einen ganzen Tag recht fleißig zu sein, um zu ermitteln, was seine Grube eigentlich werth sei. Und er gewann an jenem Tage, der „Californischen Staatszeitung" zufolge, nicht weniger als 500 Pfund feinen Goldes im Werthe von etwa 100,000 Dollars. „Kein Humbug."

— Das Budget des russischen Kaiserreiches stellt sich für 1872 folgendermaßen heraus: Einnahmen 497,197,802, Ausgaben 496,813,581 Rubel.

— Die Forschungsexpedition, welche unter Leitung Wheeler's das Territorium Arizona nach verschiedenen Richtungen durchreiste, hat ihre Aufgabe erfüllt; sie war im November 1871 nach Prescott zurückgekehrt, und ihr Bericht, der gewiß manches Wissenswürdige melden wird, soll noch im Laufe des Winters veröffentlicht werden.

— m. Aus Gestrikeland (Schweden) wird Klage über den lästigen Besuch der Wölfe geführt, welche sich zahlreicher als sonst einstellen und nicht nur unter den Hunden der Landbewohner stark aufräumen, sondern selbst einzelnen Menschen auszuweichen nicht geneigt scheinen. — Einen Gegensatz zu diesem Bericht aus Nordland bilden die jüngsten Mittheilungen aus Mittelschweden (Jönköping, Lidköping u. s. w.), wo um Neujahr Stiefmütterchen, Tausendschön, rothblühende Nesseln und Levkojen in den Gärten gepflückt wurden; die Levkojen blühten in Carlstad unter dem Schnee.

— m. Eine Kopenhagener Actiengesellschaft hat kürzlich die an der Ostküste von Jütland, nordöstlich von Fredrikshavn, gelegenen Hirsholme angekauft, um daselbst einen Nothhafen anzulegen, dessen man im Kattegat sehr bedarf. Die Tiefe der See beträgt bei der kleinen steinigen Inselgruppe 30 Fuß, der Grund ist fest und wird der Ort von Sachverständigen als zu einer Hafenanlage vorzüglich geeignet erklärt.

— Pfahlbauten in Südschottland. Zu den bereits bekannten Crannogs Schottlands (z. B. im Loch Forfar) sind eine Anzahl neuer in den kleinen Lochs (Seen) entdeckt worden, die in Wigtonshire und Dumfriesshire in großer Anzahl den Boden bedecken. Sie fallen nach schottischen Forschern in die „Neue Steinzeit" und sind theilweise mit Küchenabfällen in Verbindung. Insbesondere sind Dowalton-Loch, Machermore-Loch und die Seen in der Umgebung von Castle Kennedy in Wigtonshire in den letzten Jahren untersucht worden. Sie alle enthielten Crannogs. Im schwarzen Loch von Sanguhar und Lochmaben-Loch von Dumfriesshire fand man Platformen von Holz und Stein, Kähne und Steindämme, welche die künstlichen Inseln mit dem Ufer verbanden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Die Insulaner des Fidschi-Archipelagus in der Südsee.

I.

Lage der Fidschi-Inseln und ihr Verkehr. — Die Bewohner. — Sorgfalt für den Kopfputz und die verschiedenen Arten desselben. — Bekleidung mit dem Rindenzeuge Masi. — Tättowiren. — Bemalen des Körpers. — Fächer und Wedel. — Korb- und Mattenflechten. — Töpfergeschirr und dessen Verzierung. — Schiffsbau. — Doppelcanoes.

Die Gruppe der Fidschi-Inseln wird in unseren Tagen häufig genannt. Sie wird von den Dampfern berührt, welche zwischen Neuseeland und Californien fahren; auf einigen der größeren Eilande haben sich mehrere tausend Abenteurer aus Australien angesiedelt, um den fruchtbaren Boden anbauen zu lassen, und Kaffee, Zucker, Taback und Baumwolle in den Handel zu bringen. Um Arbeitskräfte zu beschaffen, lassen sie den Menschenraub auf anderen polynesischen Inseln systematisch betreiben, und halten die „freien Arbeiter", welche sie in so sündhafter Weise sich verschafft haben, in einer empörenden Sklaverei. An mehreren Punkten haben sich Missionäre festgesetzt, freilich auf die Gefahr hin, von den Cannibalen des innern Landes verspeist zu werden. Handel und Schifffahrtsverkehr haben Aufschwung genommen; auf der größten Insel, Viti Lewu, haben die weißen Abenteurer sich der Regierung bemächtigt und den König von Bau, Seine Majestät Thakombau, von sich abhängig gemacht. Es war ein großer Fehler von Seiten der englischen Regierung, daß sie im Jahre 1859, als dieser Potentat ihr seine Besitzungen zum Verkauf anbot, auf den Antrag nicht einging; sie hätte viel Unheil vermeiden können, und die wüste Wirthschaft, welche gegenwärtig getrieben wird, wäre nicht möglich gewesen. Jetzt müssen nun die Engländer doch einschreiten, um dem Menschenraub und dem Sklavenhandel ein Ende zu machen.

Die Fidschi-Insulaner sind ein in vieler Beziehung interessanter Volksschlag, der in ethnologischer Beziehung noch einige Räthsel darbietet, auch nachdem wir durch Pickering, Berthold Seemann, Williams und Prichard genaue Schilderungen haben. Sie sind weder Melanesier noch Polynesier, sondern nehmen eine Mittelstufe zwischen beiden ein; ihre Hautfarbe ist nicht schieferschwarz, sondern bräunlich oder röthlich-schwarz; da wo die Mischungen mit den braunen Tonga-Insulanern stattgefunden haben, ist sie lichter. Man hat für die etwa 230 Inseln mit ungefähr 377 deutschen Quadratmeilen eine Bewohnerzahl von 200,000 Köpfen angenommen; aber auch hier nimmt die Ziffer der Eingeborenen ab, und sie werden dem Schicksale nicht entgehen, von welchem die Inseln der Südsee überhaupt heimgesucht werden. Das Klima ist gesund, fast frei von Fiebern, die Berge erheben sich bis zu 4000 Fuß, die Vulcane sind erloschen, Erdbeben nicht häufig. Nutzbare Pflanzen sind in großer Menge vorhanden; die Kokospalme tritt am Strande aller Inseln, der Brotfruchtbaum in ganzen Wäldern auf; Seemann fand dort die Sagopalme. Das Zuckerrohr wächst wild.

Da, wo der Einfluß der weißen Leute sich geltend macht, verschwindet allmälig Manches von den alten Sitten und Gebräuchen, die viel Eigenthümliches darbieten. Wir wollen, bevor wir Einzelnes hervorheben, darauf hinweisen, daß die Fidschileute ein sehr ceremoniöses Volk sind, daß diese Wilden eine Mythologie und feste Gesetze haben, und daß bei ihnen künstlerische Anlage und feiner Geschmack nicht zu verkennen sind. Nun freilich dringt die europäische Kattuncivilisation mehr und mehr ein, und es werden eine Menge von Geräthen und Werkzeugen eingeführt, denen gegenüber die einheimischen nach und nach verschwinden; theilweise gilt das auch von dem, was wir als Mode bezeichnen, denn die Missionäre halten darauf, daß die Bekehrten sich „civilisirt" kleiden. Solch ein schwarzbrauner Mann nimmt sich im Frack und mit „christlicher", d. h. weißer, steifer Halsbinde karrikirt genug aus!

Bekanntlich legen die „wilden" Völker insgemein großen Werth auf Kopfputz und Haarschmuck; bei den Fidschianern ist die Herstellung desselben in der That zu einer Kunst entwickelt worden; die geschicktesten Friseure Europas könnten dort noch etwas lernen. Das Haar der Insulaner ist voll, steif, drahtartig und wächst, im Gegensatze zur Negerwolle, ziemlich lang. Deshalb ist aus demselben schon etwas zu machen. Dem freien Wachsthum überlassen, wird es buschig, aber durch Kunst verbessert man die Natur; der Haarkünstler ist ein wichtiger Mann, und jeder Häuptling hat einen solchen Hofbeamten, welcher täglich ein paar Stunden seinem Berufe widmet. Derselbe darf, so lange er das Amt bekleidet, mit seinen Fingern keine Speise berühren, wohl aber ist es ihm erlaubt, in seinem Garten zu arbeiten. Der Kopfputz hat allemal eine große Regelmäßigkeit, die Oberfläche ist genau rund, und auf die Farbengebung, in welcher man es weit gebracht hat, wird große Sorgfalt verwandt. Das Ganze erscheint, als ob es aus irgend einem

Wie man auf den Fidschi-Inseln eine Botschaft ausrichtet.

festen Körper herausgeschnitten und dann mit verschiedenen Farben bemalt worden wäre. Schwarz, Blauschwarz, Aschenweiß und verschiedene Nüancen von Roth sind am meisten beliebt; junge Leute lieben Hellroth und Flachsblond, und manchmal hat dasselbe Kopfhaar verschiedene Farben. Bei einigen bildet es eine schwarze Kugelmasse, mit einer handbreiten weißen Vorlage über der Stirn, wie unsere Illustration zeigt; manche bringen am Hinterkopfe allerlei Schmuck an, der dann bis auf den Nacken hinabreicht. Ein Mann ist nicht wenig stolz darauf, wenn er eine neue Art des Kopfputzes erfunden hat; daher kommt die große Mannichfaltigkeit. Der eine scheert das Haupt kahl und hat nur einen recht dicken Knoten über der Stirn; ein anderer läßt an verschiedenen Stellen Büschel stehen, an welchen dann vielfach herumgekünstelt wird, ein dritter läßt einen solchen Büschel oberhalb der beiden Schläfen wachsen, dieselben müssen möglichst lang herabhängen. Für besonders hübsch gilt, wenn das Haar zu Locken geformt ist, welche etwa sieben Zoll lang sind und vom Kopfe strahlenförmig nach außen gehen; jede einzelne Locke bildet einen besondern Kegel. Bei einer andern Art Putz bilden die Locken eine Pyramide, deren Ecken und Seiten so regelmäßig sind, als wären sie aus Holz geschnitzt. Alles ist so fest, daß es beim Tanze nicht in Unordnung geräth, muß aber sorgfältig gegen Thau oder Regen geschützt werden. Zu diesem Zwecke wird ein junges Bananenblatt vorsichtig über dem Feuer erhitzt; dann wird es so dünn, durchsichtig und wasserdicht, wie geölte Seide.

Gegenwärtig sind schon europäische Spiegel vielfach im Gebrauche; dort, wohin sie noch nicht gedrungen sind, behilft der Mann sich in anderer Weise. Er hauet in den obern Theil eines etwas geneigt stehenden Baumstammes einige tiefe Löcher und giebt den Blättern eine solche Richtung, daß das Wasser in dieselben hineinträufelt und sie füllt. In dem-

selben bespiegelt er sein Haar und bessert nach, falls nicht Alles in Ordnung ist.

Manche tragen kolossale Perrücken, durch welche ihr ganzer Kopf einen gewaltigen Umfang gewinnt. Die Perrückenmacher verstehen sich trefflich auf ihr Handwerk; sie wollen aber nicht die Natur nachahmen, sondern einen möglichst phantastischen Eindruck hervorbringen; Roth und Weiß sind dabei die beliebtesten Farben. Unsere Illustration veranschaulicht dreierlei Arten von Haarputz, wie er bei angesehenen Leuten vorkommt, bei Gesandten, dergleichen ein Häuptling an einen andern schickt. Das Document, welches die zu überbringende Botschaft enthält, besteht in einigen Stäben, welche eine ungleiche Länge haben. Jeder einzelne entspricht so zu sagen einem Paragraphen der Botschaft, welche dem Gesandten von seinem Häuptlinge mehrmals vorgesagt wird; nachdem er sie richtig wiederholt hat, tritt er seinen Weg an, und wenn er die Botschaft ausrichtet, nimmt er bei jedem Paragraphen den betreffenden Stab, welchen er vor sich niederlegt. Die Hauptfigur stellt den Gesandten dar, die beiden anderen Männer sind seine Attachés. Sein Haarputz besteht aus einer Anzahl kegelförmiger Locken, welche den Mann von Rang kennzeichnen. Der, welcher neben ihm sitzt, hat zweifarbiges Haar; der größere Theil ist schwarz und hoch aufgekräuselt, während der andere vor der Stirn gerollt und weiß ist. Bei dem Manne in der Mitte stehen schwarze Büschel über das aschenweiß gefärbte Haar empor. Leute von Stand winden manchmal um den Kopf einen Turban, der aus ganz feinem Rindenzeuge, Masi, verfertigt wird; er ist allemal weiß und dünn wie Gaze, bis zu 6 Fuß lang.

Die Bekleidungsstücke, Masi, werden aus demselben Stoffe verfertigt. Dieselben haben insgemein eine Länge von 20 bis 30 Fuß, aber bei sehr vornehmen und reichen Leuten bis zu 300 Fuß. Man windet dieses insgemein feine und dünne Zeug um die Hüften, schlingt die beiden Enden als Schurz um die Lenden und läßt sie bis ziemlich auf die Knie herabhängen, so daß sie einen Gürtel bilden. Männer von Rang lassen den Masi hinten einen langen Schlepp bilden. Eine andere Bekleidung hat man nicht, sie ist in jenem Klima überflüssig, und auch der Masi ist lediglich Modesache. Auf allerlei Zierrath wird großer Werth gelegt, z. B. Schmuck in den Ohren, deren Zipfel durchlöchert und so weit als möglich nach unten gezogen wird; sodann Brustschmuck und Halsbänder; zu diesen letzteren werden sehr verschiedene Gegenstände bunt durch einander verwandt: Glasperlen, Stücke Perlmutter, Hundszähne, Kiefer von Fledermäusen und dergleichen mehr. Dazu kommen dann noch Arm- und Beinringe und Blumenkränze, mit welchen insbesondere die jungen Mädchen sich behängen.

Fächer von Mattenwerk.

Das Tättowiren kommt fast nur beim weiblichen Geschlechte vor, und man sieht nur wenig davon, weil der größte Theil der eingeätzten Muster von der Liku, der Schürze, verdeckt wird. Jungen Mädchen tättowirt man die Finger mit Streifen und Sternen, damit sie hübsch aussehen, wenn damit den Häuptlingen Speise dargereicht wird; sobald eine Frau Mutter geworden ist, tättowirt sie sich an jedem Mundwinkel einen blauen Fleck. — Das Bemalen des Körpers ist allgemein im Brauch; die beliebtesten Farben sind Schwarz, Weiß und Roth, und mit denselben bringen sie ganz eigenthümliche Wirkungen hervor. Manchmal wird das ganze Gesicht roth bemalt und nur allein die Nase bleibt schwarz; manchmal wird es geviertheilt, wie ein heraldisches Wappen, roth und schwarz, weiß und roth &c. Manche Männer streichen die eine Seite des Gesichtes schwarz, die andere weiß an, oder bemalen nur die Nase weiß, während das Uebrige schwarz ist. Ein richtiger Stutzer wird nicht verfehlen, einen rothen Ring um jedes Auge zu machen und einen weißen Halbmond vor der Stirn hinzuzufügen, oder er streicht das ganze Gesicht weiß an und betupft es mit runden rothen Flecken.

Bei den Frauen ist der Kopfputz viel einfacher, und dasselbe gilt vom Bemalen mit Farben; am beliebtesten ist bei ihnen Zinnoberroth, das sie von den Fremden erhalten. Das Masi, Zeug von der Rinde des Malobaumes, weicht nun, wie schon bemerkt wurde, dem Kattun, und im Fortgange der Zeit wird die Kunst, das einheimische Zeug zu bereiten, verloren gehen. Die Frauen verfertigen ganz prächtige Matten, die in der Wirthschaft des Volkes eine wichtige Rolle spielen. Man benutzt sie zu Segeln; diese bestehen aus etwa 20 Fuß langen Mattenstreifen, welche genau so zusammengenäht werden, wie jene der europäischen Leinwandsegel. Der Fußboden in den Häusern ist stets mit Matten belegt, die gewöhnlich 20 Fuß lang und 16 Fuß breit sind. Im Flechten von Seilen und Stricken haben die Fidschianer eine wahre Meisterschaft, und die besten Taue bereiten sie aus plattem Flechtwerk, zu welchem sie die Fasern der Kokosnuß (Coir) verwenden; sie wissen denselben eine große Stärke und Elasticität zu geben. Fischnetze werden, außer von diesem Coir, auch aus Fasern der Hibiscusrinde verfertigt, auch wohl aus der Schlingpflanze Yaka. Die Stricknadeln, welche man beim Herstellen der Fischernetze gebraucht, und die Maschen der letzteren entsprechen genau unseren europäischen. (Dasselbe ist, merkwürdig genug, bei den Eskimos der Fall, und auch hier nicht etwa entlehnt, sondern ursprünglich.)

Die Abbildung, welche wir von einem Fächer geben, zeigt sehr anschaulich, wie zierlich das Flechtwerk ist. Derselbe ist zwei Fuß lang und mehr als einen Fuß breit, der Stiel, welcher bis nahezu nach oben reicht, von Kokosholz; das Flechtwerk besteht aus Blättern der Kokospalme, und mit solchen ist auch der Rand eingefaßt. Solch ein Fächer wird vorzugsweise gebraucht, um die Sonnenstrahlen vom Kopfe abzuhalten. Die Indianer im tropischen Amerika, auch die Karaiben, verfertigen Fächer aus demselben Stoffe und haben ähnliches Flechtwerk, nur ist bei ihnen der Stiel oder Griff nicht von Holz, sondern besteht aus den Dickenden der Blätter, welche zum Flechten verwandt werden.

Wir geben auch eine Abbildung eines Wedels. Derselbe hat auf manchen polynesischen Gruppen eine nicht geringe Bedeutung, denn Niemand kann in einer öffentlichen Versammlung als Redner auftreten, wenn er nicht einen solchen Wedel in der Hand hat. Der Stiel wird in mannichfacher Weise verziert und hat unten gewöhnlich, doch nicht immer, zwei menschliche Figuren, welche einander den Rücken zukehren. Manchmal ist er mit plattem Flechtwerk von feinster Arbeit so zu sagen übersponnen. Der Wedel selbst besteht aus Kokosfasern; diese werden in Wasser eingeweicht, dann um einen dünnen Zweig gewunden und getrocknet. Beim Ablösen sind sie dann gekräuselt und zeigen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Haar der Fidschileute; wahrscheinlich sollen sie eine Nachahmung derselben sein.

Wedel des Redners in öffentlicher Versammlung.

Auch auf das Korbflechten verstehen die Insulaner sich ganz ausgezeichnet, und sowohl bei diesem wie bei der Bereitung von Töpfergeschirr bethätigen sie vollendeten Kunstgeschmack und ein völliges Verständniß für das, was angemessen ist. Die gewöhnlichen Kochtöpfe sind ohne alle Verzierung und einfach, andere Geschirre haben zierliche Formen und sind geschmackvoll ornamentirt. Der Missionär Williams ist der Ansicht, daß man die Gestalt der Kochtöpfe den Zellen einer schwarzen Biene nachgeahmt habe, welche auf den Inseln vorkommt. Die Töpfer nehmen sich die Natur zum Vorbilde und benutzen bei ihrer Ornamentirung namentlich auch Blumen, Blätter und Früchte; sie wissen anmuthige Curven tadellos herzustellen, und alle Umrisse sind streng regelrecht. Die Töpferscheibe kennt man nicht, das Material ist roh; die Arbeit ist vorzugsweise den Frauen und Töchtern der Fischer überlassen, welche weiter nichts bei derselben verwenden, als rothen oder blauen Thon, den sie mit Sand vermischen, ein ringförmiges Kissen, einen flachen Stein, ein paar Stückchen Holz zum Kratzen, einen scharfen Stab und einen runden Stein, mit welchem sie innere Seiten glätten. Damit stellen sie irdene Gefäße her, die wohl einen Oxhoft Wasser enthalten können, und die zum Einfüllen und zum Ablassen vier Oeffnungen haben. Auf das Brennen freilich verstehen sie sich nur dürftig; sie stellen die Töpfe oder Geschirre neben einander, doch so, daß sie sich nicht berühren, und überdecken sie dann mit Gras, Blättern, Binsen und Strauchwerk, das sie in Brand stecken. Man begreift, daß bei diesem Brennen die Masse nicht die gehörige Härte bekommt und daß dergleichen Geschirre leicht zerbrechlich sind. Das Glasiren geschieht vermittelst des Harzes von der Kaurifichte, welches man einreibt, wenn die Töpfe noch warm sind.

Die Fischer liegen fleißig dem Schildkrötenfang ob, und benutzen bei demselben große Schleppnetze; das Fleisch wird gern genossen, aber für werthvoller gilt das Schildpat, das ein wichtiges Tauschmittel bildet und in „Heads" von 13 Schalenstücken in den Handel kommt; ein solches hat durchschnittlich ein Gewicht von 3 Pfund, ein solches von 4 Pfund gilt für ausgezeichnet gut. Der Fang ist übrigens nicht ohne Gefahren, weil es im Meere von Haifischen wimmelt, welche den Schildkröten nicht weniger wie den Menschen nachstellen. — Die Schiffe der Fidschianer sind, wie unsere Illustration zeigt, von eigenthümlicher Art; wir können sie als Doppelkähne bezeichnen. Sie sind gedeckt, damit die Wellen nicht hineinschlagen, und mit einer großen Planke belegt, welche über den Bord hinausreicht. In dieser Planke befinden sich Luken, damit die Schiffer in den Raum gelangen können; auf derselben steht ein Deckhaus, von welchem herab der Capitän seine Befehle giebt; er kann von dort aus auch die Richtung verfolgen, in welcher sich die Schildkrötenzüge bewegen. Man versteht sich vortrefflich darauf, ein solches Fahrzeug vermittelst Segel und Steuerruder zu lenken; dasselbe segelt nach jeder Richtung hin sehr leicht und kann an beiden Enden gesteuert werden. Das Steuerruder ist etwa 20 Fuß lang, 16 Zoll breit und demnach etwas unbeholfen. Man sieht, daß solch ein Schiff im Grunde Aehnlichkeit mit jenen hat, die man in anderen polynesischen Gruppen findet, aber in den Einzelnheiten zeigt es wesentliche Abweichungen, denn statt der Ausleger hat es zwei Fahrzeuge, von welchen das eine als Schiff, das andere als Ausleger dient.

Fahrzeuge von mäßiger Größe werden aus einem einzigen Baumstamme hergestellt ganz wie anderwärts auch, aber beim Bau der großen Kriegsschiffe müssen die Schiffsbauer ihre ganze Geschicklichkeit aufwenden. Sie bilden eine besondere Classe und haben ihren Baas; dieser Obmann ist allemal der beste Arbeiter von allen und leitet das Ganze. Zuerst wird der Kiel gelegt; die einzelnen Stücke, aus welchen man ihn zusammensetzt, werden verscherbt, wie unsere deutschen Seeleute das nennen; auf denselben wird das Plankenwerk befestigt, aber nicht mit Rippen, wie bei uns geschieht. Die Planken werden so dicht zusammen gebunden,

daß man kaum die Stellen bemerken kann, an welchen sie zusammengefügt wurden. Das Ganze wird mit einer Art von weißem Pech überzogen, auf welches man einen Ueberzug von feinem Masi bringt. Die derart zubereiteten Planken bezeichnet man als Vonos. Das Zusammenbinden, bei welchem man die Stricke durch Löcher zieht, findet lediglich auf der innern Seite statt; die Außenseite wird vom Zimmermann abgeglättet; Kalfatern ist unnöthig, weil Pech und Masi wasserdicht sind. Manche Schiffe werden, namentlich an beiden Enden, mit zierlichen Mustern von Schnitzwerk versehen und mit weißen Eiermuscheln (Ovulum) eingelegt. Diese Doppelschiffe sind so zweckmäßig, daß die Tongainsulaner sich jetzt derselben bedienen und ihre früheren, plumper gebaueten Canoes nicht mehr bauen. Die Tonganer sind nicht nur gute Zimmerleute, sondern auch bessere und kühnere Schiffer als die Fidschianer, welche sich nicht gern in weite Fernen wagen. Sie stehen jedoch mit den nahe liegenden Gruppen im Verkehr, und liefern denselben Canoes mit Masten, Segeln und Tauwerk, und erhalten dafür Walfischzähne, Muscheln, Waffen und andere Gegenstände.

Ein Doppelschiff der Fidschi-Insulaner.

Ein Vegetationsbild von der Küste bei Mombas.

Otto Kersten hat in seinem ausgezeichneten Werke über die Reise des Barons von der Decken, dessen wir vielfach erwähnten, viele anziehende Schilderungen über die Physiognomie des Pflanzenwuchses in den von ihm durchwanderten Gegenden entworfen. Wir wollen heute Einiges von dem mittheilen, was er über die Vegetation auf der Insel Mombas (4°2′ S. 39°42′ O.) sagt.

Dieses Eiland liegt zwischen zwei schmalen Meeresarmen und steht durch eine Untiefe mit dem Festlande gewissermaßen in Verbindung. Die ganze Oberfläche ist bedeckt von üppigem Grün, von einem dichten, durch Lianen und Gebüsch fast unzugänglich gemachten Walde und hat nur wenige lichte Stellen, weil die Bewohner ohne alle Betriebsamkeit sind. Bei den Wanika, welche das gegenüber liegende Festland bewohnen, wird dagegen der üppige Boden fleißig bebaut und man gewinnt mancherlei Nutzgewächse. Diese Gegend bietet einen erhöhten Reiz durch anmuthigen Wechsel von Berg und Thal und durch das Hereinragen der Wildniß mit ihren sonderbaren Pflanzenformen, mit ihren von keiner Gesittung beleckten Bewohnern. Man steht dort an der Pforte des eigentlichen Afrika.

Im Walde fällt zunächst die riesige Kigelia auf (Kigelia pinnata); sie hat 80 Fuß Höhe und 24 Fuß Stammumfang. In der Belaubung ist sie unseren Nußbäumen täuschend ähnlich; an 6 bis 8 Fuß langen Stielen sitzen in schönen Trauben dunkelpurpurrothe Blüthen; aus jeder der-

selben entwickelt sich eine zwei Fuß lange, einen halben Fuß dicke Riesenfrucht von der Gestalt einer etwas plattgedrückten Gurke. An die Kigelia knüpft sich überall, wo sie vorkommt, auch im Sennar und in Abyssinien, dieselbe wunderbare Sage. Man wähnt, daß das Wachsthum der riesigen Frucht in Zusammenhang gebracht werden könne mit dem Wachsthum eines beliebigen Körpertheils, indem man in diesen und in die junge Frucht einen Einschnitt mache und etwas von dem herauslaufenden Safte auf das Glied und umgekehrt von dem Blute auf die Frucht bringe. Dann gedeihen beide Theile in gleichem Maße. Wünscht der „Blutsbruder“ des Baumes, sobald er mit dem Ergebnisse zufrieden ist, weitere Entwickelung zu hemmen, so braucht er nur die Frucht vom Stamme zu lösen. Aber hier lauert Gefahr. Im Fall nämlich Jemand die Frucht nicht ordentlich und nicht rechtzeitig abschneidet, währt an seinem Leibe das Wachsthum fort und fort und findet erst dann ein Ende, wenn die Frucht ihre volle Größe erreicht hat und abfällt.

Auf dem Festlande wird der „Tyrann der Wildniß“, der Dornbusch, sehr lästig; selten steht er in dichten Hecken, zumeist erhebt er sich einzeln aus dem dünn begrasten Boden. Neben ihm tritt die Dumpalme auf, die bekanntlich in Afrika eine sehr ausgedehnte Verbreitung hat. Sie ist unter allen Fächerpalmen die auffallendste, weil der Stamm etwa in halber Höhe sich in zwei Aeste theilt, deren jeder sich wieder

Mombas-Bäume. Baumwollenbaum und Adansonia.

in derselben Weise verzweigt. Die faustgroße Frucht hat eine apfelartige Bildung, welche, zu langen schweren Trauben vereinigt, dicht am Stamme hängt und in Farbe und Geschmack dem Pfefferkuchen ähnelt. Bei Affen und Negern ist sie sehr beliebt; ihr spärliches Fleisch zieht die Feuchtigkeit im Munde zusammen. Eine Gruppe Dumpalmen wird auf dem Marsche mit Jubel begrüßt; man hält an und pflückt die Früchte. „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Frucht der Dumpalme durch sorgsame Pflege von kundiger Gärtnerhand einst eben so veredelt werden wird, wie die ehedem gleichfalls ungenießbare Mangofrucht oder die lederartige wilde Banane bereits ist. In ihrem jetzigen Zustande gleicht sie einer harten, grobhaarigen Flaschenbürste, zwischen deren Borsten ein wenig Pfefferkuchenteig eingerieben und deren Oberfläche mit einem bräunlichen Leder überzogen worden ist.“ —

Den Affenbrotbaum bezeichnet Kersten als das „Wunder aller Bäume“. Gesetz des Wachsthums dieser Adansonia digitata ist das Riesenhafte und das Ungewöhnliche. Jahrtausende wird er alt, doch ist sein Holz so weich und schwammig, wie das verwitterter Weiden; sein Stamm ist dicker als hoch und erreicht bisweilen den Umfang von 150 Fuß und mehr. In geringer Höhe theilt er sich in mächtige, über 100 Fuß lange Aeste, welche an Stärke unseren größten Eichen nichts nachgeben und nur wenig dünnes Gezweig tragen. Den größten Theil des Jahres über steht

er kahl und dürr wie abgestorben da, nur mit zahlreichen, flaschenförmigen Früchten behangen, deren graubraune Farbe sich eigenthümlich von dem Weißgrau der Rinde an Stamm und Aesten abhebt. In der Regenzeit aber sprießen, das Geripp des Baumes verdeckend, große handförmige Blätter in Fülle hervor, und prachtvolle, schneeweiße Malven, an Gestalt und Schönheit unseren Rosen nicht unähnlich, schmücken das großartige Laubgewölbe. Leider prangt er nur kurze Zeit in seiner Schöne; nach wenigen Monaten ist die Herrlichkeit verschwunden, und der Riese steht entblättert da, als ob er ermattet wäre von der Anstrengung, welche die Entwickelung solcher Pracht erforderte.

Sie ist ein einziger Baum, diese Adansonia; Afrika hat nur dieses eine Geschlecht und nur die eine Art desselben hervorgebracht. Sie ist diesem wunderreichen Erdtheil eigenthümlich, und nur das ähnlich gestaltete und geartete Australien weist eine ähnliche, aber kleinere Art auf, die erst in neuerer Zeit entdeckte Adansonia Gregorii, F. Müller. Ueberall zwischen den Wendekreisen findet man in Afrika den Affenbrotbaum und überall steht er in Verehrung wegen seiner ungeheuern Größe, seines ehrwürdigen Alters und seiner wunderbaren Eigenschaften.

In Westafrika dient er Negerfamilien zur Wohnung und als Begräbnißplatz für Zauberer, mit deren Gebeinen man die Erde nicht entweihen will. Im Ostsudan beherbergt er Herden von Kleinvieh in dem Bauche seines hohlen Stammes; in Senegambien genießt man die Blätter als wohlschmeckendes, zuträgliches Gemüse, und überall erfrischt man sich an dem sauern Marke seiner Früchte. Die Portugiesen hielten den fast unvergänglichen Baum für geeignet, die Erinnerung an ihre Thaten und an ihre Gegenwart aufzunehmen; sie gruben in seine weiche Rinde Namen und Jahreszahlen, nach denen man mit Verwunderung das Alter der Bäume schätzt. Aus Messungen der Jahresringe an solchen mit Inschriften versehenen Bäumen und an anderen gefällten Bäumen fand man, daß ein 2 Fuß dicker Stamm 30 Jahre zählt, ein 4 Fuß dicker 100 und von 30 Fuß über fünftausend Jahre; man darf also diese Dickhäuter unter den Bäumen, wie Brehm sie so passend nennt, diese Methusalems unter ihnen, mit größtem Recht als „Zeugen der Sündfluth" bezeichnen.

Adansonia heißt der Baum nach Adanson, dem berühmten Botaniker und Zoologen, welcher der Wissenschaft die Schätze des Senegal erschloß; Baobab, auch Boabab, nennen ihn die Eingeborenen Westafrikas, Tabaldieh die Sudanesen, Mbuju heißt er an der Ostküste; letzterer Name kommt zuweilen in geographischen Benennungen vor, gewöhnlich mit der ortsbezeichnenden Endsylbe ni, z. B. Mbujuni, an oder bei dem Mbuju. Woher die Benennung Affenbrotbaum rührt, weiß Kersten nicht; er hat nie gehört, daß Affen sich von seinen Früchten nähren. Der Stamm steigt bald als stark sich verjüngender Kegel empor, die ungeheuern Aeste wagerecht nach oben streckend, bald in Gestalt einer Säule mit zahlreichen, Nischen bildenden Vorsprüngen oder Nebensäulen, die riesigen Aeste mehr nach unten bis auf die Erde geneigt; zuweilen theilt er sich aber schon in geringer Höhe über dem Boden. Deshalb und wegen des veränderten Aussehens in den verschiedenen Jahreszeiten bleibt eine Beschreibung dieses wunderbaren Baumes immer unzulänglich; besser als alle Worte verdeutlicht eine Abbildung die Gestalt. Es würde jedoch auch einem geschickten Zeichner Mühe machen, die vielfältigen Verzweigungen genau aufzufassen und darzustellen, wenn ihm nicht die in solchen Fällen unschätzbare Photographie zu Hülfe käme.

Der Baobab wächst zumeist einzeln, seltener in Gruppen, entweder in der Steppe oder mitten im Walde; auffallender Weise gewahrt man nie einen jungen Baum. Dem Reisenden ist er, gleich der Dumpalme, angenehm und nützlich, weil der Inhalt der fußlangen, einer dickbauchigen Gurke ähnlichen Früchte durch seine säuerlichen und kühlenden Eigenschaften wesentlich zur Verbesserung des Trinkwassers beiträgt. Innerhalb der ziemlich festen, doch spröden, mit einem graubraunen Filz überzogenen Schale findet man, in 10 bis 12 durch faserige Scheidewände getrennte Fächer vertheilt, ein weißes, trockenes Mark, das leicht zerreiblich ist und getrocknetem Mehl ähnelt; in demselben liegen zahlreiche braune, nierenförmige Kerne eingebettet. Im Wasser erweicht es sich und sein Hauptbestandtheil, die organische Säure, löst sich auf. Um Baobablimonade zu bereiten, schlägt man einen Theil der Schale ab, gießt Wasser in die ganz gebliebene untere Hälfte und rührt die Masse durcheinander. Die Mbujuschalen dienen, ähnlich wie jene der Kokosnüsse, als Schöpfgefäße.

Auf Mombas ist in der Nähe der Hütten der Msuffi oder Baumwollenbaum häufig. Er hat einen wirtelförmigen Wuchs wie unsere Fichten, ist nur dünn belaubt und trägt Früchte, welche an Gestalt denen des Baobab ähnlich, doch nur halb so groß sind. Sie enthalten eine grobe, kurzhaarige Baumwolle, welche zum Stopfen von Matratzen verwendbar ist.

Die Secte der Kukas in Ostindien.

Die Herrschaft der Engländer in Indien steht auf einem durchaus vulcanischen Boden mit hundert verdeckten Kratern und Fumarolen, welche in längeren oder kürzeren Zwischenräumen ausbrechen. Die große Sipahimeuterei von 1857 hat die schweren Gefahren auf das Unzweideutigste gezeigt; unter Umständen ist auch auf die Hindusoldaten kein Verlaß, die Mohammedaner sind mißvergnügt, einmal weil sie die Herrschaft verloren haben, sodann weil sie sich den Hindus gegenüber zurückgesetzt sehen. In ihren wahhabitischen Geheimbünden wird schon aus religiösem Fanatismus der ingrimmigste Haß gegen die ungläubigen Europäer gepredigt, welche sich das Richteramt über die Anhänger des Propheten von Mekka anmaßen. In dem bunten Völker- und Kastengewirr Indiens steckt noch viel für uns Geheimnißvolles; die Anschauungen der Europäer und aller jener indischen Orientalen sind grundverschieden, und ein gegenseitiges inneres und inniges Verständniß ist schon wegen der durchaus verschiedenen religiösen Anschauungen ausgeschlossen.

Es bedarf von Seiten der Herrscher großer Vorsicht und je nach den Umständen rücksichtsloser Energie, um eine Stellung zu behaupten, die an und für sich eine ganz unnatürliche ist. Anderthalb hundert Millionen Asiaten sind der Gebieterin einer kleinen Insel im fernen Nordwesten unterworfen, und die Anzahl sämmtlicher Europäer in Indien übersteigt nicht 200,000 Köpfe, etwa 60,000 Soldaten eingeschlossen. Diese Herrschaft steht auf Zwang und Waffen,

für die Inder ist sie aber darum doch eine Wohlthat, weil sie nach Kräften Ruhe und Ordnung erzwingt, die feindlichen Gegensätze auseinanderhält, im Allgemeinen die Vorurtheile schont und für die materielle Entwickelung des Landes eifriger sorgt, als je von Seiten eines einheimischen Gebieters der Fall gewesen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß namentlich von Seiten vieler höher gebildeter Hindus und von allen Parsis ohne Ausnahme diese Vortheile aufrichtig anerkannt werden, dagegen verhalten sich die Massen gleichgültig, theilweise auch feindselig.

Vielfach sind in Indien die Dinge unberechenbar, und Vorgänge, die uns an und für sich unerheblich zu sein scheinen, können die bedenklichsten Folgen haben. Dafür liegt eben jetzt wieder ein Beweis vor. Wir wiesen vor einiger Zeit („Globus", November 1871, Bd. XX, S. 256) auf Vorgänge zu Amritsir im Pendschab hin, und zeigten, daß dort ein Zusammenprallen der Hindu und der Mohammedaner der britischen Regierung große Sorge bereite. Den Anlaß dazu gab das Kuhfleisch. Die Kuh ist für den Hindu eine Art heiligen Thieres, dessen Fleisch er um keinen Preis genießen würde. Er kann nicht verhindern, daß Christen und Mohammedaner Rindvieh schlachten. Die Hindu in Amritsir baten jedoch, daß innerhalb dieser heiligen Stadt keine Kuh geschlachtet, kein Rindfleisch öffentlich zum Verkauf ausgelegt werden solle. Als die britische Behörde dieses Gesuch abschlug, überfiel eine Schaar Bewaffneter das Haus mohammedanischer Fleischer, hieb vier derselben buchstäblich in Stücke und verwundete mehrere andere. Die Mörder wurden ausfindig gemacht und nach dem Gesetze bestraft.

Seitdem war große Bewegung unter den Verehrern der Kuh, namentlich unter der Secte der Kukas, und die Erbitterung steigerte sich so sehr, daß eine Anzahl von Anhängern derselben eine blutige Meuterei anzettelte. Sie wurden gefangen, entwaffnet und sofort etwa 50 Mann nach indischem Brauche von Kanonenkugeln „hinweggeblasen", wie das auch in den Tagen des großen Sipahiaufstandes der Fall gewesen ist.

Ueber diese „Barbarei" ist sofort in Europa ein Humanitätsgeheul ausgebrochen, weil man die Mörder, welche auf frischer That ergriffen wurden, nicht erst regelrecht vor die Justiz gebracht und ihnen mit allen Förmlichkeiten den Proceß gemacht habe. Erfreulich ist allerdings weder die blutige Meuterei, noch das Hinwegblasen durch Kanonenkugeln. Aber der Civilcommissär von Ambalah, Forsyth (der bekannte Reisende, welcher zum Ataligh Ghazi nach Ostturkestan geschickt war, und schon während des Sipahiaufstandes sich als einen energischen Mann bewährte), übernimmt die Verantwortlichkeit, weil Gefahr im Verzuge gewesen sei. Wir müssen dahin gestellt sein lassen, ob er unter den gegebenen Verhältnissen das Richtige getroffen habe; jedenfalls waren die Zustände bedenklich gegenüber den mißvergnügten Kukas. Ueber diese erfahren wir Näheres durch den Vorgänger Forsyth's in Ambala, Herrn J. W. Macnabb, der dort bis zum vorigen November das Amt eines Civilcommissairs verwaltet und sich jetzt in London befindet. („Mail", 9. Februar.) Der wesentliche Inhalt seiner höchst interessanten Mittheilung ist folgender.

Die Secte der Kukas wurde vor etwa 25 Jahren von einem Manne Balak Ram aus Hasareh (— Macnabb schreibt Baluk und Huzroh —) nicht weit von Attock am Indus gegründet; sein Zweck war, der Religion der Sikhs ihre alte Reinheit wieder zu geben. Vor etwa zwölf Jahren starb er, und als Guru (Meister, hoher Priester) folgte ihm Ram Singh, ein Zimmermann aus Baini; dieses Dorf liegt 7 Miles von Ludianah entfernt. Zuerst verlautete, daß Ram Singh eine Incarnation Nanek's sei, dieses religiösen Bettlers und heiligen Mannes, welcher die Religion der Sikhs gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts gestiftet hat. Einige Jahre später zählte er seine Anhänger schon nach Tausenden, und nun hieß es, er sei der fleischgewordene Guru Gowind, der Nanek's Nachfolger und ein streitbarer Mann war, welcher die so zu sagen religiös-politische Nationalität der Sikhs begründete.

Gegenwärtig sind die Kukas völlig als eine geheime politische Gesellschaft organisirt; sie unterhalten Sendboten und haben geheime Stichwörter. Die Gegenden, in welchen sie am zahlreichsten sind, sind in Kreise getheilt, welche unter Lieutenants und Unterlieutenants stehen. Diese sind Häupter der Secte und geben ihrem Herrn und Meister Ram Singh Kunde von Allem, was vorgeht, wie sie denn auch alle Befehle von ihm erhalten; sein Wort ist Gesetz. Er legt sich übernatürliche Eigenschaften bei, aber von allen seinen Lieutenants glaubt nur einer an dieselben, jedoch die Masse seiner Anhänger thut es. Er hat auch Stellvertreter in Kabul, Lackno und an anderen Orten, und seine Leute sind unter unseren Sikhregimentern sehr thätig.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, daß Ram Singh bei vorkommender Gelegenheit uns Verlegenheit bereiten könnte. Gegenwärtig ist er weiter nichts, als Oberhaupt der Kukas; aber ein wenn auch nur geringer Erfolg seinerseits oder Mißgriffe von unserer Seite könnten ihn zum Anführer der Sikhnation machen. Vor einigen Jahren schrieb Sir Herbert Edwardes, daß die Bewegung dieser Secte wohl nur eine religiöse sei, unter den Sikhs müsse aber eine solche nothwendig auch eine politische werden.

Jeder Hindu verabscheut bekanntlich das Schlachten von Rindvieh. Als die Sikhs noch ihre Macht besaßen, stand auf Schlachten von Rindvieh Todesstrafe. Als wir das Pendschab in Besitz nahmen, wurde dieselbe ausdrücklich abgeschafft, gleichzeitig aber dafür gesorgt, daß die Schlachtehäuser an Stellen sich befanden, wo sie den Hindu keinen Anstoß geben konnten.

Ein Kreuzzug gegen das Kuhschlachten war ganz geeignet, nicht bloß Sikhs, sondern auch andere Hindus zur Kukasecte herüber zu ziehen. Ram Singh wußte das gar wohl, und seit Jahren hat er erklärt, nicht eher ruhen zu wollen, als bis alle Kuhschlächter aus dem Lande vertrieben seien.

Im vorigen Sommer wurde bekanntlich ein kleines Dorf bei Amritsir überfallen, wo die Schlächter wohnten, welche die Tausende von mohammedanischen Shawlwebern der Stadt mit Rindfleisch versorgen. Neun Männer, Frauen und Kinder wurden ermordet oder verwundet. Als es der Polizei nicht gelang, die Thäter zu ermitteln, wurde im nächsten Monat an demselben Kalendertage wieder eine Schlächterei bei Raekote in der Nähe von Ludianah überfallen; ein Mann wurde ermordet, etwa ein Dutzend Frauen und Kinder erhielten Verwundungen. Diesmal kam man auf die Spur; es wurde ermittelt, daß alle betheiligten Männer Kukas waren, von denen vier auch schon an dem ersten Ueberfalle betheiligt gewesen. Man brachte auch heraus, daß eine andere Partie nach Amballa zu gleichem Zwecke aufgebrochen war; sie kehrte jedoch um und ermordete unterwegs einen Polizeimann.

Unmittelbar nachher wurde ein allgemein geachteter eingeborener Richter in Lahore auf offener Straße von einem Kuka ermordet. Jene Ueberfälle sind offenbar, diesen Mord ausgenommen, in Baini geplant worden; es war dabei die Absicht, der britischen Regierung zu trotzen, weil sie das Kuhschlachten erlaubt hatte. Außerdem wollte man den Fana-

tismus der Sikhbevölkerung aufstacheln. Deshalb hielt man es für angemessen, die Strenge des Gesetzes walten zu lassen; vom Obergerichte zu Lahore wurden zwölf Schuldige zum Tode verurtheilt. Man hielt das für ausreichend, um die Kukas einzuschüchtern, aber manche Eingeborene äußerten, daß das nicht ausreiche, und der Erfolg hat gezeigt, daß sie das Richtige trafen.

Der meuterische Ausbruch scheint 20 oder 30 Miles von Ludianah erfolgt zu sein, an der Grenze des kleinen mohammedanischen Staates Mulair Kotelah; im Ludianahdistrict zählt man mindestens 6000 Kukas, und in den umliegenden Kreisen dreimal so viel. Der Deputy-Commissioner Cowan ließ alle Meuterer erschießen, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden. Dasselbe that Forsyth. Es würde übrigens in vorliegendem Falle nicht schwer gewesen sein, die Mohammedaner gegen die Kukas in Bewegung zu setzen; die Polizei von Pattialah und Narbah hätte dann die Flüchtigen verfolgt, welche wohl in die Wüste von Bikanir gezogen sind.

Die Anführer der Kukas behaupten, daß die Zahl ihrer Anhänger 800,000 betrage, und diese letzten glauben das; ich meinerseits nehme an, daß sie sich etwa auf 130,000 Köpfe stellen.

So weit MacNabb. Aus zwei anderen vor uns liegenden Berichten stellen wir das Folgende zusammen. Balak Singh und sein Nachfolger Ram Singh wollten die Götzendienerei abschaffen, während der Granth, das heilige Buch der Sikhreligion, nach wie vor als göttliche Offenbarung gilt. Jeder Mann soll nur eine Frau haben, Lügen und Stehlen gelten für verbrecherisch, der Genuß des Tabacks ist verboten. Jeder Anhänger Ram Singh's muß um den Hals eine Schnur mit 108 wollenen Kügelchen tragen, im Kommerbend, d. h. Gürtel, ein kleines Beil.

Als die Secte an Zahl stärker wurde, beschloß Ram Singh, die hohen heiligen Stätten der Sikhs zu besuchen, an welchen nur Orthodoxe sich einfinden dürfen. Die britische Regierung wurde allmälig aufmerksam, namentlich als Ram Singh verkündete, daß er 1867 mit mehr als 10,000 Mann in Anadpore Markhowal erscheinen werde. Dort, in der Stadt Dschalinder (— die Engländer, welche Alles verkwatschen, schreiben Jullundur!! —), befinden sich (31°21′ N.) viele prächtige alte Grabmäler, auch heiliger Männer. Dort war zu jener Zeit Forsyth Commissär der Regierung und begab sich mit einer Polizeimannschaft an Ort und Stelle. Zu einem Conflicte kam es nicht, weil sich viele Nahangs eingefunden hatten, orthodoxe Fanatiker der Sikhreligion, welche gegen Ram Singh bittere Feindschaft hegten. Aber diesem gelang es, seine Gegner völlig für sich zu gewinnen, sie schlossen sich ihm an und wurden seine eifrigen Anhänger.

Eine Zeitlang war von Ram Singh wenig die Rede; man hörte nur, daß er den heiligen Schrein in Amritsir besucht und für sich das Recht in Anspruch genommen habe, dort in dem Goldenen Tempel zugelassen zu werden. Selbst nach der Ermordung der Kuhschlächter war kaum die Rede von ihm, aber die Bestrafung der Mörder scheint den Fanatismus der Kukas aufgestachelt zu haben.

Die britischen Beamten sind überzeugt, daß Ram Singh ein höchst gefährlicher Verschwörer sei. Im Pendschab leben etwa zwei Millionen Sikhs (unter 12 Millionen Bewohnern), und von diesen hat sich nur ein verhältnißmäßig geringer Theil ihm angeschlossen. Er trachtet allerdings, sein Volk unabhängig zu machen, und in einem Lande wie Indien, wo das Volk Wallungen des Augenblicks so zugänglich ist, läßt sich gar nicht berechnen, welche Folgen sich aus schwachen Anfängen entwickeln. In Betreff des energischen Verfahrens von Forsyth muß man wohl in Obacht nehmen, daß er gewiß nicht ohne Nothwendigkeit so durchgreifend zu Werke gegangen ist.

* * *

Wir wollen nach v. Hügel, v. Orlich und Cunningham Einiges hinzufügen, das zur Erläuterung dienen kann. Die Sikh oder Siech, d. h. Jünger, sind eine Religionsgenossenschaft, welche sich von den übrigen Hindu abgezweigt hat. Ihr Gründer war, wie schon bemerkt, Nanek. Dem Pantheon der Brahminen gegenüber lehrte er die Einheit und Allgegenwart des höchsten Wesens, vor welchem alle Menschen gleich seien, verneinte also die Kaste und verwarf allen Götzendienst. Er verbot den Genuß sowohl des Kuh- wie des Schweinefleisches, letzteres um mit den im Pendschab zahlreichen Mohammedanern in ein weniger gespanntes Verhältniß zu kommen. Er empfahl ein beschauliches Leben und Bekehrung Andersgläubiger ohne Zwang und Gewalt. Erst unter dem zehnten Meister, Guru Gowind, gelangten die Sikhs zu größerer Bedeutung als Religionsgemeinschaft. Die Chalassa-Sikhs halten an der ursprünglichen Lehre fest; die Chalsa-Sikhs dagegen warfen sich vor etwa siebenzig Jahren auch auf die Politik, um als Auserwählte Gottes ein Volk und einen Staat zu bilden. Ueberhaupt kamen auch in dieser religiösen Gemeinschaft der Sikhs, wie überall, Spaltungen vor. Das heilige Buch, der Adi Granth (welcher, wie wir neulich aus Trübner's Oriental Record erfahen, auf Anlaß der britischen Regierung ins Englische übersetzt worden ist), ist aus Aussprüchen und Offenbarungen Nanek's zusammengesetzt. Die Genossenschaft verhielt sich friedlich, bis der sechste Guru nach Guru Gowind, Har Gowind, Kampf gegen die Mohammedaner begann und den Sikhs den Genuß des Schweinefleisches erlaubte. Jeder, wer in die Reihen der Chalsons eintritt, erhält eine Weihe; er muß sich die Füße waschen, in das Wasser Zucker werfen, dasselbe mit einem Dolch umrühren und trinken, nachdem er jeder Kaste und jeden Glauben an eine Seelenwanderung abgeschworen hat. Dann ist er ein Singh, d. h. Löwe, darf weder Haupt- noch Barthaar scheeren und keinen Taback rauchen; er hat das Recht, Waffen zu führen, muß Stahlbänder am Arme und blaue Kleidung tragen.

Als Guru Gowind's Jünger Banda Neuerungen einführen wollte, fielen Alle, welche an Gowind's Ordnungen hielten, ab, sie stellten sich als Krieger Gottes hin, als Akali, d. h. Unsterbliche, und sie bilden gegenwärtig noch die fanatischen Tempelhüter der heiligen Stätten.

Nach Banda's Tode theilten sich die Gläubigen in Bündnisse (Misal), deren jedem ein Serdar vorstand. Sobald es sich um gemeinschaftliche Angelegenheiten handelte, versammelten sich alle Serdars als Guru Mata (großer Volksrath) in der heiligen Stadt Amritsir. Aber zu einer einheitlichen Macht wurden die Sikhs erst in unserm Jahrhundert, als einer der Serdars, der berühmte Randschit Singh, die Oberherrschaft gewann und als Maharadscha regierte. Nach seinem Tode, der 1839 erfolgte, befehdeten die verschiedenen Serdare einander und vier Thronfolger wurden nach einander ermordet. Als die Sikhs einen Ueberfall auf britisches Gebiet unternahmen, wurden sie in einen Krieg mit England verwickelt und aufs Haupt geschlagen. Ihr Reich ging zu Ende, es ist 1849 annectirt worden. Seitdem bilden die Sikhsoldaten die besten und zuverlässigsten Truppen unter den eingeborenen Regimentern des indischen Heeres, aber nur die Zeit kann lehren, ob ihre Treue unter allen Umständen die Probe hält.

Die Goldgräber in Sibirien.

I.

W. — Als vor einigen zwanzig Jahren das goldreiche Sand am Ufer des Sacramento entdeckt wurde, verließen Massen der Bevölkerung den heimathlichen Boden und eilten haufenweise nach Californien. Es war eine Art von Epidemie, eine Krankheit, ein Goldfieber. Das Goldgraben, wie überhaupt alle Mittel, die zum schnellen Reichwerden führen sollen, ist mehr ein Spiel des Zufalls, als eine Speculation. Auf Hunderte, Tausende von Spielern findet man einige wenige Glückliche. Die sibirische Erde, reich an Mineralien, verbirgt in ihrem Schooße auch das kostbare Metall, und seit dem Augenblicke, daß der goldergiebige Sand entdeckt wurde, beschäftigen sich sowohl hiesige als auch auswärtige Einwohner mit Goldgraben, eben so auch Speculanten, welche aus Europa hierher kommen.

Die hiesigen Verhältnisse sind ganz anders als in Californien. Klima, Unzugänglichkeit der Wälder, Localeinrichtungen, die geringe Goldergiebigkeit, und vielleicht am meisten die ganz anderen Verhältnisse Sibiriens, alles das macht, daß das, was in Californien zuerst ein Goldschwindel war, sich hier immer als eine einfache Unternehmung darstellte. Unser Klima trägt schon viel dazu bei, das Goldfieber zu dämpfen; unter dieser geographischen Länge und Breite fließt das Blut in den Adern langsamer, das Herz in der Brust schlägt ruhiger, die Phantasie wird nicht so erregt, wie in der wärmern Zone, und wenn ausnahmsweise einer von den Goldgräbern reichern Sand gefunden hat und dadurch auf einige Zeit von der Leidenschaft ergriffen wird, so macht der nahende Winter dem Fieber ein Ende, indem eine harte Erdkruste, welche kein Eisenstab zu durchbrechen im Stande ist, eine dicke Schneeschicht und ein vierziggrädiger Frost ihm als Hinderniß entgegentreten. Dann kann in Californien ein Jeder, der gesunde Hände, den Willen reich zu werden und Energie besitzt, Gold graben; in Sibirien aber, wo zuerst Erlaubniß von der Regierung einzuholen ist, wo ein Jeder sich selbst Alles schaffen muß, wie den entsprechenden Boden kaufen oder pachten, Maschinen von Weitem herbeischaffen, eine entsprechende Zahl Arbeiter dingen und endlich Wohnungen für sie bauen muß: in solch einem Lande kann nur ein kleinerer oder größerer Capitalist Goldgräber werden. Der mäßige Ertrag des Goldes endlich beweist, daß sowohl das Goldfieber als das Risico geringer ist.

Die Menge des ausgebeuteten Goldes im ganzen östlichen Sibirien beträgt ungefähr jährlich 600 Pud; um aber eine Vorstellung zu haben, wie gering das Verhältniß des Goldes zum Sande ist, welches beim Durchwaschen wegfällt, wird es genügen, wenn wir sagen, daß in zwei Bezirken, Afchunsk und Minnsinsk (im Gouvernement Jenifeisk), man kaum 70 Pud Gold jährlich gewinnt, das Gewicht aber des gegrabenen Sandes 60,000,000 Pud beträgt.

Nur eine kleine Zahl von Unternehmern wird reich, doch auch nur wenige gehen ganz zu Grunde; die meisten fristen ihr Leben von Jahr zu Jahr, wie andere Unternehmer, zufrieden, wenn das erbeutete Gold nach Deckung aller Unkosten ihnen ermöglicht, den Winter in Ruhe zu verbringen. Alle diese Umstände zusammengenommen machen klar, daß während in Amerika der größte Theil der Goldsucher aus Abenteurern besteht, in Sibirien es einfache Unternehmer sind.

Die Goldausbeute in Sibirien wird von Jahr zu Jahr geringer, die Verringerung derselben findet aber nur statt in den Bergwerken des Gouvernements von Tomsk, Jenifeisk und Irkutsk, denn die neuen Provinzen am Amur und die weiten Ebenen von Jakutsk enthalten in ihrem Schooße noch unberechenbare Schätze von Mineralien. Seit Kurzem fing man an, die weiten und wüsten Flächen auszubeuten, und das Resultat entsprach vollkommen den gehegten Hoffnungen. Die in den Amurländern entstandenen Goldwäschereien der Herren Jakotson, Luinid, Bazarow, Sibiriakow waschen jährlich 100 bis 150 Pud Gold aus, und die Gesellschaft Benardake u. Comp. hat ihre Thätigkeit sogar auf die seit Jahrhunderten unberührten Ebenen von Jakutsk erweitert. Nur derjenige, der die Provinz von Jakutsk kennt, kann begreifen, mit welchen Hindernissen ein Unternehmer dort zu kämpfen hat, um seine Pläne zu verwirklichen. Längs dem Flusse Lena befinden sich Dörfer in einer Entfernung von 500 bis 1000 Werst von einander, sonst giebt es keine Spur von menschlichen Wohnungen, so daß zu den dort entstandenen Goldwäschereien alle Lebensmittel aus großer Entfernung, die auf Tausende von Werst sich beläuft, geholt werden müssen. Anfangs brachten die Goldgräbereien nicht die Einkünfte ein, die sie hätten abwerfen können. Schuld daran waren die Einrichtungen, welche die Thätigkeit der Unternehmer vielfach hemmten. So z. B. wurde die Erlaubniß zur Ausbeute nur einzelnen Classen ertheilt; die Plätze mußten auch bei geringer Freigebigkeit ein ganzes Jahr bearbeitet werden, wenigstens auf 50 Quadratklafter. Kleinere Capitalisten konnten sonach keine Goldwäschereien anlegen, und der Golddiebstahl hatte in jenen Zeiten einen weit größern Umfang angenommen als heutzutage, obgleich die Maßregeln, die ihn beschränken sollten, ziemlich streng waren.

Die neue Regierungsverordnung, welche vor einigen Jahren eingeführt wurde, räumt einem Jeden das Recht ein, in diesen Gegenden Gold zu graben, sie hat dem wankenden Unternehmungsgeiste frischen Antrieb gegeben. Viele Privilegirte, die bis dahin meistens Bevollmächtigte oder Verwalter an die Spitze der Unternehmung gestellt hatten, zogen sich ganz zurück, und an ihre Stelle traten neue Capitalisten; es entstanden Gesellschaften. So bildeten sich größere Capitalien und der Handelsverkehr vergrößerte sich bedeutend. Lebensadern dieses Verkehrs sind Sammelplätze: die Miethcomptoire der Arbeiter. Die Thätigkeit beginnt schon im Winter, wo man größere Portionen roher Lebensmittel einkauft. Man macht Geldanleihen und bemüht sich, eine möglichst große Summe zusammenzubringen. Nicht nur kleine Städte, sondern auch größere Dörfer und sogar einzelne Gemeinden ziehen aus diesem Verkehr Nutzen. Die Bauern verkaufen ihre Feldfrüchte, die Handelsleute ihre Waaren und die Viehhändler machen glänzende Geschäfte. Wenn auch die Zinsen auf einige Zeit höher steigen, so findet dafür ein regerer Umtausch der Producte statt, und die Thätigkeit, die sich überall zeigt, regt auch diejenigen an, welche ohne diese Veranlassung ganz unthätig bleiben würden. Es ist keine Furcht vorhanden, daß die anderen Gewerbszweige durch die Geldverwendung zu den Goldwäschereien ins Stocken kommen. Daß die Gewerbe in Sibirien überhaupt auf niederer Stufe stehen, ist nicht die Folge der Unzulänglichkeit der Capitalien, sondern vielmehr die Folge des Mangels an Energie der Unternehmer. Die Eisenhütte des Herrn Per-

niakow sowie die Glashütte der Herren Issakow und Gusiew besitzen entsprechende Capitalien, und wenn sie sich nicht gut rentiren, so ist es in Folge der Vernachlässigung der Fabrikation und der niedrigen Sorte der Producte. Das Betriebscapital der Eisenhütte von Perniakow beträgt 60,000 Rubel, der Glashütte von Issakow 40,000 Rubel, und der im vorigen Jahre neu entstandenen Hütte von Gusiew 25,000 Rubel Silber. Die Fabrikherren wollen sogleich die ganzen Betriebskosten wieder erlangen, ungeachtet der Einkünfte, die sie beziehen, und das eben ist die Ursache des Nichtgedeihens der Fabriken.

Doch kehren wir zu unserer Aufgabe zurück. Im Anfange des Monats März ziehen aus den Städten, Dörfern und Colonien lange Reihen von Schlitten, beladen mit Fleisch, Mehl, Zwieback &c. An der Grenze der Steppen werden die Sachen auf Pferde gepackt und zu den Goldwäschereien befördert, die sich meistentheils inmitten der Wälder befinden. Die Stelle selbst wird Taig genannt, und sie befindet sich fast immer in großer Entfernung von den bewohnten Ufern der Flüsse und Ströme. Doch ich muß zuerst erwähnen, auf welche Weise der Unternehmer in Besitz des entsprechenden Grundstückes gelangt. Das kann er auf zweierlei Weise. Entweder wählt er sich selbst sein Grundstück, welches ihm goldergiebig zu sein scheint, oder er kauft ein solches von seinem Vorgänger. Im erstern Falle begiebt er sich mit einigen gemietheten Arbeitern in die Wälder, gräbt in verschiedenen Richtungen, wäscht den Sand aus, und wenn er gefunden hat, was er sucht, meldet er der Obrigkeit über das von ihm in Besitz genommene Grundstück, für welches er vom Tage der Anmeldung an 15 Kopeken für ein sogenanntes Poponni-Klafter jährlich zahlt, ohne Rücksicht auf die Quantität des Goldes, die er daraus gewinnen kann, eben so ohne Rücksicht, ob er den Platz bearbeiten läßt oder nicht. (Das sogenannte Poponni-Klafter hat die Länge einer gewöhnlichen Klafter, seine Breite aber beträgt bisweilen von zwei bis fünf Werst. Die Goldplätze befinden sich gewöhnlich in einem Thale, welches zu beiden Seiten von Bergen eingeschlossen ist und durch dessen Mitte häufig ein Fluß oder Bach zieht. Sonach nimmt die Länge des Poponni-Klafters die ganze Länge des Thales ein; seine Breite aber wird gar nicht gemessen und wird nur durch die Berge zu beiden Seiten begrenzt.) Man könnte glauben, daß der Ankauf eines schon ausgebeuteten Platzes, auf dem sich bereits die entsprechenden Wohnungen und Maschinen befinden, ein sehr vortheilhaftes Geschäft sei; dem ist aber nicht so, denn die schlauen Einwohner geben sich alle mögliche Mühe, den Käufer zu betrügen. Der Verkäufer bemüht sich, die größte Goldergiebigkeit des Platzes zu zeigen, der Käufer aber, von allen Künsten, die man braucht, um ihn zu hintergehen, benachrichtigt, hat ein wachsames Auge auf Alles, was um ihn geschieht. Und dennoch wird er häufig von seinem Vorgänger mit raffinirter List hintergangen.

Vor der Unterzeichnung des Kaufvertrages findet ein Versuch der Goldergiebigkeit des Bodens statt. Da der Käufer sehr gut weiß, daß der Verkäufer oder seine Leute vor dem Versuche eine Quantität des dazu mitgebrachten Goldes auf die Erde hinstreuen können, nimmt er einige seiner vertrautesten Leute mit, welche beständig auf die Hände des bisherigen Besitzers und seiner Leute aufpassen. Dessen ungeachtet kamen öfters Beispiele vor, daß die Plätze, welche beim Versuche ziemlich große Ergiebigkeit zeigten und sogar größere Stücke Gold enthielten, nach dem Kaufe eine sehr kleine Quantität Metall ergaben, oder auch völlig dessen entbehrten. Wie konnte eine so unbegreifliche Erscheinung stattfinden? Einfach auf die Weise, daß sowohl der Verkäufer als seine Leute während des Versuches Cigarretten rauchten, deren Taback zuvor geflissentlich mit Gold vermengt war, und so kamen zu dem zur Probe ausgewaschenen Sande neue Goldtheile. Diese List ist jetzt so bekannt, daß man sich verbittet, bei der Probe Taback zu rauchen. Indeß haben wahrscheinlich die verschmitzten Einwohner eine neue Kunst erdacht, um die Käufer zu hintergehen.

In der jetzigen Zeit zerfallen die Unternehmer in drei Classen. Zur ersten gehören die reichsten Capitalisten, welche eine oder mehrere Goldgräbereien besitzen; zur zweiten diejenigen, welche kleinere Capitalien, aber doch wenigstens eine Goldgräberei haben. Zur dritten diejenigen, deren Capital unzulänglich ist, um auf eigene Hand das Gewerbe zu betreiben, und die deswegen größere oder kleinere Gesellschaften bilden und sich in dem Gewinn theilen. Die zweite und die dritte Classe hat den meisten Nutzen, da die Unternehmer selbst an Ort und Stelle sich befinden und sogar öfters Hand an die Arbeit legen, was um so nöthiger ist, da die Arbeiter im höchsten Grade demoralisirt sind. Die Reichen, welche gewöhnlich weit entfernt in großen Städten leben, verwalten ihre Goldwäschereien durch Bevollmächtigte, die aber meistentheils nur an ihr Wohlergehen denken, und dadurch erleidet der ganze Gewerbszweig ein großes Hemmniß. Bevor nicht der sittliche Verfall der Arbeiter beseitigt wird, darf man kein Aufblühen des Gewerbszweiges erwarten. Die Sittlichkeit des Arbeiterstandes wäre allerdings zu erhöhen, jedoch hängt Alles davon ab, ob die Unternehmer begreifen werden, daß das sittliche Wohlsein der Arbeiter mit ihrem eigenen Wohlstande verknüpft ist.

Um die Ursache der Entsittlichung dieser Classe zu begreifen, müssen wir hier näher die Art und Weise des Lebens der Arbeiter schildern. Einige Wochen vor dem 15. März werden Beamte der Unternehmer in die benachbarten Gemeinden geschickt, um Arbeiter auf die ganze Saison zu miethen. Der Miethslohn beträgt monatlich 3½ bis höchstens 6 Rubel Silber, und sofort bekommt der Arbeiter Handgeld von 10 bis 15 Rubel. Als Sicherheit übergiebt er dem Beamten sein Legitimationspapier. Das empfangene Handgeld vertrinkt er, und wenn die Zeit der Abreise kommt, geht er entweder freiwillig, oder wird mit Gewalt an den Ort seiner Bestimmung abgeführt. Wie kommt es, daß in Sibirien, wo der Verdienst so leicht und immer zu finden ist, die Bauern gern in eine Goldwäscherei gehen? Nur deswegen, weil die Unternehmer die schwache Seite des Volkes sehr gut kennen und sich bemühen, dessen Leidenschaft durch Branntwein noch mehr zu erregen. Branntwein wird in Massen unentgeltlich vertheilt, Gesang hört man von allen Seiten, mit Begleitung der sogenannten Balalaika (einer Art Violine), und die bunten Banknoten sieht man überall. Das Alles verursacht eine wilde Freude, und die Unternehmer ziehen daraus ihren Vortheil. Wenn die Beamten genug Leute gemiethet haben, ziehen sie sich zurück, die ermüdeten Musikanten spielen nicht mehr und die armen Bauersleute fühlen, daß sie eine Unvorsichtigkeit begangen haben. Doch es ist schon zu spät, denn der Contract ist unterschrieben. Daher wird der Tanz wieder erneuert, der Branntwein wieder hervorgeholt, und die Freude dauert so lange, bis der letzte Kopeken ausgegeben ist, häufig werden sogar der Pelzüberrock und alle Sachen, die man bei sich hat, verpfändet, oder um Spottpreis verkauft, um dafür Branntwein zu kaufen. In diesem Augenblicke finden sich wieder die Beamten inmitten der verwilderten Menge ein, versehen die Bauern mit Pelzen und allem Nothwendigen, Alles auf Rechnung des künftigen Verdienstes.

Culturbestrebungen in Japan.

Die Japaner machen uns in der That keine geringe Freude. Es wohnt den Leuten dieses ostasiatischen Inselreiches viel Frisches, Gesundes, Energisches und ein aufrichtiges Streben nach geistiger und materieller Entwickelung, ein rechtschaffener Drang nach Fortschritt inne. Vor zwanzig Jahren waren sie von der Außenwelt noch völlig abgesperrt, und heute stehen sie mitten im großen Weltverkehr. Mit einer wunderbaren Raschheit, mit feiner Intelligenz und großer Entschlossenheit haben sie nach kurzem Schwanken und Tasten ihre neue, gegen früher völlig veränderte Lage begriffen und gezeigt, daß sie in der That ein actives Culturvolk sind. Als ein solches stehen sie höher, als manche europäische Völker oder Stämme. Vor allen Dingen sind sie gebildete, wohlerzogene Leute, der Schulunterricht erstreckt sich auf alle Classen, die einander gegenseitig mit Höflichkeit behandeln. Sie erfreuen sich einer hohen Civilisation, die allerdings eine eigenartige ist und von unserer abendländischen vielfach abweicht. Wir haben aber deshalb kein Recht, dieselbe vornehm über die Achsel anzusehen. In manchen Zweigen der Agricultur und der Gewerbe sind sie uns voraus, und ihr Staatswesen haben sie den neuen Bedürfnissen gemäß gründlich umgestaltet.

Es ist der japanischen Regierung voller Ernst, als gleichberechtigtes Mitglied in den Kreis der civilisirten Völker einzutreten und eine geachtete Stellung einzunehmen. Das System der Abgeschlossenheit und des mißtrauischen Zuwartens ist gefallen, und schon seit längerer Zeit ist man bestrebt, sich mit dem Abendlande ins Gleichgewicht zu setzen. Viele Japaner reisen im Abendlande, um hier Staatseinrichtungen, Sitten, Gebräuche und Industrie kennen zu lernen, junge Männer in beträchtlicher Anzahl liegen auf europäischen und nordamerikanischen Universitäten mit Eifer den Studien ob, und ihre Intelligenz ist der unserigen vollkommen ebenbürtig.

Im Laufe des Jahres 1872 werden die Verträge erneuert werden, welche zwischen den fremden Mächten und der japanischen Regierung abgeschlossen worden sind. Die letztere hat eine Gesandtschaft in großartigem Stil abgeschickt, welche Nordamerika und Europa besucht, um an den betheiligten Höfen den Beweis zu liefern, daß man im Inselreiche des Sonnenaufgangs ernst und ehrlich ein gutes Einvernehmen mit den Fremden aufrecht erhalten und die freundlichen Beziehungen fortsetzen will.

Diese Gesandtschaft landete Mitte Januars zu San Francisco in Californien; auf dem Dampfer „Amerika“ flatterte die japanische Reichsflagge; sie wurde vom Fort Alcatraz mit den gebührenden Salutschüssen begrüßt und feierlich empfangen. An ihrer Spitze steht der japanische Premierminister Iwakura, als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei den verschiedenen Höfen; sein Adjunct ist Kedo, Mitglied des kaiserlichen Geheimenrathes; andere hervorragende Mitglieder sind der Finanzminister Akabo, Ito, Minister der öffentlichen Arbeiten, und Hama Guei aus dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Dazu kommen 26 Attachés, 16 Secretäre und Dolmetscher, 16 Diener und 23 Studenten; im Ganzen zählte man 105 Personen. Darunter auch fünf Prinzessinnen, welche in einer amerikanischen Lehranstalt, dem Vassar College, Unterricht erhalten sollen.

Aus Yokohama wird vom 23. December gemeldet, daß von dort drei japanische Kriegsdampfer nach Europa abgehen sollten, um zur Verfügung der Gesandtschaft zu sein. Der Mikado hatte in eigener Person Musterung über dieselben gehalten. Seine kaiserliche Majestät, Abkömmling der alten Landesgötter, hat folgenden Erlaß veröffentlicht:

„Mein Land ist nun in einem Uebergange begriffen und erleidet eine völlige Umwandelung von alten zu neuen Anschauungen. Das entspricht meinem aufrichtigen Wunsche. Ich fordere nun alle verständigen und aufgeklärten Männer auf, hervorzutreten und der Regierung mit gutem Rathe beizustehen. Es ist in der That nothwendig, daß man in jungen Jahren fremde Länder besuche, um sich in Betreff der Anschauungen in der Außenwelt zu unterrichten. Sowohl Jünglinge wie auch Mädchen, welche Männer und Frauen werden sollen, müssen ins Ausland gehen dürfen, und die Kenntnisse, welche sie erwerben, werden meinem Lande zu Gute kommen. Personen weiblichen Geschlechts haben bisher keine höhere gesellschaftliche Stellung gehabt, weil man annahm, es fehle ihnen an Verständniß; wenn sie aber unterrichtet und intelligent sind, muß ihnen die gebührende Achtung zu Theil werden. Sechs junge japanische Fräulein von hohem Range gehen unter Obhut der Frau de Long (Gemahlin des amerikanischen Gesandten) nach Amerika, um dort auf Staatskosten unterrichtet zu werden.“

Man sieht, welche Luftströmung am kaiserlichen Hofe in Yeddo herrscht. In San Francisco begannen die Gesandten gleich am Tage nach ihrer Ankunft praktische Studien; sie besuchten die Schulen, Gerichtshöfe und Gefängnisse, gewerbliche Anstalten, die Wasserwerke &c., und Jedermann gab zu, daß sie vollendete Gentlemen seien. Die meisten hatten europäische Tracht angelegt.

Am 23. Januar gab man ihnen zu Ehren ein großartiges Banket, an welchem etwa 200 angesehene Männer Theil nahmen. Prinz Iwakura nahm den Ehrenplatz ein, neben ihm hatten die höchsten Bundes- und Staatsbeamten Platz genommen. Nach den üblichen Trinksprüchen erhob sich Se. Excellenz Ito und hielt in fließendem Englisch eine Rede, welche für die neue Stellung Japans in hohem Grade kennzeichnend und ehrenvoll ist. Sie enthält in der That ein Programm des Fortschrittes.

Nachdem Ito für die ehrenvolle Aufnahme gedankt, sprach er Folgendes: „Hier ist vielleicht die passende Gelegenheit, in aller Kürze einen zuverlässigen Ueberblick der in Japan durchgeführten Reformen zu geben, denn nur wenige Ausländer haben genaue Kunde über die inneren Verhältnisse unseres Landes.

Wir haben freundlichen Verkehr mit allen Vertragsmächten unterhalten, und das gute Einvernehmen von Seiten unseres Volkes hat unsern Handelsverkehr gesteigert. Unsere Gesandtschaft hat specielle Instructionen von Sr. Majestät dem Kaiser; es ist ihre Aufgabe, die Rechte und Interessen unserer verschiedenen Nationen zu wahren, und sie wünscht die Verbindung derselben für die Zukunft noch enger zu knüpfen. Ich bin überzeugt, daß wir beiderseitig einander uns immer mehr schätzen werden, je näher wir einander kennen lernen. Durch Lesen, durch Hören und Beobachten in fremden Ländern hat man bei uns im Allgemeinen Kunde über die Verfassungen, Sitten und Gebräuche des Auslandes. Heute begreift man in Japan fremde Gebräuche, und es ist der ernstliche Wille der Regierung wie des Volkes, nach der höchsten Civilisation zu streben, wie sie bei aufgeklärten Nationen vorhanden ist. Zu diesem Behufe haben

wir von ihnen Einrichtungen angenommen in Bezug auf das See- und Kriegswesen, in Unterricht und in den Wissenschaften, und im Gefolge des Handels sind vielfach Kenntnisse bei uns eingeströmt. In materieller Civilisation hat unsere Reform einen raschen Fortgang genommen, aber die geistige Reform unseres Volkes ist doch noch viel bedeutender. Darüber sind bei uns die verständigsten Männer, welche beobachtet haben, einverstanden. Unser Volk ist Tausende von Jahren durch despotische Herrscher in absoluter Unterwürfigkeit erhalten worden und kannte die Denkfreiheit nicht. Aber in Folge der Reformen in materiellen Dingen lernte es die ihm gebührenden Rechte begreifen. Der Bürgerkrieg war nur eine vorübergehende Erscheinung. Unsere Daimios verzichteten großmüthig auf ihre Fürstenthümer zu Gunsten der Reichsregierung; sie thaten es freiwillig. Im Laufe eines einzigen Jahres ist das Feudalsystem, welches Jahrhunderte lang fest eingewurzelt war, völlig abgeschafft worden, ohne daß ein Kanonenschuß gefallen oder ein Tropfen Blutes vergossen worden wäre!

Diese wundervollen Ergebnisse sind erzielt worden durch gemeinschaftliches Handeln der Regierung und des Volkes, beide haben die Bahn friedlicher Reformen beschritten. Giebt es ein Land, das im Mittelalter sein Feudalsystem ohne Krieg niedergebrochen hätte? Jene Thatsachen liefern uns den Beweis, daß der geistige Umschwung in Japan der materiellen Entwickelung noch vorausgeschritten ist. Nun hoffen wir, durch sorgfältigen Unterricht und durch gute Erziehung des weiblichen Geschlechtes für die kommenden Generationen noch höhere Intelligenz zu erreichen, und bereits sind Jungfrauen aus Japan hierher in Ihr Land gekommen, um hier ihre Ausbildung zu erhalten. Bis jetzt kann Japan keinen Anspruch auf Originalität machen, es wird sich aber der praktischen Weisheit befleißigen, indem es sich die Vortheile aneignet, welcher aufgeklärte Nationen sich erfreuen, und die Fehler und Irrthümer vermeidet, welche die Geschichte dieser Völker aufweist. Es wird sich die Erfahrung zum Lehrmeister nehmen.

Vor etwa einem Jahre prüfte ich in Washington das Finanzsystem der Vereinigten Staaten; jede Einzelnheit, welche ich erkundete, berichtete ich an meine Regierung, welche auch meine Rathschläge befolgt hat. Manchen derselben ist bereits praktische Folge gegeben worden. Im Departement der öffentlichen Arbeiten, das unter meiner Leitung steht, ist der Fortschritt befriedigend. Eisenbahnen sind sowohl im östlichen wie im westlichen Theile des Reiches im Bau, die Telegraphendrähte reichen schon Hunderte von Meilen weit und binnen wenigen Monaten werden eintausend Miles vollendet sein. Wir haben nun an unseren Küsten Leuchtthürme, und auf unseren Schiffswerften herrscht große Thätigkeit. Das Alles fördert unsere Civilisation, aber wir erkennen dabei vollständig, wie sehr wir dafür Ihnen und anderen fremden Nationen zu Dank verpflichtet sind.

Japan ist eifrig beflissen, vorwärts zu schreiten. Die rothe Scheibe in unserer Nationalflagge soll nicht länger eine Oblate auf einem verschlossenen Briefe sein, sondern das, was sie ja auch ursprünglich bedeutet, das Sinnbild der aufgehenden Sonne, die sich vorwärts bewegt und aufwärts steigt inmitten der aufgeklärten Nationen dieser Erde."

Eine solche Rede kann sich hören lassen. Wir haben die Ausdrucksweise und den Satzbau geflissentlich so wiedergegeben, wie der Japaner Ito beide in englischer Sprache gefaßt hat. Ob wohl Europäer eine solche Rede in eben so fließendem Japanisch würden improvisiren können?

* * *

Wir wollen ein Memorandum der japanischen Regierung mittheilen, das ganz geeignet ist, Aufklärung über ein Thema zu geben, welches sehr häufig auf das Tapet gebracht wird.

Die Verhältnisse zwischen den europäischen Handelsmächten und den ostasiatischen Regierungen würden im Allgemeinen einen zufriedenstellenden Verlauf nehmen, wenn nicht wegen der Missionäre so häufig Irrungen und Zerwürfnisse entständen. Fast alle Conflicte lassen sich, die beiden Kriege des Opiums wegen ausgenommen, auf solche zurückführen. Es ist und bleibt nun einmal Thatsache, daß die ostasiatischen Völker die Lehren der abendländischen Prediger anstößig und beleidigend für ihre Landesreligionen finden, und in den Verträgen, welche sie zwangen, jene Occidentalen zu dulden, etwas Demüthigendes finden. Wir haben im „Globus" mehrfach erörtert, wie es in dieser Beziehung mit China steht; jetzt hat man aber auch über „religiöse Verfolgungen" in Japan Klage geführt.

Der bekannte Verein, welcher sich „Evangelische Allianz" nennt, hatte am 9. Februar 1872 in London eine Audienz beim Minister des Auswärtigen, Lord Granville, um über solche „Verfolgungen" Vorstellungen zu machen. Man klagte über Folgendes. Seitdem der Mikado die Regierung übernommen, habe man an öffentlichen Gebäuden wieder Tafeln aufgehängt mit der Aufschrift: „Die Christensecte ist streng verboten." Vor etwa drei Jahren seien nahezu 4000 Bekehrte, alle, mit Ausnahme weniger Protestanten, Katholiken, verbannt und großen Entbehrungen preisgegeben worden. Ein Japaner, der nicht Christ geworden, Lehrer des amerikanischen Missionärs Green, sei bei Nacht verhaftet und ins Gefängniß gebracht worden, weil er die Bibel gelesen habe. Ein jüngst erlassenes Gesetz bedrohe Alle mit Strafen, welche Predigten anhören und darüber keine Anzeige machen; der alte Brauch, das Kreuz mit Füßen zu treten, den man angeblich abgeschafft habe, sei noch in Praxis, welche in jedem Jahre in manchen Dörfern vorkomme. Ein eben aus Japan zurückgekehrter Geistlicher hob hervor, daß die japanische Regierung wohl gegen die Anhänger der päpstlichen Kirche feindselig auftrete, aber nicht gegen die Protestanten.

Lord Granville hatte den englischen Gesandten Sir Harry Parkes zur Seite und überließ diesem die Erwiederung. Die beim Hof in Yeddo beglaubigten Diplomaten sind gegenwärtig in Europa, um mit ihren Regierungen der neuen Verträge halber persönlich zu verkehren. Parkes gab zu, daß in Japan religiöse Verfolgungen stattfinden, er gebe jedoch den Herren zu bedenken, daß dieselben ein aus zwei Jahrhunderten überkommenes Vermächtniß seien. Die Ereignisse, welche zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts stattgefunden, seien im Gedächtnisse der Japaner noch sehr lebendig. Es war ein von den Christen (Jesuiten) angezettelter Krieg (Rebellion der japanischen Christen, um den Kaiser, der ein blinder Heide sei, vom Throne zu stürzen, und einen von den Jesuiten bekehrten Prinzen auf denselben zu erheben), welcher zur Austreibung der Christen führte. Das in jener Zeit gegebene Gesetz ist nicht widerrufen worden, es gilt bis auf den heutigen Tag und ist einmal so streng vollzogen worden, daß zwölf Leute, welche sich zum Christenthume bekannten, hingerichtet wurden. Thatsache bleibt, daß die Lehre der Christen die Grundlage untergräbt, auf welcher die Autorität des Mikado ruhet. Dieser ist, gemäß dem Volksglauben, von göttlicher Abstammung; ein Erlaß, welcher die Duldung einer fremden Religion ausspräche, würde jenen Glauben des Volkes beeinträchtigen. Die Bevölkerung des Dorfes Urakami ist allerdings aus demselben wegtransportirt worden, aber nur weil, wie die japanische Regierung amtlich erklärt, man einem Ausbruche religiöser Gefühle zuvorkommen und die Ordnung aufrecht erhalten

wollte. Sie gab den fremden Gesandten die Versicherung, daß die Leute gut behandelt werden sollten. Parkes beauftragte einen Beamten, den Sachbestand zu ermitteln. An zwei Punkten fand derselbe, daß die Verbannten gut behandelt wurden, an einem dritten waren sie manchen Beschwerlichkeiten ausgesetzt. Als die japanische Regierung letzteres erfuhr, sprach sie öffentlich ihren Tadel gegen die betreffenden Beamten aus und ließ diesen Wischer in der „Hofzeitung“ veröffentlichen.

Die japanischen Minister gaben Herrn Parkes folgende Versicherung: Sie seien verpflichtet, die Gesetze aufrecht zu erhalten, namentlich auch solche, welche auf Religion Bezug haben; sie hätten aber nichts dagegen, daß neue Meinungen verbreitet würden, wie sie denn auch solchen neuen Ansichten nichts in den Weg gelegt hätten, welche sich in Bezug auf Politik und Handelsverhältnisse Bahn gebrochen hätten. Aber Umwandelungen in Betreff der Religion wären mit einem Wechsel in Gesinnungen und Ueberzeugungen verbunden, und es sei der Regierung, so liberal sie auch denke, unmöglich, die Hand dazu zu bieten, daß die Vorurtheile und Traditionen, welche das Volk nun einmal habe, über den Haufen geworfen würden. Er, Parkes, werde allemal Vorstellungen machen, wenn japanische Christen unduldsam behandelt würden. In Japan gehe es übrigens mit der Aufklärung rasch vorwärts und die Regierung leiste derselben Vorschub. Die Dinge würden sich wohl besser gestalten, vorausgesetzt, daß nicht unverständige und unüberlegte Propaganda gemacht werde.

Um der „Evangelischen Allianz“ den Standpunkt klar zu machen, las er ihr dann ein Memorandum vor, welches die japanische Regierung an die fremden Gesandten gerichtet hat. Dasselbe ist von hohem Interesse den Missionsberichten gegenüber, welche allemal nur die eine Seite der Auffassung wiedergeben. Hier werden nun die Ansichten der andern Seite klargestellt.

„Die japanische Regierung vernimmt mit Bedauern, daß ihr Verfahren gegen einige ihrer Unterthanen in Urakami, welche sich Christen nennen, bei den Vertretern der auswärtigen Mächte Mißfallen erregt hat. Sie legt großen Werth auf die Freundschaft und die gute Meinung der Mächte, mit welchen sie durch Handelsverkehr und durch Verträge in Verbindung steht; sie kann schon aus diesem Grunde nicht umhin, gründliche Aufklärung über jenen Gegenstand zu geben und die Beweggründe zu ihrem Vorgehen mitzutheilen; sie will dadurch etwaige Mißverständnisse beseitigen.

Nichts liegt den Absichten der japanischen Regierung so fern, als ihre Unterthanen wegen religiöser Unterschiede zu bestrafen, es sei denn, daß ein rebellischer und meuterischer Geist, wie jüngst in Urakami, damit verbunden sei.

Die Regierung hat nie daran gedacht, von den privaten religiösen Meinungen irgend eines ihrer Unterthanen Notiz zu nehmen. Ein genügender Beweis, wie liberal die Ansichten in religiöser Beziehung sind, liegt schon darin, daß sie manche Männer, die als Missionäre nach Japan gekommen sind, in ihren Dienst genommen hat, daß dieselben als Lehrer für Wissenschaften und fremde Sprachen bei öffentlichen Unterrichtsanstalten wirken, — daß ferner ausländische Bücher, auch solche religiösen Inhaltes, übersetzt und von allen Buchhändlern verkauft werden.

Wenn aber Japaner, unsere Unterthanen, die Religion der Ausländer, das Christenthum, annehmen und dasselbe als Deckmantel gefährlicher Verschwörungen mißbrauchen, wenn sie Mißachtung der Fundamentalgesetze dieses Landes offen zur Schau tragen, — wenn japanische christliche Gemeinden, und zwar in großem Umfange, die Autorität der japanischen Regierung nicht anerkennen und von ihren ausländischen Lehrern angewiesen werden, sich auf den Schutz fremder Mächte zu verlassen, daß sie von jeder Strafe frei sein sollten, weil sie ja Christen wären, — dann kann die Regierung nicht länger unthätig bleiben; sie ist schon der Selbstvertheidigung wegen und um die Autorität Seiner Majestät des Kaisers aufrecht zu erhalten, verpflichtet, solche Maßregeln zu ergreifen, welche derartige mißleitete Unterthanen wieder in den Kreis der Landesgesetze und unserer Staatseinrichtungen zurückbringen. Die japanische Regierung hat sich genöthigt gesehen, in diesem Sinne vorzuschreiten, weil sie davon überzeugt ist, daß das eine Nothwendigkeit sei. Außerdem ist sie auch durch das Andrängen der öffentlichen Meinung auf ihr Verfahren hingewiesen worden. Diese hat keineswegs die beklagenswerthen Ereignisse vergessen, welche mit der Einführung des Christenthums durch katholische Missionäre vor mehr als zweihundert Jahren in Verbindung stehen. Die öffentliche Meinung will und verlangt, daß ein derartiger Same der Zwietracht nicht abermals aufkomme, — einer Zwietracht, welche ehemals die Unabhängigkeit des Landes in Gefahr brachte und die Regierung beinahe über den Haufen geworfen hätte.“

Das Letztere bezieht sich auf die Umtriebe der Jesuiten, in deren Folge ein gefährlicher Bürgerkrieg entstand; in demselben verloren Hunderttausende von Japanern das Leben, alle Christen wurden ausgerottet und das Land schloß sich vom Verkehr mit den Ausländern ab, welche ihm nur Verwirrung und Unheil gebracht hatten. Das neueste Vorgehen der päpstlichen Curie ist nicht geeignet, die japanische Regierung günstiger zu stimmen; die Zeitungen haben Analysen der Encyclica und des Syllabus gegeben und sich in Betreff der päpstlichen Unfehlbarkeit auf das Schärfste ausgesprochen. Eine japanische Zeitung schloß einen Aufsatz mit den dürren Worten: „Der römische Papst hat in Nippon nichts zu sagen und soll auch nichts zu befehlen haben; wir werden ihm einen dicken Riegel vorschieben.“

Aus allen Erdtheilen.

Die Beförderung deutscher Auswanderer über Bremen.

Das Nachweisungsbureau für Auswanderer in Bremen giebt in jedem Jahre einen gründlichen Bericht über die Thätigkeit dieser Behörde, welche alle Anerkennung verdient. Jener über das Jahr 1871 ist am 12. Februar erschienen und enthält interessante Zahlennachweise.

Die erste Fürsorge, welche die Obrigkeit in Bremen den Auswanderern widmete, datirt vom Jahre 1832. Von da an bis zum Schlusse 1871, also binnen vierzig Jahren, sind von dort befördert worden

1,246,879 Personen in 7009 Schiffen.

Diese kolossale Ziffer vertheilt sich auf die einzelnen Jahre in folgender Weise:

1832	10,344	1852	58,551
1833	8891	1853	58,111
1834	13,086	1854	76,875
1835	6185	1855	31,550
1836	14,137	1856	36,517
1837	15,087	1857	49,448
1838	9312	1858	23,177
1839	12,412	1859	22,011
1840	12,806	1860	30,296
1841	9594	1861	16,540
1842	13,619	1862	15,187
1843	9927	1863	18,175
1844	19,857	1864	27,701
1845	31,822	1865	44,665
1846	32,372	1866	61,877
1847	33,682	1867	73,971
1848	29,947	1868	66,433
1849	28,629	1869	63,519
1850	25,776	1870	46,781
1851	37,493	1871	60,516

Die höchste Zahl entfällt, wie man sieht, auf das Jahr 1854, die zweithöchste auf 1867.

Bemerkenswerth ist, wie sehr die Dampfer nach und nach die Beförderung der Auswanderer an sich gezogen haben. Dieselben beförderten:

Im Jahre.	Dampfschiffe.	Passagiere.
1862	16	4,191
1863	21	6,190
1864	22	11,360
1865	26	15,922
1866	43	28,160
1867	67	36,915
1868	76	41,584
1869	104	47,456
1870	82	35,427
1871	102	50,885

Die Segelschiffe, welche vor 12 Jahren noch fast ausschließlich dieselbe besorgten, befördern also jetzt nur noch den zehnten Theil der Auswanderer.

Von diesen landeten 1871 in Neuyork von 123 Dampfern 45,433 Personen, in Baltimore von 37 Dampfern 10,666. Die Segelschiffe, 101 an der Zahl, beförderten nur 9631 Fahrgäste.

Fund von Gesichtsurnen in Ostpreußen.

m. In der letzten Zeit sind hier wieder interessante Funde von Gesichtsurnen gemacht worden. Bereits vor circa 20 Jahren lenkten Förstemann und Stöhlke in den preußischen Provinzialblättern die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, allein der von ihnen angewiesene Weg, die zahlreichen Grabstätten Pommerellens und der Kassubei, wo man diese Urnen besonders findet, systematisch zu durchforschen, wurde nicht betreten. Erst Professor Virchow hat kürzlich die Bahn dazu gebrochen. Veranlaßt durch eine kleine Gesichtsurne, die er zufällig zum Geschenk erhalten, hielt er in der Berliner anthropologischen Gesellschaft einen geistreichen Vortrag, der so zündend gewirkt hat, daß sich bereits ein edler Wetteifer im Aufsuchen solcher Alterthümer zu entfalten beginnt. Den Bemühungen von Dr. Behrendt in Königsberg ist es gelungen, zwei derselben zu erhalten, desgleichen besitzt der Verein Prussia drei und das Königsberger geheime Archiv zwei solcher Funde.

Diese Urnen unterscheiden sich von anderen, mit denen sie in Gemeinschaft gefunden worden, durch zwei, ganz nahe dem obern Rande angebrachte Vorsprünge, die Ohren, zwischen welchen in der Mitte ein dritter Vorsprung schon durch die rechts und links desselben mittelst vertiefter kleiner Kreise angedeuteten Augen und wulstig vorstehenden Augenbrauen als Nase sich zu erkennen giebt, während der Mund etwa nur in der Hälfte der Fälle angedeutet ist.

Interessant ist der Einblick, den man dadurch in Tracht und Sitten der alten Zeit erhält. Die Ohren lassen aus der Durchbohrung errathen, daß das Tragen von Ohrringen schon damals heimisch war; dies zeigen noch deutlicher die darin befindlichen bronzenen Ringe, an denen Kettchen aus Bronze, oder Perlen von Bernstein und blauem Glase hängen. Den Hals umgab ein Halsring, eine Halskette oder sonstiger Schmuck. Dies ist durch die in den weichen Thon eingekratzten Linien und Punkte angedeutet, und zwei der Urnen zeigen auch schon das Herabhängen dieses Schmuckes auf der Brust, namentlich die aus Bär's Gräbern der Liven schon bekannten Urnen. Bei zwei der jetzt bekannten 31 Urnen sind am Bauche, auch erhaben gearbeitet, Arme angedeutet, und an ihnen sind über dem Handgelenk deutlich die häufig sich findenden spiralen bronzenen Armringe erkennbar. Auch die Andeutung eines Gürtels ist erkennbar, und Haare, die bei einer Urne sogar geflochten erscheinen. Der Deckel bildet den Abschluß des Gesichtes und zeigt eine stets reich verzierte Kopfbedeckung. Virchow setzt das Alter dieser Urnen in die Bronzezeit. Aegyptische und etrurische Urnen zeigen bei Gleichheit der Idee doch eine ganz verschiedene Ausführung; ebenso weichen die am Oberrhein und in Schlesien gefundenen von unseren pommerellenschen wesentlich ab, die eine ganz eigenartige Industrie documentiren.

Thonflaschen, welche bei den Eingeborenen in Chile im Gebrauch sind, zeigen im Halse nicht nur auch die Nachbildung des Kopfes, sondern auch auffallend ähnliches Material und gleiche Art der Bearbeitung.

Australien.

Der australische Telegraph war von Adelaide nach Norden hin am 6. Januar schon 1100 Miles lang; er reichte bis Alice Springs, die nördlich von der Mac-Donnel-Kette liegen. Am Port Darwin, wo der nördliche Endpunkt liegt, war zu Anfang des Jahres 1872 das unterseeische Kabel bereits gelandet, und auf dem Lande waren von dort die Drähte nach Süden hin, 180 Miles weit, bis zum Roper River vollendet. Es blieben also nur noch 300 bis 400 auszuführen, und an diesen wird so eifrig gearbeitet, daß die ganze Linie wohl im März in vollem Betriebe sein kann. Dann hat Europa Verbindung bis Adelaide, Melbourne, Sydney und Queensland. Im October war unter dem Transportvieh eine Seuche ausgebrochen, man hatte aber sofort für Nachschub gesorgt.

Wir sagten schon neulich, daß jede Monatspost aus Australien neue Goldfunde melde. Jetzt berichtet der „Buninyong Telegraph", daß am 7. November ein Herr Anderson einen Klumpen gediegenen Goldes von $9\frac{1}{2}$ Pfund Schwere 18 Zoll unter der Erdoberfläche gefunden habe. In den drei Monaten Juli, August und September wurden in der Colonie Victoria 347,678 Unzen Gold gefördert; davon waren 165,909 Unzen Alluvialgold, 181,769 Unzen kamen aus den Quarzminen. Von den 58,506 „Miners" waren 27,026 Europäer, 15,048 Chinesen. Die im Betriebe befindlichen Maschinen haben 2,097,089 Pf. St. gekostet. Die Fläche, auf welcher Gold gegraben wird, ist 950 Quadratmiles groß. Man geht immer mehr in die Tiefe; einzelne Gruben haben eine solche von 650, 720 und 866 Fuß. Aus dem Golde, welches binnen 14 Tagen in den Gruben der „Great Extended Hustlers Tribute Quarz Mining Company" gewonnen worden ist, hat man einen „Monsterkuchen" geschmolzen, der im Laden eines Juweliers zu Melbourne ausgestellt war; sein Gewicht betrug 2564 Unzen.

Die Hindus und die Sonnenfinsterniß im December 1871.

Die „Times of India" schreibt: „Das Reisen in Indien ist jetzt durch die Eisenbahnen bequemer geworden als es je zuvor war, und die Eingeborenen benutzen in großer Menge das neue Verkehrsmittel. Es ist in der That ein interessantes Schauspiel, die Reisenden zu betrachten, welche in Allahabad mit den Zügen

von Dschabalpore anlangen, und deren Kleidung, Sitten und Sprache so verschieden sind von denen der Menschen, unter welche sie sich begeben. Die meisten derselben kommen ohne Zweifel aus religiösen Beweggründen nach Benares. Die Leute aus der Präsidentschaft Bombay zeigen mehr Originalität und gleichen den alten Hindus mehr als jene aus der Präsidentschaft Bengalen. Die mohammedanische Herrschaft und Eroberung hat auf ihre Kleidung, Gewohnheiten u. s. w. nur geringen Einfluß ausgeübt; Aenderungen, die bei ihnen vorkommen, sind neuern Datums und lassen sich auf europäische Einwirkung zurückführen. Merkwürdig war es, dieses Volk anzusehen, das massenhaft sich versammelte, um im Ganges während der großen Sonnenfinsterniß zu baden. Je näher der Tag rückte, desto dichter wurde die Menge, desto mehr Reisende spieen die Eisenbahnzüge aus, und die Straßen von Benares waren buchstäblich von Hindus aller Kasten, Alt und Jung, Mann, Weib und Kind, Arm und Reich, bedeckt. Sie schlugen ihr Obdach auf, wo es ihnen nur irgend passend schien, in den Gärten der Vorstädte, längs der Chausseen, unter dem Schatten eines Baumes. Der größere Theil dieser Pilger besteht aus Dorfbewohnern oder ungebildeten Leuten, eine Thatsache, welche allein hinreicht, zu constatiren, daß diejenigen, welche in der kalten Jahreszeit die mühsame Reise unternehmen, Leute sind, die in geistiger Dunkelheit leben. Die Sonnenfinsterniß, welche der berühmte Pandit Bäbu Deva Sastri von Benares vorausgesagt hatte, begann 7 Uhr 13 Minuten und dauerte bis 9 Uhr 8 Minuten. Die Polizei hatte großartige Vorkehrungen für die Sicherheit der badenden Pilger am Flußufer getroffen. Sie hatte durch eingerammte Pfähle und Seile zwei Straßen nach der Badestelle hin errichtet, eine für die zum Flusse Gehenden, die andere für die aus dem Bade Zurückkehrenden. Während der Finsterniß war der Ganges voll von Badenden und keinerlei Unfall ereignete sich."

* * *

— Die Menschen des südpolarischen Erd-Innern. Wir erwähnten vor einiger Zeit, nach Angabe einer Berliner Zeitung, daß ein Herr Haug habe drucken lassen: „Das alte Testament von Der-von-Schiloh, seinem wahren Inhalte nach zum ersten Male gemeinverständlich ausgeschrieben." Uns ist gegenwärtig der Prospect dieses Buches zugekommen, das ein ebenso merkwürdiges Werk zu sein scheint wie der Nordpol des Dr. Rathgeber. Zur Erheiterung unserer Leser wollen wir dem Prospect Einiges entlehnen; wir sind ohnehin darum ersucht worden.

Herr Haug schreibt: „Was die Juden vom Inhalte dieses ihres wichtigsten, wahrhaft einzigen Werkes anders als die Theologen verstehen mögen, haben sie zu verschweigen verstanden. Es hat stark den Anschein, als wenn wenigstens der Jesuitenorden den Inhalt ziemlich vollständig gekannt hätte; aber mit um so grausameren Strafen mußte „die Kirche" die Veröffentlichung desselben verhindern und züchtigen. Sie wußte, was sie that, als sie Herausgeber und Uebersetzer der Bibel zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilte. — Das Jahrhundert der Humanität ist nicht so „grausam"; es pflegt die theologischen und alle anderen, heute schwerer wiegenden Mißliebigkeiten höchstens durch Aushungern zu bestrafen." — —

Der Inhalt des Werkes, so weit er bisher völlig räthselhaft geblieben war, ist im Folgenden kurz zusammengefaßt. Der Verfasser des Geschichtswerkes schildert nämlich als Thatsachen:

„1) Was vor Noah als Jahve, Elohim bezeichnet wird, ist durchaus nicht dasjenige, was die Christen heute unter „Gott" verstehen. Es ist vielmehr eine dem Menschen und in vielen Hinsichten dem Thiere ähnliche Gattung von Geschöpfen, deren normaler Aufenthaltsort sich im Erd-Innern befand. Daß diesen Creaturen schöpferische Thätigkeit beigelegt wurde, denuncirt der Verfasser als lediglich antike Fälschung.

2) In diesem (südpolaren) Erd-Innern ist der Mensch der Genesis ursprünglich, durch spontane Generation, entstanden, hat nach seiner Vertreibung an die Erdoberfläche auf dem Continente des großen Oceans circa 1650 Jahre gelebt, und während dieser Zeit durch Processe natürlicher Zuchtwahl wesentliche Wandlungen seiner Körperform und Lebensweise erfahren, und ist endlich bei der jenen Continent überströmenden Fluth theils vernichtet, theils in Schiffen gerettet, indem diese durch Wind- und Meeresströmungen an Land, speciell an die asiatische Küste, getrieben wurden.

3) Dieselbe Fluth unterbrach zugleich am Südpole die Communication zwischen dem Erd-Innern und der Erdoberfläche, und schnitt damit jeden weitern persönlichen Verkehr des Menschen der Genesis mit jenen Jahve, Elohim genannten Wesen ab; dergestalt, daß nach Noah lediglich in ihrem „Namen" die Erinnerung an jene Wesen durch Ueberlieferung lebendig erhalten wurde.

4) Während Noah, als unfreiwilliger Columbus für die Alte Welt, in Asien einwanderte, war dieser Continent, wie überhaupt die Alte Welt, bereits von anderen Menschen bewohnt.

5) Was nach Noah nicht als bloßer „Name" Jahve, Elohim, sondern ausdrücklich als persönliche Erscheinung, und zwar erst seit Abraham's Zeit, eine neue Rolle zu spielen beginnt, das sind nichts anderes als betrügerische Menschen von im Allgemeinen schlimmstem Charakter, Mitglieder eines geheimen Pfaffenordens. Die Aehnlichkeit zwischen dem vorfluthlichen, wahren Jahve, Elohim, und dem Menschen mißbrauchend, gaben sie sich selbst fälschlich für wahrhaftige Jahve, Elohim, aus, und dichteten ihnen, beziehungsweise sich selbst, obenein die Qualität als „Schöpfer des Himmels und der Erde" an, um sich ungefähr als „Gott" anbeten zu lassen. In Wahrheit beherrschten sie, lediglich durch ihre in vielen Stücken außerordentliche Intelligenz, unterstützt durch Wahrsage- und sogenannte Zauberkünste, bei völlig gewissenlosem Sinne, sorgfältig für ihre Zwecke auserwählte, raubgierige, im Uebrigen aber mannichfach dumme Menschen, und scheueten im Interesse dieser Herrschaft vor keinem blutigen oder schmutzigen Verbrechen zurück.

6) Die Geschichte der Entwickelung dieses Ordens und seiner Wandlungen, seiner Principien und Ziele, seiner Thätigkeit in Ausbildung seiner Anhänger zu einer „Nation", seines Einflusses auf den Charakter und die Lebensthätigkeit dieser Nation in den zwei wichtigsten Phasen ihrer Entfaltung als Räubervolk und seines Verfalles zugleich mit dieser Nation: das sind die Objecte seiner Specialgeschichte — fast in der Form eines sehr interessanten Romanes."

Der erste Band bildet fast ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Er umfaßt die Geschichte des Entstehens des südpolaren Menschenschlages; der Einwanderung eines Theiles desselben nach Asien; der ersten erfolglosen Versuche eines Theiles seiner späteren Nachkommen, sich mit Hülfe seiner „elohistischen Religion" in Canaan festzusetzen. Noch zwei andere Theile werden folgen.

— Madrid, die Hauptstadt Spaniens, hat mehr als 200,000 Einwohner! Nicht eine einzige Leihbibliothek.

— Das erste Telegramm aus Batavia auf Java kam im Haag, Holland, am 4. Januar 1871 an.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Die Insulaner des Fidschi-Archipelagus in der Südsee.

II.

Religion und Götter der Fidschi-Insulaner. — Die Opfergaben und die Priester. — Orakel und Weissagungen. — Der Buruto oder Himmel. — Die Beschwerlichkeiten und Gefahren bei der Wanderung zum Paradiese; der Hauptgott Ndengeï. — Die Burus, Tempel; heilige Steine. — Kochkunst. — Ceremonien bei den allgemeinen Schmausereien. — Die Kochöfen. — Vertheilung der Speisen. — Kriegführung und Waffen.

Die Religion der Fidschi-Insulaner ist, was ja auch ursprünglich dieses Wort bedeutet, Furcht vor Gewalten, die man für übernatürlich hält und die man sich verkörpert vorstellt oder symbolisirt unter irgend einer Gestalt, einem Vogel z. B., einer Krabbe ꝛc. Die Zahl der Götter, welche eine größere oder geringere Macht haben und auch ausüben, ist sehr beträchtlich. Jeder steht unter der Obhut eines bestimmten Gottes, und Niemand wird das Fleisch des Thieres genießen, welches Sinnbild desselben ist.

Auf Tiloia ist ein sehr mächtiger Gott in einer Landkrabbe verkörpert, also in einem Thiere, das dort nur selten vorkommt. Wer eine solche Krabbe bemerkt, eilt sofort zum Priester, alle Leute gerathen in große Aufregung, laufen herbei, um dem wieder einmal sichtbaren Gotte ihre Verehrung zu bezeigen, und bringen ihm Kokosnüsse als Opfergabe dar. Dabei bitten sie ihn, daß er ihnen ein gesundes Jahr geben möge. Ueber das innere Wesen der Superstitionen auf den Fidschi-Inseln wissen wir nur wenig, weil die Priester darüber nichts verlauten lassen, und auch Leute, welche sich haben taufen lassen, möglichst wenig über ihren alten Glauben sagen mögen. Der Priester trägt als Abzeichen seiner Würde einen länglich runden Stirnschmuck von scharlachrothen Federn und einen recht kunstreich gearbeiteten Kamm, der sehr lange und äußerst feine Zähne hat. Er versetzt sich, um mit der Gottheit in Verbindung zu gerathen, in Extase, geräth in Zuckungen, und die Worte, welche über seine schäumenden Lippen kommen, gelten als Antwort des Gottes.

Eine regelmäßige Verehrung der Götter ist nicht vorhanden, und den einzigen Beweggrund für religiöse Observanzen giebt, wie schon angedeutet wurde, die Furcht ab. Das Volk kann nur vermittelst der Priester zu den Göttern gelangen und von diesen Erfüllung seiner Wünsche erwarten. Es versteht sich bei Priestern auch auf den Fidschi-Inseln, wie überall, ganz von selbst, daß sie nichts bloß um Gotteswillen thun. Es muß allemal ein Soro, eine Opfergabe, gespendet werden, die bei wichtigen Dingen in einer großen Menge von Speisen und in Walfischzähnen besteht. Bei minder belangreichen kann man mit einem Walfischzahn, einer Keule, einer Lanze, einem Speer abkommen. Die geringste Opfergabe besteht in einigen jungen, mit Curcumapulver bestreueten Kokosnüssen. Als einst ein Häuptling einen Kampf beginnen wollte, bauete er dem Kriegsgott, welchen er günstig für sich stimmen wollte, einen

Tempel und opferte Dutzende von Schweinen, sechszig Schildkröten und viele Walfischzähne. Der Theil jeder Opfergabe, welcher für die Gottheit, das heißt natürlich für die Priester, vorbehalten ist, wird bei Seite gebracht, der Rest wird vom Volke verzehrt.

Wer ein Orakel haben will, salbt sich mit Oel und geht zum Priester, welcher schon vorher benachrichtigt worden ist und in einem heiligen Winkel kauert. Sobald der Bittende, immer mit einigen Begleitern, kommt, steht der Priester auf und setzt sich dann nieder, allemal so, daß sein Rücken ganz nahe dem Stücke weißen Zeuges ist, aus welchem der Gott zu ihm kommt; manchmal salbt er sich wohl auch mit wohlriechendem Oel, nimmt die Geschenke, macht sehr ernste Mienen und versinkt in tiefes Nachdenken. Die Anwesenden verwenden kein Auge von ihm. Er fängt an zu zittern, sein Gesicht wird verzerrt, die anfangs nur leise zuckenden Glieder winden sich convulsivisch, und bald wird der ganze Körper wie von einem heftigen Fieber geschüttelt. Auf manchen Inseln murmelt er auch und seufzt laut auf, und seine Adern schwellen mächtig an. Nun hat der Gott von ihm Besitz genommen und spricht aus ihm. Die Anwesenden rufen: „Es ist! Es ist!“ (Koï au, koï au!) Die Augen des Priesters stehen weit hervor, seine Stimme lautet unnatürlich, die Lippen sind bleich, das Athmen ist schwer, er sieht aus wie ein Wahnsinniger. Der Schweiß dringt ihm aus allen Poren und zuletzt brechen Thränen

Ein Bure (Tempel) auf den Fidschi-Inseln.

hervor. Das ist die Krisis. Der Priester blickt mit starrem Blick umher, und wenn der Gott ihm sagt, daß er sich nun entferne, wirft er sich lang auf die Matte hin oder schlägt mit einer Keule heftig auf den Boden. Alsdann wird die Muscheltrompete geblasen oder eine Flinte abgefeuert, um zu verkünden, daß der Gott sich wieder in die Geisterwelt begeben habe.

Williams, welcher als Missionär sich eifrig mit den religiösen Verhältnissen beschäftigte, meint, daß in manchen Fällen die Priester planmäßig Betrug treiben, daß sie aber auch in vielen Fällen wirklich von einem Delirium ergriffen werden und hinterher selber nicht wissen, was sie geredet haben. Einer sagte ihm: „Mein eigener Geist entweicht aus mir, und wenn er fort ist, spricht der Gott aus mir.“

Die Priester sind auch Vermittler der Weissagungen, für welche man verschiedene Arten hat, z. B. jene durch ein Blatt. Man muß ein solches zwischen die Schneidezähne legen und darauf beißen; wenn es gelingt, dasselbe ganz von einander in zwei Theile zu trennen, dann ist das Omen gut, wenn dieselben aber auch nur vermittelst der dünnsten Faser zusammenhängen, schlecht. Die Divination durch Binsen geschieht in der Art, daß man eine Anzahl kurz geschnittener Binsenstäbe, deren jeder einen Namen bekommt, auf die Erde legt. Dann hält der Priester seinen Fuß darüber und die Antwort wird dadurch gegeben, daß derselbe zittert. Auch giebt es eine Wasserprobe und eine andere mit Kokosnüssen.

Die Himmelfahrt ist für die Fidschianer keine Kleinigkeit. Die Häuptlinge freilich haben in Bezug auf die-

selbe ein Privilegium, der gemeine Mann dagegen kann in den Buruto, d. h. Himmel, nur dann kommen, wenn er den Gott belügt und sich dabei so treuherzig stellt, daß man ihn passiren läßt. Der Geist eines verstorbenen Fidschianers nimmt einen Walfischzahn und trägt eine Keule über seiner Schulter; so geht er bis ans Ende der Welt, wo ein heiliger Baum wächst. Nach diesem wirft er mit dem Zahne; fehlt er, dann darf er nicht weiter gehen; trifft er, so begiebt er sich nach einer Stelle, wo die Frauen ihn erwarten, welche nach seinem Tode abgeschlachtet wurden. Mit diesen zieht er nun weiter, bis er dem Gotte Ravuyalo begegnet. Auf diesen haut er mit seiner Keule ein; wenn er ihn nicht trifft, schlägt der Gott ihn todt, frißt ihn ohne Weiteres auf und Alles mit ihm hat ein Ende. Wenn er aber getroffen hat, kann er weiter gehen, bis er einen Nachen findet, und in diesem gelangt er dann bis zu der erhabenen Stelle, wo der Hauptgott Ndengeï wohnt. Ueber einem weiten Abgrunde liegt das Steuerruder vom großen Schiffe des Gottes. Der letztere fragt den Ankömmling nach Namen und Stand; dieser macht von sich viel Rühmens, erzählt, wie großmächtig er gewesen sei, welche Kriegsthaten er verübt, wie viele Wohnplätze er zerstört habe und dergleichen mehr. Der Gott befiehlt ihm, sich auf das Ruderblatt zu setzen; hat Ndengeï dem Erzähler Glauben beigemessen, dann darf derselbe in den Buruto eingehen, im Gegentheile schnellt der Gott das Ruder in die Höhe und der Lügner stürzt in die Tiefe, in ein Wasser, aus welchem keine Rettung ist.

Wer in den Himmel kommen will, muß nothwendig Frauen gehabt haben und auch dafür dem Gotte Beweise mitbringen; deshalb werden nach seinem Tode Weiber geschlachtet. Unverheirathete Männer haben ganz und gar keine Aussicht, in den Buruto zu gelangen. Falls ein solcher ja den Versuch dazu macht, tritt ihm die Große Frau, eine Göttin, entgegen, welche platterdings keinen Junggesellen leiden kann, springt auf ihn ein und reißt ihn in Stücke. Manchmal benimmt sie sich dabei so grimmig und hastig, daß sie ihn verfehlt, aber auch das nützt ihm nicht. Denn wenn er weiter gegangen ist, springt aus einer verborgenen Stelle am Geisterpfad ein Gott auf die Seele des Unverheiratheten zu und zerschmettert dieselbe an einem Steine.

Festschmaus auf den Fidschi-Inseln.

Tempel, Bures, findet man in jedem Dorfe, und beim Bau derselben wird große Sorgfalt angewandt. Sie stehen allemal auf einem Hügel, und man legt großen Werth darauf, daß sie im Innern hübsch geschmückt seien. Jeder Pfosten ist mit feinem Mattenwerk umkleidet; das Geflecht zeigt die hübschesten Muster; Schwarz und Roth sind die Lieblingsfarben. Vom innern Dache hängen Gewinde zierlich geflochtener Seile und lange Stränge von Kaurimuscheln herab. Statt gewöhnlicher Dachlatten nimmt man Speere, die mit feinem Schnitzwerke verziert sind.

Die Bures sind als Tempel allerdings den Göttern geweiht, dienen aber auch zu weltlichen Zwecken, z. B. als Herbergen für Fremde, und manchmal schlafen die Häuptlinge in ihnen, halten auch Berathschlagungen und geben einen Schmaus; die Priester, für welche dabei allemal etwas abfällt, haben dagegen keine Einwendungen zu machen. Jeder Gott hat, wie das Volk meint, viel mehr Appetit als ein Mensch, man muß ihm deshalb so viel als möglich vorsetzen. Aber er verspeist nur die Seele der Speisen, welche ihm als Opfergaben dargeboten werden. Der Obergott Ndengeï gilt für einen ganz unverschämten Fresser und ist unersättlich. Er fraß bei einem einzigen Schmause zweihundert Schweine und einhundert Schildkröten, und obendrein konnte man nicht genug Menschenfleisch herbeischaffen, so gierig ist er. Mehrere Häuptlinge schlachteten ihre eigenen Frauen, um ihm den Magen zu stopfen.

Eine regelmäßige Art von Gottesverehrung findet in den

Burus nicht statt; manche läßt man verfallen und bessert sie erst wieder aus, wenn es darauf ankommt, irgend einen Gott recht gnädig für sich zu stimmen. Beim Bau werden allemal Menschenopfer dargebracht. Unsere Illustration (S. 162) zeigt auf dem Platze vor dem Bure zwei heilige Steine, dergleichen man mehrfach auf den Fidschi-Inseln antrifft. Man hält sie für Wohnstätten gewisser, sowohl männlicher als weiblicher Gottheiten. Die Steine der letzteren sind mit einer Liku, d. h. Frauenschürze, bekleidet. Diese Steingötter sind recht nützlich, weil sie, wie man meint, die Stechmücken fern halten. Auch sie erhalten Opfergaben und essen nur den Geist der ihnen vorgesetzten Speisen; das Materielle lassen die Priester sich gut schmecken.

In der Kochkunst leisten die Fidschianer Ausgezeichnetes, natürlich in ihrer Weise, und öffentliches Schmausen spielt bei ihnen eine wichtige Rolle. Zu einem großen Volksfeste werden die Vorbereitungen schon lange vorher getroffen und man sorgt dafür, daß insbesondere an Schweinen kein Mangel sei. Kurz vor dem anberaumten Tage werden die Häuptlinge benachbarter Stämme durch besondere Boten eingeladen. Die Schildkrötenfänger sind auf See in unablässiger Thätigkeit; man gräbt Yams und andere Knollenfrüchte aus, legt das Brennholz zurecht und verfertigt die Oefen. Diese sind von mächtiger Größe, weil es sich darum handelt, in jedem einzelnen eine wahre Hekatombe von Schweinen, Früchten und Schildkröten zumal zu kochen oder zu

Keulen der Fidschi-Insulaner.

backen. Der Ofen ist eigentlich nur ein ausgegrabenes Erdloch von etwa 10 Fuß Tiefe und 15 Fuß Durchmesser. Auf dem Boden wird Feuer angemacht, und sobald dasselbe in vollem Zuge ist, legt man große Steine hinein und auf diese, nachdem das Holz verbrannt ist, die Schweine ꝛc. In das Innere eines jeden Thieres bringt man einige heiße Steine, damit es auch von innen heraus gar werde. Alsdann wird der Ofen mit Zweigen und frischen Blättern zugedeckt und über diese schüttet man eine Lage Erde. Sobald aus dieser Dampf herausquillt, sind die Speisen gar.

Ein Volksschmaus ist in der That eine Angelegenheit Aller. Jeder ist stolz auf die Freigebigkeit des Häuptlings und unterstützt denselben, indem er seinerseits herbeischafft, was ihm irgend möglich ist. Der König versieht in höchsteigener Person das Amt eines Oberküchenmeisters, und die Matas, Adjutanten, verkünden den übrigen Köchen wie den Anwesenden überhaupt seine Befehle. Tag und Nacht wird gearbeitet. Nur bei solchen Festlichkeiten ist es eines freien Mannes würdig, sich mit dem Kochen zu beschäftigen, was im Uebrigen Sache der Sklaven ist, und der König selber hält es nicht unter seiner Würde, Holz ins Feuer zu werfen und den Inhalt der Töpfe umzurühren, was am folgenden Tage nur durch Sklaven geschehen würde.

Inzwischen haben die verschiedenen Stämme sich versammelt und die Oefen werden geöffnet. Man hat den Boden mit Blättern von Kokospalmen bedeckt, welche als Schüsseln und Decktuch dienen. Die Gerichte werden in besonderen Haufen zusammengelegt; die untere Lage besteht

aus Kokosnüssen, dann folgt eine solche von Yams und süßen Kartoffeln, nachher von Pudding, und oben liegen die Schweine. Williams war Augenzeuge, daß bei einem solchen Feste etwa zweihundert Leute nur allein sechs Stunden lang damit beschäftigt waren, diese Massen aufzuspeichern. Es waren zuletzt sechs hohe Haufen da; der Missionär schätzte das Gewicht allein der Yams und Kartoffeln auf etwa 50 Tonnen, jede im Gewicht von 2000 Pfd. Dazu kamen 15 Tonnen Pudding (einer derselben hatte 21 Fuß im Umfang), 70 Schildkröten, etwa 200 Tonnen noch ungekochter Yams und die Schweine. Ein Häuptling erhielt den ehrenvollen Beinamen Oberschwein, weil er Eßwaaren in so großer Menge zusammengebracht hatte, daß ein großer Theil verdarb; es war zu viel des Guten; selbst die Fidschianer, deren Magen doch in einem beneidenswerthen Zustande sich befindet, waren nicht vermögsam, Alles zu bewältigen.

Die Vertheilung findet strenger Etikette gemäß statt. Die verschiedenen Häuptlinge und ihre Stämme bilden verschiedene Gruppen und der Tuirara, Oberceremonienmeister, übermittelt Jedem den gebührenden Antheil. Dabei ruft er jeden Stamm bei Namen, die Angehörigen desselben sprechen laut ihren Dank aus und schicken eine Anzahl junger Männer, welche die Eßwaaren forttragen, die dann unter die Einzelnen so vertheilt werden, daß jede Dorfschaft ihre Portion erhält. Der Schmaus findet im Freien statt; die Frauen verspeisen das, was man ihnen zuschickt, in den Häusern. Der Tuirara hat keine leichte Aufgabe. Er muß alle Stämme bei Namen und den Rang der verschiedenen Häuptlinge kennen und wissen, ob irgend ein Fremder sich eingefunden habe. Ein solcher wird als Häuptling angesehen und erhält die einem solchen gebührende Portion, d. h. so viel als genug wäre für 20 Fidschileute oder mindestens für 60 Europäer. Natürlich giebt er den größten Theil Anderen und handelt somit, wie es sich für einen Häuptling schickt.

Querschnitt

Speere der Fidschi-Insulaner.

Auf unserer Illustraton (S. 163) sieht man zur Linken den Ceremonienmeister, wie er den Namen eines Stammes ausruft; die jungen Leute desselben kommen herbeigelaufen, um die Speisen zu holen. Im Vordergrunde liegt der für sie bestimmte Antheil aufgespeichert, Schweine, Yams, Schildkröten u. s. w.; im Hintergrunde sitzen die verschiedenen Stämme; einige schmausen bereits, andere warten noch, bis sie ihren Antheil erhalten; einige Männer tragen Opfergaben in den Tempel. Uebrigens ist die Küche nicht etwa einfach; zu den angegebenen Speisen kommen noch Fische und viele Schalenthiere, an welchen die Korallenriffe sehr reich sind. Man bäckt auch verschiedene Arten von Brot, hat mehrerlei Suppen, namentlich von Schildkröten, und die Zahl der Arten von Pudding beträgt nahe an dreißig. Bei den Brühen wird fast immer der Saft des Zuckerrohrs verwandt. —

So viel von friedlichen Dingen. Sehen wir jetzt, wie die Fidschi-Insulaner Krieg führen und welcher Waffen sie sich bedienen. Zwei Häuptlinge, welche einander befehden wollen, schicken zu-

nächst Boten hin und her und sammeln gleichzeitig Krieger; auch werden den Göttern Opfer gebracht, insbesondere auch Walfischzähne, welche am werthvollsten sind, weil sie als Tauschmittel dienen, unser Geld repräsentiren. Auch suchen sie sich Bundesgenossen zu verschaffen. Dabei kommt es dann wohl vor, daß ein Häuptling, der sich auf seine Politik versteht, seinen Schnitt macht. Er nimmt Angebote von beiden Theilen entgegen, schraubt dieselben immer höher, und wenn er dann genug hat, läßt er beide Theile im Stiche.

Vor Anbeginn des Feldzuges läßt der Häuptling seine Schaar erst tüchtig marschiren und veranstaltet dann eine Heerschau. Dabei wird allemal gewaltig renommirt und an prahlerischen Worten fehlt es niemals. Der Krieger stürzt auf den Häuptling zu, fährt mit seiner Waffe in der Luft herum und verkündet die Großthaten, welche er zu vollziehen gedenkt. Alle haben den Körper mit einem schwarzen Pulver bestreut, damit er von dem schneeweißen Masi, dem um die Hüften geschlungenen Gürtelzeug, recht absteche, und das Gesicht wird so grauenhaft bemalt, daß es des Kriegers würdig ist. Der Häuptling sagt dann dem Einen oder Andern, daß er schwerlich etwas ausrichten, sondern vor dem Feinde davonlaufen werde; das thut er, um durch solchen Hohn den Muth anzufeuern, gleichzeitig verspricht er aber denen, welche sich besonders auszeichnen, eine Belohnung. Es kommt vor, daß ein Krieger in ungewöhnlicher Aufregung sich laut rühmt, daß er den feindlichen Häuptling tödten, ihn aufessen und aus seinem Schädel eine Trinkschale verfertigen werde. Damit treibt er freilich ein sehr gewagtes Spiel, denn sicherlich erhält der Feind Kunde von einem solchen Gelübde, und sobald der Ruhmprediger gefangen wird, ist sein Schicksal besiegelt. Man bindet ihm die Hände auf dem Rücken zusammen, befestigt zwischen den Schultern ein starkes Bündel von Zweigen und dürrem Reisig, steckt dasselbe in Brand und jagt ihn, unter lautem Hohnrufen, immer vorwärts, bis er, wahnsinnig vor Schmerz, niedersinkt und unter entsetzlichen Qualen stirbt. Es versteht sich, daß er hinterher aufgefressen wird.

Für die festen Burgen, bei deren Bau manchmal nicht gewöhnliche Geschicklichkeit vorwaltet, wählt man eine Anhöhe mit schwierigem Zugang, und sie können von wenigen Kriegern gegen eine weit überlegene Anzahl vertheidigt werden. Es kommt auch nicht häufig vor, daß eine solche Festung erstürmt wird; wenn das aber geschieht, wird die Besatzung zum Theil sofort niedergemetzelt und zum Theil verschont, aber nur, um hinterher zu Tode gemartert zu werden. Eine sehr beliebte Tortur besteht darin, daß man dem Gefangenen mit der Keule einen Schlag auf den Kopf giebt und dann in einen heißen Ofen wirft, damit er wieder zur Besinnung komme!

Die meisten Kriegszüge werden in Canoes unternommen. Bei der Heimkehr der Krieger versammelt sich das Volk, um die Sieger zu begrüßen, und die Frauen tanzen und singen. Die Leiber der Erschlagenen werden in die Tempel gebracht, die Oefen hergerichtet und dann beginnt eine wilde Cannibalenorgie, die Tage lang andauert. Der Krieger, welcher während des Feldzuges einen Feind erschlagen hat, bekommt einen neuen Namen; es ist einerlei, ob der Getödtete sein Leben in offenem Kampfe verlor, oder ob er hinterrücks erschlagen wurde, eine Frau oder nur ein Kind war. Ist aber der Erschlagene ein Häuptling, dann nimmt der Sieger dessen Namen an. Im Allgemeinen ist der Menschenverlust bei diesen Scharmützeln nicht groß; sie bestehen gewöhnlich in einer größern oder geringern Zahl von Einzelgefechten. Uebrigens ist es allemal für den Gefallenen eine Ehre, von den Siegern aufgegessen zu werden, denn diese erkennen damit an, daß er ein tapferer Krieger gewesen sei; feige Leute erachtet man nicht für würdig, verspeist zu werden.

Seit etwa einem Menschenalter haben diese Wilden auch Feuerwaffen, mit denen sie recht gut umzugehen wissen, manche Stämme führen aber den Krieg noch in althergebrachter Weise mit den früher allgemein üblichen Waffen, von denen wir S. 164 und 165 Abbildung geben. Eine Hauptrolle spielt die Keule, sodann eine Art von Axt, die eigentlich auch als Keule betrachtet werden kann; ferner haben sie Bogen, Schleuder und Speere. Bei Verfertigung derselben bethätigen sie den schon früher gerühmten künstlerischen Geschmack, der nur bei der Schleuder keine Anwendung findet. Diese ist ganz einfach; man kann Steine auf sehr weite Entfernung mit ihr werfen. Auf die Herstellung der Keulen wird große Sorgfalt verwandt und sie haben sehr verschiedene Gestalten; einige sind gerade, andere gekrümmt, manche haben Knoten oder Zacken, andere sind flach und breit und sehen aus wie Ruder. Einige sind so groß und schwer, daß nur ein sehr starker Mann sie handhaben kann, andere so klein, daß man sie ins Gürteltuch stecken kann.

Wir brauchen nicht auf eine specielle Beschreibung einzugehen und bemerken nur, daß der Besitzer seiner Keule einen besondern Namen giebt. Wenn ein Häuptling einen Besuch machen will, schickt er seine Keule als Anmeldung, daß er bald nachher erscheinen werde. Auch die Speere sind von sehr mannichfaltiger Art; sie werden gleichfalls aus sehr hartem Holze verfertigt, sind alle sehr lang, zumeist bis zu etwa 15 Fuß, und bei der Verfertigung derselben zeigt der Fidschimann eine man kann wohl sagen sinnreiche Geschicklichkeit. Er verwendet gern den spitzen Schwanzknochen des Stechrochens, der sehr hart ist und doch in einer Wunde leicht abbricht. Manche Zacken stellt er aus einer Holzart her, die aufschwellt, sobald sie feucht wird, und nachdem sie in der Wunde dick geworden, nur schwer aus derselben entfernt werden kann. Solche Speere werden bezeichnet als: „Der Priester kommt zu spät.“

Die Goldgräber in Sibirien.

II.

W. — Begeben wir uns nun in die Goldgräberei. In einem Thale, das zu beiden Seiten von Bergen eingeschlossen ist, inmitten großer Wälder, errichtet man schon im Voraus alle nöthigen Wohngebäude für Arbeiter und Aufseher. Im Vordergrunde steht ein ziemlich großes hölzernes Haus mit einem hohen Dache und kleinen Fenstern.

Das ist die Wohnung des Aufsehers, des Vertrauten des Verwalters. Der Verwalter selbst ist eine zu hoch gestellte Persönlichkeit, um an diesem Orte zu hausen; er wohnt in der Hauptstadt der Provinz, führt ein lustiges Leben, trinkt Champagner, spielt Karten, und seine einzige Thätigkeit besteht darin, daß er monatlich einen Bericht an seinen Brotherrn schreibt, der immer so ziemlich dasselbe enthält: Alles gehe ganz gut. Neben dem Hause des Oberaufsehers befinden sich Stallgebäude für seine Pferde, Kosackencasernen, kleinere Häuser für die Beamten und zuletzt ein großes längliches Gebäude, in welchem die Arbeiter in sehr kleinen Stuben ziemlich zahlreich zusammengepfropft sind. Neben dem letztern Gebäude befindet sich gewöhnlich ein langer Schuppen, der pomphaft das Krankenhaus genannt wird.

Vom 15. März bis zum 1. Mai werden die Vorbereitungsarbeiten gemacht, d. h. die Erde wird gelockert, der Abfluß eingerichtet, die Maschinen werden aufgestellt. Alles dies ist nur Vorbereitung zur wirklichen Arbeit, welche am 1. Mai beginnt. Die am Ufer aufgestellten Maschinen werden durch Wasser oder Pferde in Bewegung gesetzt. Ein Theil der Arbeiter wird bei der Wäscherei gebraucht, der andere Theil gräbt den Sand und schafft ihn sogleich in die letztere. Die Arbeit der ersteren scheint weniger anstrengend zu sein, aber da die Leute fortwährend bis zum Knie im kalten Wasser stehen, werden sie mehr durch Krankheiten heimgesucht, als die zweiten. Die Aufgabe dieser ist viel schwerer. Zwei Arbeiter mit einem Pferde müssen täglich 1½ Cubikklafter Sand ausgraben und nach der Wäscherei bringen, aus einer Entfernung von 500 bis 600 Klafter. Um dieses auszuführen, müssen sie mit Ausnahme von zwei Stunden Ruhezeit zur Mittagsstunde, von 2 Uhr Morgens, d. h. von der Tagesdämmerung an bis 10 Uhr Abends, ununterbrochen arbeiten, obgleich die durch Verordnung festgestellte Arbeitszeit nur von 5 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends sich erstreckt. Die Arbeiter bekommen täglich nur ein Pfund Fleisch, wobei die Knochen eine ziemlich große Rolle spielen. Das langt nicht aus, um den Mann bei einer so angreifenden Thätigkeit zu ernähren. Er kann sowohl beim Oberaufseher, wie auch bei den anderen Beamten alles Nöthige bekommen, aber dieser leicht erhaltene Credit wirkt schlecht auf seinen Vermögenszustand.

Wie ich schon früher gesagt habe, regiert an einem so einsam gelegenen Orte der Oberaufseher. Den Eigenthümer selbst kennt man fast gar nicht, selbst der Verwalter kommt höchstens ein Mal im Jahre in die Goldgräberei, und zwar auf eine sehr kurze Zeit. Der einzige Vermittler zwischen der Verwaltung und den Arbeitern ist sonach der Oberaufseher, gewöhnlich ein Mann, der schon Vieles durchgemacht hat, der auch, wenn er einmal auf diesen Posten gelangt, sich bemüht, ihn zu behalten. Deshalb will er seinem Brotherrn keinen Schaden machen, da er sonst seine Stelle verlieren würde. Seine Rechnungsbücher befinden sich in entsprechender Ordnung, weil er den ganzen Tag bei ihnen zubringt, so daß er sehr selten sich in die Goldwäscherei begeben kann. Dafür hat er seine Unterbeamten. Die Rechnungsbücher sind der Anfang und das Ende seiner Weisheit; er muß sie so zu führen wissen, daß nicht nur sein Brotherr mit ihm zufrieden ist, sondern daß er noch unbemerkt ein rundes Sümmchen in seine Tasche stecken kann. Seinen Brotherrn will und kann er nicht betrügen, denn das könnte ihm gefährlich werden. Gegen seine Untergeordneten ist er nicht zur Dankbarkeit verpflichtet und braucht deswegen ihnen gegenüber nicht dieselbe Scheu zu tragen. Die Arbeiter und ihre Familien dürfen die Goldgräbereien nicht verlassen, und da sie fortwährend das oder jenes nöthig haben, so müssen sie es an Ort und Stelle kaufen. Dabei zieht der Oberaufseher den größten Nutzen, er richtet es aber auf eine so feine Weise ein, daß ihn Niemand des Betruges beschuldigen kann.

Die Arbeit beginnt. Mit der ersten Tagesdämmerung ruft eine Glocke die Leute zur Thätigkeit. Das Ufer des Flusses wimmelt bald von Leuten, welche, bis zum Knie im Wasser stehend und mit den Schaufeln in der Hand, ihre schwere Tagesarbeit verrichten. Einige graben den Sand aus, andere führen ihn nach der Wäscherei, wieder andere schieben den gröbern Schrot fort. Alles dies geschieht in Gegenwart der Aufseher, welche auf erhöhten Plätzen stehen, die Leute von Zeit zu Zeit zur Arbeit ermuntern und dabei beständig aufpassen, daß weder Goldsand noch Goldkörnchen in ihre Taschen verschwinden. Die Hitze ist unerträglich, die Fliegen und Mücken peinigen unbarmherzig, der Schweiß bedeckt die Stirn, und es ist unmöglich aufzuathmen, denn die Maschine hört nicht auf zu arbeiten, sie braucht fortwährend Sand, Wasser und Menschen. Die Ruhestunden wirken nicht erfrischend, besonders weil die Kost so unzureichend ist. Abends schleppen sich die ausgehungerten, blassen Gestalten zur nächtlichen Ruhe und werfen sich meistentheils unausgekleidet auf den mit Stroh bedeckten Boden in dem für sie bestimmten Zimmer, aber sie suchen den Schlaf vergebens. Die allzu große Müdigkeit und die karge Kost lassen sie nicht einschlafen. Der eine, der fast nur Knochen zum Mittag bekommen hat, fühlt einen Heißhunger, der andere sieht mit Verdruß, daß seine Stiefel ganz zerrissen sind, der dritte, daß seine Jacke in solch einem Zustande ist, daß er sie nicht mehr tragen kann. Gewöhnt, seine schlechte Laune sich durch den Branntwein zu vertreiben, würde er Gott weiß was geben, wenn er nur einen Schluck trinken könnte. In diesem Augenblicke erscheint wie ein wahrer Schutzengel die Wirthschafterin des Oberaufsehers. Sie hat Alles, was man nur wünschen kann, frisches Fleisch, Brot, Nähnadeln, Faden, auch fertige Jacken, und sogar ein Maß von dem verbotenen und unwiderstehlichen Getränk, das die traurigen Gedanken in Kurzem ganz verscheucht. Zwar werden alle diese Gegenstände zu unerhört hohem Preise verkauft, aber man braucht für sie nicht sofort zu zahlen, Alles wird nur in die Bücher eingetragen und bis zur künftigen Rechnung aufgeschoben. Wer könnte solch einer Versuchung widerstehen, da man Alles bekommen kann, ohne einen Groschen auszugeben. Indessen wachsen die Schulden des armen Arbeiters um desto mehr, da er weder selbst rechnen will noch kann. Um so größer ist seine Verzweiflung, wenn er am Ende des unglückseligen Jahres, anstatt ein rundes Sümmchen nach Hause zu bringen, vernimmt, daß er für die gebrauchten Kleinigkeiten mehr zu bezahlen hat, als ihm im Ganzen zukommt. So muß er denn das folgende Jahr wieder dienen, und da seine Bedürfnisse immerfort bestehen, so kommt er auch dann mit seinem Verdienste nicht besser aus und dient das dritte, vierte Jahr, so daß er in eine ganz unfreiwillige Abhängigkeit vom Oberaufseher geräth.

Die Verschuldung der Arbeiter bei der Verwaltung hat in dieser Zeit so großen Umfang angenommen, daß sie zu einer Hauptfrage geworden ist, von deren Lösung das Emporblühen des Gewerbes in dieser Provinz förmlich abhängt. In der letzten Zeit hat man viel darüber geschrieben und sich bemüht, ein Mittel zu finden, um diesem Uebel zu steuern. Der Regierungsverordnung gemäß soll eine jede größere Goldwäscherei einen Arzt, eine Apotheke und ein Krankenhaus haben. In einigen befinden sich wirklich gute, tüchtige, menschenfreundliche Aerzte, welche ihren Beruf mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllen, an vielen Orten aber fungirt als Arzt ein einfacher Chirurg, dessen ganze Kunst in

Schröpfköpfe stellen, zur Ader lassen und Sinapismen legen besteht.

Ungeachtet der List des Oberaufsehers kommt es doch öfters vor, daß der Arbeiter beim Abschluß seiner Rechnung noch ein Capital von 100, 200 bis 500 Rubel ausgezahlt erhält. Dies hat seinen Grund darin, daß von Alters her es angenommen ist, daß nur der Goldsand allein das Eigenthum des Unternehmers ist, von allen größeren Stückchen Goldes aber, die ohne Hülfe der Waschmaschine vom Boden gelöst werden, gehört ein Drittel dem glücklichen Finder, zwei Drittel des Werthes fallen dem Unternehmer zu. Es giebt Ortschaften, wo Goldklumpen ziemlich häufig gefunden werden, eben so sind einzelne Arbeiter glücklicher im Auffinden als andere. Diese Glückskinder bekommen somit, ungeachtet ihrer Verschwendung, beim Rechnungsabschluß ein Sümmchen in die Hand. Man sollte glauben, daß solch ein Arbeiter, nachdem er die traurige Erfahrung in den Goldwäschereien gemacht hat, nicht mehr dahin zurückkehren werde, besonders da er im Besitz von einigen hundert Rubeln ist, die es ihm möglich machen, sich mit Handel, Landwirthschaft oder Gewerbe zu beschäftigen. Es kommt aber anders. Sobald er sein kleines Capital erhalten hat, läuft er zur Wirthschafterin, wirft die durch schwere Arbeit gewonnenen Banknoten auf den Tisch, und ohne zu handeln kauft er zu einem enormen Preise die zum Verkauf ausgebotenen Sachen. Auf der Stelle zieht er seine abgetragenen Sachen aus, kleidet sich ganz neu an, nimmt neue Stiefel, kauft sich einen langen rothen Gürtel, eine Spielharmonika, und ohne den Rest seines Geldes zu fordern, geht er aus dem Hause, wobei er eins von den beliebten Liedern singt, die das Herz der sibirischen Bauern so ergötzen. Zur Zeit der Beendigung der Goldarbeit strömen Krämer herbei, welche meistentheils Pfefferkuchen, Zuckerwerk, auch Kuchen zum Verkauf anbieten, Alles zu vierfachen Preisen. Im Jahre 1870 kam in diese Gegend sogar ein Taschenspieler, dessen ungeschickte Fingerfertigkeit in den sibirischen Städten keinen Anklang gefunden hatte. Er kaufte sich daher ein Pferd, legte seine mit doppeltem Boden versehene Schachtel auf dasselbe und wandte sich den Taigen zu. Hier fand er ein geneigteres Publicum. Die Arbeiter warfen ihm so viel Geld zu, daß der Mann mit mehr als tausend Rubeln von dannen zog.

Nur ein kleiner Theil der Arbeiter verbringt den Winter in den Goldwäschereien. Sie beschäftigen sich dann mit Holzfällen, mit der Ausbesserung der Wohngebäude und kleineren Erdarbeiten. Alle übrigen kehren in ihre Dörfer und Ortschaften zurück. Gewöhnlich aber haben sie kein Geld, um nach Hause zurückzukehren; der Oberaufseher giebt ihnen einen Vorschuß aufs künftige Jahr, und auf diese Weise gehen sie eine Verpflichtung ein, die sie zwingt, auch dann sich der mühevollen und peinlichen Arbeit zu unterziehen.

Man könnte sagen, daß die Arbeiter doch selbst Schuld an ihrem Unglücke seien, daß die Administration der Goldgräberei gar nicht verantwortlich sei, daß die Arbeiter keine Kinder mehr sind und der Oberaufseher kein Lehrer ist, der für die Zucht und gute Sitten der Kinder verantwortlich wäre. Es verhält sich allerdings so, aber die Arbeiter würden wohl anders verfahren, wenn sie in den Goldwäschereien nicht so vielen Entbehrungen ausgesetzt wären, wenn die Arbeitszeit kürzer, die Behandlung menschlicher wäre. Wie schon oben bemerkt, giebt es wohlwollende Leute, die dem Uebelstande abzuhelfen wünschen. Unter diesen nimmt den ersten Platz Herr Pischzikoff ein, der, im Großherzogthum Finnland geboren, die Stadt Minusinsk (im Gouvernement Jeniseisk) seit einigen Jahren bewohnt und seit Kurzem Eigenthümer einer kleinen Goldwäscherei geworden ist. Seinen und vieler anderer Männer Bemühungen ist es zu verdanken, daß die alten Privilegien, welche das Goldsuchen nur einzelnen Capitalisten gestatteten, abgeschafft wurden. Dadurch entstanden sehr viele kleinere Goldwäschereien, deren Eigenthümer ihr Geschäft selbst verwalten und das harte Loos der Arbeiter zu mildern verstehen. Es bleibt natürlich in dieser Hinsicht noch Vieles zu thun übrig. Jetzt handelt es sich hauptsächlich um die Abschaffung der Schulden, die auf den Arbeitern lasten. Diese Schulden sind schon zu einer Höhe von zwei Millionen gestiegen, und sollte es gelingen, sie zu tilgen, dann würde die Abhängigkeit der Arbeiter von den Brotherren weniger drückend sein, und möglicherweise würde auch ihr Leben und Treiben manches Anstößige verlieren.

Aus Cooper's Reisen im westlichen China und in Tibet.

II.

Von Bathang bis zur Grenzstadt Atenze. — Tibetanische Begräbnißstätten. — Cooper wider Willen mit einer Tibetanerin verheirathet. — Gebethügel und Glückseligkeitsschärpe. — Der Räuberhügel. — Zusammentreffen mit Banditen; Beraubung durch dieselben. — Die Grenze zwischen Tibet und China. — Feindliches Betragen der Lamas und der Bauern. — Wirkungen des Revolvers. — Faustkämpfe, Hungersnoth und hoffnungslose Lage. — Ein freundlicher Moschusjäger. — Rettung. — Ankunft in Atenze.

Wir haben in unserm ersten Artikel (S. 42 ff.) erzählt, daß die Priester dem Reisenden es unmöglich machten, von der osttibetanischen Stadt Bathang in das centrale Tibet vorzudringen. Er mußte auf seinen Plan, nach der Hauptstadt Lhassa zu gehen, verzichten. Eben so wenig wollten die Lamas gestatten, daß er durch Centraltibet seinen Weg nach Assam nehme, von wo er dann ohne weitere Beschwerde über Sadiya, den Brahmaputra abwärts, nach Calcutta hätte gelangen können. Zuletzt blieb ihm nur die Hoffnung, durch Yünnan nach dem obern Birma zu kommen; gelang dieser Plan, dann konnte er die früher sehr lebhafte Karawanenstraße aus jener westchinesischen Provinz nach Bhamo genau kennen lernen, und von dieser Stadt, bei welcher der Irawaddy schiffbar wird, wäre er dann stromabwärts bis Ranguhn gefahren. Aber auch diese dritte Route wurde ihm versperrt, weil an der Nordgrenze von Yünnan der langjährige Krieg zwischen den kaiserlichen Truppen und den Mohammedanern in vollem Gange war. Cooper hatte an der Grenze günstige Gelegenheit, Zustände zu beobachten, die höchst interessant und in hohem Grade eigenthümlich erscheinen; in Europa findet sich für dergleichen gar kein Analogon.

Der Reisende erhielt in Bathang zwei Pässe, einen tibe-

tanischen, der bis Atenze am Lan tsang kiang (so heißt der Mekong, dieser Strom von Kambodscha, dort im Oberlande) gültig war, und einen chinesischen nach Wai si fu; außerdem gab man ihm zwei Mann als Führer oder Geleit. Als er aus seinem Gasthofe abzog, hatte sich eine große Menschenmenge versammelt, welche dem „Tang kupah" ein Lebewohl zurief; manche Leute beteten sogar, daß es ihm unterwegs wohl ergehen möge.

Außerhalb der Stadt sah Cooper tibetanische Begräbnißstätten. Am Ufer des Kinschakiang lagen mehrere Leichen, an welchen Krähen und Geier fraßen. Diese lassen nur die Knochen liegen, welche dann der Strom hinwegführt, wenn er bei der alljährlich eintretenden Ueberschwemmung aus den Ufern tritt. Die Tibetaner glauben, daß der Geier, wenn er in die Lüfte schwebt, einen Theil vom Geiste des Verstorbenen in den Himmel trägt. Körper reicher Leute werden von den Priestern in kleine Stücke zerhackt, die man auf einen Hügel schafft, wo sie dann von jenen Vögeln verzehrt werden. Arme Leute, die kein Geld haben, um die Lamas für die beim Aussetzen der Leichen erforderlichen Ceremonien zu bezahlen, scharren ihre todten Anverwandten in die Erde ein.

Der Kinschakiang ist südlich von Bathang etwa 100 Schritte breit; man sieht dort viele kleine blaue Möven. Unweit vom Ufer hielt Cooper Rast bei einer Gruppe von Wallnußbäumen, und dort erlebte er ein Abenteuer, wie es nur in Tibet möglich ist.

„Noch ehe ich vom Maulthier stieg, kam eine Anzahl junger Mädchen auf mich zu; sie waren festlich gekleidet und mit Kränzen von Feldblumen geschmückt. Einige hielten mein Thier und andere waren mir beim Absteigen behülflich. Ich sah nun wohl, daß hier ein Picknick gehalten wurde; dergleichen sind bei den Tibetanern sehr beliebt. Ich folgte also ohne Widerstand nach dem Sammelplatze, wo neben einer Quelle auf grünem Rasen noch andere junge Mädchen und zwei ältliche Frauen eben ein Mahl bereiteten: kalten Schöpsenbraten, Mehlkuchen, Thee, Zucker, Süßigkeiten und Wallnüsse. Alle waren ungemein munter, und das Lachen und Jauchzen wollte gar kein Ende nehmen. Die große Aufmerksamkeit, welche mir die Mädchen erzeigten, und der Umstand, daß sie meinen Namen kannten, bewiesen, daß sie im Voraus von meiner Ankunft unterrichtet sein mußten. Der ganze Auftritt war geradezu arkadisch, und der Eindruck so anmuthig-romantisch, daß ich mich demselben willig hingab und nur gespannt darauf war, was weiter kommen werde.

Meine kleinen, anmuthigen Dienerinnen, denn das waren sie nun, brachten mir Pfeife, Taback und Feuer, und als eine der Frauen in chinesischer Sprache ankündigte, daß das Essen bereit sei, nahm ich Platz in einem Kreise heiterer Mädchen, die allesammt beflissen waren, für mich zu sorgen. Der Ritt in der frischen Morgenluft hatte mir Appetit gemacht, und so that ich den Speisen wie dem Samschu (Reiswein) die gebührende Ehre an. Als „Tang kupah" hinlänglich gegessen und getrunken hatte, gaben sie mir wieder die Tabackspfeife; ich streckte mich auf den Rasen hin und bauete Luftschlösser. Das dauerte jedoch nur kurze Zeit, denn bald kamen die Mädchen in einer Gruppe dicht an mich heran und schoben eine Jungfrau von sechszehn Jahren vor sich her. Diese Kleine war in Seide gekleidet und mit Blumenkränzen behängt. Schon vorher war es mir aufgefallen, daß sie während des Mahls abseit von den anderen Mädchen saß; sie schien überrascht, als man sie nun zu mir förmlich heranschleppte und sie sich neben mich hinsetzen mußte. Und mein Erstaunen wurde nicht geringer, als die anderen Mädchen um uns beide herumtanzten und uns mit Kränzen bewarfen.

Nun stieg in mir der Gedanke auf, daß es wohlgethan sei, aufzubrechen; ich stand auf und befahl zu satteln. Da trat mein chinesischer Diener Philipp zu mir heran und sprach: „Das ist eine schöne Geschichte, Herr. Das junge Mädchen, welches neben Ihnen saß, ist statt des von mir gemietheten hergeschickt und soeben mit Ihnen verheirathet worden." Ich wollte hell auflachen, fand aber sofort, daß ich in eine bedenkliche Lage gekommen sei. Ich war das Opfer einer in Tibet herrschenden Sitte geworden, die mir allerdings nicht ganz unbekannt war, und der Gedanke, mich auf der Reise mit einem Mädchen zu beschweren, mit dem ich nichts anzufangen wußte und das mir von keinem Nutzen sein konnte, war mir schrecklich. Der noch eben so liebliche Rasenplatz erschien mir jetzt ganz anders, und eine Weile wußte ich in der That nicht, was nun zu machen sei. Dann ließ ich die beiden Frauen zu mir kommen; sie waren Muhmen meiner Braut. Ich sagte ihnen, es sei bei den Engländern nicht Brauch, daß man unbekannte Frauenzimmer heirathe oder kaufe; sie müßten also ihre Nichte zurücknehmen. Da begann nun ein Heulen und Wehklagen, in welches alle Mädchen einstimmten; bald kamen auch einige Männer und Frauen aus einem nahe gelegenen Hause herbei und Alle erklärten, daß ich ein schlechter Mensch sei, der Unehre über eine rechtschaffene Familie bringen wolle, welche mir ihre Tochter zur Frau gegeben habe!

Was war bei diesem bösen Handel zu thun? Es blieb mir nichts weiter übrig, als die octroyirte Gattin mit mir zu nehmen und den Leuten zu versprechen, daß ich sie in Calcutta bei den katholischen Nonnen unterbringen wolle. Das Mädchen wäre gern bei den Ihrigen geblieben, aber davon wollten diese nichts hören, und zuletzt bat sie selbst mich, sie zu behalten, weil sie sonst harter Behandlung ausgesetzt sein würde. Nachdem ich eingewilligt hatte, war Alles wieder in guter Laune, die freilich mir fehlte. Ich zahlte den beiden Muhmen 10 Taels (20 deutsche Thaler) als Brautkauf, und sprach dann laut, so daß Alle es hören konnten, zu meiner Gattin, die Lo tseng (Lo tzung) hieß, und bat sie, mich nur als Fu tschin (Foo chin), d. h. Vater, anzureden, denn ein solcher wolle ich ihr sein. Also war ich im Verlaufe von zwei Stunden ein verheiratheter Mann und Inhaber einer Tochter geworden!

Beim Aufbruch setzte ich Lo tseng hinter mir auf mein Maulthier; die übrigen Mädchen gaben uns eine Strecke weit das Geleit und nahmen dann zärtlichen Abschied von ihrer Gespielin; mir wurde ein Blumenstrauß überreicht und dabei anempfohlen, ja recht freundlich und gut gegen meine Frau zu sein. Das Ganze war in der That ein rührender Auftritt. Die Mädchen kehrten am Fuße der ersten Anhöhe um. Oben auf dem Hügel stieg Lo tseng ab und betete vor einem jener großen Steinhaufen, welche in Tibet den höchsten Punkt der Hügel bezeichnen. Diese Cairns sind manchmal bis zu 30 Fuß hoch; sie sind das Werk von Reisenden, deren jeder unterwegs einige Steine aufnimmt und dieselben, wenn er oben ist, auf den Haufen wirft. Dabei spricht er dann ein Gebet. (— Genau dasselbe wird auch in der Mongolei beobachtet. —) Vorüberziehende Lamas stecken eine Stange, die mit einem Stück Seidenzeug verziert ist, in den Boden. Der Steinhaufen gemahnt den Tibetaner an die Pflichten, welche er gegen Buddha zu erfüllen hat. Für den Reisenden sind sie werthvoll, weil sie den Paßübergang bezeichnen.

Lo tseng also warf einige Steine auf den Haufen und betete. Nachdem das geschehen, sagte sie mir, daß sie, um unser beiderseitiges Glück zu befestigen, einige Khata an die Stangen binden müsse. Nun mußte ich einen Gepäckballen öffnen und ein paar dieser „Tücher der Glückselig-

keit" herauslangen. Die Khata spielt in ganz Tibet eine wichtige Rolle; sie ist eine kleine seidene Schärpe von hellblauer Farbe, etwa 18 Zoll lang, 6 Zoll breit und an beiden Enden mit Franzen versehen. Sie werden in den chinesischen Provinzen Sze tschuen und Schen si verfertigt und dort in ein weißes, kreideartiges Pulver verpackt, mit welchem jede Khata bestreut werden muß. Ohne Ueberreichung einer solchen, welche als unumgängliche Beigabe betrachtet wird, kann man kein Geschenk geben, keine Gunst erbitten, keine Höflichkeiten wechseln; für einen Reisenden ist ein guter Vorrath solcher kleinen, im Uebrigen sonst zu nichts brauchbaren Schärpen ganz unbedingt nöthig.

Nun wähnte ich, daß meine Heirathsverlegenheiten zu Ende seien, aber nein. Jetzt sollte auch ich eine Schärpe der Glückseligkeit an die Stange binden, neben meiner Braut niederknien und mit ihr beten. Als ich mich dazu nicht verstehen wollte, fing Lo tseng erbärmlich zu weinen an und jammerte, daß wir beide unglücklich würden, wenn ich ihre Bitte nicht erfülle. Und so kniete ich denn auf einem tibetanischen Hügel vor einem Steinhaufen; während die Thränen einer Tochter des Landes meine Hand benetzten, murmelte ich Verwünschungen über das Schicksal, welches mich in eine solche Lage gebracht hatte."

*
* *

Das Reisen ist in jenem Grenzlande nicht ohne mancherlei Gefahren. Als Cooper am nächsten Tage auf einer Fähre über den Kinschakiang befördert worden und etwa anderthalb deutsche Meilen in südwestlicher Richtung gezogen war, gelangte er an den berüchtigten Räuberhügel, welchen seine beiden Führer mit Schrecken betrachteten. Auf der halben Höhe sah man zwei Menschenköpfe auf Bambusstangen; man hatte sie zwei Mitgliedern einer Bande abgehauen, welche vor kaum einer Woche chinesische Theehändler, die aus Yünnan nach Bathang unterwegs waren, überfallen und ermordet hatte. Als der Mandarin des Dorfes Supalong, wo sich die Fähre befindet, die Missethat erfuhr, rückte er mit seinen Leuten gegen die Banditen ins Feld, verlor im Gefecht etwa zehn seiner Soldaten und fing zwei Räuber ein, mit welchen er kurzen Proceß machte. Die Wegelagerer jener Gegend sind weit und breit ein Schrecken für die Bewohner und bieten sowohl den chinesischen Behörden wie den tibetanischen Trotz. Sie hausen im Gebirge, schüchtern die Bauern ein und keiner von diesen würde es wagen, die Freibeuter zu verrathen; jeder weiß, daß er damit sein Verderben besiegelt. Wenn man die Bauern vornehmen will, weil sie den Räubern durch Verheimlichung Vorschub leisten, entfliehen auch sie ins Gebirge und vermehren die Zahl der gefährlichen Leute. Und die Dinge werden dadurch noch schlimmer, daß notorisch die tibetanischen Oberbehörden, selbst jene in Bathang, mit den Freibeutern geheimes Einverständniß unterhalten. Wer ihnen Geld giebt, erhält geraubtes Eigenthum zurück oder kann unbelästigt durch den Räuberbezirk reisen.

Jenseit des Banditenhügels wurde das Klima, in den ersten Tagen des Juni, winterlich und kalt; die Berge sind dort mit Nadelhölzern bewachsen. Im Dorfe Kong se din fand Cooper beim Ortsvorsteher gastliche Aufnahme, und seine kleine Braut wurde von dem weiblichen Theile der Familie ungemein freundlich behandelt. Abends sandte ein frommer Lama dem Fremden Heu, Gerstenmehl, Eier und ein Huhn, wie er ausdrücklich dabei sagen ließ, weil Cooper sich wie ein Vater gegen eine Landestochter benehme. Von dieser Gegend an brennt man in Tibet keine Lampen, sondern Kiesernspähne, deren Rauch sehr lästig fällt. Er zieht durch eine Oeffnung im Dach ab, aber viele Leute bekommen durch ihn schlimme Augen und Manche verlieren das Gesicht.

Das Land stieg mehr und mehr an; jenseit eines ausgedehnten Waldes begann eine langgestreckte, grasbewachsene Hochebene. Dort wurde ein Pferd, das mit Vorräthen, insbesondere mit Mehl, Butter und getrockneten Fischen beladen war, von Räubern, die aus einem Verstecke hervorbrachen, hinweggeführt. Sie waren in überlegener Anzahl und gut beritten und sprengten mit lautem Geschrei auf Cooper ein, der eben noch Zeit gehabt hatte, einige andere beladene Thiere an einander zu binden. Er wußte sehr wohl, daß er nicht lebendig aus dem Lande kam, wenn er Blut vergoß; deshalb zog er scheinbar gelassen weiter, während die Räuber ihn umschwärmten. Einer ritt dann näher zu ihm hinan, schrie, begleitete seine Worte mit unanständigen Gebärden und legte die Hand an seinen Säbel. Jetzt zog Cooper langsam einen Revolver hervor und blickte den Banditen ruhig an, der nun fortgalopirte und mit seinen Spießgesellen verschwand.

Der Verlust jener Lebensmittel, die für acht Tage bis nach Atenze ausreichen sollten, brachten den Reisenden in große Verlegenheit, denn es waren ihm nur noch zwei Körbe Ziegelthee übrig geblieben, von dem man doch nicht eine Woche lang leben konnte. Im Dorfe Pa mu tan trafen sie viele Lamas und Soldaten; die Bauern, von den Geistlichen aufgewiegelt, wollten ihre Thüren nicht öffnen, und man mußte froh sein, Unterkommen in einem Grunzochsen- (Yak-) Stalle zu finden. Von dort aus schickte Cooper seine Braut mit den Reisepässen zum Ortsvorsteher, der dann einen Diener sandte, der erklärte, daß aus Rücksicht für Lo tseng, einer Landestochter, die Thiere Stroh bekommen sollten; der fremde Mann, von dem man nichts wissen wolle, möge selber zusehen, woher er für sich und seine Leute etwas zu essen bekäme, im Dorfe werde ihm kein Mensch etwas geben. So war er, noch acht Tage von seinem nächsten Ziele, der Stadt Atenze, entfernt, mitten in einem feindlichen Bezirk, buchstäblich ohne einen Bissen zu essen.

Doch er verlor den Muth nicht und wollte um jeden Preis nach Yünnan vordringen. Im schlimmsten Falle konnte er ein Packpferd schlachten. Um seine kleine Braut und seinen treuen Diener Philipp zu beruhigen, steckte er sich eine Pfeife Taback an und sang in dem Grunzochsenstalle lustig ein Rule Britannia! Nun kamen einige Lamas und andere Leute herbei; jetzt stimmte der Europäer einige muntere Sangweisen an und machte dabei allerhand komische Gebärden und Bewegungen. Das Alles schien einigen Eindruck zu machen, denn ein Lama sprach freundlich mit Lo tseng, welcher bald nachher sechs Eier und eine Schale Milch gebracht wurden. Dieses gab sie mir, sie selber aß mit den Frauen des Nebenhauses.

Es fand sich, daß der Knabe Lau dseng, welchen Cooper mit auf die Reise genommen hatte, noch ein paar Pfund Gerstenmehl hatte; dieses feuchtete er mit Wasser an und verzehrte es auf einmal, während Cooper seine Mahlzeit mit Philipp theilte. Beide wagten nicht zu schlafen, weil sie besorgten, daß man ihnen ihre Thiere stehlen wolle. Die kleine Lo tseng weinte die ganze Nacht hindurch; die Leute hatten ihr gesagt, daß 300 Soldaten ihrem Gemahl am nächsten Tage auflauern und ihn dann ermorden wollten. Am Morgen sandte der Vorsteher von Pa mu tan zwei Frauen, welche als Führer dienen sollten. Die Straße nach Lhassa biegt hinter diesem Dorfe scharf nach Norden hin ab, und eine Hügelkette, welche dem Reisenden zur Rechten lag, bildet die Grenze zwischen Ost- und Centraltibet. Auf einer Hochebene erschienen dann richtig die 300 Soldaten, welchen Cooper dreist entgegenritt; sie riefen ihn an, zeigten ihre Flinten und die brennenden Lunten, befahlen

ihm stehen zu bleiben; wenn er näher komme, würden sie Feuer geben. Also stieg er ab, zündete seine Pfeife an, trat näher, redete sie freundlich an und fragte, was denn eigentlich ihre Absicht sei. Ueber die Kühnheit des Palin, d. h. Europäers, waren sie nicht wenig erstaunt, doch als sie erfuhren, daß er den Weg nach Kaian kha nicht erzwingen, also nicht nach Centraltibet hinein wolle, sondern nach Yünnan zu reisen gedenke, stiegen mehrere vom Pferde, löschten die Lunten aus und setzten sich neben Cooper hin.

Dieser zeigte seine Pässe vor und sagte, es sei thörig, ihn nicht nach Lhassa oder nach Assam gehen zu lassen, denn er sei ja ein friedfertiger Handelsmann. Wozu biete man also eine Menge Soldaten auf, um einen einzelnen Reisenden anzuhalten? Sie lächelten, gaben jedoch keine directe Antwort. Die wunderbaren Waffen des Palin nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und sie baten ihn, einen Revolver abzufeuern. Als er es that, schrien sie Allay, was ein Ausruf der Verwunderung oder Ueberraschung ist. Cooper lud wieder und sagte, er habe genug Pulver für tausend Schüsse hineingethan. Seine Freundlichkeit blieb nicht ohne Eindruck auf jene Söhne der Wildniß und sie wurden ganz zutraulich: Sie seien erfreut zu hören, daß er nach Yünnan gehen wolle; sie hätten Befehl, ihn auf ihre Lebensgefahr nicht nach Centraltibet hinein zu lassen, im Uebrigen jedoch ihm nichts zu Leide zu thun.

So rauchte er denn ein paar Pfeifen Taback mit ihnen, und beide Theile schieden in gutem Einvernehmen von einander. Unterwegs sah Cooper viele Fasanen und Hirsche; es war eine Tantalusqual für ihn, daß er sie nicht schießen durfte, denn die Lamas würden das zum Vorwande genommen haben, ihn anzugreifen. Die beiden weiblichen Führer waren inzwischen heimlich ausgerissen, und nun verlor Cooper den Weg, weil er den richtigen unter den vielen, von den Yaks getretenen Pfaden nicht finden konnte. Es war lediglich ein glücklicher Zufall, daß er in der Richtung nach Süden das Dorf Tseng tsa erreichte. Auch dort waren die Leute unfreundlich und gaben nichts her, obwohl man ihnen Gerstenmehl mit Silber aufwiegen wollte. Zwei Tage und Nächte ohne etwas zu essen und ohne Schlaf hatten Cooper dermaßen mitgenommen, daß er in Ohnmacht fiel. Philipp hatte kaum noch Kraft genug, Thee zu bereiten, netzte aber seinem Herrn die Stirn mit Wasser. Als dieser wieder zum Bewußtsein kam, rauchte er Taback; von vier Maß Thee bekamen die überaus abgematteten Packpferde ihren Antheil.

Man versetze sich in die Lage des Europäers, der mutterseelenallein stand auf ungastlichem tibetanischen Boden. Nach einer abermals schlaflosen Nacht bettelte er am Morgen wieder um etwas zu essen; aber die Leute blieben hartherzig. Ein Pfaff, dem er sagte, er sei dem Hungertode nahe, entgegnete: Du hättest nicht in unser Land kommen sollen! Zwei Führer bekam Cooper erst, nachdem er dem Ortsvorsteher gedroht hatte, in seinem Hause sterben zu wollen.

Unter so traurigen Umständen wurde Cooper einer schweren Last entledigt. In einem benachbarten Dorfe wohnte ein Oheim seiner Frau, und derselbe hatte am Tage vorher ihn gebeten, daß er sie ihm schicken möge, damit sie nicht verhungere. Das that er nicht mehr als gern, denn er war nun einer schweren Sorge überhoben. Als er fortritt, bewarfen ihn die Bauern mit Steinen. Der Hunger hatte ihn reizbar und ärgerlich gemacht, und als man ihn obendrein mit Geschrei verhöhnte, zog er seinen Revolver. Sofort zerstreute sich die Menge.

„Unsere Lage war geradezu hoffnungslos. Wir waren ausgehungert, ohne Aussicht, Nahrungsmittel zu bekommen, und obendrein ohne Führer. Wie sollten wir nun den richtigen Weg finden?“ In einiger Entfernung zog in der Richtung von Norden nach Süden eine hohe Bergkette mit schneebedeckten Gipfeln am rechten Ufer des Lan tsan kiang; auf diese war Cooper vom Pater Desgodins in Bathang aufmerksam gemacht worden und hatte erfahren, daß der Weg nach Yünnan am linken Ufer hinziehe. Nun ritt er weiter, über eine hölzerne Brücke, welche über einen Nebenfluß des Kinschakiang führte. Kaum war er am jenseitigen Ufer, als er Gewehrknall hörte und eine Flintenkugel ihm um die Ohren pfiff. Etwas stromaufwärts erschien eine Anzahl von Männern und gab eine volle Ladung. Glücklicherweise trugen die Luntenflinten nicht weit genug; nur ein Maulthier wurde von einer matten Kugel getroffen. Cooper war auch unter so überaus bedenklichen Umständen entschlossen, den Kampf zu bestehen. Er stieg rasch ab, stellte sich hinter sein Maulthier, das ihm Schutz gewähren mußte; Philipp und der Knabe Lau dseng thaten ein Gleiches. Als er seine Enfieldbüchse anlegte, ein Ziel ins Auge faßte und feuerte, wurde die ganze Bande von Schrecken ergriffen. Cooper sah, daß der Kolben eines Luntengewehres in Splittern flog; ein anderer warf seine Flinte fort und entfloh. Als die Banditen etwa 700 Schritt entfernt waren, feuerte er noch einmal und die Kugel flog über sie hinweg.

Auf Alles, auch auf das Schlimmste gefaßt, und nun ganz gleichgültig in Bezug auf Jedes, was kommen möge, gelangte er nach Dschessendi (Jessundee), einer Station der Moschusjäger, die aus zwei Hütten bestand. Die eine war bewohnt von einem armen Manne, den viel Mißgeschick betroffen hatte; er hatte schon seit längerer Zeit kein Pulver; vor Kurzem war ihm seine Frau gestorben und nun war er allein mit vier Kindern. Dazu kam, daß er gegenwärtig nichts zu essen hatte, als Flechten und Schlinggewächse, die an den Bergen wuchsen; aber er besaß doch zwei Ziegen und einige Hühner und gab den Fremden gern Milch und einige Eier, sie dagegen schenkten ihm Thee, und dafür war er so dankbar, daß er sich erbot, eine seiner Ziegen zu schlachten; das wurde indeß abgelehnt. Für das Maulthier und die Pferde brach er Zweige von seinem Wallnußbaume, die, obwohl theilweise fingersdick, sofort zermalmt wurden. Bisher war die Gegend überaus öde und traurig gewesen und inmitten der steilen, chaotisch durch einander geworfenen Kalksteinberge fand sich keine Spur von Anbau; an vereinzelten Flecken stand dürftiges Gesträuch, welches den Fasanen Schutz gewährte.

Am andern Tage erreichten die Reisenden eine Gegend mit Wald, an dessen Rande eine Schafherde weidete. Sofort ließen sie sich mit den Schäfern in eine Unterredung ein, um ein Lamm zu kaufen. Als sie abschlägliche Antwort erhielten, warf ihnen Philipp drei Geldstücke hin, nahm ein Lamm und ohne Weiteres zog man fürbaß, bis man an eine Wohnung kam, in welcher sich Niemand weiter als eine Frau befand. Sie gab zwei Eier her und Philipp zog dem Lamme das Fell ab. Cooper war eben außerhalb der Thür, als der Diener, in der einen Hand ein Messer, in der andern das Lamm haltend, herausstürzte und ihn herbeirief. Er war von einem Lama gefolgt, der ihm das Lamm entreißen wollte. Jetzt ließ er dasselbe los, schrie aber Cooper an. Dieser erklärte ihm, das Lamm sei dreifach über seinen Werth bezahlt, doch wolle er des Friedens wegen noch einmal drei Rupien geben. Inzwischen waren mehrere Männer herbeigezogen; sie trugen Luntengewehre und lange, tibetanische Messer, und während er Geld aus seiner Tasche hervorlangen wollte, wurde er von hinten an beiden Armen gepackt und festgehalten. Gleichzeitig stellte sich ein ältliches Mannweib vor ihn hin und hieb mit einem derben Knüttel auf ihn ein; er bewegte den Kopf hin und her, so daß die Schläge

auf die Schultern fielen. Der Mann, welcher ihn von hinten gepackt hatte, schrie ihm wie besessen in die Ohren. Jetzt kam Philipp ihm zu Hülfe, nachdem er das Lamm hatte fahren lassen. Er legte die Flinte an, Cooper gewann ein wenig Luft, machte seine rechte Hand los und versetzte seinem Gegner einen so derben Faustschlag auf die Nase, daß derselbe niederstürzte, während gleichzeitig das wüthende Weib dem Europäer einen solchen Hieb auf den Kopf versetzte, daß die Funken aus den Augen sprangen und das Blut über das Gesicht herabrann. Sie wollte den Streich wiederholen, als er ihr einen Schlag auf den Magen gab; sie stürzte kopfüber zu Boden.

Während dieser Auftritte hatte der Knabe Lau dseng aus eigenem Antriebe die Thiere bepackt, so daß Cooper und Philipp sofort weiter reiten konnten, der Lama war mit dem Lamme verschwunden! „Statt eines Mittagessens bekam ich also eine Tracht Schläge, und was noch schlimmer war, ich mußte die beiden Eier im Stiche lassen!" Gegen Abend fanden sie in dem großen Dorfe Tsali Obdach in einem Yakstalle; hier konnten sie Gerste für ihre Thiere kaufen und für sich aus Mehl einen Brei bereiten. Aber auch hier ließen die Pfaffen ihnen keine Ruhe. Abends traten zwei Lamas mit Kienfackeln ein und verlangten in unverschämtem Tone Thee; als sie ein Geschenk erhalten hatten, verlangten sie mehr. Cooper wies sie fort, aber sie blieben. Sie zogen ihre Messer hervor, Cooper nahm seinen Revolver, schoß ihn ab, steckte ihn aber im Nu wieder ein, so daß die Lamas bei dem matten Fackelschein die Waffe nicht einmal gesehen hatten. Jetzt schrien sie vor Angst, liefen fort und verloren sogar den Thee, welchen sie bekommen hatten. Inzwischen wurde die Thür verrammelt und ein Ueberfall war nicht möglich. Am andern Morgen zog Cooper schon vor Sonnenaufgang von dannen.

Um Mittag traf er in einem Hohlwege zwei Beamte des tibetanischen Obermandarinen, welche er in Bathang kennen gelernt hatte. Sie befehligten eine beträchtliche Anzahl von bewaffneten Reitern, welche einer Karawane als Bedeckung diente. Dieselbe bestand aus wenigstens fünfhundert Grunzochsen, deren jeder eine Last Thee trug, im Ganzen mehrere tausend Körbe. Als jene Tibetaner sahen, in wie kläglichen Umständen sich der Reisende befand, erquickten sie ihn sofort mit Hammelfleisch, Reis und Thee; er war so glücklich, sich satt essen zu können. Dann zog er mit der Karawane weiter, diese hatte aber große Noth, auf der Paßhöhe des Berges von Tsali Schan durch eine völlig verschneiete Schlucht Bahn zu brechen. Man trieb etwa einhundert Yaks in die dichte Masse hinein; sie waren die Bahnbrecher, welchen die übrigen folgten. Der Weg auf dem andern Abhange des Berges war sehr beschwerlich, weil er über und durch ein Felsenlabyrinth führte.

Als Cooper nach einem angestrengten, achtzehnstündigen Marsch im Dorfe Tong ankam und dort freundlich aufgenommen wurde, fiel er ohnmächtig zu Boden. Die Familie, in deren Hause er sich befand, behandelte ihn überaus gütig; man führte ihn an die Luft und wusch ihn mit kaltem Wasser, während sein Diener Philipp, der Krämpfe und Erbrechen bekommen hatte, mit nicht geringerer Fürsorge behandelt wurde. Dann gab man dem Reisenden vollauf gekochten Reis und Milch und bereitete ihm ein Strohlager. Auch die Thiere konnten sich nach Herzenslust eine Güte thun. Erst um Mitternacht verfiel Cooper in einen tiefen Schlaf, aus welchem er am andern Tage erst um Mittag erwachte.

Cooper war auf dem Wege nach Tong der Theekarawane vorausgeeilt, und in diesem Dorfe kam er zu der Ueberzeugung, daß die schlechte Behandlung, welche er bis dahin erfahren hatte, den Beamten des tibetanischen Mandarin aus Bathang zu verdanken sei. Diese hatten offenbar Befehl gehabt, unterwegs das Volk gegen die fremden Reisenden aufzuhetzen; sie waren denselben stets um ein paar Tagereisen voraus gewesen. Später ermittelte Cooper, daß sie, obwohl sie sich scheinbar freundlich benahmen, Alles aufgeboten hatten, um ihn nicht weiter als bis Pa mu tan kommen zu lassen; dem Volke war befohlen worden, ihm alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, nur sein Leben sollte geschont werden.

Endlich erblickte der Reisende von einem Hügel herab den Lauf des Lan tsan kiang (Mekong), welcher sich, etwa 150 Schritte breit, am Fuße der Schneekette hinzog, welche von Pa mu tan her als Landmarke gedient hatte. Er kam nun in eine anmuthige, wellenförmige Gegend, die prächtig bewaldet war; hier traten in parkartigen Gruppen Eichen und Wallnüsse auf, Walderdbeeren und Stachelbeeren wuchsen dort in großer Menge, und würziger Blumenduft erfüllte die Lüfte.

Nun kam die Grenzstadt Atenze in Sicht, und Cooper war hoch erfreut über den ungemein lieblichen Anblick, welchen die ganze Gegend darbot; er konnte sich gar nicht satt sehen an der reizenden Landschaft, welche zu seinen Füßen lag. In Atenze fand er Aufnahme in einem guten Gasthofe, und schickte sofort seine Reisepässe an den chinesischen Mandarinen. —

Wir haben mit Vorsatz manche Einzelnheiten aus Cooper's Bericht hervorgehoben, weil sie einen Einblick in das innere Getriebe jener Gegend gewähren, in welcher Osttibet und Westchina an einander grenzen und wo ein merkwürdiger Dualismus herrscht. Auch zeigen sie, welcherlei Gefahren dort ein Europäer ausgesetzt ist; man überwacht ihn mißtrauisch und betrachtet ihn als einen unwillkommenen Gast, der als Spion kommt und den nichtsnutzigen Mandarinen in die Karte sieht. Wenn er sie in Peking verklagt, erwachsen ihnen Ungelegenheiten und sie fallen am kaiserlichen Hofe in Ungnade.

In einem folgenden Aufsatze wollen wir Cooper's Aufenthalt in Atenze und seine Reise nach Waissisu und die Abenteuer schildern, welche er dort erlebte. Er giebt uns insbesondere genaue Auskunft über die gegenseitige Stellung der Chinesen und der Mohammedaner in Yünnan, die nun schon seit einer langen Reihe von Jahren ununterbrochen Krieg mit einander führen.

Die Tiefseemessungen des amerikanischen Schulschiffes „Mercury".

Die Stadt Neuyork besitzt ein Schulschiff, auf welches alle nichtsnutzigen Buben der Stadt, die irgend von der Behörde bestraft wurden, gebracht werden, um sie unter der rauhen seemännischen Zucht wo möglich zu bessern und zu ordentlichen Menschen heranzuziehen. Gewöhnlich hat das abenteuerliche seemännische Leben für die Knaben großen

Reiz und aus den jungen Sträflingen werden mit der Zeit tüchtige Matrosen. Das Schiff, „Mercury" genannt, muß in der Regel lange Kreuzfahrten unternehmen, damit die Jungen möglichst wenig mit den Menschen am Lande in Berührung kommen. Die betreffende Behörde kam dadurch auf den guten Gedanken, das Schiff gleichzeitig zu wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich Tiefseeforschungen, zu benutzen, und ertheilte dem Capitän desselben, Giraud, darauf bezügliche Anweisungen. Er sollte in der Breite des Aequators zwischen dem Amazonenstrome und der afrikanischen Westküste Tiefseemessungen anstellen, die Strömungen des Oceans beobachten und die Temperatur des Wassers in verschiedenen Tiefen messen. Auch Grund- und Wasserproben sollte er mitbringen.

Der „Mercury" verließ am 20. December 1870 Newyork, langte am 14. Februar an der Sierra-Leone-Küste an, fuhr am 21. desselben Monats von dort wieder ab und erreichte am 13. April 1871 Havana. Die Beobachtungen, die er während dieser fast viermonatlichen Fahrt im Atlantischen Ocean gemacht hatte, wurden dem Professor an der Newyorker Universität Henry Draper übergeben, und dieser hat jetzt die Resultate der Fahrt des „Mercury" übersichtlich zusammengestellt in einer zu Newyork eben erschienenen Schrift, welche den Titel führt: Cruise of the School-ship Mercury in the tropical Atlantic, with a report on the chemical and physical facts collected from the deep sea researches etc.

Draper zeigt in seiner Arbeit, wie die bisher in der Tiefseeerforschung von Carpenter, Gwyn Jeffreys, Wyvihe Thomson und Anderen im nordatlantischen Ocean gewonnenen Resultate durch die Fahrt des „Mercury" im Wesentlichen bestätigt, außerdem aber manche neue Ergebnisse gewonnen werden. Die barometrischen Schwankungen wurden beim Kreuzen des Oceans außerordentlich gering befunden; das Minimum betrug nur $^{13}/_{100}$ unter, das Maximum $^{8}/_{100}$ über dem Mittel. Im Allgemeinen nahm der Druck nach der amerikanischen Küste hin zu.

Draper theilt dann die Beobachtungen mit, welche bezüglich der Brook'schen Tiefsonde und des Wasserfangcylinders gemacht wurden. Letzterer ist ein Instrument, welches eigens construirt ist, um aus den größten Tiefen Wasserproben an die Oberfläche zu bringen. Es kommt natürlich außerordentlich viel darauf an, daß derartige Werkzeuge genau arbeiten und zu keinerlei Fehlschlüssen Anlaß geben. „Was den Wasserfangcylinder betrifft," sagt Draper, „so bringt er uns keineswegs ganz dasselbe Wasser an die Oberfläche, wie es in den größten Tiefen von ihm aufgefangen wird. Eine ganz bedeutende Menge der im Wasser aufgelösten Gase wird entweichen, je mehr der Cylinder sich der Oberfläche nähert und dadurch der Druck, welcher auf dem Wasser der Tiefe lastet, vermindert wird, wodurch natürlich die Gase mehr und mehr frei werden. Untersuchen wir nun das an die Oberfläche gebrachte Wasser, so ergiebt es in Bezug auf seinen Gasgehalt falsche Resultate. Selbst der Salzgehalt desselben wird Störungen unterworfen sein, sofern an seiner Lösung Gase betheiligt sind, die entweichen; dies gilt z. B. vom kohlensauren Kalk."

Auf Tafel 4 seines Werkes zeigt Draper die specifische Schwere der Wasserproben, die von der Oberfläche bis zu 240 Faden Tiefe erlangt wurden. Tafel 5 giebt die Lufttemperaturen zwischen Sierra Leone und Florida. Tafel 6 die Lufttemperatur, die Temperatur der Meeresoberfläche und der verschiedenen Tiefen zusammengestellt.

Ein Durchschnitt des Bodens des Atlantischen Oceans unter 12° n. Br. ist auf funfzehn Tiefseemessungen basirt. Er zeigt, wie von der afrikanischen Küste nach Westen hin der Oceanboden sehr schnell sinkt. Ein paar Grade westlich vom Cap Verde ergeben die Messungen 2900 Faden. Von dieser Stelle ab kann die mittlere Tiefe des Oceans zu ungefähr 2400 Faden geschätzt werden; es folgt dann, immer weiter westlich, eine Depression von 3100 Faden, und zweitens eine Erhebung, wo die Messungen nur 1900 Faden ergeben. Im Allgemeinen haben wir also einen weiten und tiefen Trog auf der afrikanischen Seite und einen kleinern und seichtern auf der amerikanischen. Draper nimmt an, daß an dieser Gestaltung die Vertheilung der Flüsse auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans mit Schuld sei, da auf der afrikanischen Seite, mit Ausnahme des Senegals und Gambia, keine bedeutenden Ströme sich ins Meer ergießen, während die Zahl der Ströme, die aus Amerika in den Atlantischen Ocean fallen, sehr bedeutend ist; darunter sind der Orinoco und Amazonenstrom, welche ungeheure Massen von Schwemmproducten dem Meere zuführen und zur Erhöhung von dessen Boden auf amerikanischer Seite beitragen. Wir wissen allerdings, daß die Massen von Erdreich, welche sowohl der Orinoco als der Amazonenstrom dem Ocean zuführen, ganz ungeheuer sind; Bates hat uns dies namentlich vom Amazonenstrom nachgewiesen. Aber so gewaltig die im Lauf der Jahrhunderte ins Meer geschwemmten Massen auch sind, wir können sie nicht für so bedeutend halten, daß sie einen weiten Raum des Oceanbodens gleich um 1000 Faden zu erhöhen vermöchten. Hier müssen andere Ursachen gewirkt haben.

Draper nimmt an, daß durch die beiden „Tröge" die kalten Wasser der Nordpolarströmungen ihren Weg nach Süden finden. Im Zusammenhange damit bemerken wir, wenn wir die Temperatur des Wassers im großen östlichen oder afrikanischen Troge prüfen, daß hier eine Differenz zwischen der Temperatur der Oberfläche und der Tiefe von nur 200 Faden besteht, welche in vielen Fällen 25° F. beträgt. Diese Abnahme der Temperatur vermehrt sich mit zunehmender Tiefe; eine Beobachtung ergab eine weitere Abnahme von 4° F. auf weitere 200 Faden. Es soll hiermit aber nicht behauptet werden, daß die Masse des kalten Wassers nur auf die beiden Tröge beschränkt sei, da selbst im Westindischen Meere in ähnlichen Tiefen niedrige Temperaturen beobachtet wurden. Dort zeigte der Thermometer 84° F. (= 29° C.) an der Oberfläche, und in einer Tiefe von 400 bis 500 Faden nur noch 48° F. (= 9° C.). Dazu nehme man an, daß diese Beobachtung mit einem Instrumente gemacht wurde, welches eine höhere Temperatur der Tiefe anzeigte, als dort wirklich vorhanden ist. Es stimmt das mit Barrett's Beobachtung überein, daß in den größten Meerestiefen bei Jamaica eine Temperatur existirt, welche nicht weit vom Gefrierpunkte des süßen Wassers entfernt ist. Diese Bemerkungen Draper's begleitet ein Diagramm, dessen Curven die Temperatur der Luft, der Wasseroberfläche und des Tiefseewassers während der Reise zeigen, ferner ein Diagramm der specifischen Schwere des Wassers der Oberfläche und der Tiefe.

„Der allgemeine Schluß, welcher aus diesen Ergebnissen mit Bezug auf Temperatur und specifische Schwere gezogen werden kann, ist der, daß über den ganzen Boden des tropischen Atlantischen Oceans und des Caribischen Meeres eine Schicht kalten Wassers ausgebreitet ist, kalt, da dessen Temperatur unter 50° F. (= 10° C.) beträgt. Dies ist ein Schluß, zu dem Dr. Carpenter auch bezüglich des Atlantischen Oceans in höheren Breiten gelangt ist, und durch diese wichtige Entdeckung muß die Fahrt des „Mercury" als eine Bestätigung der Correctheit der Schlußfolgerungen betrachtet werden, welche aus den Fahrten der Schiffe „Lightning" und „Porcupine" gezogen wurden."

Auch über die Strömungen berichtet Draper Manches. „Es sind Gründe vorhanden, anzunehmen, daß dieses kalte Tiefenwasser, fern davon stagnirend zu sein, seiner ganzen Masse nach eine Bewegung nach dem Aequator zu hat, während die Oberflächenwasser ihrerseits im Allgemeinen eine Bewegung nach der entgegengesetzten Richtung zu haben."

Eine Analyse des Gasgehaltes der Tiefseewasserproben wurde nicht ausgeführt, da die Proben schon zu lange aufbewahrt waren, mithin viel Gas entwichen sein konnte. Was aber den organischen Gehalt des Wassers betrifft, so bemerkt Draper: „Ich machte eine Untersuchung der organischen Materie, welche in dem Tiefseewasser enthalten war, sowohl durch Einäscherung des festen Rückstandes, als mit übermangansaurem Kali. Ich brauchte indessen kaum eine specielle Prüfung anzustellen, denn selbst die klarste Probe enthielt Flocken von organischer Materie, einige Seegräser in den verschiedensten Stadien der Zersetzung. Mit diesen Pflanzenstoffen mischten sich die Ueberbleibsel kleiner Meeresthiere. Bei Einäscherung des soliden Rückstandes einer aus 200 Faden Tiefe genommenen Wasserprobe fand ich, daß die organische und flüchtige Menge des Ganzen nicht mehr als 11 Procent betrug. Noch in Proben, die aus 400 oder 500 Faden Tiefe genommen waren, fanden sich sichtbare Spuren von organischer Substanz. Es ist daher wahrscheinlich, daß selbst auf dem Meeresgrunde solche organische Substanzen vorkommen mögen, nicht nur in Lösung, sondern auch in solider Menge. Pflanzen können dort allerdings aus Mangel an Luft nicht wachsen."

Draper unterwarf die aus den Wasserproben erhaltenen festen Rückstände der Spectralanalyse, um zu sehen, ob etwa in den größten Meerestiefen ein bisher nicht bekanntes Element vorkomme, erhielt jedoch ein negatives Resultat. Alle Spectrallinien deuteten auf wohlbekannte Elemente.

Die Tiefseebodenproben wurden an Dr. Carpenter überschickt. Er unterwarf dieselben bisher nur einer flüchtigen Prüfung, über welche er schreibt: „So viel ich bis jetzt übersehen kann, bestehen sie aus dem gewöhnlichen atlantischen Schlamme, Kreide in der Bildung begriffen mit den gewöhnlichen Typen der Tiefseeforaminiferen."

Aus allen Erdtheilen.

Aus dem russischen Centralasien.

Wir haben früher schon darauf hingewiesen, daß die neueste Eroberung der Russen in Centralasien, Kuldscha am Ili, welches sie im Juli 1871 in Besitz nahmen, eine sehr werthvolle Erwerbung sei. Die Region, deren Hauptstadt Kuldscha ist, bildet ein Durchzugsland für die Karawanen nach dem westlichen China; sie ist fruchtbar und reich an Metallen. Sie war früher im Besitze Chinas, und wir lesen nun, daß die russische Regierung mit der chinesischen in Unterhandlungen getreten sei, um sich das Land durch einen Vertrag abtreten zu lassen. Dem Vorschlage der Russen zufolge sollen diese Herren der Karawanenstraßen und Besitzer der Bergwerke sein und das Recht haben, beide durch Garnisonen zu schützen, auch Factoreien anzulegen; China dagegen solle die verlorene Souveränetät wieder haben, aber auch die Verpflichtung übernehmen, Ruhe und Ordnung im Lande zu halten. So meldet der sonst über innerasiatische Verhältnisse stets sehr wohl orientirte Berliner Correspondent der „Times". Uns ist übrigens die Sache noch nicht recht klar, und wir müssen weitere Berichte abwarten. Auf keinen Fall ist anzunehmen, daß die Russen einen so wichtigen Platz wie Kuldscha wieder unter die Souveränetät Chinas stellen würden, das in diesen Gegenden vollkommen ohnmächtig ist und sich innerhalb seiner eigenen alten Provinzen nicht einmal der Mohammedaner erwehren kann.

Inzwischen haben die Russen sich im Lande festgesetzt und arbeiten mit Nachdruck daran, Ruhe zu schaffen. Sie haben die bisher herrschende Classe der Tarantschen, d. h. der reinen Turkestaner, die Mohammedaner (— vergleiche „Globus" S. 96, wo wir die Besitznahme Kuldschas erörterten —) und allesammt Krieger sind, ihrer politischen Vorrechte beraubt und die verschiedenen Völker gleichgestellt. Diese Maßregel scheint eine gute Wirkung auf die große Mehrzahl der Bewohner gemacht zu haben, welche bisher von den Tarantschen ausgesogen wurden. Sodann sind alle Sklaven, deren Zahl vielleicht zu hoch auf 100,000 angegeben wird, freigelassen worden. Viele derselben sind nun beim Bau von Straßen beschäftigt, welche die Russen, die große Wichtigkeit der Verkehrswege wohl würdigend, eifrig in Angriff genommen haben. Sie stellen eine Straße her von Kuldscha nach Osten hin, dem Ili entlang, und eine andere soll diese Stadt mit Chokand verbinden, von wo gegenwärtig eine Straße nach Taschkent hergestellt wird, also mit der Hauptstadt des russischen Turkestan. Die Handelskammer von Taschkent hat der Regierung empfohlen, eine Pferdeeisenbahn von Taschkent nach Troïtzk in Sibirien zu bauen; diese Stadt liegt nordöstlich von Orenburg, das mit den europäischen Bahnen in Verbindung gebracht werden soll. Eine Privatgesellschaft zu Samara an der mittlern Wolga hat die Concession zu einer Bahn von dort nach Orenburg erhalten; auch Guriew am Kaspischen Meere soll über Uralsk mit dem europäischen Bahnnetz in Verbindung gebracht werden. Es können Jahre verfließen, ehe diese Bahnen hergestellt sind, aber gebaut werden sie sicherlich. Erhebliche Schwierigkeiten stehen selbst in den Steppen der Kirgisen und Turkomanen nicht im Wege; die Erfahrung zeigt, daß in denselben überall artesische Brunnen reichlich Wasser geben. —

Hermann Vambery hat in unserer Zeitschrift ausführlich die Stellung erörtert, welche der Chan von Chiwa den Russen gegenüber einnimmt. Es lag im Plane derselben, diesen turkomanischen Potentaten im Frühjahr 1871 zu bekriegen; sie mußten jedoch denselben hinausschieben, weil die Kirgisen, durch unverständige bureaukratische Zumuthungen der Behörden, rebellisch waren und auch die Zustände in Buchara bedenklich erschienen. Gegenwärtig deutet Manches darauf hin, daß Chiwa „gezüchtigt" werden solle, denn jetzt ist reine Bahn. Abdullah Chan, Sohn des Emirs von Buchara, welcher gegen seinen Vater rebellirte, an der Spitze der fanatisch-mohammedanischen Partei stand und den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen predigte, ist todt. Er wurde unter Beihülfe der Russen gefangen genommen und seinem Vater überantwortet. Im Gefängnisse „wurde ihm unwohl" und er starb, — versteht sich an Gift.

Der Gesundheitszustand Calcuttas.

Dieser war bekanntlich ein grauenvoller, aber er ist in einem raschen Aufschwunge zur Besserung begriffen, wozu die Thätigkeit der britischen Behörden nicht wenig beigetragen hat. Noch 1862 konnte der Militärarzt Professor Longmore erklären: „Der pestilenzialische Zustand des großen, von den Eingeborenen bewohnten Theiles von Calcutta, der Zustand der über-

irdischen Abzugscanäle und der Cisternen zwischen den Häusern und Hütten ist ein so schmählicher, daß derjenige, welcher ihn nicht gesehen, es kaum für glaublich hält." In dem kürzlich in der India Office gedruckten Report on sanitary improvements in India up to June 1871 befindet sich eine Tabelle, welche zeigt, daß in den zwanzig 1861 vorangehenden Jahren die Cholera in Calcutta allein durchschnittlich im Jahre 5000 Opfer forderte. 1860 betrug die Zahl der Choleratodesfälle 6553 und 1866 gar 6823. In dem letztern Jahre wurden die so wichtigen Werke der Wasserleitung und der Abzugsschleusen zu bauen begonnen, und damit brach für den Gesundheitszustand der indischen Hauptstadt eine neue bessere Periode an. Das Wasser kommt jetzt oberhalb der Stadt aus dem Hughly, es wird sorgfältig filtrirt und durch eine $23^3/_4$ englische Meilen lange Röhrenleitung nach der Stadt geführt, wo es zur Vertheilung gelangt. Seit 1870 braucht die Bevölkerung nicht mehr das faule Wasser der Cisternen und des verunreinigten Flusses zu trinken. Die Abzugscanäle sind vor der Hand noch auf die südlichen Stadttheile beschränkt. Die ständige Cholera hat auch bedeutend abgenommen; 1870 starben an ihr nur 1563 Personen, und die durchschnittliche Sterblichkeit ist mit Einführung der neuen Werke zusehends geringer geworden. Sie betrug 1870 23,4 auf 1000, um die Hälfte weniger als 1865.

In einer im März 1871 zu Calcutta abgehaltenen Versammlung sprach sich ein eingeborner Arzt, Dr. Tschuckerbutty, über die Gesundheitsverhältnisse der Stadt folgendermaßen aus: „Mein ärztlicher Beruf führt mich sowohl in die Häuser der Reichen wie der Armen, in beide Abtheilungen der Stadt, und ich muß gestehen, daß im südlichen Theile, wo die Abzugscanäle durchgeführt worden sind, das Wohnen selbst des niedrigsten Häuslers ein ungleich gesunderes ist als jenes des reichen Millionärs im nördlichen Quartiere, das noch keine Abzugscanäle kennt. Ehe die Wasserleitung und die theilweise Drainage der Stadt durchgeführt wurde, war die Sterblichkeit Calcuttas in Folge von Dysenterie, Cholera und Fieber eine schauderhafte. Im Jahre 1865 war die Dysenterie eine so verbreitete und tödtliche Krankheit, daß sie täglich ihre Opfer in ihrer schlimmsten Form forderte. Solche Formen der Krankheit kommen jetzt äußerst selten vor. Die Zahl der Cholerafälle, welche ich allein jährlich im Medical College Hospital zu behandeln hatte, betrug durchschnittlich 700, und ich erkläre, daß ich während der verflossenen acht Monate kaum ein Dutzend Fälle hatte. Fieber hat sich im gleichen Maße vermindert."

Die Cholerafälle im April, Mai, Juni 1871 betrugen nur resp. 85, 29, 26 — was bedeutet das gegen einen frühern Jahresdurchschnitt von 5000!

Statistisches aus Venezuela.

Von Dr. A. Ernst in Caracas.

Im Zeitraume vom 1. Juli 1870 bis 30. Juni 1871 wurden in Caracas geboren 1621 Kinder, nämlich 827 Knaben und 794 Mädchen (100 : 95,4). Davon waren eheliche Geburten 746, uneheliche 875 (100 : 117,3). Nach den Geschlechtern gab es 397 legitime gegen 430 illegitime Knaben (100 : 108,3) und 349 legitime gegen 445 illegitime Mädchen (100 : 127,5), so daß sich für die letzteren ein bedeutendes Uebergewicht herausstellt. Aus den angegebenen Zahlen ergiebt sich ferner, daß unter 217 Geburten nur 100 eheliche waren und unter 185 Geburten 100 uneheliche vorkommen: ein Resultat, welches ein trauriges Zeugniß für den moralischen Zustand der großen Masse abgiebt*). Bei den unehelichen Geburten sind 40 ausgesetzte Knaben und 42 ausgesetzte Mädchen mitgerechnet worden; es bilden mithin die Findelkinder ungefähr 5 Procent der Anzahl aller Geburten.

In demselben Zeitabschnitte starben 1276 Personen, und zwar im ersten Halbjahr 695, im zweiten 581 (1000 : 836); da nun das erste Semester (Juli bis December) im Allgemeinen der Regenzeit, das zweite (Januar bis Juni) mehr der trockenen Jahreszeit entspricht, so scheint ein bedeutend günstigerer Gesundheitszustand während der letztern stattzufinden. Von der angegebenen Zahl der Todesfälle gehörten 591 zum männlichen, 685 zum weiblichen Geschlechte (100 : 115,9). Von den ersteren werden 306 als Erwachsene, 285 als Kinder bezeichnet (doch fehlt eine genaue Altersangabe); von den letzteren waren 402 Erwachsene und 283 Kinder. Während also im Ganzen 708 Erwachsenen 568 Kinder gegenüberstehen (100 : 80,24), ist das Verhältniß bei dem männlichen Geschlechte 100 : 93 und bei dem weiblichen 100 : 70, so daß bezüglich der Kinder ein auffallend ungünstiges Resultat für das männliche Geschlecht sich ergiebt.

Nimmt man die im Census vom 30. April 1869 ermittelte Zahl von Einwohnern (47,013) an, so folgt, daß auf 29 Bewohner eine Geburt und auf beinahe 37 Bewohner ein Sterbefall kommt.

Unter den Krankheiten waren es in dem hier besprochenen Zeitraume namentlich Schwindsucht und Tetanus, welche die meisten Opfer forderten. An ersterer erlagen 237 Personen (88 männlichen und 149 weiblichen Geschlechts, also 100 : 169,3), demnach mehr als 18,5 Procent sämmtlicher Todesfälle. Die Ursache dieser Erscheinung liegt zum geringern Theile in ungünstigen klimatischen Bedingungen (kalte und trockene Morgenwinde während der trockenen Jahreszeit und darauf folgendes rasches Steigen der Temperatur) oder industriellen Verhältnissen (viele Cigarrendreherinnen leiden an Schwindsucht); ich bin geneigt, den Hauptgrund in der mangelhaften Ernährung und den übrigen Phasen des socialen Elends zu suchen, welches eine unabweisbare Folge der das Land fortdauernd zerrüttenden politischen Anarchie ist. Der Tetanus rafft namentlich viele kleine Kinder weg; doch ist er auch bei Erwachsenen sehr häufig, wenn auch seltener tödtlich. Ein Farbiger, der mit einer größern Wunde am Körper sich dem Regen aussetzt oder einen Fluß durchwatet, eine farbige Plätterin, die sich etwa von ihrer Beschäftigung weg in die Zugluft begiebt, werden fast regelmäßig einen Anfall von Tetanus haben.

Die Zahl der Eheschließungen betrug in dem genannten Jahre 213, so daß auf 100 Geburten 13 Ehen kommen.

In den 40 bestehenden Unterrichtsanstalten aller Kategorien wurden 1138 Knaben und 785 Mädchen (100 : 69), also zusammen 1923 Kinder unterrichtet. Hierzu kommen noch 162 Zöglinge der Universität und 50 des Priesterseminars, so daß im Ganzen 1350 Personen männlichen Geschlechts und 785 Mädchen beschult sind (100 : 58). Da nach dem Census von 1869 die Zahl der Personen männlichen Geschlechts unter 18 Jahren 8564, die der Mädchen unter 15 Jahren 6946 beträgt, von denen doch wenigstens ein Drittel in anderweitig schulpflichtigem Alter stehen, so ist ersichtlich, wie schlecht es noch mit dem Unterrichtswesen in Caracas bestellt ist. Auffallend ist auch die unverhältnißmäßig geringe Zahl der Unterricht erhaltenden Mädchen. 752 Kinder (427 Mädchen und 325 Knaben) wurden in öffentlichen Anstalten unterrichtet, folglich bleiben mit Abrechnung der Universität und des Seminars 1171 Zöglinge für die bestehenden Privatlehranstalten.

*) Ich betone absichtlich die beiden gesperrt gedruckten Wörter; denn in den gebildeten Kreisen sind die Frauen von sehr lobenswerther Sittlichkeit; ja, ich behaupte ohne Uebertreibung, daß die Venezuelanerinnen in dieser Schicht der Bevölkerung der bei Weitem bessere Theil des gesammten Volkes sind. Unter den gemeinen Leuten steht es dagegen schlimm um die Sittlichkeit und sind wilde Ehen ungemein häufig.

Statistik Tasmaniens 1870.

Kürzlich ist der officielle statistische Bericht der Insel Tasmania für das Jahr 1870 erschienen, aus dem wir das Wichtigste mittheilen wollen. Im Ganzen befindet sich die junge Colonie in einem gedeihlichen Zustande, wenn auch von dem rapiden Wachsthum, der bei anderen australischen Colonien oder gar in Amerika stattfindet, hier nicht die Rede ist. Am 31. December 1870 belief sich die Gesammtbevölkerung auf 100,764

Seelen (53,464 Männer und 47,300 Frauen). Die Einwanderung war sehr gering, sie betrug nur 342 Individuen, und zwar 301 Deutsche, 21 Engländer, 18 Irländer, 2 Schotten. Die Zahl der Geburten betrug 3054, 195 mehr als im Jahre 1869; die Zahl der Todesfälle 1404. Ehen wurden 670 geschlossen.

Was Handel und Schifffahrt betrifft, so finden wir, daß die Einfuhren 1870 einen Werth von 792,916 Pf. St. repräsentirten. Davon kamen 404,755 auf Hobart Town, 388,161 Pf. St. auf Launceston; es entfielen auf den Kopf der Bevölkerung 7 Pf. St. 17 Sch $4\frac{1}{2}$ Pence. Gegenüber 1869, wo die Einfuhren 975,412 Pf. St. wertheten und 9 Pf. St. 12 Sch. auf den Kopf entfielen, ist also eine Abnahme bemerkbar. Der Ausfall von 182,496 Pf. St. gegenüber dem Vorjahre kommt hauptsächlich auf den Handel mit der Colonie Victoria, während jener mit England sich etwas gehoben hat. Von den Einfuhren entfielen 49,98 Procent auf Victoria, 35,61 auf Großbritannien, 7,20 auf Mauritius, der Rest auf verschiedene Länder. Die Ausfuhren erreichten einen Werth von 648,709 Pf. St. (346,504 Pf. St. entfielen auf Hobart Town, 302,205 auf Launceston), was gleichfalls gegen das Vorjahr eine Abnahme von 178,223 Pf. St. ergiebt. Nach England wurden für 253,200, nach Victoria für 267,382, nach Neu-Südwales für 83,542, nach Queensland für 9281, nach Südaustralien für 8119, nach Neuseeland für 25,730, nach Mauritius für 1370, nach Guam für 85 Pf. St. ausgeführt. Hafer, Gerste, Häute, Leder und Hopfen hatten in der Ausfuhr zugenommen, dagegen Gerberrinde, Butter, Käse, Mehl, eingemachte Früchte, Weizen, Pferde, Schafe, Nutzholz hatten abgenommen. Was die Wolle, den Stapelartikel Tasmanias, betrifft, so hatte auch diese im Werthe von 56,807 Pf. St. abgenommen; der Export war geringer als in irgend einem Jahre des letzten Decenniums. Der Gesammtwerth des über See geführten Handels der Colonie im Jahre 1870 betrug 1,441,625 Pf. St. In Hobart Town liefen 218 Schiffe von 51,886 Tonnen ein und 233 Schiffe von 53,679 Tonnen aus. In Launceston sammt den Nebenhäfen liefen 395 Schiffe von 53,781 Tonnen ein und 378 Schiffe von 53,584 Tonnen aus. Die Schifffahrt beider Häfen zeigt einen Rückgang gegenüber dem Vorjahre. Der Colonie gehörten 183 einregistrirte Fahrzeuge, darunter 11 Dampfer, zusammen von 16,913 Tonnen mit 1427 Mann. Auch hier ist ein kleiner Rückgang verzeichnet.

Das Gesammteinkommen der Colonie belief sich 1870 auf 221,017 Pf. St., wovon 137,034 Pf. St. auf Zölle entfallen. Die öffentliche Schuld betrug am 31. December des genannten Jahres 1,268,700 Pf. St.

Was die Goldgewinnung betrifft, so ist diese keineswegs bedeutend und hält den Vergleich mit anderen australischen Colonien nicht aus. Aus den Wäschen im Schwemmlande wurden 600 Unzen gewonnen; eine Quarz-Minen-Gesellschaft arbeitete einen Theil des Jahres hindurch und gewann 364 Unzen.

Der Postverkehr hat sich stark gehoben. Die Zahl der in Hobart Town expedirten Briefe betrug 486,754, jene der in Launceston expedirten 424,821. In ersterer Stadt kamen 335,834, in letzterer 845,255 Zeitungen zur Versendung. Der Telegraph hatte 20,536 Depeschen zu befördern.

Von den Kronländereien wurden 23,759 Acres im Werthe von 26,831 Pf. St. verkauft. Der durchschnittliche Preis pro Acre war auf dem Lande 1 Pf. St. 1 Sch. $8\frac{1}{4}$ Pence, für städtische Gründe 3 Pf. St. 8 Sch. 5 P. Unter Cultur befanden sich 330,257 Acres, etwa 12,000 mehr als im Vorjahre. Weizen, Hafer, Kartoffeln, Gerste, Erbsen, Hopfen waren die hauptsächlichen, auf dieser Fläche gezogenen Gewächse. Gerste, Erbsen und Hopfen gedeihen am besten. Von Wurzelpflanzen bewähren sich nur Mangoldrüben.

Der Viehstand hat sich vermindert; die Kaninchen haben sich aber in schreckenerregender Weise auf der ganzen Insel vermehrt und thun vielen Schaden. Am 31. März 1870 belief sich der Viehstand auf 22,679 Pferde, 101,459 Stück Rindvieh, 1,349,775 Schafe, 2681 Ziegen und 49,432 Schweine.

Das Schulwesen bessert sich zusehends. Lesen und schreiben konnten 55,939 Tasmanier, nur lesen 13,945, Analphabeten waren 29,444. Die Zahl der Schulen betrug 128, die von 9997 Kindern besucht wurden und 16,588 Pf. St. Kosten verursachten, wovon $\frac{3}{4}$ der Staat, $\frac{1}{4}$ die Eltern trugen.

—m. **Der Austernhandel in Baltimore** hat in den letzten Jahren bedeutenden Aufschwung genommen. Ueber 1000 Schooner (von 10 bis 100 Tons) und außerdem noch 1600 Boote betreiben jährlich die Austernfischerei in der Chesapeak-Bucht und liefern 11 Millionen Fässer an den Markt. Hundert Handlungshäuser in Baltimore sind beschäftigt, diese Austern in hermetisch verschlossenen Blechdosen zu versenden. Die meisten gehen mit der Pacificbahn an die Küste des Stillen Oceans, wo noch keine Austernbänke entdeckt sind. Ein bekanntes Haus beschäftigt 400 bis 600 Personen, weiße und farbige, männlichen und weiblichen Geschlechts. Ein gewandtes Mädchen kann täglich 2 bis 3 Dollars mit Austernöffnen verdienen. Dasselbe Haus zahlt durchschnittlich 7000 Dollars an Arbeitslohn die Woche. Aus den Schalen wird Kalk gebrannt. Auch die Anfertigung der Dosen beschäftigt viele Menschen. Einer der Hauptfabrikanten zahlte im letzten Jahre für Material und Arbeiterlohn 160,000 Dollars. Die Netto-Einnahme sämmtlicher Häuser wird auf jährlich 10 bis 15 Millionen Dollars angeschlagen.

* * *

— Der Telegraph zwischen Nordwest-Amerika und dem nordöstlichen Asien, zu welchem schon 1866 von Seiten einer nordamerikanischen Expedition viele Vorarbeiten gemacht worden sind, soll nun ernstlich in Angriff genommen werden. Nach Vollendung desselben ist dann der Erdball mit elektrischen Drähten umspannt. An der Spitze der Gesellschaft, welche das großartige und mit vielen Schwierigkeiten verbundene Werk ausführen wird, stehen Cyrus Field, Morse und andere Fachmänner; die Kosten sind auf etwa 12 Millionen Dollars veranschlagt worden.

— Zusammenhang der Fischfauna mit den Meeresströmungen. Professor Verrill hat kürzlich im „American Journal of Science" einen Bericht über seine Untersuchungen der Meeresthiere bei Woods Hole an der Küste von Massachusetts veröffentlicht. Eines der Resultate seiner Bemühungen besteht in der Vergewisserung, daß auf den Bänken und Untiefen der Baien und Sunde bis nach Cap Cod hin vorzugsweise südliche, der Fauna Virginiens angehörige Formen vorkommen, daß die tieferen Canäle und der mittlere Theil des Long-Island-Sundes bis Stonington und Connecticut hin dagegen fast ganz von nordischen, der akadischen Fauna angehörigen Thiere bewohnt sind. Sowohl die Temperaturbeobachtungen an der Oberfläche als das Tiefseedraggen haben gezeigt, daß ein Zweig der arktischen Strömung sich in die Mitte des Vineyardsundes (bei der zu Massachusetts gehörigen Marthas-Vineyard-Insel) hinzieht.

— Die Ausfuhr von Kupfer aus Chile stellte sich für das Jahr 1871 auf 46,750 Tonnen, 6800 Tonnen weniger als 1870 und 16,050 Tonnen weniger als 1869.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXI. GLOBUS № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Die Jagd mit dem Gepard in Indien.

Unsere Leser kennen aus den Schilderungen im vorigen Bande des „Globus“ die altindische Pracht und Herrlichkeit, welche am Hofe des Guikowar von Baroda herrschen. Wir haben ihnen erzählt von den Elephanten-, Nashorn- und Menschenkämpfen, nicht minder auch, daß der Herrscher sich eine ganze Menagerie gezähmter Thiere unterhält, unter denen die Jagdgepards oder Tschitas einen hervorragenden Platz behaupten. Der Gepard (Cynailurus jubatus) ist der liebenswürdigste Vertreter des Katzengeschlechtes; aber wie sein systematischer Name bereits andeutet, ist er keine echte Katze mehr, sondern das Bindeglied zwischen Katzen und Hunden, eine Art Uebergangsgeschöpf, welches von beiden Familien etwas an sich hat, obgleich es mehr zu den Katzen neigt. Katzenartig, sagt Brehm, ist noch der Kopf, katzenartig der lange Schwanz; hundeartig aber ist der übrige Körper, hundeartig zumal sind die langen Beine, deren Pfoten nur noch halbe Pranken genannt werden können. Noch ist hier die ganze Einrichtung zum Einziehen und Hervorschnellen der Klauen vorhanden, aber die betreffenden Muskeln sind so schwach und kraftlos, daß die Krallen fast immer hervorragen und deshalb, wie bei den Hunden, durch Abnutzung stumpf werden. Das Gebiß gleicht im Wesentlichen dem der Katzen, die Eckzähne aber sind ähnlich wie die der Hunde zusammengedrückt. Auch der Pelz hält die Mitte zwischen dem der Katzen und Hunde. Er ist licht gelblichgrau mit braunen und schwarzen Flecken besäet, die auf dem Rücken zusammenfließen. Die Länge des Tschita beträgt etwa 1 Meter, die des Schwanzes $^2/_3$ Meter und die Höhe am Widerriß eben so viel. Das ganze Thier ist ziemlich struppig, namentlich am Nacken, wodurch der Name „der Gemähnte“ erklärlich wird. Seiner Zwischenstellung zwischen Katze und Hund entspricht auch das geistige Wesen. Der Gesichtsausdruck ist noch katzenähnlich, aber die Hundegemüthlichkeit sieht aus den Augen hervor, welche die Sanftheit des Geistes deutlich anzeigen.

Dieser Tschita ist über das ganze südwestliche Asien verbreitet; in Afrika löst ihn dann eine verwandte Art (Cynailurus guttatus) ab. Er ist, wie seine Farbe und Gestalt anzeigen, ein echtes Steppenthier, welches sich seinen Unterhalt weniger durch seine Kraft, als durch seine Behendigkeit erwerben muß. Die Nahrung besteht hauptsächlich in den mittelgroßen und kleineren Wiederkäuern, welche in seinem Gebiete leben und die er mit großem Geschick zu erreichen weiß. Er berücksichtigt alle Eigenthümlichkeiten des Wildes und kommt z. B. niemals über dem Winde angeschlichen, liegt auch still und regungslos, sobald das Leitthier des Rudels seinen Kopf erhebt, um zu sichern. So stiehlt er sich bis auf funfzig Fuß heran, erreicht sein Wild mit einigen Sprüngen, schlägt es mit den Tatzen nieder und faßt es dann im Genick. Nach kurzem Widerstande hat er sein Opfer bewältigt und trinkt nun gierig das rauchende Blut. Die angeborene List und Jagdfähigkeit mußte den achtsamen Bewohnern seiner Heimath auffallen und sie zu dem Versuche reizen, die Jagdkunst des Thieres für sich zu benutzen. Dies ist wirklich außerordentlich gut gelungen; denn der Jagdleopard ist durch einfache Abrich-

Jagd mit dem Gepard auf Antilopen in Indien.

Jagd mit dem Gepard auf Antilopen in Indien.

tung zu einem trefflichen Jagdthiere geworden, welches in seiner Art dem besten Edelfalken kaum nachsteht. In ganz Ostindien betrachtet man ihn allgemein als einen geachteten Jagdgehülfen. Der Schah von Persien läßt ihn sich aus Arabien kommen und benutzt ihn zu Jagden. Orlich und Prinz Waldemar von Preußen erzählen von dem Thiere; letzterer wohnte bei Delhi der Jagd mit einem solchen bei. Kaiser Leopold der Erste von Deutschland erhielt vom Großsultan zwei abgerichtete Tschitas, mit denen er oftmals jagte.

Ueber die Art und Weise, wie gegenwärtig in Indien die Jagd mit dem Tschita zumal durch den Guikowar von Baroda betrieben wird, entnehmen wir einer englischen Zeitschrift, aus welcher auch unsere Holzschnitte herrühren, das Folgende. Es handelt sich hier um die Jagd auf indische Antilopen.

Antilopen, gewöhnlich nach der Farbe des Männchens „Schwarzböcke“ genannt, kommen in Ostindien häufig vor. Die Weibchen sind lichtbraun und haben keine Hörner; die Männchen dagegen sind an der Rückenseite schwarz und am Bauche weiß. Diese Farben begrenzen sich so scharf, daß es in der Ferne aussieht, als habe man dem weißen Thiere eine schwarze Schabracke übergeworfen. Je älter der Bock wird, desto tiefer wird das Schwarz, und ein ausgewachsenes Thier ist in der That eine prächtige Erscheinung. Im nordwestlichen Indien, in den Baumwollebenen von Gudscherat und Kattiwar, streifen diese Antilopen in großen Herden umher, sie fallen Nachts in die Felder ein und ziehen sich am Tage in die grasigen oder wüsten Gegenden zurück. Da die Bevölkerung dieser Landstriche aus fleischverschmähenden Hindus besteht, so haben die Antilopen wenig zu leiden; nur wenn die Europäer mit ihren Büchsen oder der Guikowar von Baroda mit seinen Tschitas gegen sie ausrückt, werden sie gestört. Die letzteren sind in der That so grimmige Feinde der Antilopen, wie man sie sich nur denken kann.

Die Art und Weise, wie die Jagd ausgeführt wird, ist folgende. Man benutzt einen oder mehrere Tschitas — wie viel es aber auch sein mögen, jeder wird für sich auf einer zweiräderigen Karre mit einem Hüter und zwei Wärtern geführt. Die Karre besteht aus leichtem Gitterwerk von Holz und Stricken und ist so construirt, daß die Jagdgesellschaft oben auf dem flachen Boden sitzt, während das erlegte Wild in einer Art von Käfich unterhalb desselben mitgeführt wird. Der Kopf des Tschita ist, ähnlich wie beim Jagdfalken, mit einer „Tobra“ genannten Lederhaube bedeckt und an den Seiten der Karre mit Stricken angebunden, die von seinem Halsbande ausgehen. Die Wärter sind nur mit einem Messer und einem großen hölzernen Löffel versehen.

Sobald eine Antilopenherde in der Ferne erblickt wird, bringt man die Karre sorgfältig in die dem Winde entgegengesetzte Richtung von der Herde und sucht die Bodenbeschaffenheit möglichst gut zu benutzen, damit der Tschita, welcher nicht auf große Strecken sich schnell bewegen kann, der Herde möglichst nahe kommt und dieser sich leicht zu nähern vermag. Die Antilopen sind an den Anblick der Zugochsen und Karren im Felde gewöhnt und erlauben denselben, wenn sie nichts besonders Auffallendes daran bemerken, bis auf eine Entfernung von 40 oder 50 Schritt nahe zu kommen. Nun wird dem Tschita die Lederhaube abgenommen und sein Kopf nach den Antilopen hin gerichtet.

Das helle Licht der Sonne blendet das Auge des Gepards anfangs, nachdem ihm die Haube abgenommen worden ist. Aber bald gewöhnt sich der funkelnde Blick wieder an das Licht, er sieht die Beute, springt katzenartig von der Karre herab und nähert sich nun der Herde, wobei er, je nach der Bodenbeschaffenheit, in kurzen Sätzen vorwärts springt oder auf dem Boden gekauert hinschleicht. Wenn er dann so nahe wie irgend möglich an die Antilopen herangekommen ist, um den Sprung zu wagen, wählt er sich den schönsten und stärksten Bock aus und fährt wie ein Blitz auf das Thier zu. Die Antilope, erschreckt durch den plötzlichen Anblick des gefürchteten Feindes, zögert einen Augenblick, dann aber setzt sie die ganze Kraft ihrer Sehnen und flinken Läufe ein und sucht dem Unheil zu entfliehen. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn die ganze Herde erschreckt und leichtfüßig dahin flieht, wie der von der Sehne geschnellte Pfeil. Aber vergeblich! Das Erscheinen des Tschita hat lähmend gewirkt und er, selbst ein schneller und kühner Springer, ist bald an der Beute. Jetzt erhebt er die Tatze zum Schlage; Staub wirbelt um die beiden Thiere auf, man sieht, wie sie sich am Boden umherwälzen. Die Beine der Antilope zappeln in der Luft; an ihrer Kehle sitzen die Zähne des Tschita.

Nun rennen schleunig die Wärter herbei. Sie werfen dem Gepard die Lederhaube über, schneiden der Antilope die Kehle durch, öffnen den Bauch derselben und füllen in ihre Löffel das Blut, sowie Stücke der Leber, die sie dem Tschita unter dem Ausrufe: Ou beta! (komm, mein Sohn) unter die Nase halten. So locken sie ihn zur Karre zurück, wo er wieder festgebunden wird. Man sieht jetzt ein, zu welchem Zwecke die Wärter mit hölzernen Löffeln bewaffnet sind. Das Ausweiden der Antilope wird nun vollendet, der Körper derselben unter der Karre aufbewahrt und die Gesellschaft bricht von Neuem auf.

Die ganze Jagd erstreckt sich gewöhnlich nur auf die Entfernung von 60 Meter. Sie kann auch bis auf das Doppelte dieser Entfernung ausgedehnt werden; sieht der Tschita aber dann, daß er die Antilope nicht erhascht, so giebt er die Jagd auf, kriecht umher oder setzt sich nieder, bis die Wärter herbeikommen und ihn wieder einfangen.

Auf diese Weise lassen sich mit zwei Tschitas an einem Morgen acht bis zehn Antilopen jagen, und wenn ein Jäger, wie der verstorbene Guikowar von Baroda, mit sechs oder sieben Gepards und einer großen Anzahl Diener auszieht, dann ist die Masse des erbeuteten Wildes geradezu erstaunlich groß. Häufig begleiteten ihn europäische Herren und Damen und die Jagden gestalteten sich dann zu allgemeinen Lustbarkeiten. Es ist bemerkenswerth, daß der abgerichtete Gepard die Kehle seines Opfers nicht durchbeißt, sondern nur mit den Zähnen zusammenpreßt. Von der Gewalt seines Tatzenschlages zeugt aber, daß nach dem Abledern die getroffene Stelle der Antilope immer schwarz von unterlaufenem Blute ist.

Die montenegrinische Rjeka.

Von F. Kanitz.

Wir lesen in neuerer Zeit wieder oft von blutigen Händeln zwischen den Söhnen der Tschernagora und ihren moslimschen Nachbaren. Der Haß zwischen ihnen ist eben untilgbar. Den Schauplatz dieser kleinen Fehden bildet vorherrschend gegenwärtig die Umgebung des Sees von Skutari. Von einem dunkeln Drange, zum Theil von der Nothwendigkeit getrieben, zieht es die Montenegriner stets aufs Neue hinab zu diesem und zur Adria. Auch durch den letzten Friedensschluß blieb der Bergstaat von beiden ausgeschlossen. Seine Sehnsucht, sie zu gewinnen, ist aber stets dieselbe, oder richtiger, sie wächst von Tag zu Tag. Einzig schiffbar in Montenegro ist nur die Rjeka, von welcher der fruchtbarste Theil des Ländchens, die Rietschka Nahie, und ihr Hauptort den Namen führt. Aber auch den Schlüssel zu dieser kurzen Wasserstraße, die mit Heldensagen umwobene Feste Zabljak, hält der Türke in Händen.

Der wasserarme, beinahe ein einziges großes Steinchaos bildende Boden Montenegros gehört dem riesigen Kalksteingebiete an, das im weiten Ringe vom österreichischen Karste und dem langgestreckten dinarischen Alpenzuge der Herzegowina umschlossen wird. Dieses Terrain ist berühmt durch die zahllosen verschieden gestalteten unterirdischen Höhlenräume und Wasseradern, welche es durchziehen. Auch die Quellen der Rjeka sind unerforscht, der Tradition nach vermuthet man sie weit im Norden der Herzegowina.

Die Rjeka-Höhle in Montenegro.

Auf einem Ausfluge von Cetinje nach dem Skutari-See im Sommer 1858 lernte ich die montenegrinische Rjeka näher kennen. Wir durchritten den Engpaß „Graniza", die berühmten Thermopylen der kriegliebenden Bergsöhne, auf labyrinthartigem schlechten Pfade und hierauf das Thal Dobarskoselo, dessen hellgetünchtes Kloster freundlich von grüner Höhe herablugt. Noch eine kurze Anstrengung und die Pulvermühlen waren erreicht, deren Bewegung der raschfließenden Rjeka gleich bei ihrem Austritte aus pittoreskem Felsdefilé aufgebürdet wurde. Von der Straße westlich abbiegend, folgten wir nunmehr, aufwärts steigend, dem Laufe des Flüßchens bis zur mächtigen Kalksteinhöhle, aus deren geheimnißvoll dunkler Tiefe es in fortwährender Brandung die sich ihm entgegenstellenden Klippen benagend und spaltend munter rauschend hervorbricht.

Ueber Felsblöcke kletternd und springend, drang ich in das domartig gewölbte Innere der Höhle bis zu dem Punkte

vor, wo es sich zu finsterm, niedrigem, schluchtförmigem Gange verengt, der, wie meine montenegrinischen Bergleiter behaupteten, bis in die Herzegowina führen soll.

Im Frühsommer ist die Rjeka schon eine halbe Stunde nach ihrem Höhlenaustritte schiffbar. Der Bau der Schiffe ist dem seichten Flußbette angemessen. Sie haben große Aehnlichkeit mit venetianischen Gondeln und sind gleich diesen schwer zu leiten.

Die Geyser-Region am obern Yellowstone und die Mauvaises Terres am White Earth River.

Im August des vorigen Jahres erhielten wir die erste Kunde über die wunderbaren Eigenthümlichkeiten einer Landstrecke, über welche man bis dahin nur dürftige Kunde hatte, und verloren keine Zeit, unsere Leser mit derselben bekannt zu machen („Globus“ 1871, S. 40 ff.). Wir erwähnten, daß von Seiten des Smithsonian Institute in Washington Professor Hayden beauftragt worden sei, die Quellgewässer des Yellowstone, welcher Montana durchströmt und bei Fort Union von Südwesten her in den Missouri mündet, näher zu erforschen, und hoben hervor, daß schon im Herbst 1870 Washburne einen Zug in das „neue Wunderland“ unternommen habe. Er fand, daß in der vulcanischen Gegend am obern Yellowstone warme Quellen und Geyser zu Tausenden vorhanden seien; er gelangte auch bis an die Katarakte des Flusses, welche wir, nach seinen Aufzeichnungen, ausführlich geschildert haben. Wir gaben dann jüngst („Globus“ XXI, S. 118 ff.) einen Auszug aus Hayden's Bericht, der nun in Washington veröffentlicht worden ist, mit einer Illustration, welche nach den Zeichnungen des Reisenden einen Theil jener Geyserregion veranschaulicht.

Inzwischen ist uns auch der zweite Theil von Washburne's Aufzeichnungen zugekommen, und aus diesem wollen wir Einiges hervorheben. Die Wanderer fanden eine Furth, überschritten den Yellowstone und gelangten durch eine bewaldete Gegend, in welcher die Stürme viel Windbruch verursacht hatten, an einen See. An den unbewaldeten Stellen in der Nähe des Flusses stießen sie überall auf Schlammvulcane. Der Yellowstonesee liegt recht im Herzen der Rocky Mountains und ist mit Urwäldern umgeben. Einzelne Fallensteller, welche bis zu ihm vorgedrungen waren, hatten behauptet, er habe Abflüsse zugleich nach dem Atlantischen und dem Stillen Ocean; das ist jedoch nicht der Fall. Aber der Kamm der Hauptkette nähert sich dem Südufer des Sees bis auf eine Viertelstunde Weges, und an einigen Stellen liegt die Wasserscheide nur sehr wenig über dem See. Die Gestalt desselben vergleicht Washburne mit einer Hand, aber so, daß der Daumen und der kleine Finger am längsten sind. Am obern, südöstlichen Ende strömt der Yellowstone ein, der auf einer Strecke von 30 Miles eine durchschnittliche Breite von mehr als 15 Miles hat. Diese Verbreiterung bildet dann den See, der noch mehrere kleine Gefließe aufnimmt, sich bis zum Achtel einer Mile verengt und nach Norden hin seinen Abfluß zu den großen Katarakten hat.

Der See bietet einen stets wechselnden Anblick dar. Bald ist der Spiegel ruhig und klar, dann wieder leicht gekräuselt, eine halbe Stunde später, wenn ein Wind sich erhebt, schlägt er kurze, hohe Wellen. An vielen Uferplätzen dringen warme Quellen hervor. Der Berg, welcher hart über dem See sich erhebt, hat, nach Barometer- und Thermometerbeobachtungen, 11,163 englische Fuß Meereshöhe. Zwei von Washburne's Begleitern haben ihn bis zum Gipfel erstiegen; sie sahen von dort in der Richtung nach Süden hin eine große Menge von Dampfsäulen. Der See liegt 8300 Fuß über dem Meer.

Washburne überschritt die Wasserscheide und lagerte an den Quellgewässern des Snake River, welcher bekanntlich einen der beiden Hauptarme des Columbia bildet. Dort verlor sich Everts, einer seiner Gefährten, im Walde und man fand ihn nicht wieder, obwohl Alle eine ganze Woche lang weit und breit die Gegend förmlich absuchten. Am 13. September, dem Tag, an welchem Everts verschwunden war, fiel Schnee, der bald eine Elle hoch war. Dazu kam ein heftiger Sturm. Als man den Vermißten nicht fand, wurden zwei erfahrene Mountaineers, gebirgskundige Männer, beauftragt, noch volle sechs Wochen nach ihm zu suchen. Endlich fanden sie ihn, etwa 60 Miles von Bozeman entfernt, ganz ausgehungert und abgemattet. Schon am zweiten Tage war ihm sein Pferd fortgelaufen mit dem Zündnadelgewehr, das am Sattel befestigt war, und den Revolvern, welche in den Satteltaschen steckten. So war er ohne Waffen und konnte kein Wild schießen. Während der Schneestürme hatte er sich an einer heißen Quelle aus Fichtenzweigen eine Art von Hütte gebaut; ganze vierzig Tage lang fristete er sein Leben nur von Wurzeln und zwei Ellritzen, die er mit seinem Hute gefangen hatte; Heuschrecken konnte er auch bei seinem rasenden Hunger nicht herunterbringen. Er hat sich erst nach einer Reihe von Monaten leidlich wieder erholt.

Am 17. September 1870 verließ die Partie den Yellowstonesee, an welchen sie zurückgekehrt war, und ging an den Madison, einen der Quellflüsse des Missouri, um einen See zu besuchen, aus welchem der Fire Hole River, der Hauptarm des Madison, abfließt. Sie fand, weil hoher Schnee lag, den See nicht, kam jedoch an den Fluß und auch hier in eine Gegend, welche „die wunderbarsten Geyser aufweist, die man sich nur denken kann. Das Becken, in welchem sie emporsprudeln, ist über 2 Miles lang und mehr als 1 Mile breit, fast ohne Pflanzenwuchs; nur an einigen wenigen Stellen bemerkte man einige Baumgruppen und etwas Gras. Dieses Becken dehnt sich vorzugsweise an der Westseite des Fire Hole River aus; es war aber auch an der Ostseite ein schmaler Streifen von etwa 300 Yards vorhanden, der mit Dampfsäulen und Geysers buchstäblich besetzt war. In diesem wunderbaren Becken verweilten wir zwei Tage; den einzelnen Geysers gaben wir bezeichnende Namen. Einer, den wir als „Old Faithful“ bezeichneten, intermittirte während unserer Anwesenheit kaum eine halbe Stunde lang; seine Oeffnung war 5 Fuß lang und 3 Fuß breit; die aus demselben emporsteigende Wassersäule hatte eine Höhe von 80 bis 90 Fuß; jene, welche der „Riese“ in die Luft sandte, reichlich 100 Fuß. Dieser war am Tage unserer Ankunft etwa drei Stunden lang ununterbrochen in Thätigkeit; dann blieb er ruhig. Die „Grotte“ hatte zwei

Wasserfall des Missouri.

mit einander in Verbindung stehende Krater, von welchen der eine thätig wurde, wenn der andere still war; die aus dem größern Krater aufsteigende Säule hatte 5 Fuß im Durchmesser. Alle Geyser intermittirten; Dampfsäulen und klare, tiefe Teiche sind über das ganze Becken verbreitet. Etwa 5 Miles unterhalb desselben, an der Westseite des Fire Hole River, liegen vier heiße Seen; der größte derselben hat etwa 450 Schritt im Umfang und scheint sehr tief zu sein."

Von diesen heißen Seen trat Washburne den Rückweg an. Er kam durch die Schlucht, Cañon, durch welche der Fire Hole seinen Weg findet; sie ist von Granit, die Seitenwände, 800 bis 1000 Fuß hoch, fallen nahezu senkrecht ab; die Seitenschluchten sind mit immergrünen Pflanzen bewachsen. Auch der Madison bildet einen Cañon, der aber nicht so hoch, auch weniger steil und theilweise mit hohen Bäumen bewachsen ist.

Am 22. September erreichte Washburne Farley's Rancho, die erste menschliche Wohnung, am Madison. Er bemerkt, daß jene Yellowstoneregion den Ackerbau ausschließe, aber Schwefel sei in solcher Menge vorhanden, daß man damit die ganze Welt versorgen könnte.

* * *

Das ganze Stromgebiet des obern Missouri ist mit vollem Recht als ein Wunderland zu bezeichnen, es hat auf dem weiten Erdball seines Gleichen nicht. Wir wollen als Nebenstück zu der Geyserregion am Yellowstone einige Angaben über die sogenannten Mauvaises Terres hinzufügen, welche an einem der aus Westen kommenden Zuflüsse des Missouri, dem White Earth River, eine sehr ausgedehnte Strecke Landes einnehmen.

Der Missouri ist der mächtigste Fluß auf der Ostseite der Felsengebirge. Seine Quellen, welche zwischen 42 und 43° N. am Ostabhange des Windrivergebirges liegen, waren bis 1805 unbekannt. Am 13. Juni des genannten Jahres waren Lewis und Clarke auf ihrer berühmten Entdeckungsreise bis an die großen Wasserfälle des Missouri gekommen; dieselben bilden unter 47° N., auf einer Strecke von 10 Miles, eine Reihenfolge von Katarakten; bei einem dieser Fälle, von welchem wir eine Illustration beifügen, stürzt die gesammte Wasserfülle in einer Breite von etwa 1000 Fuß über eine 87 Fuß hohe Felswand herab. Die beiden Reisenden befuhren oberhalb der Katarakten den Fluß in ausgehöhlten Baumstämmen und gelangten am 19. Juli zu den „Pforten der Felsengebirge", wo der Missouri aus denselben hervorbricht und auf einer Strecke von 6 Miles in engem Bette zwischen 1200 Fuß hohen Steilwänden sich einen Lauf gebahnt hat. Er wird von drei Quellflüssen gebildet, dem Gallatin, Madison und Jefferson.

Bei Cedar Fort im südlichen Dakotah mündet in ihn der schon erwähnte White Earth River, dessen Quellen im nordwestlichen Winkel von Nebraska liegen. Er durchfließt eine merkwürdige Einöde. So weit das Auge reicht, sieht man weder Baum noch Busch, wohl aber dann und wann Cacteen und in den Niederungen sogenannte Milchpflanzen. Dann kommt man in die Region der Mauvaises Terres, und Alle, welche dieselbe besucht haben (z. B. Dale Owen und Girardin), stimmen darin überein, daß der Anblick ein „unbegreiflicher" sei, namentlich wenn die Abendsonne auf eine gewaltige Trümmerstadt fällt. In dieser erheben sich Mauern und Bastionen, große Paläste mit mächtigen Kuppeln und andere Bauwerke von wunderbaren und seltsamen Gestalten. Das Ganze ist über alle Beschreibung phantastisch und macht einen überwältigenden Eindruck. In Abständen von verschiedener Entfernung erheben sich über dem schneeweißen Boden backsteinröthliche Burgen mit Zinnen und Pyramiden, auf deren Spitzen mächtige Blöcke liegen. Mitten in diesem Chaos geologischer Ruinen ragt eine etwa 300 Fuß hohe Säule gleich einem Leuchtthurm empor.

Nach Westen hin steigen die sogenannten Black Hills empor, in deren Wäldern viele Pelzthiere und auch das Bergschaf hausen. Die herabströmenden Gewässer haben allesammt in den Ebenen weißliches Brakwasser. In der „verwunschenen Stadt" bemerkt man, von Norden her kommend, zuerst seltsam gestaltete, 200 Fuß hohe Säulen, dann ein großes Amphitheater, das mit okerfarbigen, ausgezackten Mauern umgeben ist. Es kommt dem Beschauer so vor, als ob sich in Urzeiten der Boden einst um 200 bis 250 Fuß gesenkt und an vielen Stellen Hügel von sehr verschiedener Gestalt, Höhe und Umfang zurückgelassen habe. Die steilen Wände und Abhänge derselben sind im Verlaufe der Zeit durch Regen und Schneeschmelzen ausgewaschen worden und haben auf diese Weise ihre wunderbare Gestalt bekommen.

An manchen Stellen besteht der Boden aus einer dicken Lage fossiler Knochen, von denen manche vollständig erhalten sind. Am Fuße der Hügel findet man fossile Schildkröten von Ziegelsteinfarbe, zum Theil ganz unversehrt und bis zu 15 Pfund schwer. Mitten zwischen denselben fand man einen fossilen Rhinoceroskopf und eine Kinnlade mit wohlerhaltenen Zähnen von einem Hund oder Wolf; sodann ganze Haufen von Zähnen und zerbrochenen Kinnladen, Knochen und Wirbeln vom Oreodon, von Mastodonten und Elephanten, alle in Thon oder fleischfarbigen Mörtel eingebettet.

Wie soll man sich das Entstehen dieser ungeheuern Beinstätte erklären? Wie kamen dorthin jene Anhäufungen von Knochen, welche längst ausgestorbenen Thierarten angehören? Auf welche Weise wurden sie durcheinander geworfen mit Millionen von Seemuscheln und Seeschildkröten in einer Wüstenei, die heute volle vierhundert deutsche Meilen vom Ocean entfernt liegt?

Nach der Ansicht David Dale Owen's („Globus" VI, S. 57, 1864) befand sich in der Tertiärzeit in jener Gegend der Mauvaises Terres ein großer Süßwassersee. Damals lebten im obern Thale des Missouri und in der Quellgegend der Flüsse, welche von Westen her in ihn münden, — also dort, wo wir jetzt das langhörnige Bergschaf und den Büffel finden —, andere Thierarten, welche aber schon vor dem Erscheinen des Mammuths und des Büffels untergegangen sind. Die Arten, welche man dort in fossilem Zustande angetroffen hat, weichen nicht nur von jeder jetzt lebenden Art ab, sondern auch von allen anderen fossilen Geschöpfen, die bisher, gleichviel wo auf Erden, in den Formationen der gleichzeitigen geologischen Epoche gefunden worden sind. Neben einer einzigen noch auf Erden vorhandenen Thiergattung, dem Rhinoceros, findet man in den Mauvaises Terres andere, welche der Wissenschaft bis dahin unbekannt waren; sodann auch anomale Familien, die in ihrem Bau die anatomischen Verhältnisse verschiedener Gattungen vereinigen und als Bindemittel zwischen den Dickhäutern, Sohlengängern und Zehengängern gelten können. So zeigt z. B. das von Dr. Leidy unter dem Namen Archäotherium beschriebene Thier die Merkmale dieser drei Ordnungen. Seine Backenzähne gleichen jenen des gewöhnlichen Schweines, des Peccari und des Babirussa (Hirschebers); seine Reißzähne jenen des Bären, während der obere Schädeltheil, die Backenknochen und die Schläfengrube ganz wie bei den Katzenthieren gestaltet sind. Ein anderes Thier, das Oreodon, hat die Backenzähne des

Elens und des Hirsches, und die Reißzähne der omnivoren Dickhäuter, es gehörte also zu einer Art, die zugleich von Fleisch und Pflanzen sich nährte und dabei wiederkäuete, wie unsere grasfressenden Thiere mit gespaltenen Klauen.

Neben den ausgestorbenen Thierarten liegen in den Mauvaises Terres Myriaden Individuen fossiler Dickhäuter von gigantischen Dimensionen. Sie haben Aehnlichkeit mit der eigenthümlichen Familie der Rüsselthiere, von welchen unter den noch lebenden der Tapir als Typus betrachtet werden kann. Jene bilden also den Uebergang zwischen dem Tapir und dem Rhinoceros; vermöge des Baues ihrer Backenzähne erscheinen sie als Uebergangslinie zwischen dem Daman und dem Rhinoceros; vermöge ihrer Reiß- und Schneidezähne verbinden sie einerseits den Tapir mit dem Pferde, anderntheils mit dem Peccari und dem Schweine. Sie gehören zu der Gattung, welche von Cuvier als Paläotherium bezeichnet worden ist, bilden aber eine besondere Art, von der wenigstens ein Thier, das Palaeotherium Proutii, von weit größerm Wuchse gewesen sein muß, als das Paläotherium im Pariser Becken. Mitten unter der wahrhaft einzig dastehenden Reihenfolge von längst ausgestorbenen Dickhäutern hat man nur ein einziges Exemplar eines fleischfressenden Thieres mit einziehbaren Krallen gefunden.

Die Geologie dieser merkwürdigen Region und die Geschichte ihres vorweltlichen Thierlebens gewinnt ein noch gesteigertes Interesse, wenn wir bedenken, daß in der Zeit, in welcher diese Wesen die Mauvaises Terres und die Gegenden am obern Missouri bewohnten, die Bodengestaltung Nordamerikas eine von der heutigen ganz verschiedene war. Europa und Asien waren damals noch keine Continente, sondern bildeten in einem weiten Meeresraume zerstreut umherliegende Inseln. Das amerikanische Gestade des Atlantischen Oceans war bis zu der Kette der Alleghanies und das Stromthal des untern Mississippi aufwärts bis Vicksburg noch mit Wasser bedeckt. Der 11,000 Fuß hohe Aetna hatte sich noch nicht aus dem Wasser erhoben. In der Periode, welche auf den Untergang dieser Eocenperiode von Nebraska folgte, erhoben sich in Europa die Alpen bis zur gegenwärtigen Höhe; der südliche Atlantische Ocean wich um Hunderte von Meilen zurück, und ein großer Theil der ausgedehnten Ebene vom Amazonenstrom bis zur Magellansstraße erhob sich zu jener Zeit über die Fluthen.

Die Einöde der Mauvaises Terres ist etwa 12 deutsche Meilen lang und 8 breit; sie hat kein Wasser und keinen Pflanzenwuchs; Girardin sah in ihr kein lebendes Wesen, nicht einmal ein Insect. Die Hitze war erstickend, die Sonnenstrahlen warfen das Licht von der blendend weißen Oberfläche in einer für die Augen höchst peinlichen Weise zurück. Nach Süd-Süd-Osten hin zog sich ein grüner Streifen inmitten einer mit seltsam gestalteten Hügeln übersäeten Ebene. Dort floß der White Earth River mit seinem weißlichen Brakwasser. Dieser Fluß, welchen die Indianer als Munkisitah bezeichnen, fällt, wie schon bemerkt, von Westen her in den Missouri, etwas unterhalb der großen Krümmung des letztern. Die ganze Region zwischen dem Niobrara (Eau qui courre) im Süden, nach Norden hin bis zum Cheyenne, überhaupt zwischen 42° und 43° N., bietet viel geologisch Interessantes dar; die von Girardin besuchten Mauvaises Terres werden vom 104° W. von Paris durchschnitten; doch kommen „bad lands" auch weiter nach Norden hin vor, bis über den Yellowstone hinaus und bis in die Gegend, wo der Missouri aus den Felsengebirgen heraustritt, z. B. am Arrow River. Mac Mullan hat dieselben beschrieben; sie sind dort schwarz und eisenhaltig.

Der moabitische Inschriftstein.

Vor Kurzem überraschte ein in Jerusalem ansässiger Engländer, Henry Lumley, die Welt mit der Entdeckung eines zweiten moabitischen Inschriftsteines, der nach der heiligen Stadt aus dem Moabiterlande jenseit des Todten Meeres gebracht worden war. Er bestand aus Granit, war 36 Zoll hoch, 18 breit und enthielt eine Inschrift, „deren Charaktere fast identisch mit den sinaitischen Lettern" sein sollten. Die Uebersetzung sollte lauten: „Wir vertrieben sie — das Volk von Ar Moab auf den Sumpfboden; dort brachten sie Gott, ihrem Könige, ein Opfer dar und Jeschuren freute sich, wie auch Moses, ihr Führer." Der Einsender dieser Entdeckung fand auch sogleich Uebereinstimmung zwischen gewissen Stellen der Bibel und der Inschrift heraus, so Josua Cap. II, Vers 9. 15. 16, wo die Aroer und die Stadt mitten im Wasser erwähnt werden.

Wäre die Inschrift wirklich eine echte „moabitische" gewesen, so würde die gelehrte Welt gejubelt haben und um einen der größten archäologischen Schätze bereichert gewesen sein. Eine Copie des Inschriftsteins, die dem bekannten Orientalisten Deutsch in London vorgelegt wurde, zeigte jedoch bald, daß hier keine in alten sinaitischen Lettern geschriebene Urkunde vorliege, auf welcher Moses in höchsteigener Person figurirte, sondern daß es sich um eine verhältnißmäßig junge nabatäische Inschrift handelte. Die Nabatäer, ein semitisches Volk, saßen allerdings im Osten des Todten Meeres; man begegnet ihrem Namen in den Keilinschriften Sanherib's (700 v. Chr.) und Sardanapal's V. (660 v. Chr.). Später, bei den classischen Autoren, erscheinen sie zuerst in der Zeit der Diadochen bei Gelegenheit verunglückter Feldzüge, welche Athenäos und Demetrius in den Jahren 309 und 308 v. Chr. in jene Gegenden unternahmen. Unter Trajan wurde durch Palma im Jahre 105 n. Chr. ihrem Reiche ein Ende gemacht. Aus jener Zeit mag denn auch die Inschrift stammen, der übrigens eine ähnliche in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1871 S. 429 an die Seite gestellt werden kann.

Durch diesen Fund ist das noch keineswegs erloschene Interesse an der echten moabitischen Inschrift wieder rege geworden, und da wir über diese im hohen Grade wichtige archäologische Entdeckung den Lesern des „Globus" noch nichts mitgetheilt haben, so ergreifen wir die Gelegenheit, um hier das Versäumte nachzuholen. Der wissenschaftlichen Welt ist die Sache zunächst durch eine 1870 erschienene Broschüre des Franzosen Clermont-Ganneau bekannt geworden. Sie führt den Titel: La stèle de Mesa, roi de Moab. Lettre a M. le Comte de Vogué. Die Entdeckung und erste Kenntniß der Inschrift gebührt aber einem deutschen Missionär zu Jerusalem, F. A. Klein, dessen Bericht (nach dem „Church missionary Intelligencer" 1871, S. 76) wir zunächst hier wiedergeben wollen. Klein hegte schon längst den Wunsch, in die noch ungenügend bekannten

und von räuberischen Beduinen durchschwärmten Ostjordanlandschaften vorzudringen, um auszukundschaften, was dort etwa sich für die Verbreitung des Evangeliums thun lassen könne. Solch eine Reise war gefährlich und kostspielig. Endlich, im Jahre 1868, schienen die Aussichten günstig zu sein, und unser Landsmann brach sofort nach Es-Salt, dem alten Ramoth Gilead, auf, einem Orte unter 32° 10′ n. Br. und eine Meile östlich vom Jordan gelegen. Von hier aus besuchte er zunächst das alte Gilead im Norden, durchzog ein bergiges Land, das mit seinen herrlichen Eichen- und Fichtenwäldern ihn an den heimischen Schwarzwald erinnerte, und wandte sich dann durch die weite Ebene vom Balkan nach Süden, wobei er die Ruinen vieler alten Städte der Ammoniter und Moabiter passirte. So gelangte er über Berg und Thal zu einem kleinen Lager der Beni-Hamida-Beduinen in der Nähe der Ruinen von Diban, der alten Moabiterstadt Dibon, etwa drei englische Meilen nördlich vom Wadi Modscheb, dem Flusse Arnon, welcher von Osten her in das Todte Meer mündet. Da der Tag schon weit vorgerückt war und kein anderes Quartier in Aussicht stand, so beschloß Klein, im Zelte des freundlichen Scheichs dieses Stammes zu übernachten. Die Ruinen der alten Stadt Dibon, einst auf zwei niedrigen Bergen, inmitten einer weiten Ebene erbaut, lagen gerade gegenüber dem Zelte, nur hundert Schritt von diesem entfernt. Klein beschloß sie aufzusuchen, und sein Entschluß wurde noch dadurch bestärkt, daß der Scheich ihm erzählte, zwischen den Ruinen der Stadt stände ein merkwürdiger Stein mit einer geheimnißvollen Inschrift, die noch Niemand zu entziffern vermochte. Er bemerkte auch, daß noch kein Frengi (Europäer) den Stein jemals gesehen hätte, aber um des Scheichs Sattam willen, der Klein's Freund und Beschützer war, wolle er diesem den Stein zeigen.

Klein wollte sofort nach der Ruinenstätte voller Begierde aufbrechen, aber er mußte sich der Beduinenetikette fügen, lange Kaffee zu trinken, und als der Scheich endlich sich von seinem weichen Lager erhob, um ihn zu begleiten, war der Sonnenuntergang schon nahe. „Wie groß aber waren mein Erstaunen und meine Freude, als ich bei der Ankunft in der Ruinenstadt, vor mir auf dem Boden liegend, einen großen Basaltstein mit echter, entschieden alter Inschrift fand. Ich war ganz entzückt beim Anblicke dieses herrlichen Denkmals des hebräischen Alterthums, ohne völlig den hohen Werth dessen zu kennen, was ich so zufällig gefunden." So schreibt Klein. Da er indessen weder die Zeit noch das nöthige Material dazu hatte, um einen Abklatsch der Inschrift zu machen, so verwandte er die kurze Zeit, die ihm noch bis zum Niedergange der Sonne übrig blieb, um den Stein auf beiden Seiten zu untersuchen, ihn zu messen, zu skizziren und eine Sammlung des Alphabets zu machen, in welchem er geschrieben. Der Stein lag auf dem Boden, dicht vor den Ruinen am Fuße des Hügels, nicht fern von einer alten unbedeckten Cisterne. Er bestand aus einem Block sehr schweren schwarzen Basaltsteines, war 3 Fuß lang, 2 Fuß 4 Zoll breit, 1 Fuß 2 Zoll dick und an den vier Ecken abgerundet. Auf der oben liegenden Seite zählte Klein 34 Inschriftzeilen, in altphönicischen oder althebräischen Charakteren; das Ganze war vortrefflich erhalten; nur die oberen und unteren Zeilen hatten durch Regen und Sonnenschein etwas gelitten. Die Beduinen hatten keine Ahnung von der Bedeutung des Steins und betrachteten ihn nur mit dem geheimnißvollen Interesse, das sie an jedem alten Dinge oder an Sachen, die ihnen unverständlich sind, haben. Klein glaubt nicht, daß sie ihn an der Abnahme eines Abdruckes verhindert haben würden, doch konnte er unglücklicherweise damals einen solchen nicht machen.

Nachdem Klein nach Jerusalem zurückgekehrt war, theilte er sogleich seine Entdeckung dem Orientalisten Dr. Petermann in Berlin mit, damit dieser Forscher den herrlichen Schatz des Alterthums für irgend ein europäisches Museum erwerben möchte. Die Directoren des Berliner Museums warfen sofort 2000 Francs für die Erwerbung des alten semitischen Denkmals aus und Klein sollte die Vermittelung übernehmen. Diese war nicht leicht und zeigt, welche Hindernisse jene freien Beduinen allen Versuchen in den Weg legten, das Kleinod zu gewinnen. Nach einem vollen Jahre war Klein noch zu keinem Ergebnisse gelangt, und die schmutzigen Beduinen glaubten jetzt mehr als zuvor, daß der Stein Haufen Goldes werth sei. Natürlich hatte die Sache nun aufgehört, ein Geheimniß zu sein, und da nun auch andere Forscher ein Interesse an dem Steine zeigten, und Abklatsche von demselben zu erlangen suchten, fingen die Beduinen an, sich unter einander zu zanken, wie das bei solchen Gelegenheiten ihre Art ist. Als nun gar der türkische Gouverneur von Nablus sich in die Sache zu mischen begann und bestrebt war, den Stein an sich zu bringen, um den Löwenantheil beim Handel an sich zu reißen, wurden die Beduinen wüthend; sie zündeten ein Feuer unter dem Steine an und gossen, als er erhitzt war, Wasser darüber, so daß er in Stücke zersprang. Zum Glücke hatten aber Ganneau und Capitän Warren Abklatsche von dem größern Theile der Inschrift nehmen und später einige der Bruchstücke ankaufen können. Möglicherweise, schrieb im verflossenen Jahre Klein, können noch die übrigen Theile in Sicherheit gebracht werden und so kann das älteste bekannte semitische Denkmal, welches ein weiteres Zeugniß für die Wahrheit der Bibel ist, uns erhalten bleiben.

Was die Inschrift selbst betrifft, so ist sie in phönicischen oder althebräischen Charakteren geschrieben. Sie enthält einen Bericht über die Thaten des Moabiterkönigs Mescha, von dem es im zweiten Buch der Könige (III, 4 u. 5) heißt: „Mescha aber, der Moabiterkönig, hatte viele Schafe und zinsete dem Könige Israels Wolle von hunderttausend Lämmern und von hunderttausend Widdern." Dieser Mescha, dessen Name der Erretter bedeutet, lebte etwa 900 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Daß eine semitische Inschrift von so hohem Alter einen außerordentlichen Werth besitzt, liegt auf der Hand.

Die Gelehrten hatten nun mit der Auslegung der Inschrift, mit der Feststellung von deren linguistischem Werthe vollauf zu thun, und es erschienen zahlreiche Abhandlungen über die moabitische Inschrift, unter denen wir jene Schlottmann's (in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XXIV, S. 258) erwähnen. Die Frage, ob vielleicht noch mehrere ähnliche Steine vorhanden seien, wurde eifrig erwogen. Palmer durchwanderte mit specieller Rücksicht hierauf („Globus" XIX, 317) das Land; er aber sowohl als sein Begleiter Tyrwhitt Drake kamen zu der Ansicht, daß oberhalb der Erde kein zweiter mehr vorhanden sei.

Was den Inhalt der Inschrift betrifft, so theilen wir dem Leser darüber Einiges aus der neuesten Abhandlung über diesen Gegenstand von Eduard Sachau in Wien mit, dessen Bericht in der „Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst" 1872, S. 140 f. zu finden ist.

Der Anfang der Inschrift belehrt uns über den Urheber derselben; wir erfahren, daß seine Worte eine Widmung an den Gott Kemosch sind, dem er aus Dankbarkeit für einen ihm verliehenen Sieg über seine Feinde eine Opferhöhe errichtet hatte. Aber lassen wir das Denkmal selbst reden: „Ich bin Mescha, Sohn des Kemoschgad, König von Moab. Mein Vater herrschte über Moab dreißig Jahre und ich herrschte nach ihm. Ich habe dem Kemosch diese Opferhöhe

erbaut in Korchoh, eine Höhe der Errettung, denn er hat mich errettet von allen meinen Feinden." Wir wissen, daß die Juden, wenn sie von Jehova abfielen, dem Baal und anderen fremden Göttern Opferhöhen errichteten, Kinderopfer darbrachten u. s. w.; wir ersehen aus der Inschrift, daß der wohlbekannte Nationalgott Moabs in ähnlicher Weise verehrt wurde. Der in der Bibel erwähnte Mescha opfert seinen Sohn dem Gott Kemosch, um ihn zu versöhnen und seine Hülfe zu erlangen zu einer Zeit, als er von seinen Feinden in der Hauptstadt des Reiches belagert wurde. Unbekannt war bisher der Name Korchoh; er bezeichnete wahrscheinlich einen Theil von Dhiban dem Fundorte, vielleicht die Burg, wie Zion die Burg von Jerusalem war. Ferner: „Der König von Israel hatte sich erhoben und unterdrückte Moab lange Zeit, denn Kemosch zürnte seinem Lande. Ihm folgte sein Sohn, und auch der sprach: „ich will Moab unterdrücken." In meinen Tagen sprach er also. Aber ich habe sein und seines Hauses Verderben gesehen und Israel ist für ewig zu Grunde gerichtet." Von dem Namen des zuerst genannten Königs ist nur das letzte Zeichen, ein i, vorhanden, welches man als den Endbuchstaben des Namens Omri auffaßt. Diese Vermuthung ist um so glaubwürdiger, als dieser Name in den folgenden Zeilen wirklich vorkommt. Omri war König von Israel 929 bis 918 v. Chr.; sein in der Inschrift genannter Sohn ist Ahab, der von 918 bis 897 v. Chr. regierte. Weil Kemosch seinem Lande zürnte, überlieferte er es während einer langen Periode der Fremdherrschaft der Israeliten, bis er in den Tagen Mescha's seinem Volke sich wieder zuwandte und ihm den Sieg über den Feind verlieh, so daß Mescha diesen für alle Zeit gebrochen glauben konnte.

Im Folgenden berichtet nun Mescha des Nähern über seinen Krieg mit den Israeliten, der sich wahrscheinlich durch mehrere Jahre hingezogen hat und der vorzugsweise ein Kampf um befestigte Plätze gewesen zu sein scheint. König Omri nahm den Ort Medeba im Norden des moabitischen Landes in Besitz, und er und sein Sohn behaupteten sich vierzig Jahre darin. Von dieser Operationsbasis aus scheinen die Könige Israels durch einzelne Feldzüge wie durch Einnahme und Befestigung anderer Städte den Norden Moabs beherrscht zu haben. Mescha begann seinen Befreiungskrieg mit der Befestigung der Städte Baal-Maon und Kirjathaim und belagerte und eroberte nach der Reihe Ataroth, Nebo und Jahaz. Sein Verfahren ist überall dasselbe: er tödtet sämmtliche Einwohner der genommenen Städte — dem Kemosch zu Ehren, und schleppt die heiligen Gefäße Jehova's als Beute fort, um sie dem Kemosch zu weihen; ferner sorgt er für die Wiederbevölkerung der verödeten Städte. Damit ist der Bericht von seinem Kriege gegen Israel zu Ende. Die genannten Städte sind aus dem alten Testament wohl bekannt und zum Theil noch jetzt erhalten, so daß man den Gang der Operationen Mescha's verfolgen kann. Die Israeliten scheinen bis auf ihren ursprünglichen Ausgangspunkt Medeba zurückgedrängt worden zu sein; eine Wiedereinnahme dieses Platzes durch die Moabiter wird nicht erwähnt.

In dem weitern Verlaufe der Inschrift spricht König Mescha von seinen Bauten, Befestigungen und ähnlichen Anordnungen. Er baute und befestigte Korchoh und ließ Cisternen darin anlegen; er befestigte die Stadt Aroer und baute eine Straße über den Arnon, um die Communication zwischen der südlichen und nördlichen Hälfte des Reiches zu erleichtern; ferner baute er verschiedene andere Städte wieder auf. Dieser Theil der Inschrift ist leider nur sehr bruchstückartig erhalten, jedoch glauben wir den hier angegebenen Inhalt als sicher hinstellen zu können. In den letzten Zeilen der Inschrift ist Horonaim, eine im Süden des Reiches, der edomitischen Grenze nahe gelegene Stadt erwähnt. Kemosch fordert Mescha auf, gegen Horonaim zu streiten. Aus diesen letzten, sehr verstümmelten Zeilen scheint sich so viel mit Gewißheit zu ergeben, daß hier von einem Kriege gegen Edom die Rede war. Nachdem Mescha den Norden des Reiches von den Israeliten befreit, nachdem er die zum Theil zerstörten Städte neu gebaut und befestigt, scheint er sich gegen Süden gewandt und mit den Edomitern einen Streit ausgefochten zu haben.

Die Sprache der Inschrift steht dem Hebräischen der Bibel sehr nahe; es ist ein hebräischer Dialekt mit einiger Hinneigung zum Arabischen. Die Schrift, in der sie geschrieben, ist die allgemein als phönicisch bezeichnete und zwar der älteste bisher bekannte Typus derselben. Bereits vor der Entdeckung dieser Inschrift war es durch die Untersuchungen des Grafen de Vogüé festgestellt, daß um das 8. und 9. Jahrhundert v. Chr. im ganzen vordern Orient eine und dieselbe Schrift existirte, aus der einerseits das griechische, andererseits die orientalischen Alphabete abgeleitet wurden. Diese Urschrift, welche de Vogüé vermuthete, liegt jetzt in dem Monument Mescha's vor.

Ein Tag in der südamerikanischen Stadt Tacna in Peru.

Sch. B. — Lima, die Haupt- und Residenzstadt der Republik Peru, bedeutet für diese, was Paris für Frankreich: sie ist seit den spanischen Zeiten Mittelpunkt des politischen und geistigen Lebens dieses südamerikanischen „Freistaates", wenn man sich das letztere durch eine Universität, einige größere Zeitungen und eine Anzahl von Kirchen, Capellen und Klöstern repräsentirt denken will. Auch als Handelsplatz ist Lima bedeutend; es versorgt das ganze nördliche Peru und einen Theil der benachbarten Republik Bolivia mit Einfuhrartikeln, während die Ausfuhr des Guano, welche von hier aus geleitet wird, ihm eine noch für lange Zeit nicht versiechende Quelle großer Reichthümer sein wird.

Die Hauptstadt Perus ist oft und eingehend das Thema von Reisebeschreibungen gewesen, und aus solchen dem Leser wohl mehr oder weniger bekannt. Doch hat außer Lima und der am Fuße des Vulcans Misti liegenden Stadt Arequipa kaum einer der Plätze im Innern des Landes den Reisenden eines längern Aufenthaltes und einer eingehendern Beschreibung werth geschienen. Der Handel der öden Küstenplätze beschränkt sich auf die Ausfuhr des in ihrer Nähe gewonnenen Chilisalpeters und die Einfuhr von Consumartikeln, und sie gleichen in ihrem trostlosen Charakter so sehr einer dem andern, daß man nur einen derselben gesehen zu haben braucht, um sie alle zu kennen. Dahingegen bieten die Städte im Innern mehr Interesse, und einen, in einer solchen Stadt der Westküste Südamerikas verlebten Tag möge mir der Leser gestatten, ihm hier in kurzem Bilde vorzuführen.

Wie Arequipa in baulicher (wenigstens war Arequipa vor der Zerstörung durch das große Erdbeben im August 1868 in dieser Hinsicht bedeutend), so nimmt Tacna mit seinem Hafen Arica in commercieller Hinsicht, als Markt für die Nachbarrepublik Bolivien, die zweite Stelle unter den Städten Perus ein. (Die Lage der Stadt und ihres Hafens Arica findet der Leser in einem frühern Aufsatze „In die Küstencordillere" in Bd. XIX, S. 69 u. ff. beschrieben.) Das Bild des Lebens und Treibens in dieser Stadt kann als Typus für manche kleinere südamerikanische Stadt gelten.

Ueberall in den spanischen Colonien sind zwei Elemente wohl zu unterscheiden: das spanische und das indianische. Während das erstere unter den besseren Ständen der Eingeborenen dominirt und fast überall in gleicher Weise zu Tage tritt, zeigt sich das indianische nach den verschiedenen Stämmen modificirt, so daß man den Nationalcharakter eines südamerikanischen Volkes leicht aus beiden ableiten kann. Während in Peru und Bolivien die Mischlinge und Nachkömmlinge eines schwachen, furchtsamen, unterdrückten Stammes leben, erkennt man im chilenischen Nationalcharakter bald die Einwirkung des durch ein weniger verweichlichendes Klima begünstigten, rauhern und kriegerischen Araukaners wieder.

Im ganzen Süden Perus finden wir nun die Bevölkerung aus den gleichen Elementen zusammengesetzt, wie in Arica und Tacna. Hier ist der hijo del pais (Sohn des Landes), sowohl der in einigen angesehenen Familien ganz rein erhaltene, nur durch die Umgebung und das Klima modificirte Abkömmling spanischer Colonisten, wie der Mischling der genannten Nation und der Europäer überhaupt mit dem eingeborenen Indianer. Als drittes Element tritt der Aethiopier hinzu; sein Einfluß zeigt sich am stärksten in den Küstenstädten, weniger in der directen Mischung mit dem Europäer, als in der mit indianischem Blute, deren Product der Mestize, hier Zambo genannt, ist. Vollblutnegern und Mulatten begegnet man selten, dahingegen Mischlingen in unendlichen Abstufungen überall, so daß es bei der großen Masse des Volkes schwer ist, die Abstammung richtig zu definiren und manches Individuum wohl vierfach gemischtes Blut in den Adern tragen mag. Neuerdings kommt dazu als neues Element die mongolische Race. Der Sohn des himmlischen Reiches, als Kuli (Arbeiter) nach den Guanoländern importirt, fängt an, nachdem er sich von diesem Sklavendienste freigearbeitet, sich im Lande niederzulassen, wo er Handel und Gewerbe treibt. Fast sämmtliche Garküchen für die niederen Classen gehören Chinesen, wie solche denn überhaupt als Köche vorzüglich sind und in dieser Eigenschaft vielfach auch in Privathäusern fungiren. Mancher unter ihnen hat aber auch als Kaufmann sich ein bedeutendes Vermögen erworben.

So ist dieser Theil Südamerikas der große Braukessel aller Racen und Nationen.

In einem Thale, das sich vom Meere nach Osten gegen die Cordillere hin auf einer Strecke von etwa 12 Leguas an 3000 Fuß hebt, liegt auf einer Höhe von 1800 Fuß über dem Meeresspiegel, ungefähr 14 Leguas in nordwestlicher Richtung von ihrem Hafen Arica, die ungefähr 10,000 Einwohner zählende Stadt Tacna. Der Plan derselben ist einfach und in wenigen Worten gezeichnet. Von dem grünen Kranze der Chacaras umgeben, jener Anpflanzungen, welche ihr Dasein einem aus der Cordillere herabkommenden Bergflüßchen verdanken, durchschneidet die Stadt fast ihrer ganzen Länge nach die von Westen nach Osten verlaufende Allee, die „Alameda", von einer hochstämmigen, feinblätterigen Weidenart (sauce) gebildet; in der Mitte derselben ist ein breiter Steingraben, durch welchen zweimal wöchentlich die Wasser des Flusses bergunter rauschen, um den Boden von Para, des Ausläufers dieses Streifens Vegetation, zu speisen. Mit der „Alameda" parallel und durch eine in gleicher Richtung verlaufende Nebenstraße von ihr geschieden, läuft die Hauptstraße, die „Calle del Comercio", in ihrem untern Theile aus einstöckigen Häusern bestehend, während die übrigen Nebenstraßen zum großen Theile aus niedrigen, nur ein Erdgeschoß haltenden Erdhütten zusammengesetzt sind. In der Calle del Comercio befinden sich fast sämmtliche Läden und die Wohnungen und Comptoire (stores) der Fremden.

Es ist sechs Uhr Morgens. An den braunen Hängen der Hügelketten, welche das Thal von Tacna seitlich umschließen, rauchen die Nebel in die Höhe; sie verdichten sich und legen sich als Thautropfen auf die glänzenden, zarten Blätter der Granatbüsche und in den Kelch der gelbblühenden Blume des Baumwollenstrauches. Noch ist Dämmerlicht, und jene morgenliche, erwartungsvolle Stille, aus welcher hier und da, wie stimmende Instrumente im Orchester vor der Aufführung eines Musikstückes, einzelne Laute und Stimmen hervortönen: Vogelgezirp in den Chacaras, das langgezogene Y—a eines Esels oder Maulthieres, kläffende und bellende Laute der wachsamen Hunde, deren jede Anpflanzung ein Rudel besitzt. Langsam sinken die Dünste, und von den ersten Morgenstrahlen erleuchtet, tauchen aus ihnen in südlicher und nördlicher Richtung die Hügelrücken hervor, während im Osten die Cordillere, eine dunkele, gewaltige Mauer, deren Unebenheit ein Dunstschleier verbirgt, emporsteigt, überragt von mächtigen Schneekegeln, die aus dem klaren Morgenhimmel wie lichte Goldkronen herniederscheinen. Wenn allmälig die Sonne höher steigt, verzieht sich der Dunstschleier, der vor dem Gebirge ruht, und was zuerst eine dunkele Mauer schien, tritt jetzt als eine in mächtigen Kegelstufen sich anthürmende Wand hervor, in der die meilenweit hinter einander aufsteigenden Ruggen wie eben so viele Furchen und Vorsprünge erscheinen.

Im breiten Steingraben der Alameda hüpfen und rauschen die Wasser bergunter, dann und wann große Steine mit sich fortreißend, die sie hoch oben aus dem Gebirge heruntergebracht haben und welche mit dumpfem Gepolter in dem brausenden Strome dahinrollen. Braune Burschen auf Eseln, an deren Seiten zwei Krüge hängen, die „Aguaceros", galopiren lärmend durch die Straßen, ihre Thiere mit dem Stocke und dem wiederholten Rufe „he Burro, anda!" (vorwärts, Esel!) antreibend. Sie füllen ihre Krüge aus dem Graben, um die durstige Stadt mit Wasser zu versorgen. Um das Wasser trinkbar zu machen, filtrirt man dasselbe durch große aus einem porösen Kalkstein gearbeitete Trichter. — Die Quelle des Tacnaflusses ist schwefel- und eisenhaltig, und wenn das Wasser auch auf seinem Laufe manches von seinen mineralischen Bestandtheilen verliert, so nimmt es doch aufs Neue, da wo das Flußbett salpeterhaltig ist, Theile davon auf, führt manchen hineingeworfenen Haufen Kehricht mit fort und dient, ehe es an dem Punkte anlangt, wo es die Aguaceros in ihre Krüge schöpfen, manchem braunen Sohne des Landes zum Bade.

Früher befanden sich am Ende der Alameda die aus zwei gemauerten Bassins bestehenden öffentlichen Bäder, welche jedoch bei einer Ueberschwemmung, als einst der Fluß durch die Regengüsse im Gebirge bedeutend angewachsen war, zerstört wurden. Jetzt hat ein Privatmann über die breiteste Stelle des Grabens eine aus Rohr geflochtene Hütte gebaut, mit einer Anzahl von Cabinetten und Abtheilungen für männliche und weibliche Badende. Durch in der Quere aufgestellte Planken sammelt sich das Wasser in kleinen Bassins an und man genießt für einen Real die Wohlthat eines

Bades, wobei man sich freilich nichts aus dem harten Steinpflaster, welches das Bett des Flusses bildet, machen muß.

In der Alameda befinden sich auch die von einem Franzosen errichteten warmen Bäder, und so wenig solche auch in ihrer Anlage bieten, wird man doch nicht vorübergehen, ohne einen Blick auf das lauschige Gärtchen zu werfen, welches inmitten der aus leichten Rohrwänden erbauten Häuschen liegt. Ein Wald von Rosen in allen Größen und Farben zeigt sich hier; faustgroße, vollblätterige und niedliche Zwergblumen steigen rund herum in den von Schlingpflanzen dicht geflochtenen Laubgang hinauf, und aus dem dunkeln Grün drängen sich neben dem brennend rothen Geranium üppig aufgeblühte weiße Rosen hervor. Um den dünnen Wasserstrahl, der in der Mitte des Gärtchens spielt, schwirrt ein Kolibri und badet die in schneller Vibration gleich der Saite einer Baßgeige schnurrenden Flügel.

Wir durchkreuzen den Garten und gelangen in eine weite Anpflanzung, auf welcher von Italienern ausschließlich der Gemüsebau cultivirt wird. Zwischen den Feldern, welche Kohl, Salat, Artischocken u. s. w. tragen, ziehen sich Gräben hin, an deren Rande Feigenbäume stehen. — Zwei Berufsarten sind es, die in Südamerika fast ein Privilegium der Italiener zu nennen sind, die des Pulpero, d. h. Krämers, und des Gemüsebauers. Die Pulperias in Tacna gehören fast sämmtlich Italienern, und erst seit diese sich des Gemüsebaues dort angenommen haben, ißt man dort viele bis dahin unbekannte europäische Gemüse. Aber auch wohl nur die Genügsamkeit des Italieners versteht es, aus einem solchen Berufe Nutzen zu ziehen, weil er bei der angestrengtesten Feldarbeit mit der kärglichsten Nahrung vorlieb nimmt. Die Besitzerin der Bäder, eine kleine Französin, erzählte mir oft, wie einst ihr sehr kluger Hund die Mittagssuppe der Italiener, wovon jene ihm angeboten, berochen und derselben mit Verachtung den Rücken gekehrt habe und davon getrollt sei. Durch Granathecken von dieser Anpflanzung geschieden liegen hinter derselben und seitwärts von ihr die von Eingeborenen bewirthschafteten Chacaras, wo zwischen lichtgrünen Alfalfa- (d. h. Luzerne-) Feldern und rauschenden Maiskolben die aus getrockneter thonhaltiger Erde erbauten Wohnungen mit ihren Dächern in abgestumpfter Kegelform stehen, welche in ihrem milden Graubraun gegen ihre freundlich grüne Umgebung angenehm contrastiren.

Aber diese Vegetation füllt nicht die ganze Breite des Thales aus, sie verläuft in dem dürren Sande der breiten Streifen Wüste, welche diese Oase von den seitlichen Hügelketten trennen. — Tacna hat bei einem milden, jedoch nicht rein tropischen Klima keine eigentlich charakteristische Flora; nichtsdestoweniger gewährt die Landschaft, von einer der nächsten Höhen aus gesehen, einen harmonischen Eindruck. Die Hauptrepräsentanten dieser Flora sind die Granate, hier fast nur als Strauch auftretend, und neben ihr die genügsame Feige und eine schlanke Weidenart (sauce). Cacteen findet man nicht im Thale; erst eine Strecke weit ins Gebirge hinauf beginnen dieselben und nehmen mit der Höhe an Zahl wie an Verschiedenheit zu.

Werfen wir von einer der nahen Höhen einen Blick auf das Thal hinunter, so sehen wir die Stadt inmitten der in angedeuteter Weise zusammengesetzten Vegetation liegen: kreuz und quer von Granathecken durchzogen, aus deren dunkelm Grün die purpurrothen Blüthen hervornicken; in den solchergestalt abgegrenzten Chacaras Mais- und Kleefelder, dazwischen Fruchtbäume und Sträucher, knorrige Feigen; hin und wieder eine jener graciösen Akazien, Vilcas genannt, — zwischen alle diesem Weinlauben und über dem landschaftlichen Bilde einzelne majestätische Palmenkronen, welche neben der noch seltener aufschießenden breitästigen, dunkeln australischen Kiefer ihm einen würdigen Abschluß geben.

Das Hochland über dem Garda-See.

Von **P. v. S.**

I.

Wer kann ihn vergessen, den alten Benaco, der nur ein Mal seinen azurblauen Spiegel geschaut und seine reizvollen Ufer betreten hat? — Tiefer nach Süden gestreckt und von Kalkbergen umgeben, bietet er keine so auffallenden Contraste von ewigem Schnee und italienischer Landschaft dar, wie seine Brüder, die lombardischen Seen, welche unmittelbar an der Abdachung der Centralalpen liegen und in ihrem obern Theile von höheren Gebirgsstöcken umfaßt sind. Dagegen bilden der mächtige Monte Baldo, die vielzackigen kahlen Höhen um Riva, deren Steinmassen von einem südlichern Pflanzenwuchs in bleichen Oelbäumen, immergrünem Eichengehölz, vielarmigen Feigen, mit den Blüthenbüscheln des Sumach und des spanischen Ginsters angeflogen sind, einen weißen Rahmen in gedämpften Farbentönen, während in der Fläche gegen Cerco ein weiter Garten mit einer Fülle des saftigsten Grüns sich ausbreitet, aus dem die Lorbeerrose und Granate hervorleuchtet, im Schatten der Myrthe Hesperidenfrüchte reifen und in den tiefen Einschnitten des Felsenwalles dunkle Edelkastanien hinansteigen.

Dieses wundervolle Landschaftsbild wird noch anziehender durch den alterthümlichen Charakter der Hochwachten, Bergvesten, Herrensitze und Hafenbauten, die theils in Trümmern, theils wohlerhalten auf die Vergangenheit hinweisen, als die Herrschaft der Römer in die kelto-rhätischen Wildnisse eingedrungen war und die blauen Straßen des Sees dem Handel mit den Barbaren einen Weg eröffneten, um gegen das Eisen des Gebirges die Producte des Südens umzutauschen. Zahlreiche Denksteine aus jener Zeit zeugen von der Bedeutung, welche Riva als Stapelplatz dieses Verkehrs damals besaß, dessen Schifferinnung auf einem derselben besonders erwähnt wird. Als auf dem großen Völkerzuge, der römische Macht gebrochen, die Gothen aus dem Osten eindringend sich von der Adria bis an die Hochalpen ausbreiteten und ihr großer König Dietrich zu Verona saß, wob die deutsche Sage ihr goldenes Netz um die Ufer des „Gartensees“, und berichtet von den Ausfahrten dieses Helden, seiner Streitgenossen und Abenteuern gegen Lindwürmer, Zwerge und ungefüge Waldfunken. In der Langobardenzeit tritt die Wirklichkeit an die Stelle der Volksdichtung und erbaut Vesten gegen die Einbrüche der räube-

rischen Franken, welche bald die weite Heerstraße durch das Etschthal erkundet hatten und sich der sicheren Plätze zu bemächtigen suchten. Als Karl der Große, im Verein mit der Kirche, die arianischen Langobarden für immerdar gebändigt hatte, vergabte er Riva mit seinem Gebiete Temeo, die Judicarien und das Ledrothal an die Markgrafschaft Trient, welcher bis in das vierzehnte Jahrhundert dieser Besitz verblieben ist. Damals den Scaligern von Verona verpfändet, kam es abwechselnd in die Gewalt der mailändischen Visconti und seiner früheren Oberherren, denen der Landstrich im funfzehnten Jahrhundert durch die weitgreifenden Venetianer entrissen wurde. Im Brüsseler Frieden 1516 wurde er aufs Neue dem Bisthum Trient zugeschlagen und erst unter Karl V. die endliche Restitution durch Cardinal Bernhard Klesel erlangt, bis in der Säcularisirung der geistlichen Fürstenthümer die Abtretung an Oesterreich erfolgte.

Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts waren diese Gebietstheile nur durch beschwerliche Saumpfade und Bergwege für Karren vom See aus zugänglich. Jetzt führen nach allen Seiten die schönsten Kunststraßen; zwei derselben an die Eisenbahnstationen des Etschthales, Rovazzone und Trient. Erstere läuft östlich von Riva aus, zwischen dem Monte Brione, der einer vom Himmel gefallenen Riesenmuschel gleicht, und dem Fort San Niccolo über die Sarca nach dem Fischerdorfe Torbole und windet sich dann an einem Ausläufer des Baldo hinan in die Felsenwüste von Nago, wo ein Bergsturz den Lobbiosee gebildet hat, den alle Schauer der Alpeneinsamkeit umweben, bis die Fahrbahn abwärts steigt in das fruchtbare Gelände von Mori, wo in dem Humus der Dolomitformation die feinsten Gemüse für den veronesischen Markt gezogen werden, und die Rebe sich von Baum zu Baum schlingt.

Die andere Verbindung mit dem Schienenwege beträgt die dreifache Entfernung, und es erfordert eine halbe Tagereise, um nach Trient zu gelangen. Diesen Straßenzug durchschneidet das weite Gartengelände hinter dem langgedehnten Städtchen Riva, das mit seiner stattlichen Rocca, welche ehedem den Fürstbischöfen von Trient als Winteraufenthalt gedient hatte, die oberste Einbuchtung des Sees im Halbkreise umfaßt, und zieht sich über Arco und Le Sarche Toblino zu. Arco, ein stattlicher Ort, mit zahlreichen Herrenhäusern, welche die Piazza umgeben, steht im Schatten der Felsenburg gleichen Namens, welche durch die Franzosen unter Vendome zerstört wurde. Bei Dro, einem uralten Poblado mit noch älterer Kirche, beginnen die Marroche, zu Deutsch Felsenmeer, längs der Sarca, eine ungeheure Steinwüste, die mit den Stürzen bei Nago und den Slovini di San Marco an der Etsch bei Roveredo nach den Chronisten der karolingischen Periode im achten Jahrhundert durch Erdbeben und Felsbrüche entstanden sein sollen, wahrscheinlich um dieselbe Zeit, als die römische Maja, Obermais bei Meran, in Schutt und Schlamm begraben wurde.

Der Anblick des lieblichen Sees von Toblino mit einer Burg der Madrutz und reich angebauter Umgebung entschädigt für den Graus dieser titanenhaften Zerstörung, die Trümmer über Trümmer, den Ossa auf den Pelion gehäuft hat. Weiterhin führt die Straße bergan zwischen Wald und Fels durch Buco di Vela, einem spaltenartigen Defilée, das St. Vigilius, der Apostel des Etschlandes, erschlossen haben soll durch Berührung seiner geweihten Hand, um seinen heidnischen Verfolgern zu entgehen, und steigt dann bei Trient an den Fluß hinab.

Ein dritter Straßenzug geht nördlich von Riva aus, an der Renaissancekirche der Inviolata vorüber, über Tenno nach dem Hochlande der Judicarien. Durch einen Olivenwald, dessen knorrige Stämme von hohem Alter zeugen, steigt die Fahrbahn in bequemen Windungen hinan, in einem Riß der kahlen Höhen, die vom Castell Tenno gekrönt sind, welches von seinem bezinnten Thurme weithin Land und See beherrscht. Bald weicht der fahle Oelbaum der saftgrünen Kastanie, die in riesigem Wuchse den kleinen Borgo am Fuße des Castells beschattet. Ungleich den Wohnstätten in der Tiefe sind hier oben die altersgrauen Behausungen statt der Schieferplatten mit dichten Strohdächern gegen Sturm und Kälte verwahrt, und die kleinen Ackerfelder mit Roggen und Gerste besamt; sogar die Kartoffel, diese Frucht der Armuth in nördlichen Breiten, welche in Wälschland durch den Mais und die Kastanie ersetzt wird, findet hier Raum, bis auch sie den Grasmatten weichen muß und düsterm Nadelwald, der den Alpsee von Tenno umzieht, wie ein unergründliches tiefes Menschenauge aus der starren Felsenumfassung hervorblickend. Ein nordisches Landschaftsbild, im völligen Gegensatze zu der Ueppigkeit des Südens, wie sie in der Ebene sich entfaltet.

Sobald die Einsattlung, in welcher die Straße sich emporwindet, überschritten ist, ändert sich abermals die Umgebung, und von höheren Bergen eingefaßt, an deren Scheitel Schneeflecken sichtbar werden, breitet sich mehr als 2000 Fuß über Riva ein kaltes, kahles Moorland aus. Allmälig senken sich diese Torfstrecken, auf denen ein Franzose mißlungene Versuche zu Verkohlung des Brennmaterials angestellt hat, und laufen in ein fruchtbares Gelände aus, das mit zahlreichen Dörfern besetzt, von Getreidefeldern und Maulbeerpflanzungen durchzogen ist. Erst in neuerer Zeit wurde durch die Rivaenser Familie Lutti die Seidenzucht mit Erfolg in diesem Theile der äußeren Judicarien eingeführt, deren Bewohner im Rufe von Verständigkeit und Erwerbsfleiß stehen. Neben dem Mais wird auf den höher gelegenen Gebreiten viel Roggen und Gerste gebaut und das Stroh der erstern Fruchtgattung zu Bedachung der hohen Steinhäuser verwendet, deren Giebel, seltsam in einander geschoben, unter diesem Strohpanzer verschwinden, so daß das ganze Dorf unter einem einzigen Dache mit unzähligen Vorsprüngen, Winkeln und Ecken zu stehen scheint und dadurch einer riesigen Honigwabe ähnlich wird.

Da es in diesem Gebirgslande keine Scheunen giebt und alle Vorräthe unter dem offenen Dachraum aufbewahrt werden, der auch der Seidenzucht dienen muß und von dem ohne Schornstein frei aufsteigenden Rauche durchwärmt wird, entstehen nicht selten Brände in solchen Häusergruppen, wo neben der Habe auch Menschenleben zu Grunde gehen. Darum müssen nach Verordnung Neubauten mit Ziegeldächern versehen werden, wodurch die alte Construction immer mehr in Abgang kommt, die übrigens dem Bedürfniß dieser Gegend weit mehr entsprechen mag als das nüchterne Plattendach, welches weder gegen Hitze noch gegen Kälte Schutz gewährt in einem holzarmen Hochgelände, wo der Schnee oft Monate lang sich anhäuft und der Nordwind aus den Eisschründen des Adamello herüberbläst.

Auf einem Vorsprunge des nördlichen Gebirgszuges, wo die wilde Sarca sich aus tiefen Felsschründen hervorwindet, erhebt sich das Castell von Stenico, unter den kriegerischen Bischöfen von Trient Sitz ihres Statthalters, der von dieser Hochwarte aus einen großen Theil seines Gebietes überschauen konnte. Während des Aufsteigens zu dem Dorfe, das unter der Veste sich angenistet hat, erhob sich plötzlich eine Rauchwolke in der Tiefe über St. Croce am rechten Ufer des Bergstromes, welche immer weiter aus einander rollte, bis sie zum Feuermeer wurde, dessen Lohe in weniger als einer halben Stunde dreißig Wohnstätten verschlungen hatte, mit Hab und Gut der armen Leute, welche müßig zu-

schauen und froh sein mußten, mit dem Leben davon zu kommen. Ein großer Theil der Ernte war schon eingebracht und der Ertrag der Seidezucht, die schimmernden Galette, standen in Körben gehäuft, um auf den Markt gefördert zu werden; und dies Alles dahin, und so viele Menschen obdachlos, ohne daß eine rettende Hand einzugreifen vermochte!

Der befestigte Zugang zu dem Castell, das mit seinen Mauerzinnen und dem weitläufigen Gebäudecomplex auch in seiner theilweisen Zerfallenheit noch einen stattlichen Anblick gewährt, führt zunächst zu der Hauptpforte, an welcher wohl ein halbes Dutzend Bärentatzen festgenagelt waren, zum Beweise, daß Meister Braun in diesen Felsenwildnissen noch sein altes Heimathsrecht behauptet; ja er soll in seinem Gelüste nach den Früchten des Südens in der Traubenreife seine Streifzüge manchmal bis in das Etschthal ausdehnen. Der innere Hofraum der Burg weist in den verschiedenen Thürmen und Wohngebäuden, welche ihn umschließen, die Baustile aller Zeiten auf, von der römischen Hochwacht, dem langobardischen Mauerwerk, der byzantinischen Loggia, dem gothischen Spitzbogen, dem venetianischen Renaissance-Palazzo bis zu dem nüchternen Anbau aus dem vorigen Jahrhundert, worin der Prätor oder Landrichter amtirt; was mit den Wappenschildern an den Wänden, dem tridentinischen, veronesischen, mailändischen, venetianischen, dem kaiserlichen Adler gleichsam die Chronik dieser Veste und mit ihr des ganzen Landes erzählt. In dem Palazzo, dessen Dachwerk beschädigt ist und dessen Treppen theilweise zerfallen sind, finden sich reiche Fresken aus der guten alten Zeit venetianischer Kunst, deren Anmuth Sturm und Wetter zu trotzen scheint in den fensterlosen Prunkgemächern, die jetzt den Fledermäusen und Eulen überlassen sind und höchstens als Speicher benutzt werden. Von dieser Höhe umfaßt das Auge die weite, muldenartige Strecke der äußeren Judicarien mit ihren Dörfern zwischen Fruchtfeldern und Maulbeerpflanzungen, da und dort von zerfallenen Wachthürmen überragt und nach allen Seiten von kahlen Felsgebirgen eingeschlossen, die gegen Norden ihren Scheitel bis zum ewigen Schnee erheben.

In dem tiefen Felsenrisse hinter Stenico setzt die Straße längs den Saren sich fort nach den inneren Judicarien, wo in dem Alpenthale von Rendena das Bergwasser den Schründen des Tonale entquillt, das bei seinem Ausflusse aus dem Garda den Namen Mincio annimmt und in alter und neuer Zeit so oft Zeuge blutiger Völkerschlachten war.

Aus allen Erdtheilen.

Brautwerbung in Birma.

Wir finden in einer indischen Zeitschrift folgenden interessanten Bericht über die Brautwerbung in Birma. Die Birmanen sind Buddhisten und der Buddhismus hat mit der Ehe nichts zu schaffen; der Priester kümmert sich durchaus nicht um die Heirathen und lebt selbst im Cölibat. Daher gehen, unabhängig von der Religion, die jungen Leute bei ihren Liebschaften ihren eigenen Weg, der durch nichts behindert wird. Die birmanischen Brautwerbungen haben nichts zu thun mit Entführung oder Raub, Kauf oder Ausstattung, sie verlaufen glatt, wenn auch hier und da unter den Bewerbern ernste Streitigkeiten vorkommen, falls zwei derselben ihre Augen auf dasselbe Mädchen geworfen haben.

Ein birmanisches Mädchen ist sittsam und heiter; ihr Benehmen ist graziös und anmuthig. Sie trägt ein helles seidenes Unterkleid, ein weißes Jäckchen, ein goldenes Halsband und schmückt das schwarze Haar reichlich mit Blumen. Ein solches Geschöpf hat natürlich Bewunderer und sie giebt ihnen allen zusammen Chancen. Jeden Abend empfängt sie Besuche von all' diesen jungen Herren, deren Laune aber oft so wetterwendisch ist, daß sie noch an demselben Abend zu demselben Zwecke anderen Mädchen im Orte ihre Besuche abstatten. So geht das Hofmachen jahraus jahrein fort und so wird es seit undenklichen Zeiten getrieben. — Der Abend in Birma wird in drei Abschnitte getheilt, die Bettzeit der Kinder, der alten und der jungen Leute. Kinder gehen mit Sonnenuntergang schlafen. Dann beginnt auch die Zeit des Hofmachens und sie dauert länger als die Bettzeit der Alten, welche auf neun Uhr fällt. Die Bettzeit der jungen Leute ist eigentlich unbegrenzt, fällt aber gewöhnlich auf elf Uhr.

Naht die Zeit des Hofmachens, dann zündet die junge Dame ihre Lampe an, so daß deren Schein durch das Fenster fällt, und nimmt ihren Sitz auf der Flur ein. Die jungen Herren haben sich unterdessen in ihre schönsten hellseidenen Putzos geworfen, ein Kleidungsstück, das zwischen Hosen und Frauenunterrock die Mitte hält; darüber ziehen sie saubere weiße Jäckchen an, während sie ein buntseidenes Tuch nach der neuesten Mode um den Kopf winden. So treten sie ein, setzen sich zu dem Mädchen auf die Matte und beginnen zu schwatzen. Wenn einer der Liebhaber den Tag über beim Wettrudern unglücklich war oder gar ins Wasser fiel, wenn er einem andern Mädchen zu viel Aufmerksamkeit erwies, wenn er sich irgendwie lächerlich machte, dann sind seine Aussichten am Abend schlecht und ein Nebenbuhler findet Vorzug. Die alten Leute bekümmern sich gar nicht um diese Zusammenkünfte und überlassen das junge Volk sich ganz allein. Uebrigens verlaufen diese Werbungen meist sehr unschuldig, und die nachfolgenden Ehen, nur auf gegenseitige Zuneigung und nach dem Civilgesetze ohne Priesterdazwischenkunft geschlossen, verlaufen im Allgemeinen glücklich und ungetrübt. Eifersucht ist indessen eine der vorherrschenden Leidenschaften in Birma. Zeigt sich ein Mädchen einem der Hofmacher zugethan, so kann dieser erwarten, daß ein Nebenbuhler seinen Dolch, Speer oder die Flinte an ihm versucht, und es ist nicht selten vorgekommen, daß durch die Mattenwand plötzlich ein Speer in den glücklichern Liebhaber fuhr, während er bei seiner Schönen saß.

Diese Art des Hofmachens in Birma ist ein Ueberbleibsel der alten als Swajamwara bekannten Hinduinstitution oder die Wahl eines Ehemannes durch das Mädchen. Diese Swajamwara wurde einst von der alten Militärkaste in Hindustan ausgeübt, ist aus Indien nun aber schon lange verschwunden. Es war ohne Zweifel einer der Kschatrijagebräuche, welche die Buddhisten mit nach Birma brachten, als sie vor zehn oder zwölf Jahrhunderten von den Brahmanen aus Indien vertrieben wurden. So verpflanzen sich Sitten und Gebräuche, und den Forschern muß es vorbehalten bleiben, mit der Zeit noch mehr Kschatrijagebräuche in Birma ausfindig zu machen. Das Ausspielen einer Frau, das in der alten Sanskrittradition oft erwähnt wird, in Indien heutzutage eine Unmöglichkeit, kommt in Birma nicht allzu selten vor.

Erforschung des Obern Sees in Nordamerika.

Die Amerikaner lassen sich die Erforschung der großen Seen ihres Gebietes sehr angelegen sein, namentlich nach der physika-

lischen und zoologischen Seite hin. Es besteht unter General Comstock ein eigenes Seeaufnahme-Amt (Lake-survey-office) und für die zoologische Erforschung ist speciell Sidney J. Smyth angestellt. Unter Leitung der beiden Genannten ist im Sommer 1871 der Obere See näher untersucht worden. Die tiefste Stelle desselben wurde bei 169 Faden gefunden. Wie in allen tiefen Stellen, so war auch hier der Boden mit einem gleichförmigen Lager von Thon und Thonschlamm bedeckt. Nicht die geringste Spur von Salz wurde im Wasser gefunden. Die Temperatur betrug überall in der Tiefe von 30 bis 40 Faden gleichmäßig — im August — 39° Fahrenheit (= 3,89 Celsius); an der Oberfläche aber schwankte sie zwischen 50 und 55° F. (= 10,0° bis 12,78° C.). Die Fauna des Tiefseebodens entsprach den physikalischen Bedingungen. An seichten Stellen von 30 bis 40 Faden Tiefe findet sich eine eigene Fauna, tiefer abwärts eine andere. Die Verbreitung der Arten erscheint sehr einförmig und die durch Smyth aufgestellte Liste ist verhältnißmäßig klein. Man fand dieselben Crustaceen, die 1870 schon im Michigan-See entdeckt wurden, und dasselbe Pisidium. Einige der Crustaceen waren nicht zu unterscheiden von den im Wettern-See, in Schweden, vorkommenden. (Nach Silliman's Journal of Science.)

—m. **Hercules und die Hydra.** Englische Gelehrte haben die Frage erörtert, welches Thier man sich unter der von Hercules getödteten Schlange vorzustellen habe. Herr Buckland meint, es könne der achtarmige Tintenfisch, Sepia octopus, gewesen sein, und äußert sich darüber wie folgt: Im September 1863 befand sich im zoologischen Garten des Regentspark ein großer lebendiger Octopus. Ich stellte Experimente mit dem Thiere an, um zu erfahren, ob es elektrische Kraft besitze, und bei dieser Untersuchung kam mir der Gedanke, daß die Schlange, welche Hercules tödtete, wohl hätte ein Octopus sein können, der in Folkstone „man-sucker" genannt wird. Ein Autor des siebenzehnten Jahrhunderts beschreibt die Hydra folgendermaßen: Hydra ist ein furchtbarer Drache, mit dem Hercules kämpfte, und wenn er ihm einen Kopf oder Tentakel (!) abschlug, so wuchsen sofort zwei oder drei wieder hervor. — Dasselbe würde geschehen, wenn man mit einem Octopus kämpfte: hiebe man ihm einen Arm (Tentakel) ab, so würde er einen neuen hervorstrecken. Meine Hypothese fand unvermuthete Stütze in einem Briefe des verstorbenen Mr. Pentland, welcher mir darüber schrieb: „Ich habe einen Brief von Ihnen gelesen, in welchem Sie muthmaßlich aussprechen, die Schlange, welche von Hercules getödtet ward, könne wohl ein Octopus gewesen sein. Ich kann diese Hypothese stützen durch das Ergebniß meiner Untersuchung einiger Vasenbilder, hauptsächlich in den Sammlungen des Vaticans, welche den Halbgott darstellen, im Begriff, einen riesigen Octopus (man-sucker) zu tödten. Derselbe ist correct gezeichnet, nur hat er auf einem Bilde mehr, auf einem andern weniger Arme als der große Kephalopode."

* * *

— Telegraphengebühren nach China und Japan. Diese sind beträchtlich herabgesetzt worden und werden gewiß in der Zukunft noch mehr ermäßigt werden. Vom 1. März ab kostet ein einfaches Telegramm von London bis Schanghai 4 Pf. St. 6 Schilling statt 8 Pf. St. 5 Sch. Ein Telegramm nach Japan wird von 9 Pf. St. 5 Sch. auf 5 Pf. St. 6 Sch. ermäßigt. 35 Thaler 10 Groschen bis zur Hauptstadt des Sonnenaufgangslandes ist allerdings noch ein hübscher Preis.

— Die Goldausbeute im französischen Guyana steigert sich. Im Jahre 1856 betrug sie nur erst 8 Kilogramme; dagegen hat sie 1871 mehr als 561 Kilogramme betragen, im Werthe von 1,685,648 Francs. Die Gesammtausbeute von 1856 bis und mit 1869 hat sich gestellt auf etwa 3400 Kilogramm, im Werth von mehr als 10 Millionen Francs; das ist aber nur der declarirte Betrag.

— In der Nähe von Astoria, am untern Columbiastrom, ist im October 1871 eine Silberader gefunden worden.

Dr. Nachtigal im Sudan.

Wir erhielten von Herrn Baron von Maltzan folgende Zuschrift: „Da ich fürchte, daß ich den Lesern des „Globus" in Bezug auf das Loos Dr. Nachtigal's einigen Schrecken eingejagt habe (durch meine in Nr. 9 des „Globus" veröffentlichte Frage: „Ist Dr. Nachtigal verschollen?"), so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, was mir seitdem von Tripolis zur Minderung jener Befürchtungen geschrieben worden ist.

Consul Rossi meldet mir nämlich, daß man in Tripolis weniger große Besorgnisse hege und zwar aus folgendem Grunde: Sie erinnern sich, daß zu gleicher Zeit, wie Dr. Nachtigal, ein türkischer Gesandter, Namens Bu Aissa, mit Geschenken für den Scheich von Bornu von Tripolis abreiste und zwar mit zahlreichem Gefolge, und daß Dr. Nachtigal den Weg von Murzuk nach Bornu in dessen Gesellschaft zurücklegte. Dieser türkische Gesandte ist wahrscheinlich noch in Bornu, man hat aber von ihm ebensowenig Nachrichten wie von Dr. Nachtigal. Dieser Umstand wirft ein ganz anderes Licht auf den Mangel an Nachrichten in Bezug auf unsern Landsmann. Denn wenn man von einem einzelnen Reisenden und noch dazu von einem Europäer auch annehmen darf, daß er in jenem Lande des Fanatismus so zu sagen spurlos verschwinden kann, wie Vogel und Beurmann, so ist das doch von der zahlreichen Reisegesellschaft des türkischen Gesandten kaum zu glauben, und wir müssen hier auf irgend eine locale Störung schließen, welche zur Zeit Bornu vom Verkehr mit den allgemeinen Sudan-Karawanen abschließt.

Als ich jene Befürchtungen aussprach, war mir nichts bekannt von der Nachrichtslosigkeit in Bezug auf die türkische Gesandtschaft. Im Gegentheil, in Tripolis ging das Gerücht, es seien Briefe vom Gesandten an den dortigen Gouverneur angelangt. Da diese türkischen Gouverneure oft mit solchen Briefen Geheimnißkrämerei treiben, so hatten jene Gerüchte freien Spielraum und das warf ein sehr beängstigendes Licht auf das Ausbleiben von Nachrichten von Dr. Nachtigal.

Nun hat aber Consul Rossi direct beim Gouverneur angefragt und die Auskunft erhalten, daß von Bu Aissa ebenso lange keine Briefe eingelaufen sind wie von Dr. Nachtigal, dessen letztes Schreiben vom Januar 1871 ist.

Jene Besorgnisse waren besonders durch die Erinnerung an einiges in Nachtigal's letztem Briefe Mitgetheilte verschärft worden. Sein italienischer Diener hatte nämlich den Verräther gespielt, sich von ihm getrennt, war Moslem geworden und suchte nun die Bewohner von Kuka gegen unsern Landsmann aufzuhetzen. Es war ein höchst trübes Bild, das er mir damals von seinem Leben in Kuka entwarf, und dies rechtfertigte wohl die durch das lange räthselhafte Ausbleiben von Nachrichten noch bestärkte Besorgniß.

P. S. Rossi theilt mir mit, daß er, so wie ein Brief oder eine bestimmte Nachricht von Dr. Nachtigal anlangen werde, er sie sogleich an Dr. A. Petermann in Gotha telegraphiren werde."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Unter den Bhils und bei den Radschputen in Udäpur.

Die Bhils; ihre ethnographische Stellung. — Ihre Dörfer; Waffen und Kriegsruf. — Ein menschenfressender Tiger. — Feindseligkeiten. — Anblick von Udäpur, der Stadt des Sonnenaufgangs. — Der Maha Rana Sambu Sing und sein Stammbaum. — Eine Wundersage. — Die Stämme der Radschputen; die Frauen und deren Stellung. — Eine Audienz beim Könige.

Zu den merkwürdigsten autochthonen Völkern Indiens gehören die Bhils in den Landschaften Radschputana und Malwa. Sie sind auf den Raum, welchen sie jetzt inne haben, durch die Arier zurückgedrängt worden und haben sich vor der Uebermacht in das Gebirgsland zurückgezogen. Ihre Sagen weisen darauf hin, daß sie einst auch im flachen Lande mächtig waren, und aus den Gesängen ihrer Barden geht hervor, weshalb sie Haß gegen die Brahmanen hegen.

Als Gott Mahadeo sich in einem Walde verirrt hatte, nahm eine schöne Jungfrau ihn in ihre Hütte auf. Er wählte sie zur Frau und sie gebar ihm mehrere Kinder. Eins davon war ein schwarzer, äußerst häßlicher Knabe, der mit großer Leibesstärke begabt war. Dieser tödtete den Nandi, den heiligen Stier des Gottes, wurde deshalb verflucht, in die Wälder verbannt und bekam den Namen Nischada oder Bhil, d. h. der Geächtete. Aus dieser Mythe scheint hervorzugehen, daß dieses Volk sich nicht, gleich so vielen anderen Sudras, den Brahmanen unterwerfen wollte. Deshalb wurden sie von diesen des ärgsten Verbrechens beschuldigt, das ein Inder überhaupt begehen kann, nämlich den heiligen Stier getödtet zu haben.

Ohne Zweifel haben sie einst einen gewissen Einfluß gehabt, und daran erinnert der Umstand, daß bei der Krönung des Radschputenherrschers von Mewar ein Bhil demselben die Insignien der königlichen Würde überreicht; auch haben sie große Verehrung vor einigen in Trümmern liegenden Städten der Ebene. Jahrhunderte lang hat man sie wie wilde Thiere verfolgt, und sie ihrerseits unternahmen Rache- und Plünderungszüge gegen ihre Dränger, von denen sie als Räuber Mahadeo's bezeichnet wurden. Durch tapfere Abwehr gelang es ihnen, in ihren schwer zugänglichen Gebirgen unabhängig zu bleiben. Jeder einzelne Stamm hat ein Oberhaupt, welchem derselbe blindlings gehorcht; dieser ist Anführer bei den Raubzügen. Die Pals, d. h. Dörfer, liegen, gleich unseren mittelalterlichen Burgen, allemal auf Anhöhen, von welchen aus die Straßenzüge überwacht werden können, und jedes einzelne Haus bildet eine Art von Festung; die Ortschaft ist mit einem hohen Zaune von Strauchwerk und Stachelpflanzen umgeben, und dieses dient als Schutzwehr. Bei herannahender Gefahr werden die Herden von den Frauen und Kindern in tiefe Höhlen getrieben. Das Kastenwesen ist ihnen fremd. Weiber nimmt man aus einem andern Stamme; Feierlichkeiten finden bei der Vermählung nicht statt. An einem bestimmten Tage kommen die jungen Leute zusammen, jeder Jüngling sucht sich ein Mädchen aus, geht mit demselben auf einige Tage in den Wald, und wenn er mit der Schönen wieder sichtbar wird, ist sie seine Frau. Auch die Religion ist sehr primitiv, als Hauptgottheiten werden die Elemente und die Krankheiten betrachtet; den Tempel bildet ein hoher Haufen mit rothem

Feindliches Zusammentreffen mit den Bhils.

Oker begossener Steine oder ein mit rohem Schnitzwerk verzierter Steinblock. In hoher Verehrung steht der Mhowah, jener Riesenbaum, der ihnen Speise, Holz und ein berauschendes Getränk liefert; an den Zweigen desselben hängen sie eiserne Geräthe auf. In Bezug auf Nahrungsmittel sind sie nicht wählerisch, da sie auch Ratten und Schlangen verzehren.

Die Bhils sind von mittler Größe und kräftiger gebaut als die Hindus; die Gesichtszüge haben etwas Grobes, die Nase ist fast platt, die Backenknochen sind hervorstehend, das schwarze Haar hängt wirr herab; als Bekleidung dient nur ein Hüftenschurz (Languti), der etwa drei Handbreit ist. Die Frauen sind schlanker und von weniger dunkler Hautfarbe. Der Mann trägt immer Bogen und Pfeile und ist durchgängig ein so guter Schütze, daß er auch Tiger mit Pfeilen erlegt. Jagd und Fischfang sind seine Hauptbeschäftigung. Ohne Krieg können die Bhils nicht leben, und in Ermangelung eines äußern Feindes befehden Nachbarstämme einander, bei gemeinsamer Gefahr vereinigen sich jedoch sofort Alle; in allen Thälern wird der Kriegsruf, Kisri, erhoben; ein Pal schreiet ihn dem andern zu; binnen wenigen Stunden sind Hunderte von Kriegern auf einem Punkte versammelt und zum Aufbruche bereit. Die Männer verstehen sich vortrefflich darauf, die Stimmen des Schakals, der Hyäne und der Nachtvögel nachzuahmen und geben sich vermittelst derselben Signale, von welchen der Reisende nichts ahnt.

Im Vergleiche zu den Hindus sind den Bhils zwei schätzbare Vorzüge nachzurühmen: sie sind dankbar für erzeigte Wohlthaten und halten unverbrüchlich ein gegebenes Versprechen. So haben sie 1857 während der großen Sipahimeuterei die bedroheten Engländer geschützt und sind für dieselben in den Kampf gezogen. Allerdings verdanken sie es den Europäern, daß sie nun längst vor räuberischen Ueberfällen der Radschputen sicher sind. Die Bhilstämme bewohnen Bagur, einen Theil der Arravaliberge und das Windhyagebirge, und man schätzt ihre Gesammtzahl auf etwa zwei Millionen Köpfe. In den Thälern von Mewar trifft man viele Bhilalas, Mischlinge von Bhils und Radschputen, die ein verschlechtertes Product bilden, indem sie keine von den guten Eigenschaften der Stammeltern haben; es bewährt sich also auch bei ihnen die bekannte anthropologische Erfahrung.

Der französische Reisende L. Rousselet, den unsere Leser aus früheren Berichten kennen, kam mit den Bhils in Berührung, als er von Baroda über Ahmedabad und Raipur seine Wanderung nach Udäpur unternahm. Er zog von Gudscherat her über die Dungherberge, an deren Ostseite das Bagur, Land der Bhils, beginnt, eine wilde Gebirgsgegend, welche die Hochebenen Malwas von Gudscherat trennt und im Südosten das Gebiet der Radschputen begrenzt. Die Berge in jener Region bilden das Verbindungsglied zwischen den Arravali- und den Windhyagebirgen. Unterwegs erzählte man ihm viel von einem Amidkanewalla, das heißt einem Tiger, der nur Menschen frißt und das Vieh verschmäht. Die Inder fabeln, daß ein solcher, der einmal Menschenfleisch gekostet habe, nichts anderes mehr genießen könne. Europäische Jäger haben gefunden, daß die Amidkanewallas insgemein krank und räudig sind. Folgendes wird wohl die richtige Erklärung sein. Wenn der Tiger sehr alt wird, verliert er viel von seiner Stärke und Behendigkeit; er kann sich nicht mehr an den Büffel wagen, der ihm überlegen wäre, und Hirsche wie Antilopen sind ihm zu flink. Es bleibt ihm nichts übrig, als sich in den Hinterhalt zu legen und Menschen anzufallen. —

Die Karawane, mit welcher der Reisende zog, hatte ein Geleit bewaffneter Reiter, um etwaige Anfälle der Bhils zurückzuschlagen. Man begegnete vielen derselben namentlich in den Engpässen, und sie erwiederten keinen Gruß. Darüber wurde ein Reiter zornig, stieg vom Pferde und nahm einem Bhil Bogen und Pfeile weg. Eine so unbedachtsame und gar nicht gerechtfertigte Handlung konnte die gefährlichsten Folgen haben. Sofort gellte der Kisri, der Kriegsruf, im Thale und man sah, wie aus den Pals die Männer hervorstürzten. Als sie in größerer Anzahl beisammen waren, begannen sie von den Höhen herab den Angriff. Ein kecker Radschpute sprengte gegen sie ein und nahm einen alten Mann gefangen, der hinter einem Busche lag, um, dadurch gedeckt, seine Pfeile abzuschießen; er band ihm Arme und Beine. Die übrigen Bhils heulten entsetzlich und sandten eine Wolke von Pfeilen; die Antwort bestand in Flintenschüssen, aber die Karawane zog sich mit ihrem Gefangenen zurück.

Der Europäer vernahm nun von dem letztern, daß die Bhils durch den Raub von Pfeil und Bogen schwer gekränkt seien; sie hätten in den Engländern immer nur Freunde und Beschützer gesehen und gewiß keine Beleidigung verdient. Bogen und Pfeil müßten zurückgegeben, der schuldige Soldat solle ausgeliefert werden. Es kostete Mühe, den Mann zu besänftigen; am Ende ließ er sich herbei, seinen Landsleuten zu erklären, daß hier ein Mißverständniß obwalte, welches man bedauere. Zur Sicherheit nahm man ihn eine weite Strecke mit fort, gab ihm dann ein großes Glas voll Branntwein, welches er mit einem Zuge austrank, und entließ ihn. Ausdrücklich erklärte er, die Karawane verdanke ihre Rettung lediglich dem Umstande, daß sie einige Sahibs, Europäer, bei sich habe.

Aus den Windhyas kam dieselbe in die Arrawalikette, welche sich nach Norden hin durch Radschputana bis in die Nähe von Delhi zieht. Sie ist noch wenig erforscht worden, aber reich an Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn; man findet auch Amethyste, Granaten und Smaragde; die beträchtlichsten Höhen steigen bis zu 1100 Meter an.

Am letzten Tage des Jahres 1865 hatte Rousselet einen überraschenden Anblick von einem Hügel herab. Vor ihm lag Udäpur (Oodeypur), die Hauptstadt des Radschputenstaates Mewar; „Ich war entzückt über das prächtige Panorama; so etwas Herrliches war mir noch nicht vor die Augen gekommen; ich glaubte ein Zauberbild aus Tausend und eine Nacht vor mir zu haben. Da erhob sich eine lange Linie von Festungswerken, Pagoden und Palästen inmitten von weit ausgedehnten Gärten, und da lag die Stadt mit ihren vielen Thürmen und Kiosken an einem pyramidenförmigen Hügel; oben auf demselben schimmert der mächtige aus weißem Marmor gebauete Palast, der sich scharf von dem blauen Himmel abhob. Dieser Palast mit seinen wahrhaft grandiosen Verhältnissen schwebt, ich möchte sagen wie das neue Jerusalem oberhalb einer Stadt auf dem Erdboden. Keine Feder und kein Pinsel vermöchten den wunderbaren Eindruck wieder zu geben, welchen Udäpur macht, die Stadt des Sonnenaufgangs."

In derselben hat der britische Resident einen großen Palast mit vielen Kuppeln und Terrassen. Rousselet schlug seine Zelte in einer Arena auf, in welcher einst Thiergefechte abgehalten wurden. Man findet derartige Bauwerke in Indien häufig, sie bilden einen großen Platz, der mit einer Anzahl großer Pavillons umgeben ist; diese erheben sich auf 6 bis 10 Meter hohen Terrassen und haben flache, von Säulen getragene Dächer. In dem Pavillon, welchen der Reisende einnahm, standen 28 Pfeiler in vier Reihen, und er hatte von dort eine prächtige Aussicht. Die Stadt liegt unter 24°37′ N., 91°21′ O.

Der König von Mewar führt den Titel Maha Rana und gilt für das Oberhaupt der Radschputenländer, die allesammt in einem Schutzverhältnisse zur britischen Regierung stehen. Der gegenwärtige Inhaber des Thrones, Sambu Sing, gegenwärtig vierundzwanzig Jahre alt, ist in Ghelot-Radschpute aus dem Stamme der Sesudias und anerkannt Haupt und Repräsentant der Suryavansis, dieses berühmten „Sonnengeschlechtes“. An Macht ist er ein Herrscher nur zweiten Ranges, seine Familie gilt aber für die erste und höchste, weil sie einst den Mohammedanern überaus tapfern Widerstand geleistet. Als sie sich endlich vor der Uebermacht beugen mußte, verschmähete sie doch jede eheliche Verbindung mit der kaiserlichen Familie zu Delhi und bewahrte ihr Blut rein und fleckenlos, während andere Radschas das nicht gethan haben. Jenem Umstande verdankt sie, daß man ihr in Indien unbedingt den ersten Rang einräumt; bei

Sambu Sing, König von Udäpur.

Fürstenversammlungen nimmt der Maha Rana allemal den ersten Platz ein und hat zu jeder Zeit das Wort; bei Irrungen und Zerwürfnissen über Kaste und Religion unter den Radschputen entscheidet er und sein Ausspruch ist unbedingt gültig. Sein Gebiet umfaßt nur etwa 550 deutsche Geviertmeilen und zählt 1,170,000 Bewohner; es hat so ziemlich denselben Umfang behalten seit der Zeit als der Ghelot Bappa im Jahre 728 die Morikönige von Tschittur besiegte und die Dynastie der Ranas gründete. Im Süden wird dieses Mewar begrenzt von den Windhyagebirgen, im Westen von den Arrawalis, im Osten von Malwa und im Norden von der britischen Provinz Adschmir. Die Einnahmen werden auf etwa 150,000 Pf. St. angeschlagen.

Bemerkenswerth erscheint, daß die Ranas eine Familienverwandtschaft mit den sassanidischen Königen Persiens geltend machen. Einer der Ranas habe eine Tochter des großen Schah Koschru Anuschirwan geheirathet; ein anderer habe sich mit einer Tochter eines byzantinischen Kaisers vermählt. Gewiß ist, daß der sorgfältig geführte Stammbaum der Ranas von Udäpur und Tschittur sehr hoch hinaufreicht und daß die Radschputen dort sich in voller Blutsreinheit erhalten haben bis auf diesen Tag; die Häupter der Stämme

Ein Derbar des Radschputenkönigs in Udäpur.

Sesudia, Rahtor und Cholan halten sich gern in der Hauptstadt auf. Der Radschpute hat glänzende Eigenschaften; er ist stolz, loyal, höflich; das Wort bedeutet: Söhne von Königen, und jeder leitet seine Herkunft von einem Herrscher ab. Jeder Clan eines Stammes führt seinen besondern Namen; der Mann muß seine Frau aus einem andern Clan wählen; dadurch werden die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Stämmen lebendig erhalten.

Die Benennungen der Clans beziehen sich allemal auf irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß aus dem Leben des Gründers. Ueber die Sesudias, den Königsstamm von Udäpur, hat man folgende Sage: Ein Rana war mit seinen Edelleuten auf der Jagd und verschluckte zufällig eine große Fliege. Diese verursachte ihm so heftige Schmerzen im Magen, daß er schon mit dem Gedanken umging, sich das Leben zu nehmen. Da kam ein Fakir und versprach, die Fliege zu entfernen. Er hatte insgeheim einer Kuh die Spitze von einem Ohr abgeschnitten, diese in ein Stück Leinwand gewickelt und an einem Faden befestigt und der Rana mußte dasselbe verschlingen. Instinctmäßig setzte sich die Fliege am Ohrzipfel fest und wurde mit leichter Mühe herausgezogen. Der Fakir sah sich gezwungen, das schreckliche Geheimniß zu offenbaren. Der Rana erschrak, als er vernahm, daß ein Stück Fleisch von dem heiligen Thiere über seine Lippen gekommen sei. Da er ein so entsetzliches Verbrechen begangen, hielt er sich nicht mehr für würdig, weiter zu leben; er beschloß zu sterben und seine Lippen dadurch zu reinigen, daß er geschmolzenes Blei verschlänge. Der ganze Hofstaat mußte sich versammeln; der Rana ergriff die Schale mit dem glühenden Blei mit fester Hand und verschlang den ganzen Inhalt. Aber die Götter thaten ein Wunder, denn siehe, das flüssige Metall glitt durch die Kehle, ohne auch nur die Haut zu verbrennen, denn es war in kühles, süß schmeckendes Wasser verwandelt worden. Diese Umwandelung war durch die göttliche Vorsehung geschehen; der Rana und sein Stamm nannten sich fortan Sesudia, von siça, Blei. Andere sagen freilich, die Benennung komme von sissa, Hase, her und der Stamm habe sie erhalten, weil seine Krieger einst aufhörten, den Feind zu verfolgen, um einen Hasen zu jagen, der ihnen in die Quere kam.

Alle Sesudias zeigen entschieden den arischen Gesichtstypus, sind Krieger und bilden die Aristokratie im Heere, haben Muth und Feuer, reiten vortrefflich und sind eifrige Jäger. Der junge Radschput findet in der Gesellschaft der Männer erst dann Zutritt, wenn er im Arravaligebirge mit eigener Hand einen Eber erlegt hat. Er geht, nur mit Schild und Schwert bewaffnet, allein in den Wald, lauert dem Keiler auf und fängt ihn ab. Der Turban ist verschieden, doch allemal zierlich; im Gürtel trägt der Mann ein wahres Arsenal von Dolchen, an der Seite hängt das Schwert, über der Schulter der Schild von durchsichtiger Rhinoceroshaut, die mit goldenen Buckeln verziert ist. Das Pferdegeschirr ist luxuriös: zu beiden Seiten des Sattels hängen schneeweiße Yakschweife herab, der Kopf des Rosses ist mit Federbüschen geschmückt.

Jeder wohlhabende Radschput hat zum mindesten drei Frauen. Diese spielen auch in Bezug auf das öffentliche Leben eine wichtige Rolle, und man unternimmt nichts Wichtiges, ohne zuvor sie um Rath befragt zu haben. Eine Frau, welche eine ihr angethane Beleidigung gerächt wissen will, schickt irgend einem Krieger, welchen sie sich zum Kämpen auserseh en hat, ein Armband zu, und damit ist derselbe verpflichtet, für sie einzutreten.

Auf der politischen Bühne Indiens treten die Radschputen erst im sechsten oder siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hervor. Sie haben lange an den Grenzen Indiens gestanden, und Major Todd, welchem wir ein werthvolles Werk über sie verdanken, möchte sie mit dem „scythischen" Stamme in Verbindung bringen, welcher die westliche Grenzgegend in Besitz genommen hatte. Im siebenten Jahrhundert werden sie mächtig und greifen weit aus; die Tschandelas erobern Malwa, die Tschohans und Rahtores nehmen Kanudsch und Delhi; die Ghelotes und Baghelas unterwerfen Mewar und Gudscherat. Damals waren die Radschputen noch von den brahmanischen Hindus getrennt, denn sie bekannten sich zur Dschainareligion, wurden aber für den Siwacultus gewonnen. Sie wollen noch heute für Kschatryias gelten, aber die Brahminen erheben dagegen Einwendungen. Gewiß ist, daß sie sich von anderen Hindus durch Gesichtstypus, Sitten und Gebräuche unterscheiden und sich mehr den alten Parthern nähern als den vedischen Kschatriyas. Alles spricht dafür, daß die Radschputen unter den Ariern, welche in Indien eindrangen, jene sind, welche zu allerletzt ins Land kamen.

Rousselet fand Gelegenheit, den Maha Rana in vollem Pompe zu sehen. Man hatte ihn in Udäpur anfangs sehr kühl behandelt und ihm keine Audienz beim Herrscher in Aussicht gestellt, weil man ihn für einen russischen Spion hielt. Glücklicherweise kam Major Nixon, der britische Resident, rechtzeitig von einer Reise zurück; sofort gewannen die Dinge ein anderes Aussehen, und der König, nun besser unterrichtet, erklärte sich gern bereit, eine Audienz zu gewähren. Nixon war freundlich genug, die Vorstellung zu übernehmen, und der Maha Rana sandte einen Hofwagen und ein Ehrengeleit. Der Premierminister empfing die Europäer an der großen Pforte des Palastes, und sie wurden von Tschubdars, Hofdienern, mit goldenen Stäben in den Thronsaal geleitet, wo der König Derbar hielt, d. h. hier Hofversammlung zu feierlichem Empfange der Fremden. Das ist in ganz Radschputana die Bedeutung des Wortes, welches im übrigen Indien den Begriff einer feierlichen Staatsversammlung hoher Würdenträger und Fürsten, dann auch eine Berathung derselben über politische Angelegenheiten bedeutet. Der Thronsaal, welchen unsere Illustration darstellt, befindet sich in einem Hofe der oberen Geschosse. Der König saß auf einem silbernen Thronsessel, der von goldenen Löwen getragen wurde. Als die Europäer eintraten, kam er ihnen einige Schritte entgegen, drückte ihnen die Hand und bat sie, Platz zu nehmen. Sein Gesicht hat einen weniger feinen Ausdruck als bei den meisten Hofleuten, aber seine Manieren sind angenehm und zugleich würdig. Er ließ sich von der Reise und über Europa allerlei erzählen und war so gütig, zu Ende der Audienz die Ceremonie des Utter und Pan zu verrichten. Er gab dem Reisenden und dem Residenten ein Päckchen Betelblätter, Bira, und goß ihnen Rosenessenz auf ihre Taschentücher. Das letztere hat seine besondere Bedeutung; man beobachtet diese Ceremonie nur bei Fürsten, ausgezeichneten Kriegern oder Ausländern von Rang, welche dadurch gleichsam einen Adelstitel erhalten.

Aus der Region des Gazellenflusses in Afrika.

III.

Dr. Schweinfurth im Lande der Niam Niam und der Monbuttu bis zur Residenz des Königs Munsa. — Die Abanga. — Verschiedene Negervölker; die Babuckr als Cannibalen; das Zwergvolk der Acka. — Kleidung und Bauart bei den Monbuttu; ihre Bearbeitung des Eisens. — Beispiele von Cannibalismus.

Wir haben zu unseren beiden früheren Aufsätzen (Nr. 8 und 9) zur Ergänzung aus den Reiseberichten Georg Schweinfurth's einiges nachzutragen. In einem Briefe aus Malta vom 1. März 1872 schreibt uns derselbe, daß er in den nächsten Tagen nach Rom gehe und in der Mitte des April in Dresden eintreffen werde. Wir können den Lesern des „Globus“ die erfreuliche Nachricht geben, daß Dr. Schweinfurth uns einen eingehenden Bericht über das zwergartige Volk der Acka liefern wird, den wir mit Illustrationen nach sorgfältig ausgeführten Porträts versehen können. Ueber den Verlust des treuen Reisegefährten aus diesem Stamme, welchen der Reisende mit nach Europa zu bringen gedachte, ist derselbe noch tief betrübt und jede Erinnerung daran berührt ihn schmerzlich.

Dr. Schweinfurth selbst hat bisher über seine Wanderungen nur das veröffentlicht, was die Berliner geographische Zeitschrift enthält, und eine Anzahl von Berichten in Dr. Petermann's „Geographischen Mittheilungen“; diese letzteren Aufsätze bilden einen unentbehrlichen Commentar zu den von Dr. Petermann veröffentlichten Karten. Was sonst in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften über Schweinfurth's Reise veröffentlicht wurde, ist aus brieflichen Nachrichten des Reisenden und ohne dessen Zuthun zusammengestellt worden.

Wir geben nun, den in Petermann's „Mittheilungen“ (1871, IV und V) enthaltenen Berichten folgend, einige Skizzen, welche zur Vervollständigung unserer früheren Aufsätze dienen.

Zu Ende Januars 1870 verließ Schweinfurth die Seriba Abu Ssamat Ssabbi, etwa 6° 14′ N., 28° 36′ O., mit einer der alljährlichen Elfenbeinexpeditionen und kam am 3. Juli dorthin zurück; die Wanderung hatte 249 Stunden Marschdauer in Anspruch genommen, und sie gehörte zu den glücklichsten und angenehmsten, welche jemals in einem so entlegenen Theile Afrikas von einem Europäer ausgeführt worden sind. Der südlichste Punkt, welchen Schweinfurth erreichte, war die Residenz des Monbuttukönigs Munsa, etwa unter 3° 35′ N., 27° 5′ O. v. Gr., in einer Höhe von etwa 2500 bis 2600 Fuß über dem Meere. Das von dem Reisenden durchwanderte Land bildet einen Theil jener unermeßlichen Sandsteinplatte, welche wenige Tagereisen im Osten und Südosten von der Meschra el Rek beginnt und sich bis zum untern Niger auszudehnen scheint. Die Wasserscheide zwischen dem Nil- und Tschadbecken (Schweinfurth überschritt den obern Schari) bringt kaum eine beträchtliche Unterbrechung mit sich; sie scheint sich nur wenig nördlich von 3° hinzuziehen.

Wir gehen auf die Schilderung der Landschaft nicht ein, da wir nur ethnographische Thatsachen geben wollen, bemerken jedoch, daß die Eingeborenen bei Munsa und Kifa nichts von einem großen See wußten, von welchem Piaggia, doch lediglich nach Hörensagen, erfahren haben will. Es war überhaupt schwierig, den Leuten den Begriff eines Sees zu erklären. Schweinfurth zog nur durch den östlichen Theil des Niam-Niam-Landes; dasselbe hat seine größte Breitenausdehnung mehr nach Westen hin. Der Tondj-Fluß (Bah der Bongo und Niam Niam, von den letzteren auch Ibba genannt; im Mondudistrict heißt er Issu) wurde 19 Stunden südlich von Ssabbi überschritten; jenseits desselben traf der Reisende auf die ersten Wohnstätten der Niam Niam; weiter nach Süden führt der Weg durch Wildnisse und jenseit derselben wohnt ein von den Niam Niam in jeder Hinsicht sehr verschiedenes Volk, in Sitten den benachbarten Monbuttu völlig gleich, aber mit einer andern Sprache. Diese Abanga sind, gleich den Monbuttu, den Niam Niam in äußerer Cultur weit überlegen, „der Cannibalismus ist jedoch bei beiden himmelschreiend; er überstieg bei weitem meine Erwartung und scheint ohne Gleichen in der Welt zu sein. Die weit roheren Negerstämme des Nordens: die Dinka, Djur, Bongo, Mittu, Madi etc., legen stets den tiefsten Abscheu gegen den Genuß von Menschenfleisch an den Tag, allein es ist nicht der erste Fall, den die Geschichte aufweist, daß civilisirtere Völker gerade in dieser schrecklichen Leidenschaft (denn als solche zeigte sie sich hier) excelliren. Ich brauche nur an die Fidschi-Insulaner zu erinnern.“

Auf der Westseite in einem weiten Halbkreise von den Niam Niam bedrängt, und im Osten von den Abaka und Luba (zwei Mittu-Stämmen) eingeschlossen, fristet das seltsame Volk der Babuckr sein abgeschlossenes Dasein. Ihr Gebiet ist dicht bevölkert, sie haben Ziegen, sind fleißige Ackerbauer, stehen aber in äußerer Cultur weit hinter den Niam Niam zurück. Der sogenannte Negertypus tritt bei ihnen in hohem Grade hervor; ihr Haar hat ein beschränktes Wachsthum und ihre Gesichtsbildung ist weniger regelmäßig als jene der Niam Niam. Die Babuckr sind Cannibalen ersten Ranges. Mit den echten Negerstämmen in Südost von den Monbuttu scheinen sie nahe verwandt zu sein; diese werden Momvu genannt und bilden die Vorrathskammer für die Cannibalenmahlzeiten der Monbuttu! Andere Negerstämme, die Mabode, wohnen im Südwesten der Monbuttu; sie besitzen Ziegen und haben prachtvolle Rinder „von nie gesehener Größe“.

Nur zwei Tagereisen von Munsa's Residenz beginnt das Gebiet des Zwergvolkes der Acka, welches Schweinfurth genau kennen lernte. Von den Niam Niam werden die Acka Tiki tiki genannt. Die mittlere Höhe der Männer scheint 1,5 Meter zu sein, doch giebt es zahlreiche, welche dieses Maß nicht erreichen.

Die Monbuttu und Abanga haben eine hellere Hautfarbe als die Niam Niam; sehr häufig unter ihnen und nicht im Geringsten auffallend sind solche, deren Hautfarbe an die Bewohner Mittelägyptens erinnert. Indeß haben sie hier stets ein blondes, wergfarbenes Haar, nie das schwarze der Aegypter, in Verbindung mit allen Anzeichen einer Tendenz zum Albinismus, röthlich schimmernder Pupille und willenloser Unruhe der Augen. Der Haarwuchs auf dem Haupte sowohl wie an Backen und Kinn ist auffallend üppig, aber dicht gekräuselt; lange Bärte sind keine Seltenheit.

Beide Geschlechter tragen das Haar zu einem hohen Chignon aufgethürmt, welcher von hinten ausgeht und durch ein Rohrgestell im Innern gestützt wird; beide scheeren den Vorderkopf bis zum Scheitel und legen seine Haarschnüre, meist von erborgtem Haar, dicht neben einander, von Ohr zu Ohr verlaufend, über die kahle Stelle. Die Männer setzen einen cylindrischen Strohhut ohne Rand auf den Haarwulst, die Weiber tragen denselben frei. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Stücke purpurbraun gefärbter Feigenrinde, welches in prächtigem Faltenwurf rockartig um die Hüften befestigt wird und den halben Leib verdeckt; die Frauen tragen an einer leichten Lendenschnur bloß ein handgroßes Stück solcher Rinde. Felle, diese Hauptzierde der Niam Niam, sind nirgends im Gebrauch; die Weiber bemalen ihren Körper mit einer schwarzen Tinte aus dem Saft einer Gardeniafrucht mit den zierlichsten Mustern. Männer und Frauen durchlöchern den mittlern Theil der Ohrmuschel, um einen kleinen Holzcylinder hindurch zu stecken. Niemand sitzt am Boden; Jedermann bedient sich theils zierlicher Bänke aus Raphiapalmstielen, theils einfüßiger runder Schemel mit zierlichstem Schnitzwerk, und die Männer lehnen sich, wenn sie sitzen, an eigenthümliche, dreifüßige Holzkrücken; beim Ausgehen werden ihnen Bänke nachgetragen. Die Wohnungen der Monbuttu, die Abanga stets mit einbegriffen, sind meist im Dachbau ausgeführt und von zierlichster Structur; die Paläste Munsa's, mittelgroßen Bahnhöfen an Gestalt und Bauart gleich, aus Raphiastielen, sind in ihrer Art kleine Weltwunder für Afrika.

Die Monbuttu verstehen sich ausgezeichnet auf Bearbeitung des Eisens; ihre Erzeugnisse sind denen aller nördlichen Völker und denjenigen unserer gewöhnlichen Schmiede weit überlegen, und doch besitzen sie weder Zangen noch Feilen 2c. Ihre Waffen: Lanze und Schild, Bogen und Pfeil, die Säbel und Messer sind von fremdartiger Gestalt und gänzlich verschieden von denen aller bekannten afrikanischen Völker. Nichts in diesem seltsamen Lande erinnert an den Einfluß unserer Cultur. Glasperlen und Gewebe sind verachtet; nur allein das Kupfer bildet ein Verkehrsmittel im Handel; jeder Schmuck, jeder Zierrath an Waffen und Geräth wird aus Kupfer hergestellt. Außer diesem und dem Eisen sind den Monbuttu alle anderen Metalle gänzlich fremd.

Abanga, Monbuttu und Acka haben sämmtlich die Beschneidung, welche bei den Niam Niam nicht vorkommt. Ihre Sprache besitzt einen Ausdruck für ein höchstes Wesen, Noro (bei den Niam Niam Bongbottumu), das als Einheit im Himmel thront. Von einem eigentlichen Cultus oder von auffallenden Zeichen religiöser Scheu und abergläubischer Furcht hat Schweinfurth nichts bemerkt.

Die Monbuttu haben einen gewissen Nationalstolz; sie wollten z. B. nie mit den Bongo oder Mittu zusammen essen, wohl aber thaten sie es gern mit den beschnittenen Nubiern. Die Sucht, Menschenfleisch zu essen, ist bei ihnen bloß der Ausdruck wilder Gier und durchaus nicht durch Noth oder Fleischmangel zu erklären. Hühner hat das Land in Menge, Hunde werden überall gemästet, Ziegen bei den benachbarten Momvu, Bissanga und Mabode erbeutet; die Jagd liefert Fleisch von Elephanten, Büffeln und Schweinen; das Land gleicht einem ununterbrochenen Garten von Bananen, welche eine tägliche Kost bilden; außerdem hat man Cassaven, Bataten, Colocasien, mehrere Yamsarten, Erdnüsse 2c.

Im Juli 1870 war Dr. Schweinfurth glücklich wieder in seinem Standquartier, der Seriba Gattas im Djurland, angelangt. Von dort aus machte er einen Abstecher nach Westen zu den funfzehn Jahre früher von Petherick gegründeten Seriben Kurkur und Danga. Der östliche Flügel des Niam-Niam-Landes ist zum größten Theil in eine bedeutende Zahl kleiner Theilfürstenthümer zerfallen — also auch hier die echtafrikanische Zerklüftung —, und die Fehden nehmen kein Ende. Schweinfurth bemerkt, daß der Elfenbeinreichthum in jenen Gegenden in erschreckender Weise abnehme. Die Niam Niam tödten die Thiere, indem sie die ungeheuern Steppendickichte von rohrartig festem Gras in Brand stecken, und so kann nur selten ein Elephant entrinnen. Die Bevölkerung wird immer feindseliger gegen die Fremden, „wer also reisen will, thue es bald; späterhin werden die günstigen Verhältnisse, wie sie sich mir darboten, nicht wiederkehren.“ Auf jeden Fall müßte eine Expedition über eine beträchtliche Masse von Kupfer verfügen können.

Schweinfurth bemerkt, daß Alles, was Piaggia über die Sitten und Sprache der Niam Niam mitgetheilt habe, sehr gut sei und von ihm unbeanstandet bleibe, aber die Erzählung fingirter Reiserouten gereiche ihm zum Vorwurf.

Mabode werden die echten Negervölker in Südost von Munsa und in Süd von Kanna genannt. Südlich und südöstlich von Munsas Gebiet hausen, wie schon bemerkt wurde, Stämme der echten Negerrace, welche von den Monbuttu als Momvu bezeichnet werden; viel weiter im Süden und Südosten wohnen die Maoggu, von woher die prächtigen Rinder mit riesigen Fetthöckern gebracht werden, welche Dr. Schweinfurth beim König Munsa gesehen hat. In Südost sind die Pygmäen Acka, welche auf Petermann's Karte („Mittheilungen“ 1871, Tafel 7) als „Stamm des echten Negervolkes der Momvu“ bezeichnet werden.

„Ueber die Verwandtschaft der Monbuttu möchte ich so lange schweigen, bis mein Wörterbuch in die Hände von Sprachforschern gelangt ist. Die Fulbe sind nicht die einzigen hellbraunen Menschen in Afrika. Südlich von Bornu fand Barth ein Heidenvolk, das von Osten her eingewandert zu sein vorgab und dessen Beschreibung sehr wohl zu den Monbuttu stimmt. Heuglin nennt die Niam Niam geradezu Galla, aber dieser Begriff ist unendlich elastisch. Ich habe allerdings genug Galla gesehen, die den Niam Niam völlig ähnlich sahen; indeß betonen die Nubier und Sudanesen, welche die Galla besser kennen als wir, diesen Begriff selten. Die Sitten der Monbuttu deuten indeß entschieden auf das Gabun-Land.“

„Viele Irrthümer enthält Antinori's Schilderung des Niam-Niam-Volkes, mit welchen er Piaggia's Bericht einleitet (Bulletin der italienischen geographischen Gesellschaft I, S. 105). Die Niam Niam verzehrten keine Greise? Letztere bilden bei Ueberfällen oft die einzige Beute. Ich pflegte stets sorgfältig die aus aufgenäheten Zähnen verschiedener Art gebildeten Halsbänder zu untersuchen, namentlich der interessanten Nagethiere wegen, die das Land beherbergt. Viele trugen Hundezähne, viele auch Backenzähne von Menschen, und mehrmals sah ich, daß alle, etwa 5 bis 6 Individuen angehörig, ganz abgekauete Flächen darboten. Auch die mir von den Monbuttu herbeigebrachten, frisch abgenagten Schädel waren oft zahnlos. Zur Rede gestellt, wie sie nur so altes und schlechtes Fleisch genießen könnten, erhielt ich öfters als Antwort die Frage: Sind etwa alte Leute nicht auch fett?“

„Und nun zum Fette, welches, nach Antinori, der Niam-Niam-Suppe fehlen soll („Globus“ S. 131). Ich habe wochenlang meine Lampe mit nichts anderm gespeist, als mit Babuckfett, es war häufiger zu haben als Termitenöl, und letzteres, als Speiseöl, dessen ich sehr bedurfte, noch dadurch sehr rar gemacht, daß man es selten rein, sondern meist mit Menschenfett gemischt erhielt. Auf meiner elftägigen Excursion zum Baginse war ich in großer Verlegenheit; man

hatte weder Ziegenfett noch Butter mitgenommen. Meine Niam-Niam-Diener wurden deshalb überall in die Dörfer geschickt, um Termitenöl theuer für Kupfer zu kaufen, sie kehrten aber stets mit der trostlosen Mischung zurück, welche meine nächtlichen Reisenotizen beleuchten half."

„Die Niam Niam selbst sind alle sehr zur Fettbildung geneigt. Nicht erklären konnte ich mir die im Lande überall verbreitete Meinung, daß das Trinken größerer Quantitäten von Menschenfett völlig berausche. Man wies auf Töpfe, die etwa anderthalb Quart fassen mochten, mit dem Hinzufügen, daß, wenn eine dieselben füllende Quantität Menschenfett genossen werde, der Trinker den ganzen Tag bis zum Abend seiner Sinne nicht mächtig sei. Ich notire nur die Aussagen von Niam Niam selbst, das Gerede der Nubier hat natürlich für mich auch nicht den geringsten Werth."

„Kühe werden allerdings nicht begraben, da sie eben so fehlen, wie Schafe und Ziegen, und von den Babuckr geholt werden." — „Der entschiedenste Irrthum (Antinori's) aber liegt in der Vorstellung, die Niam Niam hätten schlichtes Haar. Die zahlreichen Flechten, welche oft bis zum Nabel herabhängen, sind es zwar, aber das Haar ist kraus, wie jedes sogenannte Negerhaar, nur ist es von unbeschränktem Wachsthum. Dasselbe gilt von dem Haare der Monbuttu. Was die Hautfarbe anbelangt, so sind die Niam Niam nur zu einem Theile der Bevölkerung, namentlich die Weiber, durch etwas hellere Töne von den Dor (Bongo) verschieden."

„Der Cannibalismus der Monbuttu übertrifft entschieden jenen der Niam Niam. Nicht alle der letzteren essen Menschenfleisch, wenn es dargeboten wird, die Monbuttu aber thun es ausnahmslos. Im Niam-Niam-Lande war ich übrigens selber Zeuge, daß man die Krieger, welche die Nubier (Leute der Elfenbeinhändler) auf einem Sklaven- und Kornraubzuge ins Babuckrgebiet begleitet hatten, mit alten, untauglichen Weibern beschenkte — zum Essen! Mir gab man nach einiger Zeit die Köpfe. (Diese befinden sich auf dem königlichen anatomischen Museum in Berlin unter Nr. 85, 87 und 88.) Ja, ich sah Säuglinge von den Müttern entfernt bei den Hütten eines Weilers auf den Boden gelegt, neugeborene, noch ganz rothe Würmchen, die in schweren Athemzügen dalagen, bis sie starben, während eine Niam-Niam-Frau dicht neben ihnen gleichgültig Kürbisse zerschnitt. Eine Sklavin mit einem Säugling taugt zur Arbeit wenig, man fand es daher für zweckmäßig, die Kinder wegzunehmen und — als Leckerbissen zu verwerthen. Diese Wahrnehmung war das Ungeheuerlichste, was ich gesehen; ich hätte sofort meine Revolver in Thätigkeit setzen mögen, doch wandte ich schnell der gräßlichen Scene den Rücken."

„Wie schwächlich erschien dagegen ein früheres Bild aus dem Cannibalenleben, das mir bei Munsa's Residenz vor die Augen kam, wo ich die ganze untere Hälfte eines Cadavers, regelrecht wie man eine Sau behandelt, mit heißem Wasser abbrühen und von den Haaren säubern sah. Das thaten junge Weiber."

„Ich fürchte sehr, die Beispiellosigkeit eines solchen Grades von Cannibalismus werde in Europa wenig Glauben finden, ich habe aber alle nubischen Compagnien und Hunderte von Augenzeugen, die man jeder Zeit in Chartum anzutreffen vermag, als Zeugen für die unbedingte Genauigkeit meiner Mittheilungen."

Das Hochland über dem Garda-See.

Von **P. v. S.**

II.

In dem unheilvollen Kriege von 1866 hielten die Landleute in diesen Grenzbezirken Südtirols treu zu dem Adlerbanner und schwächten dadurch den Eifer der Italianissimi in den Städten, da sie 1859 an ihren lombardischen Nachbaren gewahr werden konnten, wie ihre Lage in der unita italiana sich nicht verbesserte, und diese mehr als je unter der Bedrückung ihrer Grundherren, von der die österreichische Regierung sie loszulösen strebte, zu leiden hatten. Zudem sind der ursprünglich rhäto-romanischen Bevölkerung so viele deutsche Elemente beigemischt durch gothische und longobardische Einwanderung, daß diese sich merklich unterscheidet in Sprache und Sitte von den gänzlich verwälschten Bewohnern des Tieflandes, denen sie auch in Körperkraft und Ausdauer bei der Arbeit überlegen sind.

Unterhalb Stenico läuft die Straße abwärts gegen den Fluß und windet sich mit diesem in ein bewaldetes Thal, den Bädern von Comano zu, die Gemeindegut des gleichnamigen Dorfes sind, das höher oben an der südlichen Bergwand zwischen Bäumen versteckt liegt. Bei dem zunehmenden Besuch dieser Bäder, deren Heilquelle hauptsächlich Jod und Natron enthält, die bei einer Temperatur von 22 Grad besonders kräftig in Hautkrankheiten wirkt, mußte diese Anstalt schon vielfach vergrößert werden.

Das neueste Badegebäude am linken Ufer der Sarca enthält freundliche Cabinette mit Marmorwannen und ist nach italienischen Ansprüchen sehr wohl ausgestattet, was für Angehörige anderer Nationalitäten noch Manches zu wünschen übrig läßt. Am auffallendsten ist der Mangel an schattigen Gartenanlagen und Vereinigungspunkten im Freien, was sich nur aus der Abneigung des Italieners gegen den Aufenthalt außerhalb seiner vier Wände erklären läßt. In Städten und Dörfern hantirt zwar das Gewerbe meist vor den Thüren oder in offenen Erdgeschossen, aber Spazierengehen bei Tageslicht ist bei den höheren Classen durchaus nicht Gewohnheit, welche erst, wie die Nachtvögel, in der Dämmerstunde sich herausmachen und in den Gassen ihren Corso ablaufen, oder vor den Kaffeehäusern sich niederlassen. Von Comano windet sich die Straße nach dem Limaro empor, einer engen Felsschlucht, in deren Tiefe der Bergstrom verschwindet, wo bald alle Vegetation aufhört, und nur der kahle Stein, die mächtigen Klippenwände den Wanderer nach allen Seiten einschließen, der kaum noch einen schmalen Streif der Himmelsbläue über seinem Haupte gewahren kann. Allmälig zeigt sich zwischen dem Gestein da und dort ein grüner Grasfleck, ein Strauch oder eine vom Sturm zerfetzte Tanne, bis die Fahrbahn sich senkt und in vielen

Windungen mit einem Ausblick auf das blühende Gelände am See in die Tiefe hinabsteigt, um bei Le Sarche in die Straße von Riva nach Trient einzulenken.

Noch eine kurze Strecke und der Punkt ist wieder erreicht, von dem am frühen Morgen ausgefahren wurde; doch hat indeß die Sonne ihren Tageslauf vollbracht und ist hinter dem Tanaro zur Ruhe gegangen. Ueber dem Monte Baldo steigt wie ein Feuerzeichen der Mond auf und die Sterne leuchten über den duftenden Fluren und den dunkeln Mauern des Städtchens, in dessen Gassen die Rivaresen ihren nächtlichen Wandelgang beginnen, während wir uns wegemüde vor der Bottega des Giardino niederlassen, um den folgenden Tag unsere Streifereien wieder aufzunehmen.

Ohne die periodischen Luftströmungen an den oberitalischen Seen, die Aria, welche von Vormittags neun Uhr bis gegen Abend von Süden bläst, die Bora, allnächtlich vom Gebirge herwehend und häufig kühlende Regengüsse erzeugend, wäre es kaum möglich, in der Hitze des Tages sich im Freien zu bewegen, besonders am Garda-See, der kaum 250 Fuß über dem Meer liegt.

Einen der schönsten Ausflüge in der Umgebung von Riva bietet eine Wasserfahrt nach dem Ponal dar, einem alten Seehafen an der tridentinischen Uferseite, die jetzt gänzlich unbewohnt sich bis Limone erstreckt, wo ein alter Grenzstein auch die neuen italischen Confinien bezeichnet. Dieser Zugang, von Alters die einzige Verbindung mit dem westlichen Hochlande des tridentinischen Gebiets, nur zu Wasser erreichbar, liegt in einer Schlucht, worin die Scaliger im vierzehnten Jahrhundert einen Treppenpfad angelegt hatten. Noch vor dreißig Jahren erhob sich ein kleiner Borgo in dieser Felsenklamm, wo die Waaren verladen und auf Saumthieren weiter gefördert wurden, der aber bei Eröffnung der neuen Straßenanlage von Riva aus abgetragen und verlassen wurde. Nur die malerischen Trümmer eines Brückenbogens, der sich über dem Eingange des Hafens wölbte und als Schlußstein ein Zerrbild trägt, ähnlich dem Baseler Lalenkönig, historischen Angedenkens, bezeichnet noch diese Stätte und bildet mit dem durch die Schlucht niederstürzenden Abfluß des Ledrosees einen wundersamen Anblick. So weit das Auge reicht, sind Gebäudetrümmer, Treppenpfad, Grund und Fels von einem dichten Gewirr wilder Oliven, Feigen und Weinranken übersponnen, zwischen denen die unbändige Fluth von Klippe zu Klippe springt und in Silberschaum zerstiebt.

Zur Zeit der venetianischen Herrschaft, als die Stadt Brescia von den Visconti hart belagert und ihre Besatzung dem Hunger preisgegeben war, landete in dieser Bucht eine kleine Flotte, um den Bedrängten zu Hülfe zu kommen. Nachdem ein Versuch von Trient aus, durch die Judicarien ein Convoi von Mannschaft und Lebensmitteln an Ort und Stelle zu fördern, durch die aufrührerischen Bauern mißlungen war, übergab der Senat dem Sorbolo di Candia die Leitung dieses Unternehmens, welches von dem anstelligen Condottiere auf folgende Weise ausgeführt wurde. Er vertheilte die Ladung sammt der bewaffneten Macht auf zahlreichen Booten, womit er die Etsch hinauf bis Ravazzone in der Nähe von Mori schiffte. Hier wurden die beladenen Barken ans Land und auf Schleifen gesetzt, um bis auf die Höhe des Loggiasees geschleppt zu werden. Hier abermals flott gemacht, wurden sie bis ans Ende des Wassers gerudert, dann über Nago an der Einsattelung des Monte Baldo nach Tazbole hinuntergeschleift, in dessen Hafen die kleine Armada sich sammelte und bald auf dem blauen Gewässer ihrer Bestimmung zuschwamm. Am Ponal übernahm Graf Paride ihren weitern Schutz und die Umladung dieser Ausrüstung, welche er auf Saumthieren über beschwerliche Umwege glücklich der bedrängten Stadt zuführte. In früheren Jahrhunderten waren die Bewohner des Ponal (St. Apollinaris, Patron der Schiffleute) übelberüchtigt als kecke Seeräuber, welche von ihrem Felsenversteck aus, wo sie nur zu Wasser angegriffen werden und ihre Fahrzeuge im sichern Hafen bergen konnten, ihre Piratenzüge über die ganzen Uferstrecken auszudehnen vermochten.

Die neue Straßenanlage führt westlich von Riva aus, unter der Bastion vorüber, im elften Jahrhundert zum Schutze seines Hafens angelegt und von Vendome zerstört. Die Fahrbahn ist durch neue Befestigungen geschützt, deren Bau in der Nähe des Ponal römisches Mauerwerk und Waffenreste zu Tage förderte. Sie steigt ziemlich allmälig an und mußte gänzlich in das Felsgestein eingesprengt werden, das in seinem losern Gefüge Granitblöcke enthält. Je höher die vielfachen Windungen sich emporziehen, desto mannichfaltiger wird der Ueberblick von Tiefland und Gebirge, je weiter schweift das Auge über die Gartengefilde hinter Riva und Arco, bis in die Steinwüste der Marroche und den See von Toblino; dann hinüber zu den Alpenmatten des Monte Baldo mit seinen Sennhütten, an dessen Fuß sich Torbole schmiegt und Malcesine mit seiner Rocca, wo unter den Venetianern der Capo di Lago saß und San Vigilio seine Hochwacht vorschiebt. Wie Sturmesrauschen tönt das Tosen des Ponals herauf aus unsichtbarer Tiefe, bis die Schlucht sich zum Thale verbreitert, das bald mit dem Reize einer Alpenlandschaft den Wanderer umfängt, der staunend die mit dunkelm Nadelwald bekleideten Berge, das frische Grün der Matten, die Getreidefelder betrachtet, welche den stillen See einfassen, der sich zwischen uralten Dörfern hinbreitet. Die ganze Umgebung muthet den Deutschen an, wie ein Gruß der Heimath; nur die Staffage des Bildes, die Landleute mit ihren sonneverbrannten Gesichtern und der wälschen Tracht und Sprache, will nicht recht dazu stimmen. Doch sind die Bewohner dieses Hochthales ein kräftigeres Geschlecht als die Rivaresen, unter denen cretinische Mißbildung nicht selten ist; während hier oben, in der belebenden Bergluft, bei dem häufigern Milchgenuß, besonders die Kinder gedeihen, deren blonde Lockenköpfe mit den dunkeln Augen den beschwingten Engelchören Titianischer Gemälde ähnlich sind. Männer und Frauen tragen breite graue Filzhüte, und letztere flechten ihr reiches Haar auf lombardische Art in unzählige Zöpfchen, welche mit einer silbernen Nadel künstlich verschlungen am Hinterkopfe aufgesteckt werden. Beim Grüßen nehmen sie den Hut ab, wie die Männer, eine Sitte, die, ihnen eigenthümlich, sonst nicht in Südtirol gebräuchlich ist. Der Ertrag des Wiesenlandes und der Alpentriften wird mit Roggen und Gerste meist nach dem Etschlande und in die Lombardei ausgeführt und Froment (Mais), der hier oben nicht gedeihen will, dagegen eingebracht. Auch der Handel mit Kohlen und Brennholz ist lebhaft, und zahlreiche Essen von Feuerarbeitern, besonders Nagelschmieden, sind im Gange. Ueberdies wandern die jüngeren Männer, wie in den Judicarien, zur Winterzeit nach den größeren Städten Mittelitaliens, um sich ein Stück Geld als Tagelöhner zu verdienen. In den Hausgärten findet sich noch da und dort neben den rauheren Obstarten ein verkrüppelter Gelso (Maulbeerbaum), welcher bald der Kirsche und Pflaume weichen muß. Auch die Rebe zieht sich nur als Ranke an den altersgrauen Steinhäusern hin, welche mehrstöckig unter den rohen Schindelbachungen, mit Felsstücken beschwert, offene Räume enthalten; diese dienen, wie in Judicarien, als Scheune. Die Fensteröffnungen, theils verglast, theils mit Papier verklebt, oder mit Holzladen verwahrt, lassen wenig Helle ein und bezeichnen gewöhnlich nur die Schlafkammern. Das eigentliche Wohngelaß ist, wie im Mittelalter, in der Küche im Erdgeschoß, neben dem

Stalle zu finden, einem weiten, gewölbten Raume ohne Rauchfang, da es keine Schornsteine giebt und der Abzug nur in einer trichterförmigen Oeffnung besteht, welche, über der Thür nach der Straße zu angebracht, die Vorderseite des Hauses mit Glanzruß überzieht. Der Feuerherd steht ganz niedrig auf einer gemauerten Estrade, welche sich über dem festgestampften Boden der Küche ihrer ganzen Breite nach erhebt, und ist von Holzbänken umgeben, dem Winteraufenthalt der Alten und Gebrechlichen, der Weiber und Kinder. Blinkendes Kupfergeschirr, bunte Majolika in seltsamen, antiken Formen fehlt niemals in diesen rauchgeschwärzten Räumen, in welche die stets offene Thür jedem Vorübergehenden den Einblick gestattet. Höher hinauf im Thale, wo die Wohnstätten vereinzelter stehen und sich da und dort ein Herrenhaus am Ende der Dörfer erhebt, sieht man nicht selten Wappenschilder über den Thüren und Frescobilder an den Wänden.

Oberhalb des Sees wird die Landschaft immer wilder und kahler, der Anbau beschränkter, bis die Straße sich durch einen Engpaß nach Storo windet und am Lago d'Idro die italienische Grenze erreicht, unfern der alten Stammburg der Lodrone (Ladrone, Ledro), welche die Sage als Herren des Landes nennt, denen es auch seinen ominösen Namen verdankt.

Von Storo aus setzt sich diese Straße gegen Norden fort in die inneren Judicarien über Lardaro und Tione, und herab gegen Stenico, wo sie sich, wie oben beschrieben, nach Le Sarche zieht.

Dies in flüchtigen Umrissen das Hochland über dem Garda-See, so weit es Südtirol angehört, diesem schönen Grenzgebiete, das, zwischen die Centralalpen und die parallellaufenden Dolomitgebirge eingebettet, alle Reize wärmerer Zonen mit denen des äußersten Nordens vereint, wo auf römischen Culturstätten das Christenthum seine Schreine aufgebaut, das Mittelalter seine Heldenlieder gesungen und Dante in seinem Exil eine Freistätte gefunden hat.

Heimkehrende Chinesen auf einem californischen Dampfer.

I.

„Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder!“

Hongkong im November 1871.

Gar mancher Deutsche hat schon an sich erfahren, welch unwiderstehliche Macht ihn dem Jugendlande wieder zutreibt, nachdem Jahre vergangen sind, in denen saurer Schweiß in fremdem Lande vergossen werden mußte, um dereinst das Wiedersehen der geliebten Heimath zu ermöglichen. Immer trifft man auf den von Newyork der Elbe und Weser zustrebenden Dampfern die frohen Gesichter solcher Beglückten; und wir können uns recht gut denken, wie ihnen zu Muthe ist, während der Atlantische Ocean gekreuzt, wenn die vaterländische Küste erspäht, der Kirchthurm des Oertchens entdeckt, das Stammhaus der Familie gefunden und alle jene beseligende Trunkenheit mit Thränen der Freude und Rührung genossen wird, welche solche Stunden zu den edelsten, erhebendsten im Menschenleben hinanhebt.

Während aber im Osten der Vereinigten Staaten ein Dampfer die Bai von Newyork mit heimkehrenden Europäern verläßt, lichtet im Westen ebenfalls, in der Bai von San Francisco, ein schwimmender Palast die Anker, dicht gedrängt mit heimkehrenden Asiaten. Es sind die Söhne des himmlischen Reiches, die langzöpfigen Chinesen, welche auch ihr Vaterland verließen, um ihr Glück zu versuchen und sich bessere Tage zu schaffen. Auch sie haben ein ähnliches Loos gezogen, es läßt sich mancher Vergleich dabei anstellen, und wir wollen uns einmal unter den heimkehrenden Asiaten umsehen, wie eine Reise von Californien nach Hongkong auf demselben Dampfschiffe sie uns kürzlich vorführte. In den nahezu fünf Wochen, welche die Fahrt beanspruchte, erschienen manche Eigenthümlichkeiten, die selbst bei Chinesen in ihrer Heimath wegfallen, und wir haben gern die Gelegenheit benutzt, um in das Thun und Treiben dieser Leute einen möglichst tiefen Blick zu thun, wie sie sich verhalten, wenn langjähriger Aufenthalt unter fremden Nationen sie betroffen hatte. Mit wenigen Ausnahmen waren sie Alle als Kulis, das heißt als für gewisse Jahre verhandelte Sklaven, in die Welt gezogen, hatten damals nicht viel mehr als einen blauen Kittel, eine Art von Hose, einen kolossalen Sonnenhut und eine Bambusstange ihr Eigenthum genannt; hatten meistens eine Zeitlang ihren Contract gehalten, waren dann davon gelaufen oder hatten sich mit ihren Herren arrangirt; hatten als Wärter und Köche, als Feldarbeiter und Gärtner, als Lumpensammler und Speculanten, als Fischer und Matrosen, als Spieler und Diebe, Fabrikarbeiter und Kaufleute, ganz besonders aber als Goldgräber ihr Glück versucht: jetzt suchen sie das Schiff auf, um die Früchte ihrer Anstrengungen zu genießen. Was ist aus ihnen geworden und wie denken sie jetzt über die Welt?

Nie verläßt ein Chinese die Heimath mit dem Gedanken, sich eine neue Welt zu gründen. China, von ihm gern das „Blumenreich“ genannt, ist sein Paradies, außer demselben Alles Hölle. Stirbt er in fremdem Lande, da schließt er die Augen mit fester Ueberzeugung, sie sofort in China wieder zu öffnen, und Mancher gab sich schon den Tod lächelnd, wenn Heimweh ihn plagte. Die Seelenverkäufer oder Compagnien, welche mit Kulis handeln, müssen sich verbindlich machen, jeden Sohn des himmlischen Reiches wieder zurückzuliefern, welcher während der Dauer des Contractes verbleicht. Die Dampfer und Segelschiffe führen regelmäßig eine beträchtliche Zahl gefüllter Särge nach China, von denen ein jeder über endlose Canäle, über Berge und über Thäler bis in sein Heimathdörfchen geführt wird, das wohl an der Grenze von Tibet und Sibirien liegt. Man kann tausend Chinesen fragen, wie es ihnen in den Vereinigten Staaten oder Peru, auf Cuba oder Domingo, in Australien oder den Sandwichsinseln gefallen habe, niemals wird auch nur ein Einziger gestehen, daß es da zu ertragen wäre. Gern mögen sie nach Art der Heuschrecken in diese gesegneten Länder fallen, um sich zu mästen; damit glauben sie dann aber ihre Aufgabe erfüllt zu haben, und voll Verachtung schütteln sie den Staub von ihren Füßen, um nach Hause zurückzukehren, größere Heiden meistens wie damals, als sie auszogen.

Unser Schiff trug also etwa 600 Bezopfte wieder zurück, etwa acht Frauenzimmer und ein paar Kinder. Da ein Gesetz in China allen ordentlichen Frauen das Auswandern verbietet, so sind die in Californien auftauchenden sämmtlich verrufene Charaktere. Chinesenmänner sollen in den Staaten am Pacific etwa 50,000, Frauen vielleicht 1000 sein, ein nettes Verhältniß unter diesen „Bestien".

Unter jenen 600 war fast kein Einziger, der arm an den Herd seiner Väter sich zurückgewagt hätte. Fünf aus je sechs hatten durch Arbeit und Entsagung sich genug verdient, um in China, wo eine ganze Familie von zwei Thalern den Monat leben kann, mit Ruhe der Zukunft entgegensehen zu können; Einer aus je sechs hatte es durch kaufmännische Unternehmungen oder durch glücklichen Fund beim Goldsuchen viel weiter gebracht. Nicht nur 5000, sondern 10,000, 20,000 und 30,000 Thaler hatten sie in Gold bei sich oder in guten Wechseln der Bank of California. Auch waren Handelsleute vertreten, die schwere Posten Waaren, Berge von Mehl nach Hongkong überführten und dort verkauften, um sogleich andere Producte einzuhandeln, die sie mit gutem Nutzen wieder in San Francisco anzubringen wußten; die also das ganze Jahr auf Reisen waren und Geld wie Heu verdienten. Bankiers waren darunter, welche bei dem unablässigen Hazardspiel, das auf diesen Touren von Aufgang der Sonne bis zum Niedergang mit einer Hast getrieben wird, als hinge die ewige Seligkeit davon ab, die Bank hielten, und außerdem ein Geschäft daraus machten, den Verlierenden ihre Uhren, Ringe, das letzte Hemd abzuschachern, und die glänzende Geschäfte machten. Aber nicht Einer, nicht ein Einziger von allen den Begüterten fand sich, der auch nur daran gedacht haben könnte, in der Cajüte sein Quartier aufzuschlagen, so unendlich groß der Unterschied von Cajüte und Zwischendeck — Hotel und Bagno — auch sein mochte. Wir sahen nicht selten Leute 200 und 300 Dollars in einem Morgen im Spiel verlieren, die sie doch besser für ein Cajütenbillet verwendet hätten.

Nur drei Bezopfte waren in Folge ihrer Stellung genöthigt, sich im Salon des Schiffes unwohnlich zu fühlen; hätten sie die Wahl gehabt, sie wären sicherlich gleichfalls im Schweinstalle zu finden gewesen. Sie waren nämlich ein chinesischer Prinz von hohem Geblüte und zwei Secretäre, welche von Frankreich zurückkehrten, wohin sie als Glieder derjenigen Gesandtschaft gereist waren, welche das Blutbad von Missionären in Tientsin übertünchen sollte. Nach einigen Tagen waren ihre Diener, welche natürlich das Zwischendeck vorzogen, eben so unsauber, wie das sie dort Umgebende, und von ihnen ging so Manches auf die hohen Persönlichkeiten über, daß bald nicht viel Unterschied mehr zu entdecken war. —

Morgens um sechs Uhr fängt der Bienenstock an zu summen und nach oben zu schwärmen. Dort, auf dem Hauptdeck, eilt der Chinese zum Wasserfaß, an dem ein Blechbecher hängt. Er nimmt das Maul — von Mund kann höchst selten bei ihnen die Rede sein — so voll als es geht, tritt hin zur Schiffswand, wo ein Raum dafür ist, spritzt langsam das Wasser über die Hände, reibt sie und das Gesicht damit einige Male über, trocknet ab mit dem Aermel des blauen Kittels, und die Toilette für den Tag ist fertig bis auf Rasiren des Kopfes und Flechten des Zopfes, welches alle acht oder zehn Tage einmal geschieht und eine Sache für sich ist. Biete ihm einen Viertel Dollar, so wäscht er sich vielleicht noch einmal im Laufe des Tages, Ueberredung würde bei ihm aber nicht ziehen.

Jetzt läutet die Glocke zum Frühstück. Je zwölf der Zwischendecker bilden eine Meßcompagnie, welcher der Schiffskoch eine Blechmarke eingehändigt hat. Gegen diese empfängt der Vorzeiger eine große Blechschüssel voll Reis; darauf steht eine kleinere mit einem andern Gerichte, dem weniges in ganz kleine Stücke geschnittenes Fleisch beigemengt; darauf steht wieder ein kleines Kümpchen mit etwas Scharfem, als Gurken, gepickelten Bohnen, beißendem Fischbrei oder dergleichen, was in ganz winzigen Portionen als Sauce mit dem Reis verschlungen wird. Eine Kanne voll Thee begleitet die Delicatessen, und der Empfänger sucht den ersten besten passenden Platz, um seine elf Cameraden im Kreise zu sammeln. Von ihnen hat ein Jeder einen kleinen blauen Kumpen nebst den zwei winzigen Stöcken in Händen, welche so sehr geschickt als Gabel dienen. Die Schüsseln werden aufs Deck gestellt, unbekümmert, wie es da gerade aussieht, die Beine werden untergeschlagen und ohne Tisch, ohne Stuhl, ohne Messer oder Gabel, ohne Tischtuch, ohne Löffel, ohne Teller oder Glas geht man an die Arbeit. Aus der großen Schüssel mit Reis schiebt sich Jeder seinen Kumpen voll, in die anderen Schüsseln greift ein Jeder nach Belieben, mit Thee wird das Ungenießbarste hinabgespült. Viel essen die Chinesen übrigens niemals, ihr Magen wird von Jugend auf an Enthaltsamkeit gewöhnt, und es ist kein Irländer mit dem Quantum von drei Chinesen so leicht zufrieden zu stellen. Verschlemmen und Verprassen ist ihr Fehler nicht. Es giebt einen Platz auf dem Schiffe, wo Kümpe und Eßstöcke gewaschen werden können, man sieht aber nur sehr selten Jemanden davon Gebrauch machen. Die leeren Schüsseln wandern zur Küche zurück, bei deren richtiger Ablieferung die erwähnte Marke bis zum nächsten Male verabfolgt wird.

Die minutiöseste Oekonomie in Allem ist erste Ordensregel. Während andere Leute, sogar Japanesen und Neger, 100 Dollars für Passage zu bezahlen haben, erlegt ein Chinese nur 45, und das ist für die weite Reise lächerlich billig; aber die Dampfercompagnie ist dazu genöthigt gewesen, weil die unverbesserlichen Schmierfinken lieber drei Monate länger in einem Segelschiffe faulen würden, als um einiger Dollars willen die Reise abgekürzt zu sehen. Für solchen Preis kann es natürlich weder Fasanen noch Trüffeln geben, und es kam auch fast keine Klage über die Kost vor. Wie immer dieselbe auch sein mochte, sie war stets reichlich da, und stets noch lecker im Vergleich zu der, mit welcher die Leute aufgezogen waren.

Wir wollen außer dem Reis noch einige Gerichte anführen, welche vorkamen. Jeden Sonntag pro Mann ein gekochtes Entenei, die in Salzwasser gelegt sind und deren Aussehen schrecklich ist. Je älter, um so beliebter. Rüben von der Länge einer Hand, ganz gesalzen, wie sie aus der Erde kommen, zerschnitten und zu Gemüse gekocht. Vietsbohnenschoten grün getrocknet, zerbrochen und als Gemüse mit Salzfleisch. Getrocknete Fische gekocht mit getrockneten Kohlblättern. Nudeln aus Reismehl fabricirt mit getrockneten kleinen Krebsen, die in China in fabelhaften Quantitäten gedörrt werden. Trockene Bohnen als Gemüse mit gepickelten Bohnen als Sauce. Um Kartoffeln giebt ein Chinese nicht den Deut, Brot ißt er nie, so lange er Reis hat. Keine Brotbäckerei für Chinesen in ganz China!

Die chinesische Regierung hat sich mit der Pacific Mail Company über einen Speisezettel für jeden Tag der Woche geeinigt, und dieser hing in chinesischer Sprache am Eingange in das untere Deck. Natürlich ward derselbe eingehalten. Der Theil des Zwischendecks, wo Chinesen sind, ist von anderen Passagieren desselben Ranges abgeschieden, so daß die Söhne des himmlischen Reiches ihren Himmel für sich haben, der aber allerdings besser Unterwelt heißt. —

Es ist eben das Unerklärliche, das Abstoßende an diesen Geschöpfen, daß sie unverbesserlich sind. In San Fran-

cisco giebt es wohlhabende Leute, die besondere Vorliebe für die Chinesen als Dienstboten haben und oft Jahre lang dieselben Diener um sich sehen. In manchen Läden und Restaurationen hält man sie, und die Burschen müssen nothgedrungen sauber, weiß gewaschen, nett aussehen und sie begreifen das schnell. Es giebt Familien genug, in denen man es für halbe Pflicht hält, die Heiden Besseres zu lehren, und Viele würden um keinen Preis sich von chinesischer Dienerschaft entwöhnen wollen. Und sieht man einen solchen propern Aufwärter um sich, wie er ohne alle Ostentation das einmal Gezeigte auch mit ängstlicher Genauigkeit und Präcision besorgt, da hält man die so ehrlich aussehenden Burschen, welche Alle den Schelm tief im Busen tragen, für Muster von Dienern. Den Zopf sorgfältig geflochten und geölt, um den werthvollen Haarbüschel her den Kopf spiegelglatt rasirt, die chinesischen Schuhe mit zolldicken Papiersohlen und bunter Stickerei, die blaue Blouse mit den weiten Aermeln, schneeweiße Beinkleider, die zugleich Strümpfe sind, auf dem Kopfe ein winziges Mützchen von der Größe eines Schwalbennestes: so stehen sie da, und oft läßt sich sogar Staat mit ihnen machen. Da lernen sie bald Gabel und Messer, Teller und Serviette handhaben nebst hundert anderen Sachen, da thun sie bald wie Weiße thun.

Unter unseren 600 waren wenigstens 100 oder 200, die Jahre lang in amerikanischen Häusern gelebt, also Gelegenheit wie Zeit genug gehabt hatten, doch Neues zu sehen, Vergleiche anzustellen und zu überlegen. Das Resultat ohne jegliche Ausnahme war, daß sie Alles irgend an Amerika Erinnernde erst vor der Abreise verschachert hatten; daß sie einige Tage vor unserer Ankunft in China, sobald nur die Insel Formosa in Sicht war, hastig den letzten Rest über Bord warfen; daß sie wo möglich noch unsauberer waren als diejenigen, welche nur unter Ihresgleichen die Tage verbracht hatten; daß kein Einziger der Sechshundert Gabel oder Löffel kennen wollte, und die jämmerlichen Hölzer den Reis einschaufelten. —

Kaum war das Frühmahl beendet, da wurden Matten von der Größe eines Whisttisches hastig über das ganze Deck ausgebreitet und das Hazardspiel begann. Vier, auch sechs schlossen einen Kreis; ihr Hauptspiel ist eine verbesserte Art Domino mit Würfeln daneben. Weiße und schwarze Porzellanknöpfe vertraten das Geld, auch kamen russische, englische, deutsche, japanesische und französische Kupfermünzen in der Form von Heckpfennigen zum Vorschein, und die so sehr den Aberglauben begünstigenden Langzöpfe glaubten Seele und Seligkeit gefährdet, wenn solch ein wunderthuendes Stück verloren ging. Ihre Grimassen dann waren schlimmer als ein Gorilla sie vorführen kann. Alle und Alle spielten, und wen das Glück verließ, gegen den hörte die Rücksicht auch sofort auf. Wer noch das Geringste zu versetzen hatte, wagte stets von Neuem, mit Fortuna zu ringen; wer das Letzte verlor, machte gleich wieder Contract, für eine Reihe von Jahren als Kuli zu dienen.

Kurz vor dem Mittagsmahle ward berechnet und mußte in Silber und Gold Zahlung geleistet werden. Mit Hast ward gegessen, sogleich hernach aber lagen die Matten wieder am Boden, und die Wuth kühlte nicht eher ab, bis die Dunkelheit der Nacht die Zahlen der Dominos unkenntlich machte.

Wohl läßt sich an den Chinesen die Mäßigkeit rühmen, welche auch im Trinken vorherrscht. Nie sah man den miserabeln Schnappsbuddel aus den Taschen lugen, nie bei Jemandem die Sinne verwirrt. Aber Spiel und Spiel und wieder Spiel verdummt den Leuten fast eben so sehr den Verstand, und die Leidenschaftlichkeit erreichte oft den höchsten Grad. Sonntag kennt man in China bekanntlich nicht, und wenn man also sieben Tage unablässig die Becher schütteln, die Dominos werfen sieht, da versteht man bald den Fluch des Spieles.

Aber thun denn in China die Frauen nicht ein Einsehen, können denn sie nicht etwa eine warnende Hand erheben? Schwerlich! Tritt einmal da unten im Zwischendeck nach der Ecke hin, wo das Damenviertel ist. Da sitzen die Schönen im Kreise, um volle fünf Wochen von San Francisco bis Hongkong ihren Winkel nicht zu verlassen. Sie treten nicht ans Deck, um die balsamische, lebenspendende Luft der milden Zone zu genießen; sie fragen nichts nach dem herrlichen Schauspiele, das jeden Morgen sich wiederholt, wenn die Sonne wundervoll strahlend wie aus dem Meeresspiegel hervortaucht; für sie funkeln die Sterne so köstlich dort oben jeden Abend nicht; für sie schimmert und flimmert es rings um das Schiff her in magischer Pracht des unaussprechlich schönen Seeleuchtens nicht! Was in der Welt thun denn die Beklagenswerthen? Sie spielen! —

Eines Sonntags versuchten wir zu erforschen, welchen Einfluß das langjährige Verweilen unter Christen, sowie die Bemühungen von Predigern und Missionären auf diese Leute wohl gehabt. Wir verfuhren möglichst gründlich, hatten den Dolmetscher sogar zur Seite, wo es nöthig war, und ließen uns die Sache angelegen sein. Das Resultat war überraschend. Als Christ bekannte sich kein einziger; einer behauptete eine Bibel zu haben, weigerte sich aber dieselbe zu zeigen. Jedenfalls hatte er sie in der westlichen Hemisphäre zurückgelassen, um nicht in der östlichen damit betroffen zu werden.

„Bist Du in Amerika wohl zur Kirche gewesen?"

„O ja, mein Boß hielt sehr darauf, mußte jeden Sonntag zur Kirche gehen und durfte Sonntags niemals arbeiten."

„Spielst Du bisweilen auch Hazard?"

„Nie des Sonntags; nur in der Woche!" —

Es gab einige Kranke an Bord, und sie wurden der bessern Luft wegen auf Deck gebettet. Kein Chinese nahm Notiz von ihnen, nur mit Widerwillen ward ihnen Hülfe geleistet, wenn es gar nicht zu umgehen war. Aber rings um sie her waren die Matten ausgebreitet und ging das Spiel seinen Gang. Drei total Blinde schlichen hülflos umher, aber Freunde fanden sie nicht; wer hätte auch bei solcher Aufregung des Spieles Zeit gehabt, sich viel nach ihnen umzusehen?

Für Augenblicke aber, wo ein Chinese stirbt, bricht der Aberglauben der Verblendeten recht deutlich hervor. Im Nu stürzen Alle von ihm so weit als möglich fort, weil sie glauben, der Böse gehe da einher und hole sich die Seele. Niemand würde der Leiche nahe kommen oder auch nur vorbeigehen. Weiße Leute vom Schiffspersonale errichten ein Zelt auf dem Verdecke, um die Procedur zu verdecken, entkleiden den Verblichenen, der Schiffsarzt öffnet eine Arterie, spritzt in alle Adern eine präservirende Substanz, bindet die Arterie wieder zu, bestreicht den Körper einige Male mit Schellack, läßt ihn in altes Segeltuch wickeln, dies wieder bestreichen und Alles in einen verpichten Sarg legen, der von Hongkong seinen Weg ins Innere nimmt. Eine Handvoll Reis, Taback, Pfeife und regelmäßig ein Spiel Karten werden stets mit eingelegt. Inzwischen müssen die chinesischen Passagiere nolentes volentes als Todtenopfer 25 Dollars unter sich sammeln, die Hälfte davon für die Mühe des Arztes, die Hälfte für Sarg und dergleichen. Die Furcht vor dem bösen Joß preßt den sonst so Hartnäckigen das Geld aus.

Bekanntlich glauben die Chinesen an einen guten und einen bösen Gott. Um erstern kümmern sie sich nicht; der ist so grundgütig, daß er ihnen nichts zu Leide thun kann. Gebetet wird zum Joß, dem Zürnenden, dessen schreckliche

Fratze in jedem Hause und Tempel zu sehen ist. Ihn fürchten sie über die Maßen; wo sie ihn ahnen, da stürzen sie erschreckt fort. Vor Kurzem schlug in der Bai von Hongkong ein Kahn mit sechs Chinesen um, während ein scharfer Wind das Wasser in Unruhe versetzt hatte. Dutzende von Dschonken waren in unmittelbarer Nähe und die Leute hätten leicht gerettet werden können, aber die Dschonken stoben in aller Eile davon und alle sechs versanken. Die Abergläubischen wähnten, Joß sei da im Wasser, um sich diejenigen zu holen, welche er haben wolle; wen er nicht haben wolle, der werde sich schon von selbst retten. Diesmal wollte Joß sie Alle! —

„Wie lange bist Du fort von China?“

„Vierzehn Jahre.“

„Verheirathet?“

„Ja, Herr.“

„Hast Du eine recht gute Frau?“

„Mittelmäßig; nicht sehr gut, nicht sehr schlecht.“

„Freust Du Dich, sie wiederzusehen?“

„Mittelmäßig; nicht eben viel, nicht eben wenig.“

„Aber warum kehrst Du denn wieder zurück?“

„Ach, mein Herr, um ihre reizenden kleinen Füße wiederzusehen, sonst nichts. Meine Frau hat die allerhübschesten, kleinsten Füßchen im ganzen chinesischen Reiche, nicht länger als mein kleiner Finger. Ich habe drei Mal alle mein Geld in Nevada verloren und es immer sauer wieder verdient. Ich war so fleißig, weil ich immer an die niedlichsten aller Füße dachte, und ich freue mich jetzt so sehr, daß ich sie nun bald wiedersehen werde.“

„Hat Deine Frau in den vierzehn Jahren geschrieben?“

„Drei Briefe, und jedesmal schrieb sie, daß ich viel Geld für sie bekommen könnte, jedoch verkaufe ich sie nicht, so lange als ich lebe. Um meine Frau gebe ich nichts, aber eher wollte ich meinen Kopf verlieren, als die kleinen Füße derselben hergeben. Ja, Herr, sie sind es, um die ich die weite Reise unternehme.“ —

Auf dem Decke des Schiffes, nahe dem Bug, steht eine Bude aus Segeltuch, etwa acht Fuß im Quadrat, die abscheuliche **Opiumhöhle**, das Schrecklichste der Schrecken. Damit keine Feuersgefahr durch Licht entstände, wenn die Herren Chinesen ins Geheim unter Deck rauchen sollten und während der ganzen Operation ein brennendes Licht einmal bei der Pfeife sein muß, so hat die Schiffscompagnie wohlweislich diese Bude dafür hergerichtet. Denn ein vollständiges Verbot würde die Raucher zu größerer Verzweiflung bringen, als wenn einem Haufen der unverbesserlichsten Trunkenbolde auf einmal jeder Tropfen von Branntwein versagt werden sollte. Das Uebel ist groß, aber so tief eingerissen, daß dasselbe nicht auf einmal vertilgt werden kann. Auch geben sich die **Engländer**, die Humanisten par excellence, so lange ihr **Handel** dabei nicht leidet, jede Mühe, um das Opiumgeschäft auszudehnen. Es bringt ihnen ja so viele, viele Pfund Sterling jährlich ein!

Die Bude hat eine enge Thür, hat inwendig auf jeder Seite noch ein etwa drei Fuß breites Brett vier Fuß vom Boden, damit die Gäste nicht nur auf dem Boden, sondern auch auf diesen Bänken sich strecken können. Die Thür wird möglichst viel zugehalten, um den unmenschlichen Dunst möglichst lange festzubannen, und in dieser Atmosphäre fühlen sich so viele Personen beglückt, als irgend sich hineindrängen lassen. Wir zählten, als wir uns zu einem Einblicke zwangen, sage 23 Geschöpfe darin, während ein Dutzend Gleichgesinnter draußen wild darüber war, das Paradies voll zu sehen. Die Klagen über Mangel an Bequemlichkeit tönten laut von allen Seiten. Der Anblick im Innern läßt sich nur denken, nicht beschreiben. Wer das Ebenbild Gottes auf der allertiefsten Stufe des Daseins sehen will, der schaue in die Opiumbude eines solchen Dampfschiffes. Man hat vom „schwarzen Loch“ in Calcutta als unübertroffen gesprochen, es ist aber die Frage, ob es hier nicht in Schatten gestellt wird.

Aus allen Erdtheilen.

Cope's paläontologische Entdeckungen in der Kreideformation von Kansas.

Unter den verschiedenen geologischen Expeditionen, welche im Sommer 1871 in den Vereinigten Staaten thätig waren, hat jene des Professor E. D. **Cope** aus Philadelphia die wichtigsten Resultate geliefert. Sein Arbeitsfeld lag im Smoky-Hill-Fork-Thale des Republican River, in Kansas, wo er, beschützt durch 75 Unionssoldaten unter Capitän Butler, siebzehn Tage lang Ausgrabungen unternehmen konnte. Wie den amerikanischen Paläontologen schon seit langem bekannt war, ist diese Region in Bezug auf fossile Ueberreste von Reptilien und Fischen eine der reichsten unserer Erde. Professor Cope's Anstrengungen waren daher auch mit Erfolg gekrönt, und er war so glücklich, Exemplare von gewaltiger Größe und viele ganz neue Arten zu entdecken. Von manchen Species, die man bisher nur aus einzelnen Knochen oder Schädelfragmenten kannte, wurden vollständige Individuen aufgefunden; so das fast vollständige Skelett eines großen Fisches mit ungemein starken Zähnen. Dieser Fisch hat den Namen Portheus molossus erhalten. Seine Ueberreste kommen so massenhaft am Smoky-Hill-Fork vor, daß man ihn unbedingt als ein Leitfossil der dortigen Kreideformation betrachten darf.

Eine andere wichtige Entdeckung war die eines Reptils, das als **Zwischenform zwischen Schlangen und Schildkröten** angesehen werden kann. Eine solche fehlte bisher. Die Rippen des Thieres sind lang und zugespitzt; aber statt wie bei den Schildkröten durch den Panzer vereinigt zu sein, blieben sie getrennt und waren höchstens durch Membranen mit einander verbunden. Im Ganzen war es nach Schildkrötenform gebaut und erreichte eine Länge von zwanzig Fuß. Cope nennt es Protostega gigas.

Schon 1870 hatte Professor **Marsh** während seiner Untersuchung der Kreideformation im Westen einen Pterodactylus (Flugeidechse) nachgewiesen. Cope hat jetzt an Smoky-Hill-Fork dieselbe oder eine andere Species aufgefunden. In Europa kommen die Pterodactylen in der Juraformation vor. Die gigantischsten Reptilienformen, welche Cope fand, gehören aber den Geschlechtern Liodon, Polycotylus und Elasmosaurus an. Von diesen wurde Liodon in ungeheuren Massen gefunden und in einzelnen Exemplaren von solcher Ausdehnung, daß Cope dieses Geschlecht für das größte aller Reptiliengenera erklärt. Elasmosaurus wurde in Individuen entdeckt, die einen sehr massiv entwickelten Körper zeigten, dabei aber einen sehr langen Hals hatten und daher einen eigenthümlichen Anblick dargeboten haben müssen.

Aus Argentinien.

Die Erzeugung werthvoller Handelsartikel nimmt in Argentinien einen großartigen Aufschwung und das Anwachsen der Production ist seit nun 20 Jahren ein fast regelmäßiges. Wenn in Folge von Conjuncturen auf dem Weltmarkt in irgend einem Zweige zeitweilig eine Verminderung stattfindet, so tritt ein anderer zur Ausgleichung in die Lücke. Als vor einiger Zeit die Preise der Wolle sanken, schlachtete man in den Graserias Hunderttausende von Schafen, um sie zu Talg zu versieden. In diesem Artikel hoffen die Argentiner allmälig Rußland zu überflügeln. Während sie (das Exportjahr reicht vom 1. November bis 31. October) 1852 bis 1853 erst 17,768 Pipen Talg im Werthe von 321,824 Pf. St. exportirten, steigerte sich die Ausfuhr:

1867/1868 auf	82,043	Pipen	1,576,774	Pf. St.
1868/1869 „	116,809	„	2,131,784	„
1869/1870 „	108,384	„	2,005,104	„

Der Export von Pferdefett ist sich ziemlich gleich geblieben; er betrug 1852/1853 nur 1843 Pipen, Werth 22,116 Pf. St., und 1867/1868 auch nur 1824 Pipen, im Werthe von 21,888 Pf. St. Nur das Jahr 1856 macht eine Ausnahme mit 6914 Pipen zu 117,508 Pf. St.

Von Roßhaar wurden 1869/1870 ausgeführt 3496 Ballen, Werth 174,800 Pf. St.

Am stärksten hat die Ausfuhr von Schafwolle zugenommen; sie ist von einer Viertelmillion im Jahre 1852 auf zwei und eine Viertelmillion Pfund Sterling im Jahre 1870 gestiegen.

Fast sieben Achtel der Schafherden am La Plata gehören Engländern, und ihnen ist vorzugsweise dieser Aufschwung zu verdanken. Der Export betrug:

1852/1853	20,514	Ballen	246,186	Pf. St.
1860/1861	60,734	„	1,093,212	„
1864/1865	130,860	„	2,224,790	„
1865/1866	150,454	„	2,557,718	„
1866/1867	155,078	„	2,481,248	„
1867/1868	178,988	„	2,684,820	„
1868/1869	173,232	„	2,425,248	„
1869/1870	160,369	„	2,245,166	„

Auch der Export von Schafhäuten hat sich mächtig gesteigert. Derselbe betrug:

1852/1853	1,309	Ballen	13,980	Pf. St.
1859/1860	10,715	„	150,000	„
1863/1864	16,733	„	234,262	„
1867/1868	37,756	„	453,072	„
1869/1870	67,294	„	807,528	„

Aus den nachstehenden Ziffern ergiebt sich, daß die Gesammtausfuhr binnen 18 Jahren von noch nicht $1\frac{1}{2}$ Millionen auf nahezu 8 Millionen Pfund Sterling gestiegen ist:

1852/1853	97,453	Tonnen	1,398,155	Pf. St.
1856/1857	138,571	„	4,060,643	„
1860/1861	159,210	„	3,503,557	„
1864/1865	248,136	„	4,923,687	„
1866/1867	307,832	„	6,113,410	„
1868/1869	358,854	„	7,793,663	„
1869/1870	397,722	„	7,858,908	„

Aus Ostindien.

Die Begum (Königin) von Bhopal ist als Schriftstellerin aufgetreten. Sie hat in einer ostindischen Zeitung einen Aufsatz über weibliche Erziehung veröffentlicht, der nicht bloß gut geschrieben ist, sondern auch Zeugniß von einer vortrefflichen Gesinnung ablegt. Uebrigens verbringt diese Fürstin ihre Zeit auf ganz vernünftige Weise. Von Morgens früh bis halb 12 Uhr studirt sie Persisch und Englisch, dann nimmt sie ihr Mittagsmahl ein, schläft darauf zwei Stunden lang und widmet sich den Nachmittag über Regierungsgeschäften. Den Abend pflegt sie mit Nähen und Sticken hinzubringen und hierin wird ihr eine besondere Geschicklichkeit nachgerühmt.

— Die Tirupatty-Berge in der Präsidentschaft Madras sind am 25. November 1871 zum ersten Male von den Engländern Sewell und Cox in Begleitung von 40 Constablern von der Tschendragherri-Seite zum nicht geringen Schrecken der Hindus erstiegen worden. Es ist dies gleichsam eine officielle Handlung der Regierung gewesen, die den Hindus zeigen wollte, daß sie auch dort etwas zu sagen habe, denn diese verweigerten jedem Fremdling den Zutritt zu ihren heiligen Bergen. Das Volk wollte sich anfangs widersetzen; als es aber die 40 Polizisten und die entschiedene Haltung der Briten sah, fügte es sich in das Unvermeidliche. Sewell und Cox waren nicht wenig erstaunt, oben eine weite Hochebene mit zahlreichen Gebäuden zu treffen, die von den Radschas von Maisur und Vencatagherri errichtet waren. Nähere Berichte fehlen noch. („Trichinopoly Guardian".) Ueber diese Tirupatty-Berge und ihre Heiligthümer finden wir einen Bericht in dem soeben erschienenen Werke L. Bowring's: „Eastern Experiences" (London, H. S. King u. Comp. 1871). Sie liegen im Districte Hasan, der so viele Heiligthümer und Tempelbauten birgt. Man steigt eine lange Reihe von Stufen zu ihnen hinauf, auf deren jeder der fromme Pilgrim eine Kokosnuß aufschlagen muß. Der Berg ist Wischnu unter dem Namen Vencata gewidmet.

— Die Cinchonpflanzungen im Sikkim-Himalaya werden wahrscheinlich aufgelassen werden, da sie gegenüber jenen in den Nilgherris in Südindien nur schlechte Resultate gaben. Ein vierjähriges Chinabaumstämmchen in den Nilgherris von der Art Cinchona succirubra übertrifft im Durchschnitt ein Exemplar derselben Art in Sikkim um 3 Fuß 10 Zoll an Höhe und um 7 Zoll in Bezug auf Stammumfang. Das ergiebt in den Nilgherris einen dreimal größern Ertrag an heilkräftiger Chinarinde als in Sikkim.

— Die Gonds in Centralindien. Die „Delhi Gazette" bringt Angaben über die Anzahl der Aboriginerbevölkerung Centralindiens, welche sie rund noch auf eine Million Seelen anschlägt. Davon sind bei weitem die meisten, 826,000, Gonds; der Rest vertheilt sich auf die Stämme der Kols, Korkus, Bygas und Bhils. Der Bischof von Calcutta hat jetzt eine Missionsstation bei Ellitschpor im Lande der Gonds errichtet, welcher ein zum Christenthum übergetretener Pandit aus Benares vorsteht.

— Der Missionär Vernier in Patna ist von der Gesellschaft für Verbreitung des Glaubens aus dem Dienste entlassen worden, weil er seit langer Zeit Versuche darüber anstellte, wie man am besten aus der Dschamunfrucht und anderen indischen Obstarten Wein oder Branntwein gewinnen könne. Schreckliches Verbrechen!

— Die Ueberlandpost nach Indien nimmt jetzt ihren Weg durch den Mont-Cenis-Tunnel. Der indische Generalpostmeister Monteath langte Ende Januar zum ersten Male auf der neuen Route in Bombay an. Von London bis Bombay gebrauchte er 21 Tage, doch wird sich die Fahrt wohl auf 18 Tage abkürzen lassen. Die Reise geht über Dover, Calais, durch den Mont-Cenis, Brindisi, Alexandrien, Suez, Aden nach Bombay. Die 825 englischen Meilen zur See von Brindisi bis Alexandrien werden in drei Tagen zurückgelegt; die 2972 englischen Meilen zur See von Suez bis Bombay in vierzehn Tagen. Würden die Dampfer der Peninsular and Oriental Company jedoch so schnell fahren wie jene zwischen Brindisi und Alexandrien, so müßten sie in elf Tagen von Suez bis Bombay gelangen. Man hofft es, wie gesagt, dahin zu bringen und dadurch die ganze Fahrt von 21 auf 18 oder 17 Tage abzukürzen.

— Kohlen im Territorium des Nizam. Schon seit einiger Zeit verlautete, daß im Territorium des Nizam im Districte Radschur Manuk Ghud bedeutende Steinkohlenlager aufgefunden worden seien. Sie liegen etwa zwölf englische Meilen von Tschanda entfernt an den Ufern des Flusses Wurdah und haben sich, da sie ziemlich bedeutend sind, als abbauwürdig erwiesen. Die Kohle liegt nur 30 Meter unter der Oberfläche

und besteht aus mehreren Lagern, die von 4 bis 15 Meter Mächtigkeit haben. Was die Güte betrifft, so wird sie jener der besten indischen Dampferkohle gleichgestellt.

Aus Australien.

Queensland zählte am 1. September 1870 schon 120,063 Einwohner. Es fehlt dort noch an Frauen, denn auf 100 Männer kamen erst 63 Frauen.

Neuseeland zählte im Februar 1871 auf beiden Inseln 256,000 weiße Einwohner, die im Besitze von 81,000 Pferden, 436,500 Stück Rindvieh, 9,700,000 Schafen und 157,400 Schweinen waren. Die Production an Butter beträgt jetzt jährlich 5 Millionen, an Käse $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfund.

Victoria hatte am 30. September 1871 742,929 Einwohner und zwar 407,133 männliche und 335,796 weibliche.

Forrest's Forschungsreise in Westaustralien. Diese Colonie hat Alexander Forrest viel zu verdanken. Er hat im verflossenen Jahre wieder die Hampton-Ebenen und Eucla, östlich von York, untersucht. Am 11. August war er von York aufgebrochen, am 20. October erreichte er die Hampton-Ebenen unter 32° südl. Br. im östlichen District, bis wohin im September 1864 bereits Hunt vorgedrungen war. Er machte nun nach den verschiedensten Richtungen Ausflüge, war aber stets genöthigt, aus Mangel an Wasser wieder umzukehren. Mit Ausnahme eines kleinen Fleckes von 20,000 engl. Acker Größe wird das neue Land als werthlos geschildert. Die Reise führte fast überall durch ein aus niedrigem Buschwerk und Dornen bestehendes Dickicht. Bisher hat das Innere Westaustraliens sich sehr trostlos gezeigt und Forrest's neue Expedition bestätigt dieses wieder. Am 18. November war der Reisende nach einer Abwesenheit von 100 Tagen nach York zurückgekehrt. Dieses Städtchen liegt östlich von der Hauptstadt Perth am Swanriver.

* * *

— Die österreichisch-ungarische Handelsmarine zählte am Schlusse des Jahres 1871 im Ganzen 7889 Fahrzeuge mit einem Gesammtgehalte von 391,061 Tonnen und 27,873 Köpfen Bemannung. Es befanden sich darunter 581 Segelschiffe langer Fahrt mit 280,069 Tonnen (gegen 574 mit 266,562 im Jahre 1870), 72 Dampfer langer Fahrt mit 47,516 Tonnen (gegen 74 mit 48,978 Tonnen im Vorjahre), 20 Küstendampfer (im Ganzen 92 Dampfer mit 48,563 Tonnen). Im Jahre 1871 erfuhr die österreichisch-ungarische Handelsmarine an Schiffen langer Fahrt und großen Küstenfahrern folgenden Zuwachs: durch Neubau im Inlande 49 Segelschiffe mit 25,846 Tonnen und 1 Dampfer von 893 Tonnen, durch Neubau im Auslande 3 Segelschiffe mit 2429 Tonnen, durch Ankauf im Auslande 1 Segelschiff von 87 Tonnen und 1 Dampfer von 1203 Tonnen, zusammen 55 Schiffe von 30,458 Tonnen. Dagegen verminderte sie sich durch Unglücksfälle und Verkauf um 46 Schiffe mit 14,133 Tonnen.

— In Chile macht der papistische Clerus den vernünftigen Menschen große Noth. „Auch bei uns ist der Ultramontanismus, der das Land nicht zur Ruhe kommen läßt, und insbesondere dadurch Unheil anstiftet, daß er die Frauen fanatisirt, eine gefährliche Giftpflanze, die, koste es was es wolle, ausgerauft und entfernt werden muß." So äußert sich ein in Santiago erscheinendes Blatt. Im December war dort im Congresse eine heftige Debatte über die Begräbnißstätten. Die Clericalen wollten, daß alle Ketzer, als ohnehin von vornherein verdammt, den geweiheten Boden nicht verunreinigen sollten; sie unterlagen aber nach hartem Kampfe, und die vernünftigen Mitglieder behielten auch in einer andern Frage den Sieg. Die Geistlichkeit hat das Schulwesen überall in Südamerika schmachvoll vernachlässigt, und auch in Chile will sie von Volksschulen nichts wissen. Ihre Anhänger im Congresse wollten nichts für dieselben bewilligen, aber sie unterlagen, und es wurde mehr als eine Million Dollars für öffentliche Schulen und höhere Lehranstalten bewilligt.

— Im Repräsentantenhause des Congresses zu Washington, in welchem kein Bekenner der mosaischen Religion Mitglied ist, fungirt dermalen ein jüdischer Rabbi als Caplan. Dieser Dr. de Sola, „Prediger der jüdischen Congregation" aus Montreal in Canada, ist aus England gebürtig. Er hatte, nach jüdischem Brauche, sein Haupt bedeckt, als er das Gebet bei Eröffnung des Congresses sprach.

— Zu Mandalai, der Hauptstadt Birmas, ist eine englische Kirche erbaut worden! Die Kosten für dieselbe betrugen 30,000 Rupien. Es ist dies um so bemerkenswerther, als der gegenwärtige König von Birma bekanntlich seine bisherige Hauptstadt Amarapura, die am Irawadi lag, verließ, um durchaus nicht mit den Engländern in Berührung zu kommen. Er gründete abseits in der Ebene Mandalai, aber die Engländer mußten ihm auch dorthin nachzufolgen.

— In Yokohama hat sich unter der japanischen Bevölkerung ein Antithierquälerverein gebildet, und in der Hauptstadt Yeddo sind alle Polizeistationen durch Telegraphendrähte mit einander in Verbindung gebracht worden. — Nach Californien sind mehrere Japaner gekommen, um sich dort mit der Schafzucht genau bekannt zu machen.

— Die große chinesische Provinz Schansi ist, wie Herr v. Richthofen in Petermann's Mittheilungen nachgewiesen, reicher an Steinkohlen als selbst Pennsylvanien, und diese sind mit leichter Mühe zu bearbeiten. Einzelne Gruben liefern schon jetzt eine jährliche Ausbeute von 200,000 Tonnen. Auch an Eisenerz hat jene Provinz großen Reichthum.

— Die weißen Ansiedler auf den Fidschi-Inseln haben im Januar Versammlungen gehalten, um über Einrichtung einer Republik zu berathschlagen. Ihre Bemühungen, die Eilandgruppe von Seiten Englands oder der Vereinigten Staaten annectirt zu sehen, hatten keinen Erfolg gehabt und sie wollen nun einen selbständigen Staat gründen.

— Russische Kaufleute haben schon seit einer Reihe von Jahren einen directen Verkehr aus Europa nach China, namentlich nach Kalgan und Tientsin, in der Weise unterhalten, daß sie die Waaren von der nischni-nowgoroder Messe persönlich dorthin brachten. Jetzt lesen wir, daß auf diesem großen Jahrmarkte zum ersten Mal auch fünf chinesische Handelsleute erschienen sind; sie kauften für einige 100,000 Rubel ein, vorzugsweise Wollenwaaren.

— Die erste Sendung indischen Thees kam 1862 nach England. Damals erzeugte Indien nur erst etwa 2,000,000 Pfund; seitdem hat der Anbau sich so sehr gesteigert, daß in den Häfen Bengalens 1870 schon etwa 11,000,000 Pfund in den auswärtigen Verkehr gelangten.

— Die englische Regierung in Indien hat Vorkehrungen getroffen, um den Anbau des Mohnes zur Opiumbereitung beträchtlich auszudehnen. Sie verkauft jetzt für etwa 55,000,000 Thaler Opium allein nach China; das edle Geschäft soll aber noch schwunghafter betrieben werden. Die Moral erfordert das wohl?

— Lord Sidney hat aus Lappland eine Anzahl Renthiere geholt und dieselben in den Gebirgen von Schottland und Nordengland freigelassen. Er hofft, daß dieselben sich dort eingewöhnen und gedeihen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger. Nr. 2.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Land und Volk von Appenzell *).

Von Th. Zorn.

I.

Wer von Norden her über den Bodensee der Schweiz zueilt, dem bieten den ersten Bergesgruß die Appenzeller Alpen. Sie bilden südlich vom Bodensee ein Hochland, das durch seine Bodenbeschaffenheit, durch Charakter, Tracht, Sitten und Beschäftigung seiner Bewohner zu den interessantesten Theilen der Eidgenossenschaft zählt.

Den Grundstock und südöstlichen Theil dieses Hochlandes macht die Kalkalpengruppe des Sentis. Sie hat ihre höchste Erhebung im schneebedeckten, 7700 Fuß aufragenden „hohen Sentis", der mit seinem östlichen Nebenberge, dem nur wenig niedrigern „Altmann", den Südrand des Hochlandes ausmacht. Beide Berge fallen steil ab zum Thal der obern Thur, welche mit der Grafschaft Toggenburg die Scheidelinie zwischen dem Sentis und der Kette der „sieben Kurfürsten" bildet. Fast eben so schroff führt der Ostrand des Hochlandes zum breiten Rheinthale hinab, das die Sentiser- von den Vorarlberger Alpen scheidet.

Die hervorragenden Gipfel dieser östlichen Gebirgswand: der „hohe Kasten", Kamor, Fähnern und Stoß, nehmen mit ihrer Entfernung vom Altmann nach Norden auch allmälig an Höhe bis zu 3000 Fuß ab. Durch die steilen Pässe dieser östlichen Bergmauer stiegen im Mittelalter die tapferen Bewohner dieses Hochlandes mehr denn einmal zum Rheine hinab und unterwarfen das fruchtbare, obst- und weinreiche Thal ihrer Herrschaft.

Vor Allem denkwürdig in der Geschichte des Cantons bleibt der Paß über den „Stoß", wo zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts vierhundert Bauern den Herzog Friedrich von Oesterreich blutig aufs Haupt schlugen, als er mit dreitausend Rittern es versuchte, auf diesem Wege ins Land zu dringen, um das kleine Gemeinwesen dem Hause Habsburg zu unterwerfen.

Nach Westen zur mittlern Thur und nach Norden zum Bodensee hin verflacht sich das Gebirge immer mehr zum tafelförmigen Hochlande, das keine zusammenhängenden Bergketten mehr aufweist, sondern nur noch hier und da in langgestreckten Bergrücken oder kuppeligen Domen von Nagelfluh und Sandstein anschwillt, und hierdurch eine Menge breiter, bequemer Thalmulden darstellt, die meist eine Erhebung von mehr denn 2000 Fuß haben.

Tief eingeschnittene, schmalere Flußthäler fehlen in dem sonst quellen- und brunnenreichen Lande fast gänzlich. Das bedeutendste Flüßchen des Cantons ist die forellenreiche Sitter. Sie entspringt in zahlreichen Quellbächen am Sentis und durchschneidet auf ihrem Laufe zur Thur das Ländchen von Süden nach Norden.

*) Wir geben diesem Aufsatz einige Ansichten aus der Schweiz bei, obwohl dieselben keinen speciellen Bezug auf Appenzell haben. Als Erinnerungsbilder werden sie manchem Leser nicht unwillkommen sein. Red.

Dies Hochland, mit Ausnahme der äußersten westlichen und nördlichen Ränder, umfaßt der kleine Canton Appenzell, der auf 6 Quadratmeilen etwa 57,000 Einwohner ernährt.

Sehr ungleich ist diese Menschenzahl zwischen dem obern Bergkessel des Sentis und dem anliegenden Plateau vertheilt. Während das weidereiche Quellgebiet der Sitter eine zerstreut wohnende Hirtenbevölkerung von noch nicht 12,000 Bewohnern zählt, leben in dem fabrik- und industriereichen, an Flächeninhalt nur wenig größern Plateau fast viermal so viel Menschen dicht bei einander. Der geographischen Zweitheilung des Cantons entspricht auch eine politische und religiöse. Als zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Reformation in diese Bergthäler drang, entbrannte auch hier der stets sich vollziehende Conflict zwischen den Anhängern des Alten und Neuen. Doch weiser und glücklicher als die meisten Völker Europas, die sich in langen, blutigen Religionskriegen zerfleischten, vollzogen die Appenzeller schon 1597 eine friedliche Trennung in Katholiken und Reformirte.

Die conservativen Bewohner des innern Gebirgskerns am Sentis, die inneren Rotten, wie sie nach alter militärischer Eintheilung genannt werden, bildeten das katholische Inner-Rhoden, welches zwei Nebenbäche der Sitter, der Röthibach im Osten und der Urnäsch im Westen, begrenzen.

Die fortschreitenden Bewohner der äußern niedrigern Landschaft, die äußeren Rotten, constituirten das reformirte Außer-Rhoden. Rauh und arm ist das ganze Ländchen. Seine hohe Lage über dem Meere und die strengen Nord- und Westwinde, welche vom Bodensee und den weiten Flächen der ebenen Schweiz herwehen, halten den Winter über fast acht Monate in diesen Hochthälern gefangen. Ein wenig Getreide und Obst in den niedrigeren Landestheilen,

Der Oeschiner See

in den Berner Centralalpen wird von Lauterbrunnen aus besucht. Derselbe liegt an der untern Oeschinen-Alp einsam und hochromantisch und ist von senkrechten Felsenwänden eingeschlossen, über welche sich viele kleine Katarakten in sein Bett hinabstürzen. Von ihm aus hat man einen Blick auf die Doldenhörner, die, vielfach zerrissen, fast senkrecht emporsteigen.

Kartoffeln und etwas Gemüse in den höheren ist Alles, was dem Boden durch Ackerbau sich abgewinnen läßt.

Aber in den Thalgründen und bis auf die Gipfel der Berge hinauf liegen grüne Matten und Almen, die mit saftigem Grase und würzigen Kräutern die nahrhafteste Weide für die zahlreichen Herden von Kühen gewähren, welche ein Hauptbesitzthum des Landes, namentlich Inner-Rhodens, ausmachen.

Man meint in ein Hirtenparadies zu blicken, wenn man an einem sonnigen Julitage vom Stoß oder Kaien, oder sonst einem Höhenpunkte aus ins Appenzell lugt. Ueberall, so weit das Auge reicht, deckt sammtner, sonnenbeschienener Rasen die Thäler und sanft gerundeten Berge, deren Gipfel nur hin und wieder mit einem Kranze dunkeln Tannenholzes gekrönt sind. Ueber diesen weiten, grünen Grund und die Berglehnen zerstreut liegen meist einzeln, oder zu wenigen Ortschaften geeinigt, die zahllosen Häuser der „Appenzeller Mannen". Mit ihren hellen, schindelbedeckten Dächern und Wänden und der Fülle engstehender Fenster beleben sie das Hochthal aufs Freundlichste. Auf den höheren Matten zeigt sich zuweilen eine Schaar munterer Kühe, geführt von dem kurzhalsigen Muni, dem Stiere der Herde.

Wer diese Thiere nur in den Städten gesehen hat, macht sich keine Vorstellung, welcher Munterkeit und Beweglichkeit sie in der Freiheit auf der grünen Alp fähig sind. Der Schall ihrer Trinkeln, wie hier zu Lande die Halsglocken genannt werden, klingt dabei anmuthig zum Ohre herüber. Den Hintergrund dieser Hirtenlandschaft bildet der zweigipfelige Sentis, der König des kleinen Ländchens, mit seinen tannenbestandenen Abhängen, schroffen Fluhen und Wänden, bläulich-dunkeln Schluchten, grünen Almen und dem Schnee- und Gletscherfelde, das, zwischen Sentis- und Geyerspitze

eingebettet, im Sonnenlichte schimmert. Ein mehr geeigneter Schauplatz der nun schon halbvergessenen Hirten-Idyllen Geßner's ist in der ganzen Schweiz nicht zu finden. Und es ist, als hätte ein anderer Dichter diese Landschaft vor den Augen der Seele gehabt, als er sang:

„Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Luft,
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.
Und sichtbar nicht, doch fühlbar von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist!"

So charakteristisch und in sich abgeschlossen das Land, so eigenartig ist auch der Menschenschlag, welcher es bewohnt und mit inniger Liebe umfaßt.

„Dieses schöne Land ist mein Heimathland,
Ist mein liebes, theures Schweizerland!"

ist der Refrain eines Liedes, das ich oft von den frohmüthigen und gesangslustigen Appenzellern leuchtenden Auges singen hörte.

So gut es dem Appenzeller in der Fremde auch gehe, er kehrt schließlich doch zum geliebten Vaterlande zurück. Mit tausend Banden der Erinnerung zieht ihn die Sehnsucht nach seinen schneebedeckten Bergen, die der Morgen rosig und der Abend glühroth färbt, und nach der grünen Alp, wo frische, freie Bergluft wie Odem Gottes in die Brust zieht, und wo das Jauchzen des Sennen und der Klang des Alphorns von Berg- zu Bergwand schallt.

Wird diese Sehnsucht nicht gestillt, so geht sie zuletzt in jene rührende Krankheit über, die den starken Mann wie ein schwaches Kind verzehrt und die man Heimweh nennt. Sehr

Der Pilatus.

Diese zerklüftete Gebirgsgruppe am Vierwaldstätter See bildet den Ausgang der nördlichen Nebenzone der Berner Alpen. Der Pilatus erinnert in seinem Bau auffallend an die Stockhornkette; seines zerrissenen Aussehens wegen wurde er früher auch wohl als Frackmont oder Frackmünt bezeichnet. In seiner untern Hälfte ist er von sanft anschwellenden Wiesen, Weiden und Wald umgeben; als obere Bergkrone steigen trotzige, jähe, kahle Felsenkolosse empor; von dieser Spitze bildet das Tomlishorn, 6565 Fuß über dem Meere, die höchste Felsenzacke, zu welcher ein sicherer Pfad hinaufführt. In dem Bergsattel steht das Kleinseehornhaus mit einer Capelle. An keinen andern Berg der Schweiz knüpfen sich so viele Sagen als an den Pilatus, auf welchem der Beschauer ein wundervolles Panorama vor sich hat.

bezeichnend für diese innige Vaterlandsliebe der Schweizer war das Verbot des Kuhreigens in den Schweizerregimentern, die in Frankreich bis zur großen Revolution, in Rom und Neapel noch länger bestanden.

„Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen,
Das ging nicht an."

So läßt das Volkslied den Schweizer im Solde Frankreichs klagen, als ihn die geliebten Heimathsklänge seines Fahneneides hatten vergessen lassen. Ist hohe Liebe zum Vaterlande auch allen Schweizern eigen, so tritt sie, sagt man, doch nirgends mit größerer Stärke, als beim Appenzeller auf.

Wohl führen den Bewohner Außer-Rhodens seine Handels- und industriellen Beziehungen vielfach nach anderen Ländern, doch wie die Biene zu ihrem Stock, kehrt er mit dem Erworbenen immer wieder in sein geliebtes Bergland zurück. Das draußen Gewonnene muß ihm daheim ein behagliches Anwesen gründen, oder das, welches er schon besaß, verschönern.

Daher die vielen stattlichen Häuser von fast städtischem Aussehen im Plateaulande, die inmitten ihres Garten- und Wiesenlandes sich wie lauter Herrensitze ausnehmen. Der Bewohner des innern Appenzells dagegen vermag es nur selten über sich, seine Berge zu verlassen. Viele dieser einfachen Hirten erreichen das Ende ihrer Tage, ohne jemals auch nur das nahe St. Gallen gesehen, oder so weit gekommen zu sein, um die Schneekuppe des Sentis aus den Augen verloren zu haben.

Wie den Magnetberg im Märchen umgiebt auch den

Sentis ein Anziehungskreis, aus dessen Bann des Inner-Rhodners Herz sich selten losreißt. Und nicht bloß für poetische Uebertreibung ist es zu halten, wenn erzählt wird, daß selbst die Appenzeller Kühe, die zuweilen wegen Futtermangels auf die St. Galler Wiesen hinabgetrieben werden, unruhig und wild werden, und die fremde Weide verlassen wollen, sobald die Klänge des Appenzeller Kuhreigens sie an die heimischen Alpen erinnern.

Von Gestalt ist der Appenzeller mittelgroß und untersetzt, von Geist geweckt und witzig, von Temperament lustig und frohgemuth. Meister im Schießen, Ringen und Singen, wird er auf den Schützen- und Schwingfesten gefürchtet und auf den Sängerfesten geachtet. Die Appenzeller Sängerchöre sind stets unter denen, welche Preise davontragen. Wie im sangreichen Zillerthale und in einigen steyrischen Thälern schaaren sich an schönen Sommerabenden Bursche und Mädchen zusammen und wandeln unter dem Gesange ihrer anmuthigen Volkslieder die Dorfstraße auf und ab. Sehr häufig hört man auch, wie die fleißigen Appenzeller Stickerinnen auf dem Söller des Hauses oder unter einem schattigen Baume im Hausgärtchen sitzend sich ihre zierliche und mühsame Arbeit durch Singen verkürzen. Zuweilen begleiten sie ihre Lieder mit der Guitarre, seltener mit der Cither. Von der Ziererei unserer Salonsängerinnen wissen die Appenzellerinnen nichts. Ohne lange Nöthigung erfreuen sie den Antheil zeigenden Fremdling durch den Vortrag ihrer hübschen Lieder und fühlen sich durch eine lobende Bemerkung reichlich belohnt und zu neuem Gesange

Interlaken-Unterseen.

Ganz richtig bemerkt Berlepsch, dessen „Reisehandbuch für die Schweiz" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) wir wiederholt als reichhaltig und praktisch brauchbar empfehlen, daß es eine eigentliche Ortschaft Interlaken nicht gebe; die Straßen mit den alten Holzhäusern gehören in die Gemeinden Aarmühle und Unterseen. Von den letzteren giebt unsere Illustration eine Ansicht. Die zwischen dem Brienzer- und Thuner-See liegende Fläche, das Bödeli, wird von der aus dem Brienzer-See kommenden Aare durchflossen.

ermuntert. Aus den Liedern allein, welche mir die beiden freundlichen Wirthstöchter im Adler zu Appenzell sangen, hätte ich eine kleine Volksliedersammlung zusammenstellen können. Das Nationallied als solches ist natürlich: „Von dem Sentis an, wo der Aar noch haust . . . ."

Ihrer schlagfertigen, derben, oft witzigen Antworten wegen sind die Appenzeller in der ganzen Schweiz sprüchwörtlich bekannt. Folgender Vorfall mag hierbei eine Erwähnung finden: Als der geachtete Bauer und Zimmermann Gebhard Zürcher Landammann von Außer-Rhoden war, besuchte ihn ein St. Galler Patricier, der sich in erheblicher Angelegenheit an die Regierung von Außer-Rhoden wenden mußte. Er findet den höchsten Beamten des Ländchens hinter dem Pfluge. Vom Landammann ins Wohnzimmer geleitet, trägt der Patricier, der vor dem Manne im Bauernkittel wenig Achtung empfindet, den Hut auf dem Kopfe, seine Sache mit hochmüthiger Sprache vor. Als er geendet und in herablassender Haltung das Urtheil Zürchers erwartet, fragt ihn dieser: „Mit wem wollt Ihr denn eigentlich reden? Mit dem Bauer Gebhard Zürcher oder mit dem Landammann von Außer-Rhoden?"

„Natürlich mit dem Landammann!" antwortete der Stolze.

„Nun dann nehmt den Filz vom Kopfe!" sprach Zürcher mit edlem Ernste, „vergesset nicht, vor wem Ihr steht, und tragt Eure Sache noch einmal vor, von der der Landammann noch nichts gehört hat, da Ihr sie nur Euresgleichen, dem Bauer Zürcher, erzählt habt." Der betroffene Patricier gehorchte mit Ehrerbietung und stammelte erröthend seine Entschuldigungen. — Fast könnte man sagen, der Rei-

gung des Volkes zu derben und schalkhaften Reden werde officiell Vorschub geleistet. So herrscht in Inner-Rhoden der seltsame Gebrauch des **Gerichtsscheltens**: die Erlaubniß für die verlierende Partei, einen ganzen Tag hindurch ungestraft Gericht und Richter nach Herzenslust zu verlästern und zu schimpfen.

E. Osenbrüggen, Verfasser der sehr ansprechenden culturhistorischen Bilder aus der Schweiz, erzählt einen Fall, wo der Verurtheilte überraschend schnellen Gebrauch von dieser Erlaubniß machte. Kaum war sein ungünstiges Urtheil verkündet, das er nach den persönlichen Versicherungen der Rathsherren, welche sie ihm Tags zuvor gemacht, nicht erwarten konnte, als er sich bedeutsam Decke, Boden, Wände und Bilder des Gerichtssaales betrachtete, und darüber befragt, zur Antwort gab: „Ja, seht! ich schaue, ob nicht etwa der Saal Schuld daran ist, daß ich meine Sache verloren habe, denn Ihr Richter könnt es doch wohl nicht sein!“

Die **Sprache** der Appenzeller, namentlich der Inner-Rhodner, klingt einem ans Hochdeutsche gewöhnten Ohre gerade nicht angenehm. Sie ist ein rauher, laut und schreiend gesprochener, an eigenthümlichen Wendungen und Verkürzungen reicher Dialekt, der selbst von anderen Schweizern nicht mühelos verstanden wird. Doch die Einfachheit und biedere Treue, welche sich darin ausdrückt, und das trauliche „Du“, mit dem der Appenzeller selbst seinen Landammann anredet, muthen freundlich an. Jetzt zwar, wo der Strom der Reisenden auch in diese abgelegenen Thäler fluthet, beginnt das vornehmere und steifere „Sie“, wenigstens dem Fremden gegenüber, das trauliche „Du“ zu verdrängen. Nicht ohne Komik war beispielsweise die Abwechselung, welche Samuel Doring, mein Führer auf die Ebenalp, im Gebrauche des Du, Ihr und Sie, oft in einem Satze, eintreten ließ. — Sieht man im Allgemeinen im Lande auch nur mittelgroße, gedrungene Gestalten, so findet man doch hier und da auf der Alp unter den Sennen auch einzelne Hünengestalten, gleich den Bewohnern des baierischen Hochlandes, des Hasli- und Schächenthales; und eine Versammlung von Appenzeller Mannen, wie man sie Sonntags in den Badeörtern Gais und Weißbad oder bei Processionen, Schwingfesten und auf der Landsgemeinde zu sehen bekommt, macht den Eindruck eines wehrhaften Volkes. Nicht wenig trägt zur Erhöhung dieses Eindruckes die kleidsame Nationaltracht bei, die freilich allgemein nur noch in Inner-Rhoden getragen wird. Sie besteht bei den Männern aus gelber lederner, oder dunkler wollener Hose, rother Weste mit großen blanken Knöpfen, und schwarzem runden Lederkäppchen. Die dunkele Jacke oder der blaue Kittel, das Futterhemd, werden im Sommer meist über dem Arme getragen, so daß die stets sauberen Hemdärmel und Hemdkragen sichtbar sind und einen hohen Begriff von der Reinlichkeit des Volkes erwecken. Die Fußbekleidung besteht, wie in der ganzen gebirgigen Schweiz, aus den starksohligen, nägelbeschlagenen Bergschuhen, beim Sennen aber aus gewaltigen Holzschuhen, welche es ihm ermöglichen, den sumpfigen Grund, der die meisten Sennhütten umgiebt, zu passiren. Noch möchte ich zur Nationaltracht die stets glimmende kurze Pfeife rechnen. Selbst die Buben rauchen schon, und sollten sie das kostbare Tabackskraut durch minder edle Surrogate, als welke Baumblätter oder trockene Alpenkräuter, ersetzen müssen. Daß Frauen rauchten, wie man dies im baierischen Hochlande, am Königssee z. B., häufig findet, habe ich in Appenzell nicht bemerkt.

Auch die Tracht der Frauen ist ganz charakteristisch, wenn auch nicht so anmuthig als das allgemein bekannte Costüm

Die Tamina-Schlucht bei Pfäfers.

Die **Tamina** entspringt aus dem Sardona-Gletscher im Calvenser Thal, nimmt viele Seitenbäche auf und bildet bei Pfäfers die berühmte, von 60 bis 100 Fuß breite Schlucht. Ganz richtig bemerkt Berlepsch, daß dieselbe zu den unheimlichsten und abenteuerlichsten Scenerien gehöre, welche die Alpen aufzuweisen haben. Kein Badegast versäumt es, dieselbe zu besuchen. Der Weg zu ihr führt in einer Halbdämmerung unter den überhängenden Felsen hinweg, über dem tosenden Flusse hin; er ist auf dem festgezimmerten Langsteg hin vollkommen sicher zu begehen. Die Tamina, ein rechtes Kataraktenwasser, mündet unterhalb Ragatz, 1548 Fuß über dem Meere, in den Rhein.

der Bernerinnen. Die Appenzellerinnen scheinen eine große Vorliebe für das Bunte zu haben. Der faltenreiche Rock, das seidene Halstuch und die große seidene Schürze sind meist von grellen Farben, und das Halbmieder mit dem keilförmigen Ausschnitt ist oft mit Silber= und Goldstickerei verziert. Den Hauptschmuck des weiblichen Anzuges aber bilden die silbernen Ketten, die dreifach, vier= und mehrfach um den Hals geschlungen und wie Guirlanden unter den Armen hindurch und über die Brust hinweg getragen werden. Sie sind oft von beträchtlichem Werthe und erben durch Generationen von Mutter auf Kind.

Die Papuas an der Dourga=Straße und am Utanata auf Neu=Guinea.

Wir lasen jüngst, daß von Rußland aus eine wissenschaftliche Expedition ausgerüstet worden sei, um Neu=Guinea zu erforschen. Diese große Insel, deren Flächenraum man auf etwa 12,000 Geviertmeilen annimmt, schließt im Osten den hinterindischen Archipelagus gleichsam ab und ist durch die Torresstraße von Nordaustralien getrennt. Die westliche Hälfte, bis 141° O., wird von den Niederländern in Anspruch genommen, doch hat über einige Strecken und Punkte im Norden und im Westen der Sultan von Tidore eine gewisse Souverainetät. Der ganze östliche Theil ist uns noch völlig unbekannt und nie von dem Fuße eines weißen Mannes betreten worden; auch über die Gestade sind wir erst dürftig unterrichtet und kennen sie zumeist nur in allgemeinen Umrissen. Man kann sagen, daß noch heute Neu=Guinea eine terra australis incognita sei. Ein Blick auf die Karte zeigt die eigenthümliche Gestaltung des Landes, das im Südosten bis zu 10° Süd reicht, während es sich im Nordwesten, an der Dampierstraße, fast bis an den Aequator erstreckt. Die Küsten sind zumeist hoch und oftmals gebirgig, nur an der Südwestseite sind sie flach. Das Arfakgebirge an der westlichen Nordküste steigt bis zu 9000 Fuß an; hinter der westlichen Südküste ragen Alpengebirge empor. Weiter wissen wir nichts, das ganze Innere ist noch zu erforschen und für die Wissenschaft zu erobern.

Auch über die Bewohner haben wir nur dürftige Angaben; nur über die Stämme an verschiedenen Theilen der Küste bis etwa 141° O. besitzen wir Nachrichten, die weder erschöpfend sind, noch allemal mit einander übereinstimmen. Man bezeichnet die Menschen auf Neu=Guinea als Papuas, was im Malayischen Leute mit krausem Haare bedeutet. Wir enthalten uns aller Speculationen über die Verbreitung dieser Menschengruppe, über welche noch viel zu wenig Beobachtungen vorliegen, als daß man generalisiren oder nach ein paar Schädeln zwei verschiedene Typen auf Neu=Guinea annehmen dürfte. Gewiß ist, daß sie als wilde Barbaren auf einer sehr niedrigen Stufe sich befinden, und daß bisher alle Versuche, ihnen etwas Civilisation beizubringen, kläglich scheiterten. Jeder Unbefangene konnte das schon im Voraus wissen.

Wir wollen unsere Leser heute mit einigen Papuastämmen an der Südwestküste bekannt machen und gedenken in einem folgenden Aufsatze auch auf jene in anderen Landestheilen einen Blick zu werfen.

Die Anwohner der Südwestküste stehen auf einer sehr niedrigen Stufe und sind viel roher und wilder als alle anderen. Ueber jene, welche an der Mündung des Utanatastromes wohnen, und dann auch über jene an der Prinzeß=Marianne=Straße, haben wir durch die Holländer mancherlei Nachrichten. Diese Straße hielt man früher für einen Strom und bezeichnete sie als Dourgafluß; sie scheidet das Festland von der Prinz=Frederick=Hendricks=Insel, 7° S., 138° 44′ O. Die Küsten sind erst 1828 und 1835 näher bekannt geworden.

Man fand nur umherschweifende Horden, die als Jagd= und Fischernomaden umherziehen und nicht einmal Dörfer kennen; sie hausen in niedrigen, armseligen Hütten und verweilen nicht dauernd an derselben Stelle. Ihre Nachen sind von rohester Art, der Bogen, Pfeile und Lanzen wissen sie sich geschickt zu bedienen. Lieutenant Modera von der niederländischen Kriegscorvette „Triton" hat sein Zusammentreffen mit ihnen geschildert. Sie haben tief dunkelbraune, ins Schwärzliche fallende Haut, sind mittelgroß und kräftig gebaut, haben aufgeworfene Lippen, platte Nasen, gehen fast nackt und tragen vor dem Unterleibe gewöhnlich einen Flaschenkürbis oder eine große Muschel, welche sie mit einem aus Bast verfertigten Lendenschurze befestigen; auf den Haarputz verwenden sie große Sorgfalt. Die Mannschaft des „Triton" hatte auf ihrer Fahrt in dieser Dourgastraße keinen Menschen am Lande bemerkt; da zeigte sich urplötzlich eine Anzahl von Eingeborenen, welche ihre Lanzen schwenkten und durch Schreien und Winken sich bemerklich machen wollten; es mochten ihrer nahe an dreißig sein. Modera setzte eine Schaluppe aus und die Schwarzen gingen in dem seichten Wasser derselben entgegen, immer die Arme bewegend und noch lauter schreiend als vorher. Ein Dolmetscher aus Ceram, welcher die Sprache einiger nördlichen Stämme kannte, verstand ihren Dialekt nicht und suchte sich durch Zeichen mit ihnen zu verständigen. Um anzudeuten, daß man in friedlicher Absicht komme, tauchte er seine rechte Hand ins Meer und besprengte sich damit den Scheitel. Dieser Brauch scheint bei den Papuas allgemein zu sein; jene an der Dourgastraße verstanden, was er bedeuten solle; zwei Männer thaten ein Gleiches, und nun sprang der Dolmetscher ins Wasser, um ihnen Spiegel und Stränge von Glasperlen vorzuhalten. Sie lachten laut auf, schrien, tanzten im Wasser herum und der Dolmetscher mußte mittanzen. Da Alles so friedlich war, kamen aus dem Walde nach und nach viele Andere zum Vorschein; ein Deutscher, Herr Hagenholz, sprang nun auch ins Wasser, tanzte mit und die Schwarzen wurden so dreist, daß sie der Schaluppe ganz nahe kamen. Es begann ein Tauschhandel; sie gaben ihre Zierrathen her, betasteten Alles, was sie erreichen konnten, stahlen aber nichts. Um ihren friedlichen Sinn anzudeuten, steckten sie Pfeile und Lanzen in den Uferschlamm und boten den Weißen ihre Frauen an; auf Baumwollenzeug legten sie besondern Werth.

Inzwischen machten sie sich auch daran, unbemerkt wie sie wähnten, die Schaluppe näher ans Ufer zu schieben. Da nun eben Ebbe eintrat und die Holländer ihren Vorrath an Tauschartikeln erschöpft hatten, wollte das Boot nach der Corvette zurückfahren. Ein Offizier, Herr Boers, hatte zuletzt noch einem Papua einen Strang Perlen um den Hals

gehängt, und dieser stolzirte damit vor den Schwarzen, welche jetzt wieder Waffen trugen. Als das Boot abstieß, schoß ein Papua einen Pfeil ab und verwundete den Offizier im Schenkel. Nun gab man vom Boot aus Feuer, die Schwarzen stoben aus einander und ließen vor Schreck ihre Waffen fallen; sie kannten die Wirkungen der Feuergewehre noch nicht. Auch Herr Hagenholz und zwei Matrosen waren von Pfeilen getroffen worden.

Als die Corvette einige Tage nachher Vermessungen vornahm, kamen jene Schwarzen wieder in Sicht. Sie sind von einer flinken Behendigkeit, über die ein Europäer billig erstaunen muß. Dem Strand entlang zieht ein breiter Gürtel von Mangrovewald, der auf meilenweiten Strecken undurchdringlich dicht ist und gar keine Oeffnung hat. Aus dem morastigen Boden erheben sich die Mangrovestämme; es wäre unmöglich, einen Weg zu finden, wenn man ihn sich nicht mit Aexten bahnte, und auch das ginge nur bei Ebbezeit an; während der Fluth steht dieser ganze Gürtel unter Wasser. Die Eingeborenen sind schon des Fischfanges wegen auf das Meer angewiesen und müssen tagtäglich diesen Schlammgürtel passiren, wenn sie von den auf trockenem Boden stehenden Hütten zu ihren Kähnen und umgekehrt gelangen wollen. Sie thun es in der Art, daß sie, um nicht im Moraste zu versinken, von einem Baume auf den andern klettern, und dazu werden sie von Kindheit an abgerichtet. Die Holländer waren nicht wenig überrascht und erstaunt, als sie sahen, daß es auf den Bäumen von Papuas wimmelte. Die Wilden winkten und schrien, mit der Behendigkeit von Affen kletterten sie auf den Aesten umher, und es gewährte einen sonderbaren Anblick, als sie, immer auf den luftigen Zweigen und vom einen zum andern sich schwingend, mit dem Gange der Schaluppe gleichen Schritt

Die Baummenschen an der Dourga-Straße.

zu halten suchten. (Der holländische Maler Van Oort, welcher zur Expedition des „Triton" gehörte, hat Zeichnungen dieser merkwürdigen Scenen entworfen; mit einer derselben ist Windsor Earl's Werk über die Native races of the Indian Archipelago; Papuans, London 1853 bei S. 20 illustrirt; unsere Illustration ist jene, die in Wood's Illustrated natural history of Man, part XXI, 224 steht.) Earl bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß an der Südwestküste das Känguruh, das am allerwenigsten zum Klettern geeignet erscheint, sich diesen von Wasser überflutheten Gegenden angepaßt hat und auf den Bäumen lebt" (S. 22). Er nimmt also eine „Adaption" an. Otto Finsch („Neu-Guinea und seine Bewohner, Bremen 1865", S. 18), erwähnt, daß Neu-Guinea drei Känguruharten besitzt, die aber eigene Geschlechter ausmachen, Dorcopsis und Dendrolagus.

Durch das feindliche Zusammentreffen mit der Schaluppe des „Triton" waren diese Dourga-Papuas scheu geworden, und als später das niederländische Schiff „Sireen" unter Lieutenant Langenberg-Kool die Straße der ganzen Länge nach durchsegelte, flohen die „Wald- und Baummenschen" an den Strand. Als jedoch ihrer mehrere Hunderte beisammen waren, nahmen sie zwar eine sehr drohende Haltung an, wagten aber doch nicht, dem Schiffe nahe zu kommen, und am andern Morgen waren sie Alle verschwunden.

Auf der ganzen Küstenstrecke von der Dourga- (Prinzeß-Mariannen-) Straße bis zum Utanataflusse, 4° 32′ S., 136° 10′ O. von Gr., haben die Seefahrer auch nicht ein einziges Dorf gesehen. Das Land an der Mündung ist flach, aber im Innern steigt ein Hochgebirge empor, das angeblich Schneegipfel hat. Die Anwohner des Stromes, welche schon Cook gesehen hat, sind schlanker gebaut als die an der Dourgastraße; so sagen die Einen; Andere (Finsch, S. 50) schildern sie als weniger muskelstark und von klei-

ner Statur. Dem letztern entspricht die Abbildung nicht, welche wir bei Earl zu S. 47 finden. Sie ist nach einem Porträt gezeichnet, welches der holländische Maler Van Naalten geliefert hat; die Figur ist sehr schlank und die Muskeln an Armen und Beinen treten stark entwickelt auf. Wir müssen unentschieden lassen, wer recht hat.

Auch die Utanata-Papuas verwenden große Sorgfalt auf den Haarputz; sie flechten das wollige Haar in sechs bis neun Streifen oder Stränge, die von der Stirn parallel mit einander nach dem Nacken zulaufen; die Zähne werden spitz gefeilt, in den durchbohrten Nasenflügeln trägt man Federn oder Stückchen Holz. Mit glühender Kohle brennt man sich lange Striemen auf Oberarm, Brust und Beinen ein und dieselben treten manchmal einen Zoll hoch hervor. Als Schmuck hat man auch Halsbänder von Thierzähnen, Menschenzähnen und Fruchtkernen von verschiedenen Farben. Die Armbänder werden aus Rotang (Stuhlrohr) geflochten und mit kleinen Muscheln besetzt. Der Lendenschurz besteht bei den Männern aus Pflanzenfasern.

Neugeborene Kinder werden in heißen Sand gelegt. Außer den gewöhnlichen Waffen trägt der Mann auch eine Keule; man verfertigt auch eine steinerne Axt, die an einem Stiele festgebunden wird, und mit diesem dürftigen Werkzeuge fällen die Utanatas einen Baum, wandeln diesen in einen Kahn um und verrichten damit Zimmerarbeit. Sie sind gewandte Ruderer und Schwimmer; manche Nachen haben bis zu 60 Fuß Länge. Bei ihren Gesängen, welche einer mit näselnder Stimme vorträgt, fällt der Chor mit einem melancholischen Gebrumm ein und zum Schlusse stoßen Alle einen gellenden Schrei aus. Jeder Mann nimmt so viele Frauen als er bekommen und ernähren kann. Von ihren religiösen Vorstellungen und ob sie überhaupt dergleichen haben, wissen wir nichts, wohl aber ist bekannt, daß sie bei Versprechungen eine Art von Eid ablegen; sie ritzen sich die Haut und das mit Seewasser vermischte Blut wird zum Zeichen der Bekräftigung getrunken.

Cook kam Anfang September 1770 mit diesen Papuas in Berührung; er entwirft von dem Zusammentreffen mit

Papuas am Utanata.

ihnen eine lebendige Schilderung. (Erste Reise, Buch III, Capitel 7.) Es gelang nicht, mit ihnen in friedlichen Verkehr zu treten. „Sie boten uns durch Geschrei herausfordernden Trotz und ihrer vier oder fünf gaben zumal Feuer. Wir konnten uns nicht erklären, was für ein Feuer das eigentlich sei oder zu welchem Zwecke es dienen solle. Die, welche eine Ladung gaben, hatten einen kurzen Stab, möglicherweise ein hohles Rohr, welches seitwärts geschwungen wurde; dabei sahen wir dann Feuer und Rauch, gerade so wie bei einer Muskete und auch nicht von längerer Dauer. Diese wunderbare Erscheinung wurde vom Schiffe aus beobachtet und die Täuschung war so groß, daß das Schiffsvolk glaubte, die Wilden hätten Feuerwaffen; wir im Boote hätten glauben können, daß sie volle Salven abfeuerten, wenn wir nicht so nahe gewesen wären, daß wir den Knall hätten hören müssen."

Kolff bemerkte Aehnliches an der Dourgastraße und Modera am Utanata. „Mehrere Wilde standen am Ufer und schwenkten ein kurzes Stück Bambusrohr, aus welchem dann Rauch hervorkam, aber Feuer bemerkten wir nicht. Unser Dolmetscher sagte, sie hätten ein Gemisch von Kalk, Asche und Sand, und diese würfen sie hinaus, um einander zu zeigen, wo sie wären." Das ist eine dürftige Angabe über einen Gebrauch, der im übrigen Neu-Guinea noch nicht bemerkt worden ist. Modera hat sich mehrere dieser Bambus verschaffen können. Man ist jetzt darüber einig, daß sie den Wilden dazu dienen, einander Signale zu geben. Wir verstehen übrigens die Illustration nicht, denn in dem uns vorliegenden Berichte finden wir, daß der Staub aus dem Rohr herausgeblasen werde. „Wenn man sie seitwärts bläst, so bezeichnet das die friedliebende Absicht der Nahenden, fliegt sie aber senkrecht empor, dann gilt sie als eine Herausforderung oder Warnung." (Finsch, S. 62.) Man trifft diese sonderbare Gewohnheit auch bei einigen Stämmen Australiens.

Aenderungen in der Lebensweise verschiedener Thiere.

Der Bericht des Franzosen Pouchet an die französische Akademie, daß im Verlaufe mehrerer Jahrzehnte sich gewisse Veränderungen im Bau der Schwalbennester ausgebildet haben sollten, machte vor zwei Jahren unter den Naturforschern viel Aufsehen. Pouchet fand, daß die Form der Nester der gemeinen Hausschwalbe (Hirundo urbica) in Rheims seit funfzig Jahren eine ganz andere geworden war. Früher waren sie, wie sowohl in den Museen aufbewahrte als auch abgebildete Exemplare beweisen, mehr kugelig und hatten eine kleine runde Oeffnung; jetzt dagegen sind sie eiförmig verlängert und der Eingang besteht in einer langen schmalen Spalte, durch welche die Bewohner sich kaum durchzuzwängen vermögen. Wie lange diese Abänderung besteht, läßt sich nicht sagen, sicher ist, daß Exemplare von Schwalbennestern aus dem Beginne dieses Jahrhunderts noch die alte Form aufweisen, während jetzt die neuere allenthalben in Rheims herrscht. Genügende Erklärungen sind nicht gegeben worden, auch hat es nicht an Widerspruch gefehlt und weitere Beobachtungen sind wünschenswerth.

Das Wiesel, welches sonst sich nur vom Blute kleinerer Thiere nährt, ein starker, gewandter Mörder, der sich aber höchstens einmal an einem Hasen vergreift, sonst aber größere Thiere unbelästigt läßt, hatte sich nach J. Shaws' Zeugniß in Dumfriesshire, Schottland, so stark vermehrt, daß es das Rindvieh angriff und diesem das Blut aussaugte. Die Landbevölkerung war darüber so aufgebracht, daß sie dem Wiesel förmlich den Krieg erklärte und das Thierchen in Dumfriesshire fast ausrottete.

Derselbe Forscher hat auch in der Lebensweise der Seemöven eine Aenderung beobachtet. Seit der Hafen Glasgows hergestellt wurde — bekanntlich durch künstliche Canalisirung des Clyde —, fanden verschiedene Arten dieses Geschlechtes durch den dort sich reger entwickelten Verkehr und die dadurch herbeigeführten Nahrungsabfälle ihren Weg immer weiter landeinwärts und die Möven kommen jetzt in großen Massen dort im Innern Schottlands vor, wo sie früher nur vereinzelt erschienen. Unter dem Einflusse des Menschen sind die Existenzbedingungen dort bessere für sie geworden.

Gabriel Koch, der bekannte und verdiente Frankfurter Schmetterlingskundige, fand 1846, daß die Raupe unseres Todtenkopfschwärmers (Acherontia atropos), die gewöhnlich von Kartoffelkraut lebt, auch auf Bocksdorn (Livium afrum) und Stechapfel vorkam, nachdem das Kartoffelkraut schon schwarz und ungenießbar geworden war. In jenem Jahre war bei anhaltend schönem Wetter eine zweite Generation des Schwärmers erschienen. Später fand er die Raupe auch auf der exotischen Bignonia catalpa, die aus Nordamerika stammt und nicht sehr lange bei uns acclimatisirt ist. „Unwiderlegbar wurde das mütterliche Thier in Ermangelung der gewöhnlichen Nahrungspflanze veranlaßt, eine andere, für seine Nachkommen genießbare Pflanze zu suchen, und handelte mit Ueberlegung und Sachkenntniß, seine Eier auf derselben abzusetzen."

Ein höchst merkwürdiges Beispiel in dieser Richtung erhalten wir jetzt durch Th. H. Potts, einem zu Ohinitahi auf Neuseeland angesiedelten Engländer.

Der Kia (Nestor mirabilis) lebt in den wilden Alpen Südneuseelands. Er ist ein der Insel eigenthümlicher schöner Papagei von der Sippe der Loris oder wimperzüngigen Papageien (Trichoglossinae). Seine Zungenspitze ist mit Papillen besetzt und dient zum Auflecken des Blüthensaftes, welcher bisher fast die einzige Nahrung des Kia ausmachte. Man wußte das gar nicht anders. Der Kia flog über die buschbedeckten Felsen hin, saugte an den Blumen, vielleicht an den Beeren, und konnte höchstens sich noch von Insekten nähren, die er in Felsspalten oder unter der Baumrinde aufsuchte. Das war seine Nahrung zur Zeit als die Maoris unangefochten auf Neuseeland herrschten; seitdem die Weißen einrückten, wurde das anders.

In colossaler Weise vermehrte sich das Wollvieh auf Neuseeland. Die Squatters schlachteten ihre Schafe und hingen das Fleisch und die Häute derselben an Gerüste, welche den bisher nur vom Nectar lebenden Kia anzogen. Er begann zuerst an dem Schaffleisch zu picken, es schmeckte ihm, er gewöhnte sich daran und ging der fremden Speise nach, wie bei uns der Sperling den Weintrauben.

Damit aber begnügte sich der Kia, nachdem er seine Vorstudien gemacht hatte, keineswegs. Er wurde ein förmlicher Raubvogel und machte sich an die lebenden Schafe. Im Wanagadistrict, Provinz Otago, bemerkten die Farmer plötzlich, daß ihre Schafe an einer, wie es ihnen schien, eigenthümlichen Krankheit litten. An den Schenkeln war die Wolle entfernt, gleichsam herabgerissen und handgroße Flächen rohen Fleisches zeigten sich. Die Thiere litten stark an den Wunden und manches ging zu Grunde. Was war die Ursache?

Nachdem viele falsche Muthmaßungen aufgestellt worden waren, bemerkte zufällig ein Schäfer, wie die Kias sich auf ein Schaf stürzten, ihm die Wolle abrissen und mit ihren krummen scharfen Schnäbeln ein Loch ins Hinterviertel fraßen. Nun wurde man aufmerksam und beobachtete diese raubgierige Fleischfresserei des sanften Nectarsaugers zu wiederholten Malen. Die „Otago Daily Times" bringt darüber folgenden Bericht: „Die Bergpapageien erscheinen in Schaaren, sondern ein Schaf von der Herde ab, setzen sich der Reihe nach auf dessen Rücken, reißen die Wolle ab und machen das Schaf wund, worauf es gewöhnlich fortzurennen beginnt. Aber die Vögel verfolgen es, setzen ihre Angriffe fort und zwingen es, so lange umherzulaufen, bis es erschöpft niedersinkt. Das Schaf legt sich dann auf den Rücken, um die wunde Stelle gegen neue Angriffe zu decken, und wehrt sich mit den Füßen gegen die wüthend andringenden Feinde; aber die Vögel beginnen ihm nun die Seiten aufzureißen und gewöhnlich verendet das Schaf. Der Farmer Campbell meint, die Bergpapageien stellten diese Verfolgungen nicht bloß des Hungers, sondern auch des Vergnügens wegen an. Drei Winter hintereinander wurden seine Schafe angegriffen und erst im letzten (1871) entdeckte er die Ursache. Uebrigens leiden die Schafe nur im Winter vom Kia, wenn diesem anderweitige Nahrung zu mangeln scheint."

Bisher haben wir in Neuseeland nur den zerstörenden Einfluß der eingeführten Pflanzen und Thiere auf heimische kennen gelernt — hier aber ist das umgekehrt der Fall. Ein eingeborener Vogel ändert seine ursprüngliche Lebensweise und beginnt sich der eingeführten Schafe als Nahrungsmittel zu bedienen. Man weiß ja, wie die einheimische Flora Neuseelands durch die fremde mehr und mehr verdrängt wird und die Vegetation dadurch ein ganz anderes Ansehen bekommt. Indessen auch hier finden Ausnahmen

statt, wie der schon genannte Naturforscher Potts nachweist. Loranthus micranthus, ein neuseeländisches Schmarotzergewächs, das meist auf Melicythus oder Melicope, also einheimischen Formen, gefunden wird, beginnt diese auffällig zu vernachlässigen und wendet sich fremden Gesträuchern, wie Cytisus, Cratägus, der Pflaume, dem Pfirsich, zu. So steigt der wohlriechende Schmarotzer aus der Wildniß der Berge herab in die cultivirten Gärten. Namentlich Cytisus laburnum, der Goldregen, ist oft ganz von diesem Loranthus bedeckt, dessen Blüthen dann der eingeführten europäischen Biene zur Nahrung dienen. So haben wir in diesem Falle eine fremde Biene, die den Nectar aus einer heimischen Pflanze saugt, welche ihrerseits auf einem fremden Strauche schmarotzt.

Heimkehrende Chinesen auf einem californischen Dampfer.

II.

Ein höchst markirter Unterschied ist zwischen Japanesen und Chinesen; während Jedermann den erstern liebgewinnt, wird dieser von Allen, die irgend näher mit ihm in Berührung kommen, aufs Höchste verabscheut. Es ist rein unmöglich, das Thun der Leute zu billigen. In Japan ist Jedermann freundlich, die Gesichter sind offen, Auge sieht in Auge, Treue und Glauben gilt etwas und neue, bessere Ideen werden ängstlich gesucht und, wenn gefunden und erkannt, aufgenommen. Wir waren überrascht, aufs Höchste und Angenehmste berührt, als wir in Yokohama ein paar Rasttage hielten. Nur noch eine einzige Decade, und Japan steht in der Reihe civilisirter Nationen als achtungswerther Bruder. Wir beobachteten den Prinzen von China, und dieser, obschon einer der verstecktesten, verschlagensten Charaktere, die das Reich der Schlauberger nur aufzuweisen hat, ein geriebener Fuchs, den kein leisestes Zucken oder Lächeln so leicht verrathen ließ, was er dachte, gerieth in sichtbare Extase, als er den Bau der Eisenbahn gewahrte, welche in Kurzem von Yokohama nach Yeddo führen wird, und von der über die Hälfte schon beschient war. Vielleicht war es ihm nie im ganzen Leben passirt, sich über etwas zu wundern, es ging ihm aber über das Bohnenlied, sehen zu müssen, wie sein kleines Nachbarland, worauf das große China stets mit Verachtung herabschaut, jetzt Riesenschritte zum Bessern macht, während das himmlische Reich noch nicht daran denkt, den allerersten Fußbreit Eisenbahn zu bauen.

Wir hatten auch einige Japanesen an Bord, das waren aber andere Kerle. Mit denen ließ sich leben; die hatten sich gemüht, rasch englisch zu lernen; die waren sauberer wie die meisten Weißen; die tranken ein Glas Wein, die scherzten, die lachten, die jodelten Lieder und lernten von Tag zu Tag neue. So war kein Chinese. Mürrisch, versteckt, mißtrauisch, unzuverlässig; das Auge lauernd und beobachtend, sichernd nach allen Seiten schenkt ihm Niemand Vertrauen, weil er seinem eigenen Schatten nicht trauen würde. Da hatten wir so viele vor uns, die Jahre lang unter Amerikanern gelebt hatten, denen, wie so oft in San Francisco geschieht, jede Gelegenheit geboten worden war, sich zu erheben, — kein Einziger, nicht Einer war Mann genug geworden, um den wahnsinnigen Zopf über Bord zu werfen, sich modern zu kleiden, aus einem Affen ein Mensch zu werden. Chinese ist ein Jeder und Chinese bleibt er. Kein englisches Buch, keine Zeitung sahen wir jemals in ihrer Hand, nur zwei oder drei hatten eines Tages kleine chinesische Blätter vor sich. Keine Zither, keine Flöte, keine Guitarre erfreute das Ohr, wenn die unvergleichlich schönen Mondnächte in diesen milden Himmelsstrichen das Herz eines jeden menschlich Fühlenden schwellen mußten. Denkt, denkt, Freunde, es war möglich, daß sechshundert Personen fünf Wochen lang existiren konnten ohne ein einziges Lied!

Nur Einen schönen Zug im Charakter der Langzöpfe trafen wir, der es verdient, in vollem Maße gepriesen zu werden. Vor dem Alter hat der Chinese keine Pietät, aber vor den Eltern. Der Hauptgottesdienst Aller richtet sich auf die Vorfahren, welche in den Gräbern ruhen; besondere Feste und Opfer beziehen sich auf sie, es wird zu ihnen gebetet. Der Chinese schickt aus der Fremde alles Geld, was er irgend erzwingen kann, an Vater oder Mutter; meistens traut er aber Niemandem als sich selbst und bringt es mit, wenn er nach Jahren heimkehrt. Ja, die Eltern sind dem Chinesen heilig, und wenn ein Sohn bestraft werden soll, da dürfen nur seine Erzeuger bedrängt werden, so stellt sich der Uebelthäter sofort und koste es das Leben. Freundschaft nach unseren Begriffen kennen sie nicht, sie sind zu selbstsüchtig und Jeder steht zu sehr für sich allein. Liebe im edlern Sinne des Wortes kennen sie auch nicht; die Verbindungen werden stets von den Eltern beschlossen, ohne die Betheiligten zu fragen, welche sich meistens nie zuvor sahen und für die das Wort der Eltern Gesetz ist. Viele rührende Züge von der hohen Pietät gegen die Eltern kann man beobachten. Ohne das geringste Bedenken trennen die Männer sich auf zehn und zwanzig Jahre von ihren Frauen und sie reden höchst selten von ihnen; nur die Eltern fallen ins Gewicht und werden ohne Unterlaß erwähnt.

„Wie lange bist Du fort von China?"

„Dreizehn Jahre."

„Frau dort?"

„Ja, Herr, und zwei Kinder."

„Sag' einmal aufrichtig, wie viel Geld schickteſt Du ungefähr jedes Jahr an Deine Familie?"

„Geld? An meine Frau? Niemals einen Cent."

„Wovon lebt sie denn?"

„Weiß nicht. Ich schicke alles Geld an meine Mutter. Kein guter Chinese schickt Geld an Frau, so lange seine Mutter lebt. Wenn Mutter und Vater todt, dann erst darf ich Geld an meine Frau schicken. Mutter immer besser als Frau. Frau kann ich kaufen, Mutter aber nicht!" —

Es beschäftigte uns sehr viel auf der Reise eine Frage, die allerdings eine bedeutsame war. Sie betraf unsere Sicherheit. Chinesische Passagiere gab es 600, dazu kamen noch 100 Chinesen, welche zum Schiffe gehörten. Obschon nämlich die Regierung der Vereinigten Staaten diese transpacifische Dampferlinie augenblicklich mit einer halben Million Dollars das Jahr unterstützt, so lud die Compagnie doch ein allgemeines Odium auf sich, indem sie nicht Weiße beschäftigt, sondern wo immer es nur angeht, die Chinesen

placirt, weil sie billiger zu haben sind. Alle Aufwärter, Feuerleute, ja die Matrosen mit ihrem Bootsmann sind Langzöpfe. Nur die Offiziere, Maschinisten, Obersteward, Oberkoch, Steuerleute, Zimmermann und ein paar andere Leute sind Weiße. Alle weißen Passagiere und Officianten zusammenrechnend mochten etwa 70 Männer den Gelben gegenüberstehen, oft ist das Verhältniß noch viel ungünstiger. Diese Dampfer haben schon 1500 Kulis auf einmal nach Californien getragen, wenn höchstens 30 Weiße ihnen gegenüber standen.

Die Capitäne und Offiziere eines solchen Dampfers haben eine ungleich schwierigere Stellung, als zum Beispiel die unserer deutschen Dampfer. Wir wissen gut genug, daß auch diese oft zu beschwichtigen haben, wenn die Passagiere, aufgeregt durch irgend einen Zufall, oder angestachelt durch unverständige Schreier, wie jedes Schiff einige trägt, das Zwischendeck unsicher machen. Dort hat so ein kleines Intermezzo mit Störenfrieden nichts zu sagen, aber anders sieht die Sache aus, wenn eine solche Uebermacht von Kulis rebellisch wird und ins Gähren kommt. Feige sind die Chinesen bekanntlich bis zum Lächerlichen, selbst wenn es Drei gegen Einen gilt; aber merkwürdige Courage überkommt sie, wenn die Uebermacht Zehn oder Zwanzig gegen Einen beträgt. Dazu kommt, daß diese stillen Wasser unergründlich tief sind, daß sie grundsätzlich jeden Nichtchinesen hassen und verachten, und daß sie stets und stets conspiriren.

Beispiele, daß Kulis Schiffe übermannt, dann darauf gemordet, geplündert, verbrannt haben, sind mehrfach berichtet worden; und solche Greuelscenen fielen dabei vor, daß man nur mit Schaudern daran denken mag. Die Pacific Mail Company ist bis jetzt dergleichen entgangen, es ist aber keineswegs gesagt, daß so etwas unmöglich wäre. Im Gegentheil, die Gefahr dabei ist offenbar und groß, und wer, wie wir, zufällig einmal unter den hochgehenden Wogen der Aufregung eines solchen gelben, unsinnigen Pöbels gestanden hat, ist gern zufrieden, wenn man ihm den fernern Anblick eines so unerquicklichen Schauspiels erspart.

Auf dieser unserer Reise passirten also zu drei oder vier Malen kleine unbedenkliche Affairen, wenn die Chinesen sich irgend wie glaubten beschwert halten zu müssen, verliefen aber so rasch als sie entstanden. Plötzlich indeß gab es einen allgemeinen Sturm, der nahe daran war, höchst unangenehm zu enden. Nahe dem Vordercastell des Dampfers stand ein großes Faß mit Wasser, gehütet durch einen Weißen, der darauf zu sehen hat, daß nicht mehr als das nöthige Wasser verbraucht wird. Abgerufen zu einer andern Arbeit, hatte dieser seinen Posten für einige Minuten einem chinesischen Matrosen anvertraut mit der Ordre, während seiner Abwesenheit durchaus kein Wasser abzugeben. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so meldeten sich sofort einige Chinesen mit Blechschüsseln, und wurden wüthend, als ihr gewissenhafter Landsmann sich weigerte, gegen den Befehl seines Vorgesetzten zu handeln. Sogleich entstand um ihn her ein Auflauf, man schalt ihn einen Verräther und Abtrünnigen seines Vaterlandes, man gab vor, das Wasser sei für Kranke nöthig gewesen, das laute Schreien der Erbosten drang hinunter ins Zwischendeck. Sofort stürzten von unten Hunderte ans Deck, die Spieler ließen Matten und Würfel im Stich, die ganze Bande formirte sich zum Knäuel. Schon erhoben sich die Hände, den Wehrlosen zu schlagen, schon schrie die Menge nach seinem Blut, als der erste Offizier des Schiffes herbeidrang und den Matrosen deckte. Er demonstrirte den Leuten mit ruhigen Worten, wie unsinnig sie handelten, ließ durch den Dolmetscher ihnen vorstellen, wie schuldlos der Matrose sei, suchte sie zu bereden, ruhig wieder aus einander zu gehen, und mühte sich, den Frieden durch freundliche Vorstellungen wieder herzustellen. Gewiß verdiente der Offizier alles Lob, da er seine Ruhe unter Umständen bewahrte, wo tausend Andere schon zu Zwangsmaßregeln gegriffen hätten.

Vergebens that er sein Möglichstes, der Aufstand nahm zu; schon drängte ein halbes Dutzend Weißer sich in die Nähe des Offiziers, der jeden Augenblick konnte selbst angegriffen werden. Jetzt nahm er den Hauptschreier beim Kragen, ihn zum obern Deck zur Bestrafung zu geleiten. Nach zehn Schritten aber konnte er schon nicht weiter, denn die Menge ließ ihn nicht mehr durch. Jeder Augenblick mehrte die Gefahr, die Aufregung kam auf den höchsten Punkt. Jetzt ergriff man den unschuldigen Matrosen; ein junger Mexicaner, welcher als Seemann mehrere Jahre in China gewesen war und die Sprache sehr gut gelernt hatte, rief uns laut zu, daß der allgemeine Schrei des Pöbels „über Bord mit den Weißen!“ sei. Alles ging natürlich so rasch und stürmisch vor sich, daß wirklich man kaum auf dem Hinterdeck etwas davon gewahr wurde, bis der Hauptsturm vorüber war.

Aber Rettung kam diesmal von einer Seite, woran die Aufständischen nicht gedacht hatten. Denn als sie sich an den Matrosen vergriffen, da schrie dieser um Beistand nach seinen Cameraden, und sie ließen ihn nicht im Stiche. Wüthend, daß einer der Ihrigen bedrängt werde, griffen sie mehrere schwere Stangen auf und umstellten — nicht ihren weißen Offizier — ihren chinesischen Mitmatrosen. Und doch kam eine neue Gefahr, denn ein Theil der aufgeregten Bande stürzte ins Zwischendeck, brach die Stangen los, welche das Lager eines Jeden zusammenhalten, und stellte sich den Matrosen kampfmuthig gegenüber. Und wiederum dankten wir Alle im Stillen es dem braven Offizier, daß er seine Ruhe bewahrte. Schon hatte er den Matrosen, um welchen sich der Streit erhob, zur Seite zu schaffen gewußt, er gab auch demjenigen, welchen er verhaftet hatte, klüglich die Freiheit wieder, schickte seine Matrosen aufs obere Deck und goß Oel durch Besonnenheit auf die hochgehenden Wogen, gegen welche unter solchen Umständen ja doch nur schwer anzukämpfen war. Einige Andere unterstützten ihn, so daß der Haufen sich nach und nach vertheilte, und nach einer vollen Stunde der spannendsten Unruhe war der Strom wieder in ruhigere Ufer gedrängt und wir Alle fühlten uns merklich erleichtert.

Unlängst bildete sich auf einem dieser Dampfer in der Stille eine wirkliche Verschwörung, deren Plan es war, sich des Schiffes zu bemächtigen. Die chinesischen Passagiere waren sämmtlich einig, es galt nur noch die Bemannung zu gewinnen. Die Conspiratoren schrieben also in chinesischer Sprache Zettel und steckten dieselben dutzendweis über das ganze Schiff auf. Nicht nur im Salon, nein, wirklich selbst in der Cajüte des Capitäns fand man die Aufrufe an die Matrosen, Feuerleute und Aufwärter angeheftet. Darin forderten die Verbündeten ihre Landsleute auf, sich für einen gewissen Zeitpunkt bereit zu halten, um im Verein mit ihnen gewisse Unbilden zu rächen, die sie glaubten erfahren zu haben. Wer von ihnen aber sich zum Verräther seiner Brüder hergäbe oder nicht hülfe, der sei des Todes gewiß. Und so groß war die Furcht vor den Consequenzen, daß selbst der vom Schiffe angestellte chinesische Dolmetscher, welcher das unbedingte Vertrauen der Offiziere genoß, nicht den Mund gegen diese zu öffnen wagte und Alles verschwieg. Erst am Morgen des Tages, wo der Ausbruch stattfinden sollte, brachte ein reiner Zufall die Geschichte ans Licht, und die Weißen konnten noch rechtzeitig sich mit solchen Vorsichtsmaßregeln umgeben, daß den Verschwörern der Muth entfiel.

Auf zweierlei Schutzwehren weist man hin, welche den Weißen zu Gebote stehen im Falle, daß der Bienenstock ausschwärmte, um Unheil anzurichten. Beide sind aber sehr wenig zuverlässig und beide schrecklich. Zuerst befindet sich eine Art von Arsenal an Bord, ein Raum mit sehr zahlreichen, stets geladenen Revolvern, Säbeln und Lanzen, so daß außer den Officianten des Schiffes auch alle weißen Passagiere hinreichend bewaffnet werden können. Aber man vergesse nicht, daß die von Amerika zurückkehrenden Chinesen doch sämmtlich so viel von californischer Civilisation sich angeeignet haben, daß ein Jeder von ihnen gleichfalls seinen Revolver im Reisesack stecken hat. Denn fast Alle lebten eine Zeitlang in entlegenen Minendistricten, wo sie auf Selbstschutz angewiesen waren. Also da bleibt das Uebergewicht noch immer bei der Mehrzahl.

Die andere Sicherheitswaffe, abscheulich in ihrer Art, ist Nacht und Tag für Eventualitäten in Bereitschaft. Obschon diese schlimme Waffe noch niemals angewandt wurde, so ist sie doch factisch schon mehrere Male auf die Chinesen gerichtet worden, wenn glücklicherweise ihr Anblick auch das Aeußerste noch hat vermeiden lassen. Auch bei dieser unserer Affaire war längst in den Maschinenraum Ordre gesandt, sich gerüstet zu halten.

Im unglücklichsten Falle also wird man das siedende Wasser aus den Dampfkesseln in gewisse eigens dafür hergerichtete Schläuche leiten, um die Widerspenstigen zu verbrühen. Jeder der chinesischen Dampfer hat einen vollständigen Apparat dazu. Sicherheit bietet das höllische Werkzeug indeß keineswegs, und es kann nur als eine infame Schmach bezeichnet werden, daß auf einem amerikanischen Dampfer so etwas existirt. Von den etwa 40 im Maschinenraume beschäftigten Chinesen kennt ein Jeder den Apparat, seine Bestimmung und die Art seiner Handhabung genau und so gut als die weißen Maschinisten. Halten die Feuerleute also mit den Unzufriedenen im Zwischendeck zusammen, da ist es ja doch für sie leicht, sich desselben in der letzten Minute zu bemächtigen oder ihn unschädlich zu machen durch Zerhacken. Ja, es könnte sich ereignen, daß das kochende Wasser gegen die Weißen gerichtet würde! Sollte die unselige Maschine jemals zur Verwendung kommen, dann wird mit Recht die Compagnie dieser schmachvollen Institution halber sehr schlecht vor dem Richterstuhle der Welt fahren.

Das einzig würdige und unfehlbare Mittel, um Verlegenheiten solcher Art, wie wir sie selbst erfahren mußten, zu entgehen, besteht darin, daß die Compagnie alle im Maschinenraume oder als Matrosen beschäftigten Leute nicht unter den Gelben auswählt, sondern unter den Weißen. Danach werfe man die Heißwasserpumpe über Bord, die doch wahrlich wenig Ehre einbringt. Bis dahin wird immer eine nicht zu verlachende Gefahr unleugbar vorliegen, und wie unter jetzt bewandten Umständen die Passagiere fahren möchten, falls einmal die Nothwendigkeit einträte, die Boote zu besteigen, mag ebenfalls in Anschlag gebracht werden. Schwerlich würden die störrischen Kulis die Weißen höflichst ersuchen, es sich in den Rettungsbooten bequem zu machen, während sie selbst untergehen!

So echt chinesisch betrug sich ein Mitglied der erwähnten chinesischen Gesandtschaft, welches zufällig in die Nähe des Tumultes gerathen war, und anstatt seine Landsleute zu besänftigen, gleichgültig sein Pfeifchen rauchte. Wäre er gegenwärtig, wenn einmal die Chinesen die Oberhand bekämen, da würde er sicherlich der Hauptplünderer sein, wozu sein Piratengesicht ihn besonders qualificirt. Kaum aber war die Ruhe wieder hergestellt, da schlich der alte Fuchs leise zu uns herüber und flüsterte verstohlen, indem er auf die beiden Kanonen wies, welche das Schiff mehr zum Staat als zur Nothwehr führt: „Warum schießt Ihr die rebellischen Hunde nicht mit den großen Gewehren todt? China könnte mehrere Millionen davon entbehren, und würde es Euch Dank wissen, wenn Ihr unter den Canaillen ordentlich aufräumtet!"

Respighi's Entdeckung über die Atmosphäre der Sonne.

Dem berühmten italienischen Spectroskopisten Professor Respighi ist es während der Sonnenfinsterniß vom 12. December 1871 gelungen, unsere Kenntniß der physikalischen Verhältnisse der Sonne um ein Bedeutendes zu erweitern. Er hat dabei eine ganz neue Beobachtungsmethode des verfinsterten Sonnenkörpers angewendet, von der die gegenwärtige Entdeckung wahrscheinlich nur die erste Frucht sein dürfte. Wir wollen über die von ihm erlangten Resultate kurz berichten und eine Beschreibung der wesentlichen Grundzüge seiner Methode geben.

Die Leser werden sich erinnern, daß man während der Finsterniß vom December 1870 dem Umstande besondere Aufmerksamkeit zuwandte, daß die Corona der Sonne aus zwei völlig selbständigen Theilen zu bestehen schien. Dicht um die dunkele Mondscheibe war ein heller Ring von perlfarbigem Licht zu sehen, nicht überall gleich breit, aber nirgends breiter, als der vierte oder fünfte Theil des scheinbaren Monddurchmessers. Außerhalb dieser ringförmigen Corona erschien ein viel breiterer aber viel schwächerer Hof, von strahligem Bau, oder vielmehr hier und da durch gewisse scharf begrenzte, dunkele Striche oder Lücken durchbrochen. An dem Rande der glänzenden innern Corona zeigte sich eine so plötzliche und so starke Lichtabnahme, daß die Idee sehr nahe lag, in den beiden Coronas zwei ganz gesonderte Sonnenhüllen anzunehmen. Glücklicherweise fand der Vorschlag, der innern Corona den besonders dafür erfundenen Namen „Leucosphäre" zu geben, keinen Anklang. Es wurde nämlich alsbald bekannt, daß die angebliche Entdeckung ganz und gar keine Entdeckung sei, daß vielmehr die Doppelgestalt der Corona bereits vor 165 Jahren erkannt und diese Entdeckung seitdem bei mehreren totalen Verfinsterungen bestätigt worden sei. Bereits im Jahre 1852 hatte der englische Astronom Airy für die beiden Hüllen die Namen der „ringförmigen" und der „strahligen" Corona vorgeschlagen. Zu bemerken ist ferner, daß unter günstigen Beobachtungsverhältnissen die innere oder ringförmige Corona nicht von perlweißer Farbe, sondern ganz entschieden rosenroth gefärbt erscheint.

Seit der großen Verfinsterung von 1868 haben die Astronomen sich bemüht, die wirkliche Natur des von den verschiedenen Theilen der Corona ausgehenden Lichtes zu bestimmen. Dies geschah durch Anwendung der modernen Methode der Beobachtung durch Spectralanalyse auf die Corona selbst, gerade so, wie sie dieselbe bereits auf die Protuberan-

zen angewendet hatten, um so zu erfahren, ob das Licht der Corona von glühenden Dämpfen oder von verbrennenden Theilchen herrühre, oder ob es einfach von einem undurchsichtigen Kerne reflectirtes und gleichsam als kosmischer Nebel um den Sonnenkörper gebreitetes Sonnenlicht sei.

Es stellten sich ihnen indeß auf diesem Wege bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Das Spectroskop lieferte ihnen von der Corona ein Spectrum, welches an und für sich anzeigte, daß glühender Dunst die Lichtquelle sei. Es erschien nämlich eine gewisse grüne Linie, welche, wenn sie wirklich das Spectrum der Corona war, keine andere Deutung als jene zuließ. Aber es war eben durchaus nicht zweifellos, daß dieses Grünlinienspectrum überall der Corona angehöre; der Zweifel entstand nämlich aus der Thatsache, daß dieselbe grüne Linie erschien, wenn das Spectroskop auch auf andere Theile des Himmels gerichtet wurde, und es war doch nicht anzunehmen, daß die Corona der Sonne sich bis dahin erstrecke. Dies läßt sich jedoch leicht erklären. Heutzutage weiß Jedermann, daß das Sonnenlicht, durch das Spectroskop gesehen, einen regenbogenfarbigen, von dunkelen Linien gekreuzten Streifen zur Erscheinung bringt, und daß diese dunkelen Linien das Vorhandensein von Dämpfen verschiedener uns bekannter Elemente — wie Eisen, Kupfer, Zink u. s. w. — in der Sonne anzeigen. Wenden wir nun aber das Spectroskop gegen den Himmel oder auch nur gegen ein von der Sonne beschienenes Blatt weißen Papiers, so erblicken wir ganz die gleichen dunkelen Linien; wir wissen aber doch, daß weder in dem Luftraume noch in dem Papiere sich glühende Eisendämpfe vorfinden. Der Grund dafür ist: wir erhalten aus dem Luftraume und von dem Papiere reflectirtes Sonnenlicht und finden darin natürlich die Eigenschaften des Sonnenlichtes. Wie nun, wenn in ähnlicher Weise bei neuerlichen Verfinsterungen die Beobachter ein Spectrum von hellen Linien aus der Beobachtung nur reflectirten Lichtes erhalten und somit die eigentliche Lichtquelle noch erst zu entdecken hätten? Ferner, wenn es unbestreitbar war, daß sie von einigen Theilen des Himmels jene grüne Linie aus reflectirtem Lichte erhalten hatten, wie wollten sie unterscheidend die Grenze zwischen der Leuchtkraft aus eigenem und der aus reflectirtem Lichte bestimmen?

Die Aufgabe schien unlösbar; indessen wurde sie thatsächlich von dem Amerikaner Professor Young in völlig genügender Weise gelöst. Wir brauchen auf seine Beweisführung nicht einzugehen, das Resultat derselben aber können wir in aller Kürze mittheilen. Er bewies — und für Fachleute hat er den Beweis hergestellt —, daß nach aller Wahrscheinlichkeit eine Zone, beträchtlich größer als die ringförmige Corona, mit diesem die grüne Linie bildenden Lichte leuchte. Daraus geht hervor, daß die ringförmige Corona oder eine etwas breitere Region um die Sonne eine wirkliche atmosphärische Umhüllung bedeute. Das Interesse an dieser Entdeckung wird noch durch den Umstand verstärkt, daß die grüne Linie des Spectrums der Corona ein Hauptzug des Spectrums unserer Nordlichter ist. Professor Respighi hat Young's Entdeckung bestätigt. Indem er sie aber bestätigte, hat er derselben eine weitere, eben so wichtige hinzugefügt.

Bis jetzt haben wir von der grünen Linie der innern Corona gesprochen. Aber es erwachte in Respighi der Wunsch, von dieser Sonnenhülle auch ein grünes Farbenbild (continuirliches Spectrum) zu erhalten. Dazu gab es zwei Wege. Die erste Methode haben Huggins und Zöllner, unabhängig von einander, angegeben, und der erstere hat sie zuerst mit Erfolg angewendet, obgleich sie in offenbarer Verwechselung mit einer ganz verschiedenen Beobachtungsweise, zuweilen auch die Janssen-Lockyer'sche Methode genannt wird. Die andere ist die von Frauenhofer noch in der ersten Kindheit der Spectralanalyse vorgeschlagene, und ist neuerlich von den italienischen Astronomen Secchi und Respighi wieder aufgenommen worden. Keine von beiden Methoden braucht beschrieben zu werden; das Ergebniß bei beiden ist eben: daß, falls glühende Gase die Lichtquelle sind, das Spectrum, statt von einer Anzahl verschieden gefärbter Linien, von einer Reihe entsprechend gefärbter Farbenbilder der Lichtquelle (continuirliche Spectra) gebildet wird. So wird, wenn beispielsweise eine der Protuberanzen der Sonne nach einer dieser Methoden beobachtet wird, statt einer rothen, einer orangefarbigen, einer grünen und einer Indigo-Linie ein roth-, ein orange-, ein grün-, ein indigofarbiges Farbenbild jener Hervorragung selbst erscheinen.

Der Leser möge sich nun die Wichtigkeit dieser Entdeckung in Bezug auf die Corona recht klar machen. Angewendet auf die farbigen Hervorragungen während einer Verfinsterung würde sie uns nichts Neues lehren können; denn sie würde diese bereits als rosagefärbte Gegenstände erkennbaren Hervorragungen lediglich in vier verschiedene, der Form nach gleiche und nur der Farbe nach verschiedene Bilder zerlegen. Es würde das einen ganz prächtigen Anblick gewähren, oder vielmehr: es hat ihn gewährt, denn Respighi hat diese Bilder gesehen, — es würde aber eben nichts Neues lehren. Auf die Corona bezogen, war der Werth der Methode weit größer. Mit dem Beginn der Totalverfinsterung sah nämlich Respighi an Stelle der leuchtenden grünen Linie, welche Young als der Corona zugehörig nachgewiesen hatte, ein herrliches grünes Farbenbild der innern, ringförmigen Corona selbst. Damit war nun der klarste Beweis erbracht, daß das grüne Licht ein der Corona angehöriges und kein in unserer eigenen Atmosphäre reflectirtes ist. Denn eben so wie der zur Tageszeit mittelst des Spectroskopes beobachtete Himmel wohl die dunkelen Sonnenlinien zeigt, niemals aber ein Bild der Sonne selbst geben kann, so würde auch der während einer Verfinsterung beobachtete Himmel wohl durch Reflectirung die grüne Linie, aber kein Abbild der Quelle geben können, welcher das grüne Licht entströmt. Nur weil die innere Corona eben selber diese Quelle ist, konnte ihr Bild durch Anwendung von Respighi's Methode zur Anschauung gebracht werden.

So weit zwar bestätigte Respighi's Arbeit lediglich ein bereits bekanntes Ergebniß; er erlangte aber zu gleicher Zeit ein zweites, und zwar ganz neues Resultat. Das grüne Farbenbild der innern Corona erschien nicht allein; zwei andere — ein rothes und ein blaugrünes — zeigten sich an den den beiden hellen Linien des Wasserstoffs entsprechenden Stellen der rothen C- und der blaugrünen F-Linie der Spectroskopisten. Die drei Farbenbilder waren nicht absolut gleich, denn die Wasserstoffbilder waren nicht ganz so groß als das grüne Bild. Aber diese kleinen Differenzen können wir hier füglich bei Seite lassen. Die großen durch Respighi's neueste Entdeckung klar gestellten Thatsachen sind folgende: Um die Sonne liegt in einer Tiefe von annähernd 40,000 Meilen, und zwar also, daß auch die höchsten Hervorragungen davon bedeckt werden, eine aus glühendem Wasserstoff bestehende und eine zweite aus irgend einem andern Dunst bestehende nach Verhalten und Bestandtheilen von der Farbensphäre gan bestimmt unterschie dene Atmosphäre, letztere von einer ungefähren Tiefe von 1000 Meilen. Diese ungeheure äußere atmosphärische Hülle muß eine überaus dünne sein, weil sonst ihr Druck auf die Farbensphäre den bis jetzt beobachteten Druck ganz enorm übersteigen würde. Auf der Außenseite dieser Atmosphäre erst ra die strahlige Corona in den umgebenden Weltraum auf Ent-

fernungen, die nicht selten eine Viertelmillion Meilen übersteigen. Wir dürfen zuversichtlich erwarten, daß die neue uns gewordene Kunde über die innere „ringförmige" Corona durch die photographischen Aufnahmen so ergänzt werden wird, daß unsere bisherigen Vorstellungen von der ringförmigen und der äußern strahligen Corona ganz wesentlich geklärt und berichtigt werden. In der That erscheint eine Bemerkung des Spectroskopisten Janssen in seinem über die Ergebnisse der Sonnenfinsterniß an die Pariser Akademie gerichteten Briefe gerechtfertigt: „Die Frage, ob die Corona durch die Erdatmosphäre veranlaßt ist, ist nun endgültig beseitigt, und wir dürfen nunmehr einer Reihe von Untersuchungen über die die Sonne umgebende Materie entgegensehen, welche sicherlich äußerst interessant und fruchtbringend sein werden."

Aus allen Erdtheilen.

Unbildung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der Bundescommissär für Schulangelegenheiten hat in seinem Jahresbericht aus den Censusaufnahmen von 1870 Tabellen über die Zahl der des Lesens und Schreibens unkundigen Einwohner der Vereinigten Staaten aufgestellt. Es beträgt die Zahl solcher Personen, die über 10 Jahr alt sind, nicht weniger als **5,660,074**, wovon 777,864 im Auslande Geborene. Von diesen letzteren wohnen 665,985 in den nördlichen Staaten, 39,496 in den Staaten am Stillen Meere und den Territorien und 72,383 in den südlichen Staaten.

Während von je 10,000 Einwohnern der Vereinigten Staaten 8711 Weiße, 1266 Farbige, 16 Chinesen und 7 Indianer sind, beträgt die Zahl der des Lesens und Schreibens unkundigen Farbigen ebenso viel wie die der gleich ungebildeten Weißen, also im Verhältniß sieben Mal so viel. Es sind der Weißen, die nicht lesen und schreiben können, 2,879,543, der Farbigen 2,763,991. — Auf die einzelnen Staaten vertheilt sich die Gesammtzahl der über 10 Jahre alten Personen, welchen die Elemente der Schulbildung abgehen, wie folgt:

Nördliche Staaten.

Staat	Zahl	Staat	Zahl
Maine	19,052	Indiana	127,124
Neuhampshire	9,926	Wisconsin	55,441
Vermont	17,706	Illinois	133,584
Massachusetts	97,742	Minnesota	24,413
Rhode Island	21,921	Iowa	45,672
Connecticut	29,616	Nebraska	4,861
Neuyork	241,152	Kansas	24,550
Neujersey	54,687	Californien	31,716
Pennsylvanien	222,356	Oregon	4,427
Ohio	173,172	Nevada	872
Michigan	53,127		

Südliche Staaten.

	Weiße.	Farbige.
Delaware	14,280	11,820
Maryland	46,972	88,703
District Columbia	4,876	23,843
Virginien	123,538	322,236
West-Virginien	71,493	9,997
Kentucky	201,077	131,050
Nord-Carolina	191,961	205,032
Tennessee	178,727	185,941
Süd-Carolina	55,167	235,164
Georgia	124,935	343,641
Alabama	92,059	290,898
Florida	18,904	52,894
Mississippi	48,028	264,723
Missouri	161,763	60,622
Arkansas	64,095	69,222
Louisiana	50,749	224,993
Texas	70,895	150,617
Insgesammt	1,516,339	2,671,396

Die Zahl der über zwanzig Jahre alten Personen, die nicht lesen und schreiben können, ist im ganzen Lande 3,637,422, wovon 2,489,591 in den südlichen Staaten.

Die Zahl der volljährigen, wahlberechtigten Weißen, welche nicht lesen und schreiben können, ist in den verschiedenen Staaten wie folgt:

Staat	Zahl	Staat	Zahl
Maine	6,516	Oregon	1,085
Neuhampshire	3,361	Nevada	474
Vermont	6,867	Delaware	3,466
Massachusetts	30,920	Maryland	13,344
Rhode Island	5,922	District Columbia	1,214
Connecticut	8,990	Virginia	27,646
Neuyork	73,201	West-Virginia	15,181
Neujersey	14,515	Kentucky	43,826
Pennsylvanien	61,350	Nord-Carolina	27,557
Ohio	41,439	Tennessee	37,713
Michigan	17,543	Süd-Carolina	12,490
Indiana	36,331	Georgia	21,899
Wisconsin	17,637	Alabama	17,429
Illinois	40,801	Florida	3,876
Minnesota	8,034	Mississippi	9,357
Iowa	14,782	Missouri	34,780
Nebraska	956	Arkansas	13,610
Kansas	5,694	Louisiana	12,048
Californien	12,362	Texas	17,505
		Insgesammt	143,402

Aus diesen Tabellen zieht der Commissär folgende Ergebnisse.

Im Verhältniß zur Bevölkerungszahl ist die Gesammtzahl derer, die nicht lesen und schreiben können, in den nördlichen Staaten halb so groß wie in den Pacificstaaten und weniger als ein Fünftel so groß wie in den Südstaaten.

Unter den im Lande geborenen Einwohnern ist die Zahl der Ungebildeten in den Nordstaaten nicht ganz ein Zehntel so groß wie in den Südstaaten.

Unter den Weißen im Norden ist die Zahl der Ungebildeten weniger als halb so groß wie unter den Weißen im Süden.

Unter den Farbigen im Norden ist die Zahl der Ungebildeten nur ein Achtundvierzigstel so groß wie unter denen im Süden.

In den Südstaaten ist im Verhältniß die Zahl der volljährigen wahlberechtigten Männer, welche nicht lesen und schreiben können, fast vier und ein halbmal so groß wie in den Nordstaaten.

Die folgenden Zusammenstellungen geben vielleicht eine faßlichere Vorstellung von dem relativen Bildungszustande als die bloßen Ziffertabellen.

In Arkansas sind unter je 100 Einwohnern 16 Erwachsene, die nicht schreiben können, in Connecticut 4. — In Arkansas verlor im vorigen Jahre die Postverwaltung 49 Cents auf jeden Kopf der Bevölkerung; in Connecticut machte sie einen Reingewinn von 26 Cents per Kopf. — In Arkansas betrugen die Einnahmen von Bundessteuern 26 Cents per Kopf, in Connecticut 2 Dollar 54 Cents. — Erfindungspatente kamen in

Arkansas 1 auf 37,267 Einwohner, in Connecticut 1 auf 966 Einwohner.

In Florida sind unter je 100 Einwohnern 23, die nicht schreiben können. In dem ganzen Staate wurden nur 6 Erfindungspatente in einem Jahre erwirkt, d. h. 1 für 32,291 Einwohner. Die Bundessteuern trugen 64 Cents per Kopf ein. Die Postverwaltung verlor 92 Cents per Kopf. — In Californien dagegen kam 1 Patent auf 2422 Einwohner und die Bundessteuern ergaben 6 Dollars 43 Cents per Kopf. Unter je 100 Einwohnern Californiens sind nur 4 Erwachsene, die nicht schreiben können. — In Tennessee können unter 100 Einwohnern 12 Erwachsene nicht lesen und schreiben, und die Bundessteuern ergeben nur 69 Cents per Kopf, während in Ohio unter 100 Einwohnern nur 4 des Schreibens unkundig sind und die Bundessteuern 5 Dollars 68 Cents per Kopf eintragen. — In Massachusetts endlich ist unter 100 Einwohnern die Zahl der des Lesens und Schreibens unkundigen Erwachsenen nur 3 und der Reingewinn der Postverwaltung beträgt 735,000 Dollars.

Zusammenhang von Thier- und Menschenleben in den Hudsonsbai-Ländern.

Ueber diesen Gegenstand macht jetzt ein Engländer, John Rae, der lange im Hudsonsbai-Territorium lebte und unter den Polarreisenden eine ehrenvolle Stelle einnimmt, folgende interessante Mittheilung. In allen Theilen des Pelzlandes östlich von den Felsengebirgen kommen da, wo Wald ist, Hasen (Lepus americanus) oder „Kaninchen", wie sie dort fälschlich genannt werden, häufig vor. Die Indianer schlagen ihr Zelt in einer Gegend auf, welche die Hasen besonders bevorzugen, und versehen sich und ihre Familien durch Aufstellen von Fallen leicht mit Hasenfleisch. Die Felle werden zu Decken verarbeitet.

Unterdessen jagen die Trapper den Marder, der sich namentlich von Hasen nährt, und deshalb in derselben Gegend häufig vorkommt, wo der Hase am meisten angetroffen wird.

Die Hasen jedoch sind einer sehr schlimmen Epidemie unterworfen. Man findet sie todt in ihren Nestern hocken. Diese Epidemie tritt allemal ein, wenn die Hasen besonders zahlreich geworden sind, und es scheint dann, als ob sie völlig wegstürben, so daß zwei oder drei Jahre lang kaum einer von ihnen gesehen wird. Diese Seltenheit hält ein paar Winter lang an; dann beginnen die Hasen sich abermals zu vermehren und nach einer Periode von acht bis zehn Jahren haben sie wieder das Maximum erreicht.

Während die Seuche den Hasen hinrafft, muß der Indianer, um zu leben, sich der Fischerei zuwenden, oder er ist genöthigt, weiter zu ziehen, den Büffel, den Hirsch oder anderes Wild zu seinem Unterhalt aufzusuchen, und er hat deshalb wenig Zeit, dem Marder nachzustellen, und wenn er auch Zeit hätte, so würde das Geschäft sich doch wenig lohnen, da die Marder und Luchse sich weit zerstreuen müssen, um einen Lemming, ein Rebhuhn oder anderes kleines Gethier zu erhaschen, da sie nicht mehr, wie früher, in Hasenfleisch schwelgen können.

Dieser Umstand wirkt naturgemäß auf den Pelzhandel zurück. Sind die Hasen häufig, so sind auch leicht Marderfelle zu haben und umgekehrt; dabei ist es aber nicht nöthig, daß die Marder seltener werden; sie sind nur weiter zerstreut und schwerer zu erlangen.

Im Jahre 1871 sind nicht weniger als 3000 Indianer im Saskatschewandistrict an den Pocken gestorben, und dieser Epidemie unter den Menschen schrieb man es zu, daß im verflossenen Jahre so wenig Marderfelle nach London auf den Markt geliefert wurden. Nach der obigen Erklärung braucht aber hier ein Zusammenhang nicht gerade stattgefunden zu haben. Rae führt bei dieser Gelegenheit ein Beispiel von der vortrefflichen Wirkung der Pockenimpfung unter den Indianern an. Vor vierzig Jahren verbreiteten sich die Blattern, furchtbare Verheerungen anrichtend, vom Missouri aus über alle Prairien; namentlich wurden sie durch Pferdediebe von einem Stamme zum andern verpflanzt. Die Krihs, ein Stamm, der viele tausend Köpfe zählte, unter denen fast alle durch die Hudsonsbai-Compagnie-Beamten geimpft worden waren, kamen mit dem Verlust von ein oder zwei Köpfen davon.

Die neuentdeckten Höhlenwohnungen bei Andover.

Andover ist ein Städtchen in Hampshire, Südengland, und bekannt durch zahlreiche römische Alterthümer, welche dort wiederholt ausgegraben wurden. Diesen spürte im verflossenen Sommer (1871) wiederum der englische Archäologe J. Stevens nach; er zog einen tiefen, 100 Fuß langen Graben und stieß dabei auf große unterirdische Höhlen, die, nach dem Charakter der in denselben vorhandenen Gegenstände, wie Feuerstein- und Knochengeräthen, Spindelwirteln aus Kalkstein, rohem Töpfergeschirr, einer weit ältern Periode als der römischen angehören mußten. Weitere Ausgrabungen wurden vorgenommen und eine ganze Anzahl Höhlenwohnungen bloßgelegt, die zusammen einen Weiler oder ein Dörfchen der alten Troglodyten gebildet haben müssen.

Die Höhlen, neun an der Zahl, nehmen einen Raum ein von $1/4$ englischen Acre = 0,1 Hectare und besitzen sämmtlich einen Eingangsstollen, der allmälig hinabsteigt und sich verbreitert, je näher er der Höhle kommt. Die erste Höhle war im Grundriß eiförmig und hatte den Eingang nach Süden zu. Sie war 22 Fuß lang, 12 Fuß breit und 5 Fuß hoch. In dieser allein fand man Feuersteine, von denen zwölf Schubkarren voll weggeschafft wurden. Einige der Steine waren in Reihen angeordnet, rings um die Höhle herum, doch nicht mit Mörtel verbunden. In der Mitte war eine Feuerstelle; der Rauch von derselben zog durch eine Oeffnung im Dache ab. An der Feuerstelle wurden calcinirte Feuersteine, Knochenfragmente einer kleinen Ochsenart (Bos longifrons?), vom Hirsch, der Ziege, dem Schwein und Hunde und außerordentlich rohe irdene Scherben gefunden. Die Knochen waren zumeist geöffnet, um das Mark daraus zu gewinnen. Sie waren dem Feuer ausgesetzt gewesen und trugen Schnittspuren. Splitter der Knochen hatten offenbar als Ahlen und Nadeln gedient. Außerdem fand Stevens grobe Mahlsteine und eine große Lippe einer Kaurimuschel (Cypraea), die sehr sorgfältig von der Schale abgeschnitten war und als Raspel gedient hatte, denn die Zähne der Lippe waren beträchtlich abgenutzt; auch zum Poliren mußte sie gedient haben, denn der Schmelz war gleichfalls abgerieben. Aehnlich war der Inhalt verschiedener anderer Höhlen. Auch fand man beim Graben eines Brunnens, der eine der Höhlen durchsetzte, eine gallische Goldmünze mit einer rohen Figur, offenbar barbarische Nachahmung einer macedonischen Münze mit dem Bildnisse Philipp's.

In der Höhle Nr. 7 fand man wieder einige interessante Gegenstände. Sie war 42 Fuß lang von ihrem Ende bis zum Ausgange des Stollens, der sich nach Osten öffnete. Der größte Durchmesser war $13^1/_2$ Fuß, die Höhe in der Mitte 5 Fuß. Feuerstelle und Knochenreste waren wie in der zuerst beschriebenen Höhle; nur kamen noch jene eines kleinen Pferdes und des Hasen hinzu. Neu waren hier auch die Pfeilspitzen und ein großes Stück Eisenstein, das als Hammer gedient haben mochte. Neun Fuß südlich von dieser Höhle wurde im Kalkstein ein 3 Fuß tiefes und 5 Fuß im Durchmesser haltendes Loch aufgefunden, das entschieden als Küche benutzt worden war. Es enthielt die Knochen der bereits aufgezählten Thiere, außerdem Schneckenschalen, die sichtbar dem Feuer ausgesetzt gewesen waren, Holzkohle und Asche. Daß hier oft und starkes Feuer gewesen war, bewies auch die Oberfläche des Kalksteins, die auf mehrere Zoll tief gebrannt war. Dicht dabei fand man dann wieder römische Töpferwaaren, Nägel und Buckeln aus Bronze. Stevens glaubt, daß dies rohe Volk, von welchem die Höhlenwohnungen herrühren, noch nach der Zeit der Römer in den Wäldern Hampshires lebte, dort den Hirsch und Hasen jagte, aber auch Ochsen, Ziegen und Schweine züchtete, vielleicht etwas

Ackerbau trieb und, wie die Spinnwirtel beweisen, Kunde von der Weberei besaß.

Aus der russischen Mandschurei.

Die Küstenstrecke von der Grenze Koreas bis zur Mündung des Amurstromes ist für Rußland schon deshalb von großer Wichtigkeit, weil dieselbe eine ganze Reihenfolge vortrefflicher Häfen besitzt. Unter diesen hat Wladiwostock (Port May), im südlichen Theile, am Golfe Peter's des Großen, unweit der koreanischen Grenze, die günstigste Lage, und die russische Regierung läßt dort große Werften, Docks rc. bauen, weil Wladiwostock zum Hauptkriegshafen auserkoren ist und Hauptstadt der russischen Mandschurei werden soll. Es tritt als solche an die Stelle von Nikolajeffsk, das am Amur, oberhalb der Mündung des Stromes, eine ungünstige Lage hat und dessen Hafen fast sieben Monate lang durch Eis versperrt ist. Baumaterialien, namentlich Granit und Thon, sind in Menge zur Hand. Die östliche Mandschurei hat fruchtbaren Boden, ist auch reich an werthvollen Mineralien, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Wladiwostock, welches ohnehin schon Telegraphenverbindung nach dem Süden wie mit Sibirien hat, im Fortgange der Zeit ein wichtiger Handelsplatz werden muß. Gegenwärtig ist Admiral Crowe Gouverneur der Amurprovinzen, ein Mann, der lange in England und Amerika gelebt hat. Mit Anfang des Jahres 1872 ist für jene Provinzen ein neuer Zolltarif in Kraft getreten, der einige Eigenthümlichkeiten darbietet. Die Ausfuhr von Kohlen ist verboten, ebenso die Einfuhr des Opiums und jene spirituöser Getränke mit einem Prohibitivzolle belegt; das letztere geschah, weil die angesiedelten Russen, Mandschu, Koreaner und Chinesen sich in ganz unmäßiger Weise dem Branntweintrinken ergaben. Diese Ansiedler bekamen bisher Geldunterstützung von Seiten der Regierung; diese war aber nur eine Prämie für die Trägheit; deswegen will man nun fleißige Arbeiter aus China heranziehen, welche umsonst gutes Land erhalten und steuerfrei sein sollen. — Die große Insel Sachalin, welche nun den Russen ganz gehört, soll eine Anzahl von Sträflingsniederlassungen bekommen; man will alle bisher in den Amurprovinzen zerstreuten Verbrecher dorthin schaffen, und sie sollen die sehr ergiebigen Kohlengruben bearbeiten.

* * *

— In Folge des Krieges gegen die Südstaaten und der widersinnig hohen Schutzzölle, welche vielfach einem Prohibitivzolle gleichkommen, ist die nordamerikanische Handelsflotte ungemein zurückgegangen, und nun soll ihr, ebenso widersinnig, durch hohe Prämien wieder aufgeholfen werden. Von 1860 bis 1866 sank sie, was die auswärtige Schifffahrtsbewegung betrifft, von 2,546,237 Tonnen auf 1,492,223 Tonnen. Commissär Wells in Washington hat die Ursachen des Verfalles gründlich nachgewiesen. Der Tonnengehalt der für den auswärtigen (registered) und innern (licensed) Verkehr eingetragenen Schiffe stellte sich 1860 auf 5,539,813 Tonnen und war 1870 zurückgegangen auf 4,246,507 Tonnen. Aus amtlichen Nachweisungen des Schatzamtes geht hervor, daß vor 1862 der Tonnengehalt der amerikanischen Fahrzeuge, welche in den Häfen des britischen Reiches einliefen, doppelt so beträchtlich war wie jener der britischen Schiffe in den Häfen der Vereinigten Staaten. Seit 1868 ist dagegen der Tonnengehalt der britischen Fahrzeuge, welche in die letzteren Häfen einlaufen, doppelt so beträchtlich als jene der amerikanischen. Wells weist nach, daß etwa 80 Procent von allem, was 1870 in den Vereinigten Staaten ein- oder ausging, in fremden Schiffen befördert wurde. Während überall der Küstenhandel den auswärtigen Flaggen freigegeben ist, bleibt derselbe bis heute in den Vereinigten Staaten noch monopolisirt und auch er ist trotzdem zurückgegangen. Im Jahre 1860/1861 hielten die in demselben beschäftigten Fahrzeuge 2,657,292 Tonnen und 1869/1870, trotz der inzwischen bedeutend angewachsenen Volksmenge, nur 2,595,328 Tonnen.

— Die Volksmenge in der schweizerischen Eidgenossenschaft stellte sich zu Ende des Jahres 1870 auf 2,670,345 Köpfe. Davon waren Protestanten 1,567,003, zur päpstlichen Kirche gehörten 1,085,084, Juden 7037. Von den größeren Cantonen hatten in runden Ziffern: Bern 507,000, Zürich 285,000, Waadt 232,000, Aargau 199,000, St. Gallen 191,000, Luzern 132,000, Tessin 120,000, Freiburg 111,000. Deutsch war Muttersprache für 384,561 Familien, Französisch für 134,183, Italienisch für 30,296, Rumansch für 8759 Familien. Im Durchschnitt zählt eine Familie in der Schweiz gegen 5 Köpfe: 4,78 bis 4,79. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß Deutsch reden 1,843,000, Französisch 640,000, Italienisch 145,000, Rumansch 42,000.

— Der Stand der Volksmenge im canadischen Dominion ist, nach den jünst veröffentlichten amtlichen Angaben, folgender (1871):

Ontario (Obercanada) 1,620,842 Seelen. Zunahme seit der letzten Zählung 224,751 oder 16,09 Procent.

Quebeck (Untercanada) 1,190,505. Zunahme 79,841 oder 7,18 Proc.

Neu-Braunschweig 285,777. Zunahme 33,730 oder 13,38 Proc.

Neu-Schottland 378,800. Zunahme 56,943 oder 17,21 Proc. Insgesammt 3,484,924 Seelen. Zunahme 395,265 oder 13,46 Procent für 10 Jahre.

Ohne die sehr starke Auswanderung aus der Dominion nach den Vereinigten Staaten würde die Zunahme allerdings als weit beträchtlicher sich herausstellen.

— In Britisch-Birma ist der Zuwachs der Bevölkerung sehr beträchtlich, auch durch Einwanderung aus dem noch unabhängigen Birma. Im Jahre 1864 zählten Einwohner: Mulmähn 69,286, Ranguhn 63,256, Bassein 24,907, Prome 22,243, Akyab 15,512.

— Alexandria in Aegypten ist der einzige Exporthafen Aegyptens und kann durch den Suezcanal, der nur eine Passage durch Wüsteneien ist, commerciell nicht lahm gelegt werden. Die Ausfuhren betrugen 1868: 245,628,000 Francs; 1869: 215,928,000; 1870: 192,739,000. Die Einfuhren stellten sich in den drei genannten Jahren auf respective 137,500,000, 134,200,000 und 126,350,000 Francs. Drei Viertel des Ausfuhrhandels ist in englischen Händen, ebenso sind es zwei Fünftel des Importes; dann folgen der Reihe nach: Frankreich, Oesterreich, Italien und die Türkei. Die Schifffahrtsbewegung stellte sich 1870 auf 2886 eingelaufene und 2912 ausgelaufene Fahrzeuge.

— Die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten von Nordamerika zählte zu Anfang des Jahres 1872 178 Schiffe mit nominell 1426 Kanonen. Davon waren 82 nicht im Gebrauch.

— Auf Veranlassung der geographischen Gesellschaft in St. Petersburg hat man Tiefseemessungen im Baïkal-See vorgenommen. Man fand die beträchtlichste Tiefe, 1248 Meter, im südwestlichen Theile des Sees.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Land und Volk von Appenzell.

Von **Th. Zorn.**

II.

Einen erhebenden Eindruck der Mann- und Wehrhaftigkeit und politischen Selbständigkeit des Appenzeller Volkes empfängt der Fremde, wenn am Sonntage vor eingehendem Maien, also am letzten Sonntage des April, die Landsgemeinde nach uralter Väterweise abgehalten wird. Sie findet für Außer-Rhoden abwechselnd in Hundwyl und Trogen, für Inner-Rhoden in Appenzell statt. Dieser Tag, an dem das Volk von Appenzell seine demokratischen Ge-

Am Züricher See.

rechtsame, die Wahl der Beamten der Republik, Annahme oder Ablehnung neuer Gesetze, auszuüben hat, gilt für den größten Festtag im Jahre. Schon lange vor dem wichtigen Sonntage ist die kommende Landsgemeinde der Hauptgegenstand des Gesprächs der Männer. Eifrig und nicht ohne heftiges Aufeinanderplatzen der Meinungen wird in Wirthshäusern, oder wo sonst die Männer zusammenkommen, jeder Punkt des Programms besprochen, das der Landammann vier Wochen vorher mit den neuen Gesetzvorschlägen hat drucken lassen. Ist endlich der erwartete Sonntag gekommen, dann ziehen Alle, welche „ehr- und wehrhafte“ Männer sind, vom zwanzigjährigen Jünglinge bis zum Greise, hinaus auf den grünen Wiesenplan, wo vor Jahrhunderten schon die Väter tagten. Im Freien, auf grünem Grunde, Angesichts des blauen Himmels und der ewigen Berge giebt sich das freie Volk seine Gesetze und wählt die Vollstrecker derselben. Gegen Mittag klingt Trommel- und Pfeifenschall von der Stadt her. Es naht der Zug der zeitigen Landesbeamten, die nach einer kurzen, kirchlichen Weihe dem Landsgemeindeplatz zuschreiten.

Voran weht das schwarzweiße Panner von Appenzell, gehen einige Trommler und Pfeifer, alte Nationalweisen spielend. Sie sind halb schwarz, halb weiß gekleidet und tragen auf der Brust und an den Instrumenten silberne Denkmünzen, welche ihnen nach altem Herkommen die Landammänner verehrten.

Auf dem Landsgemeindeplatze angekommen, besteigt der Landammann, im schwarzen Frack, den aufgeschlagenen, dreieckigen Hut auf dem Kopfe und den Degen an der Seite, den „Stuhl“. So heißt die schnell errichtete, hölzerne Bühne,

Das Grütli am Vierwaldstätter-See.

Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mythenstein grad' über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz.
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward 2c.
„Die Wiege schweizerischer Volksfreiheit.“

auf der die Gemeindeleiter dem ganzen Volke sichtbar sind. Zur Rechten des Landammanns nimmt der Landschreiber, zur Linken der Landwaibel Platz. Ersterer führt das Landbuch, Letzterer dient bei der kommenden Verhandlung gleichsam als Sprachrohr für den Landammann. Die Kleidung des Waibel besteht aus einem schwarzweißen Waffenrock, schwarzen Kniehosen und weißen Strümpfen.

Auf einem andern Gerüste in kleiner Entfernung nehmen die übrigen Landesbeamten, als Pannerherr, Landeszeugherr, Landesbauherr, Statthalter, Landesfähnrich u. s. w., Platz. Das Volk aber stellt sich in Rotten geordnet, deren Inner-Rhoden sieben zählt, vor dem Stuhle auf. An der Spitze jeder Rotte steht der im vorigen Jahre erwählte Hauptmann derselben. Jeder einzelne Landmann in der Rotte ist mit dem Seitengewehr bewaffnet.

Von ergreifender Wirkung ist der Moment, wenn nach der kurzen Eröffnungsrede des regierenden Landammanns die versammelten Tausende ihr Haupt entblößen, um in stillem Gebete den Segen des Himmels auf die ernste Handlung herabzuflehen.

Ist durch die Hauptleute der Rotten die Landesrechnung geprüft und gebilligt, so wird zur Wahl des neuen Landammanns geschritten. Den ersten Vorschlag machen die Rottenhauptleute, wonach jeder einzelne Landmann berechtigt ist, auch seinerseits einen Namen zu nennen. Abgestimmt wird durch Handaufheben, das „Handmehr“. Der neugewählte Landammann wird dann unter Vorantritt der Pfeifer und einiger Hellebardiere zum Stuhle geleitet, übernimmt das Landsiegel und führt nun sogleich die Gemeinde. Der abtretende Landammann wird Pannerherr. Mit gleicher

Feierlichkeit wird jeder neugewählte Landrath zur Bühne geleitet. Dann werden die einzelnen Gesetzvorschläge des Programmes der Reihe nach zur Abstimmung gebracht.

„Wem's wohlgefällt, daß (der und der Passus des Programmes) zum Gesetz erhoben werde, der hebe seine Hand auf!" ruft mit weitschallender Stimme der Waibel, und Hunderte von rechten Händen fliegen empor. Nach kurzer Pause ertönt abermals des Waibels Ruf: „Wem's aber nicht wohlgefällt, sondern wem's besser gefällt, daß . . . ., der hebe seine Hand auf!" Und mehr Hände als zuvor steigen empor. Der Vorschlag ist verworfen.

Es haben übrigens nur immer wenige Vorschläge Aussicht, zum Gesetz erhoben zu werden. Der Appenzeller ist kein Freund von vielen Gesetzen, und hegt die Befürchtung, es könnten der Gesetze so viele werden, daß sich der einfache, unstudirte Bauer darin nicht leicht zurecht finden könnte. Die angenommenen Vorschläge werden vom Landschreiber ins Landbuch verzeichnet und gelten von nun an als Gesetze des Cantons.

Ist dann auch die Wahl der übrigen Landesbeamten vollzogen, dann leisten alle Erwählten mit erhobenen Schwurfingern den Eid, welchen der Landschreiber aus dem Landbuche vorliest, und verpflichten sich vor Gott, Verfassung und Gesetze des Cantons treu aufrecht erhalten zu wollen. Die Gemeinde zerstreut sich und Lustbarkeiten aller Art füllen den Rest des Tages.

Wurde bisher nur von Zügen berichtet, die den Bewohnern beider Appenzell gemeinsam sind, so giebt es des Unterschiedlichen zwischen Inner- und Außer-Rhoden fast noch mehr. Neben der anfänglichen Religionsverschiedenheit hat sich im Laufe der Jahrhunderte auch in vielen anderen Beziehungen ein solcher Gegensatz zwischen den Halbcantonen herausgebildet, daß man sie für zwei ganz verschiedene Volksstämme halten könnte.

Col de la Seigne.

Derselbe gehört zur Gruppe des Montblanc und bildet einen langen Kamm, der sich bis zum Mont Belleface und dem kleinen Sanct Bernhard hinzieht. Die Paßhöhe, welche aus dem Bonneval ins Thal von Ferrer führt, liegt 8422 Fuß über dem Meere.

Die dem Protestantismus innewohnende bildungfördernde Kraft machte den Außer-Rhodener freisinnig und aufgeklärt in religiöser wie in politischer Hinsicht. In der Cantonalregierung wie in der Tagsatzung am Bunde stand er von jeher für den Fortschritt ein. Die Radicalen in Genf, Bern und Aargau hatten an ihm stets einen treuen Bundesgenossen, wenn es galt, den conservativen, sonderbündischen Urcantonen, mit denen Inner-Rhoden meist stimmt, einen Fortschritt abzuringen. Der rege Verkehr mit den umliegenden Cantonen und Ländern weitete den Blick des Außer-Rhodeners und befähigte ihn, auch andere Quellen des Erwerbes, als sein rauhes Ländchen ihm bot, zu suchen.

Schwunghaft betriebene Musselin-, Seiden- und Baumwollenweberei und Stickerei brachten bald Wohlstand, selbst Reichthum ins Land. Davon zeugen die stattlichen Häuser in ihrer freundlichen Garten- und Wiesenumgebung, die schmucken Städtchen und großartigen Fabriken, welche nicht allein Außer-Rhodens Bewohner mit gewinnbringender Arbeit versorgen, sondern auch Tausende von Frauen und Mädchen in Inner-Rhoden und Vorarlberg mit Sticken beschäftigen. Ihren Hauptabsatz finden die Waaren der Außer-Rhodener Fabriken in Frankreich, England und Amerika, und ihre kunstvollen Schleier-, Gardinen- und Gewandstickereien erwarben sich auf den Ausstellungen in Paris und London stets Beachtung und Bewunderung. Neben dieser Industrie wird Viehzucht, Obstbau und Bienenzucht nicht vernachlässigt, wenn auch der in fast jedem Hause befindliche Webstuhl die Beschäftigung der Männer und der Sticktisch die der Frauen bedingt.

Freilich büßte der Außer-Rhodener bei dieser vorwiegend industriellen Beschäftigung und durch die häufige Berührung mit der übrigen Welt einen Theil seiner alten, einfachen

Sitte und Weise, und was der Fremde nicht wenig bedauert, auch seine Nationaltracht ein, doch der alte treue, biedere Kern ist ihm geblieben.

Die Inner-Rhodener waren und sind nur einfache Hirten. Der conservirende, abschließliche Katholicismus hielt Aufklärung, Bildung und Aufschwung aus ihrem Berglande verbannt. Die Uebelstände, die sonst wohl im Gefolge der Papstkirche erscheinen, treten auch in diesen abgeschlossenen Thälern, und stärker als anderswo zu Tage. In keinem Cantone der ganzen Schweiz ist der Einfluß der Priester so fest begründet und unbeschränkt als hier. Das Gewissen der Erwachsenen und die Abrichtung der Jugend liegt ganz in ihren Händen. Auch sind die Inner-Rhodener abergläubisch, unduldsam und jeder Neuerung abhold. Mit Zähigkeit hielten sie an Tracht, Sitte und Beschäftigung der Vorväter fest. Mit Hartnäckigkeit sträubten sie sich bisher gegen die Erbauung eines Fabriketablissements in ihrem Bergkessel, und so fließt denn der größere Gewinn der mühenden Arbeit, die ihre Frauen und Töchter beschäftigt, den Außer-Rhodenern zu. Das Land blieb arm. Die über die Wiesengründe zerstreuten Häuser der Inner-Rhodener sind klein und oft nur Hütten, die wenigen Ortschaften nur Dörfer. Selbst Appenzell, der Hauptort des Cantons, welches seinen Namen von der Zelle eines Abtes von St. Gallen, die hier gestanden haben soll, ableitet, ist nur ein Dorf. Wie schon erwähnt, ist die einzige Beschäftigung der Männer Viehzucht, Käse- und Molkenbereitung. Die Molke, hier Schotten genannt, bildet jedoch nur eine Erwerbsquelle im Sommer, wo die Molkencurorte Gonten, Gais und Weißbad mit Curgästen gefüllt sind. Auf der Alme bereitet, wird die noch heiße Molke in großen Kübeln schnell ins Bad hinabgetragen und für wenige Centimes das Quart an die Landwirthe verkauft.

Von größerer Bedeutung ist die Käsebereitung. Die Inner-Rhodener sind neben den Entlibuchern die geschicktesten Sennen der Schweiz. Wenn im Hochfrühling der Schnee geschmolzen ist und die Alpen mit frischem Grün und lieblichen Maien (Blumen) aufs Neue sich schmückten, dann ziehen die Sennen zu Berge, sie „fahren ein“. Festlich mit Blumen und Bändern geschmückt und in freudiger Erregung steigt Mensch und Thier zur Alm empor. Ins Geläut der gestimmten Halsglocken singt und jauchzt und johlt der Senne, brüllt munter die Herde, geht es doch, wie Beide empfinden, ihrer eigentlichen, schönern Heimath zu. Es ist eine Zeit der Arbeit und der Entbehrung, die des Sennen da oben auf der Alpe wartet, und doch sehnt er durch acht Monate diese mühevolle Zeit als den schönsten Theil des Jahres heran.

Bergcapelle Wildkirchli.

Zuerst werden die unteren Almen abgeweidet; zu den höchsten wird erst im Juli emporgestiegen, und Ende August kehrt die Herde zu den unteren Weiden, die inzwischen wieder nachgewachsen sind, zurück. Unter Anführung des Stiers nimmt die Herde vom schönsten Weideplatze, der oft erst vom Führer einer zweiten Herde erkämpft werden muß, Besitz und der Senne bezieht seine einfache Wohnung.

Man hegt wohl hier und da noch recht romantische Vorstellungen von einer Sennhütte. Die Anschauung würde sehr bald diese Romantik zerstören. Roh aus Steinen und über einander gelegten Baumstämmen erbaut, die zahlreichen Fugen und Ritzen mit Moos und Heu verstopft, das Dach mit breiten Schindeln gedeckt und gegen den Sturm mit gewichtigen Steinen beschwert, gewährt die Sennhütte doch nur ungenügenden Schutz gegen Regen und Zugluft. Festgestampftes Erdreich ist der Fußboden; eine Bank, ein Tischchen, der große Milchkessel auf dem gewaltigen Herde in der einen Ecke, der Melkstuhl und einige Melkkübel bilden die Möbel, etwas Heu und einige Säcke oder alte Kleidungsstücke die Schlafstatt des Sennen.

Rauch und die scharfe, eigenthümliche Ausdünstung der vierbeinigen Schottentrinker, wie der Appenzeller die vier bis fünf Schweine nennt, die bei jeder Sennhütte von den Molken- und anderen Abfällen gemästet werden, machen mit dem Geruch des Kuhdüngers, welcher die nächste Umgebung der Hütte in einen Sumpf verwandelt, die Atmosphäre aus, in welcher der Senne bei harter Arbeit und karger Kost einen großen Theil des Tages zu schaffen hat. Außer Milch und

Brot dient ihm nur noch ein magerer Käse zur Nahrung, der von jener Milch bereitet wird, aus welcher die meisten Fetttheile schon ausgeschieden sind. Es ist derselbe scharfe, Gaumen und Zahnfleisch beizende Käse, den die Tiroler Zieger nennen. Auch das Aeußere des Sennen in Kleidung und Wäsche kann sich bei seiner Beschäftigung nicht die Sauberkeit wahren, auf welche der vielgebrauchte Ausdruck vom „schmucken Sennen" schließen läßt.

Wahrlich, dem Thiere ist es auf der Alp besser als dem Menschen bereitet. Den dumpfen, engen Stall vertauschte es mit der freien Bewegung in frischer Bergesluft, das trockene Stallfutter mit den saftigen Alpenkräutern, unter denen es wie ein echter Gourmand erst noch eine eigene Auswahl trifft, und dem weißen doldenblühenden Muetternkraut und dem hochgelben Rahmblümli vor allen anderen Kräutern den Vorzug giebt. Das krystallklare Wasser einer Quelle dient ihm zum Trank. Auf der Ebenalp, wo keine Quelle sprudelt, hat die gütige Natur in ganz eigener Weise für Wasser gesorgt. Das Wetterloch, eine trichterförmige Vertiefung von fast 50 Fuß Umfang, füllt sich im Winter mit Schnee und Eis, das für die Weidezeit vorhält. Dies gräbt der Senne heraus und benutzt es geschmolzen für sich und die Herde.

Zweimal im Tage kommen die Kühe zum Melken zur Hütte. Die Ueberfülle der Milch wird den Thieren selbst lästig. Nach kurzer Zeit haben sie sich so an die bestimmte Stunde des Melkens gewöhnt, daß jede Kuh ihre bestimmte Stunde einhält. Mit einiger Ueberlegung könnte sich der Senne eine lebendige Uhr aus seinen Thieren construiren.

Der Milchertrag der einzelnen Kühe ist natürlich verschieden, doch wird angenommen, daß eine gute Kuh täglich 15 bis 20 Maß Milch herausgiebt, woraus während der ganzen Almzeit etwa $1^1/_2$ bis 2 Centner Käse bereitet werden. Gewöhnlich gehört die Herde von 20 bis 30 Kühen, das Sennthum, einem Besitzer im Thale. Der Senne ist selten, fast nie, Eigenthümer der Herde, welcher er wartet. Doch kommt es auch vor, daß Aermere ihre wenigen Kühe zu einem Sennthume zusammenthun und einen Sennen gemeinschaftlich miethen. In diesem Falle wird die Menge der Milch, die jeder Theilhaber liefert, vom Sennen auf einem Kerbholz verzeichnet und der gewonnene Käse nach Verhältniß der Kerbzahlen vertheilt. Selten, vielleicht gar nicht, kommt der Senne während der Almzeit hinunter ins Thal.

Ja, außer denjenigen, die in gewissen Zwischenräumen Butter und Käse herabholen, oder ihm seinen Brotvorrath erneuern, sieht er oft keinen Menschen. Selbst zur Kirche kann er nicht gehen. Fromm nimmt er sein Käppchen vom Haupte und betet ein Vaterunser, wenn der Klang des Capellenglöckleins im Thale zur Höhe hinaufdringt. Auf der Ebenalp, hart am Abgrunde, steht ein schmuckloses hölzernes Kreuz. Hier versammeln sich Sonnabends, wenn die Sonne dem Untergange zusinkt, sämmtliche Hirten der nahen Almen, und wenn die Glocken im Thale das Ave Maria einläuten, dann beten diese einfachen Menschen hier oben in stiller Gemeinschaft, und fühlen sich geistig vereint mit ihren Glaubensgenossen im Thale. Beim Aufblick vom stillen Gebet schweift dann der Blick des Aelplers über die grünen Berge und Gründe seines Cantons, die mit freundlichen Häusern und Oertchen besäet sind; hinauf zum Sentis, der im Abendsonnenscheine warm erglüht, hinab zum Seealpsee, dessen tiefgrüner Spiegel sich scharf von seiner Wiesenumgebung abhebt; vom goldschimmernden Bodensee angezogen, in dem die Sonne ihre letzten Strahlen badet, verliert sich sein Auge nach Norden in weite Ebenen, die in endloser Ferne bläulich verdämmern; träumerisch fragt sich der Senne, wie ohne Berge die Menschen dort leben mögen.

Ein Rückblick auf seine Alp, die wie ein grünes Dach den schroffen Alpstein krönt, bringt ihm plötzlich sein Hirtenglück und die Schönheit seiner Heimath zu Gemüthe, und jubelnd ringt sich ein Jauchzen, wie ein Lied ohne Worte, eine Ode ans Vaterland, aus seiner Brust, und das ist der „Jodler". Naht zu Ende September der rauhe Herbst, der mit Sturm und zeitigem Schneefall die Almzeit oft auch früher schon abkürzt, dann nehmen Mensch und Thier mit Trauergefühl Abschied von den Bergen und ziehen zu Thal: „sie fahren aus".

Aber während des nun folgenden langen Gebirgswinters erwärmt sich das Herz des Sennen an der Hoffnung:

„Wir kehren wieder!
Wenn der Kuckuck ruft,
Wenn erwachen die Lieder;
Wenn mit Blumen die Erde sich schmücket neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai."

Die Tiefseeforschungen des Professors Agassiz.

III*).

Entdeckung eines Rhizocrinus. — Geologische Rückschlüsse. — Eine Plurotomaria. — Auffindung von bisher nur fossil bekannten Spongien.

r. d. Bereits liegt uns der dritte, aus Pernambuco vom 16. Januar datirte Bericht des Professors Agassiz von der „Haßler"-Expedition vor, welcher allerdings dessen Vorhersagungen (vergl. S. 97) in einzelnen Stücken bestätigt. Er ist wieder, wie die früheren, an Professor Peirce gerichtet und enthält abermals eine Fülle interessanter Mittheilungen.

Der „Haßler" war nach der westindischen Insel Barbadoes gedampft. „Wir machten dort nur vier Züge mit dem Schleppnetz in der Tiefe von 75 bis 120 Faden. Aber was für Züge! Genug, um ein halbes Dutzend erfahrener Zoologen ein ganzes Jahr hindurch zu beschäftigen, wenn die Exemplare so lange am Leben erhalten hätten werden können! Der erste Zug brachte einen Cnemidium-artigen Schwamm herauf; der zweite lieferte uns einen Crinoiden (Lilienstrahler), welcher dem Rhizocrinus Lofotensis sehr nahe verwandt, aber wahrscheinlich von ihm verschieden ist; der dritte eine lebende Pleurotomaria (eine Schneckenart); der vierte ein neues Spatangoidengeschlecht (See-Igel) — von der geringern Beute gar nicht zu reden."

*) Vergl. S. 97 und 136, wo die beiden ersten Berichte mitgetheilt sind.

Rhizocrinus wurde ein 1864 von dem Norweger Sars entdecktes Crinoidengeschlecht genannt, das er in einer Tiefe von mehr als 200 Faden bei den Lofoten (daher Rhizocrinus Lofotensis) gefunden hatte. Da außer sehr zahlreichen fossilen Crinoiden nur wenige lebende (wie Pentacrinus caput medusae, Comatula und Holopus) bekannt waren, so machte dieser Fund damals unter den Zoologen großes Aufsehen. Rhizocrinus besitzt keine Aehnlichkeit mit den schon bekannten lebenden Seelilien, schließt sich dagegen innig an die ausgestorbene Familie der Apiocriniten an. Auf einem 3 bis 4 Zoll langen gegliederten, am Boden festgewachsenen Stiele erhebt sich eine birnförmige, aus mehreren dicken Kalkspathplättchen zusammengesetzte Krone, deren oberer Rand von 4, 5 oder 6 langen, verästelten und feingegliederten Fangarmen umgeben ist. Agassiz konnte den von ihm bei Barbadoes aufgefischten Rhizocrinus 10 bis 12 Stunden am Leben erhalten und beobachten. „Wenn er sich zusammenzieht, werden die Pinnulä (die fadenförmigen Anhänge der Arme auf deren Innenseite) gegen die Arme gepreßt und die Arme selbst werden gegeneinander gefaltet, so daß das Ganze einem Knäuel aus wenigen groben Bindfaden gleicht. Oeffnet sich das Thier, so trennen sich zunächst die Arme, ohne die Pinnulä zu entfalten, so daß die Krone einem Pentapoden gleicht. Doch allmälig biegen sie sich auswärts, entfalten langsam die Pinnulä und dann gleicht das Thier, wenn vollständig entfaltet, der Krone der Türkenbundlilie, bei der jedes Blumenblatt sich gleichsam selbst bewegt. Von Contractibilität habe ich im Stamme keine Spur entdeckt, wenngleich er nicht steif genannt werden kann. Wird das Thier gestört, so ziehen sich zunächst die Pinnulä zusammen. Für mich war es äußerst interessant, dieses Thier zu beobachten, das mir gleichsam von dem Leben untergegangener Arten erzählte, die in fernen geologischen Epochen in so gewaltiger Ausdehnung die Meere beherrschten. — Die nahe Verwandtschaft des Rhizocrinus mit den Apiocrinoiden wird noch dadurch dargethan, daß das Thier, wenn es stirbt, seine Arme abstößt, wie der fossile Apiocrinus, dessen Kelch gewöhnlich ohne Arme gefunden wird.“

Hierzu einige erläuternde Worte. Die Crinoiden sind unter den Versteinerungen von der Silurformation an bis zur Tertiärzeit mit am häufigsten vertreten. Sie beginnen mit dem Hypanthocrinus und Dimerocrinus in der Grauwacke, gehen durch die folgenden Formationen hindurch und erreichen in der Trias und der Juraformation das Maximum der Verbreitung. Encrinus liliiformis ist eine der häufigsten Versteinerungen überhaupt; er kommt im Muschelkalke in so ungeheuren Mengen vor, daß seine runden Stielglieder, die man auch steinerne Pfennige nennt, ganze Schichten, die sogenannten Trochitenkalke, zusammensetzen. Welcher Abstand nun zwischen jener Häufigkeit und der heutigen Seltenheit dieser Thiere! Auch in der Juraformation sind die Crinoiden noch häufig und gerade hier finden wir die dem Rhizocrinus so nahe stehenden Apiocriniden, die ihre Arme abstoßen. Wir bilden hier den Kelch des Apiocrinus elegans mit abgestoßenen Armen aus dem Bath-Oolith ab.

Kelch von Apiocrinus elegans. Aus dem Bath-Oolith.

„Und nun,“ fährt Agassiz fort, „mag die Frage aufgeworfen werden, wie es kommt, daß heute diese Thiere nur im tiefen Wasser leben, während sie in vergangenen Zeiten in einer seichten See wohnten? An der Thatsache selbst kann nicht gezweifelt werden, denn man braucht hierbei nur auf die den Charakter der Untiefe tragenden silurischen Ablagerungen des Staates Neuyork hinzuweisen. Was bedeutet es nun, wenn wir den Pentacrinus (schon 1755 durch Guettard bekannt geworden) und Rhizocrinus Westindiens nur im tiefen Wasser finden? Mir scheint es, als ob nur eine Erklärung für diese Thatsache zulässig sei; und daß im Fortschritt des Wachsthums der Erde wir Betracht nehmen müssen auf eine Veränderung der günstigen Lebensbedingungen gewisser niedriger Typen, und in diesem Sinne deutete ich früher („Globus“ S. 98) an, daß wir in tieferen Gewässern Repräsentanten vergangener geologischer Epochen finden mußten. Aber stimmt die heutige Tiefsee in Bezug auf die Bedingungen für die Entwickelung des Thierlebens mit den ehemaligen Untiefen in längst vergangenen geologischen Zeiten überein? Ich glaube, ja, oder sie nähern sich wenigstens einander. Denn die Tiefe des Oceans allein kann die Thiere unter jenen hohen Druck bringen, welchen die schwere Atmosphäre früherer Periode erzeugte. Aber dieser hohe Druck, welcher auf den Thieren in großen Tiefen lastet, er kann sicherlich nicht günstig auf deren Lebensentwickelung wirken — daher die niedrigen Formen, welche wir in der Tiefsee finden. Die schnelle Abnahme des Lichtes mit zunehmender Tiefe und der geringe Gehalt freien Sauerstoffes in diesen Gewässern, unter größerm und größerm Drucke, die Abnahme und geringere Verschiedenartigkeit der Nahrungsmittel u. s. w. — das Alles sind Ursachen, die in derselben Richtung und mit demselben Erfolge wirken. Aus all diesen Gründen habe ich stets erwartet, in größeren Tiefen organisirte Wesen von niedrigerer Structur als an unseren Küsten und in seichten Wässern zu entdecken. Aber in alle dem findet sich nichts, was den Schluß rechtfertigte, daß irgend eines der jetzt lebenden Thiere in gerader Linie von jenen früherer Zeitalter abstammte. Noch rechtfertigt diese Aehnlichkeit mit früheren Perioden die Behauptung, daß die Kreideperiode noch fortdauere. Es würde so gerecht als wahr der Natur gegenüber sein, zu sagen, daß genau die Tertiärzeit in den Tropen noch fortdauere, in Betracht der Aehnlichkeit der miocenen Säugethiere und jener der heißen Zone.“

Die letzteren Bemerkungen gehen gegen Darwin und Carpenter, welcher Letztere, auf den Globigerinenfund gestützt, die Fortdauer der Kreidebildung auf dem Meeresboden annimmt.

„Wir haben einen andern Beweis an der Pleurotomaria. Es ist noch nicht lange her, daß es bekannt wurde, das Schneckengeschlecht Pleurotomaria sei keineswegs vollkommen ausgestorben, da vor etwa zehn Jahren ein einziges Exemplar in Westindien entdeckt wurde. Selbst Pictet in der zweiten Ausgabe seiner Paläontologie betrachtet Pleurotomaria noch als ausgestorben und nur von der silurischen bis zur Tertiärzeit reichend. Von der lebenden, bei der Insel Marie Galante gefundenen Art war nur die Schale bekannt. Wir fischten unsere Pleurotomaria in 120 Faden Tiefe an der Westseite von Barbadoes und erhielten sie 24 Stunden am Leben, während welcher Zeit das Thier seine bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten entfaltete, und eine colorirte Abbildung von demselben durch Herrn Blake genommen werden konnte, welche später veröffentlicht werden soll. Der Fuß ist sehr groß und besteht aus einer verticalen Fleischmasse von großer Dicke, etwa einen Zoll lang, und ist fast doppelt so groß als der Durchmesser der Schale. Wo der Mantel an die Seiten des Fußes befestigt ist, entlang dem obern Rande, bildet er einen häutigen Saum, der frei vom Fuße absteht und seiner ganzen Länge nach mit deutlichen Papillen besetzt ist, die ungefähr den Papillen am

Mantelrande unserer Najaden gleichen und die rudimentäre Siphonalfalte umgeben. Diese Papillen sind noch weit mehr an dem charakteristischen Rande des Mantels entwickelt, welcher an den Lippenspalt der Schale trifft, von dem das Geschlecht den Namen hat. (Wir geben hier die Abbildung der Pleurotomaria granulata aus dem Jura, von unten gesehen; bei a ist der Lippenspalt; ferner Pleurotomaria Santonensis aus der Kreide, um die kegelförmige Gestalt der Schale zu zeigen.) Wenn das Thier voll entwickelt ist,

Pleurotomaria granulata. Von unten. a der Spalt der Lippe.

Pleurotomaria Santonensis. Aus der weißen Kreide.

nähern sich die entgegengesetzten Ränder des Mantels, welche die Lippenspalte umfassen, einander und die Curve am Ende der Spalte bleibt allein offen, solchergestalt einem Sipho gleichend. Der Kopf des Thieres ist völlig sichtbar — ein großer cylindrischer Rüssel tritt vorn zwischen zwei großen, geraden und etwas steifen Tentakeln hervor, an deren Basis je an der äußern Seite ein kleines Stielauge sitzt. Die Oberflächenfarbe des ganzen Thieres ist röthlich braun; feine Linien von dunklerer Farbe ziehen sich über den ganzen Kopf hin, sind aber feiner und enger zusammengerückt auf dem Rüssel als an den Tentakeln weiter hinten. Der Rand des Mantels entlang der obern Seite des Fußes ist gleichfalls dunkler als der Fuß selbst. Ich hoffe in späterer Zeit die inneren Organe genau anatomisch darstellen zu können. Pictet hat mit gewohntem Scharfsinn aus den fossilen Schalen geschlossen, daß diese Thiere kein Operculum haben. Die Familie der Pleurotomariden zählt zwischen 400 und 500 fossile Arten, die in der Grauwacke beginnen, in der Kohlen- und Juraformation aber besonders zahlreich auftreten."

„Höchst interessant sind die neu entdeckten Schwämme. Als der erste Band des großen Werkes von Goldfuß über die Versteinerungen Deutschlands erschien, vor etwa einem halben Jahrhundert, waren darin einige neue Schwammgeschlechter aus den Jura- und Kreideschichten unter den Namen Siphonia, Cnemidium und Scyphia beschrieben. Nichts Aehnliches ist seitdem unter den lebenden Spongien bis zum heutigen Tage bekannt geworden, und jetzt brachte uns der erste Netzzug bei Barbadoes ein Cnemidium, oder wenigstens einen Schwamm, der dem jurassischen Cnemidium sehr nahe steht und von dem erst spätere Untersuchung darthun muß, ob er generisch mit dem Jurageschlechte übereinstimmt. Der nächste Tag beschenkte uns mit einer echten Siphonia, ein anderes, nur (?) aus der Juraformation bekanntes Geschlecht. Und es ist erwähnenswerth, daß ich zu Barbadoes in der Sammlung des Gouverneurs Rawson auch eine daselbst aufgefundene Scyphia fand, so daß drei, bisher für ausgestorben erachtete Schwammgeschlechter der Juraformation in der Tiefsee Westindiens noch lebend vorkommen."

Siphonia kommt indessen nicht bloß in der Juraformation, sondern auch noch in der Kreide vor. Die Siphonien haben einen flaschen- oder birnförmigen Körper, der aus einem dichten Fasergewebe gebildet ist, das von zweierlei verschiedenen Canälen durchzogen wird. Die einen dieser Canäle sind rund, die anderen sind unregelmäßig; die ersteren öffnen sich an der Oberfläche in einem Kreise um einen becherförmigen Eindruck, die letzteren münden unregelmäßig an den Seiten, denen sie einen zerfressenen Anblick geben. Die Siphonien sitzen meist auf einem Stiel, wie z. B. die Siphonia pyriformis aus der Kreide von der Insel Wight. Die Gattung Scyphia, von der wir hier Scyphia (Cribrospongia) reticulata aus dem Oxfordkalke abbilden, zeigt etwa die Form eines Bechers, indem sie einen aufgewachsenen hohlen, am obern Ende breitkegelförmig offenen, mit vielen rundlichen, oft in Reihen gestellten Oeffnungen versehenen Stock besitzt, welcher aus einem Gewebe netzförmig durchwachsener Fasern besteht, deren vergrößerte Ansicht wir beifügen.

Siphonia pyriformis. Von der Insel Wight.

Damit sind aber die Entdeckungen von Agassiz in der Tiefsee von Barbadoes noch keineswegs erschöpft. Er fährt in seinem Berichte fort: „Ich sah auch in der Sammlung des Gouverneurs Rawson eine Anzahl Exemplare von Pentacrinus Mülleri; wir selbst aber waren nicht glücklicher, als nur einige Fragmente desselben aufzufischen. Das werthvollste Exemplar aber in der Sammlung des Gouverneurs

Scyphia (Cribrosbongia) reticulata. Aus dem Oxfordkalke. Daneben einige Fasern vergrößert.

ist ein wohlerhaltener Holopus (H. Rangii d'Orbigny), ein afterloser Lilienstern), welches keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß dieses merkwürdige Thier ein echter Crinoid ist, wie schon d'Orbigny versicherte. — Eine andere Familie organisirter Wesen ist auch geeignet, meine Annahmen zu bestätigen. Wenn es einen Echinodermentypus giebt, der charakteristisch für eine geologische Periode ist, so ist dies das Geschlecht Micraster für die Kreideformation, in ihrem ursprünglichen Umfange. Keine Art dieses Geschlechts ist aus der tertiären Zeit bekannt und ebenso wenig wurde bisher eine lebende Form desselben aufgefunden. (Wir geben einen Micraster aus der Kreideformation in der Abbildung. Er zeigt die Form der echten Herzigel, etwas vertiefte Fühlerzunge und breite, seichte Vorderrinne.) Man kann sich daher mein Erstaunen vorstellen, als das Schleppnetz zuerst drei Exemplare einer kleinen Art dieser Kreideform heraufbrachte! Es möge dies genügen, um meine Erwartung, daß in der Tiefsee noch als untergegangen betrachtete Thiere existiren, zu rechtfertigen."

Micraster coranguinum. Aus der weißen Kreide.

Wir werden die ferneren Berichte des Professors Agassiz, sobald sie veröffentlicht sind, unseren Lesern schleunig mittheilen.

Streifzüge in Oregon und Californien (1871).

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Wieder nach Oregon. — Die „North-Pacific-Transportation Company". — Mit dem Dampfer „Idaho" von San Francisco nach Portland. — Gefährliche Seereise. — Die Riffe an der Küste von Oregon. — Im Nebel beinahe gescheitert. — Die „Columbia-River-Bar" sonst und jetzt. — Astoria. — Herrliches Flußpanorama. — Die Lachsfischereien am Columbia. — Der Sargberg. — Kalama. — Die nördliche Pacific-Eisenbahn und ihre fraglichen Termini. — Die zukünftige Weltstadt am Pugetsund. — Die commercielle Bedeutung des Pugetsundes und die Hülfsquellen des Territoriums Washington. — Der Pugetsund im Vergleich mit der Bai von San Francisco und die geographische Lage beider für den Welthandel. — Das Delta des Willamette. — Ankunft in Portland.

Es war vor acht Sommern (im Jahre 1863), als ich zum ersten Male eine Reise von San Francisco nach Oregon unternahm. Damals begab ich mich in eine mir gänzlich unbekannte Gegend und suchte mir einen neuen Wohnort. Die Leser des „Globus" erinnern sich vielleicht noch meiner ersten in diesen Blättern veröffentlichten Skizzen aus Oregon*), worin ich jene Reise beschrieb und das Thal des Columbiaflusses eingehend schilderte. Im Herbste 1871 habe ich unter ganz veränderten Verhältnissen des Lebens wiederum einen Ausflug nach Oregon gemacht, reiste zur See nach Portland und kehrte auf dem Landwege nach San Francisco zurück.

Manchem mag es seltsam scheinen, daß derselbe Schriftsteller schon früher von ihm eingehend besprochene Gegenden und das Leben und Treiben der dort wohnenden Menschen zum zweiten Male einem gebildeten deutschen Leserkreise ausführlich darstellen will. Bei Beschreibungen älterer Culturländer wäre dies allerdings ein seltsames Unternehmen; aber hier im entlegenen Westen, wo Alles neu und im Werden begriffen ist, treten selbst in einem kurzen Zeitraume von acht Jahren so viele nennenswerthe Veränderungen ein, die neu entstandenen Verkehrswege und Handelsverbindungen, eine zahlreiche Immigration und viele andere Agenten haben einen solchen durchgreifenden Einfluß auf die gesellschaftliche und commercielle Entwickelung des Volkes, auf Land und Leute im Allgemeinen, daß zu jener Zeit gemachte Aufzeichnungen schon jetzt als veraltet erscheinen müssen. Außerordentlich interessant ist es, das Aufblühen neuer Länder zu verfolgen, die stattgehabten Veränderungen durch Vergleiche zwischen Sonst und Jetzt festzustellen und dadurch Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen. —

Am 10. September 1871, einem Sonntage, nahm ich im Hafen von San Francisco Passage auf dem der „North Pacific Transportation Company" gehörenden Dampfer „Idaho", welcher mich direct nach Portland, der Haupthandelsstadt Oregons, bringen sollte. Diese Gesellschaft entsendet südwärts vier Dampferlinien: nach Santa Cruz an der Montereybai, nach San Luis Obispo, nach San Diego und Zwischenplätzen und nach Cap St. Lucas, Mazatlan, Guaymas und La Paz am untercalifornischen Golf; nordwärts eine Linie nach Eureka an der Humboldtbucht und den kleineren Hafenplätzen bis zur Mündung des Umpqua, und eine zweite nach Portland in Oregon, — nach letztgenanntem Platze einen Dampfer in jeder Woche, und zwar direct, nicht mehr, wie früher der Fall war, über Victoria auf der Vancouversinsel. Die Stadt Victoria ist jetzt durch directe Dampfschifffahrt sowohl mit San Francisco als mit Portland verbunden. Diese Dampfer haben im Hafen von Victoria Anschluß nach dem Pugetsund.

Der Haupttheilnehmer der „North Pacific Transportation Company" ist der an der pacifischen Küste Nordamerikas wohlbekannte Millionär Ben Holladay, ein außerordentlich unternehmender Mann, welcher den Transporthandel und Passagierverkehr zwischen Californien und Oregon sowie die neuen Eisenbahnlinien in letzterm Staate fast ganz unter seine Controle gebracht hat. Die unter der Flagge der genannten Gesellschaft fahrenden Dampfer möchte ich als Dampfschiffe zweiter Classe bezeichnen. Der unserige war einer der besten von ihnen, aber, was Bequemlichkeit anbelangt, nicht eben mustergültig, obgleich er sicher sein sollte.

Wir hatten während der Reise von San Francisco nach der Mündung des Columbia viel Nebel, was die Fahrt nicht minder unangenehm als gefährlich machte. In einer Entfernung von einigen Seemeilen von der Küste Oregons laufen Felsriffe und vereinzelte Klippen auf einer Strecke von 100 Meilen parallel mit derselben. Bei ruhiger See und klarer Luft pflegen die Dampfschiffe jenen sogenannten „innern Cours", zwischen den Riffen und dem Festlande, zu nehmen; bei nebeligem Wetter dagegen ist dieses ein ganz außerordentlich gefährliches Fahrwasser. Es war hier, wo der Dampfer „Brother Jonathan" am 30. Juli 1865 auf einem Felsriffe scheiterte, bei welcher Katastrophe 242 Menschen den Tod in den Wellen fanden. Wir wären, als wir bei trüber Luft jenen Cours verfolgten, einmal beinahe auf einen Felsen gerannt, was unsern Capitän veranlaßte, während der darauf folgenden Nacht sicherheitshalber die offene See zu suchen, um dort das Weichen des Nebels abzuwarten. Es ist aber ein eigenes Ding mit diesen Nebelbänken an der oregonischen Küste; sie kommen, man weiß nicht woher, beim schönsten Wetter, und überraschen die Schiffe oft an den gefährlichsten Stellen. Der Rauch von den meistens zu dieser Jahreszeit in Oregon brennenden Wäldern pflegt sich mit dem Nebel zu vermischen und macht diesen oft so dicht, daß man kaum eine Schiffslänge weit vor sich sehen kann. Mitunter ist es schwer zu sagen, ob Nebel oder Rauch die See bedeckt.

Als wir am 13. Morgens gen Ost steuerten, um uns der Küste zu nähern, waren wir, ehe wir es dachten, wieder im dichtesten Rauchnebel. Unser Capitän glaubte, er sei noch mindestens fünf Seemeilen vom Ufer entfernt, und ließ den Dampfer mit einer Geschwindigkeit von etwa zwölf Knoten fahren, als plötzlich einige Passagiere zuerst Land entdeckten und ein warnendes Geschrei erhoben; — dicht vor uns lagen riesige Felsmassen, an denen die Brandung hoch hinanstürmte. Den Dampfer zu wenden und das Weite zu

*) „Streifzüge im Nordwesten Amerikas, namentlich in Oregon." „Globus" Bd. XI, Nr. 5, 6 und 7.

suchen, war das Werk von wenigen Minuten, und schnell wie sie erschienen, waren die Felsen wieder unseren Augen entrückt. Die bleichen Mienen der Seeoffiziere und der Mannschaft ließen uns erkennen, wie groß die Gefahr gewesen. Hätte das Schiff dem Steuer nicht sofort gehorcht, so wären wir unfehlbar gescheitert, und an Rettung wäre hier, wo die Felsen jäh und thurmhoch aus den Wogen aufragten, nicht zu denken gewesen. Nie werde ich das Schreckensbild der plötzlich schwarz aus dem Nebel hervortretenden sich dicht vor uns aufthürmenden Felsmassen vergessen, auf welche der Dampfer schnell gerade losfuhr. Es war das gefährliche Vorgebirge der „Tillamook Heads“ (sprich: Tillamuhk) gewesen, 16 Miles südlich von der Mündung des Columbia, dessen 500 Fuß hohe Felswände uns einen so unangenehmen Morgengruß gebracht hatten.

Während der folgenden 24 Stunden kreuzten wir wieder in offener See und wandten uns am 14. in der Frühe, abermals im Nebel, der Küste zu, um die Einfahrt in den Columbia zu suchen. Der mit uns von San Francisco gekommene Pilot hatte an diesem Tage mehr Glück als am vorhergehenden, da er das Schiff im dichten Nebel gerade nach der Flußmündung steuerte; als sich gegen Mittag die Nebel etwas hoben, sahen wir rechter Hand den niedern bewaldeten Strand der sieben Miles breiten Flußmündung (Point Adams), links das hohe Vorgebirge von „Cap Disappointement“ mit dem Leuchtthurm darauf, und vor uns die weißen Schaumwellen und die Sandbänke der gefahrdrohenden „Columbia River Bar“. Diese Barre hat aber viel von ihren Schrecken verloren, seit vor einigen Jahren ein mehr südlich gelegener breiterer Paß als der früher benutzte zwischen den Untiefen gefunden wurde, durch welchen die Schiffe jetzt ihren Weg nehmen. Dennoch überschleicht den Reisenden ein Gefühl der Unsicherheit beim Anblicke jener noch immer mit Recht berüchtigten Mündung des großen Nordweststromes, wenn er die regellos hin und her wogenden schäumenden Wellen, die niederen, hier und da mit Binsen und Gestrüpp bewachsenen Sandbänke betrachtet und das forschende Auge die zertrümmerten Ueberbleibsel eines gescheiterten Schiffes und die lange weiße Linie der Brandung schaut, die sich dem Laufe des Dampfers entgegenstellt. Diesen lenkte der Pilot jedoch geschickt durch das schwierige Fahrwasser, und bald war jeder froh, als die häßliche Barre hinter uns lag und das Schiff unbehindert den hier einem Meeresarme ähnlichen breiten und majestätischen Columbia hinausbrauste.

Bald lagen die am linken Stromufer erbauten Festungswerke der Erdbatterien von Fort Stevens hinter uns, und mit einem donnernden Böllerschusse meldeten wir unsere Ankunft den Bewohnern von Astoria, jener ältesten Stadt am Columbia. Die kurze Zeit, während welcher unser Dampfer am Holzquai von Astoria verweilte, benutzte ich zu einem Spaziergange durch das Städtchen. Dasselbe hatte sich seit meinem letzten Hiersein fast gar nicht verändert. Ein stattliches Zollgebäude der Vereinigten Staaten und ein ansehnliches Hotel, welches im Sommer viel von wohlhabenden Bewohnern Portlands besucht wird, die in der Nähe von Astoria, bei Clatsop an der Youngsbai, Seebäder nehmen, waren die einzigen Neubauten, welche ich gewahrte. Sonst war Alles beim Alten geblieben. Hier standen noch dieselben halb vermoderten Pfähle im Wasser, welche einst das Fundament von seit vielen Jahren verschwundenen Gebäuden bildeten. Ich fand ohne Mühe noch denselben Austernsalon, den ich schon vor Jahren besucht hatte, und erkannte in dem Wirthe, der mir die schmackhaften Bivalven auftischte, die in der nahen Shoalwater Bai, gleich nördlich von der Mündung des Columbia, gefunden werden, denselben mexicanischen „Greaser“, der mich hier schon zweimal, vor acht und vor drei Jahren, bedient hatte. In der Stadt war kein Leben, kein Handel, Alles still wie auf dem Aussterbeetat. Die hinter der Stadt liegenden Höhen hatten die Waldungen verloren, welche sie ehedem zierten, und statt grüner Baumwipfel sah das Auge dort nur ein Labyrinth von starren, abgeschlagenen Stumpen. Man brauchte kein Prophet zu sein, um den Ausspruch zu wagen, es werde aus diesem todten Platze keine bedeutende Handelsstadt entstehen. Doch hat Astoria Hoffnung, bevorlang mit Portland durch eine Eisenbahn verbunden zu werden und wird dann der Seehafen jener blühenden Inlandstadt sein, zu welcher das durch Untiefen bedrohte Fahrwasser des Willamette für größere Seeschiffe einen schwierigen Zugang bildet.

Nach kurzem Aufenthalte in Astoria gab der Dampfer das Signal zur Weiterfahrt, und bald darauf brausten wir weiter den majestätischen Columbia hinauf, der bei Astoria noch die Breite von über fünf englischen Meilen hat und sich allmälig bis auf eine Meile verengt. Das Wetter war herrlich und doppelt schön im Gegensatze zu der kalten und nebeligen Seeluft, die wir noch vor wenigen Stunden geathmet hatten. Der breite, grünliche Columbia mit seinen dichtbewaldeten Ufern, den romantischen Höhenzügen und idyllischen Waldinseln schien mir so schön wie vor acht Jahren, als er das erste Mal mein Auge entzückte, und aufs Neue zog sein herrliches, immer wechselndes Panorama an mir vorüber.

Ich hatte mit Erlaubniß des Capitäns meinen Standpunkt auf dem sonst den Passagieren verschlossenen hohen Quarterdeck genommen, von wo ich die herrliche Flußscenerie wie von einer Warte überschauen konnte. Die silbergrünen Cottonwoodbäume und dunkleren, breitgeästeten Eichen, die Erlen und helleren Buchen, durchwachsen von dichtem Gebüsch und untermischt mit rothem und goldgelbem Laubwerk der frühreifen herbstlichen Blätter, drängten sich bis hart an das Ufer, an welchem wir nahe entlang fuhren. Das saftige Grün und die üppige Vegetation erinnerten an tropische Waldscenerien; nur die Ranken und Lianen fehlten, um mich mitunter glauben zu machen, ich schaue hier die herrlichen Waldmauern des San Juan in Nicaragua. Oft waren die Laubbäume mit Nadelhölzern untermischt, insbesondere an solchen Stellen, wo die Ufer felsig und steil abfielen, während die ferner gelegenen Höhenzüge, auf welchen ein bläulicher Duft lagerte, mit dichten Fichtenwaldungen gekrönt waren. Wo die Fluthen des Columbia hin und wieder die Felsen am Strande unterhöhlt hatten, waren selbst jene ausgewaschenen Stellen mit Büschen bewachsen. Ueberall, wo die Wurzeln einen Platz finden konnten, hatten sich diese eingenistet; Büsche sproßten unter den Felsen empor und bildeten mit grünem Blätterschmuck mitunter schattige und natürliche Lauben, die traulichsten lauschigen Plätze in romantischer Einsamkeit, welche sich ein zärtliches Pärchen nur wünschen möchte. Aber schwerlich hat dieselben je ein anderer Fuß als vielleicht einmal der eines rothen Mannes betreten.

Leider blieb das majestätische Bild der Schneeriesen Mount Hood und Mount St. Helens, welche wie die Hüter des Thales weiter ostwärts zu beiden Seiten des Columbia dastehen, meinen Augen auf dieser Reise ganz verschlossen. Der Nebelrauch von den zur Zeit meines Besuches im Innern von Oregon in Brand stehenden Wäldern hatte seinen Schleier über die silbernen Gipfel geworfen.

Als etwas Neues fielen mir die an verschiedenen Stellen am Stromufer errichteten ansehnlichen Gebäulichkeiten von Lachsfischereien auf, große hölzerne Schuppen von etwa 100 Fuß Länge und 25 Fuß Breite, mit einer rings her-

umlaufenden Veranda und mit Landungsbrücken für die Fischerboote versehen. Der Lachsfang hat in den letzten Jahren am Columbia einen bedeutenden Aufschwung genommen. Am untern Stromlaufe wird derselbe jetzt systematisch im Großen ausgebeutet und sind die Salmen bereits ein namhafter Handelsartikel für diese Gegenden geworden. Man fängt die Fische hier in großen Stellnetzen, und in den Packereien werden hauptsächlich Chinesen beschäftigt. Die Zahl der im Columbia gefangenen und meistens nach San Francisco, Südamerika, China und den Südseeinseln ausgeführten präservirten Lachse beträgt etwa anderthalb Millionen Fische im Jahre*).

Zwei Mal im Jahre, im Frühjahr und im Herbste, kommen jene Fische massenweise aus der See, ziehen stromaufwärts und in alle Nebenflüsse, um weit im Innern des Landes, 800 bis 1000 englische Meilen von der Mündung des Columbia, im östlichen Oregon und innerhalb der Grenzen des entlegenen Territoriums Idaho, zu laichen. An den 175 Miles von der See entfernten oberen Stromschnellen, den „Dalles des Columbia", werden die Salmen von den Indianern in unglaublichen Massen gespeert, auf den Basaltfelsen am Ufer in der Sonne gedörrt oder in den dort errichteten Hütten geräuchert und so als Winterproviant präservirt. Während der Sommermonate herrscht dort ein buntes und äußerst interessantes reges Leben. Die Indianer aus Oregon und Washington versammeln sich daselbst, um im friedlichen Beieinander den von den Weißen in keiner Weise beeinträchtigten Lachsfang auszubeuten. An den Stromschnellen ist das Flußwasser förmlich lebendig von Lachsen, welche mit einer unverwüstlichen Energie gegen die dort in engen Canälen zusammengedrängten reißenden Fluthen ankämpfen und sich über die Fälle und durch die Wasserwirbel einen Weg suchen, wobei ihnen die Speere der Indianer zu Tausenden den Tod bringen. Aber viele Hunderttausende von ihnen gelangen dennoch glücklich in das obere Fahrwasser und nach den ersehnten Laichplätzen**).

Ungefähr zehn Miles oberhalb „Oak Point", wo in den sogenannten „Narrows" die meisten Lachsfischereien sind, und etwas unterhalb der Mündung des Cowlitz (sprich: Kaulitz) liegt ein hoher Hügel, der den Namen Mount Coffin (Sargberg) führt. Dies war in früheren Jahren einer von den heiligen Begräbnißplätzen der Indianer am Columbia, wo sie ihre Todten in Canoes beizusetzen pflegten. Nachdem wir bei dem im Territorium Washington gelegenen Städtchen Monticello vorbeigedampft waren, passirten wir, ohne anzuhalten, die 25 Miles weiter oberhalb am selbigen Ufer liegende erst sechs Monate alte Stadt Kalama. Dieser Ort verdankt seine Entstehung der Northern-Pacific-Eisenbahn, welche hier die Hauptniederlage des Materials für den Bau ihrer westlichen Division errichtet hat. Im Osten ist jene Bahn von dem neuen und schnell emporblühenden Hafenorte Duluth am Obern See bereits 250 Miles quer durch den Staat Minnesota bis in das Thal des Red River of the North vorgeschritten. Von der westlichen Division ist nur erst die 20 englische Meilen lange Wegstrecke von Kalama nach der Mündung des Cowlitz vollendet worden.

In Kalama, an dessen Quai ein mit Eisenbahnschienen befrachteter Dreimaster lag, grassirte, wie man mir erzählte, zur Zeit ein sehr gefährliches Speculationsfieber. Die Bewohner dieser Embryo-Großstadt (beiläufig gesagt, eine Temperenzstadt reinsten Wassers, in der nicht einmal Bier verkauft werden darf, und wo durstige Seelen nur in den außerhalb des Stadtbezirks auf Prahmen im Columbia errichteten „Salons" vor der Polizei sicher sind), die Kalamier, sagte man mir, lebten in der Hoffnung, daß hier ein bedeutender Handelsort und glücklicher Rivale von Portland emporblühen müsse, und Bauplätze würden zu fabelhaften Preisen gehalten. So lange in Kalama die Hauptniederlage der nördlichen Pacificbahn zum Ausladen von Schienen und sonstigem Material zum Eisenbahnbau bleibt, wird dort voraussichtlich ein reges Leben sein. Sobald aber die Bahn nach dem Pugetsund vollendet ist, wird Kalama aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein Transitplatz bleiben. Die am nahen Willamette gelegene reiche Handelsstadt Portland hat während des letzten Decenniums einen solchen Aufschwung genommen, daß es jetzt im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, ihr werde (was ich vor acht Jahren irrthümlich auch glaubte) am Columbia ein ebenbürtiger Rivale erwachsen. Am ganzen untern Columbia ist bis jetzt nicht ein auch nur einigermaßen bedeutender Ort entstanden, welcher Portlands Stellung als Handelsmetropole von Oregon im Geringsten beeinträchtigte.

Mehr Aussicht, ein Handelsemporium zu werden, hat eine der Ortschaften, vielleicht eine noch gar nicht gegründete Stadt am Pugetsund, einem der geräumigsten und trefflichsten Seehäfen in der Welt. Dort herrscht seit einigen Jahren eine große Aufregung, welchen Platz die Northern-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft wohl als den westlichen Terminus auserseben habe, und jede von den an seinen Ufern liegenden kleinen Städten hofft zum Mindesten ein zweites San Francisco zu werden. Bis jetzt ist aber dort noch Alles ungewiß. Auf dem neuesten von dem großen Bankhause Jay Cooke u. Comp., welche Firma den Verkauf der Actien der nördlichen Pacificbahn betreibt, veröffentlichten Kartenplane ist die Nordwestseite der Bellinghambai als westlicher Terminus der nördlichen Pacificbahn angedeutet. Nach dieser Karte erreicht die Hauptlinie das Thal des Columbia in der Gegend von Walla Walla und überschreitet das Cascadegebirge durch den Snoqualaminpaß (nach neuester Messung 2600 Fuß hoch). Eine mehr südlich ziehende Nebenlinie folgt dem gewundenen Ufer des Columbia über Kalama bis an die Mündung des Cowlitz und läuft dann direct nördlich, läßt den Pugetsund etwas zur Linken und verbindet sich mit der Hauptlinie an der Bellinghambai. Diese liegt nahe am Verbindungspunkte des Pugetsundes mit der Straße von Fuca, hat vortrefflichen Ankergrund und in der Nähe (bei Whatkom) ergiebige Kohlenminen und Eisenerze. Auch ist die Gesellschaft dort im Besitze einer bedeutenden Landstrecke hart am Ufer der Bai, welche zugleich der Hauptwasserweg für die Nordwestpassage ist und durch die

*) Einem in der Februarnummer 1872 von der in San Francisco herausgegebenen Monatsschrift „The Overland Monthly" enthaltenen Aufsatze, in welchem der Lachsfang am untern Columbia eingehend geschildert wird, entnehme ich folgende Notizen:

„Die Salmen werden theils in zinnernen Gefäßen (tin cans), theils in Fässern verpackt. Ein Fisch füllt in der Regel zehn zinnerne Kannen, die dann in Kisten von je 48 Pfund verpackt werden. Eine Packerei hat im letzten Jahre 14,583 Kisten im Werthe von 131,247 Dollars verschifft, die Kiste zu 9 Dollars gerechnet. Auf einer Strecke von drei Miles liegen sieben Lachsfischereien und im Ganzen fünfundzwanzig am Columbia. Die zwei bedeutendsten derselben haben im Jahre 1871 die eine 700,000 Pfund und die andere 400,000 Pfund Lachse verpackt. Die eingefangenen Lachse werden, nachdem sie gereinigt sind, erst in große mit concentrirtem Salzwasser gefüllte Kübel geworfen, in denen sie einen bis zwei Tage liegen bleiben und auf die Hälfte ihres ursprünglichen Volumens zusammenschrumpfen. Dann werden sie gut abgewaschen und mit Zuthat von Salz in Fässern verpackt, indem sie durch Schrauben fest hineingepreßt werden. Die in zinnernen Kannen verpackten Fische werden entweder frisch oder gepöckelt oder mit Zuthat von Gewürzen hineingelegt und werden die Kannen dann luftdicht verschlossen. Man hat auch angefangen, das aus den Fischen beim Zusammenschrauben in die Fässer herausgepreßte Oel zu sammeln, welches dem besten Spermöl gleichkommt." D. Verf.

**) Siehe: „Gartenlaube" 1866 Nr. 17. Die Indianer beim Lachsfang am Columbia. Von Th. Kf.

Straße von Fuca in directer Verbindung mit dem Großen Ocean steht.

Die Northern-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft erhält nun von der Regierung der Vereinigten Staaten eine Landschenkung von 25,600 Acker Land für jede gebauete Meile ihres Schienenweges, mit der Bestimmung, daß die Landschenkung aufhöre, sobald die Bahn das Ufer des Pugetsundes erreicht habe. Diese Landschenkung nimmt Bezug sowohl auf die Hauptlinie als auf die oben angedeutete dem Ufer des Columbia folgende Zweigbahn. Da der Werth der Ländereien die Kosten des Baues der Eisenbahn weit übersteigt, so ist der Vortheil, den die Gesellschaft durch eine größtmögliche Verlängerung der Bahnlinie erzielen wird, nicht zu verkennen. Das provisorische Nivellement von der über Kalama führenden Bahnlinie liegt 15 Miles östlich von Olympia, an welchem Orte sich der Sitz der Regierung des Territoriums Washington befindet und der zugleich der äußerste südliche Punkt am Pugetsund ist, bis zu welchem Seeschiffe gelangen können, 4 Miles östlich von Steilacoom (sprich: Steilakuhm) und 8 Miles östlich von Tacoma, und nimmt die Richtung nach Seattle (sprich: Siattel), wo nicht weit vom Washingtonsee Kohlenlager vorhanden sind. Eine andere Version verlegt den Terminus nach Whidbey's Island, etwa 8 Meilen südlich von der Bellinghambai und dem alten jetzt verlassenen Fort der Vereinigten Staaten, Port Townsend, gegenüber. Alle genannten Orte haben treffliche Häfen, deren es eine Menge am Pugetsunde giebt, und alle sind Aspiranten für den westlichen Terminus der nördlichen Pacific-Eisenbahn; aber die Bellinghambai liegt am weitesten nach Norden vorgeschoben und hat deshalb für die Actionäre einen entschiedenen Vortheil über ihre mehr südlich gelegenen Termini-Rivalen, welche als Endpunkte der Eisenbahn diese ihrer Lage entsprechend verkürzen und die Landschenkungen schmälern würden. Es soll im Plane der Gesellschaft liegen, von der in einiger Entfernung und parallel mit den Gewässern des Sundes von Süden nach Norden laufenden Linie „Kalama-Bellinghambai" kurze Zweigbahnen nach allen oben genannten Hafenorten am Sunde zu erbauen, welche man jedoch, um dem Buchstaben des Gesetzes nachzukommen und die Landschenkung der Vereinigten Staaten nicht zu verwirken, der Northern-Pacific-Eisenbahn nicht incorporiren will. Bis zum October 1872 hofft man den Bau der Bahnlinie von Kalama bis 15 Miles vom Sunde und zum Anschluß an die Olympia-Zweigbahn vollendet zu haben*).

Ueber die muthmaßliche commercielle Wichtigkeit und Größe einer am Pugetsunde beim westlichen Endpunkte der nördlichen Pacificbahn emporzublühenden Handelsstadt sind die Meinungen sehr getheilt. Während Manche jener Zukunftsstadt wegen ihrer ausgezeichneten Lage für den Welthandel ein glänzendes Prognostikon stellen und der Ansicht sind, dieselbe wäre bestimmt, Portland oder gar San Francisco zu überflügeln, glauben Andere, daß hier für den Handel weiter nichts als ein Transitplatz entstehen könne, da das an den Sund grenzende Land einer höhern Cultur nur wenige natürliche Vortheile gebe und dem Aufbau einer selbständigen Handelsstadt ersten Ranges nicht die dazu unumgänglich nothwendigen Hülfsquellen biete. Die Wahrheit wird wohl so ziemlich inmitten dieser einander diametral entgegengesetzten Ansichten liegen. Obgleich es Thatsache ist, daß der Pugetsund einen herrlichen Seehafen mit trefflichem Ankergrunde bildet, der gegen alle Stürme geschützt ist und in dem die Flotten sämmtlicher Nationen Platz finden könnten, dessen Wasser im Winter nie gefriert, und der einen leichten und gesicherten Eingang vom Meere hat — ein nicht zu verkennender Vorzug über den durch die berüchtigte Barre an seiner Mündung gefährdeten Columbia —, ist es nicht minder wahr, wenn behauptet wird, daß eine Seehandelsstadt ersten Ranges als Bedingung eines gesunden Emporblühens außer einem vorzüglichen Hafen nothwendigerweise auch ein productives Hinterland besitzen müsse, und daß dieses, mit fast alleiniger Ausnahme von prächtigen für den Betrieb von Sägemühlen fast unerschöpflichen Tannenwaldungen, dem an den Sund grenzenden Lande fehle. Bis jetzt ist die allerdings großartige Ausfuhr von Bauholz fast die einzige Hülfsquelle der Bewohner am Pugetsunde gewesen.

Das an den Sund grenzende Land ist außerordentlich gebirgig und, wie ich aus zuverlässigen Quellen in Erfahrung gebracht habe, für den Ackerbau wenig geeignet. Weit und breit erstrecken sich dichte Urwälder von riesigen Nadelhölzern, nur die gegen den Sund auslaufenden, aber sehr engen Flußthäler haben einen nennenswerthen Humus und sind mit Laubhölzern, meistens Erlen und Vine Maple (einem mit vielen zweigartigen Stämmen direct aus dem Boden aufschießenden strauchartigen Gewächs), bestanden. Wo die Tannenwälder fortgeschlagen wurden, um Farmen Platz zu machen, zeigt sich der Boden sandig und lehmig und voll von Steingeröll, und, was das Schlimmste ist, kalt. Obgleich derselbe für das Wachsthum von Nadelhölzern außerordentlich günstig ist, finden Cerealien und Früchte auf ihm nur ein kümmerliches Fortkommen, und selbst die Kartoffel gedeiht dort schlecht.

Die östlich von den Cascadengebirgen liegenden für den Ackerbau geeigneten Thäler, welche durch die nördliche Pacificbahn dem Pugetsunde ihre Producte zuführen und dort ihren natürlichen Markt finden würden, sind nicht von großer Ausdehnung. Die hauptsächlichsten derselben sind das Klikatat-, das Yaquima- und das Walla-Walla-Thal, von denen letzteres das bedeutendste ist. Aber man vergleiche dieselben z. B. mit den Thälern, welche San Francisco tributpflichtig sind und die, ganz abgesehen von dem Metallreichthum Californiens und Nevadas, eben so viel zum Emporblühen jener großen Handelsstadt als deren günstige Weltlage beigetragen haben. Gegen das Sacramentothal, die Ebene des San Joaquin, das Santaclarathal und viele andere in Californien verschwinden jene ganz und gar. Selbst das Willamettethal und die weiter südlich gelegenen fruchtbaren Thäler Oregons haben lange nicht die Bedeutung der californischen. Auch könnten dieselben der Zukunftstadt am Pugetsunde nur dann als tributpflichtig betrachtet werden, wenn Portland zu dieser z. B. eine ähnliche untergeordnete Stellung einzunehmen bestimmt wäre, wie sie Sacramento und die anderen größeren Inlandstädte Californiens zu San Francisco haben, was denn doch außerordentlich zweifelhaft scheint.

Schließlich noch ein paar Worte über die geographische Lage des Pugetsundes in Vergleich zur San-Francisco-Bai. Die oft angeführte Thatsache, daß die directe Entfernung vom Pugetsunde nach Japan und China erheblich geringer sei, als die von San Francisco, und daß die von Ostasien nach Nordamerika kommenden oder von der diesseitigen Pacificküste dorthin fahrenden Handelsschiffe deshalb die nördliche Route zum Pugetsunde der Centralroute über San

*) Beim Jahresabschluß 1871 waren weitere 22 englische Meilen von der Mündung des Cowlitz bis nach Pumphrey's Landing, am linken Ufer des Cowlitz hinauflaufend, vollendet worden. Die Entfernung von Pumphrey's Landing nach Olympia beträgt 60 englische Meilen über ein außerordentlich schwieriges, bergiges Terrain, und scheint es sehr zweifelhaft, daß die Bahnlinie, wie die Gesellschaft es sich vorgenommen hat, bis zum Herbste 1872 über das Gebirge, welches hier zwischen dem Columbia und dem Pugetsund liegt, fertig gebaut werden kann. D. Verf.

Francisco vorziehen werden, ist keineswegs maßgebend für den Welthandel. Die Gewässer des nördlichen Großen Oceans sind, namentlich im Winter, außerordentlich stürmisch, und selbst die zwischen San Francisco und Ostasien fahrenden Schiffe pflegen einen südlichen Cours (bis zum 27. und 25. Breitengrade hinunter) zu nehmen, um in ein ruhigeres Fahrwasser zu gelangen und den Passat der südlicheren Breiten benutzen zu können. Die Schiffe, welche den Handelsverkehr zwischen dem Pugetsund und Japan und China vermitteln sollen, würden aus demselben Grunde nicht, wie Herr Colfax (Vicepräsident der Vereinigten Staaten, welcher vor einigen Jahren die Pacifieküste bereiste) in einem Aufsatze über die nördliche Pacificbahn behauptet hat, und was ihm von Vielen oft und mit Nachdruck nachgesagt worden ist, auf dem kürzern sogenannten großen Cirkel fahren, sondern wie die von San Francisco segelnden eine südliche Bogenschwenkung machen und schließlich in dasselbe Fahrwasser gelangen, welches die Handelsschiffe auf ihren Reisen zwischen San Francisco und Ostasien einschlagen. Da nun die Bogenschwenkung von dem mehr nördlich als die San-Francisco-Bai gelegenen Pugetsunde bedeutend größer als von jener ist, so muß dieser durch die Seeroute viel von seiner nach Westen vorgeschobenen günstigen geographischen Lage wieder einbüßen, und die Schiffe vom Sunde werden in Wirklichkeit gerade so lange Reisen von und nach Asien wie die von San Francisco fahrenden machen. —

Bei einbrechender Dunkelheit passirten wir das am linken Stromufer liegende Städtchen St. Helens, wo der Columbia noch die Breite von einer englischen Meile hat. Eine Dampfsägemühle in St. Helens schneidet täglich 40,000 Fuß Bauholz, zu dem die in der Nähe liegenden ausgedehnten Fichtenwaldungen das trefflichste Material geben. Bald darauf näherten wir uns vorsichtig der Mündung des Willamette in den Columbia, wo die beiden Flüsse ein Delta bilden, dessen niedrige, theilweise mit Weiden und Gebüsch bewachsene Inseln einen außerordentlich fruchtbaren Boden haben. Doch sind dieselben der Ueberschwemmung ausgesetzt und werden, da schützende Dämme auf ihnen noch nicht existiren, nur auf den höheren Stellen, den sogenannten „hard back ridges“, bebaut. Weizen erzielt dort bis 60 und Hafer bis 90 Scheffel pro Acker. Das niedrige Land ist in reichster Fülle mit nahrhaftem Gras bewachsen, welches jahraus jahrein, ohne daß je eine Nachsaat nöthig ist, als vortreffliches Heu eingeerntet wird.

Der Nebel und der Rauch von den auf den Gebirgen Oregons theilweise in Brand stehenden Wäldern lagerte sich jetzt immer dichter auf den Fluthen, und nur mit äußerster Vorsicht gelang es unserm Piloten, den Dampfer in den durch Untiefen gefährdeten Willamette zu bringen. Gegen Mitternacht am 14. September landeten wir glücklich vor der Stadt Portland.

Betrachtungen über die Ethnologie Frankreichs.

Von **Leo Van der Kindere.**

I.

„Drei Fünftel Frankreichs sind von einer vor-arischen Race bewohnt.“

Allgemein beschäftigt man sich heutzutage mit ethnographischen Fragen und bespricht sie, häufig ohne Kenntniß aller wesentlichen Grundlagen. Daraus entstehen unvermeidlich schwere Irrthümer; darunter leidet namentlich auch die Ethnologie von Frankreich. Man sagt, Frankreich sei keltisch, folglich arisch, und alle Arier haben in höherm oder minderm Grade gewisse gemeinsame Haupteigenschaften.

So lautet das Räsonnement des Herrn Potvin in seinem Buche „Le Génie de la Paix“, und das ist auch die Annahme eines politischen Schriftstellers, des Herrn Emil von Laveleye. „Lateiner und Germanen sind Brüder,“ sagt er in seinem Artikel „die Rache Frankreichs“ („Belgische Revue“ vom 15. Januar 1872); „sie sind beide von arischem Stamme,“ und er folgert daraus, daß es nicht erlaubt sei, „der Racenverschiedenheit die Verschiedenheit des Geschickes der verschiedenen europäischen Völker zuzuschreiben.“

Diese Schlußfolgerung wäre vortrefflich, wenn nur deren Vordersätze nicht falsch wären. Allerdings sprechen alle westeuropäischen Völker arische Sprachen; aber Jedermann weiß, daß die Sprache keineswegs immer ein Zeugniß der Abstammung, sondern oft nur ein solches der Eroberung ist. Wo aber Eroberer sind, da hat es Besiegte gegeben; diese Besiegten haben sich durch Jahrhunderte erhalten, und mehr als einmal hat sich in ihrer dichten Masse der kleine Kern der Eroberer aufgelöst. Die keltisch redenden Gallier haben später die lateinische Sprache angenommen; aber haben die Gallier selber nicht auf dem Boden Frankreichs bereits eine ältere Bevölkerung, gewissermaßen Ureinwohner, vorgefunden, der sie ihre Sprache mittheilten, die aber allmälig wieder emporgekommen ist und heutzutage fast durchweg das Uebergewicht über ihre Sieger behauptet?

So liegt die Frage, und die neuere Wissenschaft steht nicht an, sie in bejahendem Sinne zu beantworten.

Quatrefages hat in seinem Werkchen: „Die preußische Race“, nachzuweisen versucht, daß die Bewohner von Norddeutschland gar keine Germanen seien, sondern eine Mischung von Slaven und Finnen. Wir wollen hier gleich zugeben, daß die Behauptung einen Gran Wahrheit enthält; in Deutschland wie anderswo giebt es vorhistorische Stämme; es wäre aber nicht sehr schwer nachzuweisen, daß man solche untergeordnete Stämme weit mehr in Süddeutschland als im Norden zu suchen hat, und daß man ganz unmöglich eine Bevölkerung für eine finnische ausgeben kann, welche in sich den reinsten, dem Genius der deutschen Sprache entsprechendsten Dialekt erhalten hat, der auch den alten Formen am verwandtesten ist, und diese sind älter als die großen Bewegungen der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung.

Wie dem auch sei, Quatrefages hat sich gewaltig geirrt, indem er aus seiner Theorie eine Waffe gegen die Feinde Frankreichs zu schmieden gedachte; in erster Linie wird diese Waffe ihre Schneide gegen seine Landsleute kehren.

In der That hat seit langer Zeit in Frankreich die Thatsache des so häufigen Vorkommens eines dunkelge-

färbten Typus die Aufmerksamkeit aller Beobachter auf sich gezogen. Die Schriftsteller des Alterthums schildern die Gallier als hochgewachsene, blondhaarige Menschen; woher kommt es nun, daß eine ganz verschiedene, kleine und dunkelfarbige Race im gesammten Süden des Landes die vorherrschende ist?

Es würde uns zu weit führen, an diesem Orte die verschiedenen Beantwortungen dieser Frage ausführlich zu besprechen; diejenige, welche in letzter Zeit am meisten Beifall gefunden, ist in der von William Edwards aufgestellten und hauptsächlich von Amédée Thierry und Henri Martin entwickelten Theorie enthalten; sie nimmt in Frankreich zwei gallische Racen, Gaelen und Kymrier, an, die Einen blond, die Anderen braun. Der berühmte Anthropolog Broca schließt sich in seiner Abhandlung über die Ethnologie von Frankreich dieser Meinung an.

Beiläufig gesagt ist, wenn auch dies eine unrichtige Annahme wäre, doch die Arbeit des Herrn Broca von ganz hervorragender Bedeutung; denn er hat in der That in wissenschaftlicher Weise nachgewiesen, daß allerdings in Frankreich sich zwei Racen gegenüberstehen, eine, welche sich nördlich von der Seine ausbreitet, und eine andere südlich der Loire wohnende, während die zwischenliegenden Landschaften von einer gemischten Bevölkerung bewohnt werden. Die Südrace ist von verhältnißmäßig kleiner Statur, hat dunkele Augen und Haare und runden Kopf; sie bewohnt drei Fünftel der Bodenfläche und beläuft sich auf nahezu neunzehn Millionen Bewohner. Die Race des Nordens, hochgewachsen, mit lichten Augen, blonden Haaren und länglichem Kopfe, beziffert sich nur auf neun Millionen und bewohnt etwa ein Viertheil des Landes.

Vergleicht man die Karte Broca's mit einer guten Sprachenkarte, z. B. der von Berghaus, so wird es sofort deutlich, daß die Gebiete der „Langued'oc“ und der „Langued'oil“ in ihren Hauptzügen mit den Begrenzungen zusammenfallen, welche er den beiden Hauptgruppen der Bevölkerung zugewiesen hat, aus denen die französische Nation gebildet wird; es ist das ein weiteres, ihre Verschiedenheiten scharf markirendes Kennzeichen.

Worin liegt die wahre Ursache dieser Racenverschiedenheit? Ist es gestattet, sich die Kelten in zwei einander so unähnliche Familien, eine schwarze und eine blonde, getheilt zu denken? Dies widerspräche aller Erfahrung. Omalius d'Halloy, Gobineau und andere Gelehrte hatten wohl schon seit längerer Zeit die Unzulässigkeit dieser Hypothese geahnt; seitdem aber haben mehrere Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft zu Paris die Verwandtschaft der Bevölkerungen von Südfrankreich mit denen der benachbarten Gegenden am Mittelländischen Meere hervorgehoben; sie haben auf das Klarste nachgewiesen, daß so scharf markirte Unterschiede Resultate eines verschiedenen Ursprungs sein müssen, und daß die alten Schriftsteller, wenn sie uns von dem Vorhandensein blonder Gallier in diesen Südprovinzen erzählen, eben nur die Krieger, d. h. die erobernde Race, vor Augen hatten; die dunkelfarbige Hauptmasse war bereits vorhanden, lange vor der Ankunft der ersten Kelten, welche schließlich in deren gewaltigem Strome untergegangen sind.

Siegreich und überzeugend hat Roget de Belloguet in seinem schönen Werke „l'Ethnologie gauloise“ jene Theorie von den beiden gallischen Racen bekämpft. Er weist nach, daß die eigentlichen sogenannten Gallier sämmtlich echte Kelten waren, welche die hohen Fähigkeiten der hochgewachsenen blonden Race besaßen und in Frankreich nur eine einzige gemeinsame Sprache redeten, wie sie sich auch zu einer und derselben Religion bekannten und ein und dasselbe politische und religiöse Ideal mit sich brachten. Aber diese Kelten hatten auf dem Boden Frankreichs eine bereits dort angesiedelte ältere Bevölkerung vorgefunden, welche Belloguet Ligurer (von Ligeris, Loire) nennen zu dürfen glaubt. Doch liegt wenig an dem Namen. Durchschlagend und entscheidend ist die Thatsache der Existenz einer nicht arischen Race, welche heutzutage die große Mehrheit der französischen Bevölkerung ausmacht.

Diese mit großer wissenschaftlicher Gründlichkeit entwickelte und durch eine Fülle von Beweisen gestützte These fand sehr bald den Beifall competenter Gelehrten. Alfred Maury hat sich in der „Revue archéologique“ ihr angeschlossen, und die ausgezeichneten Mitglieder der Redaction der „Revue critique“, insbesondere Gaidoz, Redacteur der „Revue Celtique“, haben sie bei jeder Gelegenheit verfochten. Henri Martin, der eifrige Verfechter der „beiden gallischen Racen“, hat vor einigen Monaten eine Reihe von Aufsätzen unter dem Namen „Etudes d'archéologie celtique“ veröffentlicht, in welchen er seinem entschiedensten Gegner Belloguet in beinahe allen Punkten Recht giebt. „Man hat,“ sagt er, „jetzt endlich unbestreitbar echte Spuren einer den Galliern in der Zeit weit vorangehenden Urbevölkerung gefunden; ein kühner, unermüdlicher Forscher, Belloguet, bezieht auf die Ligurer die starke Beimischung dunkelfarbiger, im Westen angesessener Bevölkerung, wodurch die blonde Race der gallischen Eroberer verändert worden sein könnte. Die braunen Gaelen sind für ihn nur keltisirte Ligurer, wahrscheinlich gleichen Ursprungs mit den Berbern oder den Kabylen Afrikas (— ?? —). Wir sind jetzt geneigt, Belloguet zuzugeben, daß die dunkelfarbige, von ihm Ligurer genannte Bevölkerung im Westen viel höher hinauf verbreitet war als wir bisher glaubten u. s. w.“ Dies Geständniß macht Herrn Martin Ehre; es fällt ja den Gelehrten insgemein nicht leicht, eine seit langer Zeit und leidenschaftlich vertheidigte Theorie aufgeben zu müssen.

So haben wir nun eine hinfort unbestreitbare wissenschaftliche Wahrheit: drei Fünftheile von Frankreich sind von einer vor-arischen Race besetzt.

Welche Folgerungen lassen sich aus dieser Thatsache ziehen? In dem heutigen Frankreich leben zwei nach Bildung und Ursprung durchaus von einander verschiedene Hauptracen, die eine im Süden, die andere im Norden des Landes. Die erstere ist eine arische, die letztere ist es nicht. Ist es nun nicht wahrscheinlich, daß deren intellectuelle und moralische Anlagen gleichfalls wichtige Verschiedenheiten zeigen und daß vom Standpunkte der Politik wie von dem der gesammten Bildung das Verhalten der französischen Nation durch diesen ursprünglichen Dualismus mächtig beeinflußt werde?

Eduard Böhmer, Professor der romanischen Sprachen an der Universität Halle, hat diese Thatsache in einem prächtigen Werkchen über die moderne provençalische Dichtung mit Recht hervorgehoben. Während das so lange in eine Anzahl souveräner Staaten zertheilte Deutschland sich allezeit einer einheitlichen Sprache erfreut hat, hat Frankreich, trotz seiner Centralisation, doch niemals eine wirkliche nationale Einheit besessen.

Um sich genaue Rechenschaft von der Sachlage geben und mit einiger Schärfe die Einwirkung bestimmen zu können, welche die Anwesenheit der Ligurer auf französischem Boden in der Vorzeit gehabt hat und welche sie in der Zukunft haben kann, müßte man eine vollständige und gewissenhafte Untersuchung über diese interessante Race besitzen. Wer, an Ort und Stelle lebend, vergleichende Studien zwischen den verschiedenen Aeußerungen des ligurischen Genius in

Kunst, Poesie, dem bürgerlichen Leben und den Anlagen und Bestrebungen der jetzt lebenden südfranzösischen Bevölkerungen anstellen wollte, würde damit der ethnographischen, und ich setze ohne Bedenken hinzu, auch der politischen Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst erwiesen haben.

Dann erst werden wir mit Bestimmtheit wissen, ob wir ihnen, mit Belloguet, das lebhafte Verständniß, die natürliche Beredtsamkeit, die spöttische Laune, die unruhige Neugierde, die feine Schlauheit, das Erfindungs- und Nachahmungstalent, — dagegen aber auch die Prahlsucht, den Geiz, die Plünderungsgier, die Unstätigkeit des Geistes, die Gottlosigkeit und namentlich auch die Unmäßigkeit zuschreiben dürfen. Wir wagen es nicht, über diese Frage ein Endurtheil abzugeben.

Zweifellos bleibt, daß der Gegensatz zwischen Celten und Ligurern zu allen Zeiten bestanden hat; auch dann, wenn er unter gewissen Verhältnissen zu erlöschen schien, schlummerte er nur und trat bald darauf mit erneuerter Schärfe hervor.

Die „civilisirten“ Neger in Liberia.

Schmerzensschrei eines Negers.

r. d. Es ist von Seiten Unkundiger dem Herausgeber des „Globus“ vorgeworfen worden, daß er die Zustände in Liberia zu schwarz male. Wir können das nicht zugeben, alle Angaben, welche gebracht wurden, beruhen auf Thatsachen, und wer einen Blick in die größtentheils von Negern oder Mulatten geschriebene „African Times“ gethan hat, wird sofort sich von der Richtigkeit unserer Ansichten überzeugen. Ganz Liberia wird dort wiederholt ein Räuberstaat genannt, ein Schandfleck für Afrika, welcher die hohen, auf ihn einst gesetzten Hoffnungen in keiner Weise erfüllt habe. In Nr. 122 vom 23. August 1871 bringt das genannte Blatt unter der Ueberschrift: „Funfzig Ehescheidungen in Einer Sitzung der Legislatur von Liberia“ folgenden Artikel eines Negers aus Monrovia:

„Das hauptsächliche Geschäft unserer Legislatur während der Sitzung vom December 1870 bis Februar 1871 bestand in Ehescheidungen. Funfzig Frauen wurden von ihren Männern rechtskräftig geschieden. Von besonderm Interesse waren nur zwei Fälle. Eine der Frauen war von ihrem Manne nach Amerika gesandt worden; dieser verlangte dann geschieden zu werden und die Legislatur willigte ein, ohne die Frau nur gehört zu haben. In einem andern Falle ließ sich der Mann scheiden, weil die Frau vor zwölf Jahren Ehebruch begangen hatte; er lebte trotzdem mit ihr zusammen, war jetzt aber in bessere Umstände gelangt und setzte nun die Scheidung durch, weil er die Frau los sein wollte. Einige der Gesetzgeber waren bestochen. Bestechung ist hier allgemein, ob aber die Legislatoren in diesen Fällen bestochen waren oder nicht — genug, sie haben das Land um funfzig Prostituirte reicher gemacht. Wir haben aber schon genug Prostituirte in unserm Lande; Silbergeld und bunter Kattun sind allzu große Versuchungen für unsere Frauen, und es giebt unter diesen nur sehr wenige, verheirathete wie unverheirathete, welche für diese Artikel sich nicht dem ersten besten Manne hingeben. Es haben sich Fälle ereignet, daß Männer und Frauen im Ehebruche während der Kirche betroffen wurden, und man hat nur ein paar Tage darüber gesprochen, das war Alles. Und wieder giebt es Fälle, daß Leute, die in der einen Woche getraut wurden, in der nächsten sich bereits trennten, während andere sich von ihren Frauen scheiden ließen, eine andere nahmen und nach ein paar Wochen sich die erste wieder antrauen ließen. Again, women lying about in the streets, in the bushes, and alongside of churches at night, cohabiting while services are conducting in the churches, is a common thing. Aber was sollen die armen Frauen anfangen — sie haben keine Arbeit und die Regierung hat kein Geld, um es in Umlauf zu setzen. Die Hungersnoth wird schwer im Lande empfunden. Das Volk geht in Lumpen und Fetzen. Die Regierung legt dem Volke schwere Steuern auf, welche dieses nicht tragen kann; sie schraubte die Abgaben so ungeheuer in die Höhe, um die Fremden abzuhalten, in das Land zu kommen. Ich habe täglich die Leute aus bloßem Hunger in den Straßen taumeln sehen. Die Regierung, ja die Legislatur (NB. die vom Volke frei gewählte!) hat alle diese Uebel und Noth über uns gebracht. Sie haben Gesetze erlassen, um den Fortschritt des Landes und des Volkes aufzuhalten, und Sie konnten hier einige von ihnen sehen, die noch stolz darauf sind, daß sie funfzig Ehescheidungen jetzt durchgesetzt haben, ohne zu bedenken, daß sie dadurch in dieser kleinen Stadt funfzig Weiber der Prostitution in die Arme geworfen haben, denn Prostituirte mußten sie werden, wenn sie nur leben wollten. Wenn hier Jemand die Legislatur bestimmen will, etwas für ihn zu thun, so giebt er ein Gastmahl, bei welchem er den Gesetzgebern irgend etwas vorsetzt, was sie in ihren Häusern nicht haben; dann legt er seine Wünsche vor ihnen auf den Tisch und sofort und auf der Stelle entscheiden sie zu seinen Gunsten. Die wenigen Kaufleute (die eigentlichen Herren des Landes) und die sogenannten Wohlthäter des Landes schwatzen dem Volke vor, es solle ja die Constitution nicht ändern; geschähe dieses, so würden die weißen Leute Bürger, sie würden das Land an sich reißen. Dabei malen sie ihm die Grausamkeiten aus, die sie einst unter ihren weißen Herren in Amerika erlitten, und daß die Weißen sie wieder zu Sklaven machen würden, wenn die Constitution geändert würde. Und die Masse des Volkes in Liberia ist so unwissend, daß sie ihrem eigenen Interesse gegenüber blind bleibt. Das ist der gegenwärtige Zustand Liberias und er wird von Tage zu Tage schlimmer.“

Liberia ward bekanntlich gegründet, damit die „civilisirten“ Neger ihren wohlthätigen Einfluß auf ihre „barbarischen“, im Heidenthum versunkenen Brüder in der Umgegend ausüben möchten. Davon ist aber bisher, obwohl der Freistaat bald ein halbes Jahrhundert besteht, nicht das Geringste zu spüren gewesen. Im Gegentheil, die „civilisirten“ rauben und plündern in den Nachbardistricten so gut wie die „barbarischen“, und Christen machen in dieser Beziehung den Fetischdienern die Palme streitig. Hören wir darüber abermals die Stimme eines farbigen Mannes in Nr. 124 der genannten Zeitschrift vom 23. October 1871. Der Artikel führt die Ueberschrift: „Eine Sierra-Leone-Ansicht über die Territorialfrage zwischen der libe-

rianischen Regierung und dem Fürsten Mannah." Das Gebiet Mannah's liegt im Westen Liberias am Gallinasflusse und wird im Westen von Sierra Leone, speciell der britischen Besitzung Scherbro, begrenzt. Auf Fürst Mannah's Territorium nun erhebt Liberia Ansprüche.

„Die Frage ist lange in der Schwebe gewesen, aber nach allen Berichten hat Liberia keinerlei Anrecht auf Mannah's Besitzung. Und trotzdem die britischen, speciell zur Untersuchung der Sachlage abgeordneten Commissäre dieses ausdrücklich bestätigten, hat Liberia beschlossen, das Stadium der Barbarei, in welches es zurückverfallen, dadurch zu beweisen (Liberia has concluded to evince the state of barbarism into which she has relapsed), daß es sich die schamlosesten und feigsten Uebergriffe gegen Fürst Mannah zu Schulden kommen ließ. Es beanspruchte aber nicht eher Besitzrechte auf dessen Territorium, ehe sich nicht Sierra-Leone-Händler dort niedergelassen hatten. Im Jahre 1868 erfuhr man in Liberia, daß einige britische Unterthanen sich in Mannah's Land niedergelassen und dort Reichthümer erworben hatten. Sogleich wurden Raub- und Plünderungszüge verabredet, welche unter dem Vorwande des angeführten Besitzrechtes 1868, 1869 und 1871 ausgeführt wurden. Eine Menge Eigenthum britischer Unterthanen wurde geraubt und fortgeführt. Obgleich Fürst Mannah auf einen Krieg nicht vorbereitet war, ließ er die Marodeure doch nicht ungestraft in seinem Lande ihre Räubereien vollführen. Es fanden mehrere Gefechte statt, in welchen die Räuber mit Verlust zurückgeschlagen wurden; sie konnten nicht bis zu Mannah's Stadt vordringen. Die liberianische Regierung, durch den Raub noch mehr angefeuert, drohte mit neuen Plünderungen, wenn Mannah ihre Oberhoheit nicht anerkennen wolle. Dieser ließ sich aber nicht einschüchtern und ignorirte die Drohungen. Liberia reclamirt eine Stellung unter den civilisirten Ländern. Wird dieses durch dergleichen periodische Razzias gegen einen eingeborenen Häuptling, wie sie unter Führung des liberianischen Expräsidenten Payne stattfanden, bewiesen? Der politische Grundsatz Liberias heißt „Macht ist Recht", und wie lange noch darf es diesen ausüben? Es verdient einen Schlag und einen tüchtigen. Ich hoffe, die Sympathie Großbritanniens wird für Fürst Mannah rege werden, welcher britische Unterthanen, die in seinem Lande Handel trieben, stets beschützte, so daß die Raubeinfälle in Zukunft durch die feigen Angreifer nicht wiederholt werden können, die dadurch das eigene Elend, welches durch Faulheit, Indolenz und Trunksucht über sie gekommen ist, mildern wollen. Ich kann nicht einsehen, welchen Vortheil Liberia durch Vergrößerung seines Territoriums haben soll. Es ist eher eine Schande als ein Segen für Afrika (she is rather a disgrace than a blessing to Africa). Die Regierung ist dort anarchisch und keine Aussicht für einen Fortschritt vorhanden. Im Gegentheil, überall zeigen sich Anzeichen des Rückschritts. Es rühmt sich seiner Armuth, und diese ist sein Bollwerk gegenüber den Ansprüchen der fremden Mächte wegen seiner illegalen Acte."

Das sind Stimmen schwarzer an Ort und Stelle wohnender Leute. Die Geschichte der berüchtigten durch den Präsidenten Roye abgeschlossenen Anleihe haben wir bereits erzählt, auch wie dieser das Geld zum größten Theil behielt und vom Volke eingesperrt wurde („Globus" XX, 367). Hätten die Neger Liberias arbeiten wollen, sie brauchten bei dem natürlichen Reichthum des Landes — den die philanthropischen Gründer ja gehörig ins Licht stellten — heute weder Anleihen zu machen, noch zu hungern. Wie wir aus dem zu Monrovia erscheinenden „Republican" (21. October 1871) ersehen, betrugen die Gesammtstaatseinnahmen Liberias in dem Semester vom 1. Juli bis 31. December 1870 im Ganzen nur 27,055 Dollars 70 Cents. Die Jahreseinnahme Liberias kann man somit auf etwa 50,000 Dollars anschlagen. Damit läßt sich freilich nicht ein Land von 450 Quadratmeilen regieren. Aber Schuld der Neger selbst ist es, daß es dahin kam. Es giebt selbständige Negerreiche in Afrika, z. B. Bornu, welche weit über dieser „civilisirten", so riesig von den „Philanthropen" aufgepufften Republik stehen, die in der That ein erbärmliches Zerrbild ist.

Aus allen Erdtheilen.

Aus den französischen Colonien.

Auf der französischen Insel Neucaledonien in der Südsee haben bekanntlich die Franzosen eine Niederlassung für deportirte Verbrecher. Hauptort ist das Hafendorf Numea. Dort sind im Jahre 1871 eingelaufen 86 Schiffe von 12,800 Tonnen, ausgelaufen 87 mit 14,191 Tonnen. Die Einfuhren beliefen sich auf 3,250,000 Francs und die importirten Gegenstände waren fast alle für die Regierung und die Sträflinge bestimmt. Anbau und Handel sind nicht der Rede werth, da in dem genannten Jahre die Ausfuhr sich auf nur 304,000 Francs stellte.

In den französischen Besitzungen in Indien, deren Hauptstadt Pondichery ist, lebten zu Ende des Jahres 1868 nur 1394 Europäer und 1440 Mischlinge; alle Anderen sind eingeborene Inder. In Chandernagor und Yanaon, die ungesundes Klima haben, überwiegt die Zahl der Sterbefälle jene der Geburten um ein Beträchtliches, in Chandernagor z. B. um 1152 in dem genannten Jahre. Die Gesammtbevölkerung jener Besitzungen betrug 259,981.

Zu Ende des Jahres 1868 stellte sich die Volksmenge in den überseeischen Besitzungen Frankreichs folgendermaßen heraus:

Bourbon (Réunion oder Napoléon im Indischen Ocean) 209,737 Seelen. — Mayotte 20,717. — Die Niederlassung an der Küste von Madagaskar, z. B. Sainte Marie rc. 6111. — Senegal und Zubehör 206,012. — Cochinchina 1,204,487. — St. Pierre und Miquelon (die Fischerinseln bei Neufundland) 3126. — Martinique 150,695. — Guadeloupe, les Saintes rc. 152,910. — Französisch Guyana 25,151. — Neu-Caledonien 5092. — Tahiti rc. 32,397. — Für die Niederlassung am Gabun an der Westküste von Afrika, die aufgegeben zu sein scheint, und die Factoreien an der Goldküste finden wir keine Angaben.

Statistisches aus Venezuela.

Von Dr. A. Ernst in Caracas.

Ausfuhr aus den Häfen von La Guaira und Puerto Cabello im Verwaltungsjahre vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871:

La Guaira: Kaffee 124,832 Centner, Cacao 35,413 C., Baumwolle 30,843 C., Indigo $858\frac{1}{2}$ C., Zucker (verschiedene Classen) 6381 C., Rindshäute 22,836 Stück, Rehfelle 19,353 Stück.

Puerto Cabello: Kaffee 184,243 Centner, Cacao 2561 C., Baumwolle 33,529 C., Indigo 1174 C., Zucker 12,935 C., Rindshäute 28,849 Stück, Rehfelle 32,688 Stück.

Für beide Häfen ergiebt sich demnach ein Export von:

Kaffee . . .	309,075 Centner	zu 13 Thlr.	=	4,017,975 Thlr.
Cacao . . .	37,874 „	„ 25 „	=	946,850 „
Baumwolle .	64,372 „	„ 15 „	=	965,580 „
Indigo . .	2,032½ „	„ 100 „	=	203,250 „
Zucker . . .	19,316 „	„ 4-8 „	=	85,628 „
Rindshäute .	51685 Stück	„ 4 „	=	206,740 „
Rehfelle . .	52041 „	„ 5/8 „	=	32,525 „
				6,458,548 Thlr.

Ueber die Ausfuhr aus Maracaibo liegen keine Angaben vor; dagegen ist von Ciudad Bolivar (sonst Angostura) Folgendes nachzutragen:

Gold (aus den Minen des Staates Guayana):

1867 . .	17,118 Unzen
1868 . .	17,053 „
1869 . .	22,575 „
1870 . .	35,713 „

92,459 Unzen zu 25 Thlr. = 2,311,475 Thlr.

Indigo 1010 Kilogramm (erstes Semester 1871).

Baumwolle 90263 Kilogr.

Angostura Bitters 3803 Kisten. (Bekanntlich Fabrikat des Herrn Dr. Siegert, eines geborenen Liegnitzers.)

Copaiva 3461 Kilogr.

Rindshäute 22,197 Stück.

Rehfelle 12,876 Stück.

Tonkabohnen 3780 Kilogr.

Varinastaback 3285 Packen.

Es ist sicherlich nicht übertrieben, für die jährliche Gesammtausfuhr Venezuelas den Werth von zehn Millionen Thalern anzusetzen.

* * *

— Die Sperrung des Verkehrs auf der Union-Pacificbahn im Laufe des verflossenen Winters hat gezeigt, daß diese Bahn als große Weltverkehrsstraße doch auch die Mängel hat, welche man besorgte. Wir finden in einem Schreiben aus Omaha in Nebraska vom 12. Februar einige Angaben über die Unterbrechung des Verkehrs. Die erste „Blockade" durch Schnee fand schon am 12. October bei Rawlins statt, und seitdem kam, mit nur kurzen Zwischenräumen, eine Reihenfolge von Schneefällen und heftigen Stürmen. Im Gebirge lag der Schnee bis zu 54 Zoll hoch, aber die Züge wurden nicht durch den gefallenen Schnee aufgehalten, sondern durch die Schneewehen. Gegen solche waren in den verflossenen Jahren allerlei ausreichende Vorkehrungen getroffen, welche aber jetzt nichts nützen, weil die Schneewehen von der entgegengesetzten Seite herangetrieben wurden. Man bemühte sich nun eifrig, dem Uebelstande abzuhelfen, und in Omaha waren Hunderte von Arbeitern Tag und Nacht mit dem Flechten von Schneezäunen beschäftigt; diese wurden gleich an Ort und Stelle befördert. Im November fand die zweite ernstliche Blockade statt; die Zäune hielten die Schneewehen nicht ab; man brachte dreizehn Schneepflüge auf die Bahn, welche in den beiden früheren Wintern gute Dienste geleistet hatten. Hinter jeden Pflug wurden drei schwere Wagen gehängt. Dabei wurden binnen einer einzigen Woche nicht weniger als zwanzig Locomotiven unbrauchbar. Man rüstete sieben Schneezüge aus, deren jeder mit Bequemlichkeit zum Schlafen und Lebensmittel für 75 Arbeiter versehen war; dazu kamen dann noch die gewöhnlichen Bahnbeamten. Unter solchen Vorkehrungen gingen die Züge, — wie, das kann man sich denken. Der diesjährige Winter war der strengste seit Menschengedenken. Die Bahn durchzieht weite Einöden ohne Wohnorte oder irgend welche Hülfsquellen. Man war darauf gefaßt, daß man die Züge in zwei Wochen oder auch in 16 Tagen durchbringen könne; für die Passagiere war ausreichend gesorgt. Am 14. Februar war die Bahn nicht versperrt auf der Strecke von Omaha bis Laramie, 572 Miles, und von Washaki bis Ogden und Utah, 228 Miles. Bei dem Haltepunkte Separation lagen nicht weniger als sieben nach Westen bestimmte Züge fest; dieser Punkt ist 29 Miles von der Westgrenze der Blockade entfernt. Bei Green River lagen zwei nach Osten bestimmte Züge fest; dazu kamen gegen 1000 beladene Wagen.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit eines sehr fleißig und übersichtlich gearbeiteten Werkes erwähnen, welches Robert von Schlagintweit über die „Pacific-Eisenbahn in Nordamerika" herausgegeben hat (Köln und Leipzig bei Ed. Heinrich Mayer, Lengsfeld'sche Buchhandlung). Dasselbe enthält auch eine Uebersichtskarte, mehrere Illustrationen und eine Meilentafel, und giebt eine Menge werthvoller praktischer Bemerkungen.

— In Westaustralien, das an Aufschwung hinter den übrigen Colonien zurückgeblieben ist, werden gegenwärtig neue Ansiedlungen gegründet, z. B. an der Nicholbai und am Flusse Ashburton. In jener Bai sind durchschnittlich 80 Weiße und etwa 500 Eingeborene mit der Perlenfischerei beschäftigt. Inzwischen nimmt die systematische Ausrottung der Schwarzen lustigen Fortgang, und im Herbst 1871 haben die Weißen der kleinen Stadt Rocbourne eine große Treibjagd auf „das schwarze Ungeziefer" veranstaltet. Genau so machten es auch die lieben, civilisirten Christen auf Tasmanien, wo nun freilich auch nicht ein einziges Individuum des „schwarzen Ungeziefers" mehr zu finden ist. Unsere Civilisation hat sich derselben radical entledigt. Man nennt das Fortschritt!

— Die Kupferausbeute in Cornwallis vermindert sich sehr beträchtlich. Im Jahre 1860 lieferten die dortigen Gruben 145,359 Tonnen, 1869 nur 71,790. Die Stadt Swansea, wohin auch aus Chile 2c. die Kupfererze zum Verschmelzen gebracht wurden, hat dieses factische Monopol verloren, da nun auch Liverpool und Newcastle Kupfererze, namentlich aus Spanien und Norwegen, verschmelzen.

— In den Häfen des Königreichs Italien hat 1869 die Handelsbewegung (ein- und ausgelaufene Schiffe) etwa 19,000,000 Tonnen betragen. Vier Fünftel der Fahrzeuge und fast die Hälfte des Tonnengehaltes entfallen auf kleine Fahrzeuge und Küstenschifffahrt. Die romanischen Völker rechnen bei Angabe ihrer Schiffe jeden kleinen Nachen mit ein, und so wird es begreiflich, daß das Gesammtfacit sich sehr hoch stellt, für Italien z. B. auf 18,000 Fahrzeuge und 950,000 Tonnen Tragfähigkeit. Die Dampferflotte zählte nur 103 Fahrzeuge mit etwa 24,000 Tonnen. Genua ist immer der bedeutendste Hafenplatz; Brindisi hebt sich (obwohl die italienische Regierung sich dort großer Vernachlässigungen schuldig macht), seitdem es Endpunkt der Eisenbahn ist und die indisch-ägyptischen Dampfer dort anlaufen. Im Jahre 1863 betrug die Hafenbewegung erst 82,000 Tonnen, dagegen 1869 schon 435,000 Tonnen.

— Die Samoyeden gehören zu den Völkern, welche auf dem „Etat des Aussterbens" stehen. Neueren Schätzungen zufolge zählen sie jetzt nur noch etwa 7000 Köpfe.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Neu-Guinea und die benachbarten Eilandgruppen.

Die Pfahlbauten auf Neu-Guinea. — Einrichtung der Wohnungen. — Die Brumer-Inseln. — Tripangfischerei; Tripang als Umlaufsmittel. — Eigenthum kann nicht vererbt werden. — Eigenthümliche Art zu grüßen. — Schiffsbau; verschiedene Arten von Canoes. — Das Schwein als Lieblingsthier. — Neu-Britannien und Neu-Irland. — Die Cannibalen auf den Salomons-Inseln. — Götzenbilder. — Das Canoehaus.

Wir haben schon gesagt („Globus" Nr. 13), daß wir über die große Insel Neu-Guinea nur erst spärliche Kunde besitzen und vom Innern des Landes so viel wie gar nichts wissen. Nun ist ein Russe, Nikolaus Michluko Maklaï, kühn und getrost mit dem Schiffe „Witiaz" ausgefahren, um Theile dieses Innern zu erforschen. Das Fahrzeug ist ihm von seiner Regierung zur Verfügung gestellt worden, welche überhaupt der Expedition in preiswürdiger Weise Vorschub geleistet hat. Dieselbe ist auf eine Dauer von sieben bis acht Jahren berechnet, wovon zwei auf Neu-Guinea verwandt werden sollen. Der Reisende gedenkt zunächst an der zumeist noch unbekannten Ostküste sich festzusetzen, dort einige Wohnungen zu bauen und von seinem Standort aus Wanderungen und Streifzüge zu unternehmen. Das Schiff wird inzwischen Fahrten im Großen Ocean unternehmen und Herrn Maklaï sich selbst überlassen.

Wir wollen die Notizen, welche wir in unserm vorigen Aufsatze über Neu-Guinea gaben, durch einige andere vervollständigen und einige Bemerkungen über die Bewohner der Eilandgruppen hinzufügen, welche nach Osten hin liegen.

In einem durchaus tropischen Klima bedarf man luftiger Wohnungen, bauet dieselben leicht und sie ruhen auf Pfählen. Gewiß mehr als zehn Millionen Menschen in verschiedenen Gegenden der Erde sind noch heute Pfahlbauer und werden es auch bleiben. Sie stellen das Haus in die Luft schon deshalb, damit die Feuchtigkeit des Bodens keine nachtheiligen Einflüsse auf die Gesundheit übe. Die Zahl der Pfähle ist, je nach der Größe, verschieden. Etwa vier Fuß über dem Grunde geht der Pfahl durch eine breite, abgerundete Holzscheibe, durch welche Ratten und Schlangen abgehalten werden, und die einzelnen Pfähle stehen vermittelst einer Anzahl von Quersparren in Verbindung; über sie wird dann der Fußboden gelegt. Dieser besteht aus Holz von der Kokospalme. Unsere Illustration zeigt das gesammte Balken- und Sparrenwerk einer solchen Hütte, welche unter dem abgerundeten Dache ein zweites Stockwerk hat, das jedoch kleiner und viel niedriger ist als das untere. Es wird zu ähnlichen Zwecken benutzt wie bei uns der Bodenraum; man bewahrt dort Lebensmittel auf, Geräthschaften, Waffen und dergleichen mehr, so daß die eigentliche Wohnung frei bleibt. In dieser wird jedoch das Trinkwasser in einer Anzahl von Kokosnußschalen aufbewahrt, deren Oeffnung man mit einem Grasbüschel verschließt. Man bedient sich derselben genau so, wie die Buschmänner und Hottentoten in Südafrika der Straußeneier.

Vermittelst einer sehr einfachen Treppe und durch eine viereckige, im Fußboden angebrachte Oeffnung gelangt man in die Wohnung. Die Treppenstufen, wenn dieser Ausdruck

erlaubt ist, werden derart angebracht, daß die Feinde des Hauses, die schon erwähnten Ratten und Schlangen, nicht hinauf können. Deshalb stehen unter dem Eingangsloche zwei starke Pfähle mit Gabelenden, auf welchen ein Querbalken ruht; von diesem geht in schräger Richtung ein anderer Balken aus, der mit einem Ende auf der Erde festliegt. So hat der Mensch einen für ihn bequemen Zugang und kann sich ins Eingangsloch so zu sagen hineinschwingen, was Ratten und Schlangen ihm nicht nachmachen. Die Hütte zur Rechten ist erst halb vollendet; man sieht, wie das Gerüst beschaffen ist. Die Bedachung an den beiden übrigen besteht aus Gras, über welches man Kokosblätter legt. Bei sehr großen Häusern ist am einen Ende noch eine Art von Thür, die einen Mattenvorhang hat, um den Wind abzuhalten.

Im Allgemeinen ist die Bauart bei den verschiedenen Stämmen so ziemlich dieselbe, in der Form des Gebäudes finden jedoch da und dort Abweichungen statt. Insgemein ist sie die auf unserer Illustration angegebene. Das Haus ist 30 Fuß lang, 9 Fuß weit und 13 Fuß hoch; die Abbildung in der Mitte zeigt, wie ein fertiges Haus aussieht.

Im äußersten Westen, an der Nordküste, liegt der vielbesuchte Hafen Doreh, und von diesem aus hat man einen prachtvollen Anblick auf das Arfakgebirge, dessen abgerundete Kegel sich bis zu 9000 Fuß erheben. Die Bergbewohner werden von den Leuten der Küste als Sunnsop bezeichnet, haben dieselbe Hautfarbe, Gesichtsbildung und Sprache, unterscheiden sich jedoch von ihnen durch Putz und eine ganz eigenthümliche Art des Kopfschmuckes. In ihren Pfahlhütten haben die Frauen ein besonderes Gemach; aber während der Wochen müssen sie ihre Genesung in eigenthümlichen kleinen Häusern abwarten. Diese stehen auf etwa 14 Fuß

Hütten auf Neu-Guinea.

hohen Pfählen, sind 6 Fuß lang, 3 Fuß breit und nur 4 Fuß hoch. Solch ein Käfich hat bloß eine einzige Oeffnung, und diese ist so klein, daß man nur rutschend hineingelangen kann; in demselben muß die Frau ungefähr vierzehn Tage zubringen und bleibt dabei von jedem Verkehr abgeschlossen, nur daß dann und wann der Mann einmal nachsieht. Neben dem Hause sind Pfähle eingeschlagen als Warnungszeichen, daß kein Unberufener sich nahen solle.

Südöstlich von Neu-Guinea dehnt sich der Archipelagus der Louisiade hin, die kleineren Gruppen jedoch, welche dem Hauptlande nahe liegen, werden geographisch noch zu der großen Insel gerechnet, so z. B. die Brumer-Inseln. Das größte Eiland dieser Gruppe, $10^0 45^1/_2{}'$ S., $150^0 23'$ O., ist nur eine Wegstunde breit. In diesen Gegenden ist die Tripangfischerei von Wichtigkeit und auch nicht ohne Einfluß auf das häusliche Leben. Ein Mann, welcher sich eine Gattin kauft, bezahlt sie mit so und so viel Stück dieser Seewalze, welche bekanntlich in China für einen großen Leckerbissen gilt. Ein Mädchen ist für einen Vater ein werthvolles Stück Eigenthum, weil ihm dasselbe gut bezahlt wird. Für das Mädchen giebt man Tripang, für Tripang handelt man Elfenbein, Gongs, chinesisches Geschirr, Baumwollenzeug und allerlei andere Sachen ein; ohne Tripang hätte der schwarze Mann keinerlei Luxus und auch keinen Tauschartikel. Ein junger Mann will ein Weib nehmen und einigt sich mit dem Vater des Mädchens über den Kaufpreis. Dann unternimmt er eine Seefahrt und bleibt insgemein ein Jahr über fort; er segelt mit seinem Nachen von Insel zu Insel und fängt so viele Seewalzen, wie irgend möglich. Er kann das mit aller Ruhe, da er weiß, daß inzwischen in der Heimath seine ganze Habe unangetastet bleibt. Sobald er zurückkommt, bezahlt er, und hat er nicht den ganzen Betrag verfügbar, dann stundet der Schwiegervater ihm den Rest.

Eigenthum kann nicht vererbt werden, denn sobald Jemand gestorben ist, wird Alles, was er besaß, von seinen Angehörigen zertrümmert; selbst die so werthvollen und hochgeschätzten ehernen Gongs werden zerschlagen. Diesem Brauche liegt die Annahme zu Grunde, daß Alles, was dem Verstorbenen gehört habe, von den Ueberlebenden nicht gebraucht werden dürfe, weil es diesen kein Glück bringe. Deshalb sieht man bei den Hütten auf den Brumer=Inseln ganze Haufen von zerbrochenem Porcellan und allerlei anderm Geräth. Der Todte wird über und über mit Kalk besprengt, und man verbrennt in der Hütte wohlriechendes Harz; die Verwandten und Bekannten halten dann ein Trinkgelag, bei welchem Arak in großer Menge genossen wird; diesen liefern die Handelsleute und tauschen dagegen Tripang ein; in früheren Zeiten haben die Eingeborenen ein berauschendes Getränk aus verschiedenen Früchten bereitet. Von Allem erhält der Verstorbene, dem man Speise und Getränk in den Mund giebt, seinen Antheil. Während auf die Gongs geschlagen wird, schreien und wehklagen die Weiber; die Leiche wird hinausgetragen, in sitzender Stellung an einen Pfahl gelehnt und man fordert sie auf, herzhaft zu essen und zu trinken. Das kann sie freilich nicht und dann bringt man sie in den Wald, wo sie auf ein Gerüst gelegt wird. Nun entfernen sich die Männer, die Frauen aber bleiben noch und pflanzen neben dem auf vier Pfählen ruhenden Gerüst einen jungen Baum. Diese Feierlichkeit wird bezeichnet als „den Leib wegwerfen“, weil nun der Todte seinen Körper verlassen habe.

Die Schwarzen der Brumer=Inseln zeigen sich den Fremden gegenüber keineswegs scheu, sondern gehen frischweg an Bord der fremden Schiffe; sie zeichnen sich durch ein gewisses Nachahmungsvermögen aus. Die Art der Begrüßung besteht darin, daß einer dem andern mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Nase kneipt, während

Fahrzeuge der Papuas auf Neu=Guinea.

er mit dem Mittelfinger der linken Hand mit feiner Haut über dem Magen ein Gleiches thut; dabei spricht er das Wort Magafuka.

Die Bewohner der Küsten und der Inseln sehen sich vorzugsweise auf das Meer angewiesen, und deshalb haben in ihren Augen die Schiffe eine größere Wichtigkeit als das Haus. Mit ihren dürftigen Werkzeugen bauen sie Schiffe, die für verschiedene Zwecke ganz trefflich geeignet sind, kleine wie größere. Unsere Illustration zeigt im Vordergrunde ein sogenanntes Katamaran, das aber mehr ein Floß als ein eigentliches Boot ist; es besteht aus drei mit Stuhlrohr (Rattan, Rotang) an einander befestigten Planken. Der Mann sitzt, kniet oder kauert vielmehr nach dem Hintertheile zu und bewegt sein Fahrzeug sehr rasch vorwärts. Manche Katamarans können zehn oder zwölf Personen und dazu noch eine Ladung Waaren fassen; sie bestehen aus drei langen, neben einander gelegten Holzblöcken, die vorn, in der Mitte und hinten durch Rattan an einander befestigt werden; sie haben weder Bug noch Stern; der mittlere Balken ragt an beiden Endseiten etwas hervor, ist manchmal mit Schnitzwerk verziert und roth und weiß bemalt. Ueber ein so primitives Fahrzeug schlagen natürlich die Wellen hinweg; deshalb bringt man in der Mitte ein kleines Gerüst auf Pfählen an, um die Waaren gegen Nässe zu schützen.

Unsere Tafel zeigt auch einen größern Nachen mit ausgespanntem Segel; derselbe ist etwa 25 Fuß lang und besteht aus zwei Theilen, dem eigentlichen Schiff und dem Ausleger. Das erstere ist weiter nichts als ein ausgehöhlter Baumstamm, und hat eine Breite von nur höchstens 2 Fuß. Die Seiten sind ausgebogen, aber so, daß sie oben wieder zusammenkommen und der Raum zwischen beiden Borden nur etwa 8 Zoll breit ist, gerade genug, daß ein Mann sein Bein in den Raum hineinzwängen kann. Der Durchschnitt eines solchen Fahrzeuges gleicht einem umge=

kehrten Omega (℧). Beide Enden sind gleich, ragen ein wenig über das Wasser hervor, sind derart zugeschnitzt, daß sie einen Schlangen- oder Schildkrötenkopf bilden, mit Grasbüscheln, Muscheln oder Federn verziert und bemalt. Der Ausleger ist eben so lang wie das Schiff und an demselben vermittelst leichter Stangen befestigt. Auf diesen laufen die Schwarzen mit großer Sicherheit hin und her, und bei starkem Winde setzen sie sich auf dieselben, um das Fahrzeug im Gleichgewichte zu erhalten. Manchmal werden über diese Stangen auch Planken gelegt, die man mit Waaren belastet, zuweilen bringt man auch auf der andern Seite des Schiffes noch ein kleineres Gerüst an, auf welchem dann mehrere Ruderer arbeiten. Das Segel besteht aus mattenförmig geflochtenen Palmblättern und kann zusammengerollt werden; den Mast kann man niederlassen, so wie bei unseren Booten, welche eine Brücke passiren. Uebrigens sind die Schiffe nicht in allen Theilen Neu-Guineas von derselben Form; auf unserer Illustration sind sie zusammengestellt worden.

Papua-Mädchen mit einem Lieblingsferkel.

Es versteht sich von selber, daß Menschen, die eben so viel auf der See wie auf dem Lande leben, ausgezeichnet gut schwimmen; im Tauchen werden sie schwerlich von anderen Insulanern übertroffen.

Das Lieblingsthier ist das Schwein, und die Ferkel nehmen bei Frauen und Mädchen geradezu die Stelle unserer Schoßhunde ein. Das Schwein auf Neu-Guinea sieht anders aus als unser europäisches; es hat lange Beine und schwarze, sehr steife Borsten. Die fremden Schiffer waren nicht wenig erstaunt, als sie sahen, wie junge Mädchen ein Schweinchen auf den Armen trugen, dasselbe zärtlich an die Brust drückten und mit allerhand Schmeichelnamen belegten. Die Mädchen tättowiren sich, und die Muster, welche einen Theil des Körpers bedecken, sind allemal fein und zierlich, namentlich auf den Armen und um den Gürtel, wo sie unserm Spitzenwerke ähneln. Auf diesen Schmuck sind sie sehr stolz, und hocherfreut, wenn ein weißer Mann denselben bewundert. Die Männer tättowiren sich gewöhnlich nur einen einzigen Stern auf die Brust.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß östlich von Neu-Guinea eine Reihenfolge von Inselgruppen sich gleichsam in einem Bogen hinzieht, der im Süden mit Neu-Caledonien einen Abschluß findet. Sie alle sind von dunkelfarbigen, kraushaarigen Wilden bewohnt. Südöstlich, dicht bei Neu-Guinea, liegt, wie schon bemerkt, der Archipelagus der Louisiade, welcher aus mehr als 80 zumeist bewaldeten Inseln besteht, die allesammt von Korallenriffen gleichsam umstarrt sind. Oestlich ziehen sich die Inselgruppen von Neu-Britannien und Neu-Irland hin, sodann die Salomons-Inseln, welche nach Süden hin etwas über den 10. Grad Süd hinausreichen. Diese prächtige Gruppe bildet eine der fruchtbarsten Regionen im Großen Ocean; man hat sie in dieser Beziehung mit den Molukken und mit den Philippinen verglichen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß europäische Handelsfactoreien unter gewissen Bedingungen dort gedeihen könnten. Auch ist schon mehr als einmal der Plan entworfen worden, dergleichen auf einer der größeren Inseln, z. B. Bougainville, Ysabel oder Choiseul, zu gründen, und 1862 war eine belgische Expedition in diesem Archipelagus, um eine geeignete Oertlichkeit ausfindig zu machen; die Sache scheint indeß keine praktischen Folgen gehabt zu haben. Südöstlich liegen dann der Santa-Cruz-Archipel und die Gruppe der Neuen Hebriden. Ueber die beiden letzteren haben wir vor einiger Zeit im „Globus“ ausführlich gesprochen, als wir den systematischen Menschenraub in der Südsee und die Ermordung des Bischofs Patteson schilderten.

Götzenbild v. Neu-Britannien.

Alle diese Gruppen sind von Melanesiern bewohnt, Leuten mit schwarzer Haut und wolligem Haar, die man wohl auch als Australneger bezeichnet hat. Sie sind allesammt Wilde im eigentlichen Sinne des Wortes und zum Theil Cannibalen der ärgsten Art; als grimmig und geradezu unbändig schildert man vor Allen die Bewohner der Salomons-Inseln. Dieser Archipelagus ist schon 1567 vom Spanier Mendana entdeckt worden; er benannte sie nach dem Judensultan, des harfenspielenden David Sohn, und gab sie für das alte Ophir aus. Auf einer zweiten Fahrt konnte er sie nicht wiederfinden und volle zwei Jahrhundert blieben sie völlig in Vergessenheit; erst 1767 wurden sie von Carteret wieder aufgefunden und im folgenden Jahre von Bougainville, seitdem noch von manchen anderen Seefahrern besucht. Die Schiffer wagen sich an diese ungastlichen Gestade, weil die in großer Menge vorhandenen Schildkröten ein ausgezeichnetes Schildpat liefern. Die Bemannung mehr als eines Fahrzeuges ist von den verrätheri-

schen Insulanern überfallen, ermordet und aufgefressen worden; schon Mendana hebt hervor, daß sie Anthropophagen seien, und das sind sie bis auf den heutigen Tag geblieben. Im Verkehr mit ihnen ist die äußerste Vorsicht geboten. Sobald ein Schiff in Sicht kommt, rudern allemal Nachen in größerer Anzahl demselben entgegen, um Tauschhandel zu treiben; man läßt sie aber nicht an Bord kommen, hält alle Waffen bereit und erlaubt nur dem Obmann, hinaufzuklettern und das Deck zu betreten. Er ist eine Art von Factor, durch dessen Vermittelung alle Handelsgeschäfte abgeschlossen werden; bei denselben geht es höchst langweilig her, weil um jedes einzelne Stück Schildpat gehandelt werden muß. Man bezahlt die Waaren mit leeren Glasflaschen, Glasperlen, Messern, Beilen, Baumwollenzeug und dergleichen mehr.

Cannibalen sind diese Insulaner; gewiß ist, daß sie Menschenfleisch jeder andern Speise vorziehen, daß jedoch dasselbe ihre Hauptnahrung sei, ist sicherlich nicht der Fall, denn sonst müßten sie sich untereinander längst aufgefressen haben. Mendana erhielt von einem Häuptling ein für ihn sehr merkwürdiges Geschenk: ein Viertel von einem wohlgenährten Knaben. Der schwarze Mann fühlte sich sehr beleidigt, als der Weiße es verschmähte, ein so leckeres Stück Fleisch sich zu Gemüthe zu führen! Neuere Reisende haben gesehen, daß in den Häusern an den Querbalken Menschenköpfe, Beine und Arme hängen, ähnlich wie bei uns in den Fleischerläden Kälber und Hämmel; Schädel dienen als Schmuck für die Wohnungen. Aber diesen Cannibalen gebricht es doch nicht an einem gewissen künstlerischen Sinne; auch sie verwenden große Sorgfalt auf den Bau ihrer Fahrzeuge, welche sie mit Schnitzereien, Einlegewerk und Federn verzieren. Manchmal bildet das Schnitzwerk mit dem aus Muscheln und Schildpat bestehenden Einlegewerk ein Menschengesicht nach; die Augen bestehen dann aus Perlmutter, die Ohren aus Schildpat und am Kinn ist ein langer Bart angebracht.

Auf Neu-Irland und Neu-Britannien herrscht ein ähnlicher Zustand der Barbarei, Fehden unter den einzelnen Stämmen sind sehr häufig und die Krieger oftmals mit Weib und Kind auf Hin- und Herzügen. Jeder Mann ist verpflichtet, für seine Familie aufmerksam zu sorgen. Wer diese Pflicht vernachlässigt, wird von einem aus Häuptlingen bestehenden Gerichte zur Verantwortung gezogen und muß, falls man ein Schuldig über ihn ausspricht, förmlich Spießruthen laufen. Dann stellen sämmtliche Bewohner eines Dorfes, Groß und Klein, sich in einer Doppelreihe auf und jeder Einzelne bekommt eine Ruthe. Sobald das Zeichen gegeben wird, muß der Schuldige so und so viel Mal auf- und ablaufen und erhält dabei von Jedem einen Hieb. Dieser Brauch ist allerdings merkwürdig. Im Allgemeinen gilt bei den Wilden nur der Mann, Frauen und Kinder bedeuten wenig oder nichts; hier aber sind die Weiber unter öffentlichen Schutz gestellt. Das hat auch seinen guten Grund, denn wenn der Mann seine Familie verläßt, fällt diese der Gemeinde zur Last.

Canoehaus auf San Christoval.

In Bezug auf den Bau von Wohnungen sind diese Melanesier den neu-guineischen Papuas weit überlegen. In der Mitte eines jeden Dorfes steht auf freiem Platze ein Rathhaus, ein großes rundes Gebäude, auf roth bemalten Pfählen; auf dem Dache sind hohe Stangen angebracht, deren jede einen Menschenschädel trägt. Die den Boden bedeckenden feingeflochtenen Matten werden mit Curcuma gefärbt. Die Wohngebäude sind von anderer Art. Der Baumeister läßt ein viereckiges, etwa fünf Fuß tiefes Loch graben und über dasselbe stellt er ein niedriges Haus; das Dach besteht aus Blättern, die mit einer dicken Thonlage belegt werden, um die Hütte kühl zu erhalten und sie gegen Feuersgefahr zu schützen.

Ueber die religiösen Vorstellungen dieser Indianer besitzen wir nur die allerdürftigste Kunde; sie haben jedoch eine Art von Cultus und schnitzen große hölzerne Idole, die manchmal 10 bis 12 Fuß Größe haben und in verschiedenen Gegenden aufgestellt werden. Diesen Götzenbildern bringen sie Opfer von Lebensmitteln dar, welche niemals weggenommen werden; man riecht also schon aus weiter Ferne eine solche Götterstätte, an welcher Früchte, Hühner und Schweine in Verwesung übergehen.

Wir wollen eine Bemerkung über die sogenannten Canoehäuser beifügen. Unsere Abbildung zeigt solch ein Schiffshaus, das auf der Insel San Christoval an der Makirabai steht. Es ist eine Art von Prunk- und Staatsgebäude, in welchem man die mit dem schönsten Schnitzwerk versehenen Nachen unterbringt. Es ist mit verschiedenen Götzenbildern, Federn, Büscheln und Schädeln verziert.

Streifzüge in Oregon und Californien (1871).

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Die Stadt Portland am Willamette.

Die Stadt Portland, deren Einwohnerzahl sich gegenwärtig auf etwa 10,000 Köpfe beläuft, ist die Handelsmetropole nicht nur von Oregon, sondern von dem ganzen Ländercomplexe des äußersten Nordwestens der Vereinigten Staaten, sowie der angrenzenden britischen Besitzungen. Die commercielle Stellung, welche San Francisco im Großen gegen alle sogenannten „Pacificstaaten" einnimmt, nämlich das ganze Ländergebiet, welches im Westen der Felsengebirge liegt, hat Portland speciell für den Staat Oregon und die Territorien Idaho und Washington. Die Lage dieser wichtigen Handelsstadt ist am Willamettetflusse, 13 englische Meilen von seiner Mündung in den Columbia und 110 Miles von der See, unter 45° 30′ nördl. Br. und 120° 27′ westl. L. v. Gr. Auf den Besucher macht Portland den Eindruck einer schnell emporblühenden Handelsstadt, die einer bedeutenden Zukunft entgegensieht. Selbst Solchen, die zum ersten Male den Fuß in ihre Mauern setzen, muß dieses beim Anblick der vielen Neubauten und des regen Handels und Wandels, der daselbst herrscht, klar werden; um so mehr Jemandem, der, wie ich, ihr Wachsthum seit einer Reihe von Jahren kannte und diese jetzt so lebendige Handelsstadt noch als die Hauptstadt des „Webfootlandes" und seiner bäuerischen Bewohner im Gedächtniß hatte, das mit dem aufgeweckten und thatkräftigen Californien einen so crassen Gegensatz bildete.

In Portland schien mir seit meinem letzten Besuche Alles wie umgewandelt. Doch war das Emporblühen dieser Stadt ersichtlich nicht ein momentanes, sondern ein auf gesunder Basis beruhendes. Die jeder Großstadt zur Zierde gereichenden stattlichen Neubauten und prächtigen Handelshäuser, nicht minder wie die sauberen, an der Seite mit Bäumen bepflanzten Wege und die vielen schmucken Wohnungen in der Umgebung des Ortes, welche von in bunter Flora prangenden Gärten eingerahmt waren, gaben augenscheinlichen Beweis, daß die Bewohner Portlands dem Fortschritte huldigten. Der Name „Webfeet" paßte entschieden nicht mehr auf die Bürger dieses Gemeinwesens. Nur gelegentlich bemerkte ich einige Farmer aus den Landdistricten, auf welche jener Spottname noch Anwendung finden konnte; tölpelhafte Gestalten mit verdummten Gesichtern, und Menschen, die seit zwei Decennien von dem civilisatorischen Einfluß der großen Außenwelt abgeschlossen gelebt hatten, und sich noch nicht in die neuen Verhältnisse hatten hineinfinden können, welche die Eisenbahnen in ihre regnerische, aber mit großen natürlichen Hülfsquellen gesegnete Heimath gebracht hatten. Die vielen Neuankömmlinge aus Californien und den älteren Unionsstaaten werden jedoch schnell die letzten Spuren eines uncultivirten Wesens auch bei diesen Landbewohnern verschwinden machen, und der Spottname „Webfoot", den man schon jetzt nur noch selten in Oregon vernimmt, muß bald ganz der Vergangenheit angehören.

Die Stadt Portland ist in den letzten Jahren zum zweiten Male in eine neue Aera des Fortschritts getreten, welche ich als die des Eisenbahnbaues bezeichnen möchte, und die auf soliderer Grundlage angelegt ist, als ihre frühere durch die Goldentdeckungen in den nordwestlichen Territorien gehabte Glanzperiode. Während der ersten anderthalb Decennien seines Bestehens war Portland, welches bereits 1845, vier Jahre früher als San Francisco, gegründet worden, weiter nichts als eine behäbige Landstadt und der Hauptort des productenreichen Willamettethales. Jener Landstrich war aber dazumal von den großen Verkehrsadern abgeschlossen und ein Handel nach außen existirte nur in sehr beschränktem Maßstabe. Die Einwanderung von den atlantischen und den Mississippistaaten nach dem fernen Oregon (damals wurde im Osten der Union mit dem Namen Oregon nur das Willamettethal bezeichnet) hörte in Folge der Goldentdeckungen in Californien fast ganz auf, und sowohl diese als die ihr nachströmende europäische Massenauswanderung wandte sich bei Hunderttausenden nur nach dem neuen „Eldorado"; und was für Oregon die nachtheiligste Folge hatte, auch die unternehmendere Classe seiner eigenen dünn gesäeten Bevölkerung ward vom Goldfieber ergriffen und wanderte ebenfalls nach Californien aus. Die Zurückbleibenden, meistens sogenannte Pikes (sprich: Peiks), d. h. solche, die aus Pike County in Missouri, das mit besonders dummen Menschen gesegnet ist, eingewandert waren, versauerten so zu sagen ganz und gar in ihrer vom Weltverkehr nicht berührten neuen Heimath. Das Regenwetter, welches im Willamettethale während acht Monaten im Jahre herrscht, trug auch nicht zur Klärung der Geister bei, und obgleich die trockene Zeit des Sommers in jedem Jahre reiche Ernten sicherte, so veranlaßte dieses die Landbewohner doch nicht, besonders thätig zu sein: für den eigenen Bedarf war leicht gesorgt und der Ueberschuß der Bodenproducte konnte ja doch nicht verwerthet werden! Baares Geld war in Folge dessen damals in Oregon den Bewohnern sehr knapp zugemessen; von Comfort des Lebens oder gar Luxus konnte selbstverständlich kaum die Rede sein; von außen fehlte jegliche geistige Anregung, und so entstand an derselben pacifischen Küste, wo im Nachbarlande Californien sich die Bewohner durch Thatkraft, leichten Sinn, Extravaganz und frischen, fröhlichen Lebensmuth auszeichneten, in Oregon der gar nicht amerikanische abnorme Charakter des schläferigen, mürrischen und geizigen „Webfoot".

Die Jahre 1861 bis 1864 brachten durch die Goldentdeckungen im Territorium Idaho, dem östlichen Oregon und in Britisch Columbia einen radicalen Umschwung in die ganze Lebensanschauung der „Webfeet". Wie ein brausendes Hochwasser rollte der Strom der Goldjäger durch ihr Land nach den neuen „Eldorados"; die Stadt Portland, welche mit Gold plötzlich gleichsam überschwemmt wurde, sah glänzende Zeiten und ward schnell eine blühende Handelsstadt, und alle Producte des Willamettethales fanden zu enormen Preisen einen mit geringer Mühe zu erreichenden Markt. Dabei wurden von den geistig aufgeweckten, lebenslustigen Californiern die schläferigen und mindestens um ein halbes Jahrhundert in der Cultur zurückgebliebenen „Web-

feet“ nach Gebühr verspottet, deren knauseriges Wesen und tölpelhafte Manieren den flotten Goldjägern ein Gräuel war. Wie es nicht anders zu erwarten stand, nahmen die Bewohner Oregons allmälig manche Gewohnheiten und Lebensanschauungen der Californier an, und in Portland, wo diese schaarenweise überwinterten, um dem rauhen Klima in den Goldminendistricten zeitweilig zu entfliehen, erwachte ein reger Unternehmungsgeist. Der Einfluß von außen zum Bessern hatte hier bereits tiefe Wurzel geschlagen, als um die Mitte der sechziger Jahre die Placers in den genannten Minendistricten sich theilweise als erschöpft zeigten und in Folge davon der Durchzug der Goldjäger immer schwächer und auch einige Jahre darauf durch die Pacificbahn in neue Communicationswege geleitet wurde.

In Oregon folgte jetzt eine Zeit des Stillstandes und es hatte den Anschein, als ob Portland sich aus einer schnell emporgeblühten Handelsstadt wieder in eine stille wohlbehäbige Landstadt umwandeln würde. Aber der in den Jahren des Wohlstandes durch den einträglichen Handel mit den Goldminendistricten wach gewordene Unternehmungsgeist spornte die Portländer an, neue Wege zum Emporkommen ihrer Stadt sowie zu einer gesunden volkswirthschaftlichen Kräftigung ihres wichtigsten Lebensnervs, des Willamettethales, zu suchen. Die Pacificbahn, als neue Handelsstraße durch den Continent, hatte die alten Verkehrslinien vollständig verrückt, und Oregon mußte sich auf die eine oder die andere Weise an das große nordamerikanische Eisenbahnnetz anschließen, — das war, wie Jeder einsah, die Lebensfrage dieses Landes, und davon hing die Zukunft desselben ab.

Zunächst wurde eine Zweigbahn vom Ufer des großen Salzsees über die Ortschaften Boise City im Territorium Idaho und The Dalles am Columbiafluß nach Portland projectirt, um einen Anschluß an die Union- und Centralpacificbahnen zu erlangen. Das Unternehmen faßte jedoch nie rechten Fuß; freilich zeichneten eine Anzahl von Capitalisten bedingungsweise die zum Bau jener Eisenbahn nöthigen Summen, aber es geschah bis jetzt weiter nichts zur Verwirklichung dieses Planes, als ein oberflächliches Nivellement der vorgeschlagenen Route.

Ein anderes Unternehmen dagegen, der Bau einer directen Eisenbahnlinie von Oregon nach Californien, fand um so mehr Anklang. Der unternehmende reiche Capitalist Ben Holladay, welcher die durch eine Eisenbahnverbindung mit Californien für Oregon zu erwachsenden großen Vortheile schnell erkannt hatte, gab diesem Unternehmen nach Kräften seine wichtige Unterstützung. Dieser Schienenweg, die „Oregon- und California-Eisenbahn“, sollte das Willamettethal seiner ganzen Länge nach von Norden nach Süden durchschneiden, dann weiter südwärts durch das nicht minder fruchtbare Umpquathal und das des Rogue River geführt werden, die Siskiyouberge an der Nordgrenze von Californien überschreiten und, in das Thal des Sacramentoflusses hinabsteigend, sich dort an das Eisenbahnnetz von Californien anschließen. Diese Eisenbahnlinie, deren Länge 777 englische Meilen zwischen Portland und San Francisco beträgt, durchläuft, die nicht sehr ausgedehnten Gebirgsstrecken abgerechnet, ein außerordentlich productives Land, ganz im Gegensatze zu der vom Ufer des großen Salzsees über Idaho nach Portland projectirten Linie, welche mit Ausnahme einiger nicht bedeutenden, des Anbaues fähigen Thäler, eine traurige und fast aller sonstigen Vegetation baare Salbeiwüste und mit vulcanischem Gestein übersäete Einöden durchziehen würde *).

*) Siehe meine Beschreibungen: „Globus“ XIII, Nr. 10, 11 und 12 und „Globus“ XV, Nr. 1 und 2.

Die Oregon- und California-Eisenbahn wurde gleichzeitig von Süden und von Norden in Angriff genommen, und die letzten Tage des Jahres 1871 sahen dieselbe in Californien bereits nördlich von der Stadt Red Bluff im obern Thale des Sacramento und in Oregon südwärts bis in das Umpquathal vollendet und dem Verkehr übergeben. Die noch zu erbauende Wegstrecke, als Verbindungsglied zwischen dem Sacramento und dem Umpqua, betrug beim Jahresschluß 1871 etwas über 300 englische Meilen.

Von Portland aus wurde bereits eine zweite Bahnlinie durch das Thal des Willamette, am westlichen Ufer dieses Flusses nach Süden laufend, in Angriff genommen, deren Hauptinhaber gleichfalls der früher genannte Capitalist Ben Holladay ist. Diese Eisenbahn, die „Oregon Central“, führt gewöhnlich den Namen „west side railroad“, im Gegensatze zu der östlich vom Willamette liegenden Hauptlinie, und soll eine Länge von 110 englischen Meilen haben. Dieselbe wird eine fruchtbare Gegend durchschneiden und ihren Weg über die Ortschaften Hillsboro, Mc Minville, Dallas (in Polk County) und Corvallis nach der vorläufig noch auf dem Papier stehenden Zukunftsstadt Junction City, 35 englische Meilen südlich von Corvallis, nehmen, wo der Anschluß an die „Oregon- und California-Eisenbahn“ statthaben soll. Auch liegt es im Plane der Gesellschaft, eine Zweigbahn nach Astoria zu bauen, um dort für Portland einen den größten Seeschiffen stets zugänglichen Hafen zu gewinnen, da der Willamette für tiefgehende Schiffe kein sicheres Fahrwasser hat.

Die Stadt Portland gab der „west side railroad“ einen Zuschuß von 100,000 Dollars Gold, damit der Bau dieser Linie sofort beginne, und während meines Aufenthaltes in jener Stadt machte die erste Locomotive die Eröffnungsfahrt auf einer kurzen von Portland aus erbauten Strecke des neuen Bahngleises, unter dem Jubel der Bevölkerung *). Von den öffentlichen Ländereien wurde beiden genannten Eisenbahngesellschaften eine Schenkung von 12,800 Ackern pro Meile in getrennten Sectionen („alternate sections“, die Section zu 640 Acker = 1 englische Quadratmeile) bewilligt, so daß den Vereinigten Staaten immer eine Section zwischen zwei der Eisenbahn geschenkten bleibt, welches Land innerhalb eines Areals von 30 Meilen auf beiden Seiten der Bahnlinie genommen werden muß. Die Besitztitel werden den Gesellschaften von der Regierung zu Washington für jede dem Verkehr übergebene Meile nach correspondirenden Sectionen ausgestellt, und haben nicht wenig dazu beigetragen, den Bau der Eisenbahnen zu beschleunigen. Von jeder der Eisenbahngesellschaften wird beim Verkaufe der Ländereien die in national wirthschaftlicher Beziehung wichtige Bedingung gestellt, daß nur Solche dieselben erwerben können, die sich wirklich darauf niederlassen wollen und sich zugleich verpflichten, stets eine bestimmte Anzahl von Ackern mit Holz bestanden zu erhalten. Während der letzten sechs Monate des Jahres 1871 wurden 40,000 Acker Ländereien unter diesen Bedingungen verkauft. Außer den beiden genannten Hauptbahnlinien sind noch mehrere kleinere im westlichen Oregon projectirt worden, von denen bis jetzt aber noch keine in Angriff genommen wurde.

Die zweite Aera des Fortschrittes der Stadt Portland läßt sich, wie aus Vorigem zu ersehen ist, auf die neuen auf großartige Weise unternommenen Eisenbahnbauten zurückführen, welche die Hülfsquellen des Staates Oregon schnell und sicher entwickeln, — im Gegensatze zu dem frühern

*) Am 18. December 1871 war die erste Section der West-Side-Eisenbahn, 25 englische Meilen von Portland nach Cornelius, vollendet und dem Verkehr übergeben worden. D. Verf.

schwankenden und stets ungewissen Handelsverkehr mit den Goldminendistricten. Welchen Einfluß die Eröffnung der im Bau begriffenen nördlichen Pacificbahn auf das fernere Emporblühen der Stadt Portland haben wird, läßt sich gegenwärtig schwer berechnen. Speculanten, die auf die zukünftige Weltstadt „Pugetsund City“ reflectiren, sehen die Handelsstadt am Willamette natürlich mit mitleidigen Blicken an und prophezeien ihr einen schnellen Untergang. Ich bin nicht der Ansicht, daß jene Eisenbahn und ihr fraglicher westlicher Terminus am Pugetsunde Portland arg beeinträchtigen wird. Der dieser Stadt zuströmende und stetig anwachsende Verkehr (durch ihre neuen Eisenbahnverbindungen) giebt derselben einen bedeutenden Vorsprung vor neuen Rivalen, und es möchte schwer sein, den Handel ganz in neue Bahnen zu lenken. Während der nächsten Jahre muß der Bau der westlichen Abtheilung der nördlichen Pacificbahn der Stadt Portland voraussichtlich eher Nutzen als Nachtheil bringen; die benachbarten Landstriche werden mehr und mehr angesiedelt, neue Hülfsquellen in ihnen entdeckt und ausgebeutet werden, und der Handel sucht allemal den Punkt, an welchem sich das größte Capital concentrirt hat: und das ist und bleibt in Oregon und Washington vorläufig unbestreitbar die Stadt Portland am Willamette.

Die Stadt Portland ist im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl eine der wohlhabendsten Städte in Amerika. Kaufleute, die hunderttausend Dollars werth sind, giebt es dort eine hübsche Anzahl, Halbmillionenleute gehören in ihr keineswegs zu den Seltenheiten, und der Millionär Ben Holladay vertritt die Noblesse der Geldmenschen auf eine respectabele Weise. Das Durchschnittsvermögen der Portländer beträgt nach der Steuerschätzung, die aber in Amerika stets wenigstens 50 Procent zu gering angeschlagen ist, 750 Dollars in Gold per Kopf.

Unter der Kaufmannschaft Portlands stehen die israelitischen Großhändler (fast Alle Deutsche) an Reichthum und Ansehen oben an. Der jetzige Bürgermeister (City mayor) der Stadt ist ein deutscher Jude; sein Vorgänger war ebenfalls ein solcher. Wie zahlreich das jüdische Element unter den Kaufleuten Portlands vertreten ist, bemerkte ich recht deutlich am zweiten Tage meines diesmaligen Aufenthaltes daselbst, der mit dem des israelitischen Neujahrs zusammentraf. Es waren buchstäblich mehr als die Hälfte der Geschäftshäuser und fast sämmtliche große Handelsfirmen in der Stadt geschlossen. Die wohlhabenden Inhaber derselben gingen zur Feier des Tages entweder in Sonntagskleidern spazieren, oder hatten sich in den Synagogen zum Beten versammelt, oder sie vergnügten sich in den geschlossenen Hinterzimmern der „Stores“ und in ihren Privatwohnungen bei einem interessanten Kartenspiel von „Poker“ oder „Klabberjas“. Geschäfte wurden an diesem Tage in Portland fast gar keine gemacht, außer es ließ ein nicht allzu orthodoxer Jude einen guten Kunden durch die Hinterthür in sein Waarenmagazin, und die Kaufleute christlichen oder gar keines Glaubens hätten eben so gut wie ihre mosaischen Brüder ihre Handlungshäuser schließen und spazieren gehen können, als sich in ihren offen gehaltenen „Stores“ über die schlechten Verkäufe zu ärgern.

Mit Ausnahme der jüdischen Kaufmannschaft nimmt die deutsche Bevölkerung Portlands, etwa ein Fünftel der Einwohnerzahl, den Amerikanern gegenüber leider eine sehr untergeordnete Stellung ein. Ein geselliges Leben existirt unter ihnen nur in sehr beschränktem Maßstabe, ganz das Gegentheil, wie es sich bei den Deutschen in californischen Städten zeigt. Das Organ der deutschen Bevölkerung Portlands und das einzige im Staate Oregon erscheinende deutsche Blatt, die „Oregon deutsche Zeitung“, ist eine kleine Wochenzeitung und mit den großen englischen Journalen, von denen in Portland vier herausgegeben werden (zwei davon erscheinen täglich zwei Mal, Morgens und Abends, und alle haben außer den täglichen Nummern auch eine Wochenausgabe), gar nicht zu vergleichen. Ich wollte als bescheidener College im Literaturfache dem Herausgeber der „Oregon deutschen Zeitung“ einen pflichtgemäßen Besuch abstatten und ward, als ich mich nach seiner Wohnung erkundigte, nach einem deutschen Bierhause hingewiesen, wo ich ihn als Schenkwirth beschäftigt fand. Der Eigenthümer des Blattes besorgt mit Hülfe seiner Tochter das Setzen der Typen und den Druck. Dem Redacteur, in dem ich einen intelligenten und liebenswürdigen Mann kennen lernte, will ich übrigens durchaus keinen Vorwurf damit gemacht haben, daß er sein Sanctum nach einem Bierhause verlegt hatte, denn von den riesigen Einkünften von sage 30 Dollars per Monat für editorielle Arbeiten konnte er selbstverständlich nicht sein Leben fristen und damit zugleich seine Familie unterhalten.

Mein neuer Freund, der Redacteur, beklagte sich bitter über die Indifferenz der wohlhabenderen Deutschen Portlands jedem literarischen Unternehmen gegenüber. Selbst die hier zahlreich ansässigen reichen jüdischen Kaufleute förderten die precäre Existenz seines Blattes fast gar nicht durch Abonnement oder Anzeigen; gerade das Gegentheil von den jüdischen Kaufleuten San Franciscos, welche dort die deutschen Journale sehr liberal unterstützen, fleißige Besucher von Theatern, Concerten und wissenschaftlichen Vorträgen aller Art sind und prächtige gesellige Vereinslocale unterhalten, und die man im wahren Sinne des Wortes „Mäcene der Kunst“ nennen kann. Doch wird sich hoffentlich im Laufe der Zeit auch unter den Deutschen Portlands ein mehr geistiges sowohl als geselliges Leben entwickeln, und werden Wissenschaft, Kunst und Literatur daselbst nicht immer die Stellung eines Paria einnehmen. Die Sonne der neuen Cultur hat hier leider noch mit den Wolken zu kämpfen, welche ihr Licht eben erst zu zerstreuen begonnen hat! —

Schließlich noch einige statistische Bemerkungen über das Wachsthum, den Handel ꝛc. der Stadt Portland. Gegenwärtig beschäftigt die Stadt Portland 20 auf dem Willamette und dem Columbia fahrende Dampfboote und besitzt eine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung mit San Francisco, der Stadt Victoria auf der Vancouversinsel und dem Pugetsund. Segelpacketschiffe fahren direct von hier nach San Francisco, Neuyork, Honolulu, Japan, China und Liverpool*). Die Stadt ist mit Gas- und Wasserwerken wohl versehen, und demnächst wird mit dem Bau von Stra-

*) Ueber den Handel Portlands veröffentlichte zu Anfang Januar 1872 die „Oregon deutsche Zeitung“ einige statistische Notizen. Darnach wurden im Jahre 1871 von Portland 78,859 Tonnen (à 2000 Pfund) Fracht nach amerikanischen Häfen (San Francisco, Pugetsund ꝛc.) und 23,852 Tonnen nach England, China, Honolulu und Victoria verschifft. Die Einfuhr aus amerikanischen Häfen betrug im selben Jahre 86,914 und von fremden Häfen 13,061 Tonnen. Der Gesammtwerth des Exports nach fremden Häfen beläuft sich auf 692,228 Dollars, der des Imports daher auf 377,633 Dollars. Der Gesammtwerth der Einfuhr und Ausfuhr von und nach amerikanischen Häfen ist nicht angegeben. Mehl wurde während der letzten sechs Monate 71,987 Faß im Werthe von 504,109 Dollars ausgeführt, theils nach San Francisco, theils nach Victoria, Sitka (in Alaska), Honolulu und China. Nach England wurden im Jahre 1871 10,432 Tonnen Weizen im Werthe von 469,068 Dollars verschifft. Außerdem wurden 20,000 Fässer gesalzenen Lachses, für ungefähr 200,000 Dollars in Oregon fabricirte Wollenwaaren, 150,000 Dollars Wolle, 7000 Dollars Rohhäute und 50,000 Dollars Pelzwerk ausgeführt. Der Werth des in großen Massen ausgeführten getrockneten und frischen Obstes, von Hafer, Leinöl, Speck und Schinken (nebst Weizen die Hauptproducte Oregons) ist nicht angegeben. D. Verf.

ßeneisenbahnen begonnen werden. Auch soll in nächster Zeit eine Brücke über den Willamette geschlagen werden, um eine schnellere Verbindung mit der am andern Stromufer rasch emporblühenden Stadt **East Portland** herzustellen. Das Grundeigenthum in den Hauptstraßen der sich schnell vergrößernden Stadt hat bereits einen Werth bis zu 200 Dollars für den Fuß an der Straßenfront. Es giebt in Portland jetzt zwei Dampffeuerspritzen, eine öffentliche Bibliothek von 5000 Bänden, sechzehn Kirchen, fünf öffentliche und acht Privatschulen und Seminare, drei Maurer-, vier Oddfellows- und drei Good-Templars-Logen, mehrere vorzügliche Hotels, fünf Zeitungen &c. — Von den hinter der Stadt liegenden Höhen hat man bei klarem Wetter eine herrliche Aussicht auf die Bergkette der Cascade Range mit den drei Schneeriesen Mount Hood (11,225 Fuß), Mount St. Helens (9750 Fuß) und Mount Rainier (12,360 Fuß), deren silberne Gipfel im Hintergrunde einer mit prächtigen Waldungen geschmückten urwilden Landschaft dastehen, während sich nahe unter Einem am majestätischen Willamette das rege Leben der neuern Cultur entfaltet, — ein Gesammtbild, das von ergreifender Schönheit ist.

Culturbestrebungen in Japan.

II.

Doctor medicinae Matsumoto.

Am 1. Januar 1871 wurde in einer Vorstadt von Yeddo ein großes Krankenhaus eingeweiht, dessen Gründung diesem ausgezeichneten Manne zu verdanken ist. Als Mensch, als Arzt und Gelehrter steht er in hoher Achtung, und er verdient dieselbe in vollem Maße. Die nachfolgenden Schilderungen, welche die Zeitschrift „Atlantic Miscellany“ von einem Nordamerikaner erhalten hat, kennzeichnen den Mann, und gewähren zugleich einen Einblick in das Leben und in die Denkungsweise der höher gebildeten Classen im Inselreiche des Sonnenaufgangs.

Mehrere hundert Personen, Japaner wie Ausländer, waren mit Einladungen zur Festlichkeit bedacht worden. Ich hatte, so erzählt der Berichterstatter, den **Doctor Matsumoto** dann und wann gesehen, war aber nicht näher mit ihm bekannt geworden, bis ich ihn in einem Kreise von Ausländern speciell kennen lernte. Seine Unterhaltung war lebhaft und angenehm, er warf geistvoll durchdachte Fragen auf und erörterte mit vielem Verständniß die politische Stellung der Länder Ostasiens gegenüber den Völkern des Abendlandes. Mit ungewöhnlichem Scharfblicke legte er die inneren Verhältnisse seines Vaterlandes dar, und er war dabei vollkommen frei von Vorurtheilen. Seinem ärztlichen Berufe widmet er sich mit voller Hingebung, und arbeitet mit Eifer daran, das Medicinalwesen gründlich zum Bessern umzugestalten.

Doctor Matsumoto ist ein Mann von nun sechs und dreißig Jahren, kräftig gebaut, etwas größer als im Durchschnitte die Japaner sind. Seine Schädelbildung ist die sogenannte mongolische, aber seine Stirn breit, das Kinn massiv; der Ausdruck seiner Lippen deutet auf Energie und Entschlossenheit. Bisher hat er japanische Kleidung getragen, aber keine zwei Säbel, wozu er doch ein Recht hätte. Das Haar hat er, wie die meisten Aerzte, nach europäischer Art kurz scheeren lassen.

Künste und Wissenschaften sind bisher in Japan eine Art von erblichem Familieneigenthum gewesen. Matsumoto's Vater war Arzt, also studirte der Sohn Medicin, aber nicht nach hergebrachter Weise, sondern er ging zunächst nach Nagasaki, wo holländische Doctoren Vorträge hielten und eine Klinik eröffnet hatten *). Nach absolvirtem Studium trat er als medicinischer Reiseprediger in verschiedenen Provinzen auf, und hielt später in Yeddo selbst Vorträge. Nachdem er mehrere Jahre lang die Universitäten und Spitäler Hollands besucht hatte, begann er seine Praxis in der Hauptstadt auszuüben. Mit dem nachmaligen Taïkun Stots Baschi, der ein sehr verständiger Mann und allem Fortschritte günstig war, befreundete er sich auf das Engste, und als 1867 Stots Baschi den Thron bestieg, wurde Matsumoto sein oberster Leibarzt. Als solcher konnte er zu Gunsten der medicinischen Reform wirken, gab aber auch in politischen

---

*) Ich will hier einige Bemerkungen hinzufügen. Der Nordamerikaner weiß oder sagt nicht, wer es gewesen ist, dem Doctor Matsumoto seine höheren Anregungen und seine wissenschaftliche wie praktische Ausbildung vorzugsweise verdankt. Es ist der holländische Arzt J. L. **Pompe van Meerdervoort**, aus dessen vortrefflichem Werke ich vor vier Jahren im „Globus“ mehrere Auszüge gegeben habe („Vyf jaren in Japan, 1857 — 1863; Bydragen tot de kennis van het japansche Keizerryk en zyne bevolking“, Leiden 1867, 2 Theile). Im zweiten Theile, von Seite 178 an, giebt Meerdervoort einen Bericht über die Art und Weise, wie er die Reform des Medicinalwesens anbahnte und durchführte. Seit vielen Jahren hatten die aus den Niederlanden gekommenen Aerzte in Nagasaki sich bemüht, ihren japanischen Berufsgenossen Unterricht zu ertheilen, so namentlich **von Siebold**, **Mohnicke** und **van den Broek**, aber sie wurden in jenen Tagen der Abgeschlossenheit und des Verdachts ängstlich von Spionen (dwarskykers, Querkuckern) und Dolmetschern überwacht. Mehrere in Nagasaki gebildete Aerzte gewannen in Yeddo großen Ruf, und deshalb beschloß die Regierung, eine medicinische Schule zu gründen. Die Oberleitung wurde Herrn Meerdervoort übertragen, und unter den jungen Medicinern, welche man ihm aus der Hauptstadt schickte, befand sich auch der Sohn eines der kaiserlichen Leibärzte, Herr **Mats moto Lyozun**. Der Holländer fand, daß derselbe viel Verstand und außergewöhnliche Anlagen habe; er ging rasch und gründlich auf alles ein und konnte, da er mit Vollmachten versehen war, alle Hindernisse aus dem Wege räumen. Als eine beträchtliche Anzahl von Studenten aus verschiedenen Provinzen eingetroffen waren, eröffnete Meerdervoort am 12. November 1857 seine Schule. Herr Matsumoto lernte Holländisch und bewährte den größten Eifer; er war zugegen, als am 9. September 1859, in Gegenwart von 45 japanischen Medicinern und einer Medicinerin, die **erste Leichenöffnung** vorgenommen wurde. Damit war ein Vorurtheil besiegt. Im Jahre 1861, am 20. September, eröffnete er das Spital zu Nagasaki, eine Abbildung desselben ziert das Titelblatt des zweiten Bandes. Am 15. October 1862 konnten schon 61 Aerzte als medicinisch ausgebildet aus der Schule entlassen werden; von diesen erhielten 22 das Zeugniß der Reife Nro. 1. Auch das Apothekerwesen wurde ganz auf europäischem Fuß eingerichtet. Doctor Matsumoto hatte an Dr. Meerdervoort ein würdiges Vorbild, und er macht, wie aus den Mittheilungen des Nordamerikaners hervorgeht, seinem Meister alle Ehre. Das achte Capitel des holländischen Werkes giebt von Seite 159 bis 239 einen interessanten Einblick in die medicinischen Verhältnisse und namentlich auch in die althergebrachte Praxis. A.

Dingen Rath, namentlich wenn es sich darum handelte, althergebrachte Mißbräuche zu beseitigen.

Das Taïkunat unterlag in dem Kampfe gegen jene großen Lehnfürsten, welche dem legitimen Erbkaiser, dem Mikado, die volle Souverainetät und die Reichsgewalt wieder verschafften. Matsumoto wurde als Anhänger Stots Baschi's verfolgt, verhaftet und mehr als einmal war sein Leben in Gefahr; indessen gelang es ihm, im Norden Japans eine Zuflucht zu finden. Die neue Regierung wußte die Verdienste des nun schon berühmten Doctors zu würdigen, und bot ihm die Stelle eines Leibarztes beim Mikado an. Darin lag ein Beweis, daß sie in seine Ehrenhaftigkeit volles Vertrauen setzte; er lehnte jedoch ab, weil er nicht mit Leuten in Berührung kommen wolle, die ihn eingesperrt hätten. Nun konnte er sich wieder frei bewegen und seinen Plan zur Gründung eines Spitals in Yeddo weiter verfolgen. Die erforderlichen Geldmittel brachte er bei reichen Leuten zusammen, deren Hausarzt er ist, und bald konnte er in der Vorstadt Waseda ein für seine Zwecke geeignetes Grundstück kaufen. —

Am 1. Januar 1871 war das Wetter ganz prächtig, die Kälte sehr gelind, der Himmel blau wie in Italien. Es gewährte einen großen Genuß, auf den prächtigen Straßen in diesem wunderbaren Lande munter dahin zu traben. Was nimmt sich malerischer aus, als diese langen Perspectiven der Straßen, in welchen die Häuser so bunt sind und uns so fremdartig vorkommen, als diese Burgen mit massiven Mauern, die großen Wasserbecken, in welchen die Sonne sich spiegelt? Ueberall drängt sich eine geschäftige Menschenmenge; die Bauern bringen Feldfrüchte zur Stadt, Handarbeiter sind thätig und singen dabei ein Lied; vornehme Leute werden in ihren Sänften (Norimons) getragen, oder bedienen sich wohl auch schon unserer mit Pferden bespannten Kutschen. Die Frauen und Mädchen in den Buden laden zum Kaufe ein, muntere Kinderschaaren gehen oder laufen der Schule zu. Die Landschaft ist entzückend, eine Reihenfolge von kleinen Thälern und Hügeln, die mit Nadelholz bestanden sind, die Hakoneberge, hinter welchen der schneebedeckte heilige Berg Fusi yama emporsteigt und wie ein gigantisches Prisma erglänzt.

Waseda liegt etwa neun Viertelstunden vom Tokaido, der großen Straßendurchfahrt der Hauptstadt, entfernt. Der Platz für das Spital ist mit Rücksicht auf gesunde, frische Luft gewählt worden. Ursprünglich hatte dort der Regent Iyi Kamon, welcher 1859 ermordet wurde, ein Lustschlößchen; dieses ging an den Daimio Takamatru über und von diesem kaufte es Matsumoto. Es ist, wie alle Yaskis (Villen), zweckmäßig und geschmackvoll eingerichtet und mit reizenden Gärten umgeben. Matsumoto bewohnt mit seiner Familie die Villa, das Hospital ist ein ganz neu aufgeführtes Gebäude, an dessen Eingangsthür uns der Doctor empfängt. Die Etikette verlangt, daß man die Schuhe ausziehe, aber davon wird abgesehen; einige Diener reiben uns den Schmutz von den Sohlen; wir können also getrost auf die sauberen Matten treten und sind nicht in Gefahr, uns zu erkälten.

Das Spital kann jetzt schon etwa einhundert Kranke aufnehmen; die Einrichtung der Betten rc. ist in jeder Beziehung zweckmäßig, die Speisen sind nahrhafter als die in Japan üblichen, die gewöhnlich aus Reis und Fisch bestehen. Eine wesentliche Reform besteht in der Einführung des Bieres, welches Matsumoto in Europa würdigen lernte. Er hat in Astakusa eine Brauerei eingerichtet, die ein vortreffliches Getränk zu billigem Preise liefert. Der Kranke muß täglich zwei Bus für Wohnung, Speise, Trank und ärztliche Behandlung zahlen, also etwa 16 Silbergroschen; dieser Satz ist für Alle gleich, und der reiche Daimio wird genau so gepflegt, wie der arme Mann. Aber dem Reichen, der ja auch nur zwei Bus zahlt, wird nach der Heilung zu wissen gethan, daß er ein gutes Werk thue, wenn er das Spital mit einer Gabe bedenke, weil dasselbe vergrößert werden solle. —

Nachdem wir Alles besichtigt hatten, wurden wir in den großen Speisesaal geführt, um ein Frühstück einzunehmen. Dort begegneten wir dem Doctor Schiba, einem Japaner, welcher die Oberleitung des Spitals in Yeddo und der Arzneischule hat; er unterrichtet seine Zöglinge mit Vorliebe in der deutschen Sprache, in welcher er auch Bücher drucken läßt. Dieser Mann zeigt einen unermüdlichen Fleiß; nicht selten besucht er erst gegen Mitternacht seine ausländischen Freunde, und geht gegen Morgen nach Hause, um dort Druckbogen zu corrigiren; um zehn Uhr ist er schon wieder in der Praxis. Hier an der Tafel saßen Studenten neben ihm, die in verschiedenen Sprachen sich über wissenschaftliche Gegenstände unterhielten. Alle Classen der Gesellschaft, Reich und Arm, hatten ihre Vertreter bei dieser Einweihung.

Hier soll ein merkwürdiger Umstand hervorgehoben werden. An der Tafel saß ein sehr reicher Mann, der einer für unehrlich geltenden Classe angehörte. Er stand in gereiftem Alter, sein Antlitz hatte einen sanften, intelligenten Ausdruck; auf seinem einfachen Kleide prangte ein hochadeliges Wappen. Er ist eng mit Matsumoto befreundet und das hat seinen guten Grund. Jener Mann ist König der Bettler. Sein Lebenslauf erscheint geradezu romanhaft.

Im sechszehnten Jahrhundert wurde Japan durch innere Kriege zerrüttet, bis es dem Kronfeldherrn Iyeyas gelang, die oberste Gewalt an sich zu bringen; er war der erste Taïkun aus der erlauchten Familie Tokugawa. Um sein Reich zu befestigen, berief er die hervorragenden Männer aller Stämme und Parteien in seinen Rath; unter ihnen war auch das Oberhaupt des jüngern Zweiges der Familie Yoritimo, welcher von einem frühern Krongroßfeldherrn abstammte. Dieser Edelmann wollte sich dem neuen Herrscher und der neuen Ordnung nicht fügen, und als man ihn fragte, in welche Rangclasse er aufgenommen sein wolle, gab er trotzig zur Antwort: „In keine, deren Oberhaupt ich nicht sein kann!“ Darob ergimmte Taïkun Iyeyas und erließ einen Befehl, demgemäß jener Edelmann erblicher König der Bettler sein solle. Dabei wurde ihm gestattet, das Wappenschild der Yoritimofamilie beizubehalten, und er bekam das Privilegium, von allen Einnahmen, welche die Bettler im ganzen Reiche hatten, den Zehnten zu erheben. Gleichzeitig aber büßte er mit den Seinigen den frühern Rang ein, und die Familie durfte nur mit Bettlern und Bettlerinnen sich verheirathen. Das war freilich ein harter Schlag, aber der Bettlerkönig war und blieb steif bei seinem Sinne. Volle dritthalbhundert Jahre lang häufte diese geächtete Familie, welche nun zu den Parias gehörte, große Reichthümer auf, und dadurch gewann der jeweilige Bettlerkönig immerhin Einfluß; im vorigen Jahrhundert wurde eine Bettlerprinzessin von einem Daïmio entführt, aber der Bann doch nicht gelöst. Matsumoto war Arzt des letzten Bettlerkönigs, der ihm willig Geld für die Gründung des Spitals gab. Der Doctor wußte es bei seinem Freunde Stots Baschi dahin zu bringen, daß der Geächtete in seinen frühern Rang wieder eingesetzt wurde; die Dankbarkeit desselben gegen seinen Wohlthäter ist eine aufrichtige.

Nach aufgehobener Tafel erschienen die Schauspieler und Musikanten, welche dem Doctor sehr zugethan sind, seitdem er einem der Ihrigen, der hoffnungslos darnieder lag, das

Leben gerettet, und an die Stelle eines amputirten Beines ein künstliches angesetzt hat. Dieser Mann spielte jetzt mit; dem Doctor wurde auf Zeitlebens eine Freiloge im Theater der Vorstadt Aksaka bewilligt. Im großen Saale des Spitals wimmelte es nun von Daïmios, Bettlern, Aerzten, Studenten, Bürgern, Comödianten, Tänzern &c.; der berühmte Photograph Uchida war gleichfalls zugegen. Es wurde dann ein Ballet aufgeführt; hinterher trat der Kinitayu, Oberregisseur, auf und verkündete, daß ein Gelegenheitsstück aufgeführt werden solle; eine Anspielung auf das Bier und die Brauerei erregte den lautesten Jubel.

Die Maskencomödie führt den Titel: Nischino yumi Warau kado Matsu; diese Worte lassen sich nicht übersetzen und enthalten Anspielungen und Wortspiele, welche sich auf den Neujahrstag, den westlichen Ocean und den Namen des Doctors beziehen. Die allegorischen Personen sind: Die Genien der Nervenkrankheiten, der Lähmungs- und der Entzündungskrankheiten; dazu kommen der Geist der Wissenschaft und der Geist der Wahrheit.

Die Darstellung wird mit Musik begleitet. Zuerst tritt der Genius der Neurose auf, als König, ausstaffirt mit Scepter und Diadem; er geht mit gravitätischen Schritten über die Bühne. Hinter ihm kommt die Paralysis; sie wirft ihre Krücken fort und setzt sich auf ein Stück Flanell. Neben sie hin kauert sich die Pyrosis.

Wir haben den Text des Stückes vor uns, er ist aber zu lang, als daß wir ihn ganz mittheilen könnten. Die Neurosis spricht: „Schauet auf und höret! Vormals gab es viele Krankheiten; nun treten aber geschickte Aerzte auf und bekämpfen sie. Mit unserer Macht nimmt es den Krebsgang. Wir müssen gemeinschaftlich handeln und so viele böse Krankheiten unter die Leute bringen, daß nichts dagegen hilft. Ich, als Gebieterin der Nervenkrankheiten, schwöre, daß ich dazu mitwirken will." Die Pyrosis ruft: „Ich will veranstalten, daß Fieber durch die ganze Welt wüthen; dagegen soll kein Arzt etwas ausrichten können." Die Paralysis: „Ich gebiete über die Lähmungen; meine Beine knicken unter mir zusammen; ich habe als Zeichen meines Ranges zwei Krücken, und hoffentlich wird man mich bald als Mikado im Reiche der Gelähmten anerkennen."

Diese Genien sprechen dann sehr despectirlich von den Aerzten und der Wissenschaft, deren Genius spöttisch hinter der Coulisse hervorruft, daß er sich ergebe. Dann tritt er als blinder Mann verkleidet hervor, wirft sich nieder und ruft um Gnade, weil er das Verbrechen begangen habe, gegen Krankheiten anzukämpfen; doch nun verachtete er die Aerzte und die medicinische Facultät, er wolle unter die Fahne jener drei Genien treten. — Jetzt tritt der Geist der Wahrheit hervor und spielt den Quacksalber, der ärgerlich ist, daß die Facultät ihm sein Doctordiplom entzogen habe. Die Krankheitsgenien sind froh, daß solche Doctoren sich mit ihnen verbünden. Die Wahrheit zieht nun eine Flasche hervor und giebt ihnen zu trinken. Und was? Bier! Es schmeckt ihnen gut; sie fangen zu singen und zu tanzen an, aber die Neurosis bekommt einen Nervenanfall, die Paralysis zittert am ganzen Leibe, die Pyrosis wird hysterisch. Alle drei fallen zu Boden und schlafen ein.

Wahrheit und Wissenschaft sehen, daß ihr Plan gelungen ist; als die Genien wieder erwachen, verkündigen sie denselben: „Euer Reich ist zu Ende, fort mit euch; wir sind die geschworenen Feinde aller Krankheiten." Die Neurosis fragt, ob sie nicht etwa Scherz machen, erhält jedoch zur Antwort, daß es sich um bittern Ernst handle.

Den Schluß wollen wir wörtlich geben: Die Wahrheit spricht: „Meine Kriegslist hat euch ins Nichts zurückgeworfen. Ich bin der allmächtige Geist, den man Wahrheit nennt." — Die Wissenschaft: „Ich bin die Wissenschaft; ehemals war ich nur ein blinder Schampuer, jedoch ein japanischer Doctor hat mich zu einem ganz andern Manne gemacht." — Die drei Genien: „Aber sagt, was ist denn das für ein Getränk, durch welches wir zu Grunde gerichtet worden sind." — Die Wissenschaft: „Das ist Bier, ja Bier, das Matsumoto brauen läßt und das bei Haschiba und Compagnie verkauft wird." — Die Wahrheit: „Ich bekräftige, daß es mächtig gut bei der Heilung von Krankheiten wirkt." — Neurosis: „Ja freilich, wenn wir Bier, von welchem jetzt so viel Aufhebens gemacht wird, verschluckt haben, dann sind wir behext und es ist um uns geschehen!"

Die drei Genien stürzen nun über die Wissenschaft und die Wahrheit her, um sie nieder zu werfen, als aber diese letztere ihren Hut abnimmt, brechen Lichtstrahlen aus ihrem Kopfe hervor; die Genien erschrecken und fallen rücklings zu Boden. Sie rufen: „Welch eine Macht und Gewalt doch die Arzneikunde hat."

Die Neurosis schüttelt das Haupt: „Ach, es ist ja nur zu klar und zu gewiß, daß wir hier nichts mehr ausrichten können, wenn wir Krankheiten verbreiten wollen. Wir müssen vor Matsumoto weichen, der vertreibt uns aus seinem Hause."

Damit waren die Allegorien zu Ende. Hinterher wurden Scenen aufgeführt, bei welchen die Wortwitze und Anspielungen auf manchen der Anwesenden allgemeine Heiterkeit erregten. Tänze machten den Beschluß, dem Doctor Matsumoto aber sah man es wohl an, daß er vor Freude strahlte und mit Selbstbewußtsein Bier trank, das er in Japan eingeführt hat.

Joseph Halévy's Reise in Arabien*).

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

Als ich vor zwei Jahren im „Globus" bei Besprechung von Wrede's Reise in Hadhramaut den Wunsch aussprach, es möchte dieser kühne und unternehmende Entdeckungsreisende bald einen Nachfolger finden, ahnte ich nicht, daß ge-

*) Bisher sind über die in hohem Grade wichtigen und interessanten Wanderungen Halévy's nur vereinzelte Notizen ohne Zusammenhang in französischen Blättern erschienen, z. B. in den „Nouvelles Annales des voyages, Octobre-Decembre 1870, p. 205, wo nur eine allgemeine Uebersicht der Reise gegeben wird. Wir sind deshalb erfreut, daß wir durch die Freundlichkeit des Herrn Baron von Maltzan unseren Lesern einen Gesammtüberblick geben und dieselben gleichsam in eine neue Welt einführen können. — Wir unsererseits

rade zu derselben Zeit bereits ein solcher gefunden war und sich im Herzen von Arabien befand. Dieser Reisende war Joseph Halévy, ein französischer Israelit, ausgesandt von der „Académie des inscriptions“, um in Yemen für das „Corpus inscriptionum semiticarum“ Inschriften zu sammeln. Daß er dieser Aufgabe glänzend genügt hat, beweisen die 683 von ihm copirten Epigraphe, theils in sabäischer (was man gewöhnlich, wiewohl irrig, himyaritisch nennt), theils in einer verwandten, erst von Halévy entdeckten Schwestersprache, dem Minäischen.

Hier haben wir es freilich mit diesem Theil seiner Errungenschaften nicht zu thun. Wiewohl für den Sprachforscher höchst wichtig, bieten diese Inschriften doch zu wenig allgemeines Interesse. Sie sind fast alle über einen Leisten geschlagen. Als Votivepigraphe beginnen sie gewöhnlich mit einer Reihe von Eigennamen, diejenigen der Weihenden. Dann folgt die Bezeichnung des geweihten Gegenstandes, meistens einer Votivtafel. Darauf der Name der Gottheit, fast in jeder Provinz anders benannt, oft auch der mehrerer Götter oder Göttinnen. Die längeren Inschriften enthalten dann noch meistens eine Reihe von Bitten, Verwünschungen gegen die Feinde, worin sie ein reiches Vocabular entwickeln, oder auch wohl (aber selten) nähere Bezeichnungen der den Göttern dargebrachten Geschenke, goldene Gefäße, silberne Zierrathe und manchmal auch geradezu „gemünztes Geld“. Für die Geographie wichtig sind jedoch diese Inschriften insofern, als sie uns die Namen einer Menge von Orten enthüllen, die uns bisher theils ganz unbekannt geblieben, theils uns in der entstellten griechisch-römischen Form, wie sie die Berichterstatter des Aelius Gallus'schen Feldzuges (namentlich Strabo) gaben, überliefert worden waren. Ein Beispiel: die Minäer, „Minaei gens magna“. Erst jetzt durch die Inschriften ersehen wir, wo diese wohnten und wie sie sich selbst nannten. Sie hießen Meʿin (Singular, im Plural wahrscheinlich Meʿinin); ebenso ihre Hauptstadt, deren reiche Ruinen Halévy besuchte und die noch jetzt Meʿin heißen, ein Name, der sich auch auf einigen hundert dort entdeckten Inschriften findet.

Ein Punkt, den die Inschriften aufhellen, möge noch erwähnt sein. Es ist bekannt, daß der „Vater der Geschichte“, Herodot, aussagt, die Araber besäßen zwei Hauptgötter, „Orotel und Alilat“, dem Bacchus und der Venus entsprechend. Bisher glaubte man, Herodot spräche nur von den Central- oder Nordarabern. Da wir von diesen keine Denkmäler kennen (denn die nabatäischen Inschriften rühren von Aramäern, nicht von Arabern her, wiewohl die Römer die Nabatäer für Araber hielten), so konnte nichts diese Meinung bekräftigen, nichts sie zerstören. Jetzt ist aber zum ersten Mal auf den Inschriften der Name „Alilat“ gefunden, und zwar auf den minäischen. Bisher hatte man angenommen, Herodot habe sich verhört und statt „Alilat“ den auf den sabäischen Inschriften vielfach vorkommenden Namen „Alihat“ mit falscher Orthographie wiedergegeben. Alihat heißt jedoch nichts als „Göttin“ oder „Gottheit“ im Allgemeinen. Jetzt aber haben wir ganz deutlich einen dem Alilat, wenigstens was die Consonanten betrifft, buchstäblich entsprechenden Göttinnennamen. Die Aussprache scheint jedoch Alelat oder Alalat gewesen zu sein. Den Namen „Orotat“ glaubt Halévy in dem vielfach erwähnten „Othotar“ zu finden, was den Gesetzen der Lautverschiebung nicht widerspricht. Es ist auch in der That viel wahrscheinlicher, daß Herodot von den Bewohnern von Yemen und Negran, den Sabäern und Minäern, welche civilisirte, sogar für ihre Zeit hochcultivirte Völker waren, gehört haben mag, als von den halbbarbarischen, nie über den Standpunkt von Nomaden und Räubern hinausgekommenen Nord- und Centralarabern. Daß die alten Südaraber einen „Gott des Weines“ hatten oder daß die Griechen dies glauben konnten, erklärt die Fülle der Reben des noch heute rosinenreichen Yemens. Ich wenigstens habe nie köstlichere Rosinen versucht, als die sogenannten kernlosen (weil nur mit sehr kleinen Kernen versehenen) von Sana. Malagarosinen und Korinthen sind nichts dagegen. In Bezug auf die mit Venus verglichene Alilat erklärt sich die Sache noch viel leichter. Wo wäre das Volk, das nicht die Liebe, Schönheit und Wollust verherrlichte und diesen Altäre baute, weil sie die Beförderer der Fortpflanzung sind? Die Verherrlichung der Fortpflanzung, das war ja ein wichtiges Element aller antiken Volks-wohl- und Religionsanschauungen. Welches Volk hätte nicht etwas der Venus Entsprechendes gehabt?

Jedoch sprechen wir von Halévy's Reisen in Bezug auf Geographie und Ethnographie, welchen Wissenschaften die Leser des „Globus“ ja gern und willig die verdiente Bedeutung schenken. In dieser Hinsicht sind sie im höchsten Grade wichtig, wir können wohl sagen, epochemachend. Ich weiß nicht, wen ich unter den neueren Reisenden in Arabien höher stellen soll. Palgrave ist mit Recht mannichfach gerühmt worden. Seine ethnographischen Schilderungen sind in der That meisterhaft und unvergleichlich, so drastisch und treffend, daß sie das Jesuitencollegium, dem er angehörte, nicht veröffentlicht haben wollte und sein Veto darauf legte, wie mir ein Jesuitenmissionär, mit dem ich in Aden zusammentraf, erzählte. Dennoch enthielten sie durchaus keinen Angriff auf die Kirche. Aber es scheint, als sei den Jesuiten jede überhaupt freiere Meinungsäußerung verdammlich. Palgrave mußte aus dem Orden ausscheiden, um seine Reise, so wie er es wollte, veröffentlichen zu können. Seine Reisebeschreibung ist in der That ein Unicum. Aber sie ist es mehr durch das Talent des Verfassers, als durch das zu Grunde liegende Material, wenigstens in geographischer Beziehung. In dieser bietet sie dem mit den Forschungsreisen in Arabien Bekannten durchaus nichts Neues. Der nördliche Theil des Palgrave'schen Itinerärs ist allen Orientalisten durch Wallin, des weitgereisten Arabisten und unternehmenden Mekkapilgers Berichte, die aber so wenig ins Publicum gedrungen sind, bekannt. Den südlichen Theil hatte schon Capitän Sadleir, der Gesandte der englisch-ostindischen Regierung zum Feldlager Ibrahim Pascha's, zur Zeit von dessen wahabitischem Feldzug, enthüllt. Indeß suchen wir die Verdienste keines Reisenden, die mit so viel Entsagung errungen sind, zu schmälern *).

haben schon früher, „Globus“ XVI, S. 150 ff. (1869), auf Joseph Halévy aufmerksam gemacht. Derselbe bereiste, ehe er seine Expedition nach Arabien antrat, Abyssinien, vorzugsweise zu dem Zwecke, um die Religion seiner dortigen Glaubensgenossen, der Falaschas, genau kennen zu lernen, und wir hoben, als wir seinen ausführlichen Bericht mittheilten, hervor, daß seine Beobachtungen namentlich auch in ethnographischer Hinsicht von Interesse seien. A.

*) Arabien nimmt, seitdem Palgrave's, v. Wrede's und v. Maltzan's Arbeiten so vieles Neue gebracht haben, die Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch. Wir wollen hier darauf hinweisen, daß jüngst in Frankfurt an der Oder Herr Dr. Albrecht Zehme unter dem Titel: „Central-Arabien“ (1872) ein sehr fleißig, genau und mit Kritik gearbeitetes Gymnasialprogramm veröffentlicht hat. In demselben wird die Bedeutung des centralen Hochlandes geschildert; es werden die Ergebnisse der Forschungen seit dem Erscheinen von Karl Ritter's Werk über Arabien zusammengestellt. Bekanntlich ist es eine der allerschwierigsten Aufgaben, sich durch Ritter's Bände und deren schrecklichen Stil hindurchzuarbeiten. Dr. Zehme giebt nun, wenn auch seinerseits mehrfach in einem Stile, der besser sein könnte (— wir finden Sätze von zehn, ja neunzehn Zeilen in Quartdruck ohne einen Ruhepunkt, — Sätze, die sich so leicht hätten auflösen lassen —), einen Ueberblick der Reisen und Forschungen Nie-

Wenn es sich aber um Entdeckung einer terra incognita handelt, so finden wir in den letzten 40 Jahren nur äußerst wenige, die uns eine solche in Arabien geoffenbart haben. Von diesen haben Wrede und Arnaud in Bezug auf räumliche Ausdehnung noch die wichtigsten Entdeckungen gemacht. Außerdem müssen wir Botta (den Besteiger des Geber Sabber), Ehrenberg, und in neuester Zeit Munzinger und Miles (1870) als die Entdecker jungfräulicher, aber im Flächeninhalt sehr beschränkter Gebiete rühmen. Sehen wir dagegen das bisher jedem Europäer unbekannte, von Keinem betretene Gebiet, ein großes und imponirendes Gebiet, welches von Allen zuerst und bis jetzt allein Halévy betreten hat, von dem er uns wichtige und in höchstem Grade interessante Beschreibungen giebt, und wir müssen staunen, staunen über die Masse des uns bisher Unbekannten, das uns nun mit einem Schlage geoffenbart wird, staunen über den außerordentlichen Unternehmungsgeist, den Muth, die List und Schlauheit dieses Reisenden, der in Verkleidung und mit unsäglicher Selbstverleugnung ein Land bereist hat, in welchem nie (absolut niemals) der Schritt eines Europäers verhallte und in welchem die Anwesenheit eines solchen allein schon als ein todeswürdiges Verbrechen gilt.

Nach dem Vorausgeschickten möchte es wohl einem oder dem andern Leser scheinen, als sei ich über Gebühr von Halévy's Verdiensten eingenommen. Indeß, man urtheile selbst. Ich will sein Itinerarium kurz beschreiben, und der Leser wird nur in Verlegenheit sein, ihm auf der Karte zu folgen, weil es eben keine Karte giebt, welche diese Länder aufführt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie vor Halévy gänzlich unbekannt waren, weil er der Erste ist, der sie betreten, derjenige, welcher sie entdeckt hat. Hier ist in der That „terra incognita“, und zwar ein großes Stück davon, ein so großes, wie es uns bisher in Arabien noch kein Reisender geoffenbart hat. Selbst Arnaud und Wrede, diese einzigen wirklichen Länderentdecker neuester Zeit in Arabien, müssen gegen ihn zurückstehen.

Wie der große Reisende des vorigen Jahrhunderts, Niebuhr, so hatte sich auch Halévy*) Yemen zu seinem Reisegebiet erkoren. Aber nicht etwa den von diesem erforschten Theil von Yemen. Halévy verschmäht es systematisch, die schon von Anderen betretenen Bahnen zu wandeln. Seine Reise fing so zu sagen erst da an, wo die Niebuhr's aufhörte, d. h. östlich von Sana. Durch das westliche Yemen eilte er schnell hindurch. Nur einen einzigen Punkt desselben würdigte er eines längern Aufenthaltes, nämlich den Gebel Harraz und die Gegend von Elhaime. Er schildert die herrliche Gebirgsnatur dieser „arabischen Schweiz“, wie er sie nennt. Sein Zweck war auch hier das Suchen nach Inschriften, jedoch vergeblich, wobei er vielfache Beschwerden litt. „So sicher dies Land,“ schreibt er (diese Gegend steht jetzt unter der Verwaltung eines Dai oder Vicekönigs aus Negran und ist die einzige gut verwaltete in West-Yemen), „so beschwerlich ist es doch, dasselbe zu durchreisen. Die Berge sind oft fast unzugänglich, die Wege abscheulich. Nach Inschriften auf Bergesabhängen bei alten Schlössern suchend, lief ich stündlich Gefahr, in Abgründe zu stürzen. Die Steine der Ruinen, die ich besuchte, stürzten unter mir mit Getöse in den Abgrund. Oft war durch diese Steinfälle der Weg, den ich gekommen, unbetretbar geworden, und schwer gelang mir es, einen neuen zu finden.“

Diese „arabische Schweiz“ hat jedoch nicht den Vortheil eines Schweizer Klimas. Sie ist im Gegentheil sehr ungesund. Halévy legte hier den Grund zu einem schlimmen Fieber, das ihn zwei Monate in Sana ans Bett fesselte. Kaum geheilt, unternahm er Ausflüge in der Umgegend dieser Stadt. Auch hier fand er nur sehr wenige Inschriften. Es ist merkwürdig, daß fast dieser ganze westliche Theil von Yemen im hohen Alterthum eine viel unbedeutendere Rolle gespielt zu haben scheint, als der östliche, derjenige, welcher seit dem frühesten Mittelalter terra incognita werden sollte. Dort, und nicht am Rothen Meer, war die Wiege der sabäischen Cultur. Von Sana selbst wissen wir gar nichts aus dem hohen Alterthum, nicht einmal, ob es existirte und unter welchem Namen. Denn daß es nicht das Usal der Bibel war, wie die dortigen Juden glauben, hat Halévy klar dargelegt.

Von hier trat nun Halévy seine eigentliche Entdeckungsreise an. Am leichtesten wäre es ihm gewesen, mit einer Salzkarawane nach Mafib zu kommen. Doch da wäre er in die Fußstapfen Arnaud's getreten und er strebte nach Neuem! Mafib mußte er freilich besuchen, so lauteten seine Instructionen (nämlich um die von Arnaud schlecht copirten Inschriften neu aufzunehmen), aber er sparte es sich für das Ende der Reise auf, und er that wohl daran, denn die Schicksale, die er dort erleben sollte, wären geeignet gewesen, ihn gleich anfangs abzuschrecken. Er wollte zuerst nach dem obern Gof (Djauf).

Dieses ganze große Land, welches man Gof, d. h. hohles Land, nennt, das auf unseren Karten theils fehlt, theils ganz falsch angegeben ist, ist seltsamerweise in Sana beinahe eben so unbekannt, wie in Europa. Die lächerlichsten Gerüchte sind dort über den Gof im Schwung. Noch nie, heißt es, ist ein Reisender lebendig aus diesem Lande herausgekommen, dessen Bewohner die schlimmsten Barbaren, halbe Menschenfresser seien. Halévy fand sie später im Gegentheil viel gesitteter, sanfter und weniger fanatisch, als die Bewohner des eigentlichen Yemen.

Jedermann rieth dem Reisenden ab, nach dem Gof zu gehen. Er bestand aber darauf. Nun galt es, einen plausibeln Vorwand für seine Reise zu finden, denn vom Abschreiben von Inschriften durfte er kein Wörtchen verrathen, ohne für einen „Zauberer“ gehalten und als solcher sicher todtgeschlagen zu werden. Halévy reiste nun zwar in der besten Verkleidung, die ein Europäer in diesem Lande des Fanatismus wählen kann, nämlich als arabischer Jude. Selbst Israelit, verstand er es, sich mit den Juden von Sana gut zu stellen. Diesen gegenüber gab er sich für einen Kudsi (Qondsi), d. h. Jerusalemitaner, aus, nämlich für einen jener fahrenden Rabbiner, die den Orient durchziehen, um Beiträge für Jerusalem zu sammeln. Dies gab den besten Vorwand für die Reise nach dem Gof. Er behauptete nämlich, auch bei den dort wohnenden Juden Beiträge sammeln sowie ihre religiösen Bedürfnisse erforschen zu wollen, und ließ sich zu diesem Zwecke vom Hauptrabbiner von Sana an alle diese Gemeinden Briefe geben. Die Araber finden nichts Unnatürliches darin, daß ein Jude seine Glaubensgenossen besucht, und dieser Vorwand war demnach auch ihnen gegenüber der beste.

Bisher hatte Halévy die Tracht der jüdischen Städter im westlichen Yemen getragen, die bequem ist und den Kör-

---

buhr's, Seetzen's, Burckhardt's und Wellsted's; sodann übersichtlich und im Zusammenhange auch jene Sadleir's, Wallin's, Palgrave's und Pelly's. Auf Guarmani's in italienischer Sprache gedruckte Reisebeschreibung, die über Schammar Mancherlei enthält, hat Herr Dr. Zehme keine Rücksicht genommen. Wir stellen ihm unser Exemplar gern zur Verfügung. A.

*) Ich verdanke die folgenden Notizen einer Mittheilung des Herrn Halévy, der noch nicht Zeit gefunden hat, seine Reise herauszugeben, da ihn vorläufig seine epigraphischen Arbeiten noch zu sehr beschäftigen. Sie haben also das Verdienst, unedirt zu sein, wenigstens in dieser etwas ausführlichern Form. Ein ganz kurzer, aber sehr trockener auszüglicher Bericht ist bereits erschienen. v. M.

per nicht an Stellen bloß läßt, wo wir Europäer es gar nicht gewohnt sind. Nun aber mußte er, um nicht aufzufallen, die Kleidung der jüdischen Landbewohner des Gof annehmen. Kleidung ist kaum das Wort dafür. Es ist eher ein sehr fragmentarisches „Deshabille“, Rock, Weste, Hemd, Beinkleider, Unterhosen, Strümpfe, Schuhe mußte er ablegen und sich mit einem kleinen Lendentuche und ein Paar Sandalen, „die stets von den Füßen herabfielen“, begnügen. Der Oberkörper blieb nackt, durfte aber mit der Schlafdecke, die er für die Nacht bei sich tragen konnte, gegen Kälte geschützt werden. Auf dem Haupte trug er einen kleinen zerfetzten Turban, aus dem die Pais, die bekannten jüdischen Hängelocken, hervorhängen mußten. In dieser unbequemen äußern Ausstattung wurde er genöthigt, seine Reise anzutreten und sie von nun an beizubehalten.

Nun ist die Verkleidung als einheimischer Jude für die Sicherheit zwar die empfehlenswertheste, aber sie hat auch sehr ihre Unannehmlichkeiten. Sicher insofern, als man auf einen Juden weniger achtet, während ein als Moslem verkleideter Europäer stets von Spähern umgeben ist. Zudem stehen die Juden so tief, daß es für eine Schande gilt, einen derselben zu tödten, dafür sind sie aber der Verachtung und Mißhandlung stets ausgesetzt. Sie müssen vor jedem Araber, dem sie auf der Reise begegnen, vom Esel (Pferde dürfen sie nicht reiten) absteigen. Sehen sie ihn nicht zur rechten Zeit, so regnet es Prügel, Schimpfworte sind ihr tägliches Brot. Von der arabischen Gastfreundschaft sind sie ausgeschlossen. Man nimmt sie in kein Haus auf. Indeß fand Halévy, daß, je mehr er gegen Osten kam, jene schimpfliche und grausame Behandlung der Juden, der sie im eigentlichen Yemen ausgesetzt sind, einer bessern Gesinnung wich.

Aus allen Erdtheilen.

Die Auswanderung nach Brasilien.

Wir haben mehrfach erwähnt, daß die Regierung des südamerikanischen Kaiserreiches sich bemüht, europäische Einwanderer in möglichst beträchtlicher Menge zu bekommen. Wir wiesen darauf hin, daß sie in allen ihren bisherigen Bemühungen falsche und unpraktische Systeme befolgt habe und auch jetzt noch lange nicht auf dem richtigen Wege sei. Es handelt sich um eine brennende Frage; die Sklaverei geht ihrem Ende entgegen und Arbeitskräfte müssen geschafft werden, wenn die Production gefördert werden soll. Unsererseits haben wir seit Jahren wieder und immer wieder betont, daß es auf eine reine Thorheit hinausläuft, nordeuropäische Einwanderer außerhalb der drei südlichen Provinzen: Santa Catharina, Rio grande do Sul und Paraná anzusiedeln. Für die mittleren und nördlichen Provinzen sind sie ungeeignet; der Anbau des Zuckers und der Baumwolle paßt nicht für sie und alle Versuche, sie in den heißen Aequatorialgegenden nutzbar zu machen, sind vergeblich gewesen und werden auch stets vergeblich bleiben. Der schlichte gesunde Menschenverstand begreift das; die klimatischen Verhältnisse entscheiden.

Will Brasilien in seinen Provinzen zwischen dem Aequator und den Wendekreisen Arbeitskräfte haben, auf welche Verlaß ist, dann bleibt ihm, da auf die freien Neger keine feste Rechnung zu machen ist, nichts übrig, als nach und nach Hunderttausende von Chinesen einzuführen, aber nicht etwa als verkappte Sklaven wie in Peru, sondern als freie Arbeiter, mit denen man ehrliche Verträge schließt und hält. Das Ministerium in Rio will immer noch nicht begreifen, woher allein Abhülfe kommen kann; es steckt in unpraktischem Dilettantismus und wird allem Anscheine nach abermals viel Geld auf ganz unnütze Weise vergeuden, auf einer falschen Bahn fortwandeln. Es affichirt Abneigung gegen die Chinesen und hebt die Schattenseiten ihres Charakters hervor. Als ob die Neger und Mischlinge, welche fünf Sechstel der brasilianischen Bevölkerung ausmachen, in Bezug auf Fleiß, Arbeitsfähigkeit und Tüchtigkeit sich mit jenen Asiaten auch nur entfernt messen könnten und in Bezug auf geistige und moralische Eigenschaften auch nur um ein Atom besser wären als diese! Wir kommen wohl gelegentlich auf diesen Gegenstand zurück; es handelt sich für Brasilien darum, die bevorstehende wirthschaftliche Krisis so gelinde als möglich zu gestalten. Heute wollen wir eine Stimme aus Brasilien hören.

Seit länger als einem Jahre haben wir die zu Porto Alegre erscheinende „Deutsche Zeitung“ (verantwortlicher Verleger Karl v. Koseritz) nicht mehr erhalten; jüngst aber ist uns wieder eine Nummer (24. Januar) zugekommen, welche in einem Leitartikel die „Einwanderungsfrage“ in sehr verständiger Weise bespricht. Im deutschen Reichstage wird dieselbe jedenfalls zur Erörterung gelangen; es wird sich darum handeln, die Verordnungen, welche von Seiten der preußischen Regierung in Bezug auf die Auswanderung nach Brasilien erlassen worden sind, eingehend zu prüfen. Wir glauben, daß jener Aufsatz Anhaltepunkte zur Beurtheilung zu geben geeignet sei und wollen ihn deshalb mittheilen. —

„Die Anstrengungen, welche die kaiserliche Regierung macht, um einen starken Strom europäischer Einwanderung nach Brasilien zu ziehen, sind lobenswerth und entsprechen durchaus den gegenwärtigen Verhältnissen des Landes, welches in der wirthschaftlichen Krisis, die mit der allmäligen Aufhebung der Sklaverei verbunden ist, nothgedrungener Weise für neue Arbeitskräfte sorgen muß.

Nur geht es bei dieser Angelegenheit, wie bei vielen anderen, — man fällt aus einem Extrem ins andere. Vor wenigen Jahren noch wurde Dr. Blumenau zurückberufen und Contracte wurden gelöst, die der Colonisation eine nur sehr geringe Unterstützung gewährten, weil man angeblich kein Geld zu solchen Ausgaben hatte. Heute aber thut man des Guten fast zu viel; man schließt zahlreiche Contracte zu theilweise sehr hohen Preisen ab, und zwar thut man es auch für die Nordprovinzen, was ein entschiedener Fehler ist.

Für den Süden (Rio Grande, Sta. Catharina, Paraná) und theilweise auch für S. Paulo ist die europäische Einwanderung, gestützt auf das System des kleinen Grundbesitzes, die einzig passende, wenn sie sich nämlich auf Deutsche, Schweizer und vielleicht Schweden und Norweger beschränkt, denn irländische Einwanderer (die man hier gern unter dem Titel Engländer einschmuggeln möchte) versprechen, bei dem zerrütteten und demoralisirten Zustande ihres Vaterlandes, nicht die besten Erfolge. Ebenso wenig richtig ist die Annahme des in S. Paulo noch üblichen Halbpart-Systemes, welches in Europa nicht nur einen schlechten Ruf hat, sondern denselben auch verdient, da der Colonist nur in seltenen Ausnahmefällen nicht übervortheilt oder in einer sklavenartigen Abhängigkeit gehalten wird.

Für die europäische resp. deutsche Einwanderung in die Südprovinzen ist das einzig vernunftgemäße System das jetzt in dieser Provinz adoptirte: Die Colonisten erhalten einen Passagezuschuß, der ihnen erlaubt, für dasselbe Geld, welches die Ueberfahrt in Segelschiffen nach den Vereinigten

Staaten kostet, nach der Provinz zu kommen. In Rio Grande angelangt, werden sie verpflegt und auf Kosten der Regierung nach Porto Alegre befördert, wo sie noch fünf Tage Verpflegung erhalten, dann aber, gänzlich frei und ohne irgend eine Verpflichtung zur Rückzahlung der erhaltenen Vorschüsse, sich selbst überlassen bleiben. Für ihr Unterkommen ist gesorgt, da die Regierung schon seit langen Jahren in ihren Colonien das System des kleinen Grundbesitzes eingeführt und hiermit zur Nachahmung von Seiten der Privatgrundbesitzer Veranlassung gegeben hat. Der Einwanderer kann also nicht nur Regierungscolonien, sondern auch Privatcolonien zu seiner Niederlassung wählen. In beiden Fällen erhält er auf Vorschuß Transportmittel nach der Colonie, es wird ihm Land auf Ziel verkauft (300 Morgen im Durchschnittspreise zu 400 bis 450 Milreis) und die existirenden Geschäftshäuser gewähren ihm den nöthigen Credit während der ersten, gewöhnlich etwas schweren Zeit. Die Regierungscolonien sind nicht sehr bedeutend, dahingegen giebt es aber sehr viel und sehr gut gelegenes Privatland, welches die Eigenthümer, in Colonieplätze abgetheilt, gern in obiger Weise verwerthen. Es ist dieses das einzige vernünftige System für die Südprovinzen und sollte in ihnen ausschließlich adoptirt werden, wie denselben auch die europäische und speciell die deutsche Auswanderung ebenfalls ausschließlich zugeführt werden sollte.

Für den brasilianischen Norden taugt der europäische Nordländer nicht; das Klima ist seiner Gesundheit nicht zuträglich und läßt seine Arbeitskraft erschlaffen, es entmuthigt ihn und nimmt ihm die Lust am Leben und am Erwerb. Die Art des tropischen Ackerbaues ist ihm unbekannt, wie die Früchte desselben es ebenfalls sind; die Nahrung entspricht seinen Gewohnheiten und Anforderungen nicht und er fühlt sich mithin deplacirt und unglücklich. Nun ist aber der Nordeuropäer allein geeignet, Erfolge im Ackerbau in fremden Landen zu erzielen, denn die südlichen Völker haben weder seinen Wandertrieb, noch seine Ausdauer und seinen Sparsinn. Wir möchten hierbei höchstens die Gallegos Spaniens und die Portugiesen von den Canarischen Inseln ausnehmen, die das Zeug zu ausgezeichneten Colonisten haben und denen auch das Klima Centralbrasiliens (Rio, Minas, Espirito Santo) zusagen würde. Für den hohen Norden aber, von Bahia aufwärts bis zum Amazonenstrom, dienen weder europäische Nordländer, noch Gallegos und Ilheos.

Es würde ein großer und schwer zu beklagender Mißgriff sein, wenn die Regierung für die Nordprovinzen auf europäische Einwanderer rechnen wollte; sie würde damit keine Erfolge fürs Land erzielen und nur der Auswanderung nach Brasilien im Allgemeinen schaden, denn das schlimme Schicksal der dort angesiedelten Colonisten würde drüben in Europa als Maßstab für ganz Brasilien genommen werden. Nun werden aber gerade die Nordprovinzen am härtesten von der Sklavenemancipation betroffen, und es muß deshalb eine Aushülfe gefunden werden.

Wir haben diese Frage in letzterer Zeit hin und her erwogen und sind schließlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß, trotz unseres früher schon betonten Vorurtheils gegen die Race, für dort der asiatische Arbeiter der einzig verwendbare ist. In gleichem Sinne hat sich in letzterer Zeit der namhafte Gelehrte Dr. Karl Andree im „Globus" ausgesprochen, und nach reiflicher Ueberlegung mußten wir ihm Recht geben, wenngleich die charakteristischen Eigenschaften der Race theilweise nicht die besten sind. Auch würde eine starke Kulieinwanderung das ohnehin schon stark gemischte Blut noch mit einem neuen Elemente vermehren, welches zur Veredlung desselben nicht beitragen möchte. Doch das sind eben Rücksichten, die vor der dringenden Nothwendigkeit verschwinden, mit der die Arbeiterfrage an die Nordprovinzen herantritt. Der Kuli ist ein tüchtiger, thätiger, sparsamer und geschickter Arbeiter, der vor dem Neger viele Vorzüge voraus hat. Nur darf man unter keiner Bedingung daran denken, Kulis in der Weise zu erhalten, wie dieselben nach den englischen Besitzungen gebracht werden, d. h. als wahrhafte Sklaven*). Contracte, wie der in Rio abgeschlossene und dessen Agentur dem Redacteur dieses Blattes vor einiger Zeit seltsamerweise angetragen wurde, sind durchaus unzulässig, und keine Regierung, die sich selbst achten will, darf sie abschließen. Der Kuli darf nicht gekauft, nicht als zeitweiliger Sklave „importirt" werden; er muß als freier Arbeiter kommen, gerade so wie die europäischen Colonisten. Man möge Agenten nach China schicken und den asiatischen Arbeitern freie Fahrt bieten lassen, ohne daß ihnen hierfür die geringste Verpflichtung obliege.

In Brasilien angekommen, müssen dieselben vollständig frei, gänzlich ihre eigenen Herren sein und sich nach ihrem Belieben verdingen können. Dann werden sie Lust zur Arbeit haben und bei ihrem sehr entwickelten Sparsinne und ihrer Nüchternheit es bald zu etwas bringen; verkauft man sie aber nach Brasilien als halbe Sklaven, fesselt man sie an die Bedingungen eines Contractes, der sie ihrer persönlichen Freiheit beraubt, so wird man an ihnen höchstens ein bedeutendes Contingent für die öffentlichen Cadeas erwerben und die Sklaverei in einer neuen und noch rechtlosern Form aufwärmen. Die von der Regierung bedingungslos unterstützte freie Einwanderung von Kulis ist also, unserer Meinung nach, die einzig passende Lösung der gegenwärtigen Arbeitsfrage für die Nordprovinzen, wohin keine Europäer passen, mögen sie aus dem Norden oder aus dem Süden sein.

Für Centralbrasilien würden dahingegen Gallegos und Ilheos zu empfehlen sein, während der Süden ausschließlich für die Einwanderung aus dem Norden Europas und besonders für die deutsche reservirt werden muß, und zwar mit allgemeiner Annahme des Systems des kleines Grundbesitzes, welches in unserer Provinz so treffliche Resultate gegeben hat. Sollte Brasilien sich zur Annahme dieser Grundsätze für die Einwanderung entschließen, so möchte die Emancipationsfrage ohne größere wirthschaftliche Commotionen vorübergehen. Fährt man aber fort, beengende und in ihrer Art gefährliche Contracte abzuschließen, Deutsche nach dem hohen Norden und womöglich Kulis nach Rio Grande zu bringen, so schüttet man einfach das Kind mit dem Bade aus und wird nichts erreichen."

Das Meteoreisen in Grönland.

Der Bremer Verein für die Polarfahrten hält fleißig Sitzungen; über seine Thätigkeit berichtet er in den Protokollen, welche allemal rasch veröffentlicht werden. Jenem über die 24. Versammlung ist auch ein Bericht des Herrn Dr. Börgen über Nordenskjöld's Schrift: „Reise nach Westgrönland im Jahre 1870" beigefügt. In demselben finden wir Mittheilungen über den vielbesprochenen Fund von Meteoreisen, der Veranlassung zu einer neuen Reise gab, welche 1871 von einer gemischten dänisch-schwedischen Commission nach Grönland unternommen wurde, um das werthvolle Stück nach Europa zu bringen.

„Es war bekannt, daß schon früher zwischen dem Ballast eines Schiffes Meteoreisen nach Europa gekommen war, und zwar von der Fortunebai nahe bei Godhavn auf der Insel Disco, aber ein Ausflug dorthin hatte keinen Erfolg. Nach der Rückkehr nach Godhavn am 30. August meldeten die Eingeborenen, welche inzwischen, erhaltenem Auftrage gemäß, die Küste abgesucht hatten, daß bei Ovifak, einige Meilen weiter, einer der am schwersten zugänglichen Buchten an der grönländischen Küste, weil sie südlichen Winden ganz offen ist, einige große Blöcke Meteoreisen lägen, von denen sie Proben vorlegten. Durch

*) Diese Behauptung ist falsch; in den englischen Colonien stehen sowohl die chinesischen wie die indischen Kulis unter Recht und Gesetz; man muß ihnen die Contracte halten, und in jedem Jahre fahren, nach Ablauf derselben, Hunderte in ihre Heimath zurück, alle mit einem mehr oder weniger beträchtlichen Vermögen an Geld und anderer Habe. Wir haben im „Globus" dafür seit Jahren eine Menge von amtlich beglaubigten Angaben mitgetheilt.
A.

diesen Fund wurde der Reiseplan völlig verändert. Sofort nahm man eine Besichtigung an Ort und Stelle vor. Es lagen außer einer Menge kleiner Bruchstücke funfzehn größere und kleinere Steine am Strande innerhalb der Hoch- und Niedrigwassermarke. Das geschätzte Gewicht variirte zwischen 6 und 50,000 Pfund. Der größte Stein von oval gerundeter Form von 2 Meter und 1,7 Meter Durchmesser und 50,000 Pfd. Gewicht, ein zweiter von 20,000 Pfund und 1,3 Meter und 1,27 Meter Durchmesser, ein dritter von 9000 Pfund und 1,15 Meter und 0,85 Meter Durchmesser, machten die Hauptmasse aus. Das Meteoreisen von Ovifak ist äußerst krystallinisch und spröde, so daß kleinere Stücke mit dem Hammer zerschlagen werden konnten, und es enthält mit Ausnahme von kleinen Basaltstückchen keine für das bloße Auge erkennbaren Silicate. Das Eisen, welches zwei naheliegende Basaltgänge enthalten, unterscheidet sich hiervon im Bruch und durch geringere Sprödigkeit. Die weiteren Untersuchungen über die Eigenschaften der Meteoreisenblöcke und der Unterschiede derselben gegen das gediegene Eisen der erwähnten Basaltgänge übergehen wir als zu weitführend, und wollen nur erwähnen, daß der größte Stein 84 Proc. Eisen und 2,5 Proc. Nickel, sowie 10 Proc. Kohlenstoff, organische Substanzen, Säure und Wasser und 1,5 Proc. Schwefel, außer unbedeutenden Spuren anderer Stoffe, wie Kobalt, Kupfer u. s. w., enthielt. Ein anderes Stück enthielt 86,3 Proc. Eisen, 1,6 Proc. Nickel, 3,7 Proc. Kohlenstoff und 0,2 Proc. Schwefel, während das Eisen des Basaltganges 93,2 Proc. Eisen, 1,2 Proc. Nickel, 2,3 Proc. Kohlenstoff und 1,2 Proc. Schwefel ergab.

Auch Oeberg erhielt ein Stück Meteoreisen von der Küste des Jakobshavnsjord von 7½ Pfund von seinem Wirthe Dr. Pfaff in Jakobshavn.

Im Ganzen sind von sechs verschiedenen Orten der Küste zwischen Upernavik und Fiskernaes Meteoreisenfunde bekannt." (— Wir hören, daß in Berlin bei competenten Mineralogen Zweifel darüber herrschen, ob es sich wirklich um Meteoreisen handle. Nähere Untersuchungen werden darüber Aufschluß geben. Red. d. Gl. —)

* * *

— Wir haben häufig auf die verderbliche Viellernerei hingewiesen, durch welche namentlich auch in Nordamerika die heranwachsenden Mädchen auf eine schmachvolle und gewissenlose Weise im Namen der „Bildung" hingeopfert werden. Es ist aber noch nicht genug des verderblichen Unsinns. In der letzten Woche des Januar hielten „die einflußreichsten Männer" von Boston eine Versammlung, welche eine „Verbesserung" der weiblichen Ausbildung bezweckte. Die Mädchen sollen fortan an allen höheren Unterrichtsanstalten zugelassen werden und folgende obligatorische Lehrgänge durchmachen.

„1) Gute Elementarkenntnisse werden vorausgesetzt. Dazu kommen Zeichnen, Geschichte, Grundlehren der Astronomie, Physiologie, Anatomie, Geschichte der englischen Literatur, eine oder zwei fremde Sprachen, nämlich deutsch und französisch.

2) Botanik, Zoologie, Chemie, Geographie, Grundzüge der Staatswissenschaft, Geschichte der fremden Sprachen, Latein, Italienisch, Spanisch.

3) Allgemeine Linguistik, Griechisch, einige orientalische Sprachen, Archäologie, Psychologie, speculative Philosophie, höhere Mathematik und ihr Verhältniß zu den physikalischen Wissenschaften."

Ein Professor erklärte, daß Frauen sich vorzugsweise für das Studium der Chemie und der Naturwissenschaften eignen, weil die Beobachtungsgabe sich bei ihnen besser ausbilde und der „Genius der Manipulation" in höherm Grade sich vorfinde, als bei den Männern. —

Wir rufen mit Hamlet aus: Wahnwitz beherrscht die Stunde, und werfen die etwas derbe Frage auf: Was soll ein Mann mit einem solchen mit obigen wissenschaftlichen Füllsel vollgepfropften, plattbusigen Yankeemädchen anfangen? „Werft solche Monstra in die tiefste Wolfsschlucht!"

— Gesegnet ist, Dank der radical-republikanischen Partei, der Staat Mississippi. Dort sitzen im Repräsentantenhause 45 Neger, von welchen übrigens einige lesen und schreiben können; im Senate haben bis jetzt nur 7 Neger einen Platz gefunden.

— Der „Staat" ist eine Anstalt für Aemterjäger. Am 26. Januar hielten die Irländer zu St. Louis in Missouri eine Versammlung. Ein Redner wies nach, daß die Besoldungen für städtische Aemter jährlich 217,000 Dollars betragen, daß aber davon nur 46,000 Dollars auf die Irländer entfallen, welche doch von den 11,000 Stimmen, die der demokratischen Partei zum Siege verholfen, 7000 abgegeben hätten. Eine so „schreiende Ungerechtigkeit" solle und dürfe nicht länger geduldet werden.

— In Kentucky ist ein weiblicher Preiskämpfer aufgetreten. Die „Lady" fordert Jedermann zum Kampfe heraus. Da es viele Männer giebt, welche die volle Berechtigung des weiblichen Geschlechts auf unbedingte Emancipation, politische Gleichberechtigung und freie Liebe, in Abrede stellen und sich durch das Uebergewicht geistiger Gründe nicht bekehren lassen, so hat jene Lady beschlossen, diesen geistigen Argumenten auch jene hinzuzufügen, welche durch ihre wuchtigen Faustschläge nicht verfehlen können, den gehörigen Eindruck zu machen.

— Im Staate Georgia betreibt ein Neger neben seinem Handwerk als Barbier auch das eines Methodistenpredigers. Da er im geistlichen und politischen „Niggergedibber" große Gewandtheit besitzt, als Straßenpastor großen Zulauf und Einfluß auf die Stimme der „Mitbürger afrikanischer Abstammung" hat, so ist er von der radicalen Partei auch noch mit der Stelle eines Postmeisters bedacht worden.

— Drei Irländer am Susquehanna-Depôt der pennsylvanischen Eisenbahn hatten es, im Februar, auf einen Negerknaben abgesehen, welcher den Eisenbahnbeamten die Stiefel putzte. Der „dhirty little nagur" machte den Söhnen der Smaragdinsel Concurrenz und sie droheten, daß sie es ihm schon einmal eintränken würden; er habe ihnen allerlei böse Streiche gespielt. An einem Sonntag Morgen schlief er im Bahnhofe neben einem Ofen. Die Gelegenheit war günstig; sie begossen ihm die Kleider über und über mit Petroleum, zündeten dasselbe an und im Nu war der arme Neger von Flammen umgeben; die Irländer sahen erst ruhig zu, wie er schreiend hinauslief, und begossen ihn dann mit einem Eimer Wasser. Dann kam ein Bahnwärter und warf seinen weiten Rock über ihn. Dadurch wurde das Feuer gelöscht, aber der Negerknabe war in einer entsetzlichen Lage und unrettbar verloren. Die Irländer blieben auf freiem Fuße; sie erklärten, sie hätten sich nur einen kleinen Scherz mit dem schwarzen Jungen machen wollen. Als das Volk sich anschickte, Lynchjustiz an ihnen zu vollziehen, wurde ein Verhaftsbefehl von der Behörde erlassen; inzwischen hatten sich aber die Irländer aus dem Staube gemacht.

— Die Stadt Neuorleans ist mit nicht weniger als etwa 40,000 Negern gesegnet, und die Zahl derselben wächst mehr und mehr an, da so viele Schwarze, welche keine Lust zur Feldarbeit haben, leichten Erwerb in der großen Stadt suchen und dort das Proletariat in höchst bedenklicher Weise vermehren.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Unter den Laosvölkern am Mekong.

Eine Leichenfeierlichkeit bei Bassac. — Scheiterhaufen, Ringkämpfe, Bestattung. — Die Ruinen von Wat Phu und die Sculptur der Khmers.

Die Mitglieder der Expedition, welche 1866 und in den folgenden Jahren den Lauf des Mekong im Lande der Laos und dessen Nebenflüsse erforschten, unternahmen insbesondere von Bassac aus, das wir früher geschildert haben (XXI, S. 67), manche Ausflüge. Sie waren von den Eingeborenen sehr freundlich und wohlwollend empfangen worden, standen mit denselben auf dem besten Fuße, und der König, ein Lehnsträger des Herrschers von Siam, stattete ihnen mehrmals seinen Besuch ab.

Sehr ergiebig war die Jagd in der Umgegend, und die botanische Ausbeute ungemein lohnend. Auf einem Ausfluge kam Delaporte an einen Banianenbaum von geradezu kolossalem Umfange. Sein Begleiter Thorel äußerte scherzhaft, daß sich an dem, was auf demselben sitze, die gesammte Einwohnerschaft von Bassac satt essen könne, und darin lag keine Uebertreibung. Denn als ein Schuß abgefeuert wurde, erhob sich aus dem weit verbreiteten Gezweig eine wahre Wolke von grünen Tauben; sie flatterten zu Tausenden und Abertausenden umher.

Als Führer in den Wäldern diente ein junger, sehr intelligenter Laos, der fast täglich seinen Besuch machte und gern eine Tasse Kaffee trank. Dieser Labetrank war bisher in Bassac unbekannt gewesen. Eines Nachmittags ging Delaporte mit seinem Begleiter wieder in den Wald und kam an eine offene Stelle, wo ein Feuer brannte. Neben einer Gruppe von hohem Bambus saßen etwa ein halbes Hundert Männer und folgten mit großer Spannung dem Faustkampfe zweier herculischer Ringer, die einander wacker bearbeiteten. An einer andern Stelle warfen drei Männer Holz in das Feuer, welches sie schürten. Natürlich fehlten auch die Bonzen nicht; sie hatten ihre besten gelben Gewänder angelegt und standen in der Nähe der Pagode, von wo aus sie Alles, was vorging, beobachteten. Eine besondere Gruppe wurde von einigen Frauen gebildet, welche Früchte und Reisbranntwein feilhielten.

In dem Rundkreise saß auch ein Laos, der eine hellfarbige seidene Jacke trug und dem ein Knabe einen großen Sonnenschirm über den Kopf hielt. Dieser Mann nahm an einem der Kämpfer lebhaften Antheil und ermunterte ihn, während andere seinem Gegner Worte der Anmunterung und des Beifalls zuriefen. Die Sache wurde sehr ernsthaft genommen; es standen verhältnißmäßig hohe Wettsummen auf dem Spiele und die Scene nahm an Lebhaftigkeit zu. Die beiden Kämpfer waren Meister in ihrem Handwerk, zu welchem sie von früher Jugend an abgerichtet waren; ihr herculischer Wuchs und das Spiel der Muskeln nahmen sich vortrefflich aus. Bei den Finten, an welchen es nicht fehlte, zeigten sie sich sehr gewandt; manchmal stellte sich Einer trotzbietend und stolz dem Andern nahe gegenüber und schauete ihm ins Auge; dabei machte er Bewegungen mit den Hüf-

Kampfspiele bei der Leichenfeier.

ten und mit den Schultern. Dann wieder verfolgten sie einander in dem Kreise, liefen mit äußerster Schnelligkeit, machten Theaterstellungen, und wenn diese Bewunderung erregten, durchbläueten sie sich auf das Herzhafteste mit ihren Fäusten.

Das war eine Leichenfeierlichkeit, die bei Begräbnissen angesehener Leute nicht fehlen darf. In Laos werden die Todten verbrannt und erst hinterher bestattet. Im gegebenen Falle handelte es sich um einen Mandarinen, welchem seine Freunde die letzte Ehre erwiesen. Er hatte vorher einige Tage im Sarge in seinem Hause gestanden; nun waren alle seine Angehörigen beisammen, nachdem sie zuvor tapfer getrunken und gegessen hatten.

Die Laos haben keine große Furcht vor dem Tode, wohl aber beschäftigt es sie lebhaft, daß die Geister sich nicht der Seele des Abgeschiedenen bemächtigen und ihr allerlei Widerwärtiges anthun. Bei Tage sind diese Geister schon fern zu halten, aber nach Eintritt der Dunkelheit, und namentlich um Mitternacht, werden sie sehr keck und aufdringlich, und man hat dann seine liebe Noth, sie abzuwehren. Indeß die Bonzen sagen, daß viel Beten viel helfe, außerdem muß man aber auch noch so argen und vielen Lärm machen, wie nur immer möglich, dann geben am Ende die Geister klein bei und die liebe Seele hat Ruhe. Dabei sind jedoch allerlei Bräuche zu beobachten. Die Bonzen aus der Umgegend finden sich ein und singen neben der Leiche; die Familie wacht bei derselben Tag und Nacht; die Frauen schmücken den Sarg mit Blumen und bekleben ihn mit allerhand Figuren aus Wachs, damit er desto rascher verbrenne; die Männer begleiten den Gesang der Geistlichen mit Tamtam- und Gongschlägen.

Am Begräbnißtage steigert sich von Sonnenaufgang der Lärm bis ins Entsetzliche. Er giebt das Zeichen für die Freunde und Verwandten, welche nun festlich gekleidet erscheinen. Man trägt die Leiche zu der Stätte, wo sie verbrannt werden soll; dieselbe liegt gewöhnlich in der Nähe der Dörfer. Voran im pomphaften Zuge marschiren die Bonzen, deren ältester den Vortritt hat; hinter ihnen tragen zehn bis zwölf junge Leute den Sarg unter einer Art von Baldachin aus Bambus, der mit Blättern und Blumen verziert ist und gleichfalls auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird. Dann folgen die Männer, hinter ihnen Frauen und Kinder mit Fähnchen von allen Farben, welche neben dem Scheiterhaufen in die Erde gesteckt werden. Auch sind Flaggenstäbe von Bambus aufgepflanzt und alte Palmstämme, von denen Schlinggewächse herabhängen. Diese bilden eine luftige Schranke, welche die bösen Geister nicht durchdringen können.

Gräber bei den Laos.

Der Scheiterhaufen besteht aus Holzstücken von gleicher Länge, die über Kreuz auf einander geschichtet sind, aber nur so hoch, daß die Träger den Sarg bequem aufsetzen können. Nun stellen sich die Männer ganz nahe ringsum, Frauen und Kinder bleiben einige Schritte zurück. Die Bonzen sprechen Gebete und erhalten noch einmal Opfergaben für ihre Pagode. Ihr Aeltester besteigt den Scheiterhaufen und spricht mit ausgebreiteten Armen den letzten Segen. Nachdem er herabgestiegen ist, zündet man das unter den Scheiten liegende Harz an, und sofort schlägt die Lohe hoch auf. Der Sarg versinkt in den Flammen und einige Männer schieben ihn mit langen Stangen fortwährend so, daß er der vollen Gluth ausgesetzt bleibt. Einem Europäer fällt es auf, daß bei der ganzen Ceremonie die Anwesenden nicht das geringste Zeichen von Trauer blicken lassen; sie sehen mit Gemüthsruhe dem Brande zu. Die Ueberreste dürfen am Tage der Verbrennung von keinem Menschen berührt werden. Zuerst entfernen sich die Frauen und dann beginnen die Ringer ihren Kampf zu Ehren des Verstorbenen. Erst am folgenden Tage, wenn die Gebeine kalt sind, werden sie von der Familie gesammelt, in eine Urne gethan und begraben. Den Platz bezeichnet man mit einem Steindenkmal oder mit einem hölzernen Pfahle, der mit Schnitzwerk verziert ist. Weiter aufwärts am Mekong wird im Walde eine Art von Schuppen über die Urne gebaut.

Eigentliche Friedhöfe findet man bei den Laos nicht; die Familie begräbt die Ueberreste ihrer Angehörigen, wo es ihr gerade paßt, manchmal in der Nähe der Wohnungen, manchmal im Walde in der Nähe einer Pagode; das letztere ist aber nur den Bonzen und reichen Leuten gestattet, und dann werden über den Gräbern wohl Pyramiden und über jenen von Prinzen Pagoden errichtet. Viele Ruinen, welche die

Bewunderung der Reisenden erregten, sind, der Ueberlieferung zufolge, in den blühenden Zeiten des Landes über den Gräbern entweder berühmter Bonzen oder der Könige erbaut worden, manchmal aber auch nur als Erinnerungsdenkmäler an ihr Ableben. —

Die Umgegend von Bassac ist vulcanisch; der Katarakt im Flusse Sedong besteht aus einer Basaltleiste; sodann liegen weit ausgedehnte Lavafelder umher und die Krater erloschener Vulcane sind deutlich zu erkennen. In den dichten Wäldern hier tritt auch das sehr wilde und von den Eingeborenen gefürchtete Rhinoceros auf. Einige Flüsse, z. B. der Se Cong, führen Goldsand. —

Wir haben schon früher (S. 82) der Ruinen von Wat Phu erwähnt. Delaporte betont, daß sie auf ihn eine ganz außerordentliche Anziehungskraft ausgeübt haben und daß er von ihnen nicht minder entzückt gewesen sei wie über jene von Angkor. Bevor er Bassac für immer verließ, unternahm er noch einmal einen Ausflug dorthin. Um die weiten Wasserbecken, welche in der Ebene unweit der Denkmäler sich ausbreiten, führen alte Straßen, die noch jetzt theilweise leidlich erhalten sind. Ueberall stiegen prächtige Antigonekraniche in die Luft. Dann kam Wald; durch denselben führt der Hauptzugang, und auf einer Treppe gelangt man zum Sanctuarium, das hoch oben an der Seite des Felsens liegt. Die alten Khmers (Kambodschaner) baueten, ohne Zweifel aus irgend einem religiösen Grunde, die

Hütte eines Laos im Walde.

Treppen um so steiler und die Stufen um so enger, je mehr dieselben sich dem Allerheiligsten näherten; zu diesem war also der Zugang nicht etwa bequem.

Als ich, schreibt Delaporte, oben war, erfreute ich mich an der Pracht dieses üppigen Pflanzenwuchses und weidete mein Auge noch einmal an allen diesen herrlichen Ruinen. Wie viel Schönes ist hier schon eine Beute des Verfalles geworden; wie manche Kunstwerke sind vom Sande der Bergströme oder von Blättern überdeckt, von Strauchwerk und Bäumen überwuchert! Der Eingeborene betrachtet diese Wunder der Kunst mit eben so gleichgültigem Blicke wie die nackten Felsen. Vom Allerheiligsten führt ein sehr steiler Pfad zur heiligen Quelle, die in einer grottenartigen Einbuchtung liegt, unter einem Felsen, der jäh hinter dem Sanctuarium emporragt. Wasser ist das ganze Jahr hindurch vorhanden, auch in der trockensten Zeit versagt es nicht, weil es tropfenweise aus dem Gestein hervorsickert. So ist der fromme Pilger eines kühlen Labetrankes gewiß. Auch ich schlürfte den frischen Trank mit Behagen ein und ruhete dann aus im Schatten eines Felsens. Von diesem Punkte aus hatte ich einen Ueberblick der Ruinen und konnte mich in die Zeit zurückträumen, in der ich erstaunt war über die Wunderbauten von Angkor. Auch hier sah ich zerbrochene Säulen, umgestürzte Statuen. Die alten Baumeister hatten großartige Kunstauffassungen, in ihren Plänen und deren Durchführung tritt ein üppiger Reichthum zu Tage, eine Schönheit des Gesammten, eine ungemeine Mannichfaltigkeit in den Einzelnheiten und in der Ausführung eine wirkliche Vollendung.

Die Sculpturen an den Mauern im Allerheiligsten des Wat Phu sind noch vortrefflich erhalten und stehen hinter den schönsten in Angkor nicht im Mindesten zurück. Die

Khmers waren vollendete Meister in der Sculptur von Ornamenten und sie brauchten in dieser Beziehung keine Nebenbuhler zu fürchten. Die unzähligen Basreliefs sind ungemein mannichfaltig, durchaus lebenswahr und stellen mit großer Natürlichkeit alle möglichen Gegenstände dar, aus dem Leben im Frieden und im Kriege, aus Himmel und Hölle, aus dem häuslichen Leben, und dann auch Triumphzüge. Ganz vortrefflich verstanden es die Arbeiter, das Gestein zu benutzen zur Darstellung von Blumen, Vögeln und allerlei Arabesken, und die Ausführung läßt an Feinheit und Zartheit nichts zu wünschen übrig. In Darstellung der menschlichen Gestalt haben sie es allerdings nicht bis zu demselben Grade der Vollendung gebracht; dieselbe läßt viel zu wünschen übrig. Es fehlten ihnen anatomische Kenntnisse; die Köpfe sind manchmal recht hübsch, aber Leib und Glieder lassen weder Muskeln noch Adern sehen, Hände und Füße sind durchgängig mangelhaft und, seltsamerweise, alle Finger gleich lang.

Doch sind auch einige besser gearbeitete Statuen vorhanden. Unter diesen ist jene des vierköpfigen Gottes auf dem Berge Krom bei Anglor hauptsächlich bemerkenswerth. Ein vierfacher Rumpf, dessen acht Arme jetzt zumeist verstümmelt sind, trägt vier zusammenhängende Gesichter, welche auf dem Kopfe eine Art von Diadem oder Helm tragen; sie stehen rechtwinkelig, ein jeder ähnelt dem andern, und sie idealisiren einen Typus, den man noch jetzt dann und wann in Laos und Kambodscha antrifft. Der Kopf ist jener eines jungen Mannes, die Nase ein wenig gebogen, die Stirn gerade, der Mund fein geschnitten, die Augen sind leicht geschlitzt, aber doch offen, auf der Oberlippe ist ein feiner Schnauzbart, der ganze Ausdruck ist edel und stolz.

Bassac hat ein ähnliches Meisterwerk, einen vom Rumpf abgelösten Kopf, der sorgfältig in einer Pagode aufbewahrt wird. Er ist ein Buddha von der Art, wie die Laos ihn sich vorstellen; er blickt mit Güte, mit väterlichem Wohlwollen, aber dabei doch mit einer gewissen Majestät auf die Gläubigen, welche von weit und breit herkommen, um ihn zu verehren.

Besuch des Königs von Bassac bei den Europäern.

Betrachtungen über die Ethnologie Frankreichs.

Von **Leo Van der Kindere.**

II.

Es würde zu weit führen, hier speciell nachzuweisen, wie hartnäckig sich die südlichen Provinzen gegen die Einverleibung in Nordfrankreich gewehrt haben. Der Albigenserkrieg ist nur ein Act in diesem großen Drama. Mehr als einmal träumte einer der mächtigen Großen davon, für sich aus Languedoc ein unabhängiges Königreich zu bilden. Das war z. B. die Absicht des Bischofs Bernhard de Saisset im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts; er wußte, daß ihm die Sympathien aller Männer des Südens gehörten, welche die französische Sprache allezeit als eine feindliche betrachteten (quae inimicatur linguae nostrae ab antiquo, Dupuy, différend. p. 643 in Michelet: Histoire de France. tome V).

Die Vergangenheit interessirt uns weniger als die Gegenwart. Noch heutzutage kommen in jenem Lande, welches man als das am einheitlichsten constituirte Europas anzusehen gewohnt ist, sehr lebhafte Bestrebungen jener Art vor. Es muß, sagt der Armana provençau de 1867, asseta nostro Prouvenço dins sa counscienci de nacioun (daß das Nationalbewußtfein unseres provençalischen Landes sich hebe).

Das Haupt dieser Bewegung ist der gefeierte Dichter Mistral. Er schildert in seinem glänzenden Gedichte „Calendau“ die Provençe als eine schöne, durch verhaßte Heirath an einen Barbaren gefesselte Fürstin; glücklicherweise erscheint Calendau, die Personification des provençalischen Volkes, um sie der Unterdrückung der aus dem Norden gekommenen „Schergen und lüderlichen Dirnen“ zu entreißen, und, Dank seinem Heldenmuth, gelingt es ihm, sie zu befreien.

Die dem Gedichte beigegebenen Anmerkungen sind, womöglich, noch deutlicher als dessen durchsichtige Allegorie.

Mistral spricht da ganz wörtlich von „Racenfeindschaft“; die Langued'oc ist barfuß und geknebelt (baillonnée), unerbittlich verbannt man sie von der Universität, und dennoch „bezahlen denn die Franzosen des Südens nicht ebenso wie die anderen ihren Boden- und Blutzins?“

Ein bemerkenswerther Beweis, wie mächtig Stamm- und Sprachverwandtschaft heute noch wirken, liegt darin, daß die Catalonier Spaniens, welche bekanntlich auch einen Dialekt der „Oc-Sprache“ reden, sich durchaus solidarisch fühlen mit den Bestrebungen ihrer südfranzösischen Brüder. Die engsten Beziehungen herrschen zwischen den Gesellschaften der provençalischen Félibres und der catalonischen Troubadours. Von den Alpen bis zum Meerbusen von Gascogne, sagt Mistral, von der Loire bis zum Ebro, sind die Bevölkerungen „allezeit untereinander sympathisch durch Verwandtschaft des Klimas, der Neigungen, der Sitten, des Glaubens, der Gesetzgebung und der Sprache“, seit dem dreizehnten Jahrhundert bereit gewesen, einen Staat der Vereinigten Provinzen zu bilden. Die Südländer haben allezeit gewünscht, mit dem Norden nicht weiter als durch die Fesseln eines Bundesstaates vereinigt zu sein.

Eine nicht weniger bezeichnende Thatsache ist, daß die Catalonier eine Ode Mistral's, „La Comtesse“, die gewissermaßen ein gegen die „Stiefschwester“ des Nordens geschlenderter Schlachtruf ist, — statt einer Marseillaise singen. Wir finden diese Specialitäten in einem Buche von Eugène Garcin: „Les français du Nord et du Midi.“ Der Verfasser ist bekümmert über diese Trennungsgelüste; er bemüht sich nachzuweisen, daß sie ohne alle wirkliche Grundlage seien. Unglücklicherweise für den Autor und seine Sache hat seine Arbeit keinerlei wissenschaftlichen Werth, und der gelehrte Paul Meyer weist in der „Revue critique“ nach, daß sie jeder Widerlegung unwürdig sei. Nichtsdestoweniger hat die Schrift für uns Interesse, weil daraus hervorgeht, daß die Ideen der Félibres so verbreitet sind, daß man es angezeigt findet, sie zu bekämpfen.

Sagt doch selbst der Verfasser einer „Geschichte Frankreich“, Amédée Gabourd: „Die Race des Nordens hat allezeit die des Südens bedrückt. . . . . Diese Bevölkerung betrachtet sich wie eine eroberte, sie gehorcht fast wie gezwungen, ohne Selbstthätigkeit, ohne Liebe. Wenn die Einheit Frankreichs jemals gemindert werden könnte, so würde der Anstoß zu solcher Bewegung jedenfalls von den Provinzen des Languedoc und des Bordelais ausgehen.“ . . .

Noch in neuester Zeit ist in Montpellier ein Gedicht von Octavien Bringuier erschienen, „Prouvença“ (die Provençe), welches, wie der „Armana prouvençau per 1872“ berichtet, in glühenden Versen die Geschichte und Größe „unserer Nationalität“ besingt.

So erscheint also der Gegensatz der Ligurer und Kelten selbst auf dem politischen Gebiete deutlich ausgeprägt, und es darf nicht unbemerkt bleiben, daß sich zu gleicher Zeit in beiden Gruppen ein Unabhängigkeitsstreben geltend zu machen beginnt. Ernst Renan sagte kürzlich in einem Aufsatz über die „geistige und moralische Wiederherstellung Frankreichs“: „Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber eine historisch-ethnographische Betrachtung drängt sich mir mehr und mehr auf. Die Aehnlichkeit Englands und Nordfrankreichs erscheint mir täglich bedeutender. Unsere Unbesonnenheit stammt aus dem Süden, und wenn Frankreich nicht Languedoc und die Provence in seine Machtsphäre gezogen hätte, so wären wir ein ernstes, thätiges, protestantisches und parlamentarisches Volk.“

Derartige Zeugnisse sind von Wichtigkeit und wir können zwei Folgerungen aus ihnen ziehen. Erstens: Wenn Frankreich nicht immer der Meinung der Fortschrittsmänner entsprechend vorwärts geht, so erklärt sich diese Thatsache leicht aus seiner Volksgliederung. Nicht die Sprache, die sie reden, bedingt die Inferiorität der lateinischen Bevölkerungen, sondern die vor-arischen Elemente, welche ihnen in zu starkem Verhältniß beigemischt sind, thun es. Die zweite Folgerung ist, daß die Zukunft dieses großen Landes wahrscheinlich von der Erkenntniß abhängt, welche der beiden Hauptgruppen, aus denen die Bevölkerung besteht, schließlich das entschiedene Uebergewicht über die andere erlangen werde. Denn wie bedeutend auch die Fähigkeiten und Verdienste der ligurischen Race sein mögen, so scheint sie doch nicht darauf angelegt, die politische Entwickelungsstufe solcher Nationen zu erreichen, in denen arisches Blut noch vorherrscht. Wenn die Kelten des Nordens, wenn ernste, bedachtsame, sittliche Bevölkerungen die Oberhand gewinnen, dann sei, wie Laveleye meint, eine „Wiederherstellung“ Frankreichs möglich, ja fast sicher. Wir hoffen das so sehr wie irgend Jemand. Unglücklicherweise trägt in unserer Zeit des allgemeinen Stimmrechts die Zahl nur zu oft den Sieg über den Werth davon. So erging es im alten Rom, wo die Plebejer, nachdem sie einmal die Herrschaft erlangt, den Staat ins Verderben führten, welchen das Patriciat so mächtig und angesehen zu machen verstanden hatte. Die Geschichte kennt manche solcher tragischen Schicksalswendungen, welche die Anstrengungen auch der besten Männer nicht zurückzudämmen vermögen.

Wir wollen hier eine Mittheilung des Herrn Campbell d'Islay, vom anthropologischen Institut zu London, beifügen. Campbell befand sich im Frühjahr 1871 in Versailles und versuchte in allgemeinen Zügen die Raceneigenthümlichkeiten der verschiedenen vom Kriege dorthin zusammengeführten Menschengruppen zu bestimmen. Er theilt sie in drei Abtheilungen:

1) Kimmerier (d. h. Kelten) mit kastanienfarbigem, auch hellbraunem Haar, von schönem Wuchse, frischer Gesichtsfarbe; thätige, erregbare, energische Leute mit lebhaften Augen und glänzenden Haaren, zahlreich unter den Offizieren der französischen Armee, seltener unter den gemeinen Soldaten derselben zu finden.

2) Teutonen (oder Germanen) von fahlem und blondem Haar, große, starke, ausdauernde Leute von weißer Hautfarbe, schwachen Augen, mit fahlem und meist glanzlosem Haar; sie bildeten die Mehrzahl der im Norden von Paris stehenden deutschen Truppen und zeigten einen scharfen Gegensatz zur Masse der französischen Bevölkerung.

3) Atlanten (oder Ligurer), von kleiner Statur, der Körper länger als die Beine, dunkele Augen und Hautfarbe, dichter Haarwuchs, thätige, hitzige, argwöhnische, höfliche, leicht erregbare, zänkische, leichtfertige, unüberlegte Leute, — sie waren in großer Zahl unter den Leuten der Commune, in geringerm Verhältniß unter der Versailler Armee zu finden.

Haben diese Betrachtungen Anspruch auf eine gewisse Genauigkeit? Es wäre bedenklich, darauf mit Ja zu antworten; sie haben für uns lediglich das Interesse einer Curiosität*).

*) Den hier mitgetheilten Aufsatz haben wir in der vortrefflichen Brüsseler Wochenschrift „La Discussion“ (Nr. 10 und 11 1872) gefunden. Unterzeichnet ist er L. v. D. K., und wir glauben nicht zu irren, wenn wir einen der wackersten Flamingen, Leo Van der Kindere, als den Verfasser bezeichnen. Die Leser des „Globus“ kennen bereits dessen Arbeit über die Stellung der Flamingen in der Gegenwart. Deutschland kann Herrn Van der Kindere nur dankbar sein: er vertritt deutsche Anschauungen und deutsche Wissenschaft in Belgien in ausgezeichneter Weise.

Joseph Halévy's Reise in Arabien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Mit einem Juden aus Nehm, den Halévy als Führer gemiethet hatte, verließ er am 20. Februar 1870 Sana, um auf die Entdeckung des östlichen Yemen auszugehen. Unterwegs begegnete er so vielen Arabern, die ihn beständig abzusteigen zwangen, daß er sich entschloß, lieber fortan zu Fuße zu gehen. Anfangs ward ihm dies schwer, bald aber gewöhnte er sich daran. In drei Tagen gelangte er über Noda, Zubairat und Nahaba nach Schiraa, im Lande der Beni Arhab. Dies ist die östlichste auf Niebuhr's Karte angegebene Stadt. Dieser Ort wird jedoch von Niebuhr fälschlich als im Gebiete von Nehm gelegen genannt, während dies erst weiter nördlich anfängt. Hier ging es dem Reisenden schlecht. Der Scheich des Ortes hielt ihn nämlich für einen berüchtigten Menschen, einen Juden, der seit einiger Zeit in Yemen herumzieht, sich für den Messias ausgiebt und vor dem die Moslems eine lächerliche Furcht haben. Man fing damit an, ihn einzusperren. Acht Tage lang blieb er nun als vermeintlicher Messias bei Wasser und Brot im Gefängniß, bis einige Juden aus Sana kamen, die betheuerten, daß er nicht jener falsche Prophet sei, worauf ihn der Scheich freigab. Dadurch war nun aber die öffentliche Neugier auf ihn gelenkt worden, so daß er jetzt von den Zudringlichkeiten der Araber viel zu leiden hatte. In der Nähe von Schiraa fand er die Quellen eines nach Osten fließenden Flusses in einer schönen, fruchtbaren Hochebene. Zwei der Quellen waren warm. Den Fluß sollte er später noch öfters antreffen. Von Schiraa ging er nördlich nach Medid, das im Gebiete von Nehm liegt, und wandte sich dann nach dem eigentlichen Gof.

Der Landstrich, welcher Nehm vom Gof trennt, ist sehr gebirgig und unwirthsam. Da hier viele Räuber hausen, so war es schwer, einen Führer zu bekommen. Wegen der bevorstehenden Ostern wollte ihn kein Jude begleiten. Er mußte sich daher einem Araber anvertrauen, dessen Ruf leider ein schlechter war. Dennoch imponirte diesem rohen Menschen Halévy's Eigenschaft als Kudsi und Gelehrter, d. h. nach Begriffen dieser Halbbarbaren so viel als Zauberer. Nach drei Stunden erreichten sie ein Dorf von schwarzen Zelten. Das Nachtlager wollten sie jedoch in einer Hirtenhütte einige Stunden weiter aufschlagen, deren Eigenthümer der Führer kannte. Dieser nahm sie aber nicht auf, „weil die Kühe trächtig waren und der Kudsi nothwendig den bösen Blick haben müsse, in Folge dessen Fehlgeburten eintreten würden." Also zurück zum Dorfe. Auch dort nahm man sie nicht auf und sie übernachteten auf der Straße.

Auf diesem Wege sah übrigens Halévy etwas sehr Interessantes. Nämlich eine Anzahl zerstörter Häuser aus himyarischer, d. h. richtiger sabäischer Zeit. Die Araber nennen sie Adiyat, d. h. von den Aditen herrührend. Diesem Volke schreiben sie alle jene Ruinen zu, welche aus der alten sabäischen Culturepoche stammen, und die so merkwürdig vortheilhaft gegen die elenden Machwerke der Mohammedaner abstechen. Aber weit entfernt, hierin eine Ursache zu sehen, auf ihre heidnischen Vorfahren stolz zu sein, erblicken die Moslems in jenen vollkommeneren Bauwerken nur ein Zeichen des Stolzes und der Ueberhebung, eben so verwerflich, wie der Thurmbau von Babel. Auch halten sie es für die tödtlichste Beleidigung, wenn man sie fragt, ob sie von Ad, Saba oder Himyar, den wahren Geschlechtsvätern der Südaraber, abstammen. Mit dem Koran haben sie den Wahn überkommen, daß sie von Ismael, Sohn Abraham's, stammen, was doch allenfalls nur von den Nordarabern gelten kann. Wissenschaftlich ist freilich die ganze Genealogie Ismael's nicht stichhaltig. Merkwürdig ist, daß der Name „Himyarite" *) jetzt das ärgste Schimpfwort geworden ist und sogar mit dem andern Schimpfwort „Jude" verbunden wird. Ein „Yahudi Himyari" (himyaritischer Jude) ist das höchste Opprobrium, das man einem Menschen in Worten anthun kann. Dies ist übrigens vielleicht eine historische Reminiscenz, denn ein alter König von Yemen war ja wirklich Jude geworden und hatte theilweise sein Volk bekehrt.

Von Charibet Beran, so heißt ein altes sabäisches Schloß bei dem schwarzen Zeltdorfe, ging der Weg zusehends aufwärts über völlig kahle, spitze, steinige Berge. Dies war der östliche Abhang des großen Gebel Yam, welcher West-Yemen vom Gof trennt. Eine enge Schlucht, von senkrechten Felswänden umgeben (alles Granit), öffnet sich hier auf das Tiefland. Mitten in dieser Einöde, auf einer Felswand, fand Halévy eine kunstvoll gemeißelte himyaritische Inschrift.

In dieser Felsschlucht drohte dem Reisenden eine große Gefahr. Sein Führer kam plötzlich athemlos und todtenblaß auf ihn zugelaufen. Er gewahrte bald die Ursache seines Schreckens. Ein zahlreicher Reitertrupp, lauter martialische Gestalten auf schönen Pferden **), alle mit Luntenflinten bewaffnet und die schon angezündete Lunte in der Rechten, bewegte sich raschen Trittes auf die Beiden zu. Nach der Form ihres Turbans erkannte sie der Führer als Scherife aus dem obern Gof und zwar als Feinde seines Stammes. Er fürchtete deshalb den Raub seines Kameels. Um ihm Muth einzuflößen, nahm Halévy seine Zuflucht zum Aberglauben. Er zog einen Papierstreifen aus seinem Lendentuch hervor (er trug stets solche kleine Streifen bei sich, um die Inschriften ungenirter copiren zu können), auf dem einige Buchstaben mit Bleistift geschrieben waren, und gab ihn dem Araber als Talisman. Diesen solle er in der Hand behalten, sich aber dabei hinter dem Felsen verstecken, so werde ihm nichts geschehen. Halévy versteckte sich auch und so ging die Gefahr vorüber. Der Führer aber schrieb seine Rettung nicht dem Versteck, sondern dem Talisman zu, und

*) So berichtet Halévy aus Central-Yemen. Seine Aussage bezieht sich, denke ich, nur auf die rohen, ungebildeten Leute. Daß es aber in Süd-Yemen und unter den Gebildeten Männer giebt, welche vollkommen mit Sachkenntniß und Achtung von den alten Himyaren sprechen und sich ihrer durchaus nicht als Vorfahren schämen, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Ich kannte in Laheg einen Gelehrten, der stolz darauf war, von den Himyaren abzustammen und sich dessen offen rühmte.

**) Pferde sind im Ganzen in Südarabien selten, das kein Pferdeland im eigentlichen Sinne ist. Der Umstand, daß Halévy am Eingange des Gof eine gewisse Anzahl schöner Pferde sah, bestätigt eine mir von einem Mitgliede der Du Hosain, die im Gof wohnen, gemachte Mittheilung, wonach sein Stamm 3000 Pferde besitzen soll. Der Gof scheint also in dieser Beziehung eine Ausnahme vom übrigen Yemen zu bilden.

seine Ehrfurcht vor dem Reisenden, dem „Zauberer", wuchs seitdem außerordentlich.

Diese Scherife vom Gof scheinen eine ganz andere Stellung einzunehmen, als diejenigen von Süd-Yemen. Dort haben sie zwar den höchsten religiösen, aber auch im gewöhnlichen Leben sich geltend machenden Rang, sind übrigens durchaus unkriegerisch und machtlos. Im Gof dagegen verdingen sie sich als Hülfstruppen bei dem herrschenden Stammesoberhaupt und seinen Stammesmitgliedern, während sie nebenbei doch dieselben theokratischen Privilegien besitzen, wie im Süden. Aber sicher können sie nicht mehr jenen höchsten aristokratischen Rang einnehmen, da sie gewissermaßen Söldlinge geworden sind. Dies sind also die zwei herrschenden Classen. Die untergebenen sind die Raye (Unterthanen), von denen ich in einigen früheren Nummern berichtet habe („Globus" Nr. 7, 8, 9), und unter diesen stehen die Juden. Halévy sagt nichts davon, ob es im Gof auch Paria giebt. Er nennt übrigens höchst richtig alle jene Stände „Kasten", denn das sind sie in Wirklichkeit. Merkwürdig ist aber der Name, welchen man im Gof den Raye (despotisch beherrschten Unterthanen) giebt. Man nennt sie Garawi (Karawi). Dies bedeutet „Leute, die mit der Schrift vertraut sind." Dies sind die Städter, welche allein Schulen haben und allein eine gewisse Bildung besitzen. Auch in Hadhramaut, Yafia, im Lande nördlich von Aden findet sich ganz dasselbe. Ich staunte oft darüber, daß alle Städter, die doch eine so tiefe Stellung einnehmen, lesen und schreiben können und ihren Zwingherren, den Kebail, weit an Bildung überlegen sind. Aber hier sind eben feudale Zustände. Galt es nicht auch in Europa im Mittelalter für ein Kennzeichen eines mächtigen Feudalherrn, daß er in den Künsten des Friedens durchaus unerfahren war? Zur Feudalzeit hielt man es eines „großen Herrn" für unwürdig, lesen und schreiben zu können, und am Hofe Heinrich des Dritten von Frankreich konnte man noch zum Herzog von Epernon sagen: „Vous n'êtes pas assez grand seigneur pour ne pas savoir lire." Also „Nichtlesenkönnen" war ein Privilegium der Vornehmen. Ganz so ist es noch in Arabien, und die „Freunde der Schrift" bilden die tiefste, verachtetste Kaste. Auf den Garawi ruhen alle Lasten, mit einziger Ausnahme der des Waffendienstes, dessen sie unwürdig erachtet werden. In jeder Ortschaft, wo Garawi wohnen, octroyirt sich der Delegirte der herrschenden Stammesmacht ihnen als sogenannter Gar, ein Wort, das buchstäblich die unschuldige Bedeutung „Nachbar" oder „Gastfreund" hat, das aber in Wirklichkeit Zwingherr, Steuererheber, Gelderpresser, Blutaussauger sagen will. Einem solchen Gar müssen sie Alles opfern, und wenn sie überhaupt noch etwas behalten, so verdanken sie es eben der Gnade dieses „Gastfreundes". Diese „Unterthanen" vererben sich förmlich, wie ein Besitzthum. Dasselbe gilt von den Juden.

Aber nicht nur allen Besitz der „Unterthanen", sondern auch Alles, was die Reisenden mit sich führen, betrachten die herrschenden Stämme als ihr Eigenthum. Sie rauben nicht, wenn sie eine Karawane plündern, sondern sie nehmen nur, was ihnen von Rechts wegen gehört. Da jedoch bei solchen Grundsätzen jeder Handel unmöglich wäre, so begnügen sie sich in gewöhnlichen Zeiten mit Abgaben. Tritt aber Hungersnoth ein, was alljährlich vor der Ernte der Fall ist, so plündern sie rücksichtslos. Halévy wurde einige zwölf Mal gänzlich ausgeplündert. Er hatte aber seine Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Er trug nur immer das Allernothwendigste für die Reise von einer Ortschaft zur andern bei sich. Die von ihm copirten Inschriften, seine Sammlungen etc. ließ er jedesmal in Händen des Rabbiners des Dorfes, wo er zuletzt war, und vertheilte so sein Gut auf einige 20 Stationen. Dennoch wurde ihm später Alles richtig nach Sana geschickt. Statt Geld nahm er kleine Anweisungen, förmliche Creditbriefe, einen besondern für jede Ortschaft, wo Juden wohnten. Das Raubsystem ihrer Zwingherren hat nämlich die Juden dazu gebracht, eine Art von Wechsel und Creditbriefen, wie in Europa, einzuführen, natürlich ohne unsere geschulten Formen und in viel kleinerm Maßstab. Geld hatte er übrigens nur für Führer auszugeben. Die Gastfreundschaft der Juden und oft auch die von Beduinen, die weniger Vorurtheile haben und den Kudfi nicht selten beherbergten, war stets unentgeltlich und reichlich. Man gab ihm sogar fast immer noch die Wegzehrung mit.

Von jenem Engpaß des Gebel Yam gelangte Halévy in zwei Tagereisen über Megzar nach Ghail, Hauptort des untern Gof. Der Gof ist nicht, wie auf unseren Karten angegeben, das Land um Masib, sondern das Land nördlich davon. Man unterscheidet drei Abtheilungen des Gof; erstens den untern, etwas nördlich vom 16. Breitengrade und ungefähr unter 45° 20' östl. L. v. Gr. Nordöstlich von ihm, doch ziemlich nahe der Hauptstadt, beginnt der mittlere Gof, auch Beled Hamdan genannt, mit der Hauptstadt Hazm. In nordwestlicher Richtung, etwa unter dem 17. Breitengrade, liegt der obere Gof, Hauptort Lahir. Durch alle drei fließt ein perennirender Fluß, der Wadi Charid, derselbe, dessen Quellen Halévy bei Schiraa sah. Er fließt eine Zeitlang unter dem Gebel Yam durch, ähnlich wie die Rhone zwischen Genf und Lyon sich auf eine kurze Strecke verliert. Der untere und mittlere Gof sind reiche, fruchtbare Länder. Im Alterthum müssen sie eine wichtige Rolle gespielt haben, denn der Boden ist bedeckt mit den prachtvollsten Ruinen, Marmortempeln, Festungen, Schlössern. Halévy entdeckte einige zehn antike Städte, davon drei Hauptstädte mit theils sehr wohlerhaltenen Resten. Dies war das Land der Minäer, deren erste Hauptstadt Me'in sich als eine Schatzkammer von Alterthümern und Inschriften erwies. Sie liegt zwei Stunden östlich von Hazm im mittlern Gof. Der obere Gof ist ärmer, steinig, der Boden schlecht, obwohl auch er vom Wadi Charid bewässert wird. Topographisch scheint diese Benennung „oberer Gof" kaum zu rechtfertigen, denn er liegt am untern Lauf des Wadi Charid. Aber der Name kommt wohl daher, weil dieses Flußthal zwischen hohen Bergmassen eingeengt ist, so daß die meisten Bewohner auf den Bergen hausen und nicht in derjenigen Gegend, die allerdings tiefer liegt, als der untere Gof. Letzterer grenzt nämlich im Nordwest direct an den obern Gof. Der mittlere Gof liegt nordöstlich bei Seite *).

Kurz vor Megzar fand Halévy eine eigenthümliche Ruinenstadt. Sie bestand aus lauter ganz kleinen Häusern, kaum von Mannshöhe, viereckig mit plattem Dach, alle von schwarzem Schiefer gebaut. Was war die Bestimmung dieser räthselhaften kleinen Hütten, die doch schwerlich zu Wohnungen dienen konnten? Sein Führer wußte nichts davon zu sagen, als die banale Phrase, „sie seien von den Aditen erbaut", und als man ihm recht zusetzte, fügte er geheimnißvoll den Namen „Beni Helal" hinzu, d. h. die „Söhne des Neumondes", womit dem Reisenden aber auch nicht gedient war. Allen weiteren Nachfragen kam er dadurch zuvor, daß er sagte:

„Die Ungläubigen haben sie erbaut; Gott allein weiß,

---

*) So viel zur vorläufigen Orientirung. Die Karte, welche Halévy vorbereitet, wird freilich hierauf ein helleres Licht werfen. In dem bis jetzt von ihm Mitgetheilten sind aber die geographischen Notizen etwas spärlich, da eben deren Zweck mehr eine Berichterstattung über seine archäologische Mission war.

was diese Schandmenschen damit bezweckten. Jedenfalls ist es ein gottloses Werk, das ein frommer Mann nicht zu erforschen wagen darf."

Halévy aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, die Bauten zu untersuchen, und siehe da, die Antwort auf seine Frage gab ihm der Fund eines gebleichten Skelettes eines alten Sabäers. Jede der Hütten enthielt eins oder mehrere solcher Skelette. Es war die Nekropolis einer alten sabäischen Stadt, die der Reisende entdeckt hatte.

In Meggar war auch schon die Geschichte vom falschen Messias, für den man Halévy gehalten hatte, verbreitet. Man behandelte ihn jedoch nicht schlecht, als man seine Eigenschaft als „Kudsi" erfuhr, denn vor Jerusalem haben alle Moslems Ehrfurcht. Nur quälte man ihn jetzt mit Fragen nach dem Hayerat el Wagaa, dem Stein, der nach der arabischen Legende über der Omarmoschee zu Jerusalem frei in der Luft schwebt, sich jedes Jahr etwas senkt, bis er die Spitzen der Minarete berühren wird. Dann wird der jüngste Tag und die Auferstehung da sein. Man fragte den Reisenden, ob er den Stein gesehen habe? Er fand eine gute Antwort: „Nur fromme und gelehrte Ulemas vermöchten den Stein zu schauen." Dies befriedigte Alle und nun brach die ganze Gesellschaft in die Hersagung des Glaubensbekenntnisses aus.

In El Ghail, Hauptort des untern Gof, fand Halévy viele Juden. Hier werden sie in der drückendsten Dienstbarkeit gehalten, sind sehr arm, trotzdem aber gastfreundlich im höchsten Grade. Sie nahmen den Reisenden wie einen Bruder auf und wollten ihn durchaus bereden, Ostern mit ihnen zu halten. Er aber hatte von einer großen Ruinenstadt „Medinet Haram", zwischen El Ghail und Hazm, gehört, wohin zu gehen es ihn trieb. Dort entdeckte er mehrere große Tempel, meist zerstört. Aber seltsamerweise waren eine Menge Inschriftsäulen und Denksteine, wie sie die Sabäer im Innern der Tempel zu errichten pflegten, ganz unversehrt geblieben und gewährten reiche Ausbeute an Epigraphen.

In El Hazm, Hauptstadt des mittlern Gof oder Beled Hamdan, fand er bei einem jüdischen Juwelier die freundlichste Aufnahme. Dieser sehr intelligente Mann verschaffte ihm die Mittel, alle die wichtigen Ruinenstädte, woran gerade diese Gegend (der Kernpunkt des alten Minäerlandes) so reich ist, besuchen und erforschen zu können. Unter diesen Entdeckungen waren vor Allem die drei Hauptstädte der Minäer, die erste Me'in, in deren Inschriften Halévy die Namen der zwei anderen las und nun nicht ruhte, bis er auch sie entdeckt hatte. Die dritte Hauptstadt, die nach den Inschriften Jtul oder Yatul hieß, gelang es ihm jedoch erst bei seinem zweiten Aufenthalte im November desselben Jahres zu finden. Die meisten minäischen Städte lagen zwischen dem Flusse Charid und dem Gebel Land, der den mittlern Gof im Norden begrenzt und von Ost nach West läuft. Die vom Flusse entfernten Orte waren durch ein treffliches System gemauerter Canäle mit diesem in Verbindung gesetzt, welche zur Bewässerung dieses schon von Natur sehr fruchtbaren Landes dienten; denn noch jetzt, wenn ein Jahr reichlichen Regen gebracht hat, ist es nicht selten, daß die Bewohner des mittlern Gof drei Mal im Jahre ernten.

Um vom mittlern Gof nach Negran (etwa unter dem 18. Breitengrade und unter 44° 40′ östl. L. v. Gr.) zu gelangen, giebt es zwei Wege. Der leichteste, der westliche, führt durch den obern Gof, der andere, nach Osten abschweifende, über den Gebel Land. Halévy sparte sich den erstern für die Rückreise auf und nahm jetzt die östliche Route. Er that dies hauptsächlich, um so die beiden Straßen verfolgen zu können, auf denen das römische Heer unter Aelius Gallus von Negara (Negran) nach Masib hin- und zurückmarschirte. Denn es ist bekannt, daß die Römer auf dem Hinwege irre geführt wurden und durch Umwege in unwirthbaren Wüstengegenden einen großen Zeitverlust erlitten. Den nähern Weg fanden sie erst auf dem Rückmarsche.

Auf der weitern östlichen Route, welche der Reisende also zuerst wählte, galt es, gleich nach der ersten Tagereise, den steilen Gebel Land zu übersteigen. Doch ging das leicht, bis auf das Ueberklimmen der höchsten Spitze, des granitischen Gebel Gedin. Am zweiten Tage hatten sie ein Alerte. Die Du Hosain, jener erobernde und räuberische Schwesterstamm der Du Mohammed, die im Nordosten des Gof wohnen, kehrten von einer Razzia zurück, und die Reisenden mußten, um ihnen nicht in die Hände zu fallen, vom Wege abweichen und in felsigen Einöden Zuflucht suchen. Dieser Razzia war übrigens auch die Stadt Hazm, als Halévy gerade sich in ihr aufhielt, zum Opfer gefallen, und ihm sowie seinem Gastfreunde hatte man Geld und Geldeswerth genommen. Am dritten Abend gelangten sie in eine schöne Hochebene, wo sie die fruchtbare Oase El Chab aufnahm. Den Gebel Land hatten sie nun hinter sich und befanden sich im flachen Hochlande (im Gegensatz zu Gof, Hohlland), vier Tagereisen südlich von Negran.

Die Oase Chab ist außerordentlich wohl angebaut und sehr fruchtbar, obgleich sie gänzlich des fließenden Wassers entbehrt. Aber die fleißigen Bewohner machen guten Gebrauch von den zahlreichen Brunnen zur Bewässerung des Landes. Hier sind eine Menge Dörfer, in deren jedem auch Juden wohnen. Diese sind die einzigen Handwerker. Sie werden hier viel besser behandelt als im Gof, und erfreuen sich fast Alle eines gewissen Wohlstandes. In Chab wurde auch Halévy nicht belästigt, noch, wie im Gof, mit Schimpf und Mißhandlung bedroht. Man kannte hier die Fabel vom „falschen Messias" gar nicht. Er konnte deshalb ungehindert alle Dörfer besuchen. Ruinen waren nur sehr wenige, und keine Inschriften zu entdecken, so daß Halévy glaubt, daß die Oase Chab erst seit neuerer Zeit bevölkert worden ist.

Ein Mordprophet bei den argentinischen Gauchos.

A. In den argentinischen Landen liegen Gesittung und Barbarei in unablässiger Fehde; die letztere führt einen zähen und wilden Kampf um ihr Dasein, aber sie wird am Ende doch unterliegen.

Werfen wir einen Blick auf die eigenthümliche Bodengestaltung dieser Region am La Plata, deren Flächenraum viermal so groß ist als jener von Deutschland. Sie reicht von Bolivia im Norden bis zum Rio Negro im Süden, und von den Andes im Westen bis zum Gestade des Atlantischen Oceans. Ausgedehnte Landstrecken sind ohne jede ansässige Bevölkerung, vielfach dringt die wasserlose Wüste ein und bildet eine Scheidelinie zwischen den verschiedenen

Provinzen. Sandflächen und Grasebenen wechseln mit bewaldeten Gegenden. Der Horizont ist unsicher; er verschwimmt in farbigen Wolken und leichten Dünsten mit Himmel und Erde. Vielfach liegen berittene Indianer auf der Lauer; in Mondscheinnächten stürmen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und überfallen, gleich einer Meute Hyänen, Herden und Hirten. Dann und wann ziehen schwerfällige Wagenkarawanen über die Ebenen, immer zur Abwehr gerüstet und ausspähend, ob von einer Indianerhorde plötzlicher Ueberfall drohe. Sie sind auch gegen Schlangen und Tiger auf der Hut. Auf dem flachen Lande, in der Campaña, ist man an die Unsicherheit des Lebens gewöhnt, und die Bewohner haben selbst im Angesichte des Todes eine gewisse stoische Entsagung.

Die nördliche Region hat vielfach ausgedehnte Gestrüppwälder, die mittlere bildet einen breiten Gürtel, in welchem baumlose Flächen mit Wald abwechseln, der zuletzt einem langen, stacheligen Haidekraute Platz macht, aber an den Flußufern wieder erscheint. Den ganzen Süden nehmen die Pampas ein, welche gleichsam einen Grasocean bilden. In diesem tummelt sich der Gaucho (Gautscho) umher, der Nachkömmling der spanischen Abenteurer und Freibeuter, welche seit 1535 an den La Plata kamen. Er hegt einen wahren Abscheu gegen Alles, was Schifffahrt heißt; ein Fahrzeug auf dem Wasser gilt ihm für ein Gefängniß, und auch heute, 1872, sind fast alle Schiffe, die auf den herrlichen Strömen, dem La Plata, Uruguay, Paraguay und Parana, unter argentinischer Flagge segeln, im Besitze von Europäern, vorzugsweise Italienern. Bis in unsere Tage hinein waren diese prächtigen Wasserwege für die Entwickelung von Land und Volk ohne alle Bedeutung; erst 1852 sind sie dem Verkehr eröffnet worden.

Ueber das weite Land liegen vierzehn Provinzialhauptstädte zerstreut, zumeist mit nur wenigen Tausend Einwohnern; sie allein waren bis vor wenigen Jahren und bis zum Bau von Eisenbahnen Mittelpunkte der Civilisation und dessen, was an Bildung vorhanden ist. Sie haben die Antriebe zum Fortschritt von Ausländern erhalten, deren Zahl beträchtlich anwächst; im Jahre 1871 sind etwa 40,000 Europäer eingewandert. Diese besitzen den größten Theil der Schaf- und Rindviehherden; sie bauen die Schienenwege und befördern den Ackerbau; ohne sie wäre weder an geistige noch materielle Entwickelung zu denken. Die Stadt ist eine Gesittungsoase in der Wildniß; Dörfer giebt es in den Pampas nicht, nur vereinzelte Gehöfte und da und dort wohl auch einen Weiler.

Der Stadtmensch kleidet sich europäisch; er weiß, was Gesetz ist, hat Schulen und eine städtische Verwaltung, denkt auch wie ein europäischer Mensch. Der Landbewohner bildet zu ihm einen diametralen Gegensatz; er hat eine andere Tracht, andere Sitten, andere Denkungsart und will von dem Städter nichts wissen; dieser steht ihm wie ein Fremder gegenüber, und auf dessen Luxus und gesittete Umgangsformen blickt er mit Verachtung. Er ist vorzugsweise Reiter, Viehzüchter, ein halbwilder Hirt, aber kein eigentlicher Nomade, denn der Boden, auf welchem er sein Vieh weidet, ist sein unbestrittenes Eigenthum. Auf diesem lebt er vereinzelt, sein nächster Nachbar wohnt Stunden weit von ihm entfernt, und er kommt nur mit seines Gleichen, nur mit anderen „Estancieros“, in Berührung. Es giebt keine Landgemeinde, keinerlei Zusammenhang, keine Schulen, aber viel Aberglauben. Der Gaucho ist ein leidenschaftlicher Spieler. Die Knaben üben sich früh im Handhaben der Fangschnur und der Wurfkugeln an Kälbern und Ziegen, lernen reiten, bändigen Füllen.

Der Gaucho, dessen Blut stark gemischt ist, hat nichts Spanisches mehr an sich, den dicken Aberglauben und die Sprache ausgenommen. Bei ihm hat sich, in der wilden Natur, ein hochfahrender, unbändiger Charakter herausgearbeitet; er verachtet, wie schon bemerkt, den Menschen, welcher in der Stadt friedlichen Beschäftigungen nachgeht, und der nicht einmal einen wilden Bullen oder ein ungebändigtes Pferd einfangen kann. Und hat solch ein Stadtbewohner schon einen Kampf mit einem Tiger bestanden, hat er den Poncho um den linken Arm gewickelt, diesen dem Katzenthiere in den Rachen gerannt und ihm das Messer bis ans Herz in den Leib gestoßen? Auf den Europäer namentlich, den er für einen schlechten Reiter hält, blickt er schon deshalb mit Verachtung. Als Soldat ist er ausdauernd, muthig und grausam. Denn von frühester Jugend an ist er an Blut gewöhnt, das Abschlachten eines Menschen steht ihm auf gleicher Linie mit jenem eines Ochsen. Er hat einen kräftigen Körperwuchs, zu arbeiten braucht er nicht, weil seine Herde ihn mit Allem versorgt. Er steht als ein Original da und ist von den Begriffen und Anschauungen civilisirter Menschen unberührt.

Diese verschiedenen Eigenthümlichkeiten erklären sich theils aus der Beschaffenheit des Landes, des Bodens und des Klimas, aber vorzugsweise vom ethnologischen Standpunkte, auf den ich besondern Werth für die Würdigung des Gauchocharakters lege. Die Abenteurer, welche in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts an den La Plata kamen, stammten vorzugsweise aus dem südlichen Spanien, insbesondere aus Andalusien und Valencia, also aus Provinzen, wo ein halbes Jahrtausend lang die Mauren herrschten, und wo die Bevölkerung überwiegend arabisch-maurisches und berberisches Blut in ihren Adern hatte. Südspanien ist ja ohnehin ein gemildertes Afrika. An den La Plata kamen diese Mauro-Hispanier, diese afrikanisch-europäischen Blendlinge, fast ohne Weiber; sie nahmen deshalb indianische Frauen und daraus entstand ein Mischlingsgeschlecht, das im Fortgange der Zeit immer frisches Blut aus dem einen oder andern Typus bekam. Diese Mestizen erhielten außerdem eine, wenn auch verhältnißmäßig schwache Zuthat von Negerblut, und heute bilden die Blendlinge, ein sehr zahlreiches Geschlecht, eine ziemlich gleichartige Masse. Gleich allen Mischlingen, welche aus grundverschiedenen Typen hervorgehen, taugt dieser ethnische Bastard nicht viel, ist träg und ohne Betriebsamkeit in den Städten, und auf dem platten Lande ist er Gaucho *).

---

*) Ueber den Gaucho in Uruguay fällt Darwin, Journal of researches into the natural history and geology of the countries visited during the voyage of H. M. S. Beagle round the world, London, Ausgabe von 1860, S. 156, ein Urtheil. Er fand den Landbewohner dort besser als den Stadtbewohner. „Der Gaucho ist stets gefällig, höflich und gastfreundlich; mir kam kein Beispiel von Rohheit oder Ungastlichkeit vor. Er ist bescheiden, sowohl in Betreff seiner selbst als seines Landes, und zu gleicher Zeit ein aufgeweckter, kecker Mensch. Aber es wird auch viel Blut vergossen und viel geraubt, und es ist traurig zu hören, wie viele Menschenleben wegen unbedeutender Veranlassungen verloren gehen. Jeder sucht, wenn es zum Streite gekommen ist, das Gesicht seines Gegners zu zeichnen, indem er nach dessen Nase oder Augen hauet; man sieht oft tiefe und große Narben. Räubereien sind eine natürliche Folge von allgemeiner Spiel- und Trunksucht und von Faulheit. In Mercedes fragte ich zwei Menschen, weshalb sie nicht arbeiteten? Der eine entgegnete in vollem Ernst: die Tage seien zu lang, und der andere, er sei zu arm.“ Wo da die „guten“ Eigenschaften stecken, ist uns unklar, und wir halten uns lieber an Domingo Sarmiento, den gegenwärtigen Präsidenten der argentinischen Republik, welcher in seinem vortrefflichen Werke: Vida de Facunda Quiroga i aspecto fisico, costumbres i hábitos de la republica argentina etc. (segunda edicion, Santiago 1851) p. 11—64 eine meisterhafte Schilderung seiner Landsleute entworfen hat.

Darwin traf am Rio Colorado ein Lager des Generals Rosas; er sagt von diesen argentinischen Gauchos: „The soldiers were

Unter solchen Leuten ist der Mordprophet Solares aufgetreten.

In der Provinz Buenos Ayres liegt südlich vom Salado die kleine Stadt Tandil. Sie wurde erst im Jahre 1828 gegründet neben einem Fort, welches man in demselben Jahre zum Schutze gegen die Indianer erbauete. Nach und nach ist sie angewachsen, erhielt eine Anzahl Bewohner, welche bürgerliche Gewerbe treiben, namentlich Basken und Engländer, auch hat sie große Viehschlächtereien, Saladeros, in welchen vorzugsweise baskische Einwanderer beschäftigt sind.

Wir sagten weiter oben, daß der Gaucho sehr abergläubisch sei. Die Geistlichkeit hat nie etwas gethan, um seinem Denken eine höhere und bessere Richtung zu geben, und von Erziehung ist bei ihm keine Rede. Seit Jahren tritt unter den besseren Creolen überall in Süd- und Centralamerika das Bestreben hervor, den Volksunterricht zu verallgemeinern, sie finden aber in dem Clerus der päpstlichen Kirche erbitterte Gegner. In allen Berichten wird über den Hochmuth, die Unwissenheit und den Fanatismus desselben geklagt; er hetzt das Volk, insbesondere die Mädchen und Frauen, gegen alle Ausländer ohne Ausnahme auf; diese gelten ihm insgesammt für Ketzer und Freimaurer, auch die gut katholischen Italiener und Basken werden als Feinde des Glaubens und der heiligen Kirche verschrien. Keine Woche vergeht, ohne daß da oder dort widerwärtige Auftritte sich ereignen, welche man den Geistlichen zur Last legt; der Clerus insgesammt wird deshalb von der südamerikanischen Presse auf das Schärfste beurtheilt. Auch die Mordauftritte in Tandil werden indirect auf seine Rechnung geschrieben, weil der Anstifter durch Geistliche fanatisirt worden sei.

Nachdem unsere Leser den Charakter der Gauchos kennen, wird ihnen das, was wir jetzt zu berichten haben, verständlich sein.

Ein kupferfarbiger Mischling aus Bolivia oder Chile, Namens Solares, war vor etlichen Jahren nach Argentinien gekommen und hatte sich einige Zeit in der Provinz Entre Rios aufgehalten. Dort spielte er den Propheten, welchen Gott der Herr gesandt habe, um die Zukunft zu verkünden. Er sagte voraus, wann der oder jener Mann sterben würde, trieb sich unter der Landbevölkerung umher und rief allerlei Verwirrung hervor. Die Behörden ließen ihn an einen Pfahl binden, auspeitschen und verwiesen ihn des Landes. Er ging dann zuerst nach Rosario und weiter nach Azul; in diesem letztern Orte, welcher zur Provinz Buenos Ayres gehört, trat er als Wunderdoctor auf. Er spielte eine Art von Jesus und behauptete, Blinden durch bloße Handberührung das Augenlicht wiedergeben zu können. Der Friedensrichter ließ ihn einsperren, weil er einen Auflauf veranlaßt habe, gab ihn aber wieder frei. Die Gauchos sahen in dem Wundermanne einen unschuldigen Märtyrer, und sein Ruf verbreitete sich weit und breit in der Campaña. Ein reicher Estanciero, Ramon Gomez, dessen Landgut etwa drei deutsche Meilen von Tandil entfernt liegt, berief den heiligen Mann, damit durch dessen Segen seine kinderlose Frau Leibessprößlinge erhalte.

Gomez bekleidete ein Ehrenamt in der Campaña und war mit dem Friedensrichter von Tandil verschwägert. Als nun die Gauchos sahen, daß Solares bei einem so angesehenen Manne gastlich aufgenommen wurde, stieg sein Ansehen, und er selber trat immer dreister auf. „Ich bin Erlöser der Menschheit und Gottes Abgesandter!“ So verkündete er dem Volke, das in Schaaren herbeiströmte. Die Gauchos kamen als Wallfahrer aus weiter Entfernung und traten ehrfurchtsvoll vor den Wundermann hin. An manchen Tagen sind mehr als 500 Reiter auf der Estancia des Gomez erschienen, und unzählige mit Ochsen bespannte Karren, deren Insassen, Frauen und Kinder, sich gleich ihren Männern Prophezeiungen und Segen holen wollten.

Die Hütte des heiligen Mannes bestand aus zwei Zimmern. In dem einen wohnte er, das andere hatte er in eine Art von Capelle umgewandelt, an deren Wänden viele Heiligenbilder zu sehen waren. Hier empfing er die gläubigen Pilger, von denen er sich kein Geld in die Hand geben ließ; er sprach: „Spendet Eure Opfergaben den Heiligen und der Gottesmutter Maria.“

Bald hieß er allgemein nur Tata Dios, Mann Gottes. Das Volk kniete vor ihm, küßte ihm die Hände, betete vor ihm, wie vor einem Jesus- oder Heiligenbilde, und horchte seinen Predigten. In diesen eiferte er gegen die Ausländer, welche er als Feinde der heiligen katholischen Kirche, Gegner Gottes und Freimaurer schilderte. Am Abend vor Neujahr 1872 berief er seine „Jünger“ und sprach:

„Jetzt ist die Stunde gekommen; wir müssen die Freimaurer todtschlagen, mit den Beamten ein Ende machen und die Gefängnisse öffnen, damit wir die Freunde befreien, welche uns helfen werden. Und wenn Ihr Eure Sendung erfüllt habt, dann wird der Schaukelstein in Tandil von selber zusammenstürzen, und unter demselben werdet Ihr eine große Stadt finden. Wenn Ihr thut, was ich Euch heiße, sehet, dann wird Gott Euern frommen Eifer reichlich belohnen, so Ihr es aber nicht thut, wird ein entsetzliches Strafgericht hereinbrechen über Euch und Euere Kinder.“

Die Versammlung rief ihm Beifall zu. Am Neujahrsmorgen, noch vor Sonnenaufgang, schaarten sich etwa 50 Gauchos um das weiße Banner des Propheten und zogen auf Mord aus gen Tandil. Hier wurden die Bewohner durch Trommelschlag allarmirt; sie glaubten, daß Banditen einen Ueberfall gewagt hätten. Bald sahen sie zu ihrem Schrecken, daß Solares mit seinen Spießgesellen, die sämmtlich beritten waren, sich auf der Plaza aufstellte; die Thüren des Gefängnisses waren schon erbrochen worden.

Die Gauchos hieben einen Italiener, der über den Marktplatz ging, sofort nieder. Einige sprengten in die Vorstadt, trafen dort auf elf Basken, von denen sie acht tödteten; die drei anderen blieben schwer verwundet für todt liegen. Andere stürmten in den Laden eines Herrn Vanuz; sie ermordeten ihn und seinen Gehülfen. Das Gleiche geschah dem englischen Kaufmanne Thompson und dessen Lehrling; sie zerrten auch des Mannes Frau aus ihrem Versteck und hieben sie in Stücke, Alles unter dem Geheul: „Tod den Freimaurern!“ Von Thompson stürmten sie zu dem Hause des Franzosen Chappard, den sie nebst Frau und vier Kindern förmlich abschlachteten; ähnlich verfuhren sie auch mit den im Hause beschäftigten Arbeitern, so daß dort im Ganzen 18 Menschen ums Leben gebracht wurden; ein zweijähriges Kind wurde mit Messerstichen vom Kopfe bis zu den Füßen völlig durchbohrt.

Inzwischen hatten sich die überraschten und überrumpelten Männer von Tandil besonnen; sie nahmen ihre Waffen, stiegen zu Pferde, bildeten eine Schaar und verfolgten die nun flüchtig gewordenen Jünger des Gottesmannes. Nach hartem Ritt holten sie die Bande um vier Uhr Nachmittags ein; sie hatte sich bei Chapar gelagert, um Maté zu trinken und die Pferde zu wechseln. Der Gottesmann schickte einen Parlamentär, aber der Commandant von Tandil erklärte: „Ergebt Euch unbedingt, oder wir schießen Euch Alle nie-

nearly all cavalry; and I should think such a villanous, banditti like army was never before collected together. The greater number of men were of a mixed breed, between Negro, Indian and Spaniard. I know not the reason, but men of such origin seldom have a good expression of countenance.“

der!" Nun machte Solares, der Prophet und Gottesmann, mit seinen Jüngern sich auf die Flucht, aber nach und nach wurden die Banditen einzeln eingeholt und nun ihrerseits niedergemacht. Sechszehn lagen da und dort in der Pampa; fünf wurden gefangen genommen, unter ihnen der Prophet; spät am Abend wurden noch neunzehn eingebracht; die übrigen entkamen bis auf Weiteres.

Im Verhör erklärte Solares, er sei unschuldig an den Mordthaten; aber seine Jünger ziehen den Feigling der Lüge und schworen, daß er ihnen das Morden befohlen, daß er sie gegen die Fremden aufgereizt habe. Sie würden, so hatte er ihnen versprochen, kugelfest sein, wenn sie mit dem heiligen Oele, welches er ihnen gegeben, sich salbten. Man sperrte sie Alle ein und bewachte sie gut; aber das Volk von Tandil war grimmig erbittert und erschoß bei Nachtzeit den Propheten im Gefängnisse, in dessen Wand man ein Loch geschlagen hatte.

Als Mann Gottes wird er freilich seine „Auferstehung" haben; so glauben die Gauchos, die ohnehin viel von seinen Wundern zu berichten wissen. Vor der Hütte des Propheten stand Tag und Nacht ein gesatteltes Pferd, das niemals Futter und Wasser bekam und doch vortrefflich bei Fleische blieb. — Einst brachte ein Estanciero seinen kranken Peon (Dienstknecht) zum Gottesmanne und verlangte für sich von letzterm ein Heilmittel gegen eine angebliche Krankheit. Solares sagte, er möge am nächstfolgenden Tage wiederkommen, dann solle er haben, was er wünsche, doch müsse er sein frommstes Pferd reiten. Der Estanciero war ein ungläubiger Thomas, that aber, wie ihm befohlen war. Unterwegs warf das fromme Pferd ihn ab und er brach ein Bein. Der Prophet, der das im Voraus wußte, hatte ihm bereits einige seiner Leute entgegen geschickt, die ihn zum Tata Dios brachten. Derselbe erklärte, daß der Beinbruch eine Strafe für die Ungläubigkeit sei, „doch um Dir zu beweisen, daß Gott mir Alles gewährt, was ich wünsche, so stehe auf, denn ich habe Dich geheilt. Gehe heim mit Deinem Knechte, der nun auch gesund ist, und beharre im Glauben." Und so geschah es; das Wunder war fertig!

Ein Ochsentreiber ließ es sich beigehen, über den Wundermann zu spötteln. Aber das hätte er lieber nicht thun sollen, denn er war kaum hundert Schritt weit gegangen, als er mausetodt niederstürzte. Tata Dios sprach zu seinen Jüngern: „Scharrt ihn nicht bei, morgen werde ich ihn wieder lebendig machen. Ich wollte ihn nur dafür bestrafen, daß er den Abgesandten Gottes verhöhnt hat." Und siehe da, am folgenden Tage wurde der Ochsentreiber wieder frisch und lebendig und zog seines Weges.

Dürre und Heuschrecken machten den Bewohnern der Pampas große Sorge, und die Gauchos kamen schaarenweis zum Tata Dios, damit derselbe Regen schaffe. Er tröstete sie und sprach: „Gehet ruhig heim; am Tage nach Christi Geburt wird keine Heuschrecke mehr da sein." Und wirklich fiel am 25. December Regen und am zweiten Weihnachtstage waren die Heuschrecken fort. Das hatte der Tata Dios vermittelst seiner Wunderkraft bewirkt.

Ein Mann, der an Gliederreißen litt, wollte geheilt sein. Der Tata Dios war eben fortgeritten, aber auf Anrathen der Jünger betete er, der Gottesmann wußte das auch in der Ferne und heilte ihn aus der Ferne.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck das Alles auf abergläubische Halbbarbaren machen mußte. Es ist festgestellt worden, daß Gauchos aus einem Umkreise von 50 spanischen Meilen herbeikamen, und daß Solares an manchen Tagen bis zu 200 Consultationen hatte. Jeder, dem ein Rath ertheilt wurde, mußte nicht weniger als 10 und nicht mehr als 50 Silberthaler in eine Schale legen, welche vor dem Bilde der allerseligsten Mutter Gottes stand; zu jeder Seite der Maria hingen fünf Heiligenbilder an der Wand. —

Die argentinischen Blätter, sowohl jene in spanischer wie in englischer Sprache, machen für allen diesen Schwindel und die Mordthaten den Clerus verantwortlich. In einer Correspondenz aus Buenos Ayres vom 18. Januar (im „New York Weekly Herald" vom 28. Februar) heißt es: „Es läßt sich leider nicht in Abrede stellen, daß die Bigotterie des argentinischen Clerus sehr schlimm ist; in vielen Fällen wird das Volk direct gegen die Protestanten aufgehetzt. Der wilde Gaucho ist ohnehin schon von ingrimmigem Hasse gegen die von ihm verabscheueten civilisirten Gringos (Fremden) erfüllt, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn er in Folge der Hetzereien seiner geistlichen Rathgeber mit kaltem Blute Mordthaten begeht, die nur allzu häufig sind. Ohnehin folgt selten Strafe. Unter diesen Umständen kann man fragen, ob es nicht wohlgethan sei, Auswanderer vor den La-Plata-Provinzen zu warnen. Gewiß wäre es gerathen, daß die im Lande befindlichen Ausländer sich zur Selbstvertheidigung zusammenschaaren, um die einheimischen Behörden, welche vielfach mit den Gauchos sympathisiren, sich weiter nicht kümmern, und als Vigilanzausschüsse die Ausübung der Gerechtigkeit in ihre eigene Hand nehmen. Die Unsicherheit für Leben und Eigenthum ist in manchen Gegenden schlimm genug, und durchgreifende Maßregeln sind unbedingt nöthig." Die matte Sentimentalität von Abschaffung der Todesstrafe wäre bei Gaucho-Mordbanditen wohl angebracht? Wenn die verschwommenen Philanthropietheoretiker den Mördern eine Humanitätsprämie zubilligen, dann übt das Volk die praktische Justiz durch Vigilanzen und Lynchen, und — es thut wohl daran.

Der Welthafen Schanghai in China.

F. Der folgende Aufsatz ist ein Auszug aus den officiellen Berichten des schwedisch-norwegischen Consuls in Schanghai an das schwedische Commerz-Collegium für das Ende des Jahres 1871 und den Anfang des Jahres 1872, welcher vieles Interessante enthält und daher verdienen dürfte, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. —

In einer Entfernung von über 100 englischen Meilen von Schanghai sieht man, daß das Meerwasser ein gelbliches und verschlämmtes Aussehen annimmt. Erkundigt man sich nach der Ursache, so wird man sogleich erfahren, daß das Gewässer des großen Flusses Yangtse dem Meere diese Farbe ertheilt. Kommt man näher und befindet sich in der Mündung des Flusses, so begegnet man einer zahllosen Menge von Dschonken, und sieht gleich ein, daß man sich in der Nähe eines großen und wichtigen Handelsplatzes befinden muß. Es ist so bekannt, daß der Fluß Yangtse-Kiang die große Pulsader alles Verkehrs mit dem Innern ist, so bekannt, daß Alles, was Waaren heißt, auf Canälen

und Nebenflüssen nach jedem Theile des Reiches transportirt wird, daß es uns in Verwunderung setzen muß, daß die Europäer nicht schon längst die Vortheile begriffen haben, welche sie durch eine Niederlassung an der Mündung dieses Flusses ernten könnten. Erst im Jahre 1842 wurde Schanghai geöffnet; aber kaum war das geschehen, so machte der Handel riesenhafte Fortschritte.

Schanghai liegt unter 31° 14′ nördl. Br., also ungefähr mit Alexandria in Aegypten und Charleston in Süd-Carolina unter gleicher Breite. Es ist angelegt an dem Flusse Whampoa, welcher sich etwa 12 englische Meilen weiter abwärts in den Yangtse ergießt. Es ist oft behauptet worden, daß es für die Europäer vortheilhafter gewesen sein würde, wenn sie in Woosung, einem kleinen Dorfe an der Mündung des Yangtse-Flusses, festen Fuß gefaßt hätten; aber wenn dies auch in mancher Rücksicht glücklich gewesen sein würde, so findet man doch, daß es nothwendig ist, mit Schanghai in einer nähern Berührung zu stehen. Da der Whampoa für die größten Handelsfahrzeuge schiffbar ist, so ist auch nicht eben viel verloren, indem der Vortheil, die Eingeborenen zur Hand zu haben, die kleinen Nachtheile, welche aus der Lage Schanghais in der Entfernung einiger Meilen von dem Yangtse-Flusse herfließen, vollständig aufwiegt.

Die ganze Gegend an der Mündung ist ein niedriges Küstenland, das ohne Zweifel in der Länge der Zeit durch die Anschlämmungen des Flusses gebildet worden ist. In einem Umkreise von 30 englischen Meilen erblickt man nicht eine einzige Höhe. Das Land ist vollkommen eben und durchschnitten von einer unzähligen Menge kleiner Canäle, dabei ausgezeichnet fruchtbar. Wegen der Lage der Stadt, überall von meistens stillstehendem Wasser umgeben, hegte man die Furcht, daß dieselbe für die Europäer ein ungesunder Wohnort werden würde. Auch betrachtete man das dortige Klima mehrere Jahre für Viele als gefährlich; seitdem aber die Stadt gleich anderen Städten mit Kloaken versehen und drainirt ist, ist es besser geworden, und in den Monaten vom 1. October 1870 bis zum 31. März 1871 hat die Sterblichkeit nur 13, oder für das ganze Jahr 26 per Mille betragen, während sie 1864 bis 1867 auf 38 per Mille stieg.

Schanghai hat in den letzten Jahren keinen Besuch von irgend einer epidemischen Krankheit gehabt, während andere Städte in diesen Fahrwassern nicht so glücklich gewesen sind. So herrschten im vorigen Jahre die Blattern in einem beunruhigenden Grade in Japan sowohl unter den Europäern als auch unter den Eingeborenen. Die Krankheiten, welche hier am meisten vorkommen, sind intermittirende Fieber, Diarrhöe, Dysenterie und Rheumatismus. Selbst in den Sommermonaten, wo das Thermometer bis auf 96° F. im Schatten steigt, kann man nicht behaupten, daß dieses Klima für die Europäer gefährlich ist; nur muß man so vorsichtig sein, in der Sonnenhitze nicht ohne einen guten Schutz auszugehen, und man kann es den Seeleuten, welche diese Gewässer befahren, nicht genug einschärfen, daß sie in dieser Hinsicht genau sind. Es sind leider in diesem Sommer mehrere Fälle von Sonnenstich vorgekommen, sogar noch am 17. September starb ein Mann, weil er in der Mittagshitze ohne den nöthigen Schutz ausgegangen war. Ist man gezwungen, draußen zu arbeiten, so sollte man immer einen Sonnenhut aufhaben; kann man sich aber aus der einen oder andern Ursache einen solchen nicht anschaffen, so sollte man immer wenigstens einen Filzhut mit breiter Krämpe tragen, versehen mit einem Stück Leinwand, so daß der Nacken gut geschützt ist. Auch ist ein feuchtes Taschentuch in dem Hute zu empfehlen. Schiffsführer sollten im Sommer ihre Besatzung der Sonne nie mehr aussetzen, als unumgänglich nothwendig ist, und in der wärmsten Zeit wird man die Verwendung chinesischer Arbeiter vortheilhafter finden, als seine eigenen Leute auf eine so gefährliche Probe zu setzen. Den Besatzungen muß überdies die Gefahr des zu vielen Trinkens, sowohl des Wassers als starker Getränke, eingeschärft werden; abgekühlten Thee mag man zu jeder Zeit trinken, und jeder Arzt wird ihn als den gesundesten Trank während der Sommerzeit empfehlen.

Den Engländern wurde zuerst ein Stück Land abgetreten, und gleich darauf ließen sich die Franzosen und Amerikaner zu beiden Seiten derselben nieder. Das „Settlement“ der Engländer hat die vortheilhafteste Lage. Auch dauerte es nicht lange, so ließen sich noch andere Nationen nieder. Da der englische Consul nicht berechtigt war, Steuern von diesen zu erheben, so wurde es bald nothwendig, die Mittel zur Aufrechthaltung der Straßen und Wege, zur Polizei und Anderes mehr durch Subscription anzuschaffen, und es wurde von allen Besitzern von Land und Hausplätzen ein Comité erwählt, um diese Angelegenheiten zu überwachen. Dies war der Ursprung der Municipal-Direction, welche in einer Reihe von Jahren ihre Aufgabe gelöst hat, in der großen Stadt, zu welcher das Settlement der Engländer sich erweitert hat, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Zweimal ist Schanghai mit einem Angriffe bedroht worden; zuletzt 1862 von den Taiping-Rebellen; doch wurden diese durch ein kräftiges und entschlossenes Auftreten nicht allein von ihrem Angriffe auf die Stadt abgehalten, sondern auch gegen 20 englische Meilen zurückgeworfen. Nach den bekannten Mordscenen in Tientsin fürchtete man, daß auch hier Unruhen ausbrechen würden, und bildete zu gegenseitigem Schutze ein etwa 800 Mann starkes Corps von Freiwilligen, welches nebst den Soldaten und Matrosen, die man von den hier stationirten englischen und anderen Kriegsschiffen ans Land setzen kann, im Stande ist, die Eingeborenen in Schach zu halten, bis man durch den Telegraphen von Hongkong und Japan eine gehörige Stärke requiriren kann. Die Chinesen halten hier auf dem Flusse zwar ein paar Kanonenboote; da aber diese nur mit Eingeborenen besetzt sind, so würde nicht viel erforderlich sein, um sie lahm zu legen. Die Art der Chinesen in der Kriegführung besteht besonders darin, in der Ferne mit Trommeln und Kanonen großen Lärm zu machen, bis die eine der kriegführenden Parteien es aus dem einen oder andern Anlasse in den Kopf bekommt, daß die Stärke der Gegner überlegen ist; hat man dies erst begriffen, so streckt man das Gewehr; und auf diese Weise vernimmt man Berichte über große Feldschlachten, ohne daß ein einziger Tropfen Blut geflossen ist. Werden dagegen die Chinesen von Europäern angeführt, so sollen sie eine nicht geringe Tapferkeit entwickeln.

Was Hongkong für das südliche China ist, das ist Schanghai für die mittleren und nördlichen Provinzen. Beinahe alle Exportartikel, die wichtigsten, wie Thee und Seide, sowie unzählige andere Waaren, finden den Weg nach Schanghai, wo sie verkauft und exportirt werden.

Dieser Export geschieht mit fremden Dampfern und Segelfahrzeugen, und eben so ist es mit allen europäischen und amerikanischen Einfuhrartikeln.

Daß man nicht lange mit dem schneckenartigen Waarentransport der Chinesen zufrieden sein konnte, ist an und für sich selbst klar, und schon seit 10 Jahren sind zwei Dampfschiff-Compagnien in Thätigkeit gewesen. Sie finden Beschäftigung theils durch die Beförderung europäischer Waaren nach Ningpo, Tschinkiang, Kiukiang, Hankeu, Tschifu und Tientsin, theils Thee und Seide nach Schanghai zu bringen, sowie außerdem durch Personenverkehr und durch

die Hin- und Herbeförderung der eigenen Nothwendigkeitsartikel der Chinesen. Die wichtigste und bedeutendste dieser Compagnien ist die sogenannte „Schanghai Steam Navigation Company“, welche 17 große Dampfer besitzt, von denen die Mehrzahl nach demselben Princip wie die amerikanischen Mississippi-Dampfer gebaut ist. In dem letzten Jahre sind ihre Actien 100 Procent gestiegen und ihre Geschäfte fortwährend so blühend, wie man sich nur denken kann. Man könnte zu der Annahme versucht sein, daß unter solchen Umständen hier der vortrefflichste Anlaß zur Verwendung europäischer Capitalien vorläge, und daß dies um so leichter sein müßte, als man auf die bereits gewonnene Erfahrung bauen könnte. So sieht es aus bei dem ersten Anblick; aber einen Versuch damit machen, würde nichts anderes sein, als nutzlos Zeit zu verlieren und Geld wegzuwerfen. „The Schanghai Steam Navigation Company“ ist nicht immer so glücklich gewesen wie in den beiden letzten Jahren; nur durch tausend Widerwärtigkeiten hat sie in allen Richtungen ökonomisiren gelernt, und aus diesen Erfahrungen hat sie sich in den Sinn gesetzt, hier keinen Andern Vortheil ziehen zu lassen. Dem Namen nach existirt eine Oppositions-Compagnie; doch vermag diese nicht mehr als zwei Dampfer in Gang zu halten. Die Schanghai Steam Company hat ihr unter der Hand die Mittheilung gemacht, wenn sie mit mehreren den Versuch machen wollte, so würde sie (Schanghai Steam Company) eine Zeit lang die Fracht frei nehmen, was auch wirklich schon einige Mal geschehen ist, und die natürliche Folge wird der Sieg des größern Capitales sein. Der Grundsatz der Compagnie ist, daß es besser sei, eine schwache Opposition zu haben, als gar keine; denn die fruchtlosen Versuche derselben, festen Fuß zu fassen, wirken abschreckend, und obgleich die Compagnie gar nichts zu fürchten hat, so ist es vortheilhafter und auch angenehmer zu arbeiten, ohne immerwährend gestört und von neuen Speculanten belästigt zu werden. Das Einzige, was die Thätigkeit dieser Compagnie hemmen könnte, wäre die Anlage von Eisenbahnen; doch ohne noch einen Krieg mit den Eingeborenen geführt zu haben, werden wir in unseren Tagen schwerlich den Pfiff einer Locomotive in China vernehmen. Ist man so weit gekommen, so wird dies für die Europäer eine neue Aera werden, und erst dann wird man aus den reichen Hülfsquellen dieses Landes vollständigen Nutzen ziehen können. Nicht bloß die Regierung und die Mandarinen widersetzen sich aus allen Kräften der Anlage von Eisenbahnen, sondern auch die unteren Classen, welche sonst gegen die Ausländer freundlich gestimmt sind, würden ein solches Unternehmen mit scheelen Blicken sehen, weil dasselbe auf ihre Begräbnißplätze unbedingt eine störende Einwirkung ausüben würde. Die Chinesen begraben nämlich ihre Todten überall, und an manchen Stellen sieht es aus, als wäre das ganze Land ein einziger großer Kirchhof; und die Ruhe irgend eines Verstorbenen zu stören, wird als der größte Vandalismus betrachtet.

Um sich einen richtigen Begriff von den großartigen Interessen zu bilden, welche hier auf dem Spiele stehen, braucht man nur auf die neulich veröffentlichten Zollberichte einen Blick zu werfen. Aus diesen ersieht man, daß der Werth der Einfuhrartikel von 51,000,000 Taels im Jahre 1864 auf 69,000,000 Taels im Jahre 1870 gestiegen ist. In derselben Zeit ist der Werth der Ausfuhrartikel von 54,000,000 auf 61,000,000 Taels gestiegen. Dies giebt einen hinlänglichen Beweis wie wichtig es ist, daß den europäischen Nationen tractatenmäßige Gerechtsame aufrecht erhalten werden. Da Schanghai der Mittelpunkt des chinesischen Handels ist (wenn Hongkong als eine englische Colonie betrachtet wird), so kann man sich aus diesen Zahlen einen Begriff von der Wichtigkeit der Stadt machen. Außerdem kann man aus den oben erwähnten Tabellen eine andere merkwürdige Thatsache ersehen, die in diesem Jahre noch mehr in die Augen fallend ist, nämlich die Anzahl der ein- und ausclarirten Fahrzeuge hat trotz des zunehmenden Handels abgenommen. Die Erklärung dieser Erscheinung ist jedoch nicht schwer: sie ist einzig und allein eine Folge des großen Zulaufes der Dampfschiffe in den letzten Jahren; diese sind beinahe sämmtlich größer als die segelnden Fahrzeuge, und daher ist die Tragfähigkeit der ankommenden und abgehenden Fahrzeuge größer, wenn auch ihre Anzahl abgenommen hat.

Die Verbindung mit Europa wird von hier durch zwei regelmäßige Dampferlinien aufrecht erhalten, nämlich 1) Peninsular and Oriental Steam Navigation Company von London jeden vierzehnten Tag, und 2) Compagnie des Messageries Maritimes von Marseille ebenfalls jeden vierzehnten Tag.

Wegen der beständigen Klagen über das Verkommen von Thee und Seide an den verschiedenen Zwischenstationen haben diese beiden Gesellschaften vorgeschlagen, ihre großen Dampfer von Schanghai direct nach Europa abgehen zu lassen, ohne wie bisher die kleineren Schiffe an den verschiedenen Zwischenstationen anzuwenden, wodurch alle Umladungen vermieden werden würden. Die französische Gesellschaft machte den Anfang mit der hiesigen Post am 4. October 1871. Die beiden Compagnien erhalten Unterstützung von ihren resp. Regierungen. Außer diesen haben wir von London Holt's Dampfer, an Zahl 12 bis 14, welche regelmäßig durch den Suezcanal gehen, und nun hat auch eine deutsche Gesellschaft drei große Dampfer von Hamburg abgeschickt. Dieses sind jetzt die regelmäßigen Linien zwischen Europa und China; man kann aber wahrscheinlich für die Zukunft annehmen, daß eine doppelt große Anzahl von Dampfern diese Tour machen wird. Bei dem Beginne der Theesaison in Hankeu kommen nämlich nicht weniger als 10 Dampfer von England, um die Waare nach London überzuführen. Daß das plötzliche Auftauchen einer solchen Flottille ihren Einfluß auf den Frachtenmarkt ausüben wird, ist klar, und besonders werden die Küstenfahrzeuge davon leiden; denn da diese Dampfer hauptsächlich auf die Retourfrachten rechnen, so sind sie willig, niedrige Raten zwischen den Küstenhäfen anzunehmen, wenn nur die Expedition schnell ist. Wir sahen im vorigen Sommer, welche Wirkung das hatte, und es ist wahrscheinlich, daß auch künftig eine gleiche Anzahl von dem relativ guten Verdienst angelockt werden wird. Das Einzige, was abschreckend wirken kann, besteht für tiefgehende Meerfahrzeuge in der Schwierigkeit, den Yangtse-Fluß zu befahren, und wenn sie etwas verdienen wollen, so müssen sie hinaufgehen bis nach Hankeu. Mehrere derselben blieben in dem Schlamme stecken und es gelang ihnen erst mit großen Kosten und nach mehreren Tagen wieder flott zu werden. Von diesen Dampfern waren zwei russische; man behauptet auch, daß noch mehrere im Bau begriffen sind und daß man die Absicht hat, eine regelmäßige Linie zwischen Odessa und China zu errichten.

In Futschen und Hongkong sind in diesem Jahre mehrere außerordentliche Dampfer mit Thee und Seide direct nach London befrachtet worden, woraus man ersehen kann, daß die Dampfschifffahrt ziemlich lebhaft gewesen ist.

Wir haben auch die Nachricht erhalten, daß in Schottland zwei neue China-Dampfer vom Stapel gelaufen sind und daß zu mehreren für diese Linie bestimmten der Kiel bereits gelegt ist.

Aus allen Erdtheilen.

Theophilus Hahn im Groß-Nama-Lande.

Von Dr. Theophilus Hahn, welcher seinen ethnographischen Studien unter den Hottentoten obliegt, haben wir einen Brief aus Aissa eibib im Groß-Nama-Lande (28° 27′ S. 18° 30′ O. v. Gr., 2400 englische Fuß über dem Meere) vom 4. Februar 1872. Herr Hahn wollte vorerst noch ein Jahr im Groß-Nama-Lande bleiben; er schreibt: „In einem Jahre hoffe ich von meiner ersten Tour wieder in Capstadt zu sein, um dort ein paar Monate auszuruhen, und dann eine zweite Wanderung zu unternehmen. Mir geht es sehr gut. In ethnologischer und sprachlicher Beziehung, auf astronomischem und meteorologischem Gebiete werde ich Resultate aufweisen können. Heute sage ich Ihnen nur: die Hottentoten sind interessanter als man sich träumen läßt; ich habe bis jetzt großen Erfolg gehabt, besonders im Auskundschaften ihrer eigentlichen nationalen Religionsanschauungen. Hier wird es übrigens sehr heiß, oft 42° C. Wenn ich nach Vollendung meiner ersten Tour eine Karte von derselben einschicke, werden Sie sich wundern, wie ganz anders diese Karte im Vergleiche zu den bis jetzt vorhandenen aussieht."

Herr Dr. Hahn schreibt weiter, er habe erfahren, daß man ihn wegen seiner früher im „Globus" erschienenen Arbeiten über Südafrika in Kirchenzeitungen wegen seiner „Missionsfeindlichkeit" abgekanzelt und verdammt habe. Er bittet uns, der „frömmelnden Sippe, welcher er schon den Mund stopfen werde", seinen besten Gruß zu sagen; er werde die Antwort nicht schuldig bleiben, und habe für die Schilderung der Missionsangelegenheiten am Cap ein überaus reiches Material in Händen.

Der Königin-Charlotte-Archipelagus.

Derselbe liegt vor der Küste von Britisch-Columbia und gehört zu dieser Colonie. Die Inseln, welche denselben bilden, sind noch ohne Ansiedler, sie sind aber von dem Engländer Francis Poole während zweier Jahre theilweise erforscht worden und er hat gefunden, daß sie sehr ergiebig an Kupfererz sind. Die Indianer dort zerfallen in verschiedene Gruppen, reden verwandte Mundarten, werden als Haidah (Hydah) bezeichnet und zählen wohl nicht viel über 5000 Köpfe; auch zu ihnen sind die Blattern gedrungen und haben viele Menschen hinweggerafft. Poole schildert sie als die hübschesten Indianer an der Nordwestküste; sie seien an und für sich weder grausam noch rachsüchtig, üben jedoch, wie sich von selbst versteht, Vergeltungsrecht gegen die Brutalität der Weißen. Die beiden großen Inseln Graham und Moresby sind nicht bloß reich an Kupfer, sondern auch an Anthracitkohle und haben größere Strecken fruchtbaren Bodens als das südlicher liegende Vancouver; in den Wäldern findet man Fichtenstämme bis zu 300 Fuß Höhe, und das Klima wird von Poole als ganz vortrefflich geschildert; die Sommerhitze und die Winterkälte sind gemäßigter als selbst an der Südküste von Britisch-Columbia; Schnee fällt selten und bleibt immer nur wenige Stunden liegen; Nebel sind viel weniger häufig, als man erwarten sollte. Es ist bemerkenswerth, daß man auf dem Archipelagus keine Ratten, keine Reptilien und keine schädlichen Insecten findet; selbst Moskitos kommen nur spärlich vor. In derselben Breite mit dem südlichen Theile des Archipelagus öffnet sich eine prächtige Föhrde mit zwei Armen: Nord- und Süd-Bentinck, und diese beiden Binnengolfe sind durch die vorliegende große Insel Mac Laughlin gegen Wind und Wetter geschützt. Dort haben einige Schotten die Niederlassung Neu-Aberdeen gegründet.

Aus Südamerika.

Die Hafenbewegung von Montevideo. In der Republik Uruguay ist der Bürgerkrieg, welcher seit drei Jahren das Land zerrüttete, vorläufig zu einem Abschlusse gekommen. Die beiden Parteien, die Colorados und die Blancos, haben ein Compromiß geschlossen, weil keine stark genug war, die andere zu bezwingen. Sie haben sich nun vertragen, was sie längst hätten thun sollen. Während des Krieges haben viele Privatleute im innern Lande viel gelitten, aber der Handel der großen Hafenstadt Montevideo ist trotzdem blühender als je zuvor gewesen. Im Jahre 1870 liefen in fremden Schiffen 693,420 Tonnen ein, 1871 dagegen 1483 Schiffe von 704,843 Tonnen. Den Flaggen nach stellen sich folgende Ziffern heraus:

	Schiffe	Tonnen
Britisch	356	323,803
Spanisch	252	57,303
Französisch	189	129,620
Italienisch	146	70,030
Argentinisch	170	12,210
Deutsch	101	31,431
Brasilianisch	97	37,556
Nordamerikanisch	55	33,263
Holländisch	30	4916
Schwedisch	27	11,088
Norwegisch	20	7280
Portugiesisch	26	5150
Belgisch	3	800
Dänisch	2	295

Die Einfuhren Englands in Uruguay haben 1870 betragen 806,405 und 1871 schon 1,007,682 Pf. St.

In Peru wird an den Eisenbahnen fleißig fortgebaut. Auf der Strecke von Arequipa nach Puno sind Ende Januars schon 106 Miles mit Schienen belegt worden; auf der Strecke von Callao nach dem Passe von Oroya in der Cordillere waren 68 Miles Erdarbeiten nahezu vollendet. Diese Strecke hat fünf Tunnels und einen Viaduct, dessen Mittelpfeiler 252 Fuß englisch hoch ist. Die Bahn zwischen Pacasmayo nach Caxamarca ist bis Guadalupe vollendet; auf der von Ilo nach Moquegua waren auf 28 Miles die Schienen gelegt, die übrigen 33 sollten im März fertig sein.

Aus dem Hafen Iquique in Peru sind im Jahre 1871 exportirt worden 1,260,928 Centner Salpeter; die Zolleinnahmen ergaben 143,953 Dollars.

Arequipa in Peru hat am 10. Januar wieder einmal ein Erdbeben gehabt.

Die Dampfschifffahrt zwischen Valparaiso in Chile und Liverpool durch die Magellanstraße gewinnt immer mehr Aufschwung. Bisher hatte die Pacific Steam Navigation-Company nur zwei Schiffe monatlich in dieser Fahrt, vom Februar an ist ein drittes hinzugekommen. Mit Hinzunahme der übrigen Linie wird schon von der Mitte des Jahres 1872 an im Hafen von Valparaiso jeden dritten oder vierten Tag ein Dampfer mit Waaren und Nachrichten aus Europa ankommen.

Chile hat das System der Correspondenzkarten eingeführt.

In Chile hat der Clerus im Januar die von ihm fanatisirten Frauenzimmer und die unwissenden Volksclassen in große Bestürzung versetzt. Die Geistlichkeit erklärte, daß Gott der Herr ingrimmig gegen die Italiener sei und die ganze Welt mit einer drei Tage andauernden Finsterniß strafen werde, weil sie es gestattete, daß der Ketzer Victor Emanuel als Räuber den Kirchenstaat mit dem Königreich Italien vereinigt habe. In Santiago wurde das Ereigniß von den Kanzeln mit der

größten Zuversicht verkündet; leider schien aber an jenen Tagen die Sonne. Der Clerus indeß wußte sich zu helfen; er predigte nun, daß Gott der Herr in seiner Langmuth den Sündern noch eine Frist zur Besserung gestattet habe. Wenn aber diese vorüber sei, werde die Finsterniß unfehlbar eintreten. Inzwischen haben die Gläubigen ganz ungeheure Massen geweiheter Wachskerzen von der Geistlichkeit um schweres Geld gekauft, damit sie doch nicht ohne Licht seien. Auch ist ein Finsternißgebet gedruckt worden, welches man in den Kirchen für einen Vierteldollar verkauft.

Zur Statistik der Einwanderung in Nordamerika.

Das statistische Bureau in Washington hat darüber jüngst wieder Tabellen veröffentlicht, deren Ziffern freilich nicht auf eine absolute Genauigkeit Anspruch haben; sie mögen annähernd mehr oder weniger genau sein; doch auch so, wie sie vorliegen, geben sie einen interessanten Einblick; sie zeigen, wie überaus buntschäckig die ethnischen Bestandtheile der ehemaligen „Musterrepublik" sind, die von Jahr zu Jahr mehr ausartet. Seitdem 800,000 rohe Neger wahl- und stimmberechtigt wurden und mit der Zunahme der Irländer gewinnt die politische und sittliche Entartung einen raschen Fortgang. Der Vorsteher des statistischen Bureaus, Edward Young, hat herausgerechnet, daß in den Jahren von 1819 bis und mit 1870 nicht weniger als 7,553,865 Leute in die Vereinigten Staaten eingewandert seien; für die früheren Jahre bis 1819 nimmt er dann noch etwa eine Viertelmillion an. Es kamen aus

Großbritannien	3,857,850, wovon
Irländer	2,700,493
Deutschland	2,377,681
Britisch-Nordamerika . .	284,491
Frankreich	245,824
Skandinavien	677,353
China	109,502

Das asiatische Blumenreich der Mitte stände demnach in Betreff der Einwanderung schon in der sechsten Linie.

Außerdem finden wir 307 Türken, 269 Japaner, 208 Hindus, 34 Araber, 14 Perser, 5 Abyssinier, 155 Sandwichinsulaner (Kanakas) und 17 Maoris aus Neuseeland.

Uebrigens wird bemerkt, daß von 488,608 Einwanderern kein Nachweis über ihr Herkunftsland vorliegt. Abgesehen von der Auswanderung im Lande selbst, die von Osten nach Westen einen ununterbrochenen Fortgang nimmt, ziehen viele Nordamerikaner auch über See und lassen sich in anderen Gegenden nieder, z. B. auf den Antillen, in Mexico, Britisch Columbia, auf Südseeinseln, und nun auch in China und Japan; viele kehren auch für immer in ihr Geburtsland zurück. Die Zahl solcher Auswanderer hat in der Zeit vom 1. Juli 1868 bis Ende 1870 betragen 125,705 Köpfe oder durchschnittlich 27,935 im Jahre.

* * *

— Der Suezcanal ist finanziell in den traurigsten Umständen und, so nützlich er dem Dampfverkehr auch ist, erfüllt er nicht den zehnten Theil der Erwartungen, welche der große und dreiste Aufpuffer Lesseps von ihm verkündete. Weder Actionäre noch Obligationengläubiger erhalten Zinsen. Die Engländer, welche in kurzsichtiger und vielfach kleinlicher Weise dem immerhin großartigen Unternehmen Schwierigkeiten in den Weg legten, ziehen von demselben den meisten Nutzen und werden jedenfalls den Canal, der Sache nach, in ihre Hände bringen.

Im Jahre 1870 passirten nur 491 Schiffe den Canal mit 436,618 Tonnen Gehalt; im Jahre 1871 dagegen 761 mit 771,409 Tonnen. Diese vertheilten sich auf folgende Flaggen:

Britisch . . .	546,621 Tonnen	Belgisch	4400 Tonnen
Französisch .	91,841 „	Amerikanisch .	4170 „
Oesterreichisch	43,113 „	Deutsch	3520 „
Italienisch . .	29,400 „	Spanisch . . .	3157 „
Türkisch . .	16,959 „	Norwegisch . .	1316 „
Aegyptisch . .	13,394 „	Portugiesisch .	919 „
Holländisch .	6711 „	Dänisch . . .	660 „
Russisch . . .	4820 „	Birmanisch . .	408 „

Summa: 771,409 Tonnen.

— Nachdem die Untersuchungen Selfridge's auf der Landenge von Darien und am Atrato gezeigt haben, daß dort ein den Bedürfnissen des Welthandels entsprechender interoceanischer Canal nicht herzustellen ist, soll nun die Landenge von Nicaragua an die Reihe kommen. Die Ausrüstung der Expedition, welche Commandeur Crossman leiten soll, hat im Februar begonnen. Diese Nicaraguaroute ist schon ein Dutzend Mal untersucht worden, auch durch Childs in den Jahren 1851 bis 1852. Ein Canal ohne Schleusen ist auch auf ihr unmöglich und allem Anschein zufolge wird auch das so oft ventilirte und besprochene Nicaraguaproject in der Luft bleiben.

— Auf der Insel Cuba wurden die ersten chinesischen Kulis im Jahre 1846 gelandet. Seitdem sind bis 1871 etwa 109,000 Asiaten eingeführt worden, welche den Importeuren im Durchschnitt die Summe von 340 Dollars gekostet haben, durchschnittlich im Jahre $1\frac{1}{2}$ Millionen, im Ganzen 37 Millionen. Auf Cuba werden sie nicht etwa gut behandelt, wie z. B. in Britisch-Demerara, sondern schlimmer als die Negersklaven, die ja einen Geldwerth repräsentiren. Es würde interessant sein, über folgende Punkte Auskunft zu erhalten: Wie viele Chinesen sind aus Cuba nach Asien zurückgekehrt? — Wie viele sind noch am Leben? — Wie viele sind hingerichtet worden? — Wie viele im Gefängniß gestorben? — Wie viele haben Selbstmord begangen? — Wie viele tragen bei der Arbeit Ketten? — Die spanische Regierung wird sich freilich wohl hüten, darüber Auskunft zu geben.

— Das Kaiserreich Marokko hatte 1868 eine Bewegung von etwa 34,000,000 Francs im auswärtigen Handel, 1869 von beinahe 40 Millionen. Der deutsch-französische Krieg wirkte nachtheilig ein, denn sie betrug 1870 nur 37 Millionen. 1866 hatte Marokko in Folge der Verwüstungen durch Heuschrecken große Hungersnoth. Der Einfuhrhandel ist fast ganz in den Händen Englands, welches auch doppelt so viel exportirt als die übrigen Handelsvölker, welche mit Mogador und Tanger verkehren, zusammengenommen.

— Eine „reizende" Stadt ist ohne Zweifel Piochi im Staate Nevada. Von ihren etwa 12,000 Einwohnern haben schon mehr als 600 im Staatsgefängniß gesessen. Von den auf dem Friedhofe Beerdigten sind nur zwei eines natürlichen Todes gestorben.

— Im Territorium Utah haben die Mormonen, gegenüber den „Heiden", bei den Wahlen allemal einen gewaltigen Vorsprung. Sie haben der wunderlichsten aller Verirrungen, dem „allgemeinen Stimmrechte", die „demselben gebührende logische Ausdehnung" gegeben, d. h. alle Frauen und Mädchen sind stimmberechtigt. Bei den städtischen Wahlen in Salt Lake City am 12. Februar überwog die Anzahl der von Frauen abgegebenen Stimmen jene der Männer bei weitem.

— Das Budget Großbritanniens stellte sich für 1871: Einnahme 72,209,111, Ausgabe 71,981,633 Pf. St.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Unter den Laosvölkern am Mekong.

II.

Freundliche Aufnahme in Ubong. — Geschicklichkeit der Laos in der Holzsculptur. — Festlichkeiten bei der Investitur des Königs. — Der Drache mit dem Weihwasser. — Ein Festmahl. — Salinen. — Waldbrände. — Die Kengs oder Stromschnellen. — Ein wilder Mann. — Jagd auf Pfauen.

Die Stadt Ubong liegt am Se mun, einem Zuflusse des Mekong, und auch dort wie in Bassac fand die Expedition eine Aufnahme, die nichts zu wünschen übrig ließ. Das Wetter war im Januar 1867 ganz köstlich, die Temperatur mild, die Wohnung bequem und angenehm, und die Speisen, welche in reichlicher Fülle geliefert wurden, ließen gleichfalls nichts zu wünschen übrig.

Für eine Laosstadt hat Ubong eine ganz ansehnliche Größe. Die Häuser sind hübsch, geräumig und liegen inmitten von Gärten; die Pagoden sind reich und es mangelt ihnen nicht an Schmuck und Zierrath; alle sind mit hohen Palmenbäumen und schattenspendenden Banianen umgeben. Diese heiligen Bäume werden, wie das Volk sagt, mindestens eintausend Jahre alt, und jeder einzelne von ihnen bildet einen förmlichen Wald; denn die Zweige hängen von oben nach unten und schlagen Wurzeln.

Zu den Merkwürdigkeiten in Ubong gehört ein sehr alter Kasten, eine Art von Burg, welche einst ein Kriegselephant auf seinem Rücken getragen hat. Das Gebäude, wenn der Ausdruck erlaubt ist, besteht aus sehr hartem Holze, hat Sculpturen und war ehemals vergoldet. Die Krieger, welche dasselbe barg, waren an den Seiten durch zwei dicke hölzerne Schilder gedeckt, auf der Hinterseite durch eine monumentale Lehne, die mit Schnitzwerk verziert ist: Blumen, Vögeln und allerlei Arabesken, dann auch mit Edelsteinen und foliirtem Glase.

Diese Reliquie gehört zu dem Schönsten, was man von Holzschnitzerei in Laos sehen kann, wo diese Kunst noch heute in Flor steht. Die Laos sind auch ganz ausgezeichnete Zimmerleute; sie schnitzen mit großem Geschick eine große Menge von Gegenständen verschiedener Art, kleine Werkzeuge, Fenster, Hausdächer, Möbeln und namentlich auch Schmucksachen für die Pagoden. Man zeigte den Europäern in Ubong mancherlei hübsche Sachen, z. B. einen großen Kasten, sagen wir eine Loge, in welcher recht fromme Bonzen manchmal Monate lang verweilen, um zu beten und sich gottseligen Betrachtungen ungestört zu überlassen. Sehr fein und geschmackvoll sind auch die kleinen Tafeln, auf welche man die Reiskugeln legt, die an jedem Morgen als Opfergabe auf den Altar gebracht werden, sodann Koffer, in welchen man die heiligen Bücher verwahrt; diese sind auf Palmblätter eingekritzelt. Auffallend war auch ein großer Drache mit vielerlei Schnitzereien und mit Vergoldung; er hing an den Säulen der Hauptpagode. Der Leib des Drachen ist hohl, bildet gleichsam einen großen Eimer, und das in demselben aufbewahrte Weihwasser wird bei manchen religiösen Cere-

monien verwandt. Etliche dieser Drachen sind von ansehnlicher Größe; in Luang Prabang befindet sich ein solcher, der nicht weniger als 48 Fuß lang ist.

Der König von Ubong, Vasall des Herrschers von Siam, war jüngst in seine Würde eingesetzt worden, hatte aber die religiöse Weihe noch nicht erhalten. Diese findet unter großen Festlichkeiten statt, zu welchen eben jetzt die Vorbereitungen getroffen wurden. Sie sollten um so glänzender ausfallen, da bis jetzt die Provinz nur von einem Statthalter verwaltet worden war. Der neue Würdenträger war am Hofe zu Bangkok beliebt und hatte von dort den Königstitel mitgebracht.

Zwei Tage vor dem Feste erschien bei den Europäern ein Palastmandarin und bat sie im Namen seines Gebieters, die Feierlichkeit mit ihrer Gegenwart zu beehren. Die Notabeln der Provinz und die Dorfschulzen waren bereits entboten worden, und dem gesammten Volke wurde verkündet, daß ein Freudentag bevorstehe. Eine beträchtliche Menschenmenge kam in die Stadt, und Fußgänger, mit Ochsen bespannte Karren und Reiter auf Elephanten zogen über den großen Platz, lagerten sich an geeigneten Stellen, und Viele drängten sich herbei, um etwas zu sehen, was ihnen noch nicht vorgekommen war, — weiße Menschen aus Europa.

Am Festtage bei Sonnenaufgang begann der musikalische Lärm mit Gongs, Tamtams und anderen Instrumenten. Zahlreiche Schaaren zogen nach dem Palaste; dort bildete sich der Zug und begab sich feierlich nach dem großen Platze. Der König ritt auf einem mächtig großen Elephanten, der sich durch seine gewaltigen Zähne auszeichnete; er war von Leibwächtern zu Fuß und zu Pferd umgeben; dann folgten die hohen Würdenträger, gleichfalls auf Elephanten; hinter ihnen kamen die Hofdamen auf kleineren Elephanten. Alle nahmen Stellung vor dem Gerüst, auf welchem zwei Häuser standen. Die Bonzen der königlichen Pagode waren bereits dort versammelt, um Gebete zu sprechen.

Gegen Mittag begaben sich auch die Europäer dorthin, und sie kamen gerade zur rechten Zeit. Auf ein Zeichen, das mit den Gongs gegeben wurde, gruppirte sich die Menge um das Gerüst; die eigentliche Feierlichkeit begann.

Bis dahin hatte der König sich im Innern des einen Gebäudes aufgehalten, der Menge nicht sichtbar. Jetzt erhob er sich, trat vor, ging, von einigen Würdenträgern begleitet, bis in die Mitte des Gerüstes, und das gemahnte die Europäer an Scenen, wie sie auf unseren Sommertheatern unter freiem Himmel vorkommen. Dann kamen die Bonzen, umgaben unter Gesang den König, der sich seiner Kleidung entledigte und sofort ein weißes Gewand überwarf. Die Geistlichkeit trat nun zur Seite und der König ging gebückt unter den großen Drachen, welcher aus der Hauptpagode herbeigeholt worden war. Während die Bonzen wieder Gebete hersagten, erhielt der König das heilige Sturzbad, während gleichzeitig ein Würdenträger seines Gefolges am äußersten Rande des Gerüstes stand und dort zwei Turteltauben fliegen ließ. Man wollte damit andeuten, daß an einem so schönen Festtage auch die Thiere frei und glücklich sein sollten.

Gebethaus für fromme Bonzen.

Als der ganze Wasserinhalt des Drachen sich über den König ergossen hatte, reichte man diesem andere Kleider; über diese warf er eine große weiße Decke und begab sich dann wieder in das Innere des Gebäudes. Dorthin lud er die Europäer zu einem frugalen Mahl ein, das nur eine Art von Einleitung zu einem großen Festessen war. Die Fremden nahmen nach Landesbrauch auf dem platten Fußboden Platz um die Matten, auf welchen die Speisen aufgetragen wurden: große Schüsseln voll von blendend weißem Reis, andere waren mit zerschnittenen, gewürzten Gurken gefüllt, mit Melonen, Eiern und Schweinefleisch, welches das Lieblingsgericht der Laos bildet. Dazu kamen ganz herrliche Bananen und als Getränk der landesübliche Reiswein.

Uebrigens geriethen die Herren Europäer bei diesem Gastmahle, auf welches sie nicht im mindesten vorbereitet waren, in einige Verlegenheit; sie hatten weder Löffel, noch Messer und Gabel, und es blieb ihnen nichts weiter übrig, als mit den fünf Fingern zuzugreifen. Sie mögen sich dabei nicht allzugeschickt benommen haben. Denn die Hofdamen, welche sich hinter einem Vorhange versteckt hatten und, neugierig wie sie waren, denselben dann und wann ein klein wenig lüfteten, konnten das helle Kichern nicht lassen. Uebrigens tranken sie auf des Königs Gesundheit aus einem Becher, der nicht viel größer war, wie bei uns ein Fingerhut. Seine

Majestät dankte und äußerte, wie erfreut er sei, auf einem Teppiche zu sitzen, welchen der Commandant Lagrée am Abend vorher ihm geschenkt hatte.

Abends war munteres Leben und Treiben in der ganzen Stadt. Der König ließ Raketen steigen, die er aus der Hauptstadt Banglok mitgebracht hatte; überall wurde Feuerwerk abgebrannt. Sänger und Spielleute durchzogen die Straßen, und man bemerkte sogar unter den Laos, welche wegen ihrer Enthaltsamkeit im Genusse geistiger Getränke ein gutes Lob haben, einige angetrunkene Männer. — Am nächsten Morgen schickte der König den Fremden einige muntere Pferde, damit sie einen Ritt nach den Salinen in der Umgegend machen konnten. Dieselben sind für die umliegenden Dörfer eine Quelle des Wohlstandes, und ihre Ausbeutung erfordert nur geringe Mühe; sie sind über eine beträchtliche Strecke der Provinz zerstreut. In manchen Niederungen bleiben große Tümpel während der ganzen Regenzeit mit Wasser angefüllt. Dieses ist mit Salztheilen gesättigt, die aus den unteren Bodenlagen heraufkommen, und wenn die trockene Jahreszeit kommt, verdunstet das Wasser und läßt einen Niederschlag ziemlich unreinen Salzes zurück. Dieses wird gesammelt und weit und breit hin verkauft.

Gestell zum Niederlegen von Opfergaben.

Delaporte, der in Ubong fleißig gezeichnet und Farbenskizzen entworfen hatte, verließ dasselbe am 16. Januar 1867. Er fuhr den Se mun in einer Pirogue abwärts, ließ sich einen Tag und zwei Nächte ohne Unterbrechung von der Strömung treiben, und das Fahrzeug glitt ohne Gefahr über eine Anzahl von Stromschnellen hinweg. Die Ufergegend ist dicht bewaldet und gewiß nur sehr spärlich bewohnt. Es war deshalb auffallend, daß man beim Umschiffen eines Felsenvorsprunges einem Nachen begegnete. In demselben lag eine junge Frau wie halbtodt; ihr Mann erzählte ein Abenteuer. Er hatte im Walde Holz gehauen, während seine Frau in dem am Ufer befestigten Kahne zurückgeblieben war. Ein Tiger, der sich leise herangeschlichen hatte, packte sie, als eben der mit einem Bündel Holz beladene Mann zurückkam. Das wilde Thier erschrak, ließ die Beute los und sprang in das Dickicht zurück; der Laos aber stieß rasch vom Ufer ab und wollte jetzt nach seiner Hütte zurück.

Wie leicht verheerende Waldbrände entstehen, ergiebt sich aus Folgendem. Der Europäer wurde Nachts durch ein Knistern und Knattern aus dem Schlafe geweckt, und als er die Augen aufschlug, sah er, daß es zwischen den Bäumen lichterloh brannte. Die Ruderknechte hatten ein Feuer unterhalten, um die Raubthiere abzuhalten. Die Flammen hatten eine Gruppe von dürrem Bambus ergriffen und waren bald in das Dickicht hineingezüngelt. Es war ein ganz prächtiges Schauspiel! Bambus, Gesträuch und das trockene Gras bildeten auf der Erde einen wahren Glühofen, aus welchem die hohen Baumstämme emporragten; die trockenen Schlinggewächse fingen Feuer, das dann bis in die höchsten Wipfel hinaufreichte (vergl. S. 84).

Von Pak Mun aus befuhr Delaporte wieder den großen Strom, theilweis auf einer Strecke, die ihm bisher nicht bekannt gewesen war. Oberhalb des genannten Ortes war er ruhig wie ein Teich und floß zwischen etwa 60 Fuß hohen Ufern. So hoch war im vorigen Jahre das Wasser gestiegen, und jetzt war das Strombett kaum 500 Schritt breit. Was war aus der gewaltigen Wasserfülle geworden? Bei Bassac war der Mekong fast eine halbe Stunde breit und strömte mit großer Schnelligkeit; hier floß er schmal und ruhig, aber mehr als 300 Fuß tief. Bald gewinnt er indeß ein anderes Ansehen. Bei Ban Kum wird er durch eine große Insel in zwei Canäle getheilt, durch welche er brausend sich hindurch zwängt. Die Leute des eben genannten Dorfes waren in großer Aufregung. Sie hatten am Abend vorher drei große Keiler abgefangen, die nun verschmaust wurden. Rings um große Feuer und mächtige Kessel hatten sich Männer und Frauen gruppirt, füllten sich weidlich den Magen voll, und auch die Kinder waren froh und guter Dinge. Es kostete Mühe, einige Ruderknechte diesem leckern Mahle zu entziehen, aber sie mußten sich doch schließlich zur Arbeit bequemen.

Koffer zur Aufbewahrung der heiligen Bücher in der Pagode.

Der Mekong ist vielleicht der unregelmäßigste Strom auf Erden, sein Charakter wechselt man möchte sagen alle Augenblick. Von Ban Kum aufwärts ragten viele Felsen aus dem Wasser empor und dann erschienen unzählige Sand-

bänke, welche ein Fahrwasser von wenig mehr als 100 Fuß frei ließen. Der Strom windet sich zwischen ihnen und den Felsen hindurch, wird immer rascher und drängt sich dann durch einen schmalen Engpaß wild und schäumend. Dieser Engpaß von Phu lan ist eine der gefährlichsten Stromschnellen sowohl für Barken wie für Flöße. Diese letzteren kommen manchmal aus weiter Entfernung; wenn sie einmal in einem solchen Keng, d. h. einer Stromschnelle, sich befinden, dann schießen sie unaufhaltsam hinüber und die Fahrt ist niemals ohne Gefahr. Uebrigens sind sie sehr zweckmäßig

Investitur des Königs von Ubong.

gebaut und bestehen aus mehreren durch Rotangkabel der Länge nach sehr fest an einander gebundenen Bambusstäben, über diese legt man Querbalken, gleichfalls von Bambus, und auf diese einen Bretterboden; auf diesem werden auch die Waaren geborgen und durch Strohdächer geschützt. Für das Schiffsvolk ist eine Art von Cajüte vorhanden. Sowohl am Bug wie am Stern befindet sich ein langes Steuerruder.

Ausgehöhlter Drache zur Aufbewahrung des Weihwassers.

Bevor ein Fahrzeug durch einen Engpaß oder über eine Stromschnelle fährt, spricht der Schiffsführer ein kurzes Gebet und wirft einige Reiskügelchen als Opfergabe ins Wasser. Dann wird Buddha angerufen und über Alles mag von nun an das gute Glück walten. Die Laos, welche an den Flüssen wohnen, sind ausgezeichnete Schwimmer, auch die Weiber bewegen sich im Wasser so sicher und lebendig wie die Fische, denn sie sind in ihrem Lieblingselemente und scheuen in demselben kein Wagniß, z. B. wenn es sich darum handelt, gestrandete Güter zu bergen. Wer ein Floß

im Strudel verliert, der geht in den nächsten Wald, hauet Bambus und zimmert sich ein neues Floß zusammen. An manchen Stellen muß man die Barke leichtern, sie dem Ufer entlang eine Strecke weit aufwärts treideln und damit geht nicht selten ein ganzer Tag verloren.

Während Delaporte zur Mittagszeit unter einem überhängenden Felsen ausruhete, trat urplötzlich ein aus dem Gebüsch hervorkommender Mann vor ihn hin, der sich anfangs etwas schüchtern benahm, bald aber alle Scheu verlor und sich neben dem Europäer niedersetzte. Er hatte nie zuvor einen weißen Menschen gesehen, denn er gehörte einem Stamme von Wilden an, die in den Wäldern hausen. Ganz besonders erregte der starke Vollbart des Europäers seine Verwunderung; dann auch die Flinte. Man kann sich sein Erstaunen denken, als er den Rauch sah und den Knall vernahm. Er sprang ins Gebüsch zurück, kam aber sofort wieder mit einer Art von Armbrust, aus welcher er Bambuspfeile schoß; diese hatten eiserne Spitzen. Mit dieser Waffe hatte er vor einer Stunde ein ganz prächtiges Exemplar von einem Pfauhahn geschossen. Delaporte hatte alle Mühe, diesen Wilden, von welchem er ein Porträt entworfen, zum Stillsitzen zu vermögen. Diese Söhne des Waldes sind sehr abergläubisch und wittern überall Zauber und Hexerei; sobald das der Fall ist, zittern sie an allen Gliedern, fangen an zu schreien und laufen weg. Dieser Wilde hielt indessen tapfer aus, erhielt zur Belohnung einen Strang Glasperlen und war darüber sehr glücklich.

Engpaß im Mekong bei Phu Lan.

Nachtlager am Strome.

Beim Keng Yapöt, wo andere Ruderknechte angenom-

men wurden, übernachtete der Reisende, wie schon oftmals, unter freiem Himmel, auf plattem Gestein, unter kleinen improvisirten Dächern. Nachdem der Reis gekocht war, schlief er ein und kümmerte sich wenig um das Geschrei der Elephanten, welche auf den Hügeln am andern Ufer einen Sammelplatz haben; auch auf das Tigergebrüll wurde nur geringer Werth gelegt, denn das Feuer brannte ja. — Oberhalb Keng Yapöt liegt der Keng Kaak; dort verengt sich der Strom wieder einmal, fließt sehr langsam zwischen hohen Felsenufern und ist ungemein tief. Der Dolmetscher ging mit einem Laos ans Land, schlug sich in den Wald, kam erst bei Einbruch der Dunkelheit wieder und wußte die wunderbarsten Dinge zu erzählen von Elephanten, wilden Büffeln, Tigern, Hirschen, Pfauen und Hühnern. Das Alles war verlockend genug, und Delaporte nahm einen Jäger mit sich, um seinerseits das Glück zu versuchen. Als eben der Mond aufgegangen war, glitt er in einem kleinen Nachen stromab. Aus dem Walde her vernahm er allerlei seltsames Geräusch von Pfauen, Hirschen und dann und wann auch Tigergebrüll; oben auf den Uferfelsen hielten Elephanten ihre nächtlichen Spiele.

Bei Tagesanbruch drang der Europäer in den Wald ein, und sofort steigt eine Schaar von Pfauen auf und fliegt einem Bach entlang. Der erste Schuß brachte zwei derselben nieder. Der Laosjäger nimmt sie auf, bindet sie mit Rattan zusammen und wirft sie über seine Schulter. Dann und wann gleitet ein Kaiman, der in seinem Morgenschlafe gestört wird, ins Wasser; aber bald wird die Hitze drückend, und die Pfauen, welche an lichten Stellen nach Insecten picken, fliegen auf die Bäume in den Schatten. Es war eine leichte Sache, sie zu schießen. Mitten im Walde stand eine einsame Hütte, die mit hohem und starkem Pfahlwerk umgeben war, eine kleine Burg, in welcher die Leute sicher gegen Ueberfälle der Tiger sind. Das Plateau über den Ufern ist baumlos; der rothe Sandstein ist mit einer nur sehr dünnen Erdlage bedeckt. Das Gestein bietet dort eine große Menge seltsamer Formen dar.

Der Urubu in Brasilien.

Von **Gustav Wallis.**

Keinem Fremden, der Brasiliens Gestade betrat, wird jener schwarze kahlköpfige Vogel entgangen sein, der überall in Städten wie auf dem Lande furchtlos sich niederläßt und vom Aase sich nährt. Auf allen Dächern und Mauern, auf den Thürmen und den Bäumen, auf den Straßen und am Strande, kurz überall, wo Aas und fleischliche Reste angetroffen werden, stellt sich dieser sonderbare Vogel ein, der von der Natur ausersehen scheint, als Reinlichkeitsapostel nicht allein durch das ganze weite Brasilien, sondern auch in den angrenzenden subtropischen Ländern zu dienen.

Der Urubu — so ist sein Name in Brasilien, während er im spanischen Südamerika mit Gallinazo bezeichnet wird — hat die Größe eines nicht völlig ausgewachsenen Puters, ist aber kürzer und gedrungener; ganz schwarz, ohne irgend ein Abzeichen. Außer seiner unfläthigen Haltung ist es besonders die kahle, schwielige, gleichfalls schwarze Haut, die Kopf und Oberhals umgiebt, was ihn dem Fremden sogleich als einen außergewöhnlichen Vogel, als einen Aasfresser kennzeichnet.

So widerlich, pedantisch seine Erscheinung, in so hohem Ansehen steht er, sowohl bei den Civilisirten wie bei den Indianern. Ja selbst das Gesetz nimmt ihn, ähnlich wie die Guanovögel in Peru, in Schutz, indem Tödtung desselben bei schwerer Strafe untersagt ist. Auch zum Aberglauben gab das Thier Anlaß, indem der nützliche Wahn im Volke herrscht, daß ein Gewehr, welches einen Urubu geschossen, kein Glück mehr haben soll. Diese fast zur Verehrung getriebene Schonung giebt dem Urubu ein Sicherheitsgefühl, eine Dreistigkeit, welche sonst so großen Vögeln nicht eigen ist. Er wird so keck und so diebisch, daß er zum größten Aerger der Hausfrau sich bis in die Küche, an das Hackbrett heranwagt, um unter dem Messer hinweg einen Bissen Fleisch zu erwischen. Das Gesetz aber schützt ihn, und nimmt er auch wohl hier und da einen Hieb mit hinweg, so ist er doch gleich der Köchin wieder unter den Füßen.

Als eine Wohlthat des Landes muß der Urubu bezeichnet werden, der allenthalben, wo Aas liegt, und wäre es nur eine Maus oder ein Käfer, sich auch sogleich dienstberufen einfindet, um das Amt des Todtengräbers zu übernehmen. Man begreift, welcher Nutzen Ländern daraus erwächst, wo unter tropischer Sonne jedes gefallene Thier in rasche, unaufgehaltene Verwesung übergehen und die Luft pestilenzartig verderben würde. Der Nutzen ist um so höher anzuschlagen, als es mit der Sitten- und Reinlichkeitspolizei Südamerikas doch im Ganzen recht schlecht bestellt ist. Niemand kümmert sich darum, wenn irgend ein gefallener Ochse oder Gaul mitten auf dem Wege liegt. Ehe man das Aas wegräumt, entschließt man sich geduldig, seitlich einen frischen Weg, und wäre es auf waldbestandener Stelle, auszutreten. Ja, es würde ungestraft bleiben, crepirtes Vieh geradezu auf öffentliche Wege anstatt in entlegene Winkel zu werfen.

Kaum daß ein größeres Thier, ein Pferd oder ein Ochse, gefallen, so sieht man auch schon in weiter Ferne wie schwarze Punkte in den Lüften kreisen, näher und näher rücken, bis dann endlich eine ganze Schaar hungeriger Geier ihren Weg auf dasselbe gefunden. Kommt man nach zwei oder drei Tagen wieder, so liegt nur noch ein kahles Geripp an Stelle des entsetzlichen Cadavers. Ungehindert kann der Reiter im Sattel verbleiben, wogegen auf dem Hergange das Reitthier unter ihm sich bäumte und sträubte und nur am Zaum ergriffen vorbeizubringen war. Dank der Gefräßigkeit des Geiers ist die Passage wieder frei, was durch Menschenhände Geld, Kräfte und ein gut Stück Autorität erfordert haben würde.

Bei der Verspeisung von größeren Körpern sind es zuerst die Augen, welche ausgehackt und verzehrt werden; dann folgen die weicheren Theile der unteren Seiten, bis nach vielem Zupfen und Purren, wie im Triumphe, die Eingeweide hervorgezogen werden. Ein eigenthümlicher Kampf beginnt nun. Da ziehen und zerren die Geier um den für sie leckern Fraß mit einer Hitze und einem Eifer, daß zufällig Vorüber-

gehende oder selbst bissige Hunde sie kaum aufzustören vermögen.

Noch possirlicher sind diese Freßgelage anzusehen, wenn das betreffende Thier auf dem Wasser treibt. Mit derselben Gier und Hartnäckigkeit folgen die Geier weit stromab ihrer Beute. In großer Menge umschwirren sie den schwimmenden Cadaver; es setzen sich mehr und mehr darauf nieder; sie fangen an zu drängen und zu streiten; die einen purzeln ins Wasser, während andere in der Luft kreisende schnell deren Stelle einnehmen, und so gewinnt der Kampf auf dem engen Raume und dem unsichern Boden stets mehr an Heftigkeit. Oft auch sieht man den Fleischklumpen, durch das Uebergewicht und die Wucht der Streitenden in Schwankungen versetzt, rundum kugeln, und so plätschert Alles im Wasser umher, während die verschwundene Beute einiger Weile bedarf, um an die Oberfläche heraufzutauchen, wo dann sogleich der Kampf wieder aufgenommen wird.

Ein regelmäßiger und Hauptsammelplatz sind die Schlachtereien, besonders wo solche in größerm Maßstabe betrieben werden. Da entfernt sich der Urubu eigentlich nie und hier macht er sich dem Menschen erst recht unentbehrlich. Die Schlachtstätten verrathen sich durch das Kreisen und Schwärmen der oft wolkenartigen Schaaren; durch den mit der Dämmerung erfolgenden Abzug, wie auch das Heranziehen mit anbrechendem Tage, denn ein großer Theil begiebt sich allabendlich zu besonderen Ruheplätzen oder seinen Nestern zurück.

Auf solchen Sammelplätzen läßt sich das Thier leicht in seiner ganzen, ihm eigenen Frechheit bewundern. In aller Stille, ohne selbst seinen Geruchsnerven wehe zu thun, kann man dem Treiben und dem Fressen zusehen, wobei die schwarzen Unholde sich mit einer Emsigkeit und Wichtigkeit geberden, als seien sie sich ihrer menschenfreundlichen Aufgabe innigst bewußt.

Hat sich der Urubu vollgefressen — man kann es nicht anders nennen — so ist er ein bedauernswerthes Geschöpf, das jeder Verfolgung kläglich erliegen müßte. Da vermag er sich nicht frei aufzuschwingen und nimmt zu diesem Zweck erst einen Anlauf, um in Schwung und Flug zu kommen. Bei diesem Anlaufe sieht es gar drollig aus, wenn er mit gesenkten Flügeln und steif erhobenem Schwanze in stoßweis erfolgenden Hoppsprüngen sich fortbewegt. Er überläßt sich aber gewöhnlich erst seinem Freßrausche, wobei er stundenlang mit aufgetriebenem Magen unbeweglich, mit auch wohl der Sonne und dem Regen hingebreiteten Flügeln, dasitzt, bis die mittlerweile erfolgende Verdauung ihn seiner Büßung überhebt und er sich seinem Fluge wieder anvertrauen kann. So unmäßig, bis zur Ueberfüllung (ähnlich wie beim Tiger und den Schlangen), der Urubu zu fressen vermag, so nüchtern weiß er sich aber auch zu anderer Zeit zu behelfen. Er ist im Stande, mehrere Tage ohne Nahrung auszudauern, bis ihm der Zufall wieder etwas vorführt. Im Falle zu langen Fastens nimmt er indessen auch mit mürben Früchten*) und gar mit Koth von Thier und Menschen vorlieb.

Obwohl es kein Aas giebt, das der Urubu verschmäht — denn selbst das der Kaimane ist ihm willkommen, welches doch von anderen Aasfressern gemieden wird — so ist es doch falsch, wenn man sagt, daß er kein lebendes Thier fresse. Am Rio Branco lauert er kleinen, kaum der Hülle entschlüpften Schildkröten auf, um sie mit Stumpf und Stiel zu verschlingen. Doch sind dies Verirrungen, die nur Einzelnen und nicht der ganzen Sippschaft zur Last gelegt werden können.

*) Etwaigen Zweifeln begegne ich damit, daß ich am Amazonenstrome beobachtete, wie Urubus die abfallenden Früchte einer Palme verzehrten (einer Maximiliana). G. W.

Betrachtet man den Urubu näher, so kann es Einem nicht entgehen, wie vorzüglich, von anderen Vogelarten abweichend, er in seinem Baue, seinen Organen, für seine eigenthümliche Ernährungsart beschaffen ist. Hals- und Kopfmuskeln zeugen von großer Stärke, wie auch ein besonderes Fußgerüst sich als Hauptmerkmal anatomischer Gliederung erweist. Der Magen ist einer besondern Ausdehnbarkeit befähigt, um erforderlichen Falles auf lange Tage auszureichen. Der Kopf und der Hals sind wohlweislich frei, ohne alle Federn belassen, damit das Thier ungehindert im Cadaver umherarbeiten könne; und das einfache schwarze Gefieder — ist es nicht ein rechtes Schindergewand? Auch an dem nach vorn hakigen Schnabel entdeckt man noch eine besondere Vorrichtung: er erscheint wie mit Stahl beschlagen, da ihm eine harte Zwinge aufsitzt, ungefähr wie ein Fingerhut, die sich im Tode leicht ablösen läßt. Eine besondere fürsorgliche Eigenthümlichkeit muß man noch darin erkennen, daß der Aasgeier seine Jungen, nach Art der Tauben, ätzt, indem er doch nicht jederzeit im Stande sein würde, geeignete Nahrung aufzufinden, oder in Aufsuchung derselben weite Reisen zu machen hat. Die Jungen sind daher auch gehörig mit Wolle eingehüllt, um des elterlichen wärmenden Schutzes entbehren zu können.

Was man vor Allem am Urubu bewundern muß, sind seine scharfen Sinne, durch die er, jede Beute richtig witternd, aus weiter Ferne herzugezogen wird. Es muß vorausgesetzt werden, daß sein Auge verhältnißmäßig schärfer und leitender sei als sein Geruchssinn, da er doch aus großer Entfernung früher heranzieht, als durch die kaum beginnende Verwesung zu erklären wäre, und auch weil späterhin noch vor dem Verfliegen des Geruches kein weiterer Geier mehr erscheint.

Sehen wir nun diese schwarze Persönlichkeit, mit gewissen Vorrechten ausgestattet, wie einen Herold im Dienste der Natur installirt, so könnte es uns fast unrecht erscheinen, daß ihm seine Mahlzeiten nicht immer unbestritten beschert sind. Es findet sich nämlich zuweilen eine andere, viel größere und stärkere Geierart ein, der Urubu-tinga, wörtlich weißer Geier, sonst aber auch wohl Urubu-rei (Königsgeier) genannt. Er ist freilich eine Seltenheit; wo er aber erscheint, da müssen alle anderen ehrerbietig zurücktreten, ihm den Vorrang lassen, und hat er sich gesättigt, so stürzt die unterdeß harrende Schaar der schwarzen Knechte herbei, um sich's auch wohl sein zu lassen am Fraße.

Selten stehen zwei Vögel gleicher Gattung in solch grellem Gegensatze einander gegenüber. Widerlich, höchst simpel, wie der kleinere Geselle sich ausnimmt, so prächtig, ja so imponirend ist das Erscheinen seines königlichen Vetters, der außer seinem schönen Gewande in fast doppelter Größe über ihn erhaben steht. In Allem, Färbung, Haltung, Größe, ist er aufs Vortheilhafteste unterschieden, und gewiß lieh ihm Mutter Natur eine so prachtvolle Ausschmückung, um ihn als den Herrscher unter Seinesgleichen hinzustellen. Kopf und Hals sind im buntesten Wechsel mit Weiß, Roth, Gelb, Blau, kurz allen schönen Farben geziert. Einen besondern Schmuck aber verleiht ihm der eigenthümliche wachsartige Auswuchs oberhalb seines Schnabels, sowie vor Allem die blaue Federkrause, die als Abzeichen königlicher Würde den Nacken umgiebt. Unterhalb des Leibes wie auch auf der innern Seite der Flügel ist er schwarz wie seine Trabanten.

Das bekannte Sprichwort: „Wer mit Dreck umgeht, besudelt sich," bewährt sich auch an diesen Geiern. Es entströmt ihnen ein eigener, moschusartiger Geruch, so stark,

daß ein Blinder im Vorbeigehen auf ihre Gegenwart schließen könnte. Dieser Geruch weicht selbst im Tode nicht; an jedem einzelnen Knochen wie an jeder Feder läßt sich der frühere Inhaber errathen. Als ich einst einen angeschossenen Königsgeier im Zimmer hatte, verging der unleidliche Geruch noch nicht, nachdem der Vogel bereits seit mehreren Tagen nicht mehr existirte.

Bei der Vorliebe des brasilianischen Volkes, allerlei wilde Thiere aufzuziehen, ereignet es sich auch wohl, daß man hier und da einen gezähmten Urubu in den Häusern antrifft.

Joseph Halévy's Reise in Arabien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

III.

Von Chab nahm Halévy als Führer einen dortigen Garawi, der ihn jedoch schon nach der ersten Tagereise auf dem Wege nach Negran treulos im Stiche ließ. Ganz allein in einer Einöde und von Hunger und Durst gequält, blieb ihm nichts übrig, als ein Beduinenlager aufzusuchen. Dies Lager bestand aus etwa funfzig schwarzen Zelten, deren Bewohner, ausschließlich Viehzüchter, keine andere Nahrung hatten, als Kameelmilch. Brot schien ihnen nur vom Hörensagen bekannt. Unwissend, aber durchaus nicht fanatisch, zeigten sich diese Beduinen sehr gleichgültig gegen religiöse Unterscheidungen. Nur ein paar Bürschlein machten sich den Spaß, den Reisenden zum Hersagen des mohammedanischen Glaubensbekenntnisses zu zwingen. Doch war das ein Scherz. Man versorgte ihn reichlich mit dem einzigen Nahrungsmittel, Kameelmilch. Aber unser Reisender, an substantiellere Kost gewöhnt, fühlte sich so wenig dadurch gesättigt, daß er nicht genug davon bekommen konnte. Er verschlang ungeheure Massen dieser dünnen und wenig nahrhaften Milch*), wobei ihn die Beduinen in sprachlosem Erstaunen umstanden und die Ueberzeugung aussprachen, daß die Leute aus Jerusalem doch sehr gefräßige Menschen sein müßten.

In diesem Beduinenlager lernte Halévy einen Mann aus Negran kennen, der sich durch seine herculische Gestalt auszeichnete und zugleich auch durch seine ganz europäischen Züge dem Reisenden Vertrauen einflößte. Mit diesem kam er überein, gemeinschaftlich nach Negran zu reisen. Unglücklicherweise entsprach der Charakter dieses Menschen durchaus nicht seinem vortheilhaften Aeußern. Räuberisch, hart und grausam, fing er damit an, seinem Schützling alles Geld und alle Kleider (mit Ausnahme des Lendentuches) zu nehmen, gönnte ihm kaum das tägliche Brot und bedrohte ihn noch bei jeder Gelegenheit mit dem Tode. Aber hiermit waren die Qualen des Reisenden noch nicht erschöpft. Sein Unstern wollte, daß sie von der Karawane aus Hadhramaut überholt wurden und einige Tage mit dieser gemeinschaftlich reisen mußten. Die Hadhramauter, die keine Juden in ihrem Lande dulden (d. h. im echten Hadhramaut, im engern Sinne), ersparen diesen keinen Schimpf und keine Qual, wenn sie solche in Yemen treffen. So ging es auch Halévy, und sein Führer, weit entfernt, ihn gegen ihre Rohheiten zu schützen, fand das größte Vergnügen daran und vermehrte noch die Qualen des armen Kudsi. Glücklicherweise trennte sich diese Karawane eine Tagereise von Negran von ihnen, indem sie in den Wadi Habauna nach Norden, gegen Dawassir zu, ablenkte.

In westlicher Richtung vorschreitend, gelangte der Reisende nun in den schönen Wadi Hadhra, der den Eingang zum Beled Negran bildet. Endlich war er am nördlichen Ziele seiner Reise, dem noch nie von einem Europäer betretenen Lande Negran. Bei der ersten Ortschaft, die er antraf, gelang es ihm, seinem Peiniger zu entschlüpfen und in das Haus eines Juden zu flüchten. Dieser Ort hieß Machlaf und lag reizend mitten in einem Palmenwalde, wie überhaupt alle Städte von Negran. Die Juden, welche ihn aufgenommen hatten, zwei Brüder, Schneider ihres Handwerkes, fanden es gerathen, ihn auf die andere Seite des Wadi, in die Stadt Rigla, zu führen, wo eine größere Judengemeinde lebte. Hier wurde er trefflich aufgenommen und verbrachte daselbst die Tage des jüdischen Pfingstfestes, während derer er hinreichend Muße fand, alle Erkundigungen über das Land einzuziehen. Uebrigens fand Halévy jetzt, daß sein Führer eine unvortheilhafte Ausnahme von den anderen Bewohnern von Negran gebildet hatte, denn nirgends in ganz Arabien wird der Israelit besser behandelt, als hier. Seine Eigenschaft, als angeblicher Rabbiner aus Jerusalem, flößte sogar den Arabern Ehrfurcht ein. So wurde er öfters von moslemischen Gelehrten und Geistlichen eingeladen. Namentlich der Kadi der benachbarten Stadt Giriat el Gabil, ein sehr gelehrter Mann, zugleich Secretär des „Makremi", d. h. des Landesoberhauptes, zeigte sich sehr zuvorkommend und gab dem Reisenden wichtige Aufschlüsse über die Hülfsquellen des Landes und über dessen Bewohner.

Nun blieb Halévy mehrere Monate im Wadi Negran. Dort entdeckte er die Ruinen von Negara metropolis, welche jetzt Medinet el Uchdud heißen. Der Reisende sah sich umsonst nach Ueberbleibseln aus der christlichen oder jüdischen Epoche Negrans um, wie auch im Volke jede Tradition von dem Christenmord des jüdisch-sabäischen Königs Du Nowas verwischt ist. Alle Denkmäler, welche er entdeckte, gehörten ohne Ausnahme der heidnischen Epoche an. Die Ausbeute an Epigraphen war jedoch viel geringer, als im Gof. Vielleicht trägt dazu das Material bei, aus dem Negara zum Theil erbaut ist, nämlich Granit.

Bei einem Ausfluge in den nördlich von Negran gelegenen Wadi Habauna bot sich dem Reisenden eine Gelegenheit, die, wenn er sie hätte benutzen dürfen, ihn durch den Wadi Dawassir nach Riad im Wahabilande geführt haben würde. Er sprach hier mit vielen Leuten aus Dawassir, die oft in Riad gewesen waren. Von diesen hörte er Manches, das ein ganz anderes Licht auf die Wahabiten wirft. Man sieht sie nämlich im Lande gar nicht als eine

---

*) Die Kameelmilch ist je nach der Jahreszeit mehr oder weniger nahrhaft. In der trockenen ist sie fast wie Wasser. Das gilt natürlich von jeder andern Milch auch. Aber in Europa findet man niemals eine so wässerige Milch, wie in jenen Gegenden bei Trockenheit. Kein Wunder, daß sie einen Europäer nicht nährt.

besondere Secte an, sondern ganz einfach als orthodoxe Schafeï, nur vielleicht etwas strenger im Glauben. Das Verabscheuen des Tabacks ist gar kein sectirerisches Kennzeichen, denn dasselbe findet sich auch bei fast allen Beduinen des Innern und des Südens von Arabien. Der Name „Wahabi“ selbst ist durchaus kein specialisirender. Die Bewohner der Insel Dscherba in Tunesien zum Beispiel heißen schon seit Jahrhunderten so, das heißt werden von ihren Feinden so geschimpft, denn Niemand nennt sich selbst „Wahabi“. Dieser angebliche „Protestantismus“ des Islams ist in sehr falschem und übertriebenem Lichte geschildert worden. Dieser Ansicht ist auch Guarmani, Reisender im Negd, jetzt französischer Consul in Aden. Was die Araber, wenn sie den Ausdruck „Wahabi“ gebrauchen, darunter verstehen, sind eben nur besonders strenge (wir würden sagen fanatische) Moslems, die namentlich den Kampf gegen Ungläubige, worunter sie auch heterodoxe Mohammedaner verstehen, in der Praxis aufrecht erhalten, und zwar durch alle Mittel, List, Meuchelmord, wie offenen Krieg, ähnlich wie einst der Alte vom Berge und seine Assassinen.

Halévy mußte jedoch diese Reise aufgeben, da ihn seine Instructionen zwangen, auch den obern Gof und den mittlern, mit dem er noch nicht fertig war, zum zweiten Mal zu erforschen. In der heißesten Jahreszeit reiste er südwestlich von Negran und kam nach acht Tagen in **Zahir** an, dem Hauptort des obern Gof. Von dieser Reise spricht er als sehr interessant in geographischer Beziehung. Nähere Notizen liegen mir aber darüber noch nicht vor. Der obere Gof hat nur schwache Reste seines alten Glanzes bewahrt. Ungeheure Ruinen bedecken den Boden, namentlich in der Nähe des Flusses Charid, der hier in seinem untern (nördlichen) Laufe bereits eine ansehnliche Breite hat, aber die Zerstörung ist viel größer, als im mittlern Gof. Alles ist wüst durch einander gewürfelt. Inschriften zeigten sich wenige. Einmal fand Halévy eine **Erztafel** mit durchlöcherten Buchstaben. Die Felswände des Gebel Silyam, der eine Vorterrasse des Gebel Yam bildet und den obern Gof im Südwesten begrenzt, sind zwar hier und da mit Inschriften behauen, aber es war die gefährlichste Zeit zu Ausflügen in dieses Gebirge. Man war im August, der trockensten Jahreszeit, und Hungersnoth herrschte in vielen Beduinenlagern, so daß die Leute als Räuber das Land durchzogen, froh, wenn sie nur Lebensmittel bei den von ihnen ausgeplünderten Reisenden fanden. Oft mußte Halévy sein letztes Stück Brot diesen wilden Horden geben und dann selbst hungern. Die Trockenheit war fürchterlich; eine Menge Vieh war bereits gestorben, und überall im obern Gof herrschte die größte Noth.

Von hier zog Halévy, dem Flusse Charid aufwärts folgend, wieder nach dem untern Gof, der weniger Regenmangel leidet und wo folglich keine solche Noth herrschte. Als er wieder in Ghail war, erzählten ihm die Juden von einer alten Stadt, Namens **Beragisch**, im mittlern Gof, die noch vor 100 Jahren bewohnt gewesen sei. Man zeigte ihm sogar ein hebräisches Schriftstück, aus dem hervorging, daß noch vor drei Generationen Juden dort gewohnt hatten. Ein Jude unternahm es, mit ihm dorthin zu reisen, indem er glaubte, ein verdienstliches Werk zu thun, nämlich die Namen so vieler frommer Rabbiner, welche dort auf Gräbern verzeichnet sein mußten, der Vergessenheit zu entziehen. Von derartigen Denkmälern war indeß keine Spur. Es war vielmehr **Itul**, die dritte Hauptstadt der Minäer, die der Reisende früher umsonst gesucht hatte. Hier fand er **die großartigsten Ruinen und die reichste Ausbeute an Inschriften**. Ganze Wände waren buchstäblich damit bedeckt.

Dadurch war er nun wieder in den mittlern Gof gekommen. Diese seine zweite Anwesenheit erregte jedoch das Mißtrauen der Araber, die wieder an den „falschen Messias“ denken mochten. Er entschloß sich deshalb, endlich nach Masib aufzubrechen, das von Hazm etwa drei Tagereisen in südöstlicher Richtung entfernt liegt. Da wenig Verbindung durch Karawanen zwischen diesen Gegenden existirt, so konnte er von Glück sagen, einen Araber zu finden, der ihn bis eine Tagereise nördlich von Masib führen wollte, aber weiter um keinen Preis, weil sein Stamm mit Masib Blutfehde hatte. Der Weg ging durch eine völlig öde Gegend. Am ersten Tage erreichten sie **Raghwan**, eine ganz moderne Stadt, die sie aber nicht betreten durften, weil auch hier der Führer im Blutbann war. Am zweiten entdeckte Halévy eine neue großartige **Ruinenstadt**, **Charibet Sud** genannt, wo jedoch der Führer dem Reisenden nicht gestattete, die Inschriften alle zu copiren, und in wilde Verwünschungen ausbrach. Endlich kamen sie nach Fatiya, Dorf der Beni Schiddad, Heimath des Führers. Eine Tagereise östlich von hier liegen die berühmten Salzminen, dem Stamm der Abida gehörig, die auch zwischen Fatiya und Masib wohnen, mit deren Bewohnern, allen beiden Stämmen, sie in Feindschaft sind, obwohl diese beiden unter einander Feindschaft haben, ein nicht selten vorkommender Fall in Arabien. Zur Zeit herrschte offener Krieg zwischen den Abida und dem Scheich von Masib, weil letzterer, die Oberhoheit über die Salzminen in Anspruch nehmend, versucht hatte, bei denselben ein Steueramt zu errichten, und auch alle durch sein Gebiet kommenden Salzkarawanen schwer besteuerte.

Mitten durch diese unruhige Gegend mußte sich unser Reisender ganz allein durchschlagen. Die Beni Schiddad selbst, bei denen er einige Tage in Fatiya blieb und die Arnaud so unvortheilhaft geschildert hat, fand er ganz das Gegentheil hiervon. Männer und Frauen wetteiferten in Zuvorkommenheit gegen ihn. Halévy sagt: „Sie hatten sogar gewisse zarte Rücksichten bei Ausübung ihrer Gastfreundschaft, welche mich im höchsten Grade gerührt haben, und an die ich stets mit Dankbarkeit zurückdenken werde.“ Dahin war aber keiner von ihnen zu bringen, ihn bis in das Gebiet ihrer Todfeinde, der Abida, zu begleiten. Sie gaben ihm jedoch das Geleit bis an die Grenze des Stammesgebietes. Hier ließen sie den Reisenden allein, nachdem sie ihm den Weg und als Orientirungszeichen einen alten Thurm gezeigt hatten, der in der Ferne sichtbar war. In diesem Thurme fand Halévy einen finstern Gesellen, den der Scheich von Masib hierher geschickt hatte, um die Abida auszuspioniren. Dieser Mensch fing damit an, dem Reisenden Geld und Geldeswerth zu nehmen, und befahl ihm dann, schnell den Thurm zu verlassen. Er hatte jedoch die Gnade, ihm seinen Sohn mitzugeben, der ihn auf den Weg nach **Hizma**, Ort der Abida, brachte, wo er mitten in der Nacht und, Dank der Dunkelheit, ungefährdet ankam.

Von hier sind nur noch drei Stunden nach **Masib**, wohin der Reisende sich am nächsten Morgen durch das Thal des Wadi Schibwan oder Dsana aufmachte. Die Abida schenkten ihm keine Aufmerksamkeit, und so kam er glücklich vor die Thore von Masib. Da er den mißtrauischen Charakter der Bewohner von Masib kannte, so besuchte er die in der Nähe gelegene Ruinenstadt **Medinet en Nehas** (d. h. Stadt von Erz, wegen der hier oft gefundenen Bronzetafeln mit Inschriften) vor seinem Eintritt in die Stadt, und er that wohl daran, denn kaum hatte man ihn dort gesehen, als er auch keinen Schritt mehr unbeachtet thun konnte. Er fand die Ruinenstadt jedoch unbedeutend, und außer den von Arnaud copirten Inschriften, die er wieder aufnahm,

wenig Neues. Statt durch das Thor von Sana nach Masib einzugehen, wo man immer ein scharfes Auge auf alle Ankömmlinge hat, umging er die Stadt und betrat sie von der andern Seite.

Halévy fand die Stadt in tiefer Trauer und die Bewohner in der größten Entblößung. Die Abida hatten sie vor einigen Tagen überfallen und gänzlich ausgeraubt. Er setzte sich auf einen Stein vor dem Hause des Scherif, in der Hoffnung, daß, wie dies Sitte ist, ihn dort Jemand gastfreundlich aufnehmen werde, denn er war ohne alle Lebensmittel und auf dem Markte gar nichts zu kaufen. Seit der Plünderung waren keine Verkäufer gekommen. Wirklich fand sich ein Bürger, der ihn zum Essen mit sich nach Hause nahm. Da dieser ihn aber nicht beherbergen konnte, mußte er außerhalb der Stadtmauern in der sogenannten Salomon-Moschee schlafen. Am andern Morgen war die ganze Stadt in Aufregung. Die Hülfstruppen von Scherifen aus dem Gof, die der Scheich von Masib gegen die Abida aufgerufen hatte, kamen unter Getrommel und haarsträubender Musik an. Diese Aufregung hatte das Gute, daß Niemand auf den Reisenden achtete, der sich ganz sicher zu fühlen anfing und in aller Gemüthsruhe in der Stadt umherging, um sich eine Wohnung auszusuchen, wo er einige Tage ausruhen wollte. Da aber tauchte ein neuer Peiniger auf, und zwar einer der schlimmsten, in der Person eines gewissen Musellil, Geschäftsführers eines indischen Renegaten, der in Sana wohnt und einen vortheilhaften Handel mit Alterthümern, Bronzetafeln, Inschriftsteinen u. s. w. betreibt, die er nach Aden an die Engländer verkauft. Durch Musellil's Hände sind die meisten jener Bronzetafeln gegangen, die jetzt das britische Museum bereichern. Dieser Musellil witterte bald in Halévy einen Concurrenten in Bezug auf Alterthümer. Ihn Inschriften abschreiben zu lassen, das drohte auch dem Geschäft nachtheilig zu werden und die Alterthümer im Werth herunterzubringen. Zudem ist es Grundsatz bei diesen arabischen Antiquaren, alle Europäer von Masib, dieser Fundgrube von Bronzetafeln, fern zu halten. Es ist keine Frage, daß Musellil den Europäer in Halévy entdeckte. Hätte er ihn als solchen denuncirt, sein Leben wäre gefährdet gewesen. Aber zum größten Glück für den Reisenden sollte die Sana-Karawane soeben abgehen, und Musellil war Karawanenchef und mußte sie begleiten. Er hatte also nicht Zeit, ihm den größten Schaden zu thun, aber doch dazu, ihm einen Freund auf den Hals zu hetzen, der ihn von nun an keinen Augenblick aus dem Gesicht verlor. Musellil selbst mußte abreisen, that es aber mit der Drohung, dem „Ungläubigen" in Sana seine Rache fühlen zu lassen.

Obgleich der neue ihm aufgedrungene Begleiter den Reisenden nicht geradezu mißhandelte, so war er ihm doch im höchsten Grade unangenehm und hinderlich. Er beobachtete jede seiner Bewegungen, und war hauptsächlich bestrebt, ihn am Abschreiben der vielen Inschriften, die sich beim Marktplatz befinden, zu hindern. So war es denn ganz unnütz, länger in Masib zu bleiben. Halévy begab sich deshalb nach dem zwei Stunden westlich gelegenen sogenannten Damm von Saba, dem berühmten Sidd-el-Arem. Der Weg dahin führt über einen immensen Friedhof. Der Boden scheint mit menschlichen Gebeinen wie durchstampft, die theils zermalmt sind, theils wie Feldsteine hervorstehen. Viele der Gräber haben eine ganz andere Form, als die gewöhnliche arabische. Hier und da sieht man selbst antike Baureste, einige sogar mit sabäischen Inschriften, als Grabsteine von Moslems benutzt. Mitten in einem Steinhaufen, der ein Grab bedeckte, bemerkte Halévy den Torso einer colossalen Marmorstatue, sowie ein Fußstück derselben von ausgezeichnet kunstvoller Arbeit. Es war jedoch viel zu schwer zum Mitnehmen.

Streifzüge in Oregon und Californien (1871).

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Das westliche Oregon. — Die klimatische Scheidewand des Cascade-Gebirges. — Die Thäler des Willamette, Umpqua und Rogueflusses. — Postkutsche versus Eisenbahn. — Waldbrände und deren Ursachen. — East Portland. — Mit der „Oregon- und California-Eisenbahn" nach Salem. — Oregon City. — Die „Fälle des Willamette". — Romantisches Flußpanorama. — Der Damm im Willamette. — Riesiger Frachtzug. — Obst und Weizen. — Die deutsche Colonie Aurora. — Dr. Keil, der „König von Aurora". — Die „French Prärie" und ihre Bewohner. — Die Thalebene von Salem.

Ehe ich mit der Beschreibung meiner Ueberlandreise von Portland nach Californien beginne, will ich in Kurzem einige allgemeine Bemerkungen über die geographische Lage, die physikalische und klimatische Beschaffenheit 2c. des westlichen Oregon voranstellen, durch welches meine Reiseroute lag.

Das westliche Oregon umfaßt denjenigen Theil dieses Staates, welcher, zwischen der Gebirgskette der Cascade Range und der Seeküste liegend, im Norden vom Columbia und im Süden von Californien begrenzt wird, und hat eine Breite von durchschnittlich 110 englischen Meilen von Ost nach West, bei einer Länge von 275 Meilen von Norden nach Süden; er enthält ungefähr 31,000 englische Quadratmeilen (der ganze Staat Oregon umfaßt 95,274 englische Quadratmeilen) und ist in jeder Beziehung der wichtigste Theil des Staates, mit dem überwiegend größern Theile seiner Bevölkerung. Während das östliche Oregon, welches sich von der Cascade Range bis zum Schlangenflusse (snake river) erstreckt, aus vielfach von Quergebirgszügen und Schluchten (Cañons) zerrissenen Plateaus besteht, weite Einöden in sich schließt, nur hier und da kleinere für den Ackerbau zu verwerthende Thäler birgt und seine Hülfsquellen, besonders im Hochlande, in Weideplätzen und dem Ertrag von Goldplacers findet, ist das Flachland des westlichen Oregon vorwiegend auf den Ackerbau hingewiesen. Das Klima des westlichen Oregon ist in Berücksichtigung seiner geographischen Lage ein außerordentlich mildes und gleichmäßiges und ist dem des nördlichen Georgia ähnlich. Nur wenig Schnee fällt im Winter und bleibt selten länger

als einen oder zwei Tage liegen, bis die Sonne ihn fortschmilzt, und ein üppiges Grün kleidet das ganze Land zu allen Jahreszeiten. Das Vieh findet stets hinreichende Nahrung im Freien. Im Herbste und Winter regnet es fast jeden Tag; zwischen April und November dagegen nie so viel, um das Einbringen der Ernten zu beeinträchtigen. Der jährliche Regenfall beträgt 40 bis 60 Zoll; im östlichen Oregon dagegen selten mehr als 14 Zoll im Jahre. Dort sind die Sommer heiß und im Winter herrscht daselbst eine intensive Kälte.

Die Bodenconfiguration des Landes erklärt diesen auffallenden Unterschied des Klimas in einander so nahe liegenden Gegenden. Der Gebirgszug des Cascade Range, der in einer Entfernung von etwa 100 Miles von der Küste hinläuft, hat eine Richtung von Süden nach Norden mit einer Bogenschwenkung nach Westen, und trifft unterm 60. Breitengrade an den Großen Ocean. Dieser Gebirgszug, der eine Durchschnittshöhe von über 7000 Fuß hat, bildet gleichsam einen Schild für die westlich von demselben liegenden Länder, — das westliche Oregon und die Gegenden um den Pugetsund. Die von Norden kommenden kalten und trockenen Winde treffen jenen Gebirgszug an seiner östlichen convexen Seite und werden von den Küstenländern ferngehalten, während die mit Feuchtigkeit geschwängerten Südwestwinde am innern westlichen Abhange nordwärts geleitet werden. Ein feuchtwarmes und der Vegetation außerordentlich zusagendes Klima ist die Folge dieser Luftströmungen in den Küstenländern, wogegen die östlich vom Gebirgszuge gelegenen vom feuchten Luftstrome abgeschlossenen Plateaus ein üppiges Pflanzenleben nicht zu unterhalten vermögen.

Die Hauptthäler des westlichen Oregon sind die des Willamette, des Umpqua und des Rogueflusses, unter denen das erstgenannte das bedeutendste ist. Diese Thäler liegen zwischen der Cascade Range und dem Küstengebirge (coast range). Letzteres, das aus einer Reihe von dichtbewaldeten Hügeln und Bergkuppen besteht, die der Küstenlinie folgen, mitunter nahe an dieselbe herantretend, dann wieder in weiterer Entfernung davon hinlaufend, erhebt sich nur selten 3000 bis 3500 Fuß; der Gebirgszug der Cascade Range dagegen, die nordwestliche Fortsetzung der Sierra Nevada in Californien, hat eine mittlere Höhe von 7000 bis 8000 Fuß, mit vereinzelt sich auf ihr erhebenden Schneegipfeln, alle vulcanische Hebungen, die bis über 11,000 Fuß (englische) aufsteigen. Die bedeutendsten derselben sind in Reihefolge von Süden, nach neuesten Messungen, in Oregon: Three Sisters (9000 bis 10,000 Fuß), Mount Jefferson (10,200 Fuß), Mount Hood (11,225 Fuß); im Territorium Washington: Mount St. Helens (9750 Fuß), Mount Rainier (12,360 Fuß), Mount Baker (11,400 Fuß).

Das Willamettethal wird von dem Flusse, dessen Namen es führt, in seiner ganzen Länge (etwa 160 englische Meilen) von Süden nach Norden durchströmt. Durch den Quergebirgszug der Calapooyaberge wird dasselbe von den Thälern des Nord- und Süd-Umpqua geschieden; weiter südwärts trennt eine Reihe von niedrigeren Höhen, die kaum den Namen einer Bergkette verdienen, das Umpquagebirge, die Thäler des Umpqua von dem des Rogueflusses, welches letztere das bedeutendere Siskiyougebirge von dem Thale des Klamath in Californien scheidet. Der Willamette ergießt sich nordwärts in den Columbia, während die anderen genannten Flüsse alle einen westlichen Lauf nehmen und, die Coast Range durchbrechend, direct in den Ocean fallen.

Alle diese Thäler besitzen einen außerordentlich fruchtbaren Boden. Besonders ist dies im Willamettethale der Fall, welches südlich von Oregon City eine Alluvialebene von 96 englischen Meilen Länge bei einer Breite von 20 bis 70 Meilen bildet, deren Productivität den ergiebigen Thälern Californiens in keiner Weise nachsteht. Die ersten Berichte von der ausnehmenden Fruchtbarkeit dieses Thales gaben die Veranlassung, daß Oregon bereits in den vierziger Jahren den Bewohnern der älteren Unionsstaaten bekannt wurde und eine starke Immigration hierherzog, welche erst in Folge der californischen Goldentdeckungen zeitweilig aufhörte und eine andere Richtung nahm. Die Bodenproducte aller dieser Thäler sind die eines gemäßigten Klimas. Alle Kornarten, mit Ausnahme von Mais, gedeihen vorzüglich, namentlich Weizen, der hier häufig einen Ertrag von 40 bis 50 Scheffel pro Acker bringt. Aepfel sind von besonderer Güte und bilden einen namhaften Ausfuhrartikel. Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Quitten, Pfirsiche sowie alle Arten von Gemüse sind von bester Qualität. Mißernten sind im westlichen Oregon noch nie vorgekommen. Der Waldstand ist in den Thälern bedeutend und auf den Höhen und Gebirgen überaus üppig. In den Thälern wachsen Eichen, Eschen, Ellern, Myrthen- und Wachholderbäume, mit Nadelhölzern untermischt, während die Gebirge meistens mit letzteren bestanden sind. Fichten, Rothholz, Edeltannen, Föhren, Cedern, — alle diese Bäume erheben sich hier zu seltener Höhe und bilden dichte Forste. Bäume von 200 bis 300 Fuß Höhe und schlank aufgewachsen sind nichts Seltenes und haben oft Stämme von 14 bis 20 Fuß im Durchmesser. —

Nach einem Aufenthalte von beinahe einer Woche sagte ich am 20. September Portland Lebewohl, um meine Rückreise überland nach San Francisco anzutreten. Ich konnte nicht umhin, an die Zeit vor sechs Jahren zurückzudenken, als ich diese selbige Wegstrecke auf ganz verschiedene Weise zurücklegte *). Damals reiste ich ununterbrochen, eine volle Woche, in der Postkutsche von den Ufern des Willamette in Oregon nach denen des Yubaflusses in Californien, — Tag und Nacht, als wäre ich ein Courier. November war es und es regnete fast unausgesetzt und mit einer Heftigkeit, als ob eine zweite Sündfluth hereinbrechen sollte. Die Wege waren beinahe grundlos; an Bequemlichkeit selbst der gewöhnlichsten Art war nicht zu denken; die Einwohner, dazumal noch unverfälschte „Webfeet", schienen mir das langweiligste Volk auf Gottes Erde; die Mahlzeiten, — ein wahrer Hohn auf die edle Kochkunst! — welche mir unterwegs aufgetischt wurden, hätten die Verdauungsorgane von Holzhackern in Verlegenheit gesetzt; schlafen mußte ich in der Stagekutsche, so gut es eben anging, — genug, es war eine Geschwindreise mit Verdruß, Strapazen und Unannehmlichkeiten aller Art verbunden, wie ich noch wenige gemacht hatte. Diesmal reiste ich den halben Weg mit der Eisenbahn, ein Luxus, den man vor sechs Jahren hier zu Lande nur vom Hörensagen kannte; und obgleich mich südlich vom Willamettethale wiederum die „Stagekutsche" mit ihren Schrecken erwartete, so beunruhigte mich doch die Aussicht, ein paar Tage in jener alten Bekannten umhergeschüttelt zu werden, nicht im mindesten. Ich hatte nämlich beschlossen, mir auf dieser Reise gehörig Zeit zu nehmen und mich in allen bedeutenderen Ortschaften an der Route einige Tage aufzuhalten, um Land und Leute gut kennen zu lernen.

Ein herrliches Wetter begünstigte den Beginn meiner Reise, so schön, wie ich es mir nur hätte wünschen können; ein wahrer californischer Himmel lag über mir, tiefblau und sonnenklar. Sonderbarerweise hatte es in diesem Lande seit drei Monaten gar nicht geregnet. Anstatt Ursache zu haben,

*) „Siebenhundert Meilen in der Stage". Deutsch-amerikanische Monatshefte. Juni- und Juliheft 1866.

sich über zu viel Regen zu beklagen, hatten die Bewohner des Willamettethales vielmehr guten Grund, einige Regengüsse vom Himmel herabzuwünschen, sowohl um ihre Wintersaat bestellen zu können, als namentlich, damit die das Land verheerenden Waldbrände gründlich gelöscht würden. Die in jedem Sommer in Oregon und dem Territorium Washington ausbrechenden Waldbrände entstehen meistens in Folge der Nachlässigkeit von Fuhrleuten, welche Nachts ein Lagerfeuer im Busch anzuzünden pflegen und sich selten die Mühe nehmen, dasselbe, ehe sie weiterfahren, zu löschen. Auch kommt es nicht selten vor, daß die Straßenaufseher einen quer über einen Weg gefallenen Baum in der Mitte in Brand setzen, statt ihn mit der Axt aus einander zu schlagen und dann fortzuschaffen. Gerathen die unbehindert weiter brennenden Flammen dann zwischen die trockenen Büsche und in das dürre Laubwerk, so hilft keine später angewandte Mühe mehr, dieselben zu ersticken. Das Feuer wird so lange weiter brennen, bis der erste Regen es auslöscht. Der Schaden, welchen jene Waldbrände alljährlich in diesen Ländern anrichten, ist ein sehr beträchtlicher; aber es bleibt trotzdem bei der alten Fahrlässigkeit. Jeder verwünscht die unverzeihliche Nachlässigkeit Anderer, das Feuer nicht bei Zeiten ausgelöscht zu haben, und bietet sich eine ähnliche Gelegenheit, so macht er es aller Wahrscheinlichkeit nach eben so wie sein Vorgänger.

Am Nachmittage des genannten Tages brachte mich eine Dampffähre über den breiten Willamette nach East Portland, eine Art Vorstadt von Portland, welche diesem gerade gegenüber am rechten Stromufer erbaut ist. Jener Platz verdankt seine Entstehung der „Oregon- und California-Eisenbahn", welche dort ihre Bahnhofsgebäulichkeiten errichtet hat. Der Ort vergrößert sich rasch und zählt bereits gegen 1500 Einwohner. Auf dem Schnellzuge der genannten Eisenbahn trat ich meine Reise nach Süden an, in der Absicht, an diesem Tage bis nach Salem, 53 englische Meilen von Portland, zu fahren. Stattlich breitete sich die Stadt Portland am jenseitigen Ufer des Willamette aus, an deren Quais mehrere große und kleinere Segelschiffe und auch zwei schwarzgemalte Seedampfer lagen: der „Idaho", welcher mich von San Francisco nach Portland gebracht hatte, und der „Ajax", derselben Dampfschiffslinie angehörend. Doch bald entschwand die Handelsmetropole Oregons unseren Blicken; wir traten in eine abwechselnd mit Waldungen und Farmen besetzte Gegend und fuhren an der Seite von eingefenzten Feldern hin, die mit schwarzgebrannten Baumskeletten, Stumpen 2c. übersäet waren, wie sie jeder amerikanischen Landschaft eigenthümlich sind. Sechs englische Meilen von Portland passirten wir die ansehnlichen Maschinen- und Wagenbauwerkstätten der Oregon- und California-Eisenbahn bei Milwaukee.

Je weiter wir kamen, um so häufiger zeigten sich die Spuren von den letzten verheerenden Waldbränden, ganz nahe an der Bahn und zu beiden Seiten derselben. Verkohlte und schwarz angebrannte Stämme und die Reste von Gestrüpp lagen theils am Boden in wildem Durcheinander, oder das Feuer hatte alles niedrige Gebüsch verzehrt und die nackten Bäume wie dichtgeschaarte schwarze Säulen stehen gelassen, ein trauriges Bild der Verwüstung, bei dem noch hier und da der Rauch aus den weißen Aschenhaufen emporwirbelte. Ich bemerkte eine Dampfsägemühle inmitten der allgemeinen Zerstörung, mit einem bergehohen in ihrer Nähe liegenden Brettervorrathe, deren Gebäulichkeiten 2c. nur durch die äußersten Anstrengungen der in ihr beschäftigten Arbeiter der Vernichtung durch die Flammen entgangen waren. Bis in die unmittelbare Umgebung von Portland hatten sich diese Waldbrände ausgebreitet. 2000 Klafter Bauholz wurden, wie man mir erzählte, dicht bei der Stadt von den Flammen verzehrt.

Die Waldungen, welche ich bis jetzt sah, bestanden größtentheils aus Nadelhölzern, bis wir den Clackamasfluß erreichten, dessen Ufer mit schönen Laubbäumen geziert waren. Auf einer hohen Trestlebrücke überschritten wir langsam den Thalgrund dieses rechter Hand in den Willamette fallenden Flusses. Neben prächtigen Obstgärten, in denen die Apfelbäume unter dem Segen der herrlichsten Früchte schier zusammenbrechen wollten, und durch wohlbebautes Ackerland hinfahrend, erreichten wir bald darauf, 15 englische Meilen von Portland, das in hochromantischer Umgebung am Willamette liegende Städtchen Oregon City.

Die Eisenbahn schlängelt sich hier dicht unter steilen Hügeln (Bluffs) hin; rechter Hand liegt in der Tiefe das freundliche Städtchen Oregon City mit seinen stattlichen Fabrikgebäuden, inmitten grüner Bäume am breiten Willamette, an dessen jenseitigem Ufer langgestreckte, mit majestätischen Fichtenwaldungen bestandene Höhenzüge sanft emporsteigen. Dicht oberhalb der Stadt ist das Bett des Flusses voll von schwarzen Felsmassen, zwischen denen sich die schäumenden Fluthen einen Weg suchen und an einer Stelle einen breiten, etwa 30 Fuß hohen Wasserfall bilden, die „Fälle des Willamette" (falls of the Willamette). Das Panoroma, welches sich hier vor den Blicken eines von Norden auf der Eisenbahn Kommenden plötzlich entrollt, ist von fesselnder Schönheit. In der Ferne die zwischen den schwarzen Basaltfelsen daherstürmenden weißen Schaumwellen, drüben der breite grünliche Willamette mit den waldgekrönten Höhen des jenseitigen Ufers herüberblickend, und unter Einem nahe die Stadt idyllisch zwischen den grünen Bäumen, — Alles dieses giebt ein Gesammtbild, welches überaus pittoresk ist.

Diese sich so romantisch ausnehmenden „Fälle des Willamette" waren aber von jeher ein bedeutendes Hinderniß für die Dampfschifffahrt auf jenem Flusse. In früheren Jahren pflegte man die Waarengüter hier auszuladen, auf schwierigen Wegen mit Fuhrwerken durch eine sogenannte „Portage" an den Stromschnellen vorbei zu transportiren und oberhalb oder unterhalb derselben auf anderen Dampfbooten zur Weiterbeförderung wieder zu verschiffen. Um das Umladen der Waarengüter von einem Dampfer auf den andern zu erleichtern, wurde hier in neuerer Zeit ein Damm gebaut, der unterhalb der Fälle erst eine Strecke weit in den Fluß hineinreicht und dann, mit dem rechten Ufer parallel laufend, sich bis oberhalb der Stromschnellen ausdehnt. Hierdurch ward am rechten Flußufer eine fahrbare Wasserstraße, deren Tiefe man durch Wegsprengen der Grundfelsen vermehrte, stromabwärts bis an die Wehre gebildet, wo sich das Wasser stauet und im gleichen Niveau mit dem Spiegel des Flusses oberhalb der Fälle bleibt, während das überschüssige Wasser seitwärts von dem Längendamm über die Fälle einen Abfluß findet. Sowohl die den Fluß hinauffahrenden als die stromabfahrenden Dampfer finden hinreichend tiefes Wasser bis an den Querdamm. Zwei beladene Dampfboote, die hier von Norden und von Süden anlangen und ihre Fracht austauschen wollen, legen sich jenes an die untere, dieses an die obere Seite der Wehre, welche die beiden Schiffe trennt, wobei dann das von Norden gekommene Dampfschiff bedeutend tiefer als der Spiegel des ihm ganz nahen obern Fahrwassers liegen wird. Vermittelst Hebemaschinen werden nun die Waarengüter aus dem einen Dampfer über den Damm zur Weiterbeförderung in den andern umgeladen, — eine sinnreiche Einrichtung, welche, obgleich einem Canal mit Schleusen nicht vorzuziehen, dennoch den frühern Transport auf der „Portage" bedeutend

erleichtert hat. Nach dem neuesten bereits in der Ausführung begriffenen Plane soll ein Canal von 3600 Fuß Länge und 100 Fuß Breite seitwärts von den Fällen angelegt werden, der fünf Schleusen, jede von 210 Fuß Länge, und im Ganzen 40 Fuß Fall haben wird. Der in einer Mächtigkeit von 13 Fuß hier vorkommende Basalt giebt ein treffliches Baumaterial für Böschungen des Canals und für die Schleusen. Man zerschneidet ihn in Blöcke, die ein Gewicht von 500 bis 2000 Pfund haben.

Oregon City, welches, ehe der Sitz der Staatsregierung von dort nach Salem verlegt wurde, Hauptstadt von Oregon war, ist gegenwärtig eine Fabrikstadt. Die Wasserkraft des Willamette ist hier unerschöpflich zu nennen. Es befinden sich in dem Städtchen nebst zwei großen Mehlmühlen die wegen ihrer trefflichen Fabrikate an der pacifischen Küste wohlbekannte Spinnerei und Wollenwaarenfabrik der „Oregon City Woolen Mills“, welche etwa 100 Arbeiter beschäftigt und jährlich an 500,000 Pfund Wolle verbraucht. Dieselbe liefert vorzügliche Tuche und namentlich Blankets (Wolldecken), die man in Amerika allgemein als Bettdecken benutzt. Oregon City zählt gegenwärtig 1200 bis 1500 Einwohner, und erfreut sich in Folge der bedeutenden Woll- und Mehlgeschäfte und der hier zusammentreffenden Dampfschifffahrt auf dem obern und untern Willamette eines namhaften Wohlstandes.

Nach kurzem Aufenhalte verließen wir Oregon City und setzten unsere Fahrt südwärts durch das Thal des Willamette fort. Während mehrerer Meilen führte die Eisenbahn ganz nahe am Ufer des Flusses entlang, der hier etwa die Breite des untern Mains hat und mit seinen grünlichen klaren Fluthen und den am jenseitigen Ufer liegenden, mit stattlichen Fichten dicht bewachsenen Höhenzügen eine herrliche Aussicht gewährte. Verkäufer von Obst, namentlich von Aepfeln und Birnen, die ich saftiger und wohlschmeckender als diese selbst in Californien nicht genossen hatte, gingen häufig mit wohlgefüllten Fruchtkörben durch die Waggons. Der Reichthum dieses Landes an Obst ist in der That zum Erstaunen! In früheren Zeiten waren Aepfel hier, mit Ausnahme der feineren Sorten, die in Portland und San Francisco einen Markt fanden, fast gar nicht zu verwerthen, und pflegte man die Schweine damit zu füttern, was ich bei meiner letzten Reise hier vor sechs Jahren wiederholt wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hatte. Jetzt finden auch die Obstsorten geringerer Qualität in Folge des durch die Eisenbahn geschaffenen regen Personenverkehrs einen leichten Absatz. Als wir nach einigen Meilen den Willamette verließen, der sich hier in weitem Bogen rechts hinüber zwischen waldigen Höhen in die Ferne hinzog, begegneten wir einem riesigen von zwei Locomotiven geschleppten Frachtzuge, der mit Weizen in Säcken schwer beladen war und einen deutlichen Begriff von dem Reichthum dieser Gegend an jenem seinem Hauptbodenproducte gab. Die jährliche Weizenernte ist viel zu bedeutend, um im Lande verbraucht werden zu können, und wird der Ueberschuß massenweise selbst nach England exportirt. Die von Portland nach San Francisco fahrenden Dampfer und Segelschiffe sind stets schwer damit beladen. An Güte steht der Weizen Oregons dem californischen nur wenig nach. Die gegenwärtigen hohen Kornpreise (1 Dollar und 5 bis 15 Cents Gold für den Scheffel Weizen zu 60 englische Pfund) haben den Farmern Oregons in diesem Jahre großen Wohlstand gebracht. Die Leichtigkeit, womit jenes Hauptlandesproduct jetzt durch die Eisenbahn auf den Markt gebracht werden kann, hat dem Weizen- und Mehlhandel Oregons einen früher nicht geahnten Aufschwung gegeben.

Wir traten nun in eine von Wald umsäumte fruchtbare Ebene, in welcher viele Farmen zerstreut lagen, und bald darauf zeigte sich der Kirchthurm der Ansiedelung Aurora, 28 englische Meilen von Portland.

Die deutsche Colonie Aurora, deren Besitzthum von der Eisenbahn durchschnitten wird, ist eine sogenannte communistische Gemeinde unter der fast souverainen Leitung eines gewissen Doctor Wilhelm Keil, dem man in Oregon den nicht unpassenden Titel eines Königs von Aurora beigelegt hat. Während meines diesmaligen Aufenthaltes in Portland hatte ich einen Ausflug nach der Colonie gemacht und Seiner Majestät eine Freundschaftsvisite abgestattet. Die Colonie, aus 410 Köpfen bestehend, fand ich in einem außerordentlich blühenden Zustande. Der Doctor Keil, der ein ausgezeichneter Oekonom ist, führt dort, wie gesagt, ein fast souveraines Regiment. Er ist zugleich Prediger, weltliches Oberhaupt, Arzt, Generalökonom und unverantwortlicher Schatzmeister der Gemeinde, hält, mit Zustimmung der Colonisten, alles Land in seinem Namen und schaltet und waltet, thut und läßt wie und was er will. Den ihm freiwillig gehorchenden und geistig nicht allzu aufgeweckten Colonisten verschafft er als ein Aequivalent für geleistete Unterthanendienste ein von Nahrungssorgen freies Leben und giebt ihnen Alles, was zum Lebensunterhalte gehört. Die Baareinnahmen der Colonie gehen aber alle in seine Privatcasse. Der „König von Aurora“ soll, wie die Fama sagt, in Deutschland ein Schneider gewesen sein.

Nach kurzem Aufenthalte bei der Station Dutchtown, mit welchem Namen die Amerikaner die deutsche Colonie Aurora zu bezeichnen pflegen, eilten wir weiter, durch gelichtete Fichtenwaldungen hinfahrend, bis sich eine weite, fruchtbare Prairie vor uns aufschloß. Ausgedehnte, abgeerntete Weizenfelder lagen hier zu beiden Seiten des Bahnbettes und zahlreiche Farmen zeigten sich in der Ebene. Schnurgerade durchschneidet die Eisenbahn diesen nach ihren ersten französischen Ansiedlern (meistens canadische Pelzhändler) den Namen „French Prairie“ führenden offenen Landstrich. Derselbe hat eine Ausdehnung von 10 bis 12 Miles im Geviert, mit einem schwarzen, außerordentlich ergiebigen Boden. Hauptort darin ist das Städtchen Gervais, 39 englische Meilen von Portland. Die französischen Ansiedler haben, obgleich dies einer der ältesten Culturdistricte Oregons ist, fast gar keine amerikanische Sitten angenommen und reden meistens ein schlechtes Patois. Viele von ihnen sind mit Squaws (Indianerfrauen) verheirathet, und Alle pflegen nur wenig Umgang mit ihren amerikanischen und deutschen Nachbaren.

Die French Prairie verlassend, fuhren wir wieder eine Weile durch Waldungen und gelangten alsdann in die weite mit schmucken Farmen, Obstgärten und Holzungen dicht besäete, fruchtbare, vom Willamette durchströmte Ebene, in deren Mitte die Stadt Salem, der Regierungssitz des Staates Oregon, liegt. Nach einer Fahrt von 53 englischen Meilen erreichten wir gegen Abend die eine halbe Meile von genannter Stadt liegenden Bahnhofsgebäude, von wo eine elegante Hotelkutsche mich nach dem „Chemeketa House“, dem vorzüglichsten Hotel in Oregon, brachte.

Aus allen Erdtheilen.

Eine Charakteristik der europäischen Juden.

Anknüpfend an die Judenverfolgungen, welche kürzlich mit gewohnter Brutalität von den verkommenen Rumänen in Scene gesetzt wurden, bespricht die „Saturday Review“ (23. März) die Stellung der Juden überhaupt in Europa und beleuchtet scharf den ethnischen Gegensatz, der zwischen Juden und Europäern immer noch besteht. Der Artikel faßt so ziemlich das Für und Wider zusammen, welches in der „jüdischen Frage“ vorgebracht wurde, und wir geben denselben hier seiner scharfen Charakteristik wegen auszugsweise wieder, ohne gerade in allen Einzelnheiten mit dem Verfasser übereinzustimmen.

„Es ist nicht bloß der religiöse Fanatismus, welcher die Rumänen gegen die Juden aufbringt. Es ist die alte Geschichte. Die Juden sind gescheidter als die Christen. Sie sind betriebsamer, intelligenter, mehr unter einander verknüpft. Sie verdienen Geld, wenn der herabgekommene Christ keines verdient. Sie verleihen Geld, kommen in Besitz des Eigenthums ihrer Schuldner, und das nehmen die Christen übel auf. Es liegt gewiß für ein barbarisches Gemüth recht viel Süßes darin, zuerst Jemandes Geld zu nehmen und dann, wenn er sein Geld zurückverlangt, ihn zu hauen und halb todt zu schlagen aus hochreligiösen Gründen! Die Rumänen sind in dieser Beziehung erst auf dem geistigen Standpunkte, auf welchem die Engländer im dreizehnten Jahrhundert standen. Aber merkwürdig bleibt, daß trotz aller Verfolgungen die Juden ihre Stellung bewahren — sie sind nicht mit halben Maßregeln zu zermalmen. Wo Geld zu verdienen ist und sie nur ihr Leben selbst als eine verfolgte und elende Race fristen dürfen, da blühen sie, vermehren sich und werden reich. Kein Ort ist zu fern, keine Form des Handels zu widerwärtig, kein Klima zu ungesund für den Juden. Er fürchtet weder Vereinzelung noch unangenehme Lage, denn er und sein Volk sind Jahrhunderte lang zerstreut und elend gewesen. Er wird aufrecht erhalten durch die Traditionen seiner Race, durch das Mitgefühl seiner Brüder, durch die Hoffnungen seiner Religion und durch die Beschauung des Geldes, welches er anhäuft. In Rumänien sollen die Juden deshalb noch mehr als in anderen halbbarbarischen Ländern gehaßt werden, weil sie dort so zahlreich sind. Sie wachsen den Christen über den Kopf, da sie sich wie der Sand am Ocean vermehren, obgleich sie verfolgt und unter die Füße getreten werden, und die Furcht vor einer Macht, die sie nicht zerstören können, ist einer der stärksten Beweggründe, um die Wuth der rumänischen Bevölkerung anzufachen.

Zwischen den Juden Rumäniens und jenen Galiziens oder Böhmens ist kein wirklicher Unterschied, noch können sie von den Juden Deutschlands, Frankreichs oder Englands getrennt werden. Die schmutzigen Wucherer Rumäniens sind die niedrigen Brüder der Finanziers von London oder Frankfurt, und daß die Juden eine große Macht in Europa sind, läßt sich nicht bestreiten. Welches sind denn, mögen wir fragen, die Geheimnisse ihrer Macht? Religion, die Kunst des Geldmachens und innere Einheit. Eine ceremonielle und daher exclusive Religion, eine Religion, die ihre Mitglieder durch einen Ritus verbindet, welcher der übrigen Welt fremdartig erscheint, eine solche Religion giebt ihren Anhängern einen starken Halt. Sie sind gleich den Menschen in einer belagerten, von der Außenwelt abgeschnittenen Festung, die verpflichtet sind, sich gegenseitig zu beschützen und unter einander zu helfen. Aber die Religion allein genügt nicht, um eine Race auf eine solche Höhe zu bringen. Die Juden und die Parsis stehen hoch, nicht nur, weil sie ihre Söhne beschneiden oder Feuer auf den Spitzen ihrer Häuser anzünden, sondern weil sie Geld verdienen. Der Geldbesitz verleiht ihnen ihre Wichtigkeit; aber es ist wieder nicht allein das Geld, welches dieses bewirkt — es sind die Eigenschaften, welche sie beim Verdienen zur Geltung bringen, die sie emporheben: die Geduld, die Ausdauer, da, wo Andere zurückschrecken, das Wagen selbst bei großem Risico. Und die Juden sind nicht nur religiös und reich, sie sind durch innige Bande unter einander verknüpft. Die innere Welt des Judaismus ist demokratischer Natur. Der Millionär denkt nicht daran, seinen ärmsten und niedrigsten Bruder zu verachten oder ihm Hülfe zu verweigern. Die Güte der Juden ist freiwillig, ungemacht. Der schäbigste Hutkäufer oder Orangenhändler von Houndsditch (schmutziger Judenstadttheil Londons) ist so sicher, daß er die Mittel erhält, um das heilige Passahfest feiern zu können, als ob er in einem Palaste in Picadilly wohnte. In den Augen der Juden erscheint selbst der heruntergekommenste Jude nicht so heruntergekommen, wie in den Augen der Außenwelt. Die ärmsten besitzen vielleicht Eigenschaften, welche sie in den Augen ihrer Brüder hochstellen, und viele der niedrigsten und schmutzigsten Hebräer, welche, alte Kleider und Häute aufkaufend durch die Straßen ziehen, sind unter ihren Glaubensbrüdern dafür bekannt, daß sie große Theile der heiligen Schriften auswendig wissen. Zu allen diesen bleibenden Ursachen der jüdischen Machtstellung muß jedoch noch eine hinzugefügt werden, die sich nur im Laufe der Zeit entwickeln konnte, seit die äußerste Bigotterie nachließ und seit im westlichen Europa die Juden zuerst geduldet, dann mit kaltem Respect und schließlich, als sie sehr, sehr reich geworden, mit serviler Verehrung behandelt wurden. Dieses Volk — das so exclusiv, so außerordentlich national, so eng mit einander verknüpft ist — hat in einem staunenswerthen Grade die Fähigkeit gezeigt, sich mit den Ländern zu identificiren, in welche der Zufall es geschleudert. Ein englischer Jude ist ein Engländer, er liebt englische Sitten und englische Erziehung, er wird ein tüchtiger Magistratsbeamter, spielt mit Vollkommenheit den Squire u. s. w. Die französischen Juden waren standfeste Freunde Frankreichs während des Krieges, sie dienten als Freiwillige während der Belagerung von Paris, sie öffneten ihre Börsen dem nationalen Bedürfnisse und ihre Häuser dem leidenden Frankreich. Die deutschen Juden ihrerseits waren eben so standfeste Deutsche, und im Kriege wie im Frieden sind sie stets bereit, sich sowohl als Deutsche wie als Juden zu zeigen. Es ist die Verknüpfung der Eigenschaften **beider** Nationalitäten, welche die hervorragendsten unter den deutschen Juden zu ihrer hohen Stellung in der Welt des Reichthums erhebt. In **dieser** Welt ein Deutscher zu sein heißt ein Händler sein, mit dem sich schwer rivalisiren läßt; ein Jude aber ist ein Geschäftsmann, den zu schlagen fast unmöglich erscheint, und ein deutscher Jude daher ein Fürst und Hauptmann unter dem Volke.

In dieser Weise ist es den Juden gelungen, viel von der Antipathie zu überwinden, die man gegen Menschen von einer fremden Race und fremden Religion hat. Den englischen Juden sieht man nicht abseit von England und den Engländern stehen. **Aber es ist unmöglich, daß nicht eine Art von gesellschaftlicher Schranke zwischen Juden und Christen fortbestehen sollte.** Sie können nicht unter einander heirathen, und es tödtet die freundschaftlichen Beziehungen des Familienverkehrs, wenn das junge Volk weiß, daß diese Freundschaft sich zu nichts Weiterm entwickeln kann. Um dieses Hinderniß zu überwinden, haben viele reiche Juden ihre Religion aufgegeben und sind mit ihren Angehörigen Christen geworden. Aber die geistig am höchsten stehenden unter ihnen schrecken hiervor zurück und verharren in der Stellung, in welcher sie geboren wurden. Die Juden führen daher im Ganzen ein etwas reservirtes und abgeschlossenes Familienleben. Aber die Nachtheile, welche hiermit verbunden sind, werden andererseits durch Vortheile wieder ausgeglichen. Ihr Familienleben, gerade weil es abgeschlossen

ist, hat an Wärme und Würde gewonnen. In wenigen Familien ist so viel Beschaulichkeit, elterliche und geschwisterliche Zuneigung, Achtung vor dem Alter und Sorge für die Kinder, wie in jüdischen Familien. Die Frauen auch sind veredelt, nicht erniedrigt worden, dadurch, daß ihr Wirkungskreis auf sie selbst und ihre Familie beschränkt wurde. Sie sind fast alle geschäftserfahren und fähig, an großen Angelegenheiten Theil zu nehmen; denn bei ihrer Race hat das Weib von je als Gehülfin und Theilnehmerin bei jeder Angelegenheit gedient. Muße, geistige Activität und das Bestreben, höher zu steigen, erfüllen die Jüdinnen mit großem Eifer für die Erziehung, Liebe zur Bildung und zur Kunst. Die Isolirung der Juden endlich bewirkt, daß die meisten Männer liberal und frei von Classenvorurtheilen sind, wie andererseits die Verknüpfung mit ihren zerstreuten Brüdern sie von Beschränktheit zurückhält."

Die Jesuiten und die angeblichen Christenverfolgungen in Japan.

Wir haben mehrfach betont, daß die japanische Regierung ganz recht thue, wenn sie den Umtrieben derjenigen Missionäre, welche unter dem Einflusse der Jesuiten sich im höchsten Grade schlecht aufführen, nachdrücklich entgegentritt. Am besten wäre es, wenn sie diese gefährlichen Ruhestörer auf ein Schiff packte und außer Landes schickte, trotzdem dieselben Schooßkinder der Grande Nation sind.

Neulich theilten wir („Globus" S. 157) das Memorandum mit, welches die japanische Regierung an die fremden Gesandten in Betreff der angeblichen Christenverfolgungen gerichtet hat. Dasselbe wirft Streiflichter auf die Umtriebe der Jesuiten und ihrer Werkzeuge und stellt den Sachverhalt klar. Die Jesuiten rächen sich durch Verbreitung von Lügen und Verleumdungen. Uns standen die Haare zu Berge, als wir Mitte März in einer ganzen Menge deutscher Blätter, die in der Völkerkunde mehr als armselig bewandert sind, einen Sensationsartikel fanden, dem der Kundige auf den ersten Blick ansah, daß er ein pures Fabrikat sei. Iwakura, derselbe ausgezeichnete Diplomat, welcher an der Spitze der großen japanischen Gesandtschaft steht und der auch nach Europa kommen wird, soll die Christen martern; er sei Präsident der Torturen; „dem Vernehmen nach" seien 2000 Leute zur Folter verurtheilt; er befehle, daß die armen Christen haufenweise hingerichtet würden; ein erster Haufen von 67 sei bereits umgebracht worden, Kreuzigung und Sieden in heißem Oel seien nicht zur Anwendung gekommen; man gebe die armen Christen dem Hungertode preis, sperre sie ohne Licht und Kleidung ein, setze sie nackt mit gebundenen Händen und Füßen auf zugefrorene Teiche, zwänge ihnen glühende Kohlen in den Mund ꝛc.

Diesen verlogenen Unsinn druckten Hunderte von Blättern nach; das war ein Sensationsartikel! Wir kennen nun die trübe Quelle, aus welcher diese Lügen stammen; es ist die unter dem Einflusse der Jesuitenmissionäre stehende „Nagasaki-Zeitung". Wir möchten unsere Leser bitten, den Aufsatz: „Culturbestrebungen in Japan" („Globus" XXI, S. 156 ff.) wieder einmal nachzulesen. Was wir hier mittheilen, vervollständigt unsere Angaben und giebt einen klaren Einblick in die Sachlage. Es freute uns, in der „Allgemeinen Zeitung" (26. März) eine so gediegene Auseinandersetzung aus der Feder eines Mannes (L. v. S., also wohl Herr v. Siebold) zu finden, der Land und Leute kennt und den Missionärschwindel, welcher so großen Unfug anrichtet, richtig kennzeichnet.

Nachdem er betont, weshalb vor dritthalb hundert Jahren die Jesuiten und ihr Anhang wegen Hochverraths und Anstiftung von Bürgerkrieg aus Japan vertrieben wurden, schildert er die thatsächlichen Zustände der Gegenwart.

„Die englischen und amerikanischen Missionäre sind von der japanischen Regierung ohne alles Mißtrauen zugelassen worden und bekleiden gut bezahlte Stellen in den Schulen der europäischen Wissenschaften und Künste. Obwohl sie manchmal Bibel und Gebetbücher zum Studium der englischen Sprache gebrauchten, so hat die Regierung doch nicht im geringsten Ursache gehabt, sich über ihre Leistungen zu beklagen, da sie von dem Princip ausgehen, durch moralische Ueberzeugung und nicht durch politische Agitationen zu bekehren. Ganz anders sind die katholischen, besonders die der Jesuitengesellschaft angehörigen, zu Werke gegangen. Heimlich in den Dörfern der Umgegend von Nagasaki, besonders in Urakami und Inassa, herumschleichend, haben sie die armen unwissenden Landleute und Arbeiter in Massen in Aufruhr und Bewegung gesetzt. Ihre Lehre war den hart arbeitenden Classen sehr willkommen. „Laßt euch taufen, und ihr seid frei, und unter der Protection Frankreichs seid ihr befreit von euren drückenden Lasten und Servituten; zerschlagt die Götzentempel eurer Vorväter und folgt uns, und ihr seid so mächtig wie die höchsten Regierungsbeamten." Nur zu gern folgten diese unwissenden Leute solchen Verlockungen, und das Volk sammelte sich in Massen, warf die kaiserlichen Rentmeister und Beamten aus den Dörfern hinaus und verweigerte die Bezahlung der Steuern. Bald zog sich allerlei schlechtes Gesindel nach diesen Orten, welche die Asyle von Mördern und Verbrechern wurden, und die Regierung sah bald ein, daß, wenn nicht rasch energische Maßregeln getroffen würden, ein Bürgerkrieg im Anzuge sei. Die naheliegenden Dörfer wurden von den sogenannten Christen angegriffen und in wildem Fanatismus die Tempel und Ahnenhallen zerschlagen. Die Regierung des Mikado sah einige Zeit noch dem immer gefährlicher werdenden Treiben mit Geduld zu und versuchte durch Placate und Ordonnanzen die Ordnung und den Gehorsam vor dem Gesetze wieder herzustellen. Vergebens, die mißleiteten, unter dem Schutze der Missionäre und der Consuln sich sicher wähnenden Unglücklichen behandelten mit offenem Hohn die Abgesandten der Regierung, die sie zu Ordnung und Gehorsam ermahnten. Da endlich riß die Geduld, und da man die französischen Vertreter nicht bewegen konnte, die Missionäre, die gegen alle Verträge ihr gefährliches Spiel trieben, wegzuschicken, so ergriff die japanische Regierung das einzige ihr übrig bleibende Mittel, die Aufrührer und Rebellen nach einer andern Provinz zu versetzen. Dies geschah, indem sie zur Auswanderung gezwungen und mit Dampfschiffen nach anderen Theilen des Landes transportirt wurden, unter dem Versprechen der Rückkehr in die Heimath im Falle der Besserung. Diese Leute, obwohl sie sich Christen nannten, hatten nicht die geringste Idee von den höheren Begriffen unserer Religion, kannten weder die Gebräuche noch die moralischen Principien derselben, und waren von dem einfältigsten Aberglauben beseelt, mit barbarischen Gebräuchen, unter denen die Gewohnheit, den Todten eine Anzahl Wunden und Nägel einzuschlagen, weil Christus mit solchen gestorben war u. s. w. Damals schickten auch die Jesuiten aus Nagasaki die schauderhaftesten Berichte an die fremden Gesandtschaften in Yeddo, überladen mit Beschreibungen von Tortur und Grausamkeiten, welche sich sämmtlich als unwahr und übertrieben erwiesen. Die europäische Presse erschallte auch damals von Verfolgungen der Christen in Japan; unter Anderm kam folgendes Telegramm über San Francisco nach Europa: „Sir Harry Parkes nimmt 300 Christen zur offenen See, um sie zu ersäufen." Sir Harry Parkes war der Name des damaligen englischen Gesandten in Yeddo, und die Nachricht erregte kein geringes Erstaunen, bis sich herausstellte, daß es auch einen Dampfer gleichen Namens gab, der die Christen nach dem andern Theile der Insel transportirte — von Ersäufen war keine Rede, und bis jetzt ist noch keine einzige Hinrichtung eines Christen erwiesen worden. Mit den jetzigen Nachrichten verhält es sich eben so; sie sind nicht nur höchst übertrieben und unwahr, sondern geradezu lächerlich; da es in Nagasaki keine zugefrorenen Teiche giebt (es liegt viel zu südlich), so hätte man erst Eis von Amerika bringen oder mittelst Eismaschinen herstellen müssen, um die armen Menschen darauf zu setzen.

Daß die Jesuiten sich im fernen Osten einzunisten suchen, wo noch die Gutmüthigkeit und Beschränktheit der niederen Clas-

sen ihnen leichtere Opfer bietet, ist kein Wunder; aber daß dadurch vielleicht die freundlichen Beziehungen mit diesem glücklichen Volke gespannt und die bestehenden Handelsverbindungen gefährdet werden, ist vorauszusehen, und es wäre zu wünschen, daß die europäischen Regierungen, welche bis jetzt die Propaganda unterstützten, im Interesse ihrer eigenen handeltreibenden Unterthanen ihre Hand von den Jesuitenmissionen zurückzögen. Ich wiederhole: der Widerwille der Japaner ist nicht gegen die Principien der christlichen Religion, sondern gegen die Werkzeuge der Verbreitung derselben gerichtet, welche sie zu ihrem eigenen Vortheil und politischer Machtstellung benutzen wollen."

Aus Centralamerika.

Bekanntlich sind die Jesuiten wegen ihrer Intoleranz und ihrer unerträglichen Einmischung in alle möglichen Staatsangelegenheiten aus Guatemala vertrieben worden; ihr Werkzeug, Präsident Cerna, wurde gestürzt, sie selber suchten in Nicaragua zeitweilig ein Unterkommen. Von dort aus wiegeln sie durch ihre Agenten die Indianer im Gebirge auf, und ihr Gegner, der gegenwärtige Präsident Garcia Granados, hat seine Noth, die fanatisirten Braunen im Zaume zu halten. In verschiedenen Theilen des Landes hat man Verschwörungen des Clerus und seiner Anhänger entdeckt; die östlichen und centralen Departements sind unter Kriegsrecht gestellt worden.

In Nicaragua haben die Jesuiten die Zeitung „El Porvenir" mit dem Banne bedroht; das Blatt hatte erklärt, die Mitglieder der Gesellschaft Jesu seien ein „Fluch für die Republiken Centralamerikas und für die ganze Welt."

San Salvador, dessen gegenwärtiger Präsident Santiago Gonzalez heißt, läßt durch den Schotten Mac Nider alle Städte des Landes durch Telegraphen verbinden.

Costa rica, unter dem Präsidenten Guardia, baut fleißig an seiner Eisenbahn und widmet dem Kaffeebau große Sorgfalt.

r. d. **Wanderheuschrecken in Südaustralien.** Im December des verflossenen Jahres wurde Adelaide in Südaustralien von kolossalen Wolken von Wanderheuschrecken heimgesucht. Unser Landsmann Dr. Schomburgk, welcher dort dem botanischen Garten vorsteht, berichtet, daß die Luft völlig von ihnen verdunkelt war. Sie kamen von Norden und verzehrten jedes grüne Hälmchen, so daß die Beete des botanischen Gartens völlig zerstört wurden. — Dieses Auftreten der Wanderheuschrecke an einem so südlichen Punkte ist für die geographische Verbreitung derselben von hohem Interesse. Wir haben („Globus" XIX, S. 48) mitgetheilt, was Th. Köppen über die Verbreitung dieser Thiere zusammengestellt hat; seitdem veröffentlichte derselbe eine Karte der geographischen Verbreitung dieser Thiere (Petermann's Mittheilungen 1871, Tafel 18), wonach dieselben nur den Nordrand des australischen Continentes und die Nordinsel Neuseelands heimsuchten. Nach dem oben mitgetheilten Factum wäre also die Verbreitungsgrenze viel weiter nach Süden zu versetzen, wenigstens in der Art, wie die Wanderheuschrecke bis ins südliche Schweden und bis Schottland geht, wo die äußerste Nordgrenze ihrer Verbreitung liegt, während die Hauptzone bereits an den Alpen und in Galizien ihren Abschluß nach Norden hin findet. (Exclusive und permanente Verbreitung, wie Köppen es bezeichnet.)

* * *

— Der Staat Massachusetts hatte zu Ende 1870 eine Volksmenge von 1,457,351 Seelen, wovon 753,572 weiblich und 703,779 männlich; von der Gesammtzahl waren 353,105 im Auslande geboren, 13,750 Neger und Farbige, 153 Indianer, 87 Chinesen, darunter nur 1 Frau, und 10 Japaner („Jap's", sprich Dschebbs, wie die Yankees sagen). — In den Sparcassen befand sich im October 1871 die kolossale Summe von 163,575,643 Dollars, seit 1867 eine Zunahme von etwa 90 Millionen!

— Philadelphia ist vorzugsweise eine gewerbtreibende Stadt. Sie zählte 1870 schon 6090 industrielle Anstalten, in welchen nahe an 130,000 Arbeiter beschäftigt waren.

— Pittsburgh in Pennsylvanien ist gleichfalls eine der bedeutendsten Industriestädte; sie zählt, die umliegenden Ortschaften mit eingerechnet, jetzt etwa 215,000 Einwohner, und liefert von der gesammten Glaserzeugung in den Vereinigten Staaten 46 Procent. Von der Eisenproduction 38, von der Stahlproduction 68 Procent.

— Die Weizenernte Californiens im Jahre 1871 hat sich auf 17,288,534 Buschels (Scheffel) gestellt; für 1872 rechnet man auf einen doppelt so starken Ertrag.

— Die „Temperanz-Muckerei" im Yankeelande erklärt sich, wenn man bedenkt, daß sie vorzugsweise durch die Trunksucht und die wilde Brutalität der Irländer ins Leben gerufen worden ist; diese wissen nicht, was trinken heißt, sie genießen geistige Getränke in Uebermaß. An und für sich wäre gegen die Nüchternheitsbestrebungen gar nichts einzuwenden, aber die Yankees schießen über das Ziel hinaus und scheeren Alles über einen Kamm. Sogar das Bier wollen sie abschaffen und dadurch haben sie alle Deutschen zu unerbittlichen Gegnern. Wie weit sie gehen, ergiebt sich aus den Beschlüssen der Massachusetts-Temperanz-Convention, die am 25. Januar zu Boston gefaßt wurden. Dieselbe verlangte Wiedereinführung des strengen Mäßigkeitsgesetzes von 1867; — wer geistige Getränke verkauft, ist „gleich anderen Verbrechern" unfähig, Geschworener zu sein; — jeder Angeklagte hat das Recht, einen Geschworenen, der geistige Getränke genießt, als ungeeignet zurückzuweisen; — wer gesetzwidrig geistige Getränke verkauft, wird zum ersten Mal 30 Tage eingesperrt, zum zweiten Mal 60 Tage und so fort, aber derart, daß jedesmal die Haftzeit verdoppelt wird; — wer solche Getränke verkauft oder weggiebt, ist für allen Schaden verantwortlich, welcher daraus etwa entsteht. — Im Staate Neu-Jersey ist auch eine Temperanzagitation in vollem Gange. Sie will, daß jede einzelne Gemeinde das Recht haben solle, den „Liquor traffic" zu verbieten.

— Die neueste Blüthe am Baume der Intelligenz in England ist bemerkenswerth. Es hat sich ein kirchlich-christlicher Verein gebildet, welcher sich als die „vereinigte christliche Bande der königlichen Artillerie des Himmels" bezeichnet (The United Christian Band of the Royal Artillery of Heaven). Er macht bekannt, daß sich unter seinen Angehörigen befinden „viele außerordentliche Männer, welche dem Teufel aus den Krallen gerissen worden sind, denn sie waren Boxer, Schankwirthe und Faustkämpfer. Aber nun sind sie Knechte Gottes, Hallelujah!" Ein Hang zu einer gewissen Sorte auswendiger Frömmigkeit, die von sich reden macht, und einer zur Schau getragenen innern Zerknirschung ist unter der „muskelstarken Brüderschaft" bis auf Weiteres sehr in Mode gekommen.

— Die feierliche Besitznahme der südafrikanischen Diamantenfelder durch England fand am 17. November 1871 durch Aufziehen der britischen Flagge statt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Unter den Laosvölkern am Mekong.

III.

Ein Paradies für wilde Thiere. — Elephanten. — Das Dorf Amnat. — Besuch bei den Wilden im Walde. — Musikalische Begabung der Laos; ihre Instrumente und ihre Tonweisen.

In der bisher geschilderten Gegend am Mekong wimmelt es förmlich von Elephanten, die sich hier auf einem für sie classischen Boden befinden. Insbesondere waren sie um Keng Kaak sehr häufig, wie denn dort überhaupt ein Paradies für wilde Thiere ist. Als Delaporte mit seinem Laosbegleiter ans Land gegangen war, fand er Knochen, Geweih und Stücke Fell von einem Hirsche, welchen in der vorigen Nacht ein Tiger zerrissen hatte, und an den Resten thaten sich die Schakals eine Güte; wilde Büffel schwärmen in Menge umher. Der Laos zeigte auf frische Fußspuren von drei Elephanten, welche durch den Strom geschwommen waren. Mit ganz ungemeiner Gewandtheit und großer Vorsicht waren sie an einem schlüpferigen, sehr steilen Felsen hinabgeglitten und dann in den Wald hineingetrabt, wo man ihren Gang an dem niedergestampften Gebüsche verfolgen konnte.

Die Hitze war gegen Mittag in der That fast unerträglich. Ich feuchtete, so schreibt der Reisende, so oft als möglich meine Kleider an, bedeckte mir den Kopf mit einem nassen Tuche, auf welches ich meinen breiten Bambushut stülpte, und wo ich eine Pfütze oder ein Wasserloch in einer hohlen Stelle fand, warf ich mich hastig hinein, um wenigstens einige Kühlung zu finden. Manche dieser Wasserlöcher sind auch schon vor der Regenzeit angefüllt, und ich fand in ihnen vortreffliche Fische. Sehr häufig bemerkte ich graue Feldhühner, aber ich war vor Hitze so abgemattet, daß ich kaum Lust hatte, einen Schuß nach ihnen zu thun. Endlich bemerkte ich in der Ferne schlanke Kokospalmen, und unter diesen lag das ersehnte Dorf, wo wir uns, hungerig und müde, auf eine Matte hinstreckten. Bald nachher kam der Dorfschulze und brachte in der freundlichsten Weise allerlei Erfrischungen; ich meinerseits gab ihm von unserer Jagdbeute. Zu unserm Abendessen hatte ich einen prächtigen Pfauhahn bestimmt, welchen die jungen Bäuerinnen abrupften; nachher theilten sie die Schweiffedern unter einander und schmückten sich mit den kleineren das Haar. Während mein Laos das Abendessen besorgte, lag ich gemächlich ausgestreckt, roch den köstlichen Bratenduft und war sehr zufrieden.

Am andern Tage waren wieder Stromschnellen zu überwinden; an manchen Stellen hatte der Strom eine Breite von etwa 150 Fuß. Mittags kamen wir an ein Fischerdorf, dessen Bewohner allesammt bei ihren Netzen beschäftigt waren. Zu gewissen Zeiten im Jahre ziehen die Fische in geradezu ungeheurer Menge nach dem obern Strome hin, und es ist dann sehr leicht, sie zu fangen. Als unser Nachen durch einen solchen Zug fuhr, sprangen die Fische zu Hunderten empor; eine Anzahl derselben fiel in unser Fahrzeug; sie richteten sich aber vermittelst des Schwanzes wieder auf, sprangen über Bord und nur einige wenige blieben uns zur Beute.

Nächtliche Fahrt auf dem Mekong.

Musikalische Abendunterhaltung der Laos.

Endlich erreichte ich Kemarat wieder, wo ich gründlich ausruhen und meine hydrographischen Notizen ausarbeiten konnte. Sie bezogen sich auf die Strecke von Pak Mun bis Kemarat, wohin nun auch die übrigen Mitglieder der Expedition von ihren Ausflügen zurückkehrten. Nach vier Tagen hatten sie Amnat erreicht. Dort verabschiedeten sie die Leute, welche sie in Ubong angenommen hatten, und nur die beiden Mandarinen blieben noch, um die erforderlichen Elephanten herbeizuschaffen und dann die üblichen Geschenke entgegen zu nehmen.

Das Dorf Amnat liegt auf einem niedrigen Hügel inmitten von Reisfeldern und die ganze Umgegend ist sorgfältig angebaut; man züchtet Seidenraupen und das Lackinsect, auch werden Eisengruben bearbeitet. Unweit vom Dorfe ist Bambuswald; dort fanden sie Särge in der Luft, in ähnlicher Weise, wie man dergleichen auch anderwärts, z. B. in einzelnen Theilen von China, antrifft (wir haben die Abbildung schon Band XXI, S. 259 gegeben). Bevor man den Sarg schließt, füllt man ihn mit ungebranntem Kalk an, und stellt ihn auf vier Pfähle, sorgt für eine Umfriedigung, welche ihn gegen die wilden Thiere sichert, und über dem Ganzen bringt man ein Strohdach an. —

Von Amnat nach Kemarat hatte man drei Tagereisen durch eine zum Theil dürre, im Allgemeinen bewaldete Gegend. Im letztgenannten Orte waren die Bewohner sehr erfreut, daß die Europäer ihnen im Tauschverkehr Messingdraht überließen, der bei ihnen eine sehr geschätzte Waare ist. Als Landesmünze lief das in Bassac übliche Tauschmittel um: kleine Stangen, die aus einem Gemisch von Kupfer und Zinn bestehen. Für die Fremden war der Vorrath an Messing ein wahrer Schatz; sie konnten Geschenke damit machen und vortheilhaft eintauschen.

Am 3. Februar 1867 machte der Commandant Lagrée einen Ausflug, um die wilden Stämme am obern Laufe des Se Banghien zu besuchen; sie halten sich in den dichtesten Waldgegenden auf. Während Menschen und Waare auf Fahrzeugen ans andere Ufer des Stromes übergesetzt wurden, mußten die Elephanten hindurchwaten oder schwimmen. Manchmal ragte nur der Rücken über das Wasser hervor, dann wieder das äußerste Ende des Rüssels, und

Ein Dorf am Mekong.

manchmal tauchten sie ganz und gar unter. Am Ufer schüttelten sie sich und spritzten Wasser aus den Rüsseln; dann knieten sie ganz von selbst nieder, ließen sich Käfich und Sitz auflegen und zogen in den Wald. Die wilden Stämme sind die Puthai, Sueh und Chas Duon. In ihren Gebieten sind viele Salzsümpfe, auch wächst dort der Maitschick, der „Harzbaum“, in großer Menge. Die Wilden machen Einschnitte in den Stamm, sammeln das Harz und verschließen nach der Ernte die Narbe durch Feuer.

Die Laos sind in ihrer Weise musikalisch. Delaporte ging gegen Abend einen Pfad entlang, zwischen hohen Tamarinden, Palmen und Bambus, der ihn zu einigen einsam stehenden Häusern führte. Dort vernahm er Gesang, der von einem Instrumente begleitet wurde. Als er näher trat, sah er in einer großen Hütte einige zwanzig Männer sitzen, zumeist Bauern und Ruderknechte, Alle dicht neben einander; im Hintergrunde standen halb versteckt mehrere Wilde aus dem Gebirge. Den Sänger begleitete der Spielmann mit einem Instrumente, das die Laos als Khen bezeichnen; die Töne desselben sind sanft und melancholisch und erinnern an die tiefen Töne einer Oboe, wenn diese recht sanft geblasen wird.

Einige Eingeborene waren in den letzten Tagen zur Stadt gekommen, um sich die fremden Männer aus Europa anzusehen; jetzt drängten sie sich freundlich um den unverhofften Gast, wiesen ihm den besten Platz an und dann begann die Musik abermals. Während einer Pause wurde Reisbranntwein herumgereicht. Einige Männer hielten Fackeln, welche ein röthliches Licht auf die gelbe Haut dieser Laos warfen. Nun erhob der Sänger seine nackten Arme in die Höhe und schlug mit den Händen den Tact; dann und wann richtete er seine Worte an den oder jenen und gab einen Scherz zum Besten, welcher bei den Anderen ein Gelächter hervorrief; sie schrien um so lauter und gesticulirten um so lebendiger, je treffender der Witz war. Inzwischen waren zwei Frauen näher getreten, eine alte mit runzeligem Gesicht und eine jüngere, die sehr hübsch und dabei stattlich gewachsen war; sie wollten sich den fremden Mann recht genau betrachten. Plötzlich zeigt der Sänger mit dem Finger erst auf diesen letztern, dann auf die beiden

Frauen, und richtete an diese unter hellem Kichern aller Anwesenden einige Worte, die gewiß sehr saftig und gepfeffert gewesen sind, denn die beiden Bäuerinnen liefen sofort spornstreichs davon.

Die Laos sind viel musikalischer als die sehr unmusikalischen Annamiten und Chinesen. Ihr Haupt- und Nationalinstrument ist das Khen, mit welchem der Gesang begleitet wird. An hübschen Abenden und an Festtagen ziehen junge Leute im Ort oder in der Umgegend umher und singen und spielen. Das Khen besteht aus einer geraden Zahl von an einander befestigten Bambusröhren, deren Knoten im Innern durchlöchert sind, und die eben so viele Orgelpfeifen bilden; 10 bis 16 von progressiver Größe, wie unsere Illustration zeigt; nach unten hin haben sie einen stärkern Bambus, durch welchen sie perpendiculär hindurchgehen. Dieser letztere hat an dem einen Ende eine Oeffnung, wie bei einem Dudelsack, und diese steht mit den übrigen Löchern in Verbindung. Der Musiker faßt das Instrument zwischen beide Hände da, wo der dicke Bambus sich befindet, und kann mit den Fingern die kleinen Löcher schließen, welche sich dort befinden; er ist also im Stande, so viele Töne hervorzubringen, als Löcher da sind. Starke Lungen muß er freilich haben. Gewöhnlich läßt er nur eine Reihe von Accorden in drei oder vier Noten hören, allemal sanft, gehalten und weich; sie begleiten sehr melodisch den Gesang, der allemal etwas schmachtend verläuft, oder die Recitative. Man hat dergleichen Khens von sehr verschiedener Größe; die kleinen, für Kinder bestimmten, sind etwa 3 Fuß lang, manche mehr als 12 Fuß und noch höher, so daß der Spielmann sie in der Quere halten muß; sie würden, senkrecht gestellt, das Dach berühren. —

Der Europäer pflegte Abends unter einem Tamarindenbaume Geige zu spielen. Allemal versammelte sich ein Kreis von Zuhörern, die aufmerksam lauschten und dann sich bemüheten, die fremden Weisen auf ihren Instrumenten nachzuahmen. Das war freilich ein vergebliches Bemühen, weil dieselben dafür zu mangelhaft waren. Daß aber die Laos mehr musikalischen Geschmack haben, als so viele Theaterbesucher im civilisirten Europa, ist eine ausgemachte Sache. Die leichten Schnörkelarien aus der „Schönen Helene“ oder aus „Orpheus in der Unterwelt“ erregten ganz entschieden ihr Mißfallen, während die Arien aus „Norma“ sie entzückten. Bei diesen sind den Laosfrauen manche Thränen der Rührung über die Wangen hinabgerollt.

Unter den Zuhörern fehlte niemals ein Mann aus Bassac, der in Kemarat Geschäfte zu besorgen hatte. Dieser eifrige Musikliebhaber machte es dem Europäer möglich, manche Weisen der Laos in Noten zu setzen; er spielte dieselben auf einer Art Flöte, die Kluï genannt wird. Die eigentliche Arie hat in ihrem Gefolge zwei Variationen. Manchmal improvisiren die Musiker ganze Stunden hinter einander und halten sich dabei an die Tonmotive der Grundarie; auch Triller fehlen nicht. Der Tact ist gewöhnlich rasch, sehr gleichförmig und ohne eigentlichen Ausdruck. Manchmal spielt man in Duo mit Khen und Kluï, und zwar so, daß das eine Instrument den Gesang begleitet, während das andere eine Reihe cadencirter Accorde vernehmen läßt. Das hört sich ganz angenehm an, und man hat etwa eine Vorstellung davon, wenn man sich ein Flageolet und ein gedämpftes Harmonium denkt.

Als ich von meinen Musikfreunden Abschied nahm, war es schon spät und es ging nicht wohl an, daß ich nach Kemarat zurückging. Man lud mich ein, in der Dorfpagode zu übernachten, wo ich gastliche Aufnahme fand und vortrefflich schlief.

Amoenitates americanae.

III.*)

Die Lobbymitglieder des Congresses.

„Congress is a school for villany.“
„Newyork Herald“, 20. März 1872.

Also: der Congreß, welcher in Washington seine Sitzungen hält, ist eine Schule für die Niederträchtigkeit, eine Lehranstalt für das Gaunergewerbe!

Wer mit den inneren Verhältnissen der „Musterrepublik“ auch nur einigermaßen näher bekannt ist, wird nicht die mindeste Uebertreibung in diesem Ausspruche finden. Wir in Deutschland haben das Vorurtheil, ein Politiker oder Beamter müsse, gleich anderen Bürgern, ein rechtschaffener Mann sein, Ehrgefühl und Pflichtgefühl haben, müsse seinen Eid halten und sein Amt gewissenhaft verwalten. Das ist in den Vereinigten Staaten ein längst überwundener Standpunkt, und wer ihn etwa noch hat, ist ein old fogy, ein zopfiger, bornirter Mensch. Die Regierung der Union wie der Einzelstaaten läuft auf ein Rechenexempel hinaus; der Staat ist eine Anstalt, um ausgebeutet zu werden, das Volk ist da, um an der Wahlurne die Leute zu ernennen, welche „an die Krippe“ kommen wollen und sollen.

Die Zahl der Aemterjäger in den Vereinigten Staaten wird auf weit über 90,000 geschätzt, und die Bundesregierung verfügt über mehr als 40,000 besoldete Stellen die „Patronage“, d. h. sie vergiebt die Aemter an Leute ihrer Partei, denn — „dem Sieger gehört die Beute“. Diese Maxime gilt seit 1839; die Partei, welche ans Ruder kommt, geht sofort an das „Ausfegen“, indem sie alle Aemter mit ihren Parteigenossen besetzt und die bisherigen Inhaber ohne Weiteres fortschickt. Der Präsident, der allemal mehr oder weniger eine Creatur seiner Partei ist, gegen deren Häuptlinge er vor der Wahl bündige Verpflichtungen über die Vertheilung der Aemter einzugehen hat, kann jeden Beamten, welchen er ernannte, auch jeden Augenblick ohne Weiteres entfernen; wer also seine Stelle behalten will, darf nicht muckſen, muß verfahren und stimmen, wie es von

---

*) Siehe Nr. 3 und 4.

Washington aus ihm vorgeschrieben wird; er ist förmlich Sklav der Partei.

Sobald die Gegenpartei ans Ruder kommt, ist es Aufgabe der Ausgefegten, Alles aufzubieten, um bei den Wahlen wieder die Mehrheit zu bekommen; mit einem Siege gelangt man auch wieder zu den vielersehnten Aemtern. Deshalb ist in dem weiten Gebiete der Union niemals politische Ruhe, es wird unablässig hinüber und herüber agitirt und das Wasser immer trübe erhalten. Nur in einem solchen Elemente befinden sich die Handwerkspolitiker wohl, und wenn ja einmal die „Fragen“ erschöpft worden sind oder langweilig werden, — flugs wird ein neuer Gegenstand in den Vordergrund geschoben, ein „issue“, und wo möglich ein neues Programm im Interesse der Partei aufgestellt, eine „Platform“ gezimmert. Die Presse der Partei bemächtigt sich desselben, die Blätter der Gegenpartei bekämpfen es, und das Volk, das „Stimmvieh mit dem allgemeinen Stimmrecht“, dieses voting cattle, wird in die Katzebalgereien hineingezogen.

Die Corruption war schon vor 30 Jahren geradezu grauenhaft, aber seit der Herrschaft der radical-republikanischen Partei, seit Lincoln, hat sie in einer Weise um sich gefressen, die geradezu schreckenerregend ist. Von Massachusetts bis Californien, von Wisconsin bis Texas, — Alles ist Corruption. Täglich, aber auch täglich, sind die Blätter mit Nachweisen von Betrügereien angefüllt, und es ist eine seltene Ausnahme, wenn einmal ein Dieb oder Betrüger, der sich an Staatsgeldern vergriffen hat, bestraft wird. Politische Ehrenhaftigkeit und strenge Rechtschaffenheit sind bei Politikern und Beamten nur Ausnahmen. Wir begreifen, weshalb die Deutschen, von denen verhältnißmäßig wenige in den Strudel dieser allgemeinen Niedertracht gerathen sind, darauf dringen, daß man, den Humbug der gegenwärtigen Parteien bei Seite werfend, eine Partei der ehrlichen Leute bilden solle.

Wir gehen gelegentlich auf die Art und Weise, wie der Staat planmäßig und systematisch betrogen wird, näher ein und zeigen an Beispielen und an Personen, wie es mit der Moral und dem Zartgefühl der Politiker und der Beamten bestellt ist. Jetzt nur eine Notiz.

„Am 22. Mai 1869 verkauften Joseph R. Jones und Frau an Ulysses Simpson Grant 79 Acres Land in Cook County, in welchem Chicago liegt, für einen Dollar. An demselben Tage wurde Joseph R. Jones zum Ministerresidenten der Vereinigten Staaten in Brüssel ernannt; Jahresgehalt 7500 Dollars.“ So macht Präsident Grant Diplomaten.

Wir wollen heute den Lesern des „Globus“ einen Einblick in das Treiben der Lobby in Washington geben. Das Wort lobby bedeutet ein Vorzimmer, eine Vorhalle. Das Zigeunerpolitisch der Yankees hat daraus ein Zeitwort gebildet, to lobby. Ein Mensch, der sich in den Vorsälen des Congreßgebäudes und auf den Galerien umhertreibt, um Einfluß auf die Repräsentanten und Senatoren zu gewinnen, und diese für irgend welchen „Job“ zu gewinnen, ist ein lobby member. Solch ein Lobbymitglied ist Agent für irgend einen Privatmann, eine Körperschaft, z. B. eine Eisenbahncompagnie, die ein für sie vortheilhaftes Gesetz durch die Staatslegislatur oder durch den Congreß bringen möchte. Der Lobbymann, der sich auf den Rummel versteht, wird natürlich für seine Bemühungen reichlich bezahlt. Diese Agentenwirthschaft ist nun längst mit dem politischen Leben der Nordamerikaner auf das Engste verwachsen, sie ist eine Landesinstitution, die in ein System gebrachte Gaunerei, und unter diesen Agenten hat sich ein einflußreicher Ring gebildet.

Einen interessanten Einblick in die wüste Lobbywirthschaft gewährt der Bericht, welchen ein Correspondent des „New York Herald“ eingeschickt hat. Der Mann war beauftragt, allen Schlichen der Agenten nachzuspüren, und er hat sich seines Auftrages gewissenhaft entledigt. Im Folgenden geben wir den wesentlichen Inhalt seiner sehr ausführlichen Mittheilungen. —

Ein rechtschaffener Advocat, welcher vor irgend einem Ausschusse des Congresses offen und ehrlich eine Sache befürwortet, kann nicht getadelt werden; er nimmt das Interesse seiner Clienten wahr. Allein der rechtschaffenen Advocaten ist eine so sehr geringe Zahl, daß ich mich mit denselben weiter nicht zu befassen brauche. Ausnahmsweis erscheint wohl ein redlicher Mann vor einem Ausschusse, um einer guten Sache das Wort zu reden, aber im Allgemeinen sind die Fürsprecher unzuverlässig, unglaubwürdig und gewissenlos. Sie existiren davon, daß sie schlechte Sachen mit schlechten Mitteln betreiben und sind durch die Corruptionisten, mit denen sie unter einer Decke stecken, selber corrumpirt. Durch den Krieg ist die Lobby noch viel schlechter geworden, als sie ohnehin schon war.

Es ist keine leichte Aufgabe, die Lobby zu classificiren. Jede an und in den Congreß gebrachte Maßregel hat eine eigene Lobby, welche nach dem Project oder den Plänen, für welche sie wirkt, benannt wird. Im Winter 1871 auf 1872 spielten die Dampfschiffsubsidien-Lobbies eine Hauptrolle, neben ihnen die Eisenbahn- und Landschenkungs-Lobbies, die Baumwollensteuer-Lobby und der Indianer-Ring. Lobbyisten (— wir wollen, der Kürze wegen, von nun an dafür: Agenten sagen —) sind:

1) Leute ohne Einfluß, die sich jedoch eines solchen rühmen.

2) Leute, die man vorschiebt, Mitglieder des Congresses zu „sehen“, und die solche Arbeit der Rings thun, welche die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen hat.

3) Excongreßmitglieder.

4) Congreßmitglieder.

Die erste Classe ist die zahlreichste. Diese Subjecte liegen unablässig auf der Lauer, um kleine Jobs zu fischen und Menschen mit geringer Erfahrung auszubeuten; sie nehmen denselben einige Dollars ab für den angeblichen Einfluß, welchen sie bei diesem oder jenem Repräsentanten oder Senator haben. Es sind nichtsnutzige Creaturen, kleine Diebe.

Die der zweiten Classe gucken schon aus ganz anderen Augen. Sie machen sich an Leute von Einfluß, treiben sich in den Vorzimmern umher, fassen Congreßmitglieder ab und unterhalten nahe Beziehungen mit den Comitesecretären und den Thürstehern. Gelegentlich ragt das eine oder andere dieser Subjecte über die Menge hervor, wie jetzt z. B. Johnny Roach und Sam Ward; diese stehen da wie gewaltige Eichen zwischen Schößlingen. Roach hat eine Schiffswerft zu Chester in Pennsylvanien; er ist eine Specialität und betreibt nur Schiffsbaujobs. Er gilt übrigens für den Obmann der industriellen Lobby und nennt seine Eisengießerei „einen internationalen Congreß von Arbeitern“. Er ist ein Irländer, schon in hohen Jahren, fing als gewöhnlicher Arbeiter an, hat es aber durch Willenskraft zu seiner heutigen Stellung gebracht und glaubt an die Allmacht der Druckerschwärze. Durch ihn, so meint oder sagt er wenigstens, kann dem arg daniederliegenden Schiffsbau wieder aufgeholfen werden, — wenn man ihm den Bau der erforderlichen Dampfer überträgt und Millionen von Dollars Subsidien für die Fahrten obendrein giebt. Er hat sich erboten, 20 Dampfer für 13 Millionen Dollars herzustellen; in Schottland würden sie nur 10 Millionen kosten.

Im Allgemeinen verhält sich die Lobby etwas kühl gegen ihn, er ist gegen die „Boys“ nicht freigebig genug, giebt nur selten etwas zum Besten.

Da ist Sam Ward ein ganz anderer Mann! Alle, die von Fach sind, bezeichnen ihn als den König der Lobby, einen Lebemann, einen Weltmann; er giebt in Washington bei Welcker's Diners, vor denen man Respect haben muß; sie verdienen als wundervoll gerühmt zu werden. Und Sam hat in seinem ganzen Auftreten und Behaben etwas Distinguirtes, er versteht es, sich in Positur zu setzen und ist dabei doch angenehm. Er giebt sich nur mit fetten Jobs ab, mit big claims, namentlich solchen, die auf Tarif und Banken Bezug haben. Deshalb hat er sich mit dem Comite der Mittel und Wege und dem Finanzausschusse auf den besten Fuß zu setzen gewußt, er hat seine Freunde im Repräsentantenhause wie im Senate. Leute, die ihm nicht förderlich sein können, ladet er zu seinen Diners nicht ein. Diners sind seine Specialität; mit Congreßleuten wie Schenck, Peters, Wood, Garfield und Bingham steht er in vertraulichen Beziehungen. Er ist Meister in leichter Unterhaltung und behauptet dreist: „Ich bin niemals Lobbyist gewesen. Die Leute sagen das freilich, aber ich bin ein Mann, der Mittel hat, und es macht mir Vergnügen, die großen Männer der Nation gut zu bewirthen.“ Nichts destoweniger hat mancher Congreßmann kleine Billette von ihm erhalten, die nicht unwillkommen waren. Den Boys schenkt er seine Cigarren, schickt ihnen Wein und noch sonst allerlei Delicatessen ins Haus. Er weiß, wozu das gut ist. Die oberen Steuerbeamten werden gleichfalls von ihm nicht unberücksichtigt gelassen. Er hat seine Hand in vielerlei Dingen, doch allemal unter der Decke.

Werfen wir nun einen Blick auf die Excongreßmitglieder. Man hat aus Höflichkeit ihnen erlaubt, die Sitzungssäle zu besuchen (the privilege of the floor), damit wird jedoch ein ganz abscheulicher Mißbrauch getrieben. Wer von der Galerie herab in den Sitzungssaal schauet, wird bemerken, daß in demselben manche Personen hin- und hergehen, in gerade leerstehenden Sitzen abwesender Mitglieder Platz nehmen und sich auch in den Garderobezimmern umhertreiben, was eigentlich ihnen verboten ist. Unverschämt, wie sie sind, drängen sie sich auch in die dem Vicepräsidenten, dem Sprecher und den verschiedenen Ausschüssen vorbehaltenen Zimmer ein und fehlen gleichfalls nicht auf der Galerie der Berichterstatter. Bei der gegenwärtigen Congreßsession sind mindestens einhundert solcher Excongreßleute als Lobbyisten in Thätigkeit.

Das Exmitglied ist eine Macht im Lande; man verspürt seinen Einfluß gewöhnlich erst dann, wenn er schon Unheil angerichtet hat, das nicht mehr zu redressiren ist. Als solch ein Individuum noch Repräsentant oder Senator war, verfügte er nur über seine eigene Stimme, als Lobbyagent hingegen controlirt er vielleicht 12, 20, eventuell 100 Stimmen. Ein Capitalist rühmt sich gern, daß ein Congreßmann sein eigen sei, und manche Compagnien zählen ihre Congreßleute, wie einst der Sklavenbesitzer seine Neger zählte. Es giebt freilich im Congreß auch noch Leute, die um keinen Preis, andere, die nur um sehr hohen Preis zu haben sind, aber der Ex weiß genau, wie hoch der Tarif für jedes Mitglied sich stellt, und wenn er des letztern Stimme nöthig hat, bezahlt er nur die Taxe; dann ist Alles in Ordnung. Ich habe diese Herren Ex den ganzen Winter hindurch ganz speciell beobachtet und kann versichern, daß das von nicht geringem Interesse war.

Ich sage: der Congreß ist eine Schule der Niederträchtigkeit. Im Allgemeinen ist ein Lobbyist, der nicht Congreßmitglied war, von keiner erheblichen Bedeutung. Der Congreß selber ist die beste Schule für die Lobby, und manche Leute bemühen sich um einen Sitz in demselben lediglich zum Zwecke, in das Lobbythum gründlich eingeweiht zu werden; sie sind dann für das letztere so zu sagen immatriculirt. Die Diäten, welche das Mitglied bezieht, sind verschwindend klein gegen den Schmu, welchen ein Ex macht, namentlich ein solcher, der an der Spitze eines Ringes steht. Ohne einen Ex, welcher den Ring leitet, ist dieser nicht vollständig. Es giebt keinen Job, an welchem nicht ein Ex betheiligt wäre. Wenn die Wähler das bisherige Mitglied nicht wieder in den Congreß schicken, so verliert der Mann dabei nicht; er war Werkzeug Anderer, indem er seine Stimme verkaufte; nun kauft er Stimmen. Sein Votum ist nicht mehr am Markte, aber er kennt diesen Markt und erhandelt auf demselben, was er eben gebraucht. Er saß im Congreß, also ist er ein „Staatsmann“; er kennt alle Wege und Schliche, macht sich den neu eingetretenen Mitgliedern durch seine „Erfahrung“ nützlich und steht mit den übrigen Ex, welche Lobbygeschäfte treiben, in Verbindung. Eine Hand wäscht die andere. Er erfährt allemal, was in den geheimen Sitzungen der Ausschüsse verhandelt worden ist, denn er hat den Schlüssel zu dem Sesam, öffne dich! Die Ausschußmitglieder waren ja einst seine Collegen, jetzt sind sie seine Freunde und — theilweise — seine Sklaven; die Secretäre sind seine gehorsamen Diener, und wenn er eben guter Laune ist, redet er sie etwa von oben herab als Jack oder Tom an. Alles steht ihm zu Gebote und sein böser Geist verpestet die ganze Atmosphäre. Ein Congreßmann, der ihm auf dem Wege zum Capitol begegnet, bleibt unterwegs stehen, nimmt den Hut ab und schüttelt ihm die Hand. Der Senator räumt während der Sitzung seinen Sessel und macht dem „ausgezeichneten Gentleman, der früher in diesem Saale Sitz und Stimme hatte“, Platz. Wenn nun gerade Auftraggeber des Ex auf der Galerie anwesend sind, dann sehen sie, wie einflußreich der Mann ist, den sie bezahlen, um ihren Job durchzusetzen! Ich wiederhole, der Congreß ist eine Schule der Niederträchtigkeit, wie es keine andere in der Welt giebt.

Das Zimmer des Sprechers wird als das Nest bezeichnet und ist der Platz, an welchem die Ex sich am liebsten mit einander besprechen. Wenn eine Bill im Congresse verhandelt wird, an welcher sie ein Interesse haben, dann wird im Neste Carneval in Saus und Braus gehalten, so arg, daß die Bilder an der Wand sich schämen. Manchmal sind zwanzig solcher Ex beisammen; der berüchtigte Ashley aus Ohio, welcher in dem schmachvollen Anklageprocesse gegen den vorigen Präsidenten Johnson sich so sehr in den Vordergrund drängte und so giftig war, wälzt sich Tag für Tag auf den Sophas des Sprechers herum und läßt sich auch sonst überall blicken. Bennet, mit dem Spitznamen „Chicago Game“, ist dort nicht minder Stammgast. Ich habe mehrmals beobachtet, daß er Herrn Conger aus Michigan bat, ihm doch bei einem kleinen Landschenkungsjob nicht hinderlich in den Weg zu treten. Dick Franchot besucht gleichfalls täglich das Nest, man findet ihn dort, wenn er nicht gerade mit dem Ausschusse verhandelt, der die Pacificbahn unter sich hat; für diesen ist Franchot maßgebend. Ein anderer Eisenbahnlobbyist, Ex Rollins aus New Hampshire, der vielfach Compagniegeschäfte in Jobs mit Franchot macht, arbeitet jetzt daran, in den Senat zu kommen. Ex Rice von Maine ist anerkanntes Oberhaupt des Ringes der Internationalen Eisenbahn; ähnlich arbeiten James F. Wilson und Granville M. Dodge aus Iowa. Außerdem sind Stammgäste im Nest: Joe Mc Kibben aus Californien, Burton C. Cook und E. C. Ingersoll aus Illinois; D. W. Gooch und Dr. C. C. Chanee von

Massachusetts; W. S. Lincoln, W. H. Kelsey und John G. Schumaker von Neuyork; Charles O'Neill von Pennsylvanien, Ben Eggleston aus Ohio und F. E. Woodbridge von Vermont. Dies sind die Matadore der Lobby. Manchmal wird der Sprecher über das freche und unverschämte Gebahren dieser Subjecte ärgerlich und läßt sie hinausweisen, sie kommen aber am andern Tage wieder, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Im Sitzungssaale geberden sie sich oft so unerträglich, daß es selbst dem Sprecher zu viel wird, und er giebt dann, in einer Anwandelung von Tugend, Befehl, die Lobby zu entfernen. Die Thürsteher erhalten strenge Weisung, Niemand zuzulassen, der dazu nicht berechtigt ist. Aber ein Ex macht dagegen geltend, daß er das „Privilegium der Höflichkeit" habe. Die Thürsteher sind zumeist bestochene Halunken (bribed rascals) und lassen, außer den Ex, auch andere Lobbyisten wieder ein. Da kommt Herr Driggs, und sofort wird die Thür weit aufgesperrt. Herr Driggs ist ein Ex; er wurde aus dem Congresse gestoßen, weil er Handel mit Cadettenstellen getrieben hatte, ist aber jetzt ein mächtiger Lobbymann. Da kommt Herr F. A. Bee, Mitglied des Eisenbahnsubsidienringes, der freilich in den höheren Sphären der Lobby keinen Zutritt hat, aber vor ihm wird die Thür noch viel weiter aufgesperrt. Er nahm einen Congreßmann am Arme und ging mit demselben ins Nest.

Von der Galerie herab sah ich, daß Herr Driggs Platz genommen hatte — wo? Auf dem Sessel des Herrn Dawes, der für den Leiter des Hauses gilt. Es ist keine Scham im Hause. Der Oberthürsteher, dann auch der Postmeister King und nicht minder der Sergeant at Arms Ordway gehören notorisch zu den ärgsten Agenten. King ist der allerunverschämteste; Ordway steht in der engsten Verbindung mit W. E. Chandler, der früher Secretär im Schatzamte war und jetzt bei einer ganzen Anzahl von Ringen und Projecten betheiligt ist.

Die, welche schon seit Jahren im Geschäft sind, werden als alte Hähne (old roosters) bezeichnet. Je älter sie sind, um so frecher treten sie auf; sie wissen aus Erfahrung, daß ein Lobbyist nothwendig eine eiserne Stirn haben müsse und sich um Anstand, Moral und dergleichen unnütze Dinge gar nicht bekümmern müsse. — Wade, der alte Exsenator von Ohio, arbeitet jetzt als Fürsprecher der Northern Pacificbahn und steht an der Spitze des corruptesten Ringes, welchen man in Washington jemals gesehen hat. Franchot macht in californischen Jobs, Schumaker in der Dampfschifffahrts- und außerdem in der Baumwollensteuer-Lobby; Eggleston hat das Departement des Brückenbaues im Westen; Kelsey macht in Allem, was gerade vorkommt und zu erschnappen ist; auf die Vertheilung der Patronage ist er nicht ohne Einfluß. Sidney Clark aus Kansas spielt eine Rolle im Indianerring und macht nebenher in Eisenbahnjobs; Jim Cavanaugh aus Montana hat alle Jobs in der Hand, welche sich auf den „Großen Westen" beziehen. Der Jowa-Ring gehört zu den schlimmsten; alle Senatoren und Exsenatoren aus diesem Staate sind Lobbyisten der allerniedrigsten und gemeinsten Art. Senator Harlan, der Exsenator Kirkwood und der neuerwählte Senator Allison betreiben Eisenbahn- und Landschenkungs-Jobs. Auf Schritt und Tritt kann man Leute sehen, die tief gesunken sind, und rechtschaffene Congreßmitglieder schaudern, wenn sie solchen Männern begegnen, welche das große, ununterrichtete Publicum für — achtbar hält!

Es gab eine Zeit, in der ein Congreßmann sich lieber den Arm hätte abhauen lassen, als daß er sich zum Werkzeuge gemeiner Speculanten oder auf Betrug ausgehender Ringe hergegeben hätte. Es gab Lobbies, und sie waren eben so corrupt, wie gegenwärtig; aber sie waren ohne amtliche oder halbamtliche Sanction.

Der Exgeneralpostmeister Randall betreibt mit Woodbridge Dampfschiffjobs; Eben C. Ingersoll von Illinois, ein Ex, ist das angesehenste Mitglied im „Heathen-Chinee-Club", in welchem sich die wahre Crême zusammenfindet, und wo man mit Congreßmitgliedern Poker (— ein amerikanisches Hazardspiel —) spielt; man läßt sie gewinnen, und diese Form der Bestechung ist jetzt sehr beliebt. Der Club hat elegante Zimmer bei Welckers, und die Lobbyleute können dort empfangen. Bis vor zwei Jahren wohnten sie gewöhnlich in Privathäusern und hielten offenes Haus. Dabei durfte eine anmuthige, hübsche Dame nicht fehlen, welche in der Unterhaltung glänzte, und wenn ein Job dadurch gefördert werden konnte, nicht gerade spröde war. Jetzt sind die weiblichen Lobbyisten etwas außer Mode gekommen.

Die ohnehin sehr mächtige und monopolistische Pennsylvania Railroad Company hat im Solde eine ganze Anzahl von Senatoren, Repräsentanten und Ex, welche für sie arbeiten und als Lohn bestimmte Summen beziehen.

Alles ist Job und nichts als Job!

Joseph Halévy's Reise in Arabien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

IV.

Der Sidd-el-Arem liegt in einer Felsschlucht des Gebel Balag. Die Ueberreste zeigen, daß dieser sogenannte „Damm von Saba" eigentlich ein Wasserbassin war, sehr ähnlich den halb natürlichen, halb durch Kunst vervollständigten Tanks (Cisternen) von Aden. Dieses Bassin empfing das Wasser des Regenbaches, der sich durch die Felsschlucht des Gebel Balag windet, ganz wie in Aden in Bezug auf die Regenbäche der Gebel Schamscham. Zur trocknen Jahreszeit wurde dann das Wasser dieses Bassins vermittelst Schleusen in Canäle abgelassen, von deren Steineinfassung man noch Spuren findet, eben so wie noch solche vom Bassin und selbst von den Schleusen vorhanden sind, Alles von meisterhafter Arbeit. Auf dem Hügel zur Seite hat sich ein antikes Gebäude beinahe vollständig erhalten. Es hatte wahrscheinlich einen Festungszweck. Die Arbeit ist so trefflich, wie sie unsere Zeit nicht besser hervorbringen könnte, aber jeder Kunstzierrath geht ihr ab. Es war eben lediglich eine Nützlichkeitsbaute.

Nachdem unser Reisender eine Nacht beim Sidd-el-Arem unter freiem Himmel zugebracht hatte, begab er sich am Mor-

gen nach dem eine halbe Tagereise westnordwestlich gelegenen Charibet Sirwah. Dies ist das berühmte Charibe, oder wie die Franzosen schreiben, Kharibé von Arnaud, in welchem Fresnel, durch die Namensähnlichkeit getäuscht, durchaus das Caripeta des Plinius wiedererkennen wollte. Aber zum Unglück für diese Hypothese ist Charibet gar kein Name, sondern bedeutet lediglich — „Ruinen". Es ist die allgemeine Bezeichnung aller Ruinenstädte im einstigen Sabäerland: Charibet Sud, Charibet Me'in, Charibet el Bedha u. s. w. Dem Namen einer jeden Ruinenstadt setzt man dieses Wort „Charibet" vor, das hier eine ganz ähnliche Rolle spielt, wie in Nordafrika, namentlich Tunesien, die Bezeichnung „Hanschir". Auf die Entdeckung des Caripeta des Plinius müssen wir also verzichten. Der Ort heißt Sirwah, und das Wort Charibet wird ihm nicht einmal immer vorgesetzt, wie man es denn auch bei anderen Ruinenstädten oft wegläßt.

Auf dem Wege nach Sirwah wieder ein unangenehmes Abenteuer. Zwei junge Araber aus Harib gesellten sich zu dem Reisenden und peinigten ihn während vier Stunden auf alle mögliche Weise, nahmen ihm sein Geld, zogen ihn bis aufs Hemd (so würden wir sagen, wenn er ein Hemd hätte tragen dürfen) aus, um nach versteckten Kostbarkeiten zu suchen, und erneuerten diese Nachforschung von Zeit zu Zeit, in der Hoffnung, doch noch etwas zu finden. Endlich langten sie in Sirwah an, wo die jungen Leute in ein Haus gingen und Brot verlangten, ein Beispiel, dem der ausgehungerte Kudsi folgte. Die widerwärtigen Reisebegleiter wollten ihn bereden, weiter mitzugehen, aber er rührte sich nicht, und so hatte er die Freude, endlich seine Peiniger allein abziehen zu sehen. Die Familie, bei der er eingekehrt war, hatte ihn mit Kälte aufgenommen. Da es Freitag war, so mußte er, um in seiner Rolle als strenggläubiger Jude zu bleiben, für den folgenden Tag einen Rasttag machen. In diesem Lande, wo die Religion Alles ist, sieht man lieber einen selbst andersgläubigen strengen Befolger seines religiösen Gesetzes, als einen Freidenker, und so wurden auch diese Araber, als Halévy sie um Erlaubniß bat, den Sabbath über bei ihnen bleiben zu dürfen, milder gegen ihn gesinnt, und gaben ihm Nahrung und Herberge. So groß ist in diesem Lande des Fanatismus die Macht der Starrgläubigkeit, daß man sie selbst bei fremden Religionen noch ehrt!

Hier in Sirwah war also, wie die Concordanz der Inschriften darthut, jene große antike Stadt, die Arnaud Kharibé genannt hat. Halévy fand in der That die Ruinen höchst bedeutend. Eine große Tempelruine mit einer Reihe von Säulen, die noch aufrecht stehen, führt im Volksmunde den Namen Arsch Bilgis, d. h. Thron der Bilgis oder Bilkis *), der fabelhaften angeblichen Gemahlin des Salomon, der Königin von Saba der Bibel. Als Halévy am Sonnabend früh hierhin zurückkehrte, um die Inschriften zu copiren, fand er da eine Menge Araber mit dem Auswaschen des Goldes beschäftigt, welches sich im Bett eines benachbarten Gießbaches im Sande findet. Ans Copiren durfte er vor diesen Zeugen nicht denken. Leider hielten auch einige Karawanen in der Nähe und deren Mitglieder faßten bald Verdacht. Sie unterwarfen ihn sofort einem höchst peinlichen Kreuzverhör, dem er erst nach einigen Stunden sich durch Flucht entziehen konnte. Auch in seiner Herberge hatte er Manches auszustehen, und zwar von einem Said aus der Stadt Schibwa in Hadhramaut, einem fanatischen Judenfeind, der ihn versicherte, daß in seiner Heimath, wie überhaupt in ganz Hadhramaut (im engern Sinne), jeder Jude, der sich dort zeigen und als solcher erkannt werde, gleich todtgeschlagen werden würde. Merkwürdigerweise verstand es Halévy, gerade diesem, ihm feindlich gesinnten Manne, und zwar in den gehässigen Kreuzverhören, welche derselbe mit ihm anstellte, doch manche werthvolle Notiz über seine Heimath zu entlocken.

Indessen, es war klar geworden, daß er in diesem Orte, wo er nur fanatischen Glaubenshaß und Verachtung fand, nicht bleiben konnte. Er wollte jedoch nicht gehen, ohne die zweite Hälfte der von Arnaud nicht ganz copirten Inschrift in einem alten, jetzt von einem Hirten bewohnten Hause aufgenommen zu haben. Wie unter einem Vorgefühl von der unangenehmen Scene, welche ihm jetzt bevorstand, hatte er die Vorsicht, vorher seine Papiere außerhalb der Stadt unter einem Mimosenstrauche zu verstecken. Nur mit einem Fetzen Papier und einem Bleistift, sorgfältig versteckt, wagte er sich nun in das Haus. Es ist von grobbehauenen Steinen gebaut und stößt dicht an das „Arsch Bilgis", dessen Säulen man vom Hofe sieht. Die Bewohner des Hauses waren mit dem Weben von Zelttüchern beschäftigt. Die Frauen wuschen im Hofe. Alle zeigten höchst widerwärtige Mienen, als der Reisende eintrat.

Halévy hatte kaum einen Blick ins Haus geworfen, als er, der Thür gegenüber, eine zweite, bisher unbekannte Inschrift entdeckte, viel größer als die, deren Hälfte Arnaud copirt hat. Schnell war er mit seinem Bleistift bei der Hand, aber kaum hatte er die Zeit, die zweite Linie zu copiren (die erste ist unleserlich), als er sich auf brutale Weise unterbrochen fand. Es waren neue Ankömmlinge, die in Marib von ihm gehört hatten, und natürlich nicht in vortheilhafter Weise. Sie fingen damit an, alle jene schändlichen Verleumdungen zu wiederholen, welche Musellil und der indische Renegat überall gegen die Europäer verbreiten. Sie überhäuften ihn mit Schimpfworten, die sie mit drohenden Geberden und selbst mit Gewaltthätigkeiten begleiteten. Schon stießen einige zwanzig Kehlen das todbringende Wort „Sahir" (Zauberer) aus. Die Frauen, dadurch vor Furcht wie wahnsinnig gemacht, heulten wie wahre Furien. Die Männer, die einen mit Luntenflinten, die anderen mit Zeltpflöcken bewaffnet, stürzten auf den Hülflosen zu, dessen Leben an einem Faden hing. Er wäre verloren gewesen, hätte er nicht in diesem kritischen Augenblicke seine volle Geistesgegenwart bewahrt. Er nahm seine Zuflucht zu dem Aberglauben, der einzigen moralischen Macht in diesem Lande des Fanatismus. Er stellte seinen Peinigern vor, daß der Mord eines Bürgers der heiligen Stadt Jerusalem nothwendig ihnen und ihren Familien Unglück bringen müsse. Die Wirkung dieser Worte war magisch. Sie stellten plötzlich ihre Angriffe ein und beratschlagten nun unter einander, was zu thun sei. Jetzt kommt ein Moment, wo wir wahrhaft den kaltblütigen Stoicismus Halévy's bewundern müssen. Er, der eben dem drohenden Tode wie durch Taschenspielerkunst entgangen war, während noch seine Todfeinde über sein Loos berathschlagten, was that er da? Er zitterte, zeigte sich rathlos? Gott bewahre! Er setzte sich ruhig hin und copirte die noch übrigen sechs Zeilen der Inschrift, so jenes Verbrechen vervollständigend, über welches seine Peiniger eben zu Gericht saßen. Aber so weit geht der heilige Eifer des wahren Mannes der Wissenschaft! Ich weiß nicht, ob ich dies nicht mehr bewundern soll, als manche Probe physischen Muthes, auf dem Schlachtfelde abgelegt.

Jetzt fielen aber die Quälgeister wieder über ihn her und entrissen ihm die eben copirte Inschrift, um dieselbe als corpus delicti dem Kadi von Sana vorzuzeigen, zu dem sie ihn mit einem aufgedrungenen Begleiter schicken wollten,

*) Dieses zweite k, das man gewöhnlich durch q wiedergiebt, wird in Südarabien stets wie g in „Gott, gut" ausgesprochen. In einer nicht streng wissenschaftlichen Schilderung folgen wir der Aussprache auch in der Schreibart.

damit er sein Schicksal im Sinne des moslemischen Fanatismus entscheide. Von Neuem wurde er nun auf dem Leibe durchsucht. Da man aber keine anderen Papiere bei ihm fand (er hatte sie, wie gesagt, versteckt), so wurden seine Richter etwas milder gegen ihn gestimmt. Ein seltsamer Zug dieser im Grunde nicht schlechten, aber durch den religiösen Fanatismus irregeleiteten Menschen; derselbe Fanatiker, der eben noch den Rädelsführer seiner Feinde gemacht hatte, schien nun wie von einem Gewissensbiß bewegt, und lud den Reisenden in zuvorkommendster Weise bei sich zum Frühstück ein!

Nach beendigter Mahlzeit übergab man den Delinquenten einem Araber aus Habaab, der sich nach Sana begab, indem man ihm empfahl, denselben nie aus den Augen zu lassen und ihn richtig in die Hände des Kadi von Sana zu überliefern. Aber dieser Mann hatte gar kein Interesse an der Sache. Er wünschte vielmehr, erst die Seinigen aufzusuchen, die in der Nähe wohnten, und ließ sich vom Reisenden, der ihn durch eine kleine Summe bestach, gern bereden, ihn ungestört allein ziehen zu lassen. Endlich war Halévy frei. Er benutzte seine Freiheit, um schnell zu seinem Versteck zu eilen und die dort verborgenen Papiere hervorzuholen. Dann machte er einen eiligen Marsch, um aus dem Bereich seiner Verfolger zu kommen. Die gerade Sana-Straße mußte er jetzt vermeiden, der Karawanen wegen. Er wandte sich deshalb südlich, vermied sogar die beduinischen Lagerplätze und brachte die Nächte im Freien, im Schutze der Felsen zu. Unglücklicherweise verirrte er sich am Morgen in das Dorf Harib, das auf einem Felsen liegt, der die eigenthümliche Form einer an einander gefestigten Säulenreihe annimmt. Von Harib nach dem steilen Bergpaß Negiil Schegaa fiel er abermals in die Karawane von Sana und gewahrte an deren Spitze zu seinem Schreck seinen Todfeind, den Antiquar Musellil, der ihn gleich erkannte und seine unausstehlichen Quälereien von Neuem anfing. Halévy wurde gezwungen, inmitten dieser Karawanengesellschaft vier Stunden lang zu bleiben. Man unterwarf ihn nie enden wollenden Kreuzverhören. Das Ende vom Liede war immer: „Du bist ein Europäer, ein Spion, ins Land gekommen, um es den Christenhunden zu überliefern; Du bist ein Ungläubiger, dessen Zweck es ist, die Heiligthümer des Islam zu profaniren“ u. s. w.

Diese brutalen Menschen zwangen ihn, mit ihrer Karawane weiter zu reisen, um ihn in Sana dem Kadi zu überliefern. Aber sie rechneten ohne den Wirth. Auf dem höchsten Punkte des steilen Bergsteiges Negiil Schegaa gelang es Halévy, der als Fußgänger leichter beweglich war, zu entschlüpfen, und nach einigen Stunden einsamer Wanderung in ein von Juden bewohntes Dorf des Wadi Scheraafa zu entkommen. Hier versteckte er sich, bis die Gefahr vorbei war, Musellil und seinen Helfershelfern zu begegnen.

Nun, von den Israeliten in Bezug auf den Weg orientirt, vermied er streng den Wadi Siee, die directe Straße nach Sana, sondern wandte sich jetzt entschieden südlich nach dem Beled Chaulaan, wo er nach fünfstündiger Wanderung die alte, jetzt sehr verfallene und ruinenhafte Stadt Tinaam erreichte. Früher war hier der Hauptsitz der kriegerischen Juden von Yemen, welche den Moslems die Spitze boten und sogar Sana bedrohten. Aber jetzt ist die Gemeinde wenig zahlreich und eine der unwissendsten von Yemen. In der Nähe, auf einem Hügel, liegt die Ruine der Stadt Sabal, die früher ausschließlich von Juden bewohnt gewesen sein soll.

Das Gebiet von Chaulaan ist, trotz seines gebirgigen Erdreichs, doch einer der am besten bebauten Landstriche von Südarabien. Dörfern begegnet man fast auf jedem Schritt. An Cerealien, Obst, Trauben ist Ueberfluß. Auch an Ueberresten antiker Städte scheint das Land reich zu sein. Die Bewohner aber huldigen einem finstern Fanatismus, der durch die unzähligen Scherife in seiner ganzen Schroffheit erhalten wird. Was noch diesen Fanatismus vermehrt, ist der Umstand, daß hier sich die Pilgerkarawanen nach Mekka versammeln. Auch war der Reisende in seiner jüdischen Tracht hier in jedem Dorfe Beschimpfungen und Mißhandlungen preisgegeben.

So kam er unter beständigen Verunglimpfungen endlich in das Städtchen Dan Salan, wo er sich bei Juden versteckte, den Moment abwartend, wann er unbemerkt die Stadt Sana betreten konnte. Dort erwarteten ihn die Verfolgungen des indischen Renegaten und Musellil's. Leider aber konnte er sich ihnen nicht durch die Flucht entziehen, denn nicht eher durfte er Sana verlassen, als bis seine stationenweise vertheilten Papiere alle dort angekommen waren. Dies dauerte sehr lange, viele Monate, während welcher Zeit er einige traurige Episoden zu bestehen hatte, immer durch Verfolgung seiner unerbittlichen Feinde. Endlich aber hatte er die Freude, alle seine Papiere wieder einmal in seiner Hand zu sehen, und nun verließ er schleunigst den Schauplatz seiner Leiden und kehrte erst nach Hodaida und von da nach Aden zurück, wo seine Reise bei allen Kennern das höchste Aufsehen und Erstaunen erregte.

Halévy's Rückkehr nach Europa fiel gerade in eine ereignißschwere Zeit, als Krieg, Commune, Politik alle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Dadurch kam es wohl, daß seine für Geographie und Epigraphik epochemachende Reise keineswegs die verdiente Beachtung fand. Die fast übergroße Bescheidenheit des Reisenden trug auch dazu bei, daß sein Licht unter den Scheffel gestellt wurde. Indeß, Halévy ist eine zu gediegene Natur, der es nicht auf den eiteln Ruhm des Zeitungslobes und der „Aufpuffung“ ankommt, wie so vielen Anderen. Die wahren Freunde der Forschung über Arabien und die Kenner seiner Geographie und Epigraphik werden trotzdem nicht ermangeln, den Namen des Reisenden an den des großen Forschers des vorigen Jahrhunderts, Niebuhr's, würdig anzureihen.

Zur Kennzeichnung der alten Friesen.

F. K. Es ist wohl nicht unstatthaft, die Leser des „Globus“ dann und wann auf das Leben, die Sitten und die Gebräuche unserer Altvorderen hinzuweisen. Ein Vergleich mit der Gegenwart drängt sich dabei ganz von selbst auf; man sieht, welche radicalen Umwandelungen im Laufe eines Jahrtausends stattgefunden haben. Die nachstehenden Angaben über die Blutrache und das Wergeld bei den alten Friesen sind auch ein Beitrag zur Völkerkunde.

War bei denselben ein Mord verübt, so hatte der nächste Blutsverwandte des Erschlagenen das Recht oder

vielmehr die Pflicht, den Tod desselben zu rächen, indem er Blut mit Blut sühnte. Doch konnte die Blutrache, im Fall der Mörder entkam und der Rächer dadurch befriedigt war, abgekauft werden. Der Thäter bezahlte alsdann das sogenannte Wergeld oder den Werth des einzelnen Menschen, wie ihn die Gesetze mit großer Genauigkeit bestimmt hatten. Wer einen Adaling (Edlen) erschlug, mußte 80 Schildlinge zahlen oder sich durch 11 Eideshelfer frei schwören, wenn die That nicht erwiesen war. Auf den Mord eines Freien standen $53\frac{1}{3}$ Schildlinge und auf einen Leten (Halbfreien) $26\frac{2}{3}$ Schildlinge. Die noch niedriger stehenden Sklaven konnten zu keinem Eide zugelassen werden und waren frei, ja im friesischen Gesetzbuche heißt es davon also:

„Wenn Einer den Sklaven eines Andern erschlägt, so soll er den vollen Werth desselben ersetzen, und ebenso soll es gehalten werden mit dem Pferde, dem Rinde, dem Schafe, der Ziege, dem Schweine und überhaupt mit allen lebenden Wesen, welche zum Gebrauche des Menschen dienen.“ Ebenso heißt es an einer andern Stelle: „Wenn Jemand einen Sklaven oder eine Sklavin, ein Pferd, ein Rind, ein Schaf oder anderes Thier geraubt hat, so soll er es zum vollen Werth bezahlen.“

Aber nicht für den Todtschlag allein mußte ein Wergeld bezahlt werden, auch für jegliche Körperverletzung war die Buße genau bestimmt. In dem Gesetze heißt es darüber: „Wenn Einer dem Andern ein Ohr abschneidet, so soll er zwölf Schildlinge bezahlen, für die Nase dagegen doppelt so viel. Wer die obere Stirnrunzel mit einem Hiebe quer durchschlägt, soll für diese That mit zwei Schildlingen büßen; die Strafe für die untere Stirnrunzel beträgt vier. Das Ausschlagen eines Vorderzahnes ist mit zwei Schildlingen bedrohet, eines Augenzahnes mit drei und eines Backenzahnes mit vier.“

Wer Jemand durch einen Hieb auf den Kopf oder an einem andern Theile des Körpers schwer verletzte, so daß ein Stück vom Knochen bloßriß und herausging, so nahm man den Knochensplitter und warf ihn auf einen Schild. Wenn der Splitter alsdann einen so lauten Ton von sich gab, daß man ihn auf zwölf Fuß Entfernung hören konnte, so mußte der Thäter 36 Schildlinge bezahlen. Bei mehreren Splittern wurde jeder einzelne geprüft und bestraft.

War man zweifelhaft, wer den Todtschlag verübt hatte, so war es demjenigen, der das Rächeramt übernommen, und dessen Freunden gestattet, bis zu sieben Männer wegen des Todtschlags vorzufordern, doch mußte er zuvor schwören, nur einen Verdächtigen angeben zu wollen. Diese sieben Männer konnten sich jedoch durch einen Eid von der Anklage reinigen. Später, nachdem der Eid geschworen war, gingen sie zusammen in die Kirche, oder wenn keine solche in der Nähe war, so wurden Reliquien zu Zeugen genommen, und nun mußten die sieben Angeklagten das Loos werfen. Die Würfel zu dieser Handlung waren aus Weidenholz geschnitten, der eine davon trug das Bild des Kreuzes, der andere nicht. Diese warf man auf ein weißes Wolltuch, welches entweder über den Altar oder über die Gebeine von Heiligen ausgebreitet war. Die Umstehenden riefen Gott an, daß er die Wahrheit ans Licht bringen möge, während ein Priester oder ein schuldloses Kind unbesehen einen der Würfel fortnehmen mußte. Hielt der Priester oder das Kind den gezeichneten Würfel empor, so gab Gott dadurch ein Zeichen, daß der Mörder nicht unter den Angeklagten sei, im andern Falle aber stand es fest, daß einer derselben die That vollbracht habe. Um nun aber den Mörder herauszufinden, mußte Jeder der Angeklagten einen neuen Würfel nehmen und darauf ein eigenes Zeichen machen. Diese wurden wiederum auf das Tuch geworfen, der Priester oder der Knabe nahmen mit verbundenen Augen einen nach dem andern weg, und dessen Würfel zuletzt liegen blieb, war der Schuldige und mußte das Wergeld bezahlen.

War durch das Aufheben des mit dem Kreuze bezeichneten Würfels erwiesen, daß der Mörder nicht unter den sieben Angeklagten zu finden sei, so durfte der Erbe des Erschlagenen andere sieben Männer anklagen, mit welchen eben so verfahren wurde; fand sich auch darunter der Schuldige nicht, so konnte er keine neue Anklage erheben.

Erschlug ein Sohn seinen Vater, so wurde ihm nur die Erbschaft abgesprochen. Hatte Jemand seinen Bruder erschlagen, so mußte er dem nächsten Erben desselben das volle Wergeld bezahlen, und war kein solcher vorhanden, so wurde es dem Könige entrichtet.

Geschah ein Todtschlag am königlichen Hofe, in der Kirche, an einem königlichen Gesandten, oder an einer Geisel, so wurde das Wergeld neun Mal erhöht, und das war die schwerste Strafe für den freien Mann. Selbst der begütertste Adelige war nicht im Stande, eine solche Buße zu entrichten, und diese zog daher unbedingt die Sklaverei nach sich. Ohne Wergeld durfte jedoch der Gegner im Kriege getödtet werden, der Ehebrecher, der beim Einbruche ertappte Dieb, der Mordbrenner, der Heiligthumsschänder und endlich das neugeborene Kind, welches noch nichts genossen hatte. Dieser heidnische Gebrauch blieb selbst noch nach Einführung des Christenthums gesetzlich in Kraft, wovon folgende Sage den Beweis liefert:

Einer der eifrigsten Prediger Karl's des Großen war Liudger, den er 791 zum Bischof von Mimigardevort an der Aa ernannte. Liudger's Mutter hieß Liafburch. Als diese geboren wurde, erzürnte sich ihre Großmutter gar sehr darüber, daß sie nur Enkelinnen haben sollte, und gedachte daher, das Kind nach heidnischem Brauche zu tödten. Darum sandte sie frühzeitig einige Männer aus, welche das Kind holten, noch ehe es etwas genossen, und sich dadurch ein Anrecht auf das Leben erworben hatte. Ein Sklave trug das kleine Wesen zu einem Gefäße mit Wasser und warf es hinein, aber das neugeborene Kind streckte die Aermchen aus und hielt sich an dem Rande des Gefäßes. Voll Mitleid sah dies eine Frau, und noch ehe der Sklave ihr Vorhaben hindern konnte, hatte sie das Kind aus dem Wasser gezogen und lief mit demselben in ihr Haus, indem sie die Thür hinter sich zuwarf. Als nun der Sklave kam, es wieder zu holen, da sah er, daß das Kind bereits Honig genossen hatte, und ließ es der Frau, nachdem diese ihm das Versprechen gegeben, es Niemandem zu verrathen.

Nach dem Tode der Großmutter wurde Liafburch ihrer Mutter wieder zurückgegeben, und sie war es, welche ihren Sohn Liudger aussandte, den Heiden das Christenthum zu predigen.

Menschen und Pflanzen in der peruanischen Provinz Loreto.

Nach **Ant. Raimondi** von **A. Ernst.**

I.

Die im nordöstlichen Peru liegende Provinz Loreto hat eine Ausdehnung, die fast der Hälfte der ganzen Republik gleichkommt. Ihre Grenzen sind nicht scharf bestimmt, doch liegt sie im Allgemeinen zwischen Ecuador, Neu-Granada, Brasilien und den peruanischen Departements Cuzco, Ayacucho, Junin, Libertad und Amazonas. Die Hauptstadt heißt Moyobamba; andere Ortschaften sind Tarapoto, Tocache, Juancuy, Yurimaguas, Jeveros, Nauta, Loreto und Sarayacu.

Dieses interessante Gebiet ist seit vielen Jahren Gegenstand der unermüdlichen Forschungen des Professors Antonio Raimondi aus Lima, der in dem Anhange zu der von Mateo Paz Soldan 1862 zu Paris in spanischer Sprache publicirten Geografia del Perú eine übersichtliche Beschreibung der Provinz gegeben hat. (Seite 593 bis 713.) Nach dieser Quelle habe ich die nachstehende Mittheilung bearbeitet, die für die Leser des „Globus" nicht ohne Interesse sein wird. Eigene Bemerkungen habe ich in Klammern eingeschlossen.

I. Menschen.

Die Provinz Loreto unterscheidet sich durch ihre Bevölkerung von dem übrigen Peru. Vor der spanischen Eroberung wurde sie ausschließlich von wilden Horden bewohnt, welche der Herrschaft der Inkas nicht unterworfen waren. Heute ist ein Theil derselben leidlich civilisirt, während andere allerdings noch in ihren primitiven Verhältnissen geblieben sind. Die Zahl der aus anderen Gegenden gekommenen Einwanderer ist zwar nicht bedeutend, hat aber dennoch zur Bildung mehrerer Mischracen Anlaß gegeben.

Die getauften Indianer nennt man in Peru Indios reducidos, die anderen Indios infieles oder schlechtweg Infieles. Sie bilden zahlreiche Stämme mit unter sich verschiedenen Sprachen. Die erstgenannten sprechen jedoch auch meist das Quichua und einige wenige verstehen selbst etwas Spanisch. Die weiße Bevölkerung redet spanisch; nur wenige sind des Quichua mächtig.

Im District der Hauptstadt Moyobamba (eigentlich muyuc-pampa, d. h. kreisrunde Ebene) sind die meisten Einwohner Mestizen von leidlich weißer Hautfarbe und regelmäßigen Gesichtszügen; einige haben sogar blonde Haare. Sie sind im Allgemeinen intelligent, doch ohne allen Unterricht. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Anfertigung von Strohhüten, die aber nicht aus Stroh, sondern aus den in schmale Streifen getheilten Blättern einer Pandanee, der Carludovica palmata (Ruiz et Pavón) geflochten werden. Diese Pflanze ist in Moyobamba unter dem Namen Bombonaje bekannt, und findet sich ebensowohl wild wachsend als angebaut in der ganzen Umgegend. Der Indianer arbeitet während des Tages und bringt am Abend die fertigen Hüte nach den Läden der Händler, die für das Stück einen bis zwei Thaler*) bezahlen, und sie dann in Ballen von 25 bis 30 Dutzend verpacken, die ungefähr 85 Pfund wiegen und gegen das Eindringen des Wassers sehr sorgfältig geschützt sind. Dieselben werden durch Lastträger nach den Flußhäfen von Balsapuerto, Juan Guerra und Chassuta gebracht, von wo sie nach Brasilien gehen. Dort wird das Dutzend Hüte zu 30 bis 36 Thalern verkauft. Die ganze Industrie gewährt geringen Verdienst und schadet nebenbei auch der Entwickelung des Ackerbaues, wie sie zugleich durch die anhaltende kauernd-sitzende Körperhaltung der oft jugendlichen Flechter die physische Ausbildung derselben beeinträchtigt. Da sie alle leidenschaftliche Liebhaber der Jagd sind, so wird das erste verdiente Geld sofort für eine alte Flinte, Pulver und Schrot ausgegeben.

Auch im District Tarapoto giebt es eine ziemlich große Anzahl von Weißen und Mestizen; doch neben ihnen unvermischte Eingeborene vom Stamme der Suchiche, zu denen noch die im Gebiete von Moyobamba wohnenden Lamas zu rechnen sind. Beide Stämme wurden 1650 durch D. Martin de la Riva unterworfen. Sie bedienen sich bei der Jagd kurzer vergifteter Pfeile und eines Blaserohrs (cerbacana).

An den Ufern des Huallaga in den Districten von Tingo Maria (Tingo oder Tincu ist ein Quichua-Wort, welches Zusammenfluß bedeutet) und Pachiza wohnen zwei verschiedene Stämme, die seit 1676 unterworfen sind, nämlich die Cholones und Hibitos, jeder mit eigener Sprache. Vom Christenthume haben sie nichts als den Namen; sie sind allerdings getauft, haben aber an ihren alten Sitten und abergläubischen Gebräuchen festgehalten. Ihr Lieblingsgetränk ist der Masato, dessen Bereitungsweise weiter unten bei den Pflanzen beschrieben werden soll. Sie bemalen den Körper mit dem blauschwarzen Fruchtsafte des Huito (auch Jagua genannt, es ist die Genipa oblongifolia, R et P.) und dem rothen Farbestoff des Achiote (Bixa orellana, L.). Als Kleidung tragen sie ein kurzes Hemd und ein eben solches Beinkleid, beide aus einem ordinären Baumwollenzeuge gefertigt, welches Tocuyo genannt und mit einer Art einheimischen Indigos blau gefärbt wird. Sie sind träge wie alle Indianer und gute Jäger mit vergifteten Pfeilen und Blasrohren. Das Gift erhandeln sie von den Lamas.

Die Jeveros im Districte desselben Namens sind seit 1517 (?) unterworfen. Sie haben ihre eigene Sprache, kennen aber auch das Quichua, und da viele als Dienstboten nach Moyobamba gehen, haben sie auch einige Kenntniß der spanischen Sprache erworben. Es ist ein kräftiger, gelehriger und arbeitsamer Menschenschlag von nicht unangenehmen Gesichtszügen, dem meist alle Feldarbeiten in der ganzen Provinz angehören. Zugleich sind sie vortreffliche Lastträger, die mit einem Centner beladen ohne die geringste Schwierigkeit auf den schlechtesten Wegen vorwärtsschreiten. Die Männer bekleiden sich mit einem Beinkleid und einem kurzen, kaum den Rücken bedeckenden Hemd aus Baumwollenzeug. Die Weiber bedienen sich nur eines Tuches, Pampanilla genannt, welches sie um den Unterleib wickeln; während der Oberkörper entweder ganz entblößt bleibt oder von einem Mäntelchen bedeckt wird, das so eingerichtet ist, um in ihm vorn die kleineren Kinder tragen zu können.

Im Gebiete von Jurimaguas sind namentlich die Cocamillas im Flecken Laguna zu nennen. Sie sind ausge-

*) Der peruanische Peso oder Thaler ist 5 Franken werth, also ungefähr $1\frac{1}{3}$ preuß. Thaler.

zeichnete Bootsleute, die alle gefährlichen Stellen des Huallaga genau kennen. Ihre Tracht gleicht der der Cholones, ist aber aus weißem Zeuge. (Da das Wort milla im Quichua schmutzig, ekelhaft bedeutet, sind sie wahrscheinlich auch in diesem Sinne ausgezeichnet.)

In der Umgegend von Nauta wohnen drei unterworfene Stämme, jeder mit seiner Sprache: Llameos, Cocamas und Amaguas. Die Cocamas wurden zuerst unterworfen, 1681 unterwarfen sich die anderen beiden Stämme freiwillig. Sie sind fast alle Flußschiffer. Die Llameos und Amaguas lieben blaue Kleiderstoffe, die Cocamas weiße oder schwarze. Bei der Jagd bedienen sie sich des Blaserohrs; Fische (wie der Vastus gigas, Cuv.) und der Manati (Manatus americanus, Cuv.) werden von ihnen mit einer Art hölzerner Harpune erlegt, welche Fisga genannt wird.

Mehrere theils wilde, theils unterworfene Stämme bewohnen die Districte Iquitos, Pebas und Loreto. Zu ihnen gehören die Iquitos, Pebas, Yaguas, Orejones, Ticunas und Mayorunas. Die unterworfenen bekleiden wenigstens den Unterkörper, während die wilden Stämme sich mit einer Bedeckung der Geschlechtstheile begnügen, dagegen ihr Gesicht mit schwarzen Linien bemalen. Ihre Waffen sind Lanzen und vergiftete Pfeile. Die Yaguas tragen einen Schurz aus der Rinde des Llanchama, scheeren das Haar kurz und schmücken den Kopf mit Federn; einige tragen auch Arm- und Halsschmuck. Die Orejones lassen das Haar lang wachsen und durchbohren die Ohrlappen. Die Oeffnung wird nach und nach durch immer größere Holzstückchen erweitert, so daß das Ohr bei manchen Individuen bis auf die Schulter herabhängt, ein Umstand, dem sie ihren Namen (orejones, d. h. Großohren) verdanken. Einige tragen auch Holzstückchen quer durch den durchbohrten Nasenknorpel geschoben.

Die Ticunas gehen mit Ausnahme eines Schurzes unbekleidet; sie schneiden das Haar über der Stirn kurz, lassen es aber an den Seiten lang herabhängen. Als Schmuck brauchen sie Halsbänder aus Tiger- oder Affenzähnen und Armverzierungen aus Federn; sie bemalen auch ihr Gesicht mit allerlei Figuren.

Die letztgenannten Stämme bereiten aus dem Safte des Pani (Cocculus toxicoferus, Wedd.) und des Ramu (Strychnos Castelnaeana, Wedd.) ein vielgesuchtes Pfeilgift. Bei den Orejones heißt die erste Pflanze Bobugo, die zweite Taratu. Das Gift wird in kleinen irdenen Gefäßen, die etwa eine Unze (ungefähr 30 Gramme) halten, verkauft, und kostet ein solches einen spanischen Thaler.

In der Umgegend von Cochiquinas und Loreto haben die Mayorunas ihre bis an den Ucayali sich erstreckenden Wohnsitze. Sie tragen langes Haar und kleine Holzstückchen oder Federn in der durchbohrten Unterlippe. Als Waffe führen sie Lanzen und vergiftete Pfeile. Die Fischer des Ucayali fürchten sie sehr und schlafen daher nie am rechten Ufer dieses Flusses, um nicht nächtlichen Ueberfällen der Mayorunas ausgesetzt zu sein.

Am Marañon zwischen dem Pongo von Manseriche und der Mündung des Pastaza leben die Jibaros, die sich in die Stämme der Muratos, Huambisas, Aguarunas und Antipas scheiden. Sie sind ein wohlgebauter Menschenschlag, kriegerisch und der Lanze kundig. Die Aguarunas wurden erst 1859 bei Gelegenheit der Expedition des Bischofs von Chachapoyas entdeckt und sind jetzt unterworfen. Da einige von ihnen des Quichua kundig waren, wird angenommen, daß sie schon früher in einem Abhängigkeitsverhältniß zu den Inkas standen.

Eine große Zahl wilder Stämme schweift an den Ufern des Ucayali und seiner Zuflüsse herum, so z. B. die Piros, Campas, Amahuacas, Remos, Conibos, Setebos, Sipibos und Caschibos. Mit Ausnahme der letzteren bekleiden sich alle mit einem langen Sacke, der aus inländischem Baumwollenzeuge gefertigt wird und Cusma heißt.

Die in den Gebirgen von Cuzco lebenden Piros nennt man gewöhnlich Chontaquiros, an anderen Punkten führen sie den Namen Simirinches. Sie sind tapfer und wandern darum furchtlos durch das ganze Gebiet des Ucayali und tauschen von den Weißen Eisenwaaren, Baumwollenzeug, Angelhaken u. s. w. gegen Wachs ein, das sie in den Wäldern aufsammeln. Ihr Hauptwohnplatz ist Santa Rosa de los Piros am Zusammenfluß des Tambo mit dem Urubamba. Sie verdanken den Namen Chontaquiros dem Gebrauch, ihre Zähne mit dem Safte einer nicht bekannten Wurzel schwarz zu färben, denn Chonta heißt im Quichua schwarzes Palmenholz, und quiru bedeutet Zahn. Derselbe Gebrauch existirt bei den Setebos, Sipibos und Conibos. Die Piros sind an ihrer nicht sehr langen schwarzen Cusma leicht kenntlich.

Die Campas werden auch Antis genannt und wohnen zwischen dem Urubamba, den Bergen von Cuzco, dem Chanchamayo und den Bergen von Tarma. Sie sind eine ziemlich zahlreiche, starke und kriegerische Nation, die sich von den Piros durch ihre Sprache, schöne weiße Zähne und die gelbliche, bis auf die Knöchel fallende Cusma unterscheidet. Ihre Sprache ist durch Vocalreichthum angenehm; als Sonderbarkeit derselben wird erwähnt, daß die Namen aller Körpertheile mit N beginnen, während in der Sprache der Piros das W eine ähnliche Rolle spielt. Die Campas vom Chanchamayo sind sehr feindselig gegen die Weißen, da sie mehrfach von diesen angegriffen wurden; dagegen sind die am Urubamba wohnenden friedfertiger.

Die Amahuacas leben vorzugsweise zwischen dem Tamaya und Sipahua. Sie sind ein intelligenter friedlicher Stamm, der aus letzterm Grunde vielfach den Ueberfällen seiner kriegerischen Nachbaren ausgesetzt ist. Einige von ihnen gaben Raimondi Nachricht von einem im Innern lebenden Negerstamme, mit dem sie auf friedlichem Fuße stehen und den der genannte Reisende für eine Colonie flüchtiger brasilianischer Sklaven hält.

Ebenso friedfertiger Natur sind die Remos, unter denen der Pater Calvo 1859 die Mission Callaria gründete, um sie gegen die Einfälle der Conibos zu schützen. Die wilden Remos tättowiren ihr Gesicht, indem sie zuerst die Haut mit scharfen Dornen punktiren und dann den Ruß, der verbrennendes Copalharz bildet, hineinreiben, ein Gebrauch, welchen kein anderer Stamm in der ganzen Provinz kennt.

Die Setebos, Sipibos und Conibos sind schwer zu unterscheiden, da sie alle einen kaffeebraunen Cusma tragen, die Zähne färben und dieselbe Sprache, das Pana, reden. Sie durchbohren die Nasenscheidewand, um eine kleine, auf die Oberlippe herabhängende Silberplatte daran aufzuhängen. Ihre Hauptsitze liegen zwischen den Mündungen des Pachitea und Ucayali. Bei den Conibos herrscht der auch anderweitig bekannte Gebrauch, den Kopf neugeborener Kinder durch ein gegen die Stirn und ein anderes gegen den Hinterkopf festgebundenes Brettchen zu comprimiren und somit eine nach oben gehende Verlängerung des Schädels zu bewirken. Die Haut der Erwachsenen ist sehr rauh und fast schuppig, was Folge einer unter ihnen endemischen Hautkrankheit ist, wozu aber auch die vielen Insektenstiche mit beitragen mögen. Sie leben in Polygamie, die weniger in besonders großer Neigung zu geschlechtlichen Ausschweifungen, als vielmehr in dem Mangel an Arbeit leistenden Hausthieren und in der eigenen Trägheit ihren Grund hat.

Die Caschibos sind die unzugänglichsten und wildesten Bewohner des Ucayali. Sie tragen eine kaum den Unterleib bedeckende Cusma und gelten für Anthropophagen, wenigstens wird berichtet, daß sie die alten Leute ihres Stammes verzehren. Wenn dies richtig ist, so dürfte es vielleicht mit gewissen religiösen Vorstellungen zusammenhängen und nicht als Cannibalismus zu bezeichnen sein. So erzählt Osculati, daß ein getaufter Mayoruna sich in der Sterbestunde darüber beklagte, daß ihn nicht seine Stammgenossen, sondern die Würmer verzehren würden. Die friedlichen Bemühungen des Pater Calvo sind auch unter den wilden Caschibos nicht ganz erfolglos geblieben, und schließt Raimondi hieraus mit Recht, daß die Civilisirung (?) aller Indianer möglich ist, wenn man das Werk nur nicht mit Pulver und Blei anfängt. Er empfiehlt, dem Wilden eine Reihe kleiner Bedürfnisse zu schaffen, die er selbst nicht befriedigen kann, wie dies durch Vertheilung von Angelhaken, Feuerstählen, Nadeln, Messern, Beilen u. s. w. und Unterweisung im Gebrauch dieser Dinge geschieht. Wie die Indianer über die Taufe denken, beweist folgende von ihm mitgetheilte Anekdote. Man hatte in Sarayacu einem Indianer, der sein Kind zur Taufe brachte, einige Angelhaken und ein kleines Messer geschenkt. Am folgenden Tage erschien er wieder und verlangte, sein Sohn sollte noch einmal getauft werden, damit er bei der Gelegenheit von Neuem beschenkt werde.

Die Sprache der Caschibos ist dem Pana verwandt, welches letztere die allgemeine Sprache am Ucayali ist. Sie ist durchaus verschieden vom Quichua. Ihre Aussprache wird durch starke Hauch- und Kehllaute erschwert, auch kommen Schnalzlaute vor. (Nach ihrer Construction gehört sie zu den holophastischen Sprachen, so genannt, weil sie den sonst in einem Satze ausgedrückten Gedanken in eine einzige Wortform zusammenfassen. Lieber hat dieses in ihnen lebendige Princip sehr treffend mit dem Worte Incapsulation bezeichnet.) So bedeutet im Pana eingeschobenes ma bei einem Verb, daß ein Anderer die betreffende Handlung verrichten soll, z. B. piqui, essen; und pimaqui, veranlassen, daß ein Anderer ißt.

Alle Stämme der Provinz Loreto haben ein unvollkommenes Zahlsystem; einige zählen nur bis 3, andere bis 4 oder 5, und gebrauchen für höhere Zahlbegriffe entweder die Finger, oder das Wort viel. Die Jeveros zählen bis 5 und haben die ihnen fehlenden Wörter aus dem Quichua entlehnt. Ihre eigenen Zahlwörter heißen: alaza (1), catuta (2), kala (3), ingatu (4), aleyticlon (5); dann geht es auf Quichua weiter: sokta (6), canchis (7), pusak (8), iscon (9) und chunga (10). Bis 15 gebrauchen sie Zusammensetzungen aus diesen beiden Elementen: chunga alaza (11), chunga catuta (12), chunga kala (13), chunga ingatu (14), chunga aleyticlon (15). Die nachfolgenden Zahlwörter sind wieder Quichua; doch wird 20 durch catuk chunga, 30 durch cala chunga u. s. w. bezeichnet.

Die Gesammtzahl der in der Provinz wohnenden wilden Indianer beträgt nach Raimondi's Schätzungen 30,000 bis 40,000. Früher mögen es mehr gewesen sein; doch sind sie durch wiederholte Epidemien sehr reducirt worden. Der Pater Pallarez wandte 1854 ein seltsames Mittel an, um die rechts am Ucayali zwischen Sarayacu und dem Tambo wohnenden Stämme zu zählen. Er nahm eine kleine Drehorgel mit sich, und während er vor den zu den ungewohnten Klängen herbeigeeilten Naturkindern seine lustigen Stücklein aufspielte, zählte er möglichst genau sein Auditorium. Er fand hierdurch die Zahl von 1830 Indianern, nämlich 709 Männer, 699 Weiber und 422 Kinder. Ein curioses Beispiel, wie auch ein Leierkasten für den Dienst der Statistik verwandt werden kann!

Die Zahl der Indios reducidos beläuft sich auf 45,000, so daß sich eine Totalbevölkerung von 80,000 bis 90,000 ergiebt.

Aus allen Erdtheilen.

Aus den Protocollen des Bremer Vereins für die Polarfahrten.

Eine Ueberwinterung auf Nowaja Semlja. — Rink über Heimath und Abstammung der Eskimos. — Kraus über die Heimath der hochnordischen Treibhölzer.

In der jüngsten Sitzung des Vereins wurden einige interessante Mittheilungen gemacht. Nachrichten aus Archangel zufolge hat ein dortiges Fischereigeschäft die Absicht, durch einige ihrer Leute eine Ueberwinterung auf Nowaja Semlja zu versuchen. Zu diesem Versuch sende jenes Geschäft fünf Männer, Anwohner der dortigen russischen Küsten, ab und lasse zu dem Zwecke ein eigenes Winterhaus bauen. Für die glückliche Durchführung der Ueberwinterung werden alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln, welche die Erfahrung der neuesten Polarreisen, namentlich hinsichtlich des Proviants, an die Hand geben, getroffen. Bekanntlich überwintern noch jetzt öfters englische und amerikanische Schiffe behufs des Fischfanges an den Polarküsten Nordamerikas, namentlich in der Cumberlandbai. Im April 1873 soll von Archangel ein Fahrzeug nach Nowaja Semlja gehen, um die Leute wieder abzuholen. Den Nachrichten zufolge scheinen in der Hauptsache nur gewerbliche Zwecke (Fischerei und Jagd) mit dieser Unternehmung verfolgt zu werden.

Aus Frankreich ging die Nachricht ein, daß dort ebenfalls eine Polarfahrt zur Forschung und Fischerei unter dem Commando des norwegischen Capitäns Mack beabsichtigt werde. Näheres sei darüber noch nicht bekannt geworden.

Dr. Hartlaub berichtete über eine von Herrn H. Rink in Kopenhagen, dem Autor des bekannten Werkes über Grönland, verfaßte ethnographische Abhandlung über Heimath und Abstammung der Eskimos. Rink macht in dieser Schrift darauf aufmerksam, man habe bisher in der Forschung nach dem Ursprunge der Eskimos vor Allem darin gefehlt, daß man immer nur die eine oder andere der dabei in Betracht kommenden Fragen, entweder die physische Bildung der Eskimos, ihre Sagen oder ihre Sprache berücksichtigt habe. Wenn man zu einer richtigern Erkenntniß gelangen wolle, sei es die erste Vorbedingung, daß man diese Punkte zusammen berücksichtige. Rink meint, daß das zur endgültigen Entscheidung erforderliche Material noch nicht in hinreichendem Maße gewonnen sei. Nach Allem jedoch, was bis jetzt vorliege, glaube er zu dem Schlusse berechtigt zu sein, daß die Eskimos und die nordamerikanischen Indianer, besonders die der Nordwestküste, eines und desselben Ursprungs seien. (— Was uns wenig wahrscheinlich dünkt. —) Mit den letzteren zeigten sie entschieden die größte Uebereinstimmung. Die Eskimos bewohnen die Küsten des Eismeeres, Grönland, Labrador, bis zur Beringsstraße, die Aleuten und gegen 100 Meilen der Polarküste von Asien. Rink glaubt den Ansichten derer, welche die Eskimos für Asiaten halten, entschieden entgegentreten zu müssen. (— Sie sind eine besondere

circumpolare Race mit besonderer Sprache. —) Er legt besonderes Gewicht auf die Frage, was die Eskimos, welche (— besser, von denen viele —) offenbar ursprünglich südlicher gewohnt hätten, veranlaßt haben könne, so weit nördlich zu gehen, und beleuchtet die Umstände, welche sie gezwungen haben mögen, nördlichere Gegenden aufzusuchen. Merkwürdig sei die Unveränderlichkeit des Eskimostammes, dessen Eigenthümlichkeiten in tausend Jahren dieselben geblieben seien.

Professor Krauß hatte sich die Aufgabe gestellt, das Vaterland der Treibhölzer zu ermitteln, welche die zweite deutsche Nordpolexpedition an der ostgrönländischen Küste aufgefischt hatte. Mit einer solchen Feststellung war selbstverständlich eine Basis für Schlüsse auf die Meeresströmungen in jenen Regionen gewonnen. Die Untersuchung des Baues und der Weite der Jahrringe ergab, daß die Hölzer nur im hohen Norden gewachsen sein konnten. Nach mikroskopischer Prüfung stellten sich zweiundzwanzig Exemplare als Nadelhölzer heraus, und von den drei übrigen gehörten zwei der Gattung Alnus, die dritte wahrscheinlich der Gattung Populus an. Alle Coniferen zeigten gleichen Bau, und zwar den der Gattungen Picea oder Larix. Auch zwischen diesen beiden Formen wurde für die große Mehrzahl der Exemplare eine differentielle Eintheilung möglich, und zwar durch kleine noch vorhandene Rindenfragmente. Das Ueberwiegen der Lärche weist mit Sicherheit auf Sibirien als Mutterland dieser Treibhölzer hin, und die Stammpflanzen müßten Larix sibirica, Picea obovata, Alnus incana und Populus tremula sein. Das Resultat dieser Untersuchung ist ein in doppelter Hinsicht interessantes. Hinsichtlich der Meeresströmungen bestätigt es die von Dr. Petermann vertretene Ansicht (Geographische Mittheilungen 1870, S. 230) von der sibirischen Abstammung der arktischen Treibhölzer überhaupt und die sich daraus herleitenden Consequenzen. Pflanzengeographisch betrachtet ermöglicht es die Erklärung der factischen Verwandtschaft der grönländischen Flora mit der arktischen des alten Continents und dient der jüngst von Grisebach ausgeführten Hypothese von der Bevölkerung Grönlands durch sibirische Pflanzen zu glänzender Bestätigung.

Das Land im Osten des Jordan.

Herr Dr. Richard Kiepert in Berlin war so freundlich, uns folgende Mittheilung einzusenden:

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Berichtigungen zusende über die ostjordanischen Landschaften, deren Charakter in Nr. 12 Ihres „Globus" etwas zu schön dargestellt wurde (XXI, S. 186). Herr Missionär Klein wurde durch die „herrlichen Eichen- und Fichtenwälder des alten Gilead an den heimischen Schwarzwald erinnert". Ich habe im April 1870, einem ziemlich feuchten Jahre, ebenfalls dieses Gebiet nach verschiedenen Richtungen durchzogen, aber nirgends Fichtenwälder gesehen. Wenn man aus dem sterilen Westjordanlande kommt, so ist man allerdings überrascht, hier in Gilead rieselnde Bäche und ab und zu Wälder anzutreffen. Nur halten dieselben durchaus keinen Vergleich mit unseren hochstämmigen deutschen Wäldern aus; sie bestehen aus Butm (Terebinthen) und Balud, oder Knoppereichen (von denen Galläpfel kommen), welche aber nur eine geringe Höhe erreichen. Die ausgedehntesten finden sich im untern Wadi Zerka; aber nie brauchten wir länger als 5 bis 10 Minuten, um sie zu durchreiten. Das, was unsere Wälder so schön macht, nämlich Schatten und Unterholz, geht ihnen fast ganz ab; die Stämme stehen weit von einander, so daß der Sonnenstrahl dazwischen hindurch den Boden trifft. Als Seltenheit finde ich in meinem Tagebuche in der Nähe von Keferindsche im untern Wadi Zerka Wald mit Schlingpflanzen verzeichnet.

Daß Es-Salt nicht eine, sondern drei Meilen östlich vom Jordan liegt, ist nebensächlich; ebenso der Druckfehler „Balkan" für Belka.

Wie unsicher übrigens diese Gegend ist, hat neuerdings derselbe Herr Klein erfahren müssen. Er hat mit einigen Engländern zusammen das Land Moab besucht, wurde aber vom Scheich von Kerak gefangen genommen, welcher sich für ihre Freilassung pro Person 100 Pf. St. englisch zahlen ließ! — So berichtete er selbst dieser Tage an Professor Petermann hier. Die Verhältnisse scheinen dort alle Jahre zu wechseln. Im Jahre 1870 reisten Drake und Palmer einerseits, mein Vater und ich andererseits unbehelligt in jenen Gegenden. Jetzt scheinen sich die Beduinen den Türken gegenüber wieder sicherer zu fühlen und eine etwaige Bestrafung nicht zu fürchten.

Ich hoffe, daß mein Vater diesen Sommer endlich an die definitive Ausarbeitung unserer Reiseergebnisse gelangen wird. Diese, sowie dort gesammeltes Material anderer Forscher, namentlich Deutscher in Jerusalem, werden Palästina vielfach anders erscheinen lassen, als z. B. auf der Karte van der Velde's, dessen Routen wir an einer Stelle zu controliren in der Lage waren und die uns durchaus nicht zuverlässig erschienen."

Ausbruch des Vulcans von Colima.

Die zu San Francisco erscheinende „Abendpost" vom 21. März enthält Folgendes: „Am 26. Februar, zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags, vernahm man in Colima ein Lärmen auf den Straßen, wie es bei den jetzigen Zuständen wohl vorkommt, wenn es heißt, feindliche Truppen seien im Anmarsch der Stadt nahe. Diesmal lag aber demselben eine ganz andere Veranlassung zu Grunde. Alle Welt zeigte auf den Vulcan, und im Nu bedeckten sich die Azoteas (die platten Dächer der Häuser) mit Menschenhaufen, welche ihre Blicke unverwandt nach ihm richteten. — Ein prachtvolles Schauspiel bot sich dem Auge dar, nämlich eine ungeheure Rauchsäule ragte von der Vulcanspitze in die blauen Lüfte hinein. Fortwährend sah man derselben neue Rauchmassen entquellen und die Säule an Ausdehnung gewinnen. Der dieselbe bildende Rauch sah schneeweiß aus und hatte eine so dichte, feste Gestaltung, daß er wie Baumwolle erschien. Nach und nach nahm die Rauchmasse, welche 500 bis 1000 Fuß hoch gewesen sein mag, die Form eines riesigen Blumenkohls an und verharrte in derselben etwa eine halbe Stunde. Nach Verlauf dieser Zeit dehnte sie sich in nördlicher Richtung (nach Zapotlan) aus und zerfloß allmälig vor dem Blicke. — Am folgenden Tage wurde vom genannten Orte, welcher circa 50 englische Meilen vom Vulcan entfernt liegt, berichtet, daß daselbst ein Aschenregen gefallen sei. Demnach war der Rauch mit Aschenmassen angefüllt, und erklärt sich hieraus auch seine oben angedeutete Erscheinung. Manzanillo, 7. März 1872. H. L."

Tatouiren in Japan.

Von Dr. Mohnicke.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß auch bei den Japanern, diesem schon seit vielen Jahrhunderten durch seine Bildung, seine mannichfache Kunstfertigkeit, seine so hoch entwickelten gesellschaftlichen Formen, sowie durch die Sauberkeit und Eleganz seiner Gewohnheiten und Lebensweise sich vor allen anderen Asiaten so sehr auszeichnenden Volke, eine Sitte besteht, welche in der Regel nur Völkern, die sich auf einer viel niedrigern Culturstufe oder noch im Naturzustande befinden, eigen zu sein pflegt, nämlich das Tatouiren ihres Körpers. Man sagte mir, daß dieser Gebrauch in Japan seit dem grauesten Alterthume, in früherer Zeit aber viel allgemeiner als gegenwärtig, bestanden habe. Damals hätten sich auch Personen aus den höchsten Ständen dieser Operation unterworfen, welche jetzt nur noch den niedrigeren und niedrigsten Volksclassen eigenthümlich ist.

Ich hatte schon zu Nagasaki und in der Umgegend dieser Stadt nicht selten Personen, häufiger aber Männer als Frauen, mit tatouirtem Körper gesehen. Nirgends aber fand ich diesen Gebrauch allgemeiner und erregte derselbe meine Aufmerksamkeit in einem solchen Grade als auf der großen Insel Nipon. Als wir den Fluß Oigawa in der Provinz Gotomi daselbst, der von

einem zu sehr wechselnden Wasserstande und in der Regenzeit allzu reißend ist, um eine Ueberbrückung oder auch nur die Ueberfahrt mit Pontons und Booten zuzulassen, zu passiren hatten, geschah dieses mit Hülfe von mehr als hundert sehr kräftiger und stark gebauter Männer. Sie trugen uns und unser zahlreiches Gefolge, unsere Norimons und alles Gepäck durch das hier ungefähr vier japanische Meilen breite Flußbett. Alle waren bis auf die schmale, um die Hüften gewundene Binde, welche alle Japaner unter ihren übrigen Kleidern tragen, gänzlich nackt, hatten aber Rücken, Schultern, Brust und Arme kunstreich und in bunten Farben tatouirt. Diese Männer sind Bewohner zweier an beiden Ufern des Oïgawa gelegener Dörfer; das Tragen der Reisenden über diesen Fluß aber bildet schon seit vielen Jahrhunderten ihre einzige, sich von Geschlecht zu Geschlecht übererbende Erwerbsquelle und Lebensbeschäftigung.

Auch in den Straßen von Yeddo bemerkte ich sehr viele Lastträger und andere Personen aus den niedrigsten Volksclassen, welche ebenso tatouirt waren. Während aber bei den zahlreichen anderen Völkern, bei denen der Gebrauch, den Körper auf diese Weise für immer zu schmücken, oder, wenn man lieber will, zu verunzieren, entweder früher herrschte oder noch herrschend ist, die in die Haut geprickelten Zeichnungen hauptsächlich in Ringen und spiralförmig gewundenen oder in scharfen Winkeln gebogenen, stets wiederkehrenden Linien bestehen, liegen bei den Japanern in der Regel ganze Gemälde auf der Haut, besonders der Brust, dem Rücken und den Oberarmen, ausgebreitet.

So erinnere ich mich bei einigen von ihnen Darstellungen musicirender und tanzender Männer und Frauen, Scenen der Jagd und des Krieges, sowie, im Gegensatze hierzu, liebende Paare im zärtlichsten und innigsten Zusammensein, Bilder aus dem häuslichen Leben, ja selbst ganze Landschaften bemerkt zu haben. Alle diese Bilder aber nahmen die ganze Fläche der Brust und des Rückens ein und zeigten scharfe, deutliche Umrisse, eine sehr sorgfältige Ausführung und bunte, naturgemäße Farben. Sie haben in ihrer Auffassung und Darstellung eine gewisse Uebereinkunft mit jenen bunten Holzschnitten, die in Japan in einer so großen Vollkommenheit gemacht werden.

Durchaus eigenthümlich und auffallend war die Tatouirung bei einer nicht unschönen, noch ziemlich jugendlichen Frau zu Nagasaki. Bei ihr umschlang eine große, oben sehr dunkelblau, am Bauche röthlich gefärbte Schlange in mehrfachen Windungen den linken Oberschenkel, Unterleib, Rücken, die rechte Schulter und Brust, so daß der Kopf derselben mit seinen großen Augen und der hervorgestreckten, gespaltenen Zunge bei ihr auf der vordern Fläche des Bauches ruhte. Jede einzelne Schuppe aber war mit größter Schärfe und Genauigkeit gezeichnet. Da diese Frau fast so weiß wie eine Europäerin war, so trat die Zeichnung auf ihrer Haut um so stärker hervor, und man mußte, wenn man sie aus einiger Entfernung betrachtete, wirklich glauben, daß sie von einer großen lebenden Schlange umwunden wäre.

Das Tatouiren wird von besonderen, hierin geübten Personen beiden Geschlechtes verrichtet, ist sehr schmerzlich und kann, wenn die Zeichnung eine sorgfältige und genaue werden soll, nur sehr langsam geschehen. Bei größeren, sich über die ganze Brust oder den Rücken ausbreitenden Bildern sind Wochen und Monate dafür erforderlich, weil in solchen Fällen die Operation in verschiedenen Sitzungen stattfindet. Man geht zu einer folgenden aber erst über, wenn die auf die vorhergegangene Sitzung folgende Hautentzündung schon wieder ganz verschwunden ist. Man bedient sich zu dem Tatouiren verschiedener dickerer und feinerer, in den flüssigen Farbestoff eingetauchter Nadeln. Je feiner die letzteren sind und je dichter die Stiche neben einander stehen, um so zierlicher und sauberer wird die Zeichnung. Alle hierfür gebrauchten Färbestoffe sind dem Pflanzenreiche entnommen.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß die Operation des Tatouirens nur bei völlig ausgewachsenen und durchaus gesunden Personen verrichtet wird. Bei Kindern oder halberwachsenen Knaben und Mädchen habe ich niemals eine Spur dieser Tatouirung angetroffen.

* * *

— Wir entlehnen den neuesten Berichten aus Australien folgende Angaben: In Neusüdwales ist bei Tamb'arura ein „unermeßlich ergiebiges“ Goldfeld entdeckt und in Angriff genommen worden; bei Tenterfield bearbeitet man eine Zinngrube, deren Erz mehr als 70 Procent reinen Metalles ausgiebt. — Die Walfischfahrer haben in dieser Saison einen sehr guten Fang gemacht. — In ganz Victoria rast das Minenfieber ungeschwächt. — Sobald der Ueberlandtelegraph nach Port Darwin im April vollendet sein wird, kann man von Melbourne oder Adelaide aus ein Telegramm von 20 Wörtern nach London für 45 Dollars besorgen lassen. — Die Goldgruben von Ballarat lieferten einen ungewöhnlich hohen Ertrag. — Seit einiger Zeit haben die Raufbolde in Melbourne es darauf abgesehen, ganz systematisch weibliche Personen mit höchst unzüchtigen Redensarten und eben solchen Griffen zu belästigen, und der Unfug wurde immer ärger. Einsperren half nichts bei den Bösewichtern, die meisten wurden rückfällig. Die Behörden haben nun, unter allgemeinem und sicherlich sehr gerechtfertigtem Beifall des Publicums und der Presse, andere Maßregeln ergriffen. Jeder, der sich unzüchtig gegen eine weibliche Person benimmt, erhält jetzt zu verschärfter und verlängerter Gefängnißhaft noch zum Willkommen und zum Abschied eine recht tüchtige Tracht Schläge. Man verfährt bei den Antipoden, wo man sich noch nicht vom Mitleid für Halunken hat ankränkeln lassen, sehr praktisch. — Ueberall in Australien ist die Weizenernte vortrefflich gerathen und es werden große Quantitäten zur Ausfuhr kommen. — Von Sydney ist der Kohlenexport nach San Francisco sehr beträchtlich.

— Der deutsche Kriegsdampfer „Nymphe“, welcher von unseren Landsleuten in Australien mit großem Jubel begrüßt wurde, ist von Sydney aus im März nach den Fidschi-Inseln abgefahren. Wäre er doch zehn Jahre früher gekommen, um diesen herrlichen Archipelagus für uns in Besitz zu nehmen! Die australischen Berichte vom 27. März behaupten, daß es die Aufgabe der „Nymphe“ sei, irgend einen günstig gelegenen Punkt in der Südsee zu erwerben, um dort eine Kohlenstation für die deutsche Kriegsmarine im Großen Ocean anzulegen. Wir wollen wünschen, daß diese Angabe sich bestätige. Die Nordamerikaner haben bereits zugegriffen und auf einer der Navigatoren (Samoa-Inseln) festen Fuß gefaßt.

— Die Colonie Südaustralien zählte am 2. April 1871 eine Volksmenge von 188,995 Seelen. Davon kamen 27,208 auf die Stadt Adelaide. In dem großen Nordterritorium, welches zu dieser Colonie gehört, leben 201 Weiße.

— Für den Fortschritt von Ackerbau und Viehzucht in dem Goldlande Californien zeugt wohl die Thatsache, daß im März in San Francisco ein nach Neuyork bestimmtes Schiff nicht weniger als 40,000 Pfund Butter an Bord nahm.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Aus G. Chaworth Musters' Jagdzügen in Patagonien *).

Musters hat die große patagonische Einöde von der Magellanstraße nach Norden hin bis zum Rio Negro durchstreift, welcher im Süden als die Grenze des argentinischen Gebietes betrachtet werden kann. In jenem Keile des columbischen Dreiecks streifen unabhängige Indianerhorden umher, die man im Allgemeinen als Patagonier, „Großfüße“, bezeichnet; aber nicht Alle sind sprachverwandt. Wir werden gelegentlich auf die ethnographischen Verhältnisse jener Region eingehen; heute kommt es uns darauf an, die, wenn wir so sagen dürfen, Charakterthiere jener Region zu schildern. Die Patagonier sind Jagdnomaden im vollen Sinne des Wortes, vielleicht in so hohem Grade, wie kein anderes Volk. Sie leben ausschließlich von dem Fleische des Wildes, welches sie erlegen, namentlich des Guanaco und des Straußes; vegetabilische Nahrung ist ihnen so gut wie fremd, nur wenn sie die Niederlassungen an der Ostküste und an der Magellanstraße besuchen, genießen sie ausnahmsweise Brot, und wenn am Ostabhange der Cordillere die Nüsse der Araucarien reif sind, auch diese.

Patagonien kann im Wesentlichen als eine Wüstenei betrachtet werden, wenn man die Striche am Ostabhange der Cordillere und einige Strecken in den Flußthälern ausnimmt. Für den Ackerbau ist es, wenige Punkte ausgenommen, nicht geeignet, für eine regelmäßige Viehzucht eben so wenig, und Pelzthiere sind spärlich vorhanden. Der Plan, in Patagonien Jagdstationen anzulegen nach Art jener, welche die Hudsonsbaigesellschaft in Nordamerika gründete, ist absolut unpraktisch. Was in jener südamerikanischen Einöde jagdbar ist, reicht eben aus, um die Indianerhorden zu ernähren, die ohnehin nur schwach an Zahl sind.

Wir haben schon vor nun hundert Jahren sehr eingehende Nachrichten über einzelne Theile Patagoniens durch den Jesuiten Faulkner erhalten, und 1774 erschien (in Gotha bei Ettlinger) eine deutsche Uebersetzung dieses noch immer werthvollen Buches, das zuerst manche zuverlässige Nachrichten über die Geographie des Landes und seiner Bewohner gab. Durch dasselbe wurden Entdeckungsreisen von Seiten der spanischen Regierung veranlaßt. (Eine Schilderung derselben in Karl Andree, Buenos Ayres und die argentinischen Provinzen. Nach den neuesten Quellen, Leipzig 1856, S. 51 bis 125.) D'Orbigny hat in seinem großen Werke über Südamerika manche schätzbare Nachrichten gegeben, eben so Darwin in seiner bekannten Reisebeschreibung. Aber als Patagonier mit den Patagoniern hat nur Musters gelebt, der sich mit den südlichen Horden zu befreunden wußte, ein volles Jahr lang mit ihnen Freud und Leid theilte, das in hohem Grade unwirthliche und unangenehme Klima ertrug, und als echter Nimrod bei ihren Jagden niemals fehlte. So ist es gekommen, daß er einen tiefern Einblick in das ganze Denken, Leben, Treiben und Wesen dieser Nomadenhorden gewinnen konnte, als irgend Jemand vor ihm. Er lernte auch das Fleisch des amerikanischen „Löwen“ essen und — dasselbe mundete ihm.

Der Puma (Felis concolor) ist bekanntlich nicht auf Patagonien beschränkt, sondern hat eine so ausgedehnte Verbreitungssphäre, wie wenig andere Thiere. Er kommt in

*) At home with the Patagonians, a years wanderings over untrodden ground from the straits of Magellan to the Rio Negro, by George Chaworth Musters. London, Murray.

den Wäldern zwischen den Wendekreisen vor, geht in der chilenischen Cordillere bis 10,000 Fuß hoch und befindet sich wohl selbst in dem naßkalten Klima am Feuerlande und der Magellanstraße. In der La-Plata-Region und in Chile lebt er von Hirschen, Straußen, Vizcachas und anderen kleinen Vierfüßern, jungen Füllen und Kälbern. Schon Darwin (englische Ausgabe von 1860, S. 269) hat Folgendes gehört. Der Puma frißt sich satt an seiner Beute; was übrig bleibt, bedeckt er mit Zweigen, wo möglich in einem Busch und bewacht es. Dann aber kommen die Condore aus der Höhe, um Theil am Fraße zu nehmen, und dadurch erfährt der Jäger, wo der Puma liegt. Dieser springt auf, um die Geier zu vertreiben.

Musters entwirft folgende Schilderung. Er fand am Rio Chico die Pumas von ungewöhnlicher Größe, manche waren 6 Fuß lang, ohne den Schweif, der im Allgemeinen halb so lang ist, wie der Körper. Am häufigsten findet man sie, wo die Strauße und die Guanacos weiden; im südlichen Patagonien ist ihr Pelz mehr graulichbraun als bei der Species in Argentinien. Dieser sogenannte Löwe ist von allen Katzenthieren das katzenähnlichste, wie Musters meint. Der Puma ist sehr furchtsam, er läuft vor einem Reiter allemal, vor einem Fußgänger wenigstens bei hellem Tage fort. Auf kurze Entfernung bewegt er sich in weiten Sprüngen mit großer Eile, wird aber bald müde, setzt sich in einen Busch und faucht wie eine Katze; manchmal versucht er wohl auch mit seinen Tatzen zu krallen, springt aber selten gegen seine Verfolger ein; so hat einer einem Engländer, Herrn Clarke, einmal den Ponche zerrissen. Musters war Zeuge, daß ein Chilene mit seinem Haumesser in einen Busch hineinhieb, und als er die Zweige entfernt hatte, schlug er mit seinen Bolas (Wurfkugeln) einem dort kauernden Puma auf den Kopf. Wäre dieser nicht feig gewesen, so hätte er, obwohl von Hunden umstellt, einen Sprung machen und den Gaucho tödten oder doch wenigstens schwer verwunden können. Daß er dann und wann einen Fußgänger angreift, ist richtig; man ist aber allemal sicher vor ihm, wenn man ein Feuer anzündet, denn einem solchen kommt er nicht nahe. Im Frühjahr freilich, zur Paarungszeit, ist das Männchen wild und grimmig und schweift unstät umher; dann ist er auch

Patagonier.

abgemagert, während er in den übrigen Jahreszeiten Fett ansetzt. Musters sah manchmal Weibchen mit zwei, nie mit mehr Jungen.

Das Fleisch ist jenem vom Schweine ähnlich und schmeckt namentlich gekocht sehr gut; doch wollten einige Indianer dasselbe nicht berühren. (— Als Darwin in Tapalguen war, setzte man ihm, wie er meinte, das Lieblingsgericht der Gauchos vor, einen aus der Kuh herausgeschnittenen, nicht ganz ausgewachsenen Kalbsfötus, es ergab sich aber, daß das sehr weiß aussehende Fleisch von einem Puma war; sein Geschmack hatte Aehnlichkeit mit dem Kalbfleisch. — Bereits Shaw, der über Nordafrika vortrefflich berichtet hat, erwähnt, daß das Löwenfleisch gern genossen werde, aber man wollte ihm das nicht glauben; er schrieb, dasselbe habe in Farbe, Geschmack und Geruch große Aehnlichkeit mit dem Kalbfleische, und das ist, nach Darwin, wie eben gesagt, auch mit jenem vom Puma der Fall. Die Gauchos sind nicht einerlei Meinung darüber, ob der Jaguar gut schmecke, wohl aber darüber, daß der Puma etwas Leckeres sei. —)

Aus der Haut macht man Satteldecken oder Mäntel; sie ist sehr fettig und läßt sich weit leichter zubereiten, als jene vom Guanaco; aus der Haut der Kniekehlen und der Hinterbeine verfertigt man Stiefel, die sowohl von den Indianern wie von den Gauchos getragen werden. Uebrigens ist es schwierig, einen Puma zu schießen, denn er hat ein so zähes Leben wie die Katzen, und die Kugeln thun ihm nichts, wenn man nicht Kopf oder Herz trifft. Musters gab einem drei Revolverschüsse, mußte ihn aber zuletzt mit Bolas todtschlagen. Ein verwundeter Puma wird sehr grimmig und die Hunde werden von ihm ganz erbärmlich zugerichtet. Am sichersten wird man seiner habhaft, wenn man ihm die Fangschnur überwirft und die Schlinge anzieht; dann bleibt er wie todt liegen und man kann ihn in aller Bequemlichkeit abthun. Seine großen braunen, prachtvoll glänzenden Augen erregen die Bewunderung aller Jäger, es spricht aber aus ihnen ein solcher Grimm, daß alles Mitleid schwindet. Ein Indianer sagte zu Musters: „Sieh, sind das nicht Augen des Teufels?“

Die Tehuelches haben keine andere Beschäftigung als die Jagd; diese ist die Arbeit, welche sie nährt. Bei Tagesanbruch tritt der Kazike aus seinem Toldo (— das ist der

spanische Ausdruck für das aus Fellen hergerichtete Zelt, welches die Indianer selbst Kau nennen —) und hält eine laute Rede. In derselben giebt er Weisungen über den Tagmarsch, die Jagdordnung und den Sammelplatz; er ermahnt die jungen Leute, die Pferde von der Nachtweide herbeizutreiben und während der Jagd recht flink zu sein. Die Frauen bereiten ein Frühstück, das vorhalten muß, bis der Tag eine genügende Ausbeute gegeben hat. Alle, Männer, Weiber und Kinder, steigen zu Pferde; Zelte, Zeltstangen, Sack und Pack wird mitgenommen, und so zieht man fort. Sobald die zur Jagd bestimmte Gegend erreicht worden ist, zünden die Männer neben einem Busche ein Feuer an und

Jagd der Patagonier auf Strauße und Guanacos.

rauchen Taback. Zwei Männer reiten im Galop um eine, je nach der Anzahl der Jäger bemessene, größere oder geringere Fläche und zünden in gewissen Abständen Feuer an, um die Spur zu bezeichnen. Bald nachher folgen ihnen zwei andere Männer, und so geht es fort, bis nur noch der Kazike mit wenigen Begleitern an Ort und Stelle bleibt. Diese stellen sich in einem Halbmond auf, der nach und nach verengt wird, während die berittene Schaar der Kinder und Frauen sammt der Anzahl von Pferden, welche nicht benutzt wurden und von den Weibern an der Leine mitgeführt werden, die Basis bilden. Der Kreis schließt die Strauße und die Guanacos ein und die Jäger verfolgen dann die Thiere, gegen welche sie ihre Wurfkugeln schleudern. Nicht selten werden in diesen Kreisen auch Pumas mit aufge-

trieben; man schlägt ihnen mit der Bola rasch den Schädel ein.

Das Jagdgesetz der Tehuelches verhindert jeden Streit, der Mann, welcher einen Strauß mit der Bola getroffen und erlegt hat, überläßt ihn dem andern, welcher gemeinschaftlich Jagd mit ihm auf das Thier gemacht hat, und dieser trägt die Beute fort, während jener weiter jagt. Bei der Theilung gehören die Federn und der Körper vom Kopfe bis zum Brustknochen, dann auch das eine Bein dem erstern, das übrige kommt dem zweiten zu. Vom Guanaco nimmt der erstere in ähnlicher Weise die beste Hälfte; Lungen, Herz, Leber und Nieren werden manchmal roh gegessen. Die Tehuelches schneiden auch das Fett über den Augen und zwischen den Beingelenken heraus, das ihnen, zusammen mit Herz und Blut des Straußes, für einen wahren Leckerbissen gilt. Sie genießen, wie schon bemerkt, gar keine mehlhaltigen Nahrungsmittel; deshalb ist ihnen Fett durchaus nothwendig und sie können mächtige Quantitäten desselben genießen. Der Grund dafür ist nicht etwa in dem rauhen und ungünstigen Klima zu suchen, und dafür liegt der Beweis darin, daß auch die Gauchos in Argentinien ungemein viel Fett verzehren *).

Dem Patagonier liegt daran, möglichst viele junge Guanacos zu erlegen, weil die Felle derselben von den Händlern gut bezahlt werden und sich auch besonders gut zur Verfertigung von Kleidungsstücken eignen; sodann ist ihr Fleisch zarter als jenes der alten. Das Guanaco wird von den Tehuelches als Nou bezeichnet. Es wird bis zu vier Fuß hoch, von den Nasenlöchern bis zur Schwanzwurzel vier bis fünf Fuß lang, und hat ein wolliges Fell, das aber an Kopf und Beinen haarartig wird. Die gelbröthliche Farbe ist an manchen Stellen mit Weiß untermischt, namentlich am Unterleibe, an der innern Seite der Beine und an Lippen und Wangen, dann auch auf dem Nacken und an der Kehle. Die Schultergegend ist leicht gewölbt; der kurze Schwanz steigt, wenn das Thier in Bewegung ist, etwas in die Höhe.

Das Guanaco hat eine weite Verbreitungssphäre, von Peru der ganzen östlichen Cordillere entlang und auf den Ebenen von Mendoza bis zur Magellanstraße und dem Feuerlande. Durchschnittlich kommt auf eine Herde von etwa einhundert Weibchen ein Männchen. Sobald der Bock Gefahr wittert, springt er auf einen Felsen und läßt ein Gewieher hören, welches an das eines Pferdes erinnert; in der Zeit, wo die Weibchen Junge werfen, bilden die Männchen Rudel für sich allein, und auch die Weibchen bilden dann ihre abgesonderten Herden, welchen die Patagonier eifrig nachstellen, um die noch ungeborenen Jungen aus den Müttern herauszuschneiden. Es ist selten, daß ein Weibchen mehr als eins wirft. Die Guanacos sind ungemein flink und für Hunde wie für Pferde schwer zu erreichen, da sie durch einige weite Sprünge immer wieder in Vortheil kommen; ja nicht selten bleiben sie stehen bis ihr Verfolger nahe herangekommen ist, setzen sich erst dann in Bewegung und gewinnen leicht einen beträchtlichen Vorsprung. Als Vertheidigungswaffe gebrauchen sie die Füße, namentlich die vorderen, manchmal beißen sie auch und verursachen durch ihre zwei eigenthümlichen Hundszähne gefährliche Wunden; aber im Kampfe mit einem Puma müssen sie doch allemal unterliegen. Das Fleisch hat einen vortrefflichen Geschmack, etwa wie das vom Hammel, jenes der Jungen erinnert dagegen an Kalbfleisch. Die Wolle läßt sich gut verarbeiten und man benutzt sie in Chile zur Verfertigung von Ponchos.

Fangschnur und Wurfkugeln der Patagonier.

Bisher sind die Guanacos noch nicht gezähmt und als Hausthiere verwandt worden; Musters behauptet, daß sie sehr zahm werden und daß man sie wohl auch als Lastthiere verwenden könne, gleich dem Llama, mit welchem sie ja so manche Aehnlichkeit haben. Er hebt noch einen besondern Punkt hervor. „Zu gewissen Zeiten im Jahre findet man im Magen des Guanaco eine steinhart verdichtete Absonderung in runden Stücken, die $^{1}/_{4}$ bis zu $^{1}/_{2}$ Zoll Durchmesser haben; manche Indianer schreiben denselben heilkräftige Wirkungen zu."

Für den Patagonier ist dieses Thier vom allerhöchsten Werthe, ja es hängt von demselben seine Existenz ab. Das Fell dient zum Decken der Zelte; jenes der Jungen und Ungeborenen wird zu Kleidungsstücken verarbeitet, die Rückensehnen dienen als Zwirn oder Draht, aus der sehr zähen und dauerhaften Haut machen sie die Stricke der Fangschnur und Pferdezäume, aus jener der Fußgelenke entweder Schuhe oder den Ueberzug der Wurfkugeln (Bolas) und aus dem Dickknochen verfertigen sie Würfel oder auch wohl ein musikalisches Instrument. Bei den Jungen wird das Fell im dritten Monate wollig; sie sind sehr munter und rasch und im dritten Jahre völlig ausgewachsen. Ein Chilene sagte zu Musters: „Solch ein Guanaco ist ein wunderliches Geschöpf; es wiehert wie ein Pferd, hat Wolle wie ein Schaf, einen Rücken wie

*) Darüber hat Darwin eine Angabe, durch welche das, was Musters sagt, bestätigt wird. „Der Gaucho in den Pampas genießt oft Monate lang nichts als Rindfleisch, aber er nimmt so oft und so viel als möglich Fett zu sich, das von weniger animalischer Be-

das Kameel, die Füße vom Hirsch und ist flink wie der Teufel."

Darwin hat schon vor vierzig Jahren darauf hingewiesen, daß in Südamerika zwei Arten des Straußes vorkommen. Die größere Varietät, Rhea americana, der Nandu, ist sehr häufig vom Rio Negro nach Norden hin am Fuße der chilenischen Cordillere, in Argentinien, auch am linken Ufer des La Plata in den Provinzen Entre Rios und Corrientes, in Uruguay, und bis ins südliche Brasilien hinein. Die andere, Rhea oder Struthio Darwinii, wird von den Patagoniern als Mekyusch bezeichnet, von den Argentinern als Avestruz Petise. Die früheren Nachrichten über das Thier lauteten: „Der Darwinsche Strauß ist kleiner als der Nandu, mit welchem er im Uebrigen große Aehnlichkeit hat. Seine Farbe ist dunkler und gesprenkelt, seine Beine sind kürzer und weiter nach unten hin befiedert; die Eier sind kleiner, haben eine Gestalt, die von jener des Nandu verschieden ist und eine blaßbläuliche Farbe. Dieses Thier ist sehr scheu; wenn es seinen Lauf beginnt, breitet es die Flügel nicht aus, unterscheidet sich also auch dadurch von der größern Art. Uebrigens hatte schon der vortreffliche Dobritzhoffer in seinem Werke über die Abiponen hervorgehoben, daß Südamerika zwei verschiedene Arten von Straußen besitze." (Karl Andree, Buenos Ayres &c., S. 146.)

Bei Musters finden wir nun folgende Angaben: Der Mekyusch gehört bloß dem eigentlichen Patagonien an und kommt nördlich vom Rio Negro nur äußerst selten vor, in anderen Gegenden ist er überhaupt gar nicht vorhanden, mit Ausnahme der nördlichen ebenen Küstengegenden des Feuerlandes, welche der magellanischen Strecke zwischen dem Virgines-Cap und dem Oazy-Hafen gegenüber liegen. Dieser Darwinsche Strauß ist kleiner und seine Farbe heller als beim Nandu. Er ist sehr flink auf den Füßen und hält im Laufe die Flügel geschlossen, während der Nandu dieselben weit ausspreizt; auch läuft er allemal geradeaus, außer wenn er sein Nest verläßt; dann macht er Umwege. Die Schwungfedern kommen in den Handel, das Pfund wird in Buenos Ayres mit einem Dollar bezahlt; aus dem Knochenmark verfertigt man Pomade.

Für den Patagonier ist dieser Vogel fast eben so werthvoll und unentbehrlich wie das Guanaco. Sein Fleisch ist ihr Lieblingsgericht; aus den Beinsehnen verfertigen sie Stränge für die Bolas, aus der Nackenhaut Salz- und Tabacksbeutel; für die Federn tauschen sie Taback und andere nothwendigen Sachen ein. Das Fett von Brust und Rücken wird in Säckchen aus Straußhaut aufbewahrt, das Fleisch wird, wie schon gesagt, allem andern vorgezogen, und die Eier liefern in den Monaten von September bis October eine nahrhafte und willkommene Speise. Das Männchen wird etwa dritthalb Fuß hoch, ist größer und ein wenig dunkler gefärbt als das Weibchen, es erfordert aber ein geübtes Auge, aus der Ferne beide von einander zu unterscheiden.

Dieser Avestruz Petise nährt sich von Gräsern und Samen von verschiedenen Sträuchern; er hat ein äußerst scharfes Gesicht und rennt, sobald er Gefahr wittert, ungemein schnell fort. Wenn ihm in seiner Fluchtlinie ein Reiter begegnet, wirft er sich rasch zu Boden und duckt sich so platt hin, daß man ihn kaum bemerken kann, weil sein graues Gefieder fast genau so aussieht wie die Oberfläche der patagonischen Pampas. Er hat keine Schwimmhaut zwischen den Zehen, kann aber ganz leidlich durch Flüsse schwimmen. Zur Winterzeit treiben die Indianer ihn ins Wasser und dann wird er ihnen eine leichte Beute, weil seine Füße vor Kälte so erstarren, daß er nicht entfliehen kann; auch bei Schneewetter fängt man ihn leicht, weil das Weiß seine Augen blendet und sein Gefieder durch die Nässe schwerer wird. Ein Männchen hat insgemein fünf bis sechs Weibchen, welche alle ihre Eier in dasselbe Nest legen, im Ganzen, von Beginn des Septembers an, von zwanzig bis zu vierzig und wohl noch mehr Stück in das Loch, welches aus dem Erdboden herausgekratzt wird und dritthalb Fuß im Durchmesser hat. Es ist bemerkenswerth, daß das Männchen auf den Eiern sitzt und hinterher die junge Brut überwacht und führt. Die Jungen laufen sofort, nachdem sie aus der Schale gekrochen sind, und schreien oft und scharf ihr pi, pi, pi. Wenn Gefahr droht, stellt sich das Männchen, als sei es getroffen, es will dadurch die Aufmerksamkeit des Jägers von sich ablenken und den Jungen Gelegenheit geben, sich im Grase zu verbergen. In der Brutzeit haben diese Strauße viel Ungeziefer, das in den Zelten, nachdem es sich in die Felle und Fellkleidung eingenistet hat, manchmal zu einer wahren Qual wird.

Außer dem Menschen hat der Avestruz Darwin's noch andere Feinde. Der Puma beschleicht ihn auf dem Neste und verzehrt die Eier mit größtem Appetit; der Fuchs thut ein Gleiches, aber die wilde Katze frißt am liebsten den Vogel selbst. Condore, Habichte und Falken richten unter der jungen Brut große Verwüstung an, aber trotz alledem sind diese Strauße immer in überaus großer Menge vorhanden, und sie würden, wie Musters meint, das ganze Land gleichsam überschwemmen, wenn nicht ihre Zahl durch die vielen Feinde verringert würde.

schaffenheit ist; auch mag er kein trockenes Fleisch, z. B. nicht das vom Aguti. Dr. Richardson hat in seiner Fauna boreali-americana richtig Folgendes hervorgehoben: Wenn der Mensch längere Zeit nichts weiter als mageres Fleisch genossen hat, wird das Verlangen nach dem Genusse von Fett bei ihm so stark, daß er ohne Widerwillen sehr große Quantitäten Fett und selbst Thran genießen kann."

Die Meteoreisenfunde in Grönland.

Die schwedische Expedition nach Westgrönland unter Professor Nordenskiöld hat, wie wir bereits berichtet, ungeheure Meteoreisenmassen von dort mitgebracht. Ueber dieselben verlautet jetzt Näheres. Der größte Block, in der That ein Unicum in seiner Art, wiegt über 49,000 schwedische Pfund oder 21 Tonnen, und ist in der Halle der königlichen Akademie zu Stockholm aufgestellt worden; der zweitgrößte, im Gewicht von 20,000 Pfund oder über 9 Tonnen, wurde dem Museum zu Kopenhagen geschenkt, damit Dänemark, in dessen Besitzung der Fund gemacht wurde, auch sein Theil davon erhalte.

Die chemischen Untersuchungen dieses Meteoreisens haben ergeben, daß es als durchaus echt zu betrachten und nicht etwa tellurischen Ursprungs sei. Die Analyse ergab völlige Uebereinstimmung mit vielen Aërolithen meteorischen Ursprungs, nämlich gegen 5 Procent Nickel und 1 bis 2 Pro-

cent Kohlenstoff. Eruptiven Ursprungs können diese Meteoriten schon darum nicht sein, weil sie beim Erhitzen Gase entwickelten und eingesprengtes Schwefeleisen enthielten, während die Grundmasse selbst schwefelfrei ist. Polirt und mit Säuren angeätzt, zeigte die Oberfläche die für Meteoreisen charakteristischen Figuren.

Die Massen wurden lose am Strande gefunden, doch unmittelbar auf Basaltfelsen von wahrscheinlich miocenem Alter ruhend, in die sie ursprünglich eingebettet waren; denn bei Untersuchung des Basaltes fanden sich vereinzelte Theilchen der Meteoreisenmasse in demselben selbst, und umgekehrt enthielt das Meteoreisen Basaltfragmente. Nach Nordenskiöld's Ansicht sind die Meteoriten danach gerade zur Zeit, als der geschmolzene Basalt aus dem Innern hervorgedrungen war, gefallen. Leider zeigen die großen Stücke, seit sie nach Stockholm gebracht wurden, viel Neigung zu Pulver zu zerfallen; ein Firnißüberzug verhinderte dieses nicht, und man beabsichtigt daher, sie in Spiritus zu setzen.

Das von den Schweden aufgefundene Meteoreisen ist jedoch nicht das erste aus Grönland bekannt gewordene. Die erste Entdeckung in jenen Gegenden ist schon vor länger als funfzig Jahren von dem vortrefflichen Seefahrer Sir Edward Sabine gemacht und im „Quarterly Journal of Science“ von 1819, Bd. 7, S. 79 ein Bericht darüber enthalten, der für viele unserer Leser von Interesse sein dürfte.

Capitän Sabine bemerkte: „Jeder der uns am 10. August besuchenden Eskimos, und ich glaube jeder der uns später besuchenden, besaß ein roh gearbeitetes Instrument, welches die Stelle eines Messers vertrat. Der Griff war aus Knochen, von 10 bis zu 12 Zoll lang und dem Handgriff eines Einschlagemessers ähnlich gearbeitet; in einem auf der Kante entlang laufenden Einschnitte sind dann eine Anzahl platt geschlagener Eisenstückchen, von drei bis zu sieben Stück bei einzelnen Messern, und gewöhnlich bis zur halben Länge des Messers eingefügt. Keines dieser Stücke war an dem Handgriffe besonders befestigt, mit Ausnahme des die Spitze bildenden, welches in der Regel zweischneidig und roh vernietet war. In der ersten Antwort auf unsere Frage, woher sie das Eisen erhalten hätten, wurde uns zu verstehen gegeben, sie hätten es am Meeresufer gefunden, und wir vermutheten, es stamme von den Beschlägen gelegentlich an die Küste getriebener Tonnen. Nur wunderten wir uns über die Leichtigkeit, mit welcher sie ihre Messer hergaben; sie erhielten allerdings unendlich viel bessere Messer im Austausch gegen die ihrigen, es schien uns aber doch, als ob sie das so zufällig erhaltene Eisen nicht so hoch schätzten, als wir erwarten konnten. Das veranlaßte eine Discussion unter uns, bei welcher einige der bei der Befragung der Eskimos in der Cajüte zugegen gewesenen Offiziere bezweifelten, daß der Dolmetscher Zacheus richtig verstanden worden sei; er wurde also wieder herbeigeholt und ihm gesagt, man wünsche zu wissen, was über das Eisen an den Messern, von denen eins auf dem Tische lag, gesagt worden sei, worauf man ihn das, was er anzugeben hatte, ohne ihn zu unterbrechen oder ihm einzuhelfen, sagen ließ. Er erklärte, es sei kein englisches oder dänisches, sondern Eskimo-Eisen; es komme von zwei großen Steinen auf einem Hügel, nahe an einer Gegend der Küste, an der wir kürzlich vorbeigefahren seien und die jetzt noch in Sicht sei; die Steine seien sehr hart; kleine Stücke würden davon ab- und zwischen anderen Steinen platt geschlagen. Diesen Bericht wiederholte er gleichmäßig mehrere Mal, so daß der Sinn desselben nicht zweifelhaft bleiben konnte.

Eskimomesser von der grönländischen Westküste mit Meteoreisenklinge. Nach Sabine. $^2/_3$ natürl. Größe. Im britischen Museum.

Ferner brachten wir von ihm heraus, daß er von dem Vorkommen solcher Steine in Südgrönland nie gehört habe, daß die Eskimos ausgesagt hätten, sie wüßten von keinen anderen Steinen, außer diesen beiden; und endlich, daß das Eisen, so wie es von dem Steine losgebrochen werde, unverändert vor uns liege und in kaltem Zustande platt gehämmert worden sei. Unsere späteren Besucher bestätigten obigen Bericht mit dem Hinzufügen eines merkwürdigen Umstandes, nämlich daß die beiden Steine nicht gleichartig seien; der eine nämlich bestehe ganz und gar aus Eisen und sei so hart und schwierig zu zerschlagen, daß sie das nöthige Metall lediglich aus dem andern, in der Hauptsache aus einer harten, dunkeln Gesteinsart*) bestehenden Blocke entnähmen; aus den abgeschlagenen Bruchstücken gewännen sie dann kleine Eisenstückchen, welche sie so flach schlügen, wie wir sie vor uns sähen. Ein Mann, der gebeten wurde, die Größe der Steine anzugeben, that dies mit einer Handbewegung, welche die Größe eines etwa vier Cubikfuß haltenden Würfels annehmen ließ, und mit der hinzugefügten Bemerkung, daß derselbe durch das (ziemlich weite) Oberlichtfenster der Cajüte gehen würde. Der Hügel liegt unter ungefähr 76° 10′ nördl. Br. und $64^3/_4$° westl. L. v. Gr.; er wird von den Eingeborenen Sowilie genannt, abgeleitet von Sowie, dem bei den Grönländern gebräuchlichen Namen für Eisen. Zacheus sagte mir, das Wort bedeute eigentlich „einen harten, schwarzen Stein“, aus dem die Eskimos Eisen zu ihren Messern gewannen, ehe die Dänen Eisen bei ihnen einführten, und daß nun das Eisen, als zu gleichem Zwecke dienend, auch denselben Namen bekommen habe. Ich meine nun, daß die nördlichen Eskimos den Namen in ähnlicher Weise für das so zufällig von ihnen gefundene Eisen benutzten.

Der Bericht über Capitän Cook's dritte Reise belehrt uns, daß die Bewohner des in unmittelbarer Nachbarschaft der Beringsstraße belegenen Nortonfundes ihr von den Russen bezogenes Eisen Shawie nennen, was offenbar dasselbe Wort ist; die eigenthümliche Farbe dieser Eisenstücke, ihre Weichheit und Freiheit von Rost ließen es als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß sie aus Meteoreisen beständen, wie auch seitdem die Analyse nachgewiesen hat.“

*) Meteoreisen enthält 96 Procent reines Eisen mit einem Zusatz von $1^1/_2$ bis 2 Procent Nickel. Meteorsteine bestehen aus Kiesel und Thonerde, Magnesia, Kalk, Phosphor mit etwa 3 bis 5 Procent Eisen, welches in Gestalt eingesprengter kleiner Kügelchen erscheint.

Die geographische Verbreitung der thätigen Vulcane.

I.

Die europäischen Vulcane.

Es ist schwer, ja fast unmöglich, einen durchgreifenden Unterschied zwischen erloschenen und thätigen Vulcanen zu finden, da wir wohl dessen Activität erkennen, aber nicht wohl das vollkommene Erloschensein durch irgend ein sicheres Zeichen festsetzen können. Nicht selten sind die Beispiele, daß ein Vulcan, den man nach allen Zeichen für völlig erloschen hielt, von dessen Ausbrüchen in historischer Zeit man keine Kunde hatte, plötzlich sich wieder als thätig meldete. So war z. B. der Vesuv scheinbar in vollkommenen Todesschlaf versunken; er erschien den Römern ein harmloser Berg, bis plötzlich die furchtbare Eruption im Jahre 79 n. Chr., in welcher Herculanum und Pompeji untergingen, die wahre Natur desselben enthüllte.

Wenn wir daher im Nachstehenden eine Uebersicht der jetzt noch thätigen Vulcane nach ihrer geographischen Gruppirung versuchen, so bewegen wir uns immerhin auf etwas unsicherm Boden und die Anzahl der wirklich activen Feuerberge vermag man nur annähernd anzugeben. Was zunächst Europa betrifft, so sind wir hier völlig orientirt und folgen der soeben erschienenen zweiten Lieferung des zweiten Bandes von Karl Vogt's „Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde". (Dritte Auflage, Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn 1872.) Gerade die europäischen Vulcane, welche Vogt aus eigener Anschauung kennt, sind vortrefflich behandelt, während der „Schweizer" Gelehrte mit den außereuropäischen sich weniger eingehend beschäftigt.

Die vulcanischen Gebilde, welchen der Vesuv jetzt als Mittelpunkt dient, bilden in der Umgegend von Neapel eine weite Zone längs dem Meere hin, die nach dem festen Lande zu sehr unregelmäßige Grenzen zeigt und am Meeresufer von Castellamare im Süden bis nach Castiglione im Norden sich erstreckt. Ringsum wird diese vulcanische Zone von den geschichteten Gesteinen der Apenninenkette, zu den jurassischen und Kreideformationen gehörig, eingeschlossen, und das Vorgebirge von Sorrento, im Süden der Bucht von Neapel, bildet einen Ausläufer der Apenninen, wodurch die vulcanischen Gebilde nach Süden begrenzt sind. Der Boden dieser vulcanischen Zone, worauf Neapel und Capua ruhen, wird von einem regelmäßig geschichteten Bimssteintuffe gebildet, der mit mergeligen Schichten abwechselt. Der Tuff selbst ist hauptsächlich aus Fragmenten trachytischer Gesteine von größerm oder geringerm Volumen zusammengesetzt, die durch eine feinere Bindemasse derselben Natur verbundensind.

Diese Tuffe sind theils an freier Luft durch den Wind, theils unter dem Wasser abgesetzt worden, und in diesen untermeerischen Tuffen, die besonders in den phlegräischen Feldern vorkommen, findet man viele Seemuscheln. Die Identität der aufgefundenen Muscheln mit den jetzt im Mit-

Karte der Umgegend von Neapel.

Apenninenkalk — Trachyt — Neuere Laven des Vesuv — Aeltere Laven (Leucitophyr) der Somma u. Roccamonfina — Aelterer Bimssteintuff der Terra di Lavoro — Bimssteintuff der Campagna

telmeere lebenden scheint zu beweisen, daß die Bildung dieses Bimssteintuffes der jetzigen Schöpfungsepoche angehört. Aus diesen Tuffschichten erhebt sich, nahe der südlichen Grenze derselben, der Kegelberg des Vesuvs als eine durchaus isolirte Bergmasse, aus zwei wesentlich verschiedenen Theilen bestehend, nämlich dem eigentlichen Kegel und einem hohen, halbkreisförmigen Gürtel, der Somma, welche den eigentlichen Vesuv umgiebt, nach dem Meere hin ihn aber frei läßt. Eine genaue Uebersicht der hier in Betracht kommenden geologischen Verhältnisse gewährt die beigefügte Karte. In der Nähe des Vesuvs zeigten 1538 die phlegräischen Felder und 1301 Ischia vulcanische Ausbrüche. Gleichsam den Uebergang vom Vesuv zum Aetna machen in geographischer Beziehung die liparischen Inseln.

Karte der Lavaströme des Aetna.

Die *liparischen Inseln* sind durchaus vulcanischen Ursprungs, und mit den Bildungen um Neapel enge verschwistert. Man unterscheidet an ihnen, wie an dem Vesuv, ältere und neuere vulcanische Producte, welche indeß weniger durch ihre Natur, als vielmehr durch ihre Uebereinanderlagerung sich unterscheiden. Unter diesen Inseln verdient besonders der immerfort thätige Vulcan von *Stromboli*, die Leuchte des tyrrhenischen Meeres, eine besondere Berücksichtigung. Die Ausbrüche von Stromboli folgen sich beständig in Intervallen von wenigen Minuten. Die Insel *Volcano* ist deshalb Stromboli weniger ähnlich, weil ihre Ausbrüche schon längst aufgehört haben, und nur noch Schwefelgase mit Wasserdämpfen ausgestoßen werden. Die Menge von Schwefel, welche in diesem Vulcane ausgebeutet wird, ist bedeutend, und die Laven, welche er früher ausgespieen hat, sind nicht von denjenigen verschieden, welche von den ähnlichen Vulcanen dieser Gegend ausgeworfen worden sind.

An der Nordostküste Siciliens erhebt sich auf einer weiten kreisförmigen Basis, die im Durchschnitte fünf deutsche Meilen im Durchmesser hat, der *Aetna*, auf dessen specielle Beschreibung wir hier nicht einzugehen brauchen, zumal derselbe seinen geologischen Verhältnissen nach im „Globus" (Bd. VIII, S. 25) von *Alfons Stübel* geschildert wurde.

Der *Aetna* ist besonders ausgezeichnet durch die große Menge von parasitischen Eruptionskegeln, welche überall auf seinem Schilde aufsitzen und wovon die meisten zugleich Lavaströmen zum Ausbruche gedient haben. Diese Lavaströme sind nach allen Seiten gleich Bächen hervorgebrochen und haben an einigen Stellen das Meer sowie die Thalbetten des Simeto und Onobola erreicht. Die beigefügte, von Gemellaro entworfene Karte giebt insofern ein Bild dieser Lavaströme, als sie deren Richtungen im Ganzen deutlich macht, nicht aber eine verhältnißmäßige Topographie, indem die Breite der Ströme durchaus zu gering gehalten ist. Die Zahl der Aetnaausbrüche ist sehr bedeutend; sie haben sich in neuerer Zeit etwas vervielfältigt und diese Ausbrüche haben durchaus nicht an Heftigkeit abgenommen. Jener von 1843 hat einen Lavastrom gelie-

Die Insel Santorin im griechischen Archipelagus. a. Eleusis. b. Eliasberg.

fert, welcher bis zu dem Thale des Simeto vorgedrungen ist und einer großen Menge von Neugierigen das Leben kostete, die nach Beendigung der Eruption dem langsamen Fortfließen der Lava zuschauten. Diese scheint auf ihrem Wege einen Wasserbehälter oder Teich getroffen und anfangs überdeckt zu haben. Die erhitzten Dämpfe überwältigten endlich den Druck der auf ihnen lastenden Lava und machten sich durch eine furchtbare Explosion Luft, welche große Massen von heißem Wasser und Schlacken umherstreute. Im Jahre 1852 begann der Aetna aufs Neue zu toben und bedeutende Lavamassen auszuspeien, die indeß keinen großen Schaden verursachten. In den letzten Jahren nahm er zu wiederholten Malen seine Thätigkeit auf. Im Ganzen mag der Aetna auf dem Umkreise seines Schildes etwa 60 größere und vielleicht 600 bis 700 kleinere parasitische Kegel besitzen, welche alle von Eruptionen herrühren. Auf der Karte wurden nur die größeren parasitischen Kegel durch einfache Kreise angedeutet.

Eine merkwürdige Inselgruppe bietet in dem griechischen Archipelagus die Insel Santorin mit den kleineren Inseln Therasia, Aspronisi und mehreren inneren, Kaimeni genannten Inselchen. Die Insel Santorin (Thera im Alterthume)

a Apanomeria; b Nordwest-Cap von Santorin; c Eliasberg; d Klein-Kaimeni; e Neu-Kaimeni; f Nordost-Cap von Therasia.

bildet eine halbmondförmige Insel, deren innerer Rand ein steiler, fast senkrechter Absturz von 240 Meter (750 Fuß) ist, während nach außen hin die Gehänge sanft unter die Meeresfläche einschießen. In der Oeffnung des Halbmondes liegen in der Fortsetzung seiner Krümmung zwei kleinere und weit weniger hohe Inseln, Therasia und Aspronisi, welche ebenfalls einen steilen Absturz nach innen, sanft geneigte Böschungen nach außen bieten. Diese drei Inseln zusammen bilden auf diese Weise eine ovale innere Bucht, deren Wände ringsum steil und senkrecht sind, deren Tiefe an vielen Stellen und zwar ganz nahe am Lande bis zu 300 Meter beträgt, was beweist, daß die Höhe der Wände etwa zu 500 Meter im Durchschnitt erwachsen mag, und deren längerer Durchmesser in runden Zahlen 10,000, der kürzere 6000 Meter beträgt.

Durchschnitt von Santorin.

a Eleusis. b Eliasberg. c Neue Insel, welche sich erhebt. d Mikro-Kaimeni. e Neo-Kaimeni. f Paläo-Kaimeni. g Aspronisi. h Therasia. m Meeresspiegel.

In der Mitte erheben sich mehrere kleine Inseln, die verbrannten (Kaimeni) genannt, welche durch vulcanische Ausbrüche gebildet wurden und nun an der Wasseroberfläche kleine hervorstehende Felspartien bilden, wie aus der Zeichnung und dem geologischen Durchschnitte deutlich zu ersehen. Diese Eilande bestehen aus braunem glasigen Trachyt, der sehr verschieden ist von dem Tuffe, der die äußeren Inseln bildet.

Die Geschichte der geologischen Veränderungen dieser Vulcaninsel vermögen wir bis zum Jahre 233 n. Chr. zurückzuverfolgen. Damals wurde Therasia von Santorin getrennt; 196 n. Chr. erschien in der Mitte des Golfes Paläo-Kaimeni, der durch wiederholte Ausbrüche (bis 1427) sich vergrößerte; 1573 entstand Mikro-Kaimeni. Unruhig war es dort namentlich an der im Durchschnitte mit *c* bezeichneten Stelle, wo der Meeresboden immer seichter wurde und eine neue Insel sich zu erheben schien.

Nachdem über ein Jahrhundert Ruhe geherrscht, begann im Januar 1866 eine kleine Niederlassung auf Neo-Kaimeni allmälig zu sinken; an der Südseite erwärmte sich das Meer, Klippen und Trümmer von schwarzer Lava steigen auf und bald entwickelte sich dort ein Vulcan, der Georgios genannt wurde, und am 20. Februar einen furchtbaren Ausbruch hatte, eine 10,000 Fuß hohe Feuer- und Aschensäule ausspie und durch seine glühenden Bomben einen Kauffahrer in Brand steckte, mehrere Menschen tödtete und das Kanonenboot Aphroëssa mit einer Commission an Bord in die größte Gefahr brachte. Zugleich stieg an der Seite nach der Paläo-Kaimeni ein Lavablock auf, der nach und nach zu einem riesigen Maulwurfshügel aufquoll, sich ebenfalls mit der Neo-Kaimeni vereinigte und Aphroëssa genannt wurde. Beide Vulcane haben keinen Krater, sondern sind Domvulcane, aus deren Spalten Dämpfe und Flammen hervorbrechen, die bei Tage am Georgios weiß, an der Aphroësse, der vielen sublimirten Chlorverbindungen wegen, zimmtbraun erscheinen. Die Augenzeugen, wie besonders Director Schmidt von Athen, sind besonders über zwei Erscheinungen bestimmt, über das wogende und wallende Aufquellen der Massen und über das Auftreten brennender, züngelnder Flammen, die mit Aschen und Bomben aus den Spalten hervorbrechen und gewissermaßen pulsiren. Die Ausbrüche dauern noch jetzt fort.

Menschen und Pflanzen in der peruanischen Provinz Loreto.

Nach **Ant. Raimondi** von **A. Ernst.**

II.

2. Pflanzen*).

Unter den angebauten Pflanzen ist der Plátano (Musa paradisiaca, L. und M., sapientum, L.) in erster Linie zu nennen. Man cultivirt mehrere Spielarten dieses ungemein nützlichen Gewächses, unter denen eine großfrüchtige (Bellajo genannt) und eine von zwerghaftem Wuchse (Zoquete) namentlich der Erwähnung verdienen. Die Frucht wird auf mannichfache Weise zubereitet. Die Indianer am Ucayali gewinnen aus reifen Früchten, die man zerquetscht und gähren läßt, ein stark berauschendes Getränk, während der Saft der unreifen Frucht zu einem trefflichen Kitt für zerbrochenes irdenes Geschirr benutzt wird.

Der zweite Platz in der Reihe der angebauten Gewächse gebührt der Yuca (Manihot Aipi, Pohl). Die stärkemehlreiche Wurzel wird gekocht verspeist oder ein nährendes Mehl aus derselben gewonnen; auch dient sie zugleich zur Bereitung des Masato, des Lieblingsgetränks der Eingeborenen. Zu diesem Zwecke werden die fleischigen Wurzeln zunächst geschält und dann in einen großen Topf geworfen, in dem sich etwas Wasser befindet; man bedeckt sie dann mit einigen großen Blättern und läßt sie kochen. Ist dies geschehen, so werden sie in Holztrögen zu einem Brei gestampft, mit dem darauf die wichtigste, aber auch widerwärtigste Operation vorgenommen wird. Die Weiber setzen sich nämlich in einen Kreis um den Stampftrog, nehmen eine Portion des Breies in den Mund, kauen sie ohne etwas zu verschlucken, bis sie gehörig von Speichel durchdrungen und halbflüssig geworden ist, und speien sie dann alle auf einen Haufen. Nachdem ein gewisser Theil der Yuca diesen Proceß durchgemacht hat, mischt man die gekauete Masse mit dem ungekaueten Reste, bringt Alles in große Geschirre und überläßt das Gemisch der Gährung. Die gekauete, eingespeichelte Masse wirkt als Ferment, das Stärkemehl wird also zunächst in Zucker, und dieser sodann in Alkohol umgesetzt, ein Vorgang, der je nach der Menge des Stoffes und dem Wetter in zwei bis vier Tagen beendet ist. Dieser gegohrene Yucateig heißt Masato und wird von den Indianern auf allen Wanderungen mitgenommen. Man löst ihn beim Gebrauch in etwas Wasser auf**).

Eine andere Benutzung der Yuca ist die zu Chuno oder Fariña*). Die zerriebenen Wurzeln werden in elastische Körbe gebracht, die man der Länge nach ausziehen kann, so daß ihre Wände einen nach innen wirkenden Druck hervorbringen. Der Saft fließt unten ab; die übrig bleibende pulverartige Masse wird dann leicht geröstet und kann lange Zeit aufbewahrt werden.

An vielen Punkten der Provinz ist die Yuca schon sechs Monate nach der Anpflanzung zum Gebrauch geeignet. Darum benutzen auch die Indianer sehr oft die flachen Stromufer als Felder, auf denen die Pflanzung sofort nach dem Rücktritt des Wassers ohne weitere Vorbereitung angelegt wird, und ehe die folgende Periode der Ueberschwemmung eintritt, ist die Ernte bereits eingebracht.

Das Zuckerrohr wird gleichfalls häufig angebaut, doch weniger um Zucker aus ihm zu gewinnen, als um Branntwein aus seinem Safte zu destilliren. Die Pflanze erreicht in sechs bis sieben Monaten vollkommene Reife, und so überaus fruchtbar ist der Boden, daß ein einziges Exemplar oft aus 20 und mehr Stengeln besteht.

Reis und Mais geben vortreffliche Ernten; doch gedeiht der Weizen schlecht in Folge einer Krankheit, welche Polvillo (d. h. kleiner Staub, wahrscheinlich ein Brandpilz) genannt wird.

Zu den wichtigsten Producten gehört ferner die Coca (Erythroxylon Coca, Lam.), die alle zwei Monate eine Ernte giebt. Im Gebiete des Huallaga wird viel Taback gebaut und vorzugsweise nach Brasilien exportirt. Die Baumwollenpflanze (Gossypium arboreum, L., und G. Peruvianum, Cav.) findet sich verwildert in der Nähe aller Wohnplätze. Sie liefert das Material zu einem groben Baumwollenstoff, der unter dem Namen Tocuyo ein wichtiger Gegenstand des Tauschverkehrs ist. Nicht minder gut gedeihen Kaffee und Cacao; letzterer findet sich auch in wildem Zustande.

Mit dem oben bereits erwähnten Namen Bombonaje bezeichnet man die Carludovica palmata, R. und P., die wild und angebaut vorkommt. Ihrer Benutzung zu einer Art Strohhüten ist vorher gedacht worden.

Von Palmen pflanzen die Bewohner gelegentlich die gleichfalls spontan sich findenden Guilielma speciosa, Mart. (Pischuayo), deren fleischige Früchte gekocht eßbar sind. Die Aguaje-Palme (Mauritia flexuosa, L.) bewohnt feuchte

---

*) Raimondi giebt auch Auskunft über die Thierwelt, beschränkt sich aber meist nur auf bloße Namenslisten. Hunde und Katzen pflanzen sich gar nicht oder doch nur selten fort und müssen darum immer von Neuem eingeführt werden. Das gewöhnlichste Hausthier ist das Schwein, Chancho genannt. In den Ortschaften am Marañon haben meist alle Hähne fünf und selbst sechs Zehen, wahrscheinlich in Folge gemeinsamer Abstammung von einem Hahne, der diese Anomalie zeigte. Das ist ein Fall für Darwin!

**) Denselben Namen Masato führt in den Llanos von Venezuela ein gegohrenes Getränk, das aus gekochtem und dann zerquetschtem Mais bereitet wird. Das Wort Masato scheint caribischen Ursprungs. Die oben beschriebene Methode der Bereitung ist fast ganz dieselbe, welche Hans Stade in seiner Wahrhaftigen Historia (Frankfurt a. M. 1556, neuer Abdruck durch den Stuttgarter Literarischen Verein 1859, Seite 178) giebt: „Das weibsvolck machet die gedrencken, sie nemen die wurtzel Mandioka, und sieden grosse düppen voll, wenns gesotten ist, nemen sie es auss den düppen, giessens in ein ander düppen oder gefess, lassens ein wenig kalt werden, dann setzen sich die jungen mägde dabey, und keewen es mit dem munde, und das gekewete thun sie in ein sonderlich gefess. Wenn die gesottenen wurtzeln alle gekewet sein, thun sie das gekewete wieder in das düppen, und giessen es wiederumb voll wassers, vermengens mit den gekeweten wurtzelen, und dann lassen sie es wiederumb warm werden. Dann haben sie sonderliche gefess, welche sie halb in die erden begraben haben, brauchen sie darzu, gleich wie man hie die fass zum wein oder bier gebraucht. Da giessen sie es dann ein, und machens wol zu, das giert in sich selbst, wird starck, lassen es also zween tage stehen, darnach trincken sie es, werden truncken davon. Ist dicke, speisset auch wol.“ —

Hans Stade lebte einige Zeit als Gefangener bei einem Stamme der Tupi-Indianer, an Brasiliens Ostküste, nicht weit von der Stelle, wo heute Rio de Janeiro liegt. A. E.

*) Chuno ist Corruption des Quichua-Wortes Chunu = erfrorene und an der Sonne getrocknete Kartoffeln, die gestampft eine Art Mehl geben. Fariña ist das portugiesische Wort für Mehl. A. E.

Niederungen; ihre gekochte Frucht wird gegessen und aus Einschnitten im Stamme quillt ein zuckerhaltiger Saft, der sich durch Gährung in ein berauschendes, weinartiges Getränk verwandelt; während aus dem innern weichen Theile des Stammes ein Satzmehl bereitet wird, welches dem Sago ähnlich ist. Die meisten Geschirre der einfachen Haushaltung des Indianers liefert der Tutumo (Crescentia Cujeto, L.). Von Fruchtbäumen sind zu nennen: Apfelsinen, Citronen, Palto (Persea gratissima, Gaertn.), Paca (Inga vera, insignis, fastuosa), Lucumo (Lucuma obovata, Kth.), Marañon (Anacardium occidentale, L.), Papayo (Carica Papaya, L.), Ciruelo (Bunchosia), Cereso (Malpighia setosa, L.), Brotbäume (Artocarpus incisa, L.) ꝛc. In der Umgegend von Sarayacu erreicht die Ananas oft ein Gewicht von 18 Pfund. Ají (Capsicum), Bohnen, Achiote (Bixa orellana, L.) sind allenthalben häufig. Der Farbestoff des letztern wird von den Eingeborenen zur Färbung der Speisen und zum Bemalen des Gesichts verwendet.

Von überwältigendem Reichthum ist die Entwickelung der dem Lande eigenthümlichen Pflanzenwelt. Im dichtverschlungenen Hochwalde lassen sich drei Vegetationsschichten unterscheiden: Kräuter und Sträucher bedecken den Grund, dann kommen die höheren Baumformen, über denen zahlreiche Palmen ihre ragenden Kronen wiegen, wie „ein Wald über dem Walde“.

Zu den ersteren gehören die Heliconien, deren breite Blätter zur Verpackung des größtentheils nach Brasilien gehenden Salzfisches (meist Vestrus Gigas, Cuv.) gebraucht werden. Neben ihnen prangen die nahe verwandten Alpinien und Maranta, ferner Carludovica und Justitia, alles Formen von großer Schönheit. Andererseits finden sich hier viele nützliche Pflanzen, wie die Ipecacuanha (Psychotria emetica, L.) mit mehreren Gattungsverwandten, von denen Ps. tinctoria den Bewohnern der Berge von Huánuco zum Gelbfärben dient; an den Flußufern wuchert die Elfenbeinpalme (Phytelephas macrocarpa, R. und P., in Peru unter den Namen Jarina, Humiro und Pulipunto bekannt), und die auf das Wasser geworfenen Wurzeln des benachbarten Barbasco (Jaquinia armillaris, Jacq.) betäuben die Fische und erleichtern somit ihren Fang.

Inmitten dieser mannichfachen Vegetation schlingen mehrere Smilaxarten ihre dornigen Stengel um die stützenden Stämme (Smilax oblicuata, Ruiziana, Poeppigii etc.) und findet sich der gegen Schlangenbiß hochgepriesene Guaco (Mikania Guaco, HBK.) mit dem Sanango (Tabernaemontana Sananho, R. und P.), dessen stark erwärmte Blätter ein treffliches Mittel gegen die in diesen feuchten Regionen häufigen rheumatischen Leiden sind.

Im dunkelsten und feuchtesten Theile des Waldes gedeihen die wohlriechende Vanilla, die kletternde Feuillea hederacea, Poir. (Habilla), aus deren großen flachen Samen die Indianer ein gutes Brennöl bereiten, und bergen sich mehrere giftige Gewächse, wie Cocculus convolvulaceus und toxicoferus, Strychnos brachiata und Castelnaeana, die zum Theil oben schon als Stammpflanzen des Ticunagiftes genannt wurden.

Unter den Waldbäumen ist zu erwähnen der Pucherí (Nectandra puchury, Nees), dessen aromatische Samen von den Eingeborenen gegen Dysenterie gebraucht werden, der balsamreiche Quina-quina (Myroxylon peruiferum, R. und P.), die hochanstrebende Copaibo (Copaifera officinalis, L.), während auf größeren Höhen die fieberbannende Cascarilla (Cinchona), der blutstillende Matico (Arthante elongata, Miq.) und die wachsgebende Myrica polycarpa gefunden werden. Von Nutzhölzern hat die Provinz den Aguano (Swietenia Mahagoni, L., anderweitig Caoba genannt), den Cedro (Cedrela odorata, L.), den Palo amarillo (d. h. Gelbholz, Olmedia aspera, R. und P.), verschiedene Arten von Nogal (Juglans); aus dem dicken und leichten Stamme des Palo de balsa (d. h. Floßholz, Ochroma Lagopus, Sw.) werden nie sinkende Flöße gefertigt, und eine große Zahl anderer trefflicher Holzarten ist botanisch noch völlig unbekannt.

Aus der durch Klopfen erweichten Rinde des Llanchama fertigen die Eingeborenen Decken, die ihnen als Lager dienen; während der papierdünne Bast des Tahuari zur Bereitung von Cigarretten benutzt wird. Mit der feinen Samenwolle der Huimba (Bombax) umwickelt der Indianer die scharfe Spitze seiner vergifteten Pfeile; aus der zähen, faserigen Rinde des Huimba-quiro (eine Bombax-Art) dreht er feste Stricke, um seine Boote über Untiefen zu ziehen; der Vitu oder die Jagua (Genipa oblongifolia, R. und P.) liefert ihm in seinen Früchten einen an der Luft bald blauschwarz werdenden färbenden Saft, mit dem er seinen nackten Körper gegen Insectenstiche schützt; in dem etagenweis hohlen Stamme der Setica (Cecropia peltata, L.) nistet eine Bienenart, die ein weißes Wachs bereitet, welches einen wichtigen Handelsartikel bildet; dem Arbol de Caucho oder Jebe (Siphonia elastica, L.) entquillt der werthvolle Kautschuk, und aus einer andern Art derselben Gattung (Sandi) wird ein milchiger Saft gewonnen, der poröse Thongefäße für Flüssigkeiten undurchdringlich macht; in den hohlen Aesten der Tangarana (Triplaris americana, L.) lebt eine heftig beißende, kleine Ameise (Mirmica triplarina); die Samen der giftigen Patagua (Hura crepitans, L.) wirken als stark drastische Purganz; der Milchsaft des Hoje (Art von Ficus) wird mit gutem Erfolg gegen Eingeweidewürmer angewendet; die baumförmige Llangua (eine Bignoniacee) und die strauchartige Pflanze gleichen Namens (Indigofera sp.) geben blaue Farben; die ausgehöhlten Samen des Schacapu (Cerbera peruviana, Pers.) benutzt der Indianer zu rasselnden Halsbändern, und eine große Anzahl harzreicher Bäume, die meist mit den Namen Copal, Lacre, Caraña oder Estoraque bezeichnet werden, liefern theils medicinisch, theils industriell werthvolle Substanzen.

Aus der herrlichen Familie der Palmen sollen nur die nachfolgenden hervorgehoben werden. Auf den kühleren Gebirgskämmen wächst die Palma de la cera (d. h. Wachspalme, Ceroxylon andicola, Humb.); die Nähe der Ströme sucht die Chonta (Bactris ciliata, Mart.), aus deren dunkelem, elastischem Holze der Indianer Bogen und Pfeilspitzen schnitzt, während die zarte Blattknospe ihm zur Nahrung dient; die Sia-Sia (Morenia fragrans, R. und P., und M. Poeppigiana, Mart.) paart ihr an Iriswurzel erinnerndes Aroma mit dem des bescheidenen Chutasllium (Chamaedorea fragrans, Mart.), zu der sich noch die nahe verwandten Ch. lanceolata und linearis gesellen. Der Palmito (Euterpe oleracea, Mart.) liefert eßbare Blattknospen, und E. edulis eine genießbare Frucht; neben ihr erhebt sich E. ensiformis, Mart. und die zierliche auf 6 bis 8 Fuß hohem Wurzelkegel wie in der Luft stehende Iriartea deltoidea, R. und P. (Huacrapona, auch Camona genannt). Zu derselben Gattung gehört Iriartea ventricosa, Mart. (die Tarapotopalme), mit bauchförmig aufgetriebenem Stamme, die ein vielfach beim Häuserbau verwandtes Material liefert. Eine prachtvolle Attalea (Catirina) trägt unter ihrer aus riesigen Blättern gebildeten Krone eine fadige Substanz, welche den Eingeborenen als Zunder dient, während in ihren knochenharten Früchten eine Insectenlarve sich befindet, die einen vorzüglichen Köder zum Fischfang abgiebt. Aus den Blättern der stacheligen Chambira (Astrocarium) werden die gleichnamigen festen Schnüre gedreht, die das Material

zu Hängematten und Säcken (Pillajas und Jicras) bilden. Die Palma real (Cocos butyracea) enthält in ihrer Frucht eine bei der Bereitung der Speisen benutzte fettartige Masse, während der junge Sproß von Cocos oleracea als Gemüse gegessen wird, und Desmoncus prunifer, Poepp., süß-säuerliche genießbare Früchte liefert.

Die artenreiche Familie der Orchideen ist durch viele Species von Oncidium, Stanhopea, Peristeria, Catasetum, Epidendrum, Maxillaria, Sobralia, Anguloa, Bletia, Masdevallia, Cypripedium u. s. w. vertreten, und wie in allen tropischen Wäldern verwirrt die Zahl der Baum mit Baum fest verkettenden Schlingpflanzen das sicherste Auge, und zwingt den Reisenden, mit dem Waldmesser in der Hand sich einen Weg zu bahnen. Im Walde selbst erhält man gar keine Anschauung von dieser überwältigenden Vegetationsfülle; wenn aber das Boot auf der ruhigen Strömung des Ucayali oder Marañon dahingleitet, haftet der Blick wie berauscht auf den gigantischen Feigenbäumen, deren massige Stämme und weithin sich erstreckendes Gezweig von schlingenden und kletternden Arten aus den Gattungen Cissus, Mikania, Anguria, Passiflora, Luffa, Bignonia und anderer in solchem Grade verhüllt wird, daß das Ganze wie eine einzige grünende Pyramide erscheint.

Mit dem Eintritte der Regenzeit und dem dadurch bedingten Anschwellen der Ströme werden große Strecken Landes auf beiden Ufern unter Wasser gesetzt, das nach seinem Abzuge eine Schicht befruchtenden Schlammes zurückläßt. Als erste Pflanze erscheint auf derselben die Caña brava (Gynerium sagittatum, Beauv.); denn die bei der Ueberschwemmung des Stromes an den Ufern losgerissenen und über das ganze Gebiet verstreuten Pflanzen schlagen aus jedem Knoten des starken Halmes neue Wurzeln und bedecken bald ganze Landstrecken. Mit ihnen entsprießen dem Boden zahlreiche Gräser und Halbgräser, nebst anderen krautartigen sumpfliebenden Gewächsen. Ihnen folgt eine Generation von Pflanzen mit holzigerm Stengel, wie der Chilco (Baccharis) und Pajaro bobo (Tessaria legitima, DC.); dann erscheint die Cecropia peltata, L., deren aus großen Blättern gebildete, sonnenschirmartige Krone dem Boden Schatten gewährt und seine Feuchtigkeit vor Verdunstung schützt. Die Gramineen und Cyperaceen gehen unter diesen neuen Bedingungen zu Grunde, denn sie bedürfen des vollen Lichtes und finden sich darum auch niemals im tiefen Walde. Aber andere Pflanzen können sich jetzt entwickeln, wie Heliconia, Alpinia, Costus, Smilax, Carludovica. Ihnen folgen Palmen, Cedern, Feigenbäume 2c., und in wenigen Jahren wird der Wald wieder so dicht, daß auf das ehemalige Eindringen des fluthenden Stromes nur noch aus dem Mangel der sonst im Urwalde so häufigen Baumriesen zurückgeschlossen werden kann.

Professor Frijs über die Zauberer bei den Lappen.

Hoch oben im Norden am Jakobsflusse, wo die Grenze läuft zwischen Norwegisch- und Russisch-Lappland, besuchte der norwegische Professor Frijs seine Landsleute und Stammesgenossen auf seiner jüngsten Reise in den drei Lappländern, in Finnland und Russisch-Karelen. Er hat sich unter Anderm über die Religion und den Religionswechsel der Lappen folgendermaßen ausgesprochen: Alle turanischen Völkerschaften haben an Schamanen, Weissager, oder Hexenmeister geglaubt und glauben zum Theil noch daran. Die Lappen nannten ihre Weissager Noaiden, d. h. Männer, welche sich auf Zauberei verstehen und übernatürliche Hülfsmittel kennen. Die Noaiden waren indeß nicht bloß des Volkes Priester und Weissager, Propheten und Rathgeber, sondern auch die Aerzte desselben und im Ganzen genommen die Vermittler zwischen den Göttern oder der Geisterwelt und den Menschen. Unsichtbare Wesen und magische Mittel standen ihnen zu Gebote; sie konnten Menschen und Thieren nützen und schaden und wurden daher zu Rathe gezogen im Guten wie im Bösen. Dagegen mischten sie sich weder als Richter noch als Schiedsrichter in die Streitigkeiten des Volkes.

Obgleich die Zahl der lappischen Hexenmeister groß war, so gelangten doch nur Wenige zu einiger Berühmtheit; im Grunde hatten nur Wenige sich einen großen Ruf in einem größern Umkreise erworben. Je größer aber der Ruf, desto größer der Verdienst! Denn sie ließen sich für ihren Rath und ihren Beistand gut bezahlen. Uebrigens waren sie nicht für einen bestimmten Kreis oder Bezirk angestellt und wirkten nicht in einer bestimmten Gemeinde, sondern lebten in voller Freiheit und prakticirten wann und wo; ihre Tüchtigkeit beruhte darauf, daß sie dem dummen, leichtgläubigen Volke recht viel Hocuspocus vormachen konnten, dann wurden sie nah und fern von Vielen gesucht.

Jeder ausgelernte Noaide mußte es durch verschiedene Anstrengungen des Körpers und des Geistes dahin bringen können, daß er in Abspannung und magnetischen Schlaf verfiel. In diesem Zustande hatte er seine vorgeblichen oder wirklichen Erscheinungen, welche er, nachdem er wieder zu sich gekommen, der Versammlung als Offenbarung verkündigte.

Die einfältige Menge glaubte, daß der Schamane während der Zeit, da er in Verzückung gefallen, mit dem Himmel und dem Reiche des Todes verkehrt und die Wünsche der Anwesenden an der rechten Stelle vorgetragen habe; nun könne er die Antwort den Göttern verkündigen.

Die Noaiden waren natürlich große Charlatane und wußten in den meisten Fällen ihre Mandanten durch auferlegtes Fasten, Genießen von berauschenden Getränken oder abspannenden Speisen oder Medicamenten und dergleichen in den Zustand zu versetzen, wo ihnen der Hexenmeister alles Mögliche einreden konnte.

Ueberdies waren und sind nicht bloß die Lappen, sondern alle mit ihnen verwandten nordischen Volksfamilien im ehemaligen russischen Amerika, an den Küsten von Labrador, der Davisstraße u. s. w. sehr schwachnervig, so daß sie viel leichter in den obangegebenen Zustand versetzt werden können, als starknervige Völkerschaften.

Denn es ist Thatsache, wie nicht bloß frühere Reisende in Lappland beobachteten, sondern der Verfasser dieses in Lappland mehrfach erlebt, daß die Lappen und namentlich die Frauenzimmer von einer eigenthümlichen Nervosität beherrscht werden und beim geringsten Anlaß erschrecken und aus der Haut fahren wollen, wie z. B. bei einem plötzlichen starken Rufe; beim Anblicke eines widerlichen Gegenstandes; wenn ein Funken knisternd vom Feuerherde in die Höhe springt und dergleichen. In solchem erhitzten und bewußt-

losen Zustande schlagen sie um sich auf Freund und Feind mit dem, was sie gerade in den Händen haben oder zunächst erreichen können, Axt oder Messer; sprechen unverständlich und benehmen sich im Ganzen genommen so wie die, welche plötzlich den Verstand verloren haben und in Apathie versinken. Wenn sie nach längerer Ruhe wieder zu sich kommen, haben sie keine oder doch nur eine verworrene Erinnerung an das Geschehene.

Castrén berichtet, daß er selbst und absichtlich bei einer Lappenfrau den vorbeschriebenen Zustand hervorrief, indem er sie plötzlich zum Tode erschreckte, wobei er nahe daran war, die Nägel der Frau in seinem Gesichte zu fühlen.

Da diese eigenthümliche Nervosität in Lappland allgemein ist, so hat der Lappe in seiner Sprache ein besonderes Wort dafür, welches beweist, daß des Lappen einsames Leben auf jenen öden und tristen Tundras die Ursache seiner Nervenabspannung ist.

Bisweilen zeigte sich diese Nervosität bei einzelnen Individuen in einem ungewöhnlichen Grade, wie z. B. bei Kindern, welche oft krank waren, phantasirten, Fiebererscheinungen und schwere Träume hatten; man glaubte, daß solche Individuen ganz besonders passend für das Noaidenamt seien. Sie wurden deshalb von älteren Zauberern unterrichtet und in die Hexenkunst eingeweiht. Worin aber dieser Unterricht bestand und wie die Zauberkunst gelehrt wurde, darüber verlautbarten die Zauberer nichts; denn das Ansehen, worin sie standen, beruhte zum Theil darauf, daß sie ihre Künste geheim hielten, wie es heute die Taschenspieler noch thun.

Die Hauptsache bei dem Noaidendienste waren und sind heute noch bei den Völkern des höchsten Nordens die **Zauberlieder**, Hexereiformeln, unverständliche Sprache, Erklärungen unerklärlicher hieroglyphischer Figuren, allerlei Mummerei und Behängen mit Hexenputz und -Geschmeide.

Sobald ein Candidat alle diese Künste inne hatte, wurde er auf folgende Weise in sein Amt eingeführt: Es wurden mehrere Noaiden geladen, welche sich in einer Lappengamme oder einem Lappenzelte versammelten. Der älteste Schamane und der erwähnte Candidat setzten sich außerhalb der Thür zur Gamme oder zum Zelte so, daß ihre Beine dicht aneinander lagen und auf diese Weise den Eingang sperrten. Darauf begann der junge Noaide Zauberlieder zu singen und dabei die Zaubertrommel tüchtig zu schlagen. Wenn auf diese Weise herzugerufen sich Geister aus der andern Welt einfanden und über die Füße der vor der Thür Sitzenden hinwegschritten, um in das Zelt oder in die Gamme zu gehen, so kam es darauf an, daß nur der Candidat bemerkte, wie die Geister seine Beine berührten und über dieselben zur Eingangsthür schritten, während der alte Noaide nichts von solcher Geisterberührung gespürt hatte, wohl aber an anderen Zeichen bemerkte, daß Geister dagewesen seien. Nach dieser sinnlosen Ceremonie wurde der Candidat sogleich zum Noaiden ernannt, und von dieser Stunde an mußte ihn Jedermann als richtigen Noaiden erkennen.

Wie beim Götzendienst dem Volke von den Schamanen allerlei Hocuspocus vorgemacht wurde, so verstanden sie auch eben so gut wie unsere Universalmittelerfinder, als Aerzte die Lappen zu narren.

Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß unter den Lappen bis auf den heutigen Tag gewisse medicinische Erfahrungsregeln durch Unterricht vom Vater auf den Sohn übergehen und auf diese Weise zum Familienerbe werden, und wenn es auch bekannt ist, daß Einzelne unter den Nordvölkern durch Nachdenken und Erfahrung sich nicht allein Kenntnisse der Natur, und Verstand, verschiedene äußere, körperliche Schäden zu heilen, erworben haben, so werfen doch die meisten dieser Naturärzte dem Volke Sand in die Augen, indem sie demselben eine Menge Gaukeleien vormachen. Vorerst führen sie bei ihren Manipulationen eine fremde, ganz unverständliche Sprache, oder sie wenden gewöhnliche lappische Worte an, aber in einer Bedeutung, wie die Menge sie im täglichen Leben gar nicht gebraucht.

Die wichtigste ärztliche Verrichtung der Noaiden besteht nicht darin, zufällige körperliche Gebrechen durch verschiedene äußere passende Mittel zu heilen, sondern ein richtiger Noaide muß eine Tour in das Reich des Todes unternehmen können, um von dort Rath und Hülfe zu holen. Die Lappen haben nämlich den Glauben, daß alle gefährlichen Krankheiten, wozu sie keinen erweislichen äußern Anlaß und wogegen sie kein bestimmtes Mittel kennen, von ihren eigenen verstorbenen Verwandten herrühren. Diese seien es, welche in solchen Fällen die kranken Verwandten bei sich haben wollten, entweder als Gesellschafter oder um sie für das eine oder andere Vergehen zu strafen. Wenn nun eine Krankheit eine solche Ursache hätte, so könne es doch selbstverständlich nichts nützen, Hülfe in natürlichen Mitteln zu suchen, sondern ein Noaide müsse, um sie zu holen, eine Reise in das Reich des Todes machen, in der Absicht, die Todten zu überreden, von ihrem Verlangen abzustehen, oder sie durch Versprechen von Opfern zu versöhnen.

Wenn eine solche Reise vorgenommen werden soll, so werden vorher Männer und Frauen, alle im größten Staate und Putze, versammelt; der Noaide stimmt seine Zauberlieder an und schlägt die Hexentrommel immer heftiger und heftiger. Dann wirft er die Trommel weg, fällt auf die Knie, hält die Hände vor das Gesicht, beugt sich bald hierhin, bald dahin und benimmt sich immer mehr und mehr wie ein Wahnsinniger, bis er endlich ohnmächtig umfällt und im Starrkrampfe zu liegen scheint, denn man kann weder Leben noch Athem bei ihm gewahren. In diesem Zustande kann er sich wohl eine Stunde lang erhalten. Inzwischen darf ihn Niemand berühren, ja es darf ihm nicht einmal eine Fliege zu nahe kommen, weshalb man sie sorgfältig von ihm abhält. Während sein Körper in Ohnmacht lag, reiste sein Geist durch Hülfe seines Schutzengels in das Reich des Todes. Hier hat er nun oft einen harten Kampf zu bestehen mit den verstorbenen Verwandten, wenn sie nicht darauf eingehen wollen, daß dem Kranken gestattet werde, noch eine Zeit auf der Erde zu leben. Jedoch lassen sie sich meist erweichen, wenn ihnen dieses oder jenes Opfer gebracht wird.

Bisweilen soll es sich jedoch auch ereignen, daß sich die verstorbenen Verwandten schlechterdings durch kein Opfer bewegen lassen und da muß der Kranke halt sterben.

Ob übrigens die Angelegenheit zum Leben oder Tode steht, erfährt man nicht eher, bis der Ohnmächtige durch einen anwesenden andern Noaiden mittelst allerlei Gaukeleien wieder zu Sinnen und Verstande gebracht worden ist *).

---

*) Uebersetzt von Dr. Rehwald.

Aus allen Erdtheilen.

Wieder einmal Livingstone.

In der jüngsten Monatssitzung der Londoner geographischen Gesellschaft (22. April) wurden zwei Briefe vom Consul Kirk in Sansibar verlesen. Der erste ist vom 15. Januar und meldet, daß in der Region, die zwischen Unyanyembe und Udschidschi liegt, unter den Stämmen Krieg ausgebrochen sei. „So lange dieser dauert, kann man über das, was auf der Straße nach Cazembe oder Wamba (also nach Westen hin) vorgeht, nichts erfahren. Auch der Weg nach Karague (also nach Norden hin) — so schreibt Kirk — ist nicht frei; es bleibt also nur noch der nach Masai offen. In Folge ähnlicher Fehden lag einmal der Elfenbeinmarkt von Udschidschi völlig lahm, bis dann alles dort Angesammelte auf einmal an die Küste gelangte. So wird es auch jetzt wieder gehen, sobald die Straße offen ist. — Was Livingstone betrifft, so wissen wir, daß es ihm, als er in Cazembes Stadt sich aufhielt, an allen Vorräthen mangelte und daß er sich auf die Großmuth der verschiedenen arabischen Handelsreisenden angewiesen sah, mit welchen er zusammentraf. Diese Araber sind schon längst wieder an der Küste angelangt und auch bereits wieder auf Handelsexpeditionen ausgezogen, einige nach Udschidschi, andere nach Cazembe. Durch Livingstone selber wissen wir, daß er in Udschidschi sich unwohl befand und daß das auf seine Gemüthsstimmung einwirkte. Er gab uns zu verstehen, daß wir weitere Einzelnheiten über seine Reisen zu erwarten hätten, wenn er sie in eigener Person mündlich gebe. Er bedauere das, weil durch irgend einen Zufall unterwegs alle von ihm gesammelten Resultate verloren gehen könnten. Dieser Brief war offenbar geschrieben, als das afrikanische Fieber ihn plagte und er kein Quinin hatte, vor der Zeit, als der große Vorrath von allerlei für ihn bestimmten Bedürfnissen in Udschidschi eingetroffen war. Er ist dann nach einem Orte gegangen, der 20 oder 30 Tagereisen westlich vom Tanganyika-See liegt. Zweck dieser Expedition war ohne Zweifel, zu erforschen, wie es sich mit dem See verhalte, in welchen, wie man ihm erzählt hatte, die Wasser des Cazembe und der von ihm verfolgten Seenkette abfließen solle. — Noch habe ich von keinem der Leute, mit welchen ich in Berührung kam, etwas über das Land Manyema erfahren können; es hat viel Elfenbein und wird von Händlern aus Udschidschi besucht; diese Leute kommen aber selten bis an die Küste des Oceans. Livingstone schloß sich den Karawanen der Araber an; wir haben gehört, daß dieselben wohlbehalten in Manyema angekommen sind, wissen aber nicht, ob sie auf der Heimreise wieder in Udschidschi eintrafen. Auf der Rückreise kamen die arabischen Karawanen und Dr. Livingstone zu einem Stillstande (— soll wohl heißen: wurden aufgehalten —) und die Leute, welche ich ausgeschickt habe, um ihm als Diener an die Hand zu gehen, waren mit Vorräthen von Udschidschi ausgezogen, um ihm behülflich zu sein. Wenn er Udschidschi erreicht, dann wird er dort allerlei Vorräthe finden, welche für seine Bedürfnisse ausreichen. Sollte er dort von den Handelsleuten Waaren selbst zu 500 Procent Zinsen kaufen, so werde ich seine Tratten honoriren. Wenn er aber einmal in Udschidschi ist, dann sehe ich keine Schwierigkeit für ihn, nach Sansibar zu gelangen, falls es nicht etwa, wie er angedeutet hat, seine Absicht ist, auf einem Nachen die Seen zu verfolgen. — Das hieße also so viel: Livingstone wolle nach Norden hin den Tanganyikasee befahren und dann ermitteln, ob derselbe mit Baker's Albertsee in Verbindung stehe."

Ein zweiter Brief Kirk's ist vom 14. Februar. Der Consul schreibt, er wolle versuchen, ob er nicht einige Eingeborene veranlassen könne, über Urovi und Udschidschi zu gehen, denn die englische Expedition, welche im März erwartet werde (Llewellyn Dawson) werde unbedingt an der Küste liegen bleiben müssen, der Regenzeit halber und also wenigstens den April über unthätig sein. Von Livingstone wisse man weiter nichts. —

Kirk's Briefe lassen insgemein Klarheit vermissen und sind schlecht stylisirt, auch dürftigen Inhalts. Es fällt uns auf, daß er auch jetzt wieder der Expedition des Nordamerikaners Stanley mit keiner Silbe erwähnt. Von diesem Reisenden sind weiter keine Nachrichten eingetroffen als die, welche wir seiner Zeit im „Globus" ausführlich mitgetheilt haben. Der unternehmende Yankee wird vielleicht sich in Unyanyembe inmitten der Krieg führenden schwarzen Völker befinden und weder vorwärts noch rückwärts können. (S. die Nachschrift S. 320.)

Polarfahrten.

Dieselben sind in der jüngsten Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft von Capitän Sherard Osborne wieder aufs Tapet gebracht worden. Derselbe befürwortete abermals eine Expedition nach dem Smith-Sund, welcher allein die Möglichkeit darbiete, weiter als man bisher gekommen sei, gegen den Pol hin vorzudringen. Im Jahre 1865 habe die Regierung sich geweigert, eine solche Expedition zu unterstützen, weil die Seeleute und Gelehrten sehr verschiedener Meinung über die praktikabele Route seien. Nun, sagt Osborne, sind seitdem sieben Jahre vergangen und es hat sich gezeigt, daß die Route Spitzbergen gar nicht mehr in Frage kommen könne; es bleibe also der Smith-Sund übrig. Osborne beruft sich auf Capitän Koldewey und citirt dessen bekannten Ausspruch, daß man den Nordpol zu Schiffe nicht erreichen könne und daß ein offenes Polarmeer, von welchem so viel gefabelt worden ist, nicht vorhanden sein könne; Koldewey gestehe, daß er früher sich durch Dr. Petermann habe irreleiten lassen; er aber sei, sammt allen seinen Schiffsgefährten, gründlich von der Annahme curirt, daß man der Küste entlang in die centrale arktische Region und dann weiter bis zum Pole werde vordringen können. Wenn es sich darum handle, demselben möglich nahe zu kommen, müsse man den Smith-Sund ins Auge fassen, in welchem man bis 78° N. zu Schiffe gelangen könne und wo eine Küstenlinie sich nach Norden hinziehe, die man bis etwa 82° N. mit den Augen habe verfolgen können. Dieser Küste entlang müsse man im Frühjahr mit Hundeschlitten vordringen; von einer Schifffahrt zwischen Nowaja Semlja und Spitzbergen hindurch gegen den Pol hin könne keine Rede sein. Osborne erwähnte dann, daß Nordenskjöld erkläre, es sei im Sommer unmöglich, durch das Packeis zu dringen, ein offenes Polarmeer sei eine Hypothese, die weder Grund noch Unterlage habe. — Dr. Carpenter wünscht eine englische Expedition zum Zwecke von Tiefseeforschungen und der Beobachtung der Meeresströmungen. Die Admirale Back und Mac Clintock sprachen sich gleichfalls für den Smith-Sund aus.

Deutsche Ansiedelungen am nördlichen Red River.

Der nördliche Red River entspringt unter 47° N. im Elbogensee, nicht weit von den Quellen des Mississippi; er nimmt zuerst eine südliche Richtung, bildet eine Anzahl von Seen, z. B. den Ottertail Lake, strömt dann gerade nach Norden und mündet in den Winipeg-See. Das Red-River-Land nördlich vom 49° N. bildet einen Theil des Territoriums Manitoba, welches zur Canadian Dominion gehört; was südlich von 49° liegt, gehört zum Staate Minnesota. Das Land ist sehr fruchtbar, das Klima streng, aber gesund. Bis vor wenigen Jahren bildete dasselbe eine Einöde, in welcher nur Jäger und Indianer umherzogen; seitdem aber die Nordpacific-Eisenbahn diese Region durchzieht, sind Ansiedler in Menge dorthin geströmt. Ein Deut-

scher schreibt an die zu Chicago erscheinende „Illinois-Staats-Zeitung" Folgendes:

„Ueberall, wo in unserer weiten großen amerikanischen Heimath ein neuer Strich Landes der Cultur gewonnen wird, da findet sich auch der betriebsame deutsche Ackerwirth ein. So auch im Red-River-Gebiete. An den Ufern der Nebenflüsse des Red River, als am Ottertail, Pomme de terre, Buffalo-, Pelican- und Cheyenne-River, wachsen deutsche Ansiedelungen wie Pilze aus der Erde. Die massenhaft an der Prairie bleichenden Gebeine und Geweihe vom Büffel und Elk bekunden, daß vor wenigen Jahren noch völlige Wildniß war, wo jetzt üppige Farmen aufblühen. Die ersten Ansiedler in hiesiger Gegend waren keine Deutschen, sondern die aus den östlichen Staaten emigrirten, noch jetzt am Clithsral-Lake wohnenden Mormonen. Aber kurze Zeit nach ihnen kam der unternehmende Priester, Pater Joseph Albrecht, mit einer Anzahl tüchtiger, erfahrener deutscher Ackerwirthe aus Ohio hierher und gründete die jetzt schon blühende Ansiedelung am Rushlake. Ermuthigt durch die Erfolge, deren diese erste deutsche Niederlassung sich hier erfreute, fanden sich bald mehr deutsche Ansiedler ein und rückten von einer Position zur andern, bis über den Red River, vor, überall ihren Fleiß und ihre Kräfte der Cultivirung des Bodens widmend, und den gleichzeitig sich ansiedelnden Skandinaviern hierin den Vorrang abgewinnend, während der speculative Yankee und der Canadier meistens anderen Geschäften, namentlich dem Handel mit den Indianern, nachgeht.

Besonders lebhaft ist die Ansiedelung seit einem Jahre in der Nähe der im Bau begriffenen Northern-Pacific-Railroad. Irländer und Skandinavier arbeiten an diesem Bau seit dessen Beginn; sie hegen die Hoffnung, in den gefährlichen Indianerdistricten guten Lohn zu verdienen und später den Stillen Ocean noch zu sehen. Anders der Deutsche: er arbeitet nur so lange an der Eisenbahn, bis er so viel erspart hat, um sich eine Kuh und ein Joch Ochsen zu kaufen; dann sagt er dem Eisenbahnbau Valet und gründet einen eigenen Herd. Er hat dann zwar noch manche dunkle Stunde zu durchleben, aber dahindurch leuchtet ihm schon der Hoffnung wundermildes Licht einer bessern Zukunft. Traurigen Zeiten geht dagegen der rothe Mann entgegen, sein Raum wird immer begrenzter und beschränkter. Das Wild ist völlig alle geworden; er lebt nur noch von Fisch. An seinen Lieblingscampplätzen, den Ufern der Seen und Flüsse, hat der weiße Mann sich angebaut. Die Regierung wird sich dieser Armen noch besser annehmen müssen, sie in Reservationen unterbringen und unterhalten müssen, bis daß sie gelernt haben werden, ihren Unterhalt selbst dem Boden abzugewinnen."

Sardinien.

Kein anderer Theil Italiens ist so sehr vernachlässigt worden als diese von der Natur in so vielfacher Hinsicht begünstigte Insel. Baron von Maltzan hat vor einigen Jahren in einem lehrreichen und anziehend geschriebenen Werke aus eigener Anschauung die gegenwärtigen Zustände des Landes geschildert, und wir haben seiner Zeit im „Globus" Auszüge aus demselben gegeben, welche sich einmal auf die Alterthümer beziehen, an welchen Sardinien so überaus reich ist, sodann auch den großen Mineralreichthum der Insel veranschaulichen. Der letztere hat immerfort eine sehr beträchtliche Menge britischen Capitals angezogen und nun ist endlich Unternehmungsgeist im Lande. In den Zeiten der Römer hatte Sardinien etwa 5,000,000 Einwohner, es war eine Kornkammer, und der Mineralreichthum wurde schon im Alterthum ausgebeutet, allerdings in unvollkommener Weise. Heute fördert in den Marganaihügeln bei Cagliari eine französische Gesellschaft das Zinkerz so bequem, als ob sie dasselbe aus einer Kiesgrube holte. Von Bleierz wird ein Theil im Lande verschmolzen, das Uebrige wird nach Wales verschifft. „Bei Montevecchio stieß man neulich auf eine Ader von Blei, die so breit ist wie eine Eisenbahn, und als man 40 Meter tiefer ging, traf man wieder dieselbe Ader. Auch zwei Silbergruben sind neulich entdeckt worden, und es unterliegt auch nicht dem mindesten Zweifel, daß silberhaltiges Bleierz in großer Menge auf der Insel vorhanden ist."

Vor allen Dingen kommt es darauf an, Verkehrswege herzustellen, und die Engländer sind, nach ihrer Art, rüstig ans Werk gegangen. Zunächst stellte sich als dringendes Bedürfniß heraus, drei Haupthäfen mit einander in Verbindung zu bringen: Cagliari im Süden, Terranova im Nordosten und Porto Torres im Norden, und weiter eine Zweigbahn in die bereits erschlossenen Mineralbezirke zu führen, als deren Centrum Iglesias zu betrachten ist; dort liegen die ungemein ergiebigen Zinkgruben. Von diesen vier Hauptbahnen sollen nun je nach Bedürfniß Verzweigungen nach verschiedenen Richtungen gebaut werden. Gegenwärtig (April 1872) sind 60 Miles Bahnen fertig von Cagliari nach Oristano, 8 Miles nach Siliqua in der Richtung nach Iglesias, bis wohin noch 16 Miles fehlen, die im Mai vollendet sein werden; sodann 13 Miles von Porto Torres nach Sassari, — zusammen 100 Miles, was immerhin als ein erklecklicher Anfang in einem bisher nahezu wilden Lande betrachtet werden kann.

Andere Strecken sind vermessen worden und sollen in Angriff genommen werden, so z. B. jene von Sassari, das in einer an Oel sehr ergiebigen Gegend liegt, nach Ozieri im Binnenlande, wo ausgedehnte Viehzucht betrieben wird. Diese etwa 30 Miles lange Bahn wird durch eine eben so romantische als fruchtbare Landschaft ziehen. Die Bevölkerung von Sassari hat in den letzten Jahren sich rasch vermehrt; es wird viel gebaut und die Geschäfte heben sich. Es handelt sich jetzt darum, die Hauptlinien weiterzuführen, z. B. von Oristano nach Ozieri, 75 Miles, und von hier bis Terra nova, 42 Miles. Da die Insel sehr gebirgig und die Anlage der Bahnen mit gewöhnlicher Spurweite sehr kostspielig ist, so wird man wohl Schienenwege von nur $39\frac{1}{2}$ Zoll englisch (1 Meter) vorziehen. Terra nova ist einer der besten Häfen im Mittelländischen Meere; im Alterthum hatte die Stadt 150,000 Einwohner, und die vielen Ruinen zeugen von dem vormaligen Glanze. Auch Porto Torres, das heute nur 3000 Einwohner zählt, war ein belebter Hafen und hatte einen großen Aquäduct. Heute legen die Engländer Wasserleitungen für Cagliari und Sassari an; sie haben auch Pläne für die Entwässerung versumpfter Gegenden entworfen, theils um fruchtbaren Boden zu gewinnen, und sodann, um durch solche Trockenlegungen das höchst ungesunde Klima zu verbessern, namentlich den gefährlichen Wechselfiebern zu steuern.

Statistik der Mekkapilger 1872.

Die Staaten der Mohammedaner sind allesammt mehr oder weniger im Verfall, aber der Islam als solcher ist lebenskräftiger als je zuvor. Er macht nicht nur in jedem Jahre eine ungezählte Menge von Proselyten und rückt namentlich in Afrika immer weiter vor, sondern auch in den Ländern, wo er von Alters her bewurzelt ist, hängt das Volk ihm mit Inbrunst und vielfach mit Fanatismus an. Er dehnt sich in compacter Masse aus, von Bosnien und Stambul aus bis an die chinesische Grenze und in den westlichen Provinzen Chinas selbst, — bis an das Delta des Niger, bis zu den Molukken. Aus allen zwischenliegenden Gegenden strömen Pilger nach Mekka, und auch in diesem Jahre war die Zahl derer, welche zum Kurban Beiram, bei der heiligen Stadt des Propheten, am Berge Arafat, sich versammelt hatten, sehr beträchtlich. Sie betrug, nach den amtlichen Berichten, an 110,000 Köpfe. Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, auf welchen Wegen und woher diese Wallfahrer kamen; man ersieht daraus, wie stark das Band ist und wie groß die Gemeinsamkeit, durch welche die Anhänger des großen Propheten mit einander verknüpft sind.

In Dschidda, dem Hafen von Mekka, landeten 30,058 in 37 Dampfern, 13 dreimastigen Segelschiffen und einer Anzahl von Sambuks, einheimischer Fahrzeuge mit lateinischen Segeln. Von diesen kamen 10,531 aus dem Indischen Ocean, unter

ihnen 6205 Malayen, die sich auf Java, in Singapore ꝛc. eingeschifft hatten; 4326 waren Inder, die in Calcutta und Bombay an Bord gingen; 2040 kamen vom persischen Meerbusen, 1024 aus dem Golfe von Oman, 135 von Sansibar, 2507 aus anderen Häfen der afrikanischen Ostküste, 2126 aus verschiedenen Häfen des Rothen Meeres, 11,516 durch den Suezcanal. Unter diesen letzteren waren etwa 5000 Osmanen aus der Türkei, 5000 Moghebriner (von der afrikanischen Nordküste), 1200 Tscherkessen und 316 Aegypter. Aber der bei weitem stärkste Theil kam auf Karawanenwegen aus Aegypten, Syrien, dem arabischen Nedschd und anderen Theilen Centralarabiens. Dr. Kadri Effendi, der als Gesundheitsinspector die Pilger zu überwachen hatte, hebt als bemerkenswerth hervor, daß früher niemals so viele Beduinen nach Mekka gepilgert seien als in diesem Jahre.

Die Mekkafahrten sind seit etwa acht Jahren vielfach verhängnißvoll geworden, weil durch Pilger die Cholera nach allen Himmelsgegenden verschleppt wurde. Es war dringend geboten, die ottomanische Pforte zur Ergreifung energischer Maßregeln anzuhalten, und sie hat sich denn auch, weil die europäischen Mächte nicht locker ließen, dazu verstehen müssen, die türkische Trägheit zu besiegen und eine strenge Gesundheitsaufsicht zu üben. Sie wird von europäischen Aerzten controlirt, und nun kann Dr. Pasquier melden, daß diesmal kein Cholerafall an Bord der Schiffe vorgekommen sei. Auch ist kein solcher während der Festlichkeiten in Mekka selber beobachtet worden; dazu mag das sehr günstige kühle Wetter wesentlich beigetragen haben. Allerdings hatte Dr. Arof Bey, Vicepräsident des Sanitätsamtes zu Konstantinopel, in Mekka an Ort und Stelle die strenge Beobachtung aller Gesundheitsmaßregeln überwacht, namentlich bei den Opfern am Arafat und bei Mineh, wo hunderttausend Hämmel geschlachtet werden und wo Seine Allgegenwart, der Satan, gesteinigt wird. Die Gesundheitspolizei wurde von drei jungen Aerzten scharf gehandhabt. Ganz Europa hat ein Interesse daran, daß namentlich auch dieses letztere geschehe; daß strenge Maßregeln und genaue Aufsicht von großem Nutzen sind, hat sich nun deutlich gezeigt.

Nachschrift über Livingstone.

Wir hatten die auf S. 318 mitgetheilten Angaben in der letzten Woche des Aprils nach der Druckerei abgesandt; seitdem sind neuere Nachrichten eingetroffen. Ein Telegramm aus Aden vom 2. Mai meldet, daß der Reisende endlich in Udschidschi aufgetaucht und dort mit dem Amerikaner Stanley zusammengetroffen sei. Nach Aden kam die Angabe durch den Dampfer „Abydos", der in Sansibar den Herrn Llewellyn Dawson und dessen Begleiter gelandet hatte. Als Quelle für diese Nachricht, über welche wir uns freuen würden, wenn Bürgschaft der Wahrhaftigkeit derselben geleistet werden könnte, haben wir freilich nur die Behauptungen von „Eingeborenen, die aus dem Innern an die Küste zurückgekommen waren", und es bleibt auffallend, daß sie weder von Stanley noch von Livingstone etwas Schriftliches mitgebracht haben. Es ist bekannt und es liegen ja auch in Bezug auf Livingstone selbst mehrfache Beweise vor, daß man auf die Angaben der „Eingeborenen" theils gar keinen, theils nur geringen Werth zu legen hat. Als die sogenannten Johannaleute vor etwa vier Jahren den Reisenden treulos im Stiche gelassen hatten und nach Sansibar zurückgekommen waren, gaben sie ihn dort für todt aus und erzählten eine Menge Einzelnheiten, die allesammt rein erlogen waren. — In England knüpft man an jene kurze Nachricht aus Aden schon allerlei grüne Hoffnungen, und gewiß ist zu wünschen, daß dieselben sich erfüllen mögen. Es ist ja möglich, daß der Krieg in Unyanyembe zwischen den schwarzen Völkern zu einem Stillstande gekommen und es Herrn Stanley möglich gewesen ist, nach Udschidschi, von welchem er nur noch 20 Tagereisen entfernt war, vorzudringen. Eben so möglich erscheint, daß Livingstone jenen Punkt am Tanganyika-See erreicht hat; er wußte ja, daß dort Vorräthe für ihn aufgespeichert waren. Wir unsererseits möchten jedoch auf jene Nachricht aus Aden schon deshalb keine große Erwartungen gründen, weil von keinem der beiden Reisenden auch nur eine schriftliche Zeile nach Sansibar gelangt ist. — Der bekannte Afrikareisende und Kritiker Charles Beke kann den „Enthusiasmus", welchen die kurze Angabe erregt hat, nicht theilen („Times Mail" vom 8. Mai, S. 7) und wir unsererseits sind vollkommen seiner Ansicht. Uebrigens erfahren wir, daß Dawson's Expedition, gleichviel ob jene Angaben sich bestätigen oder nicht, nach Beendigung der Regenzeit, also zu Ende April, nach dem Innern abreisen wollte, um zunächst Udschidschi zu erreichen.

* * *

— Im Großherzogthum Baden ergab die Zählung vom December 1871 eine Volksmenge von 1,461,428 Seelen, was binnen 4 Jahren ein Minus von 26,458 Personen beträgt. Da jedoch in dieser Zeit der Ueberschuß der Geburten über die Gestorbenen 43,601 betrug, so fehlen 17,143. Viele Personen sind nach Straßburg und dem Elsaß hinübergewandert; hier liegt auch badisches Militär; sodann sind die im Kriege Gefallenen in Anschlag zu bringen. Die fünf größeren Städte im Lande haben um 19,067 Personen zugenommen, die übrigen zumeist abgenommen.

Für das Reichsland Elsaß-Lothringen ergiebt sich eine Volksmenge von 1,549,459 Seelen. Davon entfallen auf Ober-Elsaß 459,779, Unter-Elsaß 600,295, Lothringen 489,385 Seelen. Straßburg hat 85,529 Seelen, Mühlhausen 52,825, Metz 51,388. In dieser letztern Stadt haben sich bis jetzt etwa 3000 Deutsche niedergelassen, während an 9000 Franzosen ausgewandert sind. — Eine andere, etwas verschiedene Ziffer ist in der folgenden Aufzählung vorhanden. Die größten Städte des deutschen Reiches ordnen sich nach der Volkszählung vom 1. December vorigen Jahres wie folgt: 1) Berlin mit 826,341 Einwohnern. 2) Hamburg 235,365 E. 3) Breslau 208,025 E. 4) Dresden 177,095 E. 5) München 169,612 E. 6) Köln 129,251 E. 7) Magdeburg 114,549 E. 8) Königsberg 112,123 E. 9) Leipzig 107,575 E. 10) Hannover (mit Linden) 106,520 E. 11) Danzig 94,377 E. 12) Stuttgart 91,623 E. 13) Frankfurt a. M. 90,748 E. 14) Straßburg 85,529 E. 15) Bremen 82,990 E. 16) Nürnberg 82,929 E. 17) Stettin 76,154 E. (Mit dem ganzen Polizeibezirk 97,781 E.) 18) Barmen 75,074 E. 19) Altona 73,864 E. 20) Aachen 73,722 E. 21) Elberfeld 71,775 E. 22) Düsseldorf 69,462 E. 23) Chemnitz 68,150 E. 24) Braunschweig 57,380 E. 25) Krefeld 57,335 E. 26) Posen 56,932 E. 27) Halle 52,408 E. 28) Mühlhausen (Elsaß) 52,000 E. 29) Essen 51,768 E. 30) Metz 51,107 E. 31) Augsburg 50,451 E. — Elberfeld-Barmen zusammengenommen würde diese Doppelstadt mit 146,849 Einwohnern die sechste Stelle zwischen München und Köln einnehmen.

— Im Staate Kansas bekleidet Fräulein Carrie Sain die Stelle eines — Generaladjutanten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Die geographische Verbreitung der thätigen Vulcane.

II.

Isländische und afrikanische Vulcane.

Wenden wir uns nach dem Norden unseres Erdtheils.

Die Vulcane Islands*) gehören zu den thätigsten in Europa und sind jetzt durch ausgezeichnete Untersuchungen mit am besten gekannt. Die Krater der isländischen Vulcane zeichnen sich weder durch besondere Größe noch durch besondere Eigenthümlichkeiten ihres Baues aus. Der bekannteste unter diesen Kegeln, der Hekla, ist länglich symmetrisch, sein Krater bedeutend groß und von vielen Spalten zerrissen; seine letzte bedeutende Eruption fand im Jahre 1845 statt und dauerte mit kurzen Unterbrechungen vom 2. September bis zum 12. October. Der Hekla ist aber keineswegs der einzige thätige Vulcan der Insel; erst 1823 brach noch der Eyafjäka aus; der Skaptar, einer der größeren Vulcane, der im Südosttheil in der Mitte eines ausgedehnten, weithin mit Eis und Schnee bedeckten Berglandstrichs sich erhebt, hat im Sommer 1783 drei Monate lang getobt. Zur Zeit des großen Erdbebens von Lissabon, 1755, begann der Vulcan Kötlugiaa seine Thätigkeit, die ohne Unterbrechung neun Monate lang dauerte. Im Nordosttheil sind der Krabla und Leihrenkr thätige Vulcane, die fortwährend Dampfsäulen ausstoßen, und 1730 einen fürchterlichen Ausbruch hatten. Andere Kraterschlünde, die jetzt von den Bewohnern für erloschen angesehen werden, mögen eines Tages sich wieder als thätige zeigen.

*) Vergl. Preyer und Zirkel, Reise nach Island (Leipzig 1862), und die Aufsätze „Globus" XVI, 387 und XVIII, 345.

In der nordöstlichen Verlängerung der isländischen Vulcane treffen wir unter 71° nördl. Br. und 8° östl. L. v. Gr. auf die Insel Jan Mayen, welche gleichsam ein Gegenstück zu den von Roß in den Südpolarregionen entdeckten Vulcanen bildet. Die Insel, den größten Theil des Jahres von Nebeln umlagert, ist schwer zugänglich. Lord Dufferin, der sie 1856 in seiner Yacht „Foam" besuchte*), konnte lange nicht wegen der Eisschollen und Nebel herankommen; aber er hörte die Brandung. Er zweifelte schon an der Existenz der Insel, da er die graue Wolkendecke, welche sie umgab, nicht durchdringen konnte. „Endlich gegen vier Uhr Morgens glaubte ich eine Veränderung zu bemerken; die dicken Dunstwirbel schienen sich kaum merklich zu lichten und ein paar Augenblicke später spaltete sich plötzlich das graue schwere Wolkendach, und ich schaute in der Lücke viele tausend Fuß über meinem Haupte, wie schwebend am krystallenen Himmel, einen Kegel hellbeleuchteten Schnees." Es war der 6870 Fuß hohe Beerenberg. Ob dieser gerade als thätiger Vulcan bezeichnet werden kann, ist nicht sicher. Scoresby, dem wir die beste Kenntniß Jan Mayens verdanken, wies aber 1817 zwei andere Vulcane auf der Insel nach; der Esk ist 1500 Fuß hoch und hat einen nicht entzündeten offenen Krater. Ein anderer Vulcan, südwestlich vom Esk, zeigte 1818 von vier zu vier Monaten stattfin-

*) Briefe aus hohen Breitengraden. Braunschweig 1860. S. 159 f.

Der Hekla.

dende hohe Aschenausbrüche. Nördlicher als Jan Mayen sind wohl zahlreiche Spuren vulcanischer Thätigkeit aufgefunden worden, aber bisher besitzt diese kleine Insel den nördlichsten thätigen Vulcan.

Das Festland Afrikas ist ungemein arm an thätigen Vulcanen. Erloschene kennen wir freilich in ziemlicher Menge: auf den Camerunbergen, und namentlich am ganzen Ostabhange Abyssiniens, zwischen diesem und dem Rothen Meere und dem Arabischen Golfe. Thätige Vulcane auf dem Festlande können wir mit Sicherheit jedoch nur zwei nennen, und diese beiden sind erst in der allerneuesten Zeit bekannt geworden. Zum großen Erstaunen der Bewohner der Danakilküste hatte am 7. Mai 1861 der Vulcan Ed oder Aid einen Ausbruch. Er liegt dicht am Rothen Meere an der gleichnamigen Bucht unter 14° nördl. Br. und 41° 30′ östl. L. v. Gr. Theodor v. Heuglin, der gerade damals sich in der benachbarten Hafenstadt Massaua befand, sagt *) über diesen Ausbruch: „Die Eruption bei Ed im Mai 1861 begann mit leichten Erdstößen und einem außerordentlichen unterirdischen Getöse, das bis nach Hodeida und Massaua hin deutlich zu vernehmen war, so daß man glaubte, es finde ein großes Seetreffen statt. Ein neuer Ausbruch folgte im September 1861 auf derselben Stelle. Obgleich der Krater eine Tagereise von Ed entfernt ist, fiel dort viele Asche und leichtes Trümmergestein (Lapilli) von bimssteinartigem Gefüge und schwarzgrauer Farbe; darin bemerkte man kleine metallisch glänzende Blättchen, die das Ansehen von Schwefelkies haben. Große Lavaströme ergossen sich gegen das Meer herab und waren nach Monaten noch nicht erkaltet. Nur einige Stunden ostsüd-östlich von Ed, nahe an der Küste, trägt eine Insel Lut-Aleh, und etwas weiter in ungefähr derselben Richtung das Vorgebirge bei den Abelat-Inseln wahre Typen von hohen, scharfspitzigen, schlotartigen Eruptionskegeln mit tiefen Kratern."

Der zweite Vulcan des afrikanischen Continentes, den wir mit Sicherheit als thätig annehmen können, liegt im äquatorialen Osten. Die hohen durch die deutschen Missionäre Krapf und Rebmann, sowie v. d. Decken bekannt gewordenen Schneeberge Kilimandscharo und Kenia waren als erloschene Vulcane bezeichnet worden. Daß überhaupt das benachbarte Gebiet, namentlich nach Westen und Norden hin, vulcanisch sei, war durch die deutschen Forscher festgestellt worden. Nach den Erkundigungen des englischen Missionärs Th. Wakefield *), die sich auf die Aussagen eines intelligenten Eingeborenen stützen, liegen jenseit der beiden genannten Berge etwa 4000 Fuß hohe mit vereinzelten Vulcankegeln besetzte Ebenen und zahlreiche Seen. Unter diesen Vulcanen ist der Doenyo Mburo entschieden thätig. „Es giebt da," berichtet Wakefield's Gewährsmann Sadi Bin Ahedi, „30 bis 40 Krater, nicht sehr groß und alle am Fuße des Berges gelegen. Von diesen Kratern steigen fortwährend Rauchmassen auf, die „Minaro", Säulen gleich denen, die den Schloten der Dampfer entströmen. Der Rauch ist so massenhaft und dicht, daß er alle Gegenstände in der Nähe und weithin verdunkelt. Feuer stoßen die Krater nicht aus, auch keine Steine, nichts als Rauch." Am Fuße des Berges, der südlich von dem vielgenannten Baringosee liegt, fand Sadi zahlreiche heiße Quellen.

Entstehung der Insel Sabrina bei St. Michael.

Ganz erschöpft sind damit wohl die activen Vulcane Afrikas noch nicht. Heuglin beobachtete 1857 auf seiner Reise längs des Rothen Meeres **) schon bei dem genannten Ed frische Laven, die vielleicht mit dem von Rüppell erwähnten Aschenregen im Innern Abyssiniens in Verbindung gebracht werden können, und die Eingeborenen erzählten ihm, daß vor etwa 60 Jahren zwischen Hawasch und dem Assalsee ein „Berg gebrannt habe". Es ist dies die vulcanische Region, die wir durch die Expedition von Harris nach Schoa kennen.

Ansicht des Pics von Teneriffa mit seinem nach dem Meere hin gerichteten Abfalle von Santa Ursula aus.

Ist der afrikanische Continent arm an thätigen Vulcanen,

*) Reise nach Abyssinien S. 62.

*) Im Journal of the royal geogr. Society Bd. 40. 1870. S. 303.

**) Petermann's Mittheilungen. 1860. S. 353.

so sind die ihm zugehörigen Inseln fast durchweg vulcanischer Natur und reich an activen feuerspeienden Bergen. Wir dürfen hierher auch die Azoren rechnen, obgleich sie als eine Provinz Portugals betrachtet werden. Sie sind durchaus vulcanischen Ursprungs und bedeckt von neueren vulcanischen Massen, Laven, Tuffen, Bimssteinen und Schlacken. St. Michael, die größte der Azoren, hatte 1444, 1563, 1652 vulcanische Ausbrüche. Im Jahre 1811 entstand bei ihr durch untermeerischen Ausbruch die eine halbe Stunde im Umkreis haltende und 300 Fuß hohe Insel Sabrina. Die beifolgende Abbildung giebt eine in damaliger Zeit gefertigte Zeichnung des Ausbruches, in der man sehr wohl die weißen Dampfwolken von der Aschensäule unterscheidet, die bis gegen 1000 Fuß anstieg und unter furchtbarem Geprassel in das Meer zurückfiel. San Jorge, östlich von Fayel, wurde 1580 und 1808 durch Lavaausbrüche verwüstet, und 1757 erschienen nahe an der Küste 18 kleine Inseln, die aber bald wieder verschwanden. Auf Terceira erhebt sich der Bagacina-Pik, der 1761 einen großen Lavastrom nach der Küste ergoß, und noch jetzt entsteigen dort vulcanische Dämpfe dem Boden.

Karte der Insel Palma.

Classischer Boden für vulcanische Erscheinungen sind die Canarischen Inseln*). Hier erhebt sich der namentlich durch Humboldt berühmt gewordene Pico de Teyde, 11,400 Fuß hoch, auf Teneriffa. Im Jahre 1704 verwüstete sein Ausbruch das Städtchen Guarrachico vollständig, indem es theils von Lava- und Aschenmassen begraben wurde, theils in mächtige Spalten hinabsank. Fast ein Jahrhundert wurde die Ruhe dieser Insel nicht gestört, bis im Jahre 1798 von einem Nachbar des Piks, der sich mit ihm auf gemeinschaftlicher Basis erhebt, dem Chahorra, durch einen ebenfalls starken Ausbruch Verwüstungen angerichtet wurden.

Die Insel Palma, welche ebenfalls zu der Gruppe der Canarien gehört, liefert das ausgezeichnetste Beispiel von einem Kegelberge, in dessen Mitte ein ungeheurer Krater, eine „Caldera“, ausgehöhlt ist. Diese Caldera hat etwa zwei Stunden im Durchmesser; sie ist vollkommen kreisrund, ein ungeheurer Krater, umgeben von senkrechten Abstürzen, die mehr als 4000 Fuß Höhe über dem Boden der Caldera haben; dieser Boden ist in der Mitte 2257 Fuß über dem Meere erhaben. Die äußeren Gehänge des Mantels, welcher die Caldera umgiebt, sind wie auf der Drehbank gedrechselt, und wenn man oben auf dem Rande der Caldera steht, so scheint die ganze Außenfläche des Kegels eine einzige glatte Fläche zu bilden. Durchstreift man aber diese Außenfläche, so trifft man in sehr kurzen Zwischenräumen auf ungeheure, oft 400 bis 500 Fuß tiefe Risse, sogenannte Barrancas, welche alle strahlenförmig von der Caldera aus nach dem Meere hinlaufen und meist senkrechte Wände haben. Einige im 16. und 17. Jahrhundert an der Peripherie der Insel stattgefundenen Ausbrüche beweisen, daß die vulcanische Thätigkeit noch nicht gänzlich erloschen ist. Die nordöstlichste der Canarien ist das durch seine reihenförmig angeordneten Krater bekannt gewordene Lanzarota.

Der vulcanische Ausbruch, welcher im Jahre 1730 die Insel Lanzarota verwüstete, hat insofern etwas Eigenthümliches, als dort nie ein eigentlicher, kegelförmig erhobener Vulcan existirte, sondern einer der ungeheuersten Lavaströme, welche man in historischen Zeiten beobachtete, aus einer Spalte hervorbrach, welche quer die Insel durchsetzte. Auf dieser Spalte erheben sich von Distanz zu Distanz kleine Kegel, Krater mit sternförmigen Riffen, von denen der bedeutendste, la Montaña di Fuego (*a*) genannt, noch jetzt Wasserdampf und Efflorescenzen in den Rissen ausströmen läßt. Alle diese kleinen Kegel, die höchstens 150 Meter hoch sind, bestehen aus bohnengroßen, löcherigen, schneidenden schwarzen Rapilli, die lärmend über einander hinrollen und zu Dutzenden zwischen den Lavaströmen stehen. Die Augenzeugen des Ausbruches, besonders der Pfarrer von Yaiza (*b*), das dem Centrum des Ausbruches gerade gegenüber liegt, erzählen, daß am 7. September 1730 die Erde sich plötzlich öffnete und ein ungeheurer Berg sich erhob, der 19 Tage hindurch Flammen spie. Am Fuße dieses Ausbruchkegels bildete sich ein Krater, der einen Lavastrom ergoß, welcher anfangs wie Wasser, später nur so dick wie Honig floß. Am 17. September erhob sich ein gewaltiger Felsen unter Donnern aus

Karte der Insel Lanzarota.
a Montaña di Fuego. *b* Yaiza. *c* Teguize. *d* Porto di Navo.

*) Leopold v. Buch: Physikalische Beschreibung der Canarischen Inseln (Berlin 1825). Von ihm stammen die mitgetheilten Karten Palmas und Lanzarotas.

der Erde und lenkte die Lava, die nach Norden floß, nach Nordwesten ab. Am 11. October brach ein Lavastrom aus, der in Fällen nach dem Meere strömte und sich in dasselbe ergoß. Am 18. October neuer Ausbruch mit ungemeinen Mengen von Asche und Napilli, Entbindung pestilenzialischer Gase, welche das Vieh tödteten, dann wieder Ruhe vom 30. October bis 1. November. Mit dem Aschenausbruche wurde keine Lava ausgespieen. So ging die Geschichte mit wiederholten Ausbrüchen und kurzen Perioden der Ruhe fort; im Juni 1731 bedeckte sich der ganze Strand mit einer unglaublichen Menge todter Fische, und im Nordosten brach aus dem Meere eine hohe Aschen- und Flammensäule, die, wie es scheint, auf dem Ausbruche einer neuen Insel beruhte, welche wieder verschwand. Beim Beginne des Jahres 1732 verließen die unglücklichen Bewohner die Insel, aber erst im Jahre 1736 hörten die Ausbrüche auf.

Die Capverdischen Inseln, südwestlich von den vorigen, scheinen sämmtlich submarinen vulcanischen Ursprungs. Eine derselben, Fogo oder Fuego, trägt einen 8600 Fuß hohen Vulcan, Pico de Fogo, der in den Jahren 1785 und 1799 seine letzten Eruptionen gezeigt hat, doch soll er noch gegenwärtig Dämpfe ausstoßen.

Die Inseln des Guineabusens, Annobon, S. Thomé, Principe, Fernan do Po, bilden mit dem Camerungebirge eine Reihe; sie sind vulcanischer Natur, der Clarence-Pik auf Fernan do Po trägt, wie Gustav Mann nachwies, einen Krater. Aber gleich dem Camerungebirge müssen sie zu den erloschenen Vulcanen gerechnet werden.

Unzweifelhafte Thätigkeit begegnet uns wieder auf den ostafrikanischen Inseln. Die Insel Großcomoro trägt an ihrem Südende einen Vulcan, welcher 1864 von Otto Kersten erstiegen wurde *), und der nach englischen Messungen 8526 Fuß hoch ist. Die Eingeborenen nennen ihn den „feurigen Kochtopf“, Dschungu dja Dsaha. Von europäischen Seeleuten wurden Ausbrüche in den Jahren 1830, 1855 und 1858 beobachtet, und in früheren Jahren sollen 30 bis 40 Jahre zwischen den einzelnen Aeußerungen der unterirdischen Kraft vergangen sein. Die Verwüstungen des letzten Ausbruchs schildert Kersten.

Madagaskar, Nossibé u. s. w. zeigen vulcanische Gebilde, active Vulcane treffen wir erst wieder auf den Maskarenen. Réunion oder Bourbon trägt einen Vulcan, der fast alljährlich Zeichen seiner Thätigkeit giebt und dann große Massen von Zuschauern herbeilockt. Auch er wurde von Kersten (a. a. O. S. 181) erstiegen. Der noch thätige Krater hat eine Tiefe von 150 Meter und einen Durchmesser von 200 bis 300 Meter. Der Vulcan, nicht der höchste der Insel, steigt bis 7800 Fuß an. Mauritius ist ganz vulcanisch, aber erloschen.

*) Von der Decken's Reisen in Ostafrika. Bd. II, S. 240.

Dr. Leitner unter den Völkern Dardistans.

Im Verlaufe des letztverflossenen Vierteljahrhunderts ist über viele Gegenden Innerasiens von Norden wie von Süden her mancher Lichtstrahl verbreitet worden. Die Russen beuten die große Domäne, welche sie nach und nach sich angeeignet haben, auch wissenschaftlich nach besten Kräften aus, während die Engländer ihrerseits nicht weniger strebsam sich zeigen, und das Gebiet zwischen Indien und Turkestan gleichsam monopolisiren.

Für die Völkerkunde ist wie in Indien selbst, namentlich auch in den Grenzgebieten, eine reiche Ausbeute zu gewinnen. Die Forschungen in Ladakh, in Balti und überhaupt in den Gebirgsregionen nördlich vom Himalaya, am Karakorumgebirge und am Hindu Kusch haben zu manchen interessanten Ergebnissen geführt, namentlich auch über die Völker Dardistans und überhaupt die Bewohner des obern Industhales. Diesem letztern gehört Balti an, dessen Hauptstadt Iskardo etwa 6000 Fuß über dem Meere liegt. Gilgit liegt im Westen des Indus, Tschilas südwestlich von Gilgit, Tschitral näher dem Hindu Kusch; die Flüsse dieses Landes fallen in den Kabul; die Gebiete der Hönza und Nager liegen an einem Zuflusse des Gilgit, der in den Indus mündet. Westlich von Gilgit bis an die Grenze Afghanistans wohnen in schwer zugänglichem Hochgebirgslande die verschiedenen Stämme der Siahposch, welche man gewöhnlich zu den Dardenvölkern rechnet.

Diese sind mehrmals von Dr. Leitner besucht worden. So viel wir erfahren konnten, gehört derselbe einer deutsch-jüdischen Familie Ungarns an, wurde Missionär in Indien und zeichnete sich durch Eifer, Tüchtigkeit und gründliche Kenntnisse in der Sprachwissenschaft so sehr aus, daß er zum Director der höhern Lehranstalt ernannt wurde, welche die Regierung des Pendschab zu Lahore gegründet hat. Es ist bemerkenswerth, daß in Indien mehr als ein Mann jüdischer Abstammung auf dem Gebiete der Mission wie der Sprachforschung Ausgezeichnetes geleistet hat. So war Löwenthal ein Israelit aus Polen, der aus politischen Gründen nach Nordamerika flüchtete, dort als Hausirer sein Brot erwarb, und seine Ersparnisse verwandte, um sich wissenschaftlich ausbilden zu können. Er studirte christliche Theologie, wurde Missionär dann von der presbyterianischen Missionsgesellschaft nach Indien ins Pendschab geschickt und studirte das Puschtu, die Sprache der Afghanen, in welche er das Neue Testament übersetzt hat. Als er in Peschawar damit beschäftigt war, auch die Bücher des Alten Testamentes in das Puschtu zu verdolmetschen, fand er durch ein Mißverständniß ein frühzeitiges Ende. Während er eines Morgens in aller Frühe, noch im Halbdunkel, auf seiner Veranda auf und ab ging, hielt sein eigener Nachtwächter ihn für einen Dieb und erschoß ihn. Der Missionär Merk spricht in seinem Werke: „Acht Vorträge über das Pendschab“, Bern 1869, S. 208 ff., über diesen überaus fleißigen Mann mit der größten Anerkennung.

Doch wir wenden uns nach Dardistan. Dr. Leitner unternahm seine erste Wanderung gegen Ende Aprils 1866; gegen Ausgang Juni kehrte er zurück. Er ermittelte, daß einige Gebirgspässe, welche bisher für in jenen Monaten nicht passirbar galten, doch praktikabel waren, so z. B. der Schingun- und Marang-Paß, die südlicher liegen als der Baralacha und Lachalung. So kam er nach der wichtigen Handelsstadt Leh in Ladakh sechs Wochen früher, als gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, und es ist nun festgestellt, daß Ladakh über Zanskar und die Kyangebene schon in der ersten Hälfte des Frühjahrs von Süden her erreichbar ist. Auf dem Schingun hatte er einen Schneesturm

und mußte die Nacht auf einer eisbedeckten Stelle in sehr beträchtlicher Höhe verbringen, aber die sehr dünne Luft verursachte ihm nur Uebelkeit, kein Nasenbluten, und als er bald nachher den Marang in 18,200 englische Fuß überstieg, verspürte er nicht einmal Unbehagen.

Als ich, schreibt er, durch Zanskar kam und eine kurze Zeit im buddhistischen Höhlenkloster Pugdal verweilte, konnte ich mich überzeugen, welchen Einfluß ein Europäer sowohl auf den Abt wie auf das Volk in Zanskar ausgeübt hat. Als ich verlauten ließ, daß mir der Name Csoma de Körösch nicht unbekannt sei, waren auf einmal alle Anwesenden meine Freunde. Dieser Forscher aus Siebenbürgen hatte einige Jahre dort gelebt, um die tibetanische Sprache und Literatur zu studiren, und den Abt dermaßen mit Fortschrittsideen erfüllt, daß derselbe die Gebetmühlen abschaffte und sich erbot, jeden Engländer oder einen andern Landsmann des Palingi dasa (d. h. europäischen Schülers, wie man Körösch nannte) nach Lhassa, dem Sitze des Dalai Lama, zu befördern. Seit Huc und Gabet ist kein Reisender bis dorthin vorgedrungen, mit Ausnahme des Panditen, welchen Montgomerie abgeschickt hatte.

Ich will nicht dabei verweilen, daß ich auf meiner Reise manche Beschwerlichkeiten auszustehen hatte und daß einige meiner Begleiter ums Leben kamen. Die indische Regierung hatte mich beauftragt, einige auf die Landschaft Tschilas bezügliche Punkte zu ermitteln, und ob dieselbe mit dem Kaylas oder indischen Olymp zusammenfalle. Auch sollte ich Forschungen über den Tschilasidialekt anstellen; man hatte mir mitgetheilt, daß mir dabei einige in Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, befindliche Gefangenen behülflich sein würden. Das war jedoch nicht der Fall, und so eilte ich, obwohl es noch so früh im Jahre war, vorwärts.

Dr. Leitner in Lahore.

Henry Lawrence, Vans Agnew und ich glaube auch Colonel Young sind bis an die Grenze von Gilgit gekommen; Mitteltibet ist hinreichend erforscht worden, und ich kann über dasselbe nur einige ergänzende Mittheilungen machen, was ich jedoch über die Gegenden im Süden des Hindu Kusch und im Norden von Khagan sage, ist neu. Ich fand dort folgende Sprachen, in denen bisher nichts niedergeschrieben worden war: Schina, welches die Tschilasis sprechen; diese sind unter den verschiedenen Schinastämmen die einzigen sunnitischen Mohammedaner; es ist auch die Sprache der Gilgitis, Astoris, Dareylis und Gor, auf der großen Koli-Palus-Straße kommt es gemischt mit Puschtu vor (der Sprache der Afghanen). — Das Arnyia ist die Sprache in Tschitral und Yassin, und hier sind die Bewohner schiitische Mohammedaner. — Das Chadschuna ist die Sprache der Hönza und Nager; das Kalascha wird in den östlichen Gebirgsketten Kafiristans gesprochen.

Die Landesbewohner standen in dem Rufe, sehr grausam zu sein; dieser Umstand und die Unzugänglichkeit dieser Region mag wohl die Reisenden zurückgeschreckt haben. Ich konnte vier Tagereisen weiter vordringen, als irgend ein Europäer vor mir, und meine Kundschafter gewannen von den Berghöhen einen Einblick nach Gilgit. Diese Gegend war vor mir noch nicht besucht worden. Sie ist keineswegs unzugänglich; die Behauptung, daß sie es sei, ist aus politischen Gründen, auf welche ich nicht näher eingehe, verbreitet worden, und in Indien glaubt man daran. Es hieß auch, die Völker Dardistans seien Cannibalen; ich habe davon nichts bemerkt. Als ich dort war, herrschte Kriegszustand; alle Stämme: die Yassin, Tschitrals, Gilgitis, Hönza, Nager, Gor und theilweise auch die Tschilasis haben sich 1866 vereinigt, um den Maharadscha von Kaschmir, der eine Invasion versuchte, zurückzuwerfen. Diesem war es unlieb, daß ich Mancherlei erfahren könnte, was ihm nicht paßte. Er hatte die Festung der Stadt Gilgit in Besitz genommen. Die Landesbewohner schienen decimirt zu sein, ich fand die Häuser ohne Dächer, kein Mensch ließ sich blicken. Als ich jedoch einen meiner Leute die Trommel rühren und ausrufen ließ, daß ich für Alle, die kommen würden, ein Festmahl geben wolle, hatte ich gleich am ersten Abend wohl anderthalbhundert Männer verschiedener Stämme beisammen, die es sich wohlschmecken ließen, und mit denen ich auf sehr freundschaftlichen Fuß kam. Ich wenigstens habe von ihnen nichts Grimmiges und Wildes zu befahren gehabt; die Soldaten des Maharadscha freilich wurden aus dem Hinterhalte niedergeschossen. Als einmal ein Angriff gegen mich versucht wurde, genügte es, daß meine Begleiter einige Revolverschüsse gaben, und hinterher klärte es sich auf, daß ein Mißverständniß obgewaltet habe.

Mein zweiter Ausflug nahm drei Monate in Anspruch und dauerte bis Ende Octobers. Aus Gilgit und anderen Districten nahm ich einige Männer mit mir nach dem Pendschab zurück; sie wohnten dort in meinem Hause und ich hatte somit Gelegenheit, die verschiedenen Notizen, welche ich

während der Reise gesammelt hatte, mit dem, was ich von ihnen vernahm, zu vergleichen. —

Leitner ging bei seinen Erkundigungen sehr vorsichtig und methodisch nach einem wohlerwogenen Plane zu Werke; als er im Erlernen der Schinasprache vorgeschritten war, konnte er auch Gesänge und Sagen zu Papier bringen. Es traf sich auch, daß er Leute fand, die als Dolmetscher zu verwenden waren. Das von ihm gesammelte Vocabularium der Schinasprache hält er für unbedingt zuverlässig. Diese ist, gleich der Sprache von Tschitral, wesentlich von sanskritischer Beschaffenheit, und ihre Inflexionen, das Bewahren reiner Laute und das monosyllabische Wesen der Wurzelwörter zeugen dafür, daß beide nicht die phonetischen Zersetzungen erfahren haben, die man bei anderen sanskritischen Dialekten findet. In Betreff der Sprache Kafiristans war er mit dem, was er von zwei jungen Kafirs zusammenbringen konnte, nicht recht zufrieden, er glaube aber doch, daß er nun das erste Vocabularium der Sprache jener bisher mythischen Region zusammengestellt habe *).

Das ganze Dardenland besteht aus Thälern und die Bewohner jedes einzelnen fabeln allerlei über die Wildheit und den Cannibalismus ihrer Nachbaren; deshalb ist auch unter manchen von ihnen fast kein Verkehr vorhanden. Drei von ihren Sprachen sind jedenfalls sanskritisch; ganz anders verhält es sich mit dem Chadschuna, dieser Sprache der Hönza-Nager, die mit keiner andern irgend welche Verwandtschaft hat. Die Gelehrten und die gelehrten Gesellschaften, welchen Leitner Mittheilungen über dieselbe gemacht hat, erklären sie für ein Räthsel; es läßt sich bei ihr keinerlei Affinität mit irgend einer andern nachweisen.

Es scheint, als ob bei den Stämmen in Dardistan Ueberreste eines uralten Gemeinwesens sich erhalten haben, welche an die reinsten Verhältnisse des alten Arischen erinnern. Durch die Einführung des Mohammedanismus ist jedoch Störung in dieselben gekommen, obwohl derselbe ihnen so zu sagen nur lose auf den Schultern hängt und manches Alte unberührt gelassen hat.

Die Stellung der Frauen ist ungleich günstiger als bei den Hindus. Selbst in Tschilas, wo allein der Islam intolerant auftritt, nehmen sie an den öffentlichen Berathschlagungen Theil; als vor einigen Jahren das Land angegriffen wurde, stellten sie sich tapfer den Kaschmiris gegenüber, und nachdem die Stadt eingenommen worden war, gossen sie siedendes Oel auf den Feind. Wenn Boxen und Faustkämpfe, wie manche Engländer meinen, ein Zeichen von Civilisation sind, dann haben es bei den Tschilasis sowohl Männer wie Frauen weit in derselben gebracht.

Die Mohammedaner sind, wie schon angedeutet wurde, in zwei Secten getheilt, jene in Gilgit, Yassin, Hönza und Nager sind Schiiten; die Tschilas dagegen Sunniten. Die Kandschat, eine Abtheilung der Hönza, machen die nach Yarkend führende Straße unsicher, sind verwegene Räuber, haben es aber dahin gebracht, daß die nach Centralasien handelnden Kaufleute ihr Land umgehen.

Als Gur Rahmar, Beherrscher von Tschitral, zum sunnitischen Mohammedanismus übertrat, fand er es ganz in der Ordnung und dann auch sehr einträglich, seine schiitischen Unterthanen als Sklaven zu verkaufen; noch mehr, er verkaufte auch seine eigene Mutter nach Badachschan. Als man ihm darüber Vorwürfe machte, da sie ihn doch gesäugt habe, zeigte der biedere Sohn auf eine Kuh und sprach: „Die hier giebt mir Milch und ich würde sie doch verkaufen; weshalb soll ich das nicht mit einer, die längst keine Milch mehr hat.“ Gur Rahmar spielte überhaupt den Witzigen. Es beliebte ihm, einen angesehenen Schriftgelehrten in die Sklaverei zu verkaufen, und er tröstete ihn mit den Worten: „Wir nehmen ja keinen Anstand den Koran zu verkaufen, der doch Gottes Wort ist; weshalb sollen wir nicht auch den verkaufen, der Gottes Wort auslegt und erklärt.“ Er unternahm Raubzüge nach Gilgit, das ihm eine Zeit lang unterworfen war, und die Sklaven waren sehr wohlfeil geworden. Kurz bevor Leitner dort war, gab man für drei Sklaven ein Pferd; für ein Pattu, d. h. ein großes Stück wollenen Zeuges, bekam man zwei, und für einen guten Jagdhund einen Sklaven.

In Kafiristan giebt es ganz gewiß keinen Cannibalismus. Man hielt die Kafirs für Leute mit hellem Haar und blauen Augen, und einer der beiden jungen Kafirs, die Leitner bei sich hatte, war von hellerer Hautfarbe als die Hindus und hatte keine schwarzen Augen. Aber er möchte doch nicht die Kafirs mit den Europäern identificiren. „Die jungen Kafirburschen, die zu mir ins Pendschab kamen, erzählten, wenn sie einen angesehenen Mohammedaner gefangen nähmen, dann tränken sie einen Theil seines Blutes, — wohl nicht aus Appetit, sondern aus Prahlerei.“ — Es ist schwer über die Religion der Kafirs ins Klare zu kommen. Leitner's beide Kafirs machten in Bezug auf dieselbe keinen günstigen Eindruck. Sie waren durch Kaschmir gekommen und einige Zeit dort geblieben. Gegen die Mohammedaner hegten sie bittere Feindschaft und schon deshalb wollten die Hindus ihnen beweisen, daß sie eigentlich Hindus seien. Ich meinerseits halte sie nicht für solche. Ihre Religion scheint lediglich darin zu bestehen, daß jeder einmal im Jahre einen Stein auf einen großen Steinhaufen legt, der sich auf einem hohen Berge befindet. Meine beiden Kafirs wollten mir weiß machen, daß sie eine eigentliche Religion hätten; sie sprachen von Indra und Mahadeo, aber ich glaube, daß man sie dazu abgerichtet hatte, denn von religiöser Gesinnung oder Denkweise war nichts an ihnen zu verspüren.

---

*) Diese Behauptung Dr. Leitner's trifft wohl nicht ganz zu. Schon Mountstuart Elphinstone hat vor 1808 in seinem bekannten Werk über Kabul (welches zu Weimar in einer deutschen Uebersetzung erschien) Bemerkungen über die Sprache der Kafirs, und äußert wohl ganz richtig, daß es unter ihnen verschiedene Sprachen gebe, die aber alle Verwandtschaft mit dem Sanskrit haben. Sodann hat Alexander Burnes ein „Vocabularium der Kafirsprache“ gegeben. (Cabool; being a narrative of a journey to and residence in that city etc. London 1842, Appendix IV, p. 381 bis 383.) Dasselbe enthält 122 Wörter, sodann eine Anzahl von Fragen und Proben aus dem „Pushyl-Dialekt“. — Das Verzeichniß von Kafirwörtern, welches Norris von Villiers Lister erhalten hat, kenne ich nicht. — Das Beste und Ausführlichste giebt Dr. E. Trumpp, jetzt Diaconus zu Pfullingen in Würtemberg, in einer ganz vortrefflichen Abhandlung „Ueber die Sprache der sogenannten Kafirs im indischen Kaukasus (Hindu Kusch)“. Sie steht in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Band XX, 1866, S. 377 bis 418. Dem linguistischen Theil geht ein Bericht zweier christlichen Afghanen voraus, welchen es gelang bis nach Kafiristan vorzudringen und dort längere Zeit zu verweilen. Trumpp sammelte seine sprachlichen Notizen aus dem Munde dreier Kafirs. Er bemerkt, daß sie ihr Land als Wamasthan bezeichnen, und dies scheine der Name des ganzen Hochlandes bis nach Balch hin gewesen zu sein. Er stellt sodann eine förmliche Grammatik zusammen, auf welche wir natürlich nicht eingehen können. Wir wollen nur vom Hülfszeitwort ich bin das Präsens hersetzen:

ei sum, ich bin,	ima simis, wir sind,
tu sis, du bist,	wi sik, ihr seid,
siga se, er ist.	sige sin, sie sind.

In einem Anhange giebt Trumpp ein langes Wörterverzeichniß. — Einige Angaben über die Kafirs und ihr Land bringt Major Fosberry: On some of the mountain tribes of the Northwest frontier of India, im Journal of the Ethnological society of London, Juli 1869, p. 191 sqq. — Was wir durch Raverty wissen, ist in einem frühern Bande des „Globus“ (VIII, S. 344 ff.) mitgetheilt worden. A.

Dardistan umfaßt nach Leitner's Eintheilung die oben genannten Landschaften und auch Kafiristan.

Er theilte in der anthropologischen Gesellschaft zu London Einiges über die Sitten und Gebräuche der Schinas in Gilgit mit. Drei Tage nach der Geburt eines Kindes versammeln sich die Angehörigen und Freunde einer Familie und der Vater giebt dem Neugebornen einen Namen; bis dahin gilt die Mutter für unrein, und sie muß überhaupt zwanzig Tage von ihrem Mann abgesondert bleiben. Männer und Frauen speisen gemeinschaftlich. Bei einer Verheirathung macht man weniger Umstände als in Tschilas. Der Vater des Bräntigams geht zu dem des jungen Mädchens mit einigen Ellen Wolltuches und einer mit Wein gefüllten Kürbisschale; wird dieses Geschenk angenommen, dann ist die Verheirathung richtig. Die Frau bleibt unbedingt an ihren Mann gebunden, der jedoch seinerseits die Ehe auflösen kann; sie aber hat kein Recht dazu. Vom gesellschaftlichen Verkehr ist sie nicht ausgeschlossen und kann Besuch von den Freunden ihres Mannes empfangen.

Diese Schinas sind viel reinere Arier als die Hindus; der Mohammedanismus sitzt ihnen, wie schon gesagt, nur lose auf den Schultern. Verführung einer Jungfrau wird sehr streng bestraft und gilt für unverzeihlich. — Unter den Kasten, in welche das Volk zerfällt, wird die erste als Schen, die zweite als Yustgan bezeichnet; die Angehörigen der einen und der andern können sich unter einander verheirathen, der Kastenunterschied fällt aber in einer solchen Ehe nicht ganz weg.

Mann und Frau haben Vertrauen zu einander, und das spricht sich auch in einem Volkslied aus. Eine Frau sieht, wie ihr Mann von jungen Mädchen umgeben ist, welche ihm den Hof machen. Sie sitzt in einem Winkel, schauet zu und singt: „Da sind die kleinen Vögel, sie flattern lustig umher und wollen sich an einer Blume erfreuen, die doch mir gehört. Ich bin sein angetrautes Weib und kann unbesorgt mit ansehen, wenn ihr euch belustigt.“ —

Leitner erwähnt, daß er im Himalayagebirge eine Strecke von etwa 1600 Meilen bereist habe, was man an Schrift und Literatur dort finde, gehöre Tibet und Balti an. Es erscheine, und das müsse er wiederholt betonen, sehr bemerkenswerth, daß der Hinduismus dort auf Proselytenmacherei unter den Buddhisten ausgehe und auch unter den Siahposch Kafirs. — In Dardistan sind die Nahrungsmittel der Bewohner sehr einfach; viele Familien haben außer ihren Wohnungen auch Höhlen im Gebirge, zu welchen sie allein den Weg kennen und wo sie Vorräthe aufbewahren. — Während die Soldaten aus Kaschmir, welche als Feinde ins Land gekommen waren, fast verhungerten, erhielt Dr. Leitner Lebensmittel so viel er nur haben wollte. Trotz des Islam bereiten die Schinas in Gilgit Wein und trinken ihn, eben so Bier, das nach unserer Art bereitet, aber nicht geklärt wird; lecker schmeckt dasselbe allerdings nicht. Die Häuser in den Wohnorten haben platte Dächer, über welchen sich noch eine Art von Terrasse befindet. — Es giebt eine Ueberlieferung, daß das Land einst von einem Ungeheuer befreit worden sei, welches kleine Kinder gefressen habe, und vielleicht rührt daher die unbegründete Annahme, daß Cannibalismus geherrscht habe.

Wir brechen hier ab, werden aber in einer der nächsten Nummern mittheilen, was Fosberry über die Kafirs sagt, und sodann die Bemerkungen eines Panditen Namens Munphool aus dem Jahre 1867. Derselbe drang im Auftrage der indischen Regierung nach Gilgit und Tschitral vor.

Zur Kennzeichnung der Finnen im hohen Norden.

Da wo im hohen Norden die russische und norwegisch-schwedische Grenze zusammenstoßen, hat sich durch Einwanderung ein Völkergemisch zusammengefunden, wie man es in jenen unwirthbaren Regionen kaum erwarten sollte. Es haben sich dort Finnen, Lappen, Normänner, Quänen, Schweden und einige Russen angesiedelt, wodurch die lappischen Städte nach und nach ihre Einwohnerzahl verdoppelt, — ja verdrei- und vervierfacht haben. Die zuerst eingewanderten Quänen ließen sich hauptsächlich am Tana- und Alten-Flusse nieder und fanden dort in den Kupferwerken lohnende Beschäftigung. Die späteren Einwanderer legten sich hauptsächlich aufs Fischen und den Fischhandel und bevölkerten den Hauptbandelsplatz Vadsö dergestalt, daß diese Stadt mehr eine Finnenstadt als eine norwegische Stadt genannt zu werden verdient. Doch gehören höhere Bildung, Capital und Handelsthätigkeit den Normännern. Dasselbe ist in Hammerfest und Tromsö der Fall.

Zur Zeit der großen Fischerei längs der Küste von Vardö bis Vadsö herrscht dort ein „Fischerleben“, das in hohem Grade interessant erscheint. Denn an allen Küstenorten fahren Hunderte von Kähnen, mit Netzen, bewaffneten Tauen und Angelschnuren beladen, hinaus auf die See und kehren später mit Fischen beladen zurück. Am Strande aber sitzen die Frauen, von der Pfarrfrau bis zum Tagelöhnerweibe, nebst Kindern jeden Alters, fast begraben zwischen Netzen, Tauen und Schnuren, um Beschädigtes auszubessern, die Leinen zu ordnen, die Netze zu entwirren; die Greise aber sind beschäftigt, die Fische zu köpfen, auszunehmen, zu spalten und paarweise auf die Gestänge zum Trocknen zu hängen; den Abfall aber zu sammeln, um später Fischguano daraus zu bereiten. Alle diese Beschäftigungen haben namentlich nach Vadsö im Laufe der Jahre viel Geld gebracht und dadurch ziemlich allgemeinen Wohlstand geschaffen. Daher sind die Häuser der Finnen in der „Quänenstadt“ Vadsö regelmäßig von gut bearbeiteten Balken gebaut, mit Bretter- oder Rasendach versehen und gut getheert; sie zeigen im Innern oft viel Putz, haben einen viel zierlichern, saubereren und geschmackvollern Hausrath und werden im Ganzen viel ordentlicher und reinlicher gehalten, als es bei den norwegischen Fischern der Fall ist.

Die national-finnische Sitte, in jedem, selbst dem ärmlichsten Arbeiterhause eine Badestube zu haben, ist auch nach Norwegen verpflanzt worden. Ebenso liebt es der Finne, seine Tische, Bänke, Bettstellen und Stühle zu malen; seine Stubenwände sind in der Regel mit Papiertapeten überzogen und alle Räume mit Doppelfenstern versehen. Doppelfenster hat selbst der Quäne, welcher nicht einen Löffel besitzt, mit dem er essen könnte. Ja, es giebt Wohnungen mit dreifachen Fenstern. Dagegen sind die Finnen sehr ärmlich mit Küchengeschirr, als Kupfertöpfen, Löffeln, Tellern

und dergleichen, versehen. Kommt daher Gesellschaft, so sind sie allemal genöthigt, sogleich zu den benachbarten normännischen Familien zu schicken und sich das Fehlende zu leihen. Im Alltagsleben wird beim Finnen nur Milch, oder Molkensuppe auf den Tisch gesetzt und Jeder von den Anwesenden suppt aus einem großen Schöpflöffel der Reihe nach — Eins nach dem Andern.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Finnen ist seine Vorliebe für die blaue Farbe. Zwar werden die Särge für Erwachsene schwarz angestrichen, aber die Kindersärge müssen blau sein. Ueber die Farbe der Kindersärge entsteht oft Streit, wenn die Eltern verschiedenen Nationalitäten angehören; denn der Normanne verlangt schwarze, der Finne blaue Särge. Auch unterscheidet sich die Form des finnischen Sarges sehr bedeutend von dem normännischen. Der finnische hat krumme Seiten, mit eingehobelten Kanten; der normännische hat ferner eine breite, während der finnische nur eine schmale Leiste hat, welche absticht wie bei einem umgewendeten Boote der Kiel. Oben am Kiel wird eine Krone von Stahldraht befestigt, welche mit grünem Bande umwickelt ist und bisweilen zugleich mit künstlichen Blumen geputzt wird; diese sollen die Krone des Lebens bezeichnen. Manche Finnen haben ihre Särge grün gemalt und mit hellgelben Sternen übersäet.

Der Priester wird jedesmal ersucht, der Leiche bis zum Grabe zu folgen, und sehr glücklich fühlt sich der Finne, wenn der Geistliche in seinem Hause eine Leichenrede hält, selbst wenn diese Grabrede in norwegischer Sprache gehalten würde, wovon doch Viele nur wenig verstehen. Im Ganzen genommen haben die Finnen mehr Achtung vor ihren Todten als die Lappen. Denn so behülflich beide Nationen im Alltagsleben einander sind, so wenig dienstfertig sind die Lappen, wenn ihr Dienst einer Leiche gelten soll. Am Varangerfjord hilft ein Bruder nicht dem andern die Leiche des Vaters begraben, wenn er nicht nach alter Gewohnheit 1 Mark (9 Sgr. preuß.) vorausbezahlt erhält!

Geht man durch die Finnenstadt Vadsö, so sieht man an einigen Häusern an den Fenstern Blumentöpfe mit blühenden Blumen stehen und kann gewiß sein, daß diese Häuser Normannsfamilien gehören oder von solchen bewohnt werden. Denn die Finnen und Lappen haben keine Vorliebe für Blumen; wogegen sich die Normänner von Lindesnäs bis zum Nordcap in der Blumenpflege auszeichnen, so daß selbst in den elendesten Holzhauerhütten die eine oder andere Gartenblume am Fenster die Vorliebe der Bewohner für Blumenpflege zeigt. Selbst die Sätermägde nehmen beim Austreiben der Viehherde auf die Säter (Hochgebirgsweideplätze) die eine oder andere ihrer Lieblingsblumen aus dem Thale mit hinauf auf die Säter, um sich an dem Anblicke derselben zu erfreuen, wenn sie aus dem schmalen Fenster der Säterhütte herauslacht.

Die Fensterrahmen in den Wohnungen der Finnen sind nach innen schräg gestellt, so daß das Wasser von geschmolzenem Eise und Schnee leicht nach außen ablaufen kann. Dagegen bestimmt den Normann seine Vorliebe für Blumen im Fenster, vielleicht auf Kosten der Nützlichkeit, die Fensterrahmen breit und horizontal zu machen, so daß in denselben Platz genug ist für Blumentöpfe und andere Dinge. — Auch in der Form der Bettstellen unterscheiden sich Finnen und Normannen; denn die letzteren haben nur offene Bettstellen, welche den Feldbettstellen in Deutschland ähnlich sind; dagegen haben die Finnen Bettrahmen, welche geschlossen werden können und daher am Tage als Bänke dienen. Ein solches Bankbett hat allemal eine hohe, mit Schnitzwerk verzierte Rückenlehne.

Der Charakter der Finnen und Normannen erscheint bei genauer Betrachtung dieser Völker doch ziemlich verschieden. Denn der Finne kann ganz allein in menschenleeren Gegenden wohnen und sich wohl fühlen, während er doch gesellig ist, sobald er in einer Quänenstadt Wohnung nimmt. Ja, man spricht sogar in solchen Städten darüber, daß die Finnen zu gesellig seien, weil sie häufig einander Besuche machen, fast täglich einander die Stube füllen und oft sehr laut werden, wenn Alle zu gleicher Zeit reden. Sobald ein Mann oder eine Frau zu irgend einer Stunde des Tages etwas Zeit übrig haben, gehen sie zu allen Nachbaren und vertreiben sich die Zeit mit Müßiggang und leerer Plauderei. — Bei solchen täglichen kleinen Visiten wird den Gästen nichts dargereicht, Sonntag Abends jedoch etwas „tractirt“. Indeß bestehen die dargereichten Delicatessen meist in ein paar Sorten Milch. Zu Weihnachten aber werden Gesellschaften gebildet und man trinkt tapfer. Auch Schlittenpartien gehören zu den Wintervergnügen der Finnen.

Obschon diese im Ganzen genommen ein etwas langsames Volk sind, so sind sie doch eifrige und aushaltende Tänzer, wenn sie erst ordentlich in den Tact kommen und die Beine in Bewegung gesetzt haben. Der Tanzsaal in Vadsö ist fast täglich besucht, und alle modernen Tänze, als Walzer, Galop, Polka u. s. w., haben gleichzeitig mit der Crinoline den Weg bis hinauf nach Lappland gefunden, und waren die Crinolinen der finnischen Mädchen wo möglich noch größer und steifer als irgendwo im Süden.

Die Finnenfrauen sind sehr putzsüchtig. Selbst die ärmsten tragen jederzeit ein schwarzseidenes Tuch um den Kopf, wenn sie ausgehen. Die Wohlhabenden zeichnen sich durch stattliche Kleider, besonders von hellfarbigen Stoffen, aus und machen Staat mit ihren vielen Ringen an den Fingern, mit Armbändern, Perlenbändern um den Hals und großen Ohrbommeln. Hat eine Braut nicht selbst den nöthigen Putz, so leihet man ihr Kleider und andern Staat. Die Finnenbraut trägt nicht, wie die norwegischen Frauen, das Haar aufgeschlagen, sondern im Nacken aufgesteckt, und dann mit Schleifen und bunten Bändern befestigt. Der Bräutigam geht meist in der schwarzen normännischen Tracht, wo nämlich die Finnen nicht die lappische Kufte angenommen haben. Die Hochzeitfeier ist zwiefältig; man unterscheidet „Trinkhochzeit“ und „Tanzhochzeit“. Bei der erstern muß jeder Gast ein Geschenk, groß oder klein, mitbringen. Bei der andern ist dies dem freien Willen der Gäste überlassen. Die Tanzhochzeit wird nicht zu Hause, sondern im öffentlichen Tanzhause abgehalten. Das Brautpaar begiebt sich unmittelbar nach der Trauung aus der Kirche auf den Tanzsaal, wo die Gäste schon versammelt sind und der Tanz sogleich beginnt. Bei der „Tanzhochzeit“ werden die Gäste nicht mit Speisen, sondern nur mit Wein und Punsch tractirt. Man tanzt und giebt Touren die ganze Nacht hindurch, und damit ist die ganze Feierlichkeit zu Ende. Nachdem eine Weile getanzt worden, setzt der „Meister des Festes“ einen Tisch in die Mitte; darauf einen Teller, welcher mit einem Tuche bedeckt ist, setzt sich selbst an den Tisch und fordert nun die Hochzeitgäste auf, ihre Geschenke abzugeben, welche er unter dem Tuche verbirgt und dann, wenn Jeder seine Gabe dargebracht hat, mit lauter Stimme ausposaunt: daß N. N. so oder so viel gegeben habe. Doch giebt er, wohlgemerkt, niemals die rechte Summe an, sondern macht sie drei bis vier Mal so groß, als sie ist, um das „geehrte Publicum“ aufzumuntern, hübsch mit vollen Händen zu kommen.

Dr. Mehwald.

Volksaberglauben, Legenden und Ueberlieferungen der Japaner.

Von **Dr. Mohnike.**

Ich habe aus Japan eine große Menge jener wohlbekannten farbigen Holzschnitte mitgebracht, welche daselbst mit einer ganz besondern und in mancher Beziehung eigenthümlichen Kunstfertigkeit gemacht werden, und auf denen Landschaften, Personen, Thiere, Sitten und Gebräuche, sowie sehr viele andere Gegenstände eben so naturgetreu als charakteristisch abgebildet sind. Unter ihnen zogen einige Blätter, schon in dem Augenblicke, wo sie in meine Hände fielen, ganz besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie enthalten nämlich Darstellungen von Geister- und Gespenstererscheinungen. Da mir gleich von vornherein der Gedanke aufstieg, daß diese für das Volk bestimmten Blätter den Zweck haben könnten, demselben in ihm lebende Anschauungen, Legenden und Ueberlieferungen von geheimnißvoller, übernatürlicher Art bildlich zu vergegenwärtigen, so zeigte ich sie einigen mir befreundeten Japanern und bat sie, mir ihre Meinung hierüber mitzutheilen. Sie stimmten meiner eigenen Ansicht durchaus bei und gaben mir zugleich die nachfolgende Erklärung aller einzelnen bildlichen Darstellungen. Es überraschte mich aber, in diesen Schöpfungen des japanischen Volksaberglaubens eine gewisse, unverkennbare innere Uebereinstimmung mit dem Glauben an ähnliche Geister- und Gespenstererscheinungen zu entdecken, so wie derselbe sich bei den germanischen und skandinavischen Völkern, aus den Ueberlieferungen und Legenden des Alterthums und Mittelalters, hier und da bis in die Gegenwart forterhalten hat.

Auf dem ersten dieser Blätter befinden sich siebenzehn verschiedene Darstellungen. Ich will sie in der Reihenfolge von links nach rechts und von oben nach unten beschreiben.

1) Sari-Kobe. Uebersetzt: Gerippe, Knochenmann. Man sieht in dem Vordergrunde des Bildes eine männliche Gestalt, welche durch das kahlgeschorene Haupt als die eines buddhistischen Mönches, japanisch Bout-sang, bezeichnet wird, und in deren Gesichtsausdrucke sich die größte Angst ausspricht. Diese Gestalt ist in vornübergebeugter Haltung gezeichnet, als wollte sie hierdurch den beiden hinter ihr stehenden Skeletten, von denen das eine schon den rechten Arm nach ihr ausstreckt, sich entziehen und ausweichen. Dem Volksglauben nach erscheinen in dieser Gestalt die Geister heimlich Ermordeter ihrem Mörder. In diesem besondern Falle bezieht sich die bildliche Vorstellung aber auf die alte Legende von einem gottlosen Mönche, der bei scheinbar größter Frömmigkeit heimlich die schwersten Verbrechen beging und namentlich zwei Ehemänner ermordete, um sich ihre Frauen anzueignen.

2) Andong-Juren. Buchstäblich übersetzt: Andong-Gespenst. Juren bedeutet nämlich Spuk, Gespenst und dergleichen, während Andong der Name jener eigenthümlichen Lampen ist, welche ihr Licht aus einem hölzernen, mit halbdurchscheinendem Papier überzogenen Gehänge verbreiten und besonders als Nachtlampen gebraucht werden. Auf dem Bilde ist das Innere eines Hauses und die nach der obern Etage hinaufführende Treppe dargestellt. Auf der letztern befindet sich die rücklings mit dem Kopfe nach unten niederstürzende Gestalt eines Mannes, der von einem plötzlichen, alle Besinnung raubenden Schrecken befallen zu sein scheint. Oben an dem Treppengeländer sitzt nämlich niedergekauert ein weibliches Wesen, dessen Kopf durch eine der gedachten Nachtlampen, Andongs, gebildet wird, auf deren vordern Seite ein Paar rollender Augen und ein Mund voller Zähne gezeichnet sind.

3) Juren-Onlio. Wörtlich übersetzt: Bettvorhängegespenst. Onlio ist nämlich die japanische Benennung der aus leichtem grünen Zeuge verfertigten, gänzlich geschlossenen Bettvorhänge, oder richtiger gesagt, Schlafzelte, welche die Japaner des Abends mit Stricken an der Decke ihrer Zimmer aufhängen und unter dem sie ihr einfaches, aus einigen Decken und dem Schlafbänkchen, japanisch Makura, bestehendes Lager bereiten. Auf dem Bilde ist ein solches Onlio sichtbar, aus welchem eine rothe Feuerflamme hervorbricht. An den Stricken aber, woran dasselbe aufgehängt ist, zieht eine von oben niederschwebende weibliche Gestalt mit hinten nachwehendem Haupthaar und todtenhaft verzerrten, schrecklichen Gesichtszügen. Der Sage nach wird eine Frau, die von ihrem Manne ermordet wurde, um einer andern jüngern Gattin Raum zu verschaffen, noch nach dem Tode durch Eifersucht angetrieben, um auf diese Weise die nächtliche Ruhe ihres treu- und pflichtvergessenen Ehemannes zu stören.

4) Isidoro-Juren. Wörtlich: Laternenpfahlgespenst. Isidoro ist die Benennung der aus Stein gemauerten Laternenpfähle, auf denen sich ein gleichfalls aus Stein aufgeführtes Häuschen befindet, in denen des Nachts Lampen angezündet werden. Sie gleichen in etwas einer in Deutschland nicht seltenen Art von Taubenhäusern. Man sieht sie in Japan sehr häufig, besonders vor den Eingängen der Kamihallen. Auf der vierten Vorstellung ist im Hintergrunde ein solches Isidoro abgebildet, aus welchem oben wie aus zwei Augen und einem Munde ein gespensterartiges Licht scheint. Im Vordergrunde befindet sich eine Frau mit einer Handlaterne, mit dem Ausdrucke des Entsetzens sich von der Frau wegwendend.

5) Jukj-jonna. Uebersetzt: Schneefrau. Man sieht eine Schneelandschaft vom Mondenscheine erhellt. Im Hintergrunde sitzt eine kolossale weibliche Gestalt, deren untere Hälfte mit der Landschaft zu verschmelzen scheint, während Kopf und Gesicht von ihr, wiewohl aus Schnee geformt, deutlich und bestimmt auf dem dunkeln, von dem Nachthimmel gebildeten Hintergrunde hervortreten. Die Gesichtszüge dieser Erscheinung haben einen geisterhaften Ausdruck, ohne verzerrt zu sein. Im Vordergrunde befindet sich eine mit Schnee bedeckte Tanne und vor derselben scheint ein Mann in Winterkleidung, den Hut gleichfalls weiß von Schnee, im Begriffe, in einen Abgrund zu stürzen.

6) Kasane-Juren. Wörtlich: Gespenst oder Spuk der (Frau) Kasane. Wie die Sage überliefert, wurde in alter Zeit eine Frau, Kasane genannt, als sie häuslich geworden war, und ein Auge verloren hatte, von ihrem Manne auf dem Felde mit einer Sense ermordet. Das Gespenst nun dieser Frau, von riesenhafter Gestalt, einäugig, mit langflatterndem Haupthaar und todtenhaften Gesichtszügen, pflegt von Zeit zu Zeit zum Schrecken der Schnitter auf dem Felde zu erscheinen. Auf dem Holzschnitte ist auf einem Aehrenfelde ein Mann mit der Sense in der Hand abgebildet, dessen Stellung das heftigste Erschrecken vor dem ihm erscheinenden, kolossalen Phantome der Kasane zu erkennen giebt.

7) Die siebente Abbildung erscheint mehr als bloßes Phantasiespiel des Zeichners und hat allein eine allegorische Bedeutung. Man sieht nämlich auf ihr die Gestalt eines Japaners, der entweder schläft oder, was wahrscheinlicher ist, sich im Zustande vollkommener Trunkenheit befindet. Neben ihm steht ein Faß mit Saki, dem aus Reis gebrannten Lieblingsgetränke der Japaner. Aus diesem Fasse steigt eine sich nach oben ausbreitende Dampfwolke auf, in welcher ein kleines, schwarzes, humoristisch-schauerliches Teufelchen schwebt, durchaus an ähnliche Gestalten auf Bildern von Albrecht Dürer, Breughel und Pluiers erinnernd.

8) Foune-Juren. Wörtlich: Schiffs- oder Seegespenst, da Foune sowohl Meer als Schiff bedeutet. Die Vorstellung auf dem Bilde bezieht sich auf eine Legende aus alter Zeit, nach welcher einem vornehmen und mächtigen Fürsten, Namens Benkeï, der endlich gezwungen wurde, in Folge seiner Grausamkeit und vielfacher Verbrechen über das Meer zu flüchten, die Geister der von ihm Ermordeten aus dem Meere aufgestiegen seien. Die Person des Benkeï sitzt in einem Schiffe, in angstvoller Haltung, die Hände zum Himmel emporstreckend und zwischen ihnen einen Rosenkranz haltend. Seine Kleidung ist roth, aber auch seinem Gesichte hat der Zeichner diese Farbe gegeben, um, wie der japanische Erklärer dieses Bildes sich ausdrückte, die gänzliche Schlechtigkeit seines Charakters und zugleich, daß er zum ewigen Feuer verdammt sei, anzudeuten. Zu beiden Seiten des Fahrzeuges erheben sich verschiedene Geistergestalten aus den Fluthen, Waffen in den Händen haltend und die Gesichter drohend gegen Benkeï gewendet.

9) Toorio-Juren. Wörtlich: Laternengespenst. Auf dem Bilde bricht aus einem Toorio, d. h. einer der großen Papierlaternen, welche zur Erleuchtung der Straßen des Abends vor den Häusern aufgehangen werden, eine Feuerflamme hervor. Unten in dieser Flamme befindet sich ein weiblicher Kopf mit entstellten, klagenden Gesichtszügen und so langem, nach allen Seiten niederfallendem Hauptbaar, daß von dem übrigen Körper nichts gesehen werden kann.

10) Tako-Bakemon. Wörtlich: Sepien- oder Tintenfischteufel. Tako bezeichnet nämlich die in den japanischen Meeren häufig vorkommende, mitunter eine sehr beträchtliche Größe erreichende und für Badende, Schwimmende und selbst Fischer keineswegs ungefährliche Cephalopoden- (Octopus-) Art, während Bakemon der generische Name für Teufel ist. Man sieht in dem Bilde ein Boot auf dem Meere mit zwei Menschen, deren Kleidung sie als Fischer kennbar macht. Ihre Haltung verräth heftigen Schrecken über eine riesige Sepie, die in der Nähe des Bootes aus dem Meere aufgetaucht ist. Die Erscheinung ist blutroth mit menschlicher Gesichtsbildung. Um den Kopf trägt sie ein Tuch gewunden nach Art der Fischer und anderer in Wind und Wetter arbeitender Japaner, während sie mit dem einen Fangarme ein Schöpfnetz ausstreckt, um hiermit Nachen und Fischer aufzufangen.

11) Hinsmi-Bakemon. Wörtlich: Feuerthurmteufel. Hinsmi ist die Benennung einer Art kleiner, hölzerner, thurmähnlicher Gebäude, in deren oberm Theile Laternen aufgehangen sind, um als Wachtzeichen, zu Signalen u. s. w. zu dienen. Auf der Zeichnung ist ein solcher Thurm abgebildet, aus dessen obersten Theile ein groteskes Gesicht heraussieht, während ein unten stehender Mann mit allen Zeichen des Erschreckens nach oben blickt.

12) Bondolo-Bakemon. Uebersetzt: Grablaternenteufel. Bondolo ist der Name großer papierener Laternen, welche auf den Gräbern Neugestorbener aufgestellt werden, und ungefähr die Form eines Leichensteines haben, der später an ihre Stelle tritt. Von ihrem obersten Theile wehen lange Streifen eines dünnen Papieres herab und spielen in dem Winde. Man sieht eine solche Grablaterne, deren oberster Theil, kopfartig gerundet, groteske Gesichtszüge erkennen läßt. Die obersten der gedachten, herabhängenden Papierstreifen nehmen unten die Gestalt zweier mit Krallenfingern versehener Hände an und reißen einem vorübergehenden Manne, der voller Angst mit den Armen nach dem Kopfe greift, beide Augen aus.

13) Nedsumi no Bakemon. Wörtlich: Rattenteufel, da Nedsumi Ratte bezeichnet. Die Zeichnung stellt einen Mann dar mit wildem Gesichtsausdrucke und rother Farbe des Gesichtes wie der Hände. Hinter ihm sitzt eine kolossale weiße Ratte, ein zusammengerolltes Bündel Papiere im Maule haltend. Diese Vorstellung bezieht sich auf eine alte Sage von dem ersten Beamten eines Fürsten von Matsmai auf Jezo, der ein mächtiger Zauberer war und die Gestalt aller Thiere annehmen konnte. In der Gestalt einer Ratte aber entfrembete er dem rechtmäßigen Besitzer eine Menge von Papieren, um sich dadurch eine sehr beträchtliche Erbschaft zueignen zu können.

14) Tsiotsin no Bakemon. Wörtlich: Grablaternenteufel, wie Nr. 12. Tsiotsin ist nämlich ebenfalls die Benennung einer Art von Laternen, die des Nachts auf Gräbern angezündet werden. Sie weichen aber in der Form sehr von den oben erwähnten Bondolos ab und gleichen mehr den gewöhnlichen Hauslaternen. Sobald der Leichenstein gesetzt und der Bondolo weggenommen ist, werden während einer gewissen Zeit allnächtlich zwei Tsiotsins auf dem Grabe angezündet. Auf dem Bilde gewahrt man, in zwei Reihen vertheilt, elf weibliche Gestalten, welche sich anfassen und bei denen sämmtlich an Stelle des Kopfes sich ein Tsiotsin befindet. Der Volksglaube nimmt an, daß böse Geister, welche auf Grabplätzen wohnen, unter dieser weiblichen Gestalt Vorübergehende anlocken, um sie in das Verderben zu stürzen.

15) Sendo Bakemon. Uebersetzt: Schiffer- oder Fährmannteufel. Sendo bedeutet nämlich Matrose, Bootsmann, Ruderer u. s. w. Man erblickt einen Nachen, worin sich vier phantastische, abenteuerliche Gestalten befinden. Die eine derselben hat nur ein Auge in der Mitte der Stirn; eine andere an Stelle des Kopfes einen Topf mit einer aloeähnlichen Pflanze; eine dritte vier Augen. Der Fährmann auf dem Hintertheile des Nachens, die Ruderstange in der Hand haltend, ist eine kleine, unförmliche Gestalt mit unförmlich großem Kopfe und einem dritten Auge auf der Stirn.

16) Onli-no-Bakemon. Wörtlich: Flaschenkürbisteufel. Onli bedeutet nämlich die genannte Frucht. An der Mutterpflanze hängen mächtige Kürbisse, aus deren jedem ein verzerrtes Gesicht mit Augen, Mund und Nase hervorblickt. Am Fuße dieser gespenstigen Pflanze sieht man einen Mann, durch die Kleidung als Landbauer bezeichnet, erschreckt davon laufen. In seiner Angst vergißt er ein Beil und einen Korb mitzunehmen.

17) Salajasiki-Juren. Wörtlich: Schüsselgespenst. Wie die Sage geht, erschlug in alter Zeit ein vornehmer Herr im Zorne eine Dienstmagd, weil sie ihm eine sehr werthvolle Porcellanschüssel zerbrochen hatte. Die Getödtete hat keine Ruhe im Grabe und erscheint als schreckendes Gespenst den Vorübergehenden. Diese Vorstellung liegt dem Bilde zu Grunde, auf welchem man einen Mann erblickt, der sich voller Schrecken von einer Begräbnißtonne wegwendet. In Japan werden nämlich die Leichen nicht liegend, sondern sitzend in eigenen für diesen Zweck verfertigten Tonnen oder Fässern beigesetzt. Diese Fässer senkt man in aufrechter Stellung in das Grab. Aus der Begräbnißtonne auf der Zeichnung sieht man den Deckel gesprengt, und eine

gespenstische Frau mit lang niederhängendem Kopfhaar steigt aus ihr empor, mit dürrem Knochenarme, dem Manne vor ihr eine zerbrochene Schüssel darreichend. —

Auf einem zweiten Blatte, welches sich durch Schönheit und Zierlichkeit der Ausführung ganz besonders auszeichnet, findet sich nur eine einzige Scene dargestellt. Im Vordergrunde erscheint die ganze Figur eines jungen Mannes, den die reiche Kleidung, die beiden prächtig verzierten Säbel, die Eleganz seiner Haarestracht und andere Umstände als den vornehmsten Ständen angehörend bezeichnen. Rechts drängt sich scheu und furchtsam ein großer schöner Hund mit einem rothen Halsbande gegen ihn an. Zu seiner Linken, halb hinter ihm verborgen, sieht man einen Bedienten, in dessen Gesichte sich Angst und Erschrecken aussprechen. Mit der Linken greift derselbe nach seinem Kopfe, während er in der Rechten ein Paar Strohsandalen, japanisch Tapie, seines Herrn hält. Der Blick des letztern fällt auf eine jugendliche, schlanke, zierlich gekleidete Frauengestalt, die vor ihm zu gehen scheint, sich aber mit dem Oberkörper halb gegen ihn zurückwendet. In der Rechten hält sie einen Fächer, in der Linken eine kleine, zierliche, schwarz lackirte und vergoldete Dose. Rechts neben ihr, durchaus in derselben Körperhaltung wie sie, zeigt sich eben nur angedeutet und wie ein Schatten ein Todtengerippe.

Dieses sehr merkwürdige Blatt bezieht sich auf eine alte Legende, nämlich die Geschichte von Takea Ijesaiëmon und der Frau Oïwa, und stellt die erste Bekanntschaftmachung zwischen beiden vor. Oïwa war eine längst Verstorbene, die aber in der Gestalt einer Lebenden umherging und junge, schöne Männer zu verlocken strebte, um aus den Umarmungen derselben, vampyrartig, immer neue Lebenskräfte in sich aufzunehmen. —

Die Vorstellungen auf dem dritten Blatte beziehen sich ohne Ausnahme auf den Fuchs, japanisch Kitsine, der in dem Volksaberglauben der Japaner eine sehr große Rolle spielt. Ursprünglich gehört derselbe dem Sinto-Cultus an und erscheint als Nebengott, japanisch Sju-go-zin, in Begleitung des Mondgottes, Sosano-wono-Mikoto. Eine spätere Auffassung stellt ihn als dienstbaren Geist des Kami Inari, des Schutzheiligen des Landbaues, dar, der als ährentragender Greis abgebildet wird, ihn selbst mit letztern identificirend. Daher kommt es, daß am Jahrestage des Kami Inari allenthalben Bilder des Fuchses aus Thon feilgeboten werden, und auch vor den Hallen dieses Kami sich gewöhnlich zwei einander gegenübersitzende Fuchsbilder befinden. Diese frühere mit der ältesten Landesreligion, dem Sinto- oder Kamicultus, verbundene Anschauung, in welcher der Fuchs als wohlthätiges, den Ackerbau begünstigendes halbgöttliches Wesen erscheint, hat sich aber längst aus dem Bewußtsein des japanischen Volkes, wenigstens der niedrigeren Classen, verloren. Dasselbe sieht in dem Fuchse jetzt nur noch ein sehr zu fürchtendes, gefährliches, mit geheimnißvollen Kräften begabtes Wesen. In der Volksidee hat derselbe eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit dem mittelalterlichen Währwolfe. Wie letzterer kann der Fuchs nach Belieben eine menschliche Gestalt annehmen. Ein ähnlicher Aberglaube besteht auch im Innern von Sumatra mit Beziehung auf den Tiger. Man erzählte mir nämlich daselbst, daß auf dem Vulcan Dempo, an dessen Fuß ich vorbeizog, Dörfer gelegen seien, deren Bewohner ausschließlich Tiger wären, die aber, um sich mit der übrigen Bevölkerung zu vermengen, eine menschliche Gestalt annehmen könnten.

Auf dem betreffenden Blatte sind eine Menge von Füchsen in den Kleidungen der verschiedenen Volksclassen und menschliche Verrichtungen ausübend, abgebildet. Eigenthümlich und auffallend bei diesen Darstellungen ist, daß das hauptsächlichste Werkzeug, mit welchem die Füchse das Verschiedenartigste verrichten und bewerkstelligen, ihr Scrotum ist. So stellt die eine Abbildung einen Nachen auf einem Flusse vor. Hinten an dem Steuerruder steht ein Fuchs, während ein anderer auf der mittlern Bank des Nachens sitzt. Das Scrotum des letztern aber ist zu einem großen Segel aufgebläht. Derselbe Körpertheil eines andern Fuchses breitet sich über einen Abgrund, in welchen sich ein Wasserfall hinabstürzt, aus, und dient einem Japaner als Brücke.

Nach dem Volksglauben der Japaner haben alle Füchse ein selbstgewähltes Oberhaupt, eine fest geregelte Staatsverfassung, halten von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte und bilden auf diese Weise eine Art von Reich in dem Reiche. Es ist auffallend und kaum zu begreifen, wie bei einem so verständigen Volke, wie die Japaner sind, dieser Aberglaube und die bange Furcht vor einem so kleinen und fast ungefährlichen Thiere so tiefe Wurzeln hat fassen können.

Zur Naturgeschichte des östlichen Tibet.

Das östliche Tibet ist eine der am wenigsten gekannten Gegenden Asiens und jede neue Nachricht über dieses Land willkommen. Dr. Campbell, ein britischer Beamter in Dardschiling im Sikkim-Himalaya, hat nun von Eingeborenen möglichst genaue Erkundigungen über Osttibet eingezogen und dieselben in der Monatsschrift „Der Phönix“ veröffentlicht, welche sich speciell mit den Interessen Ostasiens befaßt. Danach kommen in Osttibet folgende Säugethiere vor: Goa, eine Antilope; Gnau, das Ammonsschaf; Rigong, der Hase; Kiang, der wilde Esel; Lawa, das Moschusthier; Scha-u, ein großer Hirsch (Cervus affinis); Tscheu, die Antilope Hodgsoni; Dong, der wilde Yak; Pegu, der zahme Yak; Sauh, Bastard zwischen Kuh und Yak; Ba-Sauh, Bastard zwischen dem weiblichen Yak und Bullen; Luk, das Schaf; Peu-Ra, die tibetanische Ziege; Phak, das Schwein; Tscha, das Huhn; Damdschar, die Ente; Damdschar Tschimu, die Gans; Tschungu, ein röthlicher wilder Hund; Kung, eine gesprenkelte Zibethkatze; Sik, der Leopard; Tagh, der Tiger; Somb, der Bär; Nehornehu, ein großes Schaf oder Steinbock mit vier Fuß langen, rückwärts gerichteten Hörnern.

Dies die von Dr. Campbell gesammelte Liste der Säugethiere und Vögel Tibets. Was den Dong oder wilden Yak Tibets betrifft, so wird er dort für das gefährlichste aller Thiere gehalten, dem selten ein Mensch, der in sein Bereich kommt, entgeht. Er wird zu Pferde gejagt, wobei es hauptsächlich darauf ankommt, einen von der Herde abzutrennen. Die Hörner des erwachsenen Bullen sollen drei Fuß lang werden. Sie werden bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten als Trinkhörner benutzt und gehen in der Gesellschaft reihum; man polirt sie fein und beschlägt sie mit Gold oder Silber. Ein ausgestopfter Dong befindet sich

gewöhnlich in den tibetanischen Lamaklöstern; er steht vor dem Bilde des Mahakalli, dem er geweiht ist.

Vom Luk oder Schaf giebt es vier Spielarten: 1) das Tschang-Luk oder nördliche, sehr große und feinwollige Schaf, von dem Herden von 400 bis 1000 Stück vorkommen. 2) Sok-Luk, ein fettschwänziges, sehr geschätztes Schaf aus der Provinz Sok, im Osten Lhasas. 3) Lho-Luk, ein sehr kleines feinwolliges Schaf, das in der Gegend Lhassas gezüchtet wird und dessen Wolle der Shawlwolle gleichkommt. 4) Tschangumpo-Luk, sehr groß, feinwollig, in Garu und Dingtscham. Vom Schwein kommen zwei zahme Varietäten vor, das kleine chinesische und das südliche oder indische Schwein; wilde Schweine fehlen. Enten und Gänse werden von den Tibetanern nicht gegessen, wohl aber von den Chinesen in Lhassa. Die Seen Tibets sind reich an Fischen, von denen nur eine Art, Tschulap genannt, beschrieben wird; er wird acht Pfund schwer und hat grobes Fleisch. Trotzdem fängt man ihn massenhaft und trocknet ihn, ohne ihn zu salzen, an der Luft, wobei man den Schwanz ihm ins Maul steckt. So vorbereitet hält er sich ein Jahr lang. Die Art ihn zu fangen gleicht jener, die bei uns im Winter angewandt wird. Man schlägt Waken ins Eis, zu welchen die Fische in solchen Massen kommen, daß sie mit der Hand ergriffen werden können. — Blutegel, Moskitos und Flöhe fehlen in Osttibet; in Dingtscham oder dem eigentlichen Tibet auch Wespen und Bienen.

Dr. Campbell behandelt auch die Nahrungsweise der Tibetaner. Im Sommer essen sie nur sehr wenig frisches Fleisch; sie lieben es nicht gekocht und machen fast nur von gedörrtem Fleische Gebrauch. Im November werden große allgemeine Schlachtereien abgehalten, und ein reicher Mann, der etwa 7000 Schafe hat, läßt davon 200 für feinen Jahresgebrauch schlachten. Das geschlachtete Thier wird abgeledert, ausgeweidet und an den Füßen in der freien Luft aufgehängt; schon nach wenigen Tagen ist es steinhart und zum Essen geeignet, und so kann es auch länger als ein Jahr, selbst während der Regenzeit, ohne zu verderben, aufbewahrt werden. Wenn es recht lange dem ausdörrenden tibetanischen Winde ausgesetzt wird, wird es so trocken, daß es zwischen den Händen zu Pulver zerrieben werden kann; man mischt dann dies Fleischpulver mit Wasser und trinkt es. Die Tibetaner nehmen animalische Nahrung in den verschiedensten Formen zu sich und ein großer Theil des Volkes lebt von nichts Anderm. Die Schaflebern werden gleichfalls getrocknet und sind ungemein beliebt; für Fremde sind sie aber wegen ihrer Gallenbittere und Härte ganz ungenießbar. Auch das Fett wird „getrocknet", in den Magen gepackt und so auf den Markt gebracht.

Was die vegetabilische Nahrung betrifft, so säet man Weizen, Gerste und Buchweizen im April oder Mai, bewässert sie und erntet im September. Gerste macht die Hauptnahrung aus, von der vier Fünftel der Bevölkerung leben. Außerdem werden Erbsen, Rüben und etwas Senf gebaut. Das Mehl wird auf Wassermühlen gemahlen und das Brot eingesäuert im heißen Ofen gebacken. Das Gerstenmehl ist ausgezeichnet; wenn leicht geröstet wird es Tschampa genannt, und dient so ohne weitere Zubereitung als Nahrung; mit heißem Thee vermischt heißt dieses Mehl Pak und mit warmem Wasser angerührt Seu. — Ziegen werden auch in großen Herden gehalten, doch mehr mit Rücksicht auf die Milch als auf das Fleisch. Ebenso benutzt man Kuh-, Yak- und Schafmilch, um Käse daraus zu bereiten; doch kennt man in Osttibet den Gebrauch der Stutenmilch nicht.

Campbell behandelt auch den wenig gekannten Mineralreichthum Osttibets. Pen, kohlensaures Natron, also natürliche Soda, kommt als weißes Pulver an der Erdoberfläche südlich vom Yaru häufig vor. Man benutzt es nicht zur Seifenbereitung, wohl aber medicinisch und als Zusatz bei der Theebereitung. Tschulla, der Borax, wird nördlich vom Yaru gefunden und nach Indien exportirt. Sitscha, der Salpeter, entsteht in Massen da, wo viel Schafdünger vorhanden, und wird daraus gewonnen. Lentscha, das gewöhnliche Salz, kommt in drei Handelsformen vor: Sertscha heißt das beste weiße; Tschama das röthliche und Pentscha das schmutzig gelbe, mit Bittersalz und Erde verunreinigte. Alles im östlichen Tibet gebrauchte Salz stammt aus den Seen und Bergwerken nördlich vom Garu oder kommt aus Latscha, einem District zwischen Digartschi und Ladak. Jedenfalls stammt das weiße Salz aus den Seen, während nach anderen Angaben es auch bergmännisch gewonnen wird. Die Salzdistricte liegen so unzugänglich, daß nur Schafe und Menschen dorthin gelangen können; bei einer Erhebung von 20,000 Fuß englisch können sie auch nur in der wärmern Jahreszeit vom April bis November ausgebeutet werden. Tausende von Schafen sind damit beschäftigt, das Salz nach den Gegenden zu tragen, die auch für den Yak zugänglich sind. Die Last für ein Schaf in den höchsten steilen Regionen wiegt nur 8 bis 10 Pfund, weiter unten 20 bis 24 Pfund, während der Yak 160 Pfund schleppt.

Ser, Gold, wird aus dem Sande der Zuflüsse des Garu gewaschen. Ueber dessen Gewinnung haben wir indessen gute Nachrichten durch die Reise der beiden Panditen. Pabia, gelbes Schwefelarsen oder Aurumpigmentum, wird an der chinesischen Grenze gefunden; von China importirt man Steinkohlen. Eisen, Silber, Kupfer, Blei werden in Osttibet nicht gewonnen. Der Türkis, echt oder nachgemacht, wird vielfach getragen. Der nachgemachte kommt aus China; um ihn zu prüfen geben die Tibetaner den Türkis einem Huhn zu fressen — passirt er dasselbe ohne die Farbe zu verlieren, so ist er echt.

Aus allen Erdtheilen.

Die Beförderung deutscher Auswanderer über Hamburg.

Vor Kurzem gaben wir (S. 158) einige Nachrichten in Bezug auf die Auswanderung über Bremen. Dieselbe hat binnen 40 Jahren 1,246,879 Personen in 7009 Schiffen betragen; davon entfallen auf 1871 nicht weniger als 60,516 Personen. Jetzt liegen auch die Angaben über Hamburg vor. Von dort sind 32,566 Fahrgäste in 1870, dagegen in 1871 nicht weniger als 42,224 verschifft worden; aus diesen beiden Nordseehäfen also 102,740 Seelen. Dazu kommt dann noch Stettin, das bekanntlich nun auch eine directe Dampfschifffahrt nach Nordamerika hat.

Von den 1871 über Hamburg ausgewanderten 42,224 Köpfen wurden 7081 indirect, d. h. über England (Liverpool), befördert; von den direct beförderten wurden 83,61 Procent in Dampfern expedirt, nämlich 29,832 gegen nur 5761 in Segel-

schiffen. Es zeigt sich also hier dieselbe Erscheinung wie in Bremen; die Dampfer ziehen mehr und mehr die Passagiere an. Von Hamburg gingen nach Brasilien 1017, nach Westindien 138, nach Australien 1898, nach Chile 55, nach verschiedenen transatlantischen Plätzen 504, nach den Vereinigten Staaten 28,940 in Dampfschiffen.

Ein neuer Handelsweg aus China zum bengalischen Meerbusen.

Die Leser des „Globus" wissen, wie viele Mühe die Engländer sich gegeben haben, neue Handelswege zwischen China und Indien auszufinden und praktikabel zu machen. Sie sind den Irawaddy in Birma bis Bhamo, wo sie nun eine Factorei haben, mit Dampf hinaufgefahren, und bestreben sich von dort aus mit Yünnan, der südwestlichen Provinz Chinas, in Verbindung zu kommen. Von Norden her versuchte Cooper durch Yünnan bis Bhamo vorzudringen. Sein Unternehmen ist bekanntlich gescheitert und auch seine Bestrebungen, entweder nach Lhassa in Tibet, oder aus dem westlichen China nach Assam an den Brahmaputra zu gelangen, schlugen fehl. Eben so wenig erreichte er 1870 seinen Zweck, von Sadiyah am Brahmaputra (in Assam) auf östlichem Wege nach dem westlichen China zu kommen. Aber was bislang allen Europäern fehlschlug, ist chinesischen Kaufleuten gelungen. Nicht weniger als funfzig derselben sind, wie wir in der „Overland China Mail" vom 21. März finden, aus Westchina durch die Staaten der Schans, also in südsüdwestlicher Richtung, bis nach dem wichtigen Hafenplatze Maulmän, also an den Golf von Martaban (im Meerbusen von Pegu) vorgedrungen. Sie erzählten, daß ihre Reise 108 Tage in Anspruch genommen habe, aber nirgends auf erhebliche Schwierigkeiten gestoßen sei. Dieser praktische und gelungene Versuch kann für den Handelsverkehr wichtige Folgen haben. Maulmän, Mulmein, Molmän rc. war 1825 nur ein kleines Fischerdorf; heute zählt es mehr als 50,000 Seelen, hat sehr belebte Bazare und die Magazine sind mit allen gangbaren europäischen Waaren reich versehen. Von Teckholz und Reis werden in manchen Jahren für 4 Millionen Thaler ausgeführt, der Schiffsbau ist bedeutend, und das Hinterland liefert vollauf den Bedarf an vortrefflichen Hölzern.

Die Geyser-Region am Obern Yellowstone ist zum Nationalpark erklärt worden.

Wir haben über diese in der That wunderbare Region eingehend gesprochen. („Globus" XX, S. 41, XXI, S. 118 ff., 182 ff.) In der letzten Woche des Februar wurde eine Bill in den Congreß zu Washington gebracht und genehmigt, demzufolge die ganze Geysergegend zum Nationalpark erklärt wird. Derselbe ist 65 Miles lang, 55 Miles breit und liegt im Quellgebiete des Yellowstone und des Missouri. Zur Ansiedelung eignet sich diese Gegend nicht, denn die „Reservation" liegt höher als 6000 Fuß über der Meeresfläche, und der Yellowstone-See, der etwa 330 Quadratmiles hält, 7427 Fuß hoch. Die Gebirgsketten, von welchen die Thäler auf allen Seiten eingeschlossen sind, steigen bis zu 10,000 und 12,000 Fuß und sind das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt. Sämmtliche Berge sind vulcanischen Ursprungs und wahrscheinlich ohne Mineralschätze. In den Monaten Juni, Juli und August ist das Klima vortrefflich und kräftigend, die Luft rein und Regen oder Stürme kommen in dieser Jahreszeit fast gar nicht vor; doch sinkt der Thermometer oft auf 26° F. und Frost tritt in jedem Monate ein. Der Bericht des Congreßmitgliedes Dunnel schildert dann die großartigen Naturschönheiten und ist der Ansicht, daß schon nach ein paar Jahren Reisende aus allen Erdtheilen jenes Wunderland besuchen werden; die isländischen Geyser erschienen geradezu unbedeutend im Vergleich mit den heißen Quellen am Yellowstone und den Fire Hole Basins. Am 1. März wurde dann die Bill genehmigt. Sie zieht die Grenzen für die „Reservation", den Nationalpark, im Gebiete der Territorien Montana Wyoming, und verfügt, daß der Park unter specieller Aufsicht des Staatssecretärs des Innern stehen solle; dieser wird die erforderlichen Anordnungen treffen, damit nichts beschädigt, kein Holz gehauen, keinerlei Mineral fortgeschleppt, sondern Alles so erhalten werde wie es ist. Er kann Erlaubniß zum Bau von Häusern geben, die sich aber nur auf zehn Jahre erstreckt, damit die Besucher Unterkommen finden; auch sollen Straßen und Pfade gebaut werden. Diese Anordnungen sind zweckmäßig; es wird dadurch jener Unfug vermieden, welchen habsüchtige Abenteurer im californischen Yosemitethale getrieben haben.

Adolf Bastian über die Moralbegriffe bei wilden Völkern.

In allen Gesellschaftsgruppen finden sich geistig Gesunde und moralisch Verkrüppelte, und im Allgemeinen wird die Zahl der letzteren eine geringere sein bei den „Naturvölkern", denen es in ihrer engen Umgebung leichter ist, eine Harmonie herzustellen. In gegenseitiger Abschätzung wird andererseits wieder die Moralität dieser Naturvölker auch bei den besten Repräsentanten derselben weit leichter wiegen als bei dem moralisch gekräftigten Culturmenschen, indem der letztere bei seiner weitern Umschau eine viel größere Zahl von Motiven zu gegenseitiger Stütze in sich verarbeitet hat. Bei ihm ist also der moralische Organismus eine Schöpfung höherer Ordnung. Das moralische Bewußtsein basirt nothwendig auf der Richtigkeit des Denkens, und je schärfer dasselbe in das Wesen der Dinge, ihren Verhältnißwerthen nach, eindringt, desto mehr werden verkehrte Handlungsweisen beseitigt werden.

Der Kaffer, welcher den von dem Hexenfinder ausgespürten Schuldigen tödtet, handelt nicht unmoralisch, sondern aus unverständiger Dummheit, weil er glaubt, daß ein Böswilliger durch magische Mittel Anderen zu schaden vermöge. So lange er dieses glaubt, ist das Tödten solch eines gefährlichen Charakters eben so seine Pflicht, wie unter Verhältnissen jenes eines todeswürdigen Verbrechers unter geordneten Staatsregierungen. Schlachtet der Neger Sklaven auf dem Grabe seiner Ahnen, so meint er, ein religiöses Gebot zu erfüllen, und erst ein längeres Raisonnement würde ihn überzeugen können, daß, bei der gänzlichen Ungewißheit über den Zustand der abgeschiedenen Seele, die zufällige und durch nichts beweisbare Vermuthung, daß vergossenes Blut für sie nützlich sein könne, nicht die Zerstörung eines Menschenlebens rechtfertige, und daß ebenso das Opfern eines Thieres weggeworfenes Geld sei. Im Allgemeinen wird der Reformator solchen Mißbräuchen zu steuern suchen durch das Verbot des Nichttödtens, das indeß, als durch einen mystischen Hintergrund gedeckt, nur so lange vorhalten kann, als der Geist davor zurückschreckt, den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Der Indianer, welcher einen Gefangenen zu Tode martert und welcher zum tückischen Ueberfall seines Feindes Trug und Hinterlist verwendet, kann dennoch innerhalb seines Stammeskreises die Vollheit moralischer Gesundheit bewahren, da er nur gegen die Mitglieder desselben Pflichten fühlt und gegen die Außenstehenden eben die Pflicht, sich jeden Mittels, als eines gerechten, zu ihrer Vernichtung zu bedienen. Die Civilisation dagegen, welche vermehrte Obliegenheiten auferlegt, die auch im Fremden und selbst im Feinde den Bruder erkennen lehrt, erfordert weit gewaltigere Anstrengungen zur Bekämpfung der aus der Natur aufbrausenden Triebe, und sie wird eine zahlreichere Menge ihrer Schüler vom geraden Wege abweichen und die vorgeschriebenen Gesetze der Moral verletzen sehen. Die Phrasen über die Unschuld des Naturzustandes sind eben so hohl, wie jene über die erbliche Depravität des Heidenthums. Die Moralität des Wilden ist oft, so weit sie geht, eine vollendet reine, aber sie steht auf schwachen Füßen, weil ohne allgemeine Principien und nur in einem engen Kreise geltend; deshalb bricht sie, sobald in diesem das Gleichgewicht gestört wird, hülf- und stützenlos zusammen. Obwohl sonach das Naturvolk innerhalb

seiner eigenen Sphäre eine moralisch vollkommnere Abrundung zeigen mag als ein damit verglichenes Culturvolk, so steht das letztere doch auf einer Stufe höherer Ordnung; denn es hat schon einen Theil der wechselnden Uebergangsphrasen durchdrungen, die (möglicherweise) jenem noch bevorstehen, sobald es in den Fluß geschichtlicher Entwickelung hineingezogen werden wird, und es hängt nicht von den individuellen Meinungen oder Wünschen ab, ob ihm dieses durch den Gang der Dinge bestimmte Schicksal erspart werde oder nicht.

Wenn der Polynesier, um seinem Feinde zu schaden, etwas demselben Angehörendes vergräbt, so bildet er eine Gedankenassociation zwischen dem Verwesen oder Vergehen dieser Substanz und dem des Körpers, welchem sie früher angehörte, ohne weiter nach dem Woher oder Warum zu fragen, wie dies eine Vorgehen auf das andere wirken könne. Auf solchem Rohdenken beruhen alle sympathischen Mittel, ebenso die aus Gestaltähnlichkeiten geschöpften Vermuthungen pflanzlicher Heilkräfte, das zauberische Anthun durch Schuß, durch Bild, durch Bestricken &c. In der mit dem Tode abscheidenden Seele ein nachbleibendes Etwas zu vermuthen, liegt nahe genug. Der Gedankengang ist ein, seinen rohen Massenelementen nach, richtig aneinander geschlossener, sobald man indeß analysirend in diese Gliedstücke einbohrt, zerfallen sie sogleich in eine Menge incongruenter Bestandtheile, welche dann keine Logik weiter vereinigen könnte. Das Denken der Naturvölker wird sich im Durchschnitt normal gesunder Repräsentirung stets als ein consequent folgerechtes beweisen, da bei ihrer groben oder oberflächlichen Anschauung der Sache Allgemeinheitsähnlichkeiten in der That vorhanden sind, die jedoch bei tieferm Eindringen vor den Differenzen der Besonderheiten verschwinden, so daß die frühere Möglichkeit der Association dann nicht weiter vorhanden ist. — („Beiträge zur Ethnologie und darauf begründete Studien“ von Adolf Bastian, Berlin 1871.)

* * *

— Ein Herr Baring Gould hat jüngst rabbinische Sagen aus dem Talmud veröffentlicht. Wir erfahren dadurch allerlei interessante Dinge. Der Judengott gab dem Adam eine so kolossale Größe, daß sein Kopf bis an den Himmel reichte. Leider sagen die Rabbiner nicht, was überhaupt „Himmel“ ist und wo er ist. Der Lebensbaum, welcher mitten im Garten Eden steht, ist in seiner Basis so breit, daß ein rüstiger Fußgänger volle fünf Jahre nöthig hat, um denselben zu umschreiten. — Og verzehrte in einer einzigen Mahlzeit eintausend Ochsen und eben so viel Rehe; dazu trank er eintausend Viertelohm. Freilich war seine Fußsohle zehn deutsche Meilen lang.

— Die Bulgaren haben nun auch ein Drama. Dasselbe führt den Titel Nevinka und ist im März in Ortakeni am Bosporus bei Konstantinopel aufgeführt worden. — Unter den osmanischen Dichtern sind mehrere, welche Dramen verfaßt haben; einige dieser Poeten sind Staatsminister und hohe Beamte. Nun giebt es aber unter den Osmanen keine Schauspieler und deshalb müssen Armenier die Darstellung der Rollen übernehmen. Die Stücke sind im reinsten und feinsten Türkisch geschrieben, die Armenier haben in ihrer Sprache viele Kehllaute, und es schmerzt die Dichter sehr, daß die Melodie des Türkischen nicht zu voller Geltung kommt; sie müssen sich aber fügen. Der „Stern“ der türkischen Bühne ist Fräulein Karakatschian. — In Bombay haben die Parsis ihr Liebhabertheater als Victoria-Bühne getauft; das Stück Gulay-Bukavleb findet vielen Beifall. Auch Localpossen werden aufgeführt.

— Ein belgischer Naturforscher, Houzeau, hat über die gehässigen und grausamen Instincte und Gefühle der Menschen und Thiere eingehende Untersuchungen angestellt. Der Mensch, sagt er, ist ein fleischfressendes Thier; als kennzeichnendes Merkmal finden wir bei allen Fleischfressern Brutalität in allen Abstufungen, Gleichgültigkeit gegen die Leiden Anderer und eine Grausamkeit, welche die Leiden theils theilnahmlos mit ansieht oder dieselben noch erschwert. Diese Grundlage absoluter Brutalität kann durch Nahrungsweise und Erziehung etwas modificirt werden. Der Soldat, welcher den Archimedes todtschlägt, der Fleischer im Schlachthause, der Jäger &c., sie sind grausam, brutal, ohne Mitleid und Erbarmen. Kinder sind sehr häufig Thierquäler, kein Krieg ohne Barbarei. Wie es bei wilden Völkern und Antropophagen hergeht, ist bekannt. Der Kadi im Orient bleibt vollkommen gleichgültig, wenn er sieht, wie die von ihm befohlene Bastonnade vollzogen wird. Thomas Hanway sah in Persien, daß junge Officiere aus reinem Muthwillen einige hochbetagte Greise prügeln ließen. Aber bei den christlichen Völkern geht es nicht etwa besser her; man denke nur an die Wüthereien der Kreuzfahrer, der Portugiesen in Afrika, der Spanier in Amerika, der Engländer in Indien und Amerika und an das Verfahren der Yankees gegen die Indianer. Am 2. October 1749 erließ der Gouverneur Cornwallis in Halifax eine Proclamation, in welcher er Jedem, der einen Mikmak-Indianer todt oder lebendig einbringe, eine Belohnung von 10 Guineen versprach; das Geld wurde demjenigen ausgezahlt, welcher die abgezogene Schädelhaut, den Skalp, vorzeigte. Bancroft theilt das Document in Band IV seiner Geschichte der Vereinigten Staaten mit, und im fünften Bande giebt er den Wortlaut der Instructionen, welche Gouverneur Amherst am 10. August 1763 erließ. Es heißt in denselben von den Indianern: „Sie sind die verabscheuenswürdigste Race, welche jemals die Erde verpestet hat, und es ist, im Interesse der Menschheit, ein verdienstliches Werk, sie völlig auszurotten. Deshalb sollt Ihr sie nicht zu Gefangenen machen, sondern alle, welche in eure Gewalt fallen, sofort tödten.“ Die Franzosen machten es nicht besser. Derselbe Mordbrenner, welcher die Verwüstung der Pfalz befahl, Ludwig der Vierzehnte, befahl 1687 dem Gouverneur von Canada, Denonville, Folgendes: — „Es liegt in meinem Interesse, daß die Zahl der Irokesen so viel als möglich vermindert werde. Sie sind stark und kräftig, deshalb können sie als Galeerensklaven nützlich verwandt werden. Thun Sie das Mögliche, ihrer recht viele als Kriegsgefangene zu bekommen und schicken Sie dieselben nach Frankreich.“ Denonville fing durch List und Treulosigkeit eine beträchtliche Anzahl Irokesen ein, und diese wurden dann in Ketten auf den Galeeren in Marseille verwandt. — Houzeau betont, daß die anthropomorphen Affen (— die übrigens keine Fleischfresser sind —), insbesondere der Orang utan, andere Vierfüßer sehr hart behandeln und in brutaler Weise ihre Ueberlegenheit geltend machen. Es sei von Broderip in dessen Zoological recreations nachgewiesen worden, daß sie andere Thiere prügeln, ja tödten. Die Affen schlagen sich untereinander wie Menschen, und der Stärkere verjagt oder tödtet die Schwächeren. Wenn junge Männchen vollkräftig ausgewachsen sind, fallen sie über die älteren her und nicht selten kommt Mord dabei vor. Die Bienen tödten solche Arbeiter, die nichts mehr nütze sind. Fremont erzählt einen Vorfall, dessen Zeuge er auf einer Prairie war: „Nachmittags bemerkten wir, daß am Abhang eines Hügels eine Staubwolke emporstieg. Als wir dorthin ritten, sahen wir wie achtzehn bis zwanzig Büffel (Bisonten) in einem Kampfe begriffen waren. Wir konnten uns in dem wirren Durcheinander zurecht finden und fanden nun, daß alle es auf einen großen aber abgemagerten Bullen abgesehen hatten, während die übrigen alle fett und kräftig waren. Jener hatte schon eine Anzahl Wunden bekommen, war bereits schwach geworden, wehrte sich indessen, so gut er konnte. Wir sahen, daß er mehrmals zu Boden gerannt wurde und daß es zuletzt um ihn geschehen sein mußte. Natürlich nahmen wir seine Partei und griffen die Büffel an, diese waren aber so wüthend, daß sie von uns gar keine Notiz nahmen.“ Und nun wieder auf den Menschen zurück zu kommen, so denke man nur an die heilige Inquisition der päpstlichen Kirche mit ihren Ketzerverbrennungen, und an die Ermordungen so vieler tausend Hexen, bei welchen auch die Protestanten sich um die Wette betheiligten.

— Robert Shaw hat für seine Reisen in Ostturkestan die Patronsdenkmünze der Londoner geographischen Gesellschaft erhalten; Oberst Yule die Gründermedaille für seine werthvollen Arbeiten über die südostasiatischen Länder und seine Ausgabe des Marco Polo. G. C. Musters bekam ein Geschenk von 25 Pf. St. für seine Beiträge zur Kunde Patagoniens, und Karl Mauch ein solches als Anerkennung für seinen Eifer und sein Geschick in der Erforschung Südostafrikas.

— In Peking ist ein Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter den Chinesen gebildet worden. Derselbe will monatlich ein illustrirtes Magazin herausgeben, theils in englischer, aber vorzugsweise in chinesischer Sprache und dasselbe namentlich unter den wissenschaftlich gebildeten Classen zu verbreiten suchen; auf eine unmittelbare Einwirkung auf die Volksmassen kann er natürlich nicht rechnen.

— In England ist wieder eine neue religiöse Secte aufgetreten. Ihre Angehörigen bezeichnen sich als Comprehensionisten, als Begriffs-, Umgangs- und Verstandes-Christen; denn „Comprehension" ist ein praktisches Zusammenwirken nach jeder Richtung hin zu dem Zwecke, das gesammte Menschengeschlecht in eine einzige Kirche zu vereinigen. „Das Princip unserer Kirche liegt im Charakter des Individuums insofern dasselbe ein Bewußtsein der Persönlichkeit besitzt, ein Hinneigen zur Trennung und eine Anziehung zur Liebenswürdigkeit (amiability). Der Glaube ist ein Glaube an das Jenseits!" Sehr klar das, ohne Zweifel, und gewiß sehr verständlich, sehr comprehensibel für Pescheräs, Patagonier, Eskimos und Professoren der Theologie oder Philosophie.

— „Wollen wir frommen Christen in Neuyork nicht eine Deputation nach Konstantinopel schicken, damit sie bei den mohammedanischen Türken lerne, wie man Gaunern und Betrügern Gerechtigkeit angedeihen lassen müsse?" So fragt die „Tribune" in Hinblick auf die Diebs- und Raubwirthschaft der Beamten, welche in den Vereinigten Staaten zu einer „Landesinstitution" geworden ist. Sie erzählt dann Folgendes: Die Leute in Konstantinopel haben Vorstellungen von öffentlicher Justiz, die überaus sonderbar erscheinen. Da hatte ein Polizeiminister ein starkes Deficit in seiner Casse. Als man ihn zur Rechenschaft zog, erklärte er, daß er die Fehlsumme dem verstorbenen Großwesir ausgezahlt habe; er konnte aber keinen Nachweis für diese Behauptung beibringen. Die einfältigen türkischen Richter ließen sich nicht einschüchtern, eine aus bestochenen Geschworenen zusammengesetzte Jury kennt man leider bei den uncivilisirten Osmanen nicht, und so konnte etwas Entsetzliches geschehen. Der Polizeiminister wurde mit Schimpf und Schande abgesetzt und auf fünf Jahre ins Zuchthaus geschickt; er muß doppelt so viel Strafe zahlen als er gestohlen hat und kann nie wieder ein Amt bekleiden. — Danken wir dem Himmel! Solche Abscheulichkeit kann in der christlichen Metropole der Neuen Welt nicht vorkommen; dafür ist man viel zu civilisirt.

— Am 31. März 1872 geschah zu Boston in Massachusetts Folgendes: „Der puritanische Diaconus John Ackillrow von der Ersten Kirche, welche an der Ecke der Devonshire- und Staatsstraße stand, wurde überführt, einer von den Chorsängerinnen dieser Kirche einen Kuß gegeben zu haben, und der Gerichtshof sprach folgendes Urtheil: John Ackillrow bekommt 50 Hiebe auf den nackten Rücken; es sollen ihm beide Ohren abgeschnitten werden; sodann wird er drei Stunden lang am Schandpfahl ausgestellt und es wird ihm dort auf jeder Wange ein Brandmal eingedrückt und zwar das Wort: Schurke (knave), nachher soll er unverweilt die Stadt verlassen." So berichtet der „Boston Expreß" vom 31. März 1872, zur Kennzeichnung jener finsteren Fanatiker, welche von Unkundigen noch immer als Freunde religiöser und politischer Freiheit geschildert werden.

— Zur Geographie der Hölle. Wir erfahren darüber endlich etwas ganz Zuverlässiges; der Forschungs- und Entdeckungsreisende in der sogenannten „Unterwelt" ist ein schwarzer Mann, der Neger Sandy Hammons in New Liberty. Er war am Weihnachtsabend in einer großen Prügelei, mit welcher sich unsere dunkelfarbigen Mitmenschen und Brüder lustig die Zeit vertrieben, dermaßen zerbläut worden, daß er nicht wieder zu Kräften kam und am 24. März für todt angesehen wurde. Man ließ ihn ein paar Tage liegen; der Sarg war mit einem losen Brette belegt. Als man ihn am vierten Morgen begraben wollte, saß er munter auf dem Deckel, und als man ihn nach Hause gebracht hatte, wo er einen kräftigen Schluck zu sich nahm, berichtete er einem staunenden und gläubigen Zuhörerkreise Folgendes: — „Ja, da habe ich den Teufel gesehen, denn ich war in der Hölle, wo ich manche unserer Bekannten antraf. Der Teufel sagte mir, es sei jetzt eben kein Platz für mich frei, er wolle aber in der nächsten Zeit Rath schaffen. Der Teufel ist ein schwarzes, grimmig blickendes Ungeheuer, er ist mit feurigen Peitschen bewaffnet und mit diesen prügelt er die, welche in der Hölle ungehorsam sind. In seinem großen Lande, das sehr, sehr ausgedehnt ist, liegen viele Feuerseen zerstreut und auch einige Ruheplätze. Jeder Höllenbewohner wird den Verbrechen gemäß gepeinigt, welche er begangen hat."

— Die japanische Regierung hat in den Vereinigten Staaten für mehr als eine halbe Million Dollars Zuchtvieh, Ackerbaugeräthe ꝛc. ankaufen lassen, die zu Anfang Aprils nach Yokohama verschifft worden sind. Sie hat es namentlich auf Veredelung der Pferde abgesehen und eine Anzahl trefflicher Hengste bekommen; sodann Kutschpferde, Zuchtstiere und Kühe verschiedener Art, Suffolkschweine, Lincolnschafe, Southdowns, drei spanische Merinoböcke ꝛc. Sodann zur Aussaat einige Sorten Weizen, Gerste, Roggen und Hafer, im Ganzen 250 Scheffel. Dazu kommen 36,000 Pflänzlinge von Obstbäumen und vielerlei Gemüse- und Gartensämereien. Die gesammte Leitung über die Ackerbauversuche ist einem deutschen Gärtner anvertraut, welcher die Sendung von San Francisco aus nach Japan begleitet. Dieselbe kam mit einem Extrazug auf der Pacificbahn.

— Auf den Sandwich-Inseln streitet man jetzt darüber, welche Sprache die nationale sei? Die einheimische Sprache der Hawaii-Insulaner wird mehr und mehr durch das Englische verdrängt und dieses „Kanacka" ohnehin mit den Eingeborenen aussterben. Es fehlt denselben begreiflicherweise an einer Menge von Ausdrücken für „Begriffe der Civilisation".

— Die Floridariffe sind bekanntlich der Schifffahrt sehr gefährlich. Jüngst ist ermittelt worden, daß von 1837 bis 1871 an denselben nicht weniger als 900 Fahrzeuge gestrandet und zumeist verloren gegangen sind, zusammen im Werthe von etwa 30 Millionen Dollars. Durchschnittlich entfallen 40 Schiffbrüche auf das Jahr.

— Indischen Blättern zufolge ist bei Kandahar in Afghanistan Gold gefunden worden, und Sachverständige finden, daß der dortige Quarz sehr reich an dem edlen Metalle sei. In Calcutta sind Proben desselben vorgezeigt und untersucht worden.

— Das deutsche Reich zählte am 1. December 1871 41,058,139 Bewohner, gegen 40,106,980 im December 1870; die Zunahme beträgt also mehr als 950,000 Köpfe.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Die geographische Verbreitung der thätigen Vulcane.

III.

Die asiatischen Vulcane.

Bei Asien wiederholt sich das von Afrika Gesagte: das feste Land ist arm an thätigen Vulcanen, die Inselwelt um so reicher, wenn schon an vielen Stellen die sichersten Zeichen einer zum Theil außerordentlich gesteigerten vulcanischen Thätigkeit zu beobachten sind. So sind Kleinasien, Arabien, Persien, Armenien und das Kaukasusgebiet reich an erloschenen Vulcanen. Kamtschatka muß als Halbinsel und weil es in der Reihe der Inselvulcane liegt, von dem Festlande geschieden werden.

Ansicht der Insel Barren im Golfe von Bengalen.

Der Ararat in Armenien ist einer der Vulcane, die auf der Grenze zwischen thätigen und erloschenen stehen. Nach den neuesten Messungen (von Abich) hat er immer noch 15,980 Pariser Fuß, er wäre demnach, wenn er nochmals ausbrechen sollte, der höchste thätige vulcanische Berg der alten Welt. Im Jahre 1840 hat sich die Gestalt des Berges theilweise verändert durch den mit einem furchtbaren Erdbeben verbundenen Bergsturz, welcher am 2. Juli einen beträchtlichen Theil der Bergmasse gegen Norden in Bewegung setzte und das Dorf Arguri mit seinen Bewohnern verschüttete. Moritz Wagner*), der den Ararat besucht hat, rechnet ihn zu den erloschenen Vulcanen.

Aehnlich verhält es sich mit dem Tandurek, an den Quellen des Euphrat unter 39° 43′ nördl. Br. und 61° 33′ östl. L. Er wurde 1862 von H. Abich**) entdeckt und zu 11,697 Fuß Höhe bestimmt. Der Krater desselben besitzt viel Aehnlichkeit mit dem des Vesuv und hat einen Längendurchmesser von etwa 2000 Fuß. Aber „thätig" ist er keineswegs, wie 1869 der Engländer Taylor angab, welcher den Vulcan entdeckt zu haben glaubte. Abich erwähnt der zahlreichen Fumarolen, massenhaften Wasserdämpfe und Schwefelablagerungen des Berges. „Diese Phänomene echt vulcanischer Natur zeigen jedoch nur,

*) Reise nach dem Ararat und dem Hochlande Armeniens (Stuttgart und Tübingen 1848).

**) Bulletin de la Société des Naturalistes de Moscou. 1870. Bd. I, S. 1.

daß der Tandurek nach dem der Zeit nach unbekannten Erlöschen seiner eruptiven, Lava hervorbringenden Thätigkeit und nach den letzten, vielleicht noch innerhalb der historischen Zeit gefallenen Ausbrüchen derselben nach Art anderer Berge von ähnlicher Natur und Vergangenheit in den Zustand einer Solfatara übergegangen und bis jetzt darin verblieben ist."

Wenn hier und da der Elbrus (auch bei Vogt II, 217) als thätiger Vulcan aufgeführt wird, so beruht das entschieden auf Irrthum. Von einem historischen Ausbruche des 17,426 Pariser Fuß hohen Berges ist nichts bekannt. Den erloschenen Krater fanden 1868 Freshfield, Moore und Tucker, als sie zum ersten Male den Berg bestiegen. Endlich ist in diese Kategorie noch der Demavend zu versetzen, der 1859 von Kotschy, 1860 von v. Minutoli und Brugsch erstiegen worden, und der nach trigonometrischer Messung Lemm's 18,846 Pariser Fuß hoch ist. Er trägt einen Krater und hat etwa 1000 Fuß unterhalb desselben Fumarolen.

So fällt denn einer der thätigen Vulcane des asiatischen Continentes nach dem andern, und kaum besser dürfte es den beiden Feuerbergen des Thianschan ergehen, die nach chinesischen Quellen angenommen werden. Nach diesen zeigen sich im Bereiche des östlichen Himmelsgebirges, zunächst im Nordosten der Stadt Kunä-Turfan, der noch brennende Ho-tscheu oder Vulcan von Turfan, dann 30 Meilen westlicher auf der Nordseite das Schwefelthal von Urumtsi. Die von Ritter und Humboldt auf Grund von falschen tatarischen Nachrichten behauptete Existenz eines Vulcans auf der Insel Aral Tjube in dem zum Semipalatinsker District gehörigen See Alakul ist durch Schrenck's Untersuchung der betreffenden Oertlichkeit hinlänglich widerlegt worden. Auch die vom Fürsten Krapotkin auf seiner Reise durch die Mandschurei 1864 bei Mergen erwähnten Krater mit frischen Lavaströmen sind keineswegs, wie man behauptet hat, noch thätig (Erman's Archiv 1866). Damit fallen also die continentalen Vulcane Asiens, von Kamtschatka abgesehen, gänzlich. Aber ganz Ostasien ist von einem ausgesprochenen Kranze von Inselvulcanen umgeben, die festonartig den Continent umziehen und von den Andamanen bis Kamtschatka reichen, wo sie an die Vulcane der Aleuten und Alaskas sich anschließen.

Fusi-Yama, der heilige Berg auf Nippon.

Der Beginn dieser vulcanischen Thätigkeit ist bereits in den Schlammvulcanen an der Küste Pegus zu suchen. Von hier aus reicht sie hinüber nach Barren-Island im Westen der Andamanen. Dieses ist gleichsam eine Wiederholung Santorins mit äußerm, fast gänzlich geschlossenem, aus Tuff- und Lavaschichten gebildetem Mantel, innerer Lagune und centralem, spitz kegelförmigem, 1000 Fuß hohem Auswurfskegel, welcher den fortwährend thätigen Krater trägt.

Weiter nach Süden treffen wir dann auf die Vulcane Sumatras, welche diese Insel der Länge nach durchziehen. Sie trägt im Ganzen 18 Vulcane, von denen der Gunong Merapi unter dem Aequator, der Gunong Talang im Hintergrunde von Padang und der Gunong Kaba bei Benkulen sicher noch thätig sind, während von einigen anderen dies weniger genau bekannt ist. Wallace*) hat auf einer instructiven Karte die Gürtel vulcanischer Thätigkeit der Sundainseln, Molukken und Philippinen übersichtlich eingezeichnet. Von Sumatra geht der schmale Gürtel nach Java über; er springt, fast genau die Richtung von West nach Ost einhaltend, auf die kleinen Sundainseln über, macht bei Timor einen kurzen Ausläufer, erstreckt sich über die Molukken bis zum Nordende Gilolos. Hier ist der Gürtel gebrochen. Er springt nämlich nach Westen, zum Nordende von Celebes über und läuft von da über die Sanguirinseln nach den Philippinen.

Was die zahlreichen Vulcane Javas betrifft, so bleibt hier immer noch Franz Junghuhn's classisches Werk*) unsere vornehmste Quelle. Gleich Inseln oder Glocken steigen sie aus dem Tertiärgebilde der Insel hervor, dieselbe vom einen zum andern Ende durchziehend. In Thätigkeit befinden sich von etwa 50 Vulcangipfeln heute noch 18. Der höchste ist der Gunong Semeru, der sein kegelförmiges

*) The Malay Archipelago. Vol. I.

*) Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart. Deutsch von Haßkarl. Zweite Ausgabe. Leipzig 1857.

Haupt in der Residentschaft Pasaruan 11,500 Fuß hoch in die Wolken erhebt, und auf dem Junghuhn am 26. September 1844 den Ausbruch einer 1500 Fuß hohen Dampfsäule beobachtete. Berüchtigt wegen seiner Aschenausbrüche ist der Gunong Guntur, nächst dem Gunong Lamongan der thätigste Vulcan Javas, während der Gunong Merapi der dritte in der Reihe ist. Der 3930 Fuß hohe Gunong Guntur hatte am 4. Januar 1843 den kolossalsten bisher bekannt gewordenen Aschenausbruch, bei welchem der ganze Himmel vollständig verfinstert wurde. Der Raum, welchen die Asche auf Java bedeckte, so erzählt Junghuhn, hatte die Form einer Ellipse und bedeckte ein Areal von 3480 geographischen Quadratmeilen. Die durchschnittliche Dicke, in welcher die Asche gefallen war, betrug mindestens 4 Linien. Diese während dreier Stunden ausgespiene Masse wog nicht weniger als 330 Millionen Centner, und diese kolossale Menge Sand und Asche hielt sich in angemessen hohen Luftschichten höher als der 9000 Fuß hohe Gunong Gedeh, auf welchem die Asche noch niederfiel. Sie schwebte einen halben Tag lang in der Luft und verwandelte buchstäblich den Tag in Nacht.

Von Java nach Osten zu durchläuft die Vulcanreihe die sämmtlichen kleinen Sundainseln. Bali und Lombock tragen je einen Vulcan; auf Sumbava liegt der Tumboro, dessen Ausbruch vom 5. April bis Juli 1815 einer der schrecklichsten überhaupt bekannten war. Der Donner des Ausbruchs wurde, nach Junghuhn, auf eine Entfernung von 260 deutschen Meilen hin gehört; auf Sumbava kamen 12,000, auf Lombock 44,000 Menschen ums Leben. Oestlich von Sumbava liegt im Meere der Gunong Api (Feuerberg), gleichfalls ein thätiger Vulcan; Flores trägt deren drei, Solor, Adonaro, Lomblem, Pantar, Ombai, Kambing, Wetter und Timor haben je einen. Hier endigt die große Vulcanreihe, die, von Barren-Island beginnend,

Die Vulcane Koriatski, Awatscha und Koseldaskaï auf Kamtschatka.

eine sanft geschwungene Curve bildet, deren convexe Seite dem Ocean zugewandt ist. Sie besteht aus 37 thätigen Vulcanen.

Den Uebergang zu den Molukken stellen drei auf sehr kleinen Inseln zwischen Timor und Ceram gelegene Vulcane dar: der Gunong Api (nicht mit dem vorigen gleichnamigen zu verwechseln), Dame und Nila.

Der Gürtel zieht nun auf Banda hinüber, das gleichfalls einen 2000 Fuß aus dem Meere sich erhebenden Gunong Api trägt, der nach jedem Ausbruche seine Gestalt verändert und der, wenn zwischen diesen große Zwischenräume stattfinden, zum Theil mit Pflanzenwuchs bedeckt ist. Von 1586 bis 1852, also im Verlaufe von noch nicht drei Jahrhunderten, hatte er, nach Junghuhn, 15 Eruptionen ersten Ranges. Er raucht fortwährend. Die Vulcanlinie zieht nun nach Amboina, mit einem Vulcan; auf Ceram ist keiner bekannt; sie setzt, eine Krümmung machend, nach Westen fort, wo das Westende Burus den thätigen Tomaho trägt; von hier verläuft sie nördlich nach den Gilolo im Westen vorgelagerten Inseln; Batchian, Makian, Tidore und Ternate tragen je einen thätigen Vulcan, ebenso das Nordende Gilolos.

Hier nun findet die angedeutete Unterbrechung des Gürtels statt. Er beginnt erst wieder weiter westlich, in der Minahassa, dem Nordostende von Celebes, das fünf thätige Vulcane trägt. In nördlicher Richtung schließen sich an die Inselvulcane Siao und Sanguir; beim Ausbruche des letztern, am 2. März 1856, kamen nach Wallace 2000 Menschen ums Leben. Von da bis zu den Philippinen ist nur eine kurze Strecke, und auch deren Vulcane verlaufen in der gleichen Richtung von Süd nach Nord.

Die thätigen Vulcane der Philippinen, über welche viel Verwirrung herrschte, sind uns neuerdings durch Semper genauer bekannt geworden*). Er hat es sich angelegen

*) Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869, S. 5. f.

sein lassen, genau zu constatiren, welche der vielen Vulcane dieser Inselgruppe noch als wirklich active angesehen zu werden vermögen. Wir treffen zunächst an der Südspitze von Mindanao unter 4°50′ nördl. Br. auf den Seranganí oder Sangil, von dem nur ein einziger historisch beglaubigter Ausbruch am 4. Januar 1645 bekannt geworden ist. An demselben Tage soll noch ein Vulcan auf der Sulugruppe, den Semper mit einem Fragezeichen in seine Karte stellt, ausgebrochen sein. Im Innern Mindanaos liegen die beiden alten Vulcane Davao und Sujut. Auch das Nordende der Insel Negros trägt einen solchen. Er ist als stark rauchender, etwa 5000 Fuß hoher Kegel weithin sichtbar. Luzon trägt mehrere thätige Vulcane. Sie beginnen mit dem Bulusan am äußersten Südostende der Insel, auf welchen etwas weiter nördlich der Albay (Mayon) folgt. Der erstere hat etwa 5000, der letztere 7000 Fuß Meereshöhe. Der Albay ist ein wahres Muster eines feuerspeienden Berges, wie sieben registrirte gefährliche Ausbrüche beweisen, die mit ihren Lavaströmen und Schlammausbrüchen viele Dörfer in seiner Umgebung zerstörten. Südlich von Manila liegt, in einem See, der bekannte, kaum mehr als 600 Fuß hohe Taal, dessen furchtbarster Ausbruch 1754 erfolgte. Im Ganzen sind von ihm elf Ausbrüche verzeichnet. Am Nordende Luzons und auf den diesem vorgelagerten Eilanden verzeichnet Semper vier thätige Vulcane: den Vulcan Cajua (2489 Pariser Fuß) am Cabo Engaño und die drei Inselvulcane Babuyan Claro, Camiguin und Didica. Letzterer hat sich seit 1856 aus dem Meere erhoben und eine Höhe von 700 Fuß erreicht.

Von Barren-Island bis zu diesem Punkte zählen wir also mindestens 66 thätige Vulcane.

Auch Japan liegt in der langen Reihe vulcanischer Thätigkeit, die Ostasien umschlingt, doch haben wir keine absolut genaue Nachrichten über die Zahl der thätigen Vulcane. Als ein solcher muß der höchste Berg Nippons, der heilige Fusi-Yama, angesprochen werden, dessen schöne kegelförmige Pyramide den größern Theil des Jahres von Schnee bedeckt ist. Nach japanischen Nachrichten, die v. Siebold mittheilt, erhob er sich 285 vor Christus während eines Erdbebens. Viele Ausbrüche desselben sind bekannt, der letzte vom Jahre 1708. Nach dem englischen Seelieutenant Robinson, der ihn 1861 bestieg, ist der Krater 1100 Yards lang und 600 breit. Der höchste Punkt ist 14,177 englische Fuß hoch, während der Krater etwas tiefer liegt. Der Sira-Yama, ebenfalls auf Nippon, kommt dem vorigen an Höhe nahe. Die japanischen Jahrbücher kennen von ihm bloß aus den Jahren 1239 und 1554 Ausbrüche. Die Insel Kiusiu hat fünf thätige Vulcane. Der eigentliche vulcanische Herd dieses Theiles von Japan ist Simabara, die östliche Spitze der Provinz Fisen; hier erhebt sich der Wusen oder Wusendake, der Schrecken der ganzen Umgegend, bei dessen Ausbruche 1792 über 50,000 Menschen umgekommen sein sollen.

Immer die gleiche Richtung beibehaltend, die concave Seite dem Festlande, die convexe dem Ocean zugewandt, leiten uns die vulcanischen Kurilen nach Kamtschatka hinüber. Sie tragen 8 bis 10 meist noch entzündete Krater, die bis zu 6000 Fuß ansteigen. Die thätigsten, noch jetzt beständig dampfenden, finden sich auf den Inseln Rankoko, Mataua und Iturup.

Die Vulcane Kamtschatkas sind am genauesten von Karl v. Ditmar untersucht worden*). Nach ihm besitzt die Halbinsel 12 thätige Vulcane und 26 erloschene, welche keinerlei Spuren von Activität zeigen. Die thätigen Vulcane beginnen im Norden unter 56°40′ n. Br. mit dem 9898 Pariser Fuß hohen Schewelutsch, dessen letzte starke Eruption 1854 stattfand. Die folgenden sind: die Kljutschewskaja Sopka (56°8′ n. Br., 15,040 Pariser Fuß), letzte Eruption gleichzeitig mit dem vorigen 1854; der große Tolbatscha (55°51′ n. Br., 7800 Pariser Fuß). Er dampft fortwährend und zeigt von Zeit zu Zeit Feuererscheinungen. Der Kisimen (55° n. Br.) begann vor 40 Jahren zu dampfen. Der Uson, südlich vom Kranozksee, mit kreisrundem, von Salsen und Fumarolen erfülltem Krater. Der Kichpinitsch, südöstlich vom vorigen, dampft am nördlichen Gipfel. Der große Semätschik am gleichnamigen Flusse; der Krater stürzte zu Beginn des Jahrhunderts zusammen; er dampft noch jetzt. Der kleine Semätschik, südlich vom vorigen, unter 54° n. Br., stößt Dampfwolken aus. Der Jupanow (53°32′ n. Br., 8496 Pariser Fuß); der Schneegipfel stößt Dampfwolken aus. Der bekannte Vulcan Awatscha (53°17′ n. Br., 8360 Pariser Fuß). Die letzte starke Eruption desselben fand im Mai 1855 statt. Der Afatscha (52°2′ n. Br.) stürzte 1848 unter starkem Erdbeben ein und stößt seitdem Dampfwolken aus. Der Tschaotsch, am Südwestende des Kurilischen Sees.

Damit endigt die große ostasiatische Vulcanreihe. Von Barren-Island bis zum Schewelutsch beträgt die Zahl der thätigen Vulcane mindestens einhundert.

*) Petermann's Mittheilungen 1860. S. 66.

Menschenköpfe als Trophäen bei wilden Völkern.

Wir haben über die Sitte mancher wilden Völker, erschlagenen Feinden den Kopf abzuschneiden und denselben als Siegeszeichen aufzubewahren, mehrfach Mittheilungen gemacht. Bei den Jivaros, welche in Ecuador zwischen dem Pastassa und Chinchipe in Horden umherziehen, wird ein Menschenkopf als Schutzgeist verehrt („Globus“ XIX, S. 317). Nur die tapfersten Feinde, welche die Jivaros im Gefecht erschlagen, werden der höchsten Ehre gewürdigt und in Kopfgötzen verwandelt. Man schneidet dem Besiegten das Haupt ab und zieht den Schädel und dessen Inhalt unter der Haut hervor. In letztere legt man einen heißen Stein, damit sie trockne und zusammenschrumpfe, sie behält aber die Gesichtsform. Sobald diese Zubereitung vollendet ist, rührt man die Kriegstrommel und beruft dadurch die Angehörigen des Stammes zu einem Siegesfeste zusammen. Bei demselben werden alle Kopfgötzen, welche die Horde besitzt, an eine hohe Stange gehängt. Nach beendigtem Festmahl nimmt der Priester den zuletzt erbeuteten Kopf und hält dem ehemaligen Inhaber desselben eine Lobrede, welcher späterhin eine andere Rede folgt, die Schimpf und Schande auf ihn häuft. Nachher wird ihm der Mund zugenäht; er ist damit für immer zum Schweigen verurtheilt, gilt aber fortan für ein Orakel. Die Frauen tanzen um den Kopfgötzen, damit er bewirke, daß die Erdfrüchte reichlich ge-

deihen; wenn aber der Kopf kein Wunder wirkt, dann scheert man ihm das Haar ab und wirft ihn, als ein unnützes Ding, ohne Weiteres in den Wald! —

In Folge unserer Mittheilung über den Kopfgötzen bei den Jivaros erhielten wir von Herrn O. Plöger in Hannover eine Zuschrift („Globus“ XX, S. 199 f.), in welcher uns derselbe meldete, daß er während seiner Reisen am Amazonenstrome einen Kopf erhalten habe, welcher einem Indianer vom Stamme der Parintintins angehört hatte. Es war eine Trophäe der Mundurucus, eines zahlreichen und streitbaren Volkes, das mit den Weißen stets in gutem Einvernehmen gelebt hat. In den Fehden mit anderen Indianern schneiden sie den getödteten Feinden die Köpfe ab, welche als Siegeszeichen aufbewahrt werden. Wer die meisten Köpfe aufzuweisen hat, wird Häuptling.

Herr Plöger schrieb uns: „Man präparirt diese Köpfe in folgender Weise. Zuerst wird das Gehirn durch ein in den Hinterkopf geschlagenes Loch und durch die Augen herausgenommen und der Kopf alsdann mit einer Thonlage überzogen. Nachher hängt man ihn über ein Feuer, in welches Blätter von verschiedenen Pflanzen geworfen werden; auf solche Weise wird er langsam geräuchert. Sobald er fertig ist, schmückt man ihn mit bunten Federn, füllt die Augenlöcher mit Baumharz aus und drückt in der Mitte

Getrockneter Kopf einer Indianerin. (Auf dem Museum zu Santiago, Chile.)

Klauen vom Faulthier ein. Solch ein Siegeszeichen trägt der Krieger am Gürtel vermittelst einer Schnur, welche zwischen die Zähne des Kopfes geklemmt ist.“

Wir gaben die Mittheilungen über die Siegestrophäen der Mundurucus und ethnographische Notizen über dieses Volk im October 1871; seitdem ist es uns gelungen, die Abbildung einer solchen Kopftrophäe nach einem in England befindlichen Exemplare zu erhalten. Sie entspricht genau der Schilderung, welche Herr Plöger gegeben hat (s. S. 343).

Inzwischen haben wir von unserm ausgezeichneten Landsmanne Dr. Philippi, Professor an der Universität zu Santiago in Chile, nachfolgende Zuschrift erhalten.

* * *

Mit doppeltem Interesse habe ich in Nr. 20 des „Globus“ den Aufsatz über den als Götzen dienenden Menschenkopf gelesen, ein Mal wegen des Interesses, welches der Gegenstand an und für sich hat, und zweitens weil das hiesige Museum einen auf die dort beschriebene Weise zubereiteten Kopf besitzt.

Dieser Kopf hat aber einem Frauenzimmer angehört, welches kaum zwanzig Jahr alt gewesen sein mag; die Züge des Gesichts sind gut genug erhalten, um zu zeigen, daß noch keine Runzeln in demselben vorhanden waren. Der Kopf ist dicht unter dem Halse vom Kinn getrennt worden; seine Höhe beträgt vom Scheitel bis zu dem Winkel, den das Kinn mit dem Halse machte, 4 Zoll 8 Linien, die Entfernung von der Nase bis zum Hinterhaupte eben so viel, die Breite von einer Seite zur andern 3 Zoll 8 Linien. Die Dimensionen sind also wenig größer als die Hälfte der Dimensionen eines gewöhnlichen Kopfes, und das Volumen

mag etwa den sechsten Theil eines solchen betragen. Betrachtet man unsern Kopf von der Seite, so fällt sogleich auf, daß der Schädeltheil kaum so groß ist wie das Gesicht, indem die Schädelhaut offenbar stärker eingeschrumpft ist als die Haut des Gesichtes. Die Stirn ist stark zusammengedrückt; die Augenlider sind geschlossen und eingesunken, kaum erkennt man die Spalte zwischen denselben, und von Augenwimpern ist nichts zu sehen; es scheint, als ob die Augenlidränder nach innen eingerollt wären. Die Augenbrauen sind verhältnißmäßig kurz. Nase und Mund stehen rüsselartig hervor; bei der Nase kommt dies daher, daß die Nasenknorpel erhalten sind, also der von ihnen gebildete Theil der Nase nicht so einschrumpfen konnte wie der obere, von den Nasenbeinen gebildete es thun konnte, nachdem diese weggenommen waren. Die Lippen waren aber offenbar dadurch verhindert zurückzuweichen, daß sie an drei Stellen durchbohrt, und durch die Löcher Pflöckchen gesteckt waren. Diese Löcher sind so groß wie die Nasenlöcher, welche letztere rund sind. In Folge dieses Verfahrens hat die Mundspalte, von oben oder unten betrachtet, nicht die Gestalt eines Kreisbogens, sondern sie ist in der Mitte geradlinig und fällt jederseits unter einem rechten Winkel ab. Auf der rechten Seite ist die Furche, welche vom Nasenflügel schräg nach hinten abwärts steigt, sehr deutlich, während sie auf der an-

Getrockneter Kopf einer Indianerin. (Auf dem Museum zu Santiago, Chile.)

dern Seite fehlt, wo eine Grube vorhanden ist; überhaupt sind beide Seiten des Kopfes nicht gleichmäßig eingeschrumpft, und zeigt namentlich die linke Schläfe eine bedeutende Einsenkung. Sehr niedlich sehen die kleinen Ohren aus; beide Ohrläppchen sind durchbohrt, und in dem einen steckt noch das Hölzchen, welches bei der Zubereitung des Kopfes dazu gedient hat, das Loch offen zu halten. — Deutlich sieht man an vielen Stellen, namentlich vor den Ohrläppchen, das Flaumhaar; das Haupthaar ist über zwei Fuß lang, und entsprang tiefer auf der Stirn, als es die Zeichnung angiebt. (Es hatten sich leider Motten an den Haarwurzeln festgesetzt, und diese so gründlich verzehrt, daß das Haupthaar gänzlich abfiel, und ich daraus eine Perrücke machen lassen mußte, zu der der dritte Theil des Haares ausgereicht hat, da dasselbe in Folge des Einschrumpfens der Schädelhaut weit dichter als an dem lebenden Kopfe stand.) Das Haar ist glatt, tief schwarz, aber für ein Individuum der amerikanischen Race ziemlich fein. — Die Haut ist am Hinterkopf etwa $1^1/_4$ Linien, am Kinn nicht voll eine Linie dick, dunkelbraun, schwach gekörnelt, was namentlich zwischen Mund und Ohr auffällt; nachdem sie fertig präparirt war, ist sie an mehreren Stellen mit einer aus Zinnober bereiteten Farbe bemalt, vermuthlich um damit anzudeuten, wie die lebenden Jibaro-Indianer sich zu bemalen pflegen.

Manches stimmt bei diesem Kopf nicht mit der im „Globus“ a. a. O. gegebenen Beschreibung. Der Mund ist sicher nicht zugenäht gewesen, und die Löcher in den Lippen haben gewiß nur den von mir angegebenen Zweck gehabt, auch kann dieser weibliche Kopf natürlich nicht wie der der erschlagenen feindlichen Krieger als ein in den Kämpfen

Sieg verleihendes Götzenbild gedient haben. Auch erzählt das Individuum, welchem ich den Kopf abgekauft habe, seinen Ursprung verschieden. Er sagte mir nämlich, ein in der Nachbarschaft der Jibaros wohnender Weißer habe zwei Köpfe auf diese Art zubereitet, theils zu seinem Vergnügen, theils um damit Geld zu verdienen, und von diesen sei der eine nach Frankreich verkauft, den andern habe er erworben und biete mir denselben zum Kauf an. Wie mir Herr Doctor Miklucho von Maday mitgetheilt hat, befindet sich ein ähnlicher Kopf auch in Berlin, ich kann mich aber nicht besinnen, ob es ein männlicher oder weiblicher Kopf ist. Ist es eine echte Präparation der wilden Jibaros oder eine nachgemachte des zahmen Spaniers?

Das Verfahren wird wohl in beiden Fällen dasselbe gewesen sein. Aber welches war dies? Man kann nicht wohl annehmen, daß die Schädelknochen nach Entfernung des Gehirns durch Klopfen zertrümmert sind, weil sonst die Haut unter den Schlägen gelitten haben müßte. Vermuthlich ist die Schädelhaut vom Hinterkopf aus abgezogen und sodann auch die Haut des Gesichts. Daß es genüge, einen heißen Stein hinein zu thun, um sie so herzustellen, wie sich nachher der trockne verkleinerte Kopf zeigt, ist wenig glaublich, aber ich muß gestehen, daß ich keine Idee habe, wie bei der Zubereitung verfahren sein könnte. —

Sie erhalten anbei eine getreue Zeichnung des Kopfes in natürlicher Größe. —

Santiago, den 24. December 1871 *).

Dr. R. A. Philippi.

Siegestrophäe der Mundurucus am Amazonenstrom.

*) Unsere zweite Mittheilung über „die Menschenköpfe als Trophäen", die im October 1871 (XX, Nr. 13) erschien, war Herrn Dr. Philippi im December noch nicht zugekommen.

Ein strenges Urtheil über Capitän Hall's Polarexpedition.

Ueber dieselbe werden wir im günstigsten Fall nicht vor dem Spätherbst 1872 etwas erfahren. Wir wissen, daß er am 17. August 1871 von der grönländischen Insel Disco aus nach dem arktischen Labyrinth abgefahren war. Es lag ursprünglich in seinem Plane, durch den Jonessund, 76° N., also südlich von Nord-Lincoln, in nordwestlicher Richtung vorzudringen, um „den Pol zu erreichen". Es erhoben sich aber dagegen so viele Bedenken, daß er dieses Vorhaben aufgab; er wollte statt dessen gleich nach der Westseite des Smithsundes steuern, um das nach Südwesten treibende Eis zu vermeiden. („Globus" XX, S. 120, S. 173, wo wir ausführlich über jene arktische Gegend gesprochen haben.) Siehe die Nachschrift auf S. 352. —

Was wird Hall ausrichten? Darüber hat ein aus eigener Anschauung mit jenen Polarregionen gründlich vertrauter Mann, Dr. Walker, sich ausgesprochen in einer zu San Francisco erscheinenden Zeitschrift, dem „Overland Monthly". Da die Polarfahrten noch immer ein lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen, so wollen wir auf das, was er vorbringt, näher eingehen. Walker sagt von sich selbst, daß außer ihm und Dr. Hayes in den Vereinigten Staaten kein Dritter gründlich genug über das hier in Frage Kommende unterrichtet sei.

Seit 1847 Franklin die eigentliche Nordwestpassage entdeckt hat (— M'Clure hat das nicht; er kam nicht mit seinem Schiff hindurch —), hat es sich vorzugsweise darum gehandelt, bis zum Pole vorzudringen, und je weiter man nach Norden in bisher unerforschte Gegenden gelangt, um so mehr wird die Wissenschaft bereichert werden. Ist nun Hall der dafür geeignete Mann? Er ist seines Zeichens ein Kupferstecher; seine ganze nautische Erfahrung besteht darin, daß er zweimal in einem Walfischfahrer nach der Davisstraße gekommen ist; seine Erfahrung als Schiffscapitän besteht darin, daß er Capitän von Hundeschlitten gewesen ist; seine wissenschaftliche Befähigung beschränkt sich darauf, daß er einen Secundenzeiger ablesen kann und daß er aus diesem oder jenem Buche etwas aufgeschnappt hat. Und seine Befähigung, ein Unternehmen zu leiten? Er hat ein Mal weiße Leute auf einer Schlittenreise befehligt und dabei kam es zu Meuterei und Todtschlag. (— An der Repulsebai hatten sich einige schiffbrüchige Matrosen ihm angeschlossen, mit welchen er ins Innere vordringen wollte. —) Er ist nicht wissenschaftlich gebildet, an das Schiffsleben nicht gewöhnt. Wer eine solche Expedition leiten will, sollte wenigstens Erfahrung in den Dingen haben, auf welche es ankommt. Aber richtig ist, daß Hall ein Mann von unbeugsamer Energie, daß er mit Enthusiasmus erfüllt ist und eine große Fähigkeit hat, sich in das uncivilisirte Leben der Eskimos hineinzufinden. Indeß durch die bloße Energie ersetzt man die nothwendige Erfahrung nicht, durch Enthusiasmus gleicht man den Mangel wissenschaftlicher Kenntnisse nicht aus und durch Anlage zum uncivilisirten Leben nicht den persönlichen Magnetismus, den moralischen Einfluß auf die Untergebenen, welcher allein den Erfolg verbürgen kann.

Schwerlich hat irgend ein weißer Mann größere Erfahrung im Lenken von Hundeschlitten als Hall, aber mit der Beschaffenheit und den Eigenthümlichkeiten des Eises in den Regionen, welchen er zusteuerte, ist er ganz unbekannt. Er ist früher niemals bis zu 70° N. gekommen, hat nie solche Kälte ausgestanden wie Kane und nie solche Schwierigkeiten

erfahren wie dieser. Hall hatte Eskimos, auf welche er sich verlassen konnte, und in niedrigeren Breiten sind mit solchen die Schlittenfahrten eine leichte Sache im Vergleich zu jenen, welche er mit den grönländischen Bastardhunden unternehmen muß und bei denen er nur weiße Leute hat, die an solchen Dienst bei überaus hohen Kältegraden nicht gewöhnt sind. In seinem Personale befindet sich außer ihm selber und Morton Niemand, der einen Hundeschlitten geleitet hat.

Buddington und Chester — der Segelmeister und der erste Offizier — haben auf Walfischfahrern gedient und sind für die Schifffahrt im Eise geeignet. Aber wir wissen, daß solche Baffinsbaileute in der Aufnahme von Positionen ungenau sind und keine zuverlässigen Logbücher führen; wir können also von ihnen keine sicheren geographischen Ortsbestimmungen erwarten. Ihr Hauptgeschäft wird darin bestehen, das Fahrzeug sicher in und durch das Eis zu lenken und ihm eine für die Schlittenfahrten günstige Lage zu geben. Die Bestimmung von Längen und Breiten bleibt also dem Astronomen überlassen.

Morton ist, unglücklicher Weise, auf Hall's besonderes Andringen, zum zweiten Offizier ernannt worden. Ich habe alle Achtung vor ihm als einem getreuen Anhänger Kane's. Er hat die famose Entdeckung eines offenen Wassers (— das offene Polarmeer, wo er eine große eisfreie Wasserfläche fand —) gemacht; ich achte ihn auch als guten Steward (Schiffsproviantmeister), finde aber nicht, daß er zu der Stellung befähigt sei, welche man ihn jetzt einnehmen läßt. Seeleute merken bald, ob ihre Vorgesetzten tüchtig sind oder nicht, und da man eine Landratte (landsman) zum Seefahrer erhoben hat, so sehe ich darin einen Keim zu allerlei Zwietracht.

Der wissenschaftliche Stab umfaßt einen Naturforscher, einen Studenten und einen Soldaten! Dem Naturforscher, Dr. Bessels, zolle ich die höchste Anerkennung; er hat sich während der deutschen Polarexpedition als Mann der Wissenschaft wohlverdienten Ruhm erworben; er ist durchaus tüchtig und seiner Aufgabe gewachsen, hat Erfahrung, ist der Einzige am Bord der „Polaris", der Tiefseemessungen vornehmen und Tiefseetemperaturen bestimmen kann. Von ihm dürfen wir in Bezug auf alle Beobachtungen, welche er anstellt, Zuverlässiges erwarten, vorausgesetzt, daß man ihm in geeigneter Weise hülfreich zur Hand geht, daß man ihm nicht hinderlich in den Weg tritt. Ich sage das Letztere mit Vorbedacht, denn Hall hat sich mir gegenüber in folgender Weise ausgesprochen:

„Ich schere mich nicht einen Pfifferling um die Wissenschaft; mir liegt lediglich daran, meinen Fuß auf den Pol zu setzen!" (I do not care one cent for science; my object is to place my foot upon the Pole.)

Für Physik und Astronomie ist ein graduirter Student aus dem Lafayette-College, Classe von 1870, angestellt worden. Seine praktische Erfahrung besteht darin, daß man ihn im Bureau der Küstenvermessung zwei Wochen hindurch, ganz kurz vor Abgang der „Polaris", gedrillt hat, und in diesen vierzehn Tagen ließ man ihn einen Cursus der praktischen Astronomie, des Magnetismus, der Geodäsie und der Hydrographie durchmachen! Vorher wußte dieser Herr Bryan nicht einmal mit einem Nivellirungsinstrument umzugehen.

Als Meteorolog fungirt ein Sergeant des Signalcorps; aber er weiß kaum, wie die Instrumente heißen, welche man ihm mitgegeben hat. Was für Ergebnisse kann ein solcher Mann mitbringen über Niederschlag, Nordlicht, Elektricität, optische Erscheinungen, Ozon, Leitung des Schalles, Verdunstung ꝛc.?

Ich besorge nur allzusehr, daß ich das absolut Richtige treffe, wenn ich behaupte, daß bei dieser „geographischen und wissenschaftlichen Expedition" kein praktischer Astronom betheiligt ist, kein befähigter Meteorologe, Niemand, der magnetische Beobachtungen anstellen, Keiner, der mit einiger Genauigkeit eine Küstenlinie aufnehmen könnte ꝛc.

Wenn Hall bis zum Pol kommen sollte, wie kann er wissen, daß er ihn erreicht habe? Wie will er die wissenschaftliche Welt davon überzeugen, daß seine Angaben wahr und zuverlässig seien? Wir verlangen positive Thatsachen und richtige Bestimmungen, nicht etwa Angaben wie jene über den Punkt, von welchem aus Morton sein „offenes Meer" sah, das wir auf hundert Miles weit nicht einmal bestimmen können. Die Tage der Schönfärberei und des Blauendunstvormachens (buncombe) sind vorüber; die Geographen verlangen festgestellte Thatsachen.

Dem über die Expedition veröffentlichten Plane gemäß sollen die Schlittenpartien, je näher sie dem Pole kommen, an gewissen Stellen Lebensmittel und Vorräthe niederlegen und die Anzahl der Schlitten soll nach und nach vermindert werden. So dürfen wir annehmen, daß etwa die letzten hundert Miles von Hall und seinem Schlittentreiber allein zurückgelegt werden. Hall aber ist unfähig, irgend eine Position mit Genauigkeit zu bestimmen. Wie will er nun wissen können, daß er den Punkt erreicht habe, „wo der Polarstern gerade über meinem Haupte steht und die Erdachse unter meinen Füßen ist?" Und welche Beweise könnte er dafür der wissenschaftlichen Welt liefern?

Was die übrigen Mitglieder der Expedition betrifft, so hat keines derselben, so viel ich weiß, mit Ausnahme der Eskimos, irgend welche Erfahrung in Betreff des Reisens in den hohen Polargegenden; auch ist keines mit besonderer Rücksicht auf die hier in Frage stehende Befähigung ausgewählt worden. Ich sagte dem Marineminister in Washington mit Rücksicht auf diesen Mangel an richtiger Auswahl, noch bevor die Expedition in See gegangen war: „Binnen einem Monat wird sich Zwiespalt zeigen und binnen sechs Monaten Meuterei ausbrechen." Seitdem haben wir erfahren, daß der Segelmeister Buddington, unzufrieden mit der ganzen Einrichtung, schon auf Disco seinen Abschied genommen hat.

Auf welchem Wege will Hall zum Pole gelangen? Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Wege durch die Beringsstraße und über Spitzbergen unpraktikabel sind. Wrangell, Wilkes und Kellet haben von der sibirischen Küste, respective von der Beringsstraße aus, vergebliche Versuche gemacht, während Parry bei Spitzbergen bis 82°45′ N. kam; die beiden deutschen Expeditionen gelangten nicht einmal so hoch hinauf. Nun rechnet man auf den Smithsund, welchen Kane versuchte, und nach ihm Hayes, der hier bis 81°35′ N. gelangte; in rohen Umrissen ist die Fortsetzung der Landlinie bis etwa 83° N. eingezeichnet worden. Morton und Hayes konnten ihrer Zeit des offenen Wassers wegen nicht weiter vordringen, aber wie weit dasselbe reichte, weiß Niemand; die Südküste desselben bildete eine Schranke gegen das weitere Vordringen mit Schlitten. Jene beiden Männer hätten höher nach Norden kommen können, wenn ihnen Boote und Lebensmittel zur Verfügung standen; es ist aber durch sie ermittelt worden, daß Land 420 Miles vom Pol vorhanden ist, von welchem aus man versuchen kann, weiter zu gelangen.

Ich für meinen Theil meine, daß keine genügenden Gründe für das Vorhandensein eines offenen Polarmeeres beigebracht worden sind. Daß man offene Wasserstellen finden werde, davon bin ich fest überzeugt. Bei rascher Strömung wird das Wasser an der Oberfläche

in so starker Bewegung erhalten, daß sich auch bei der niedrigsten Temperatur kein Eis bildet. In der Bellotstraße, unter 72° N., in welcher eine Ebbe- und Fluthverbindung zwischen dem Atlantischen und Pacifischen Ocean vorhanden ist und wo die Strömung sechs Knoten in der Stunde beträgt, fand ich offenes Wasser bei 50° F. unter Null, das je nach der höhern oder geringern Temperatur sich ausdehnte oder verengte. Penny, Belcher, Kane und Hayes haben ähnliche Flächen offenen Wassers beobachtet, und Wrangell ist mehrmals durch solche getäuscht worden. Meiner Ansicht nach wird man dergleichen Stellen auch in den noch unbesuchten Theilen des Polarbeckens finden, und gerade sie werden den Erforschern manche Schwierigkeit bereiten, weil sie die Benutzung von Booten für die Beförderung von Menschen und Vorräthen nöthig machen.

Alle arktischen Seefahrer wissen, daß der Nordwestwind vorwaltet und Eis herbeitreibt, und daß man deshalb die dem Winde zugekehrte Seite, die Luvseite, so viel als möglich vermeiden müsse. Franklin's Schiffe thaten es nicht; deshalb wurden sie im Eise besetzt und gingen verloren. Hall kümmerte sich nicht um diese Erfahrung; er wollte den bekannten Weg und die verhältnißmäßig sichere Küstenlinie des Smithsundes und des Kennedycanals unbeachtet lassen und den unbekannten Schwierigkeiten des Jonessundes, der Westküste des Ellesmere- und des Grinnell-Landes, Trotz bieten. Ich begreife nicht, was ihn zu dieser Wahl veranlassen konnte. Ueber den Jonessund wissen wir nur, was Inglefield beigebracht hat, und er kam in demselben nur 65 Miles weit aufwärts, dort konnte er nicht weiter. Die Biegung selbst der Küstenlinie nach Norden hin, jenseits Inglis Peak (— oder Insel —), wird nur vermuthet, aber Hall verkündete, daß er eine Einfahrt erzwingen wolle und ein sicheres Winterquartier für sein Schiff unter 80° N. an der Westküste des Grinnell-Landes zu erreichen hoffe. Ich vermuthe, daß er den Jonessund nicht offen finden werde und daß für ihn keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, gegen das heftige Eistreiben auch nur mit einiger Sicherheit bis 78° N. vordringen zu können. Es wäre der reine Selbstmord, mit einem Schiffe in das bewegliche, mächtige Eisfeld des Belcher Channels hineinzufahren. Das Fahrzeug würde entweder zermalmt werden oder, von Eis eingeschlossen, hinaus in die Baffinsbai treiben, wie es De Haven aus dem Wellingtoncanal heraus geschah. Glücklicherweise wird Hall vor dem Eingange zum Jonessunde eine Eisschranke finden, umkehren müssen und dann den Weg des Smithsundes nehmen müssen *).

Wäre ich Befehlshaber der „Polaris", so würde ich kaum hoffen, so weit zu kommen wie Hayes; die Verhältnisse des Eisstandes sind so ungewiß, daß ich schon froh wäre, wenn ich nur bis Port Foulke, 78° N., gelangen könnte. Wenn man aber diese Breite erreicht hat, dann wird es gerathen sein, an der Westseite des Smithsundes so weit als möglich nach Norden mit dem Schiffe vorzudringen. Boote und Lebensmittel müßten natürlich für den Fall, daß das Schiff verloren ginge oder sonst ein Mißgeschick sich ereignete, am Eingange zum Murchisonsunde deponirt werden, und man müßte die Möglichkeit ins Auge fassen, durch den Kennedycanal selbst so weit nach Norden hin zu kommen, wie Morton und Hayes. Die Bemannung kann auf Schlitten von dem nördlichsten Punkte, welchen sie erreicht, eben sowohl zurückkommen, wie mit solchen gegen den Pol zu vordringen. Hat sie ein Winterquartier erreicht und das Schiff unter Dach und Fach gebracht, dann muß sie die Schlittenreisen vorbereiten. Hall hat den 1. April zur Abfahrt gegen den Pol hin bestimmt; jeder Schlitten soll von 12 bis 15 Hunden gezogen werden und zwei Leute nebst deren Proviant ziehen. Ob er jedoch 70 Hunde in Grönland hat bekommen können? Und früher hat er selber geäußert, daß grönländische Hunde nicht viel taugen, und daß er für ein einziges Gespann Hunde von der Repulsebai, King Williamsland oder von Iglulik mehr geben würde, als für zwei Dutzend grönländische Gespanne. „Nur wenige Leute," so schrieb er, „wissen, von wie großem Werthe echte Eskimohunde für den Schlittendienst sind, wohlverstanden, echte Eskimohunde, denn die grönländischen sind das nicht. Ich weiß wohl, daß sehr viele Leute, die in arktischen Dingen Autorität sind, mich tadeln werden, daß ich so großen Werth auf den Eskimohund lege. Aber es kümmert mich gar nicht, wenn auch die ganze civilisirte Welt gegen mich ist, oder vielmehr gegen meinen Plan, das nördliche Ende der Erdachse zu erreichen; ich habe meine eigenen Ansichten, die auf schwer erlangte Erfahrungen gegründet sind, und ich habe nun, dem Himmel sei gedankt, in meinem Vaterlande die Mittel erhalten, meine Ansichten durchzuführen."

Andere arktische Reisende wissen aus Erfahrung, daß ein Anbeginn der Schlittenreisen am 1. April zu spät fällt. Mit vorrückender Jahreszeit nehmen die offenen Wasserstellen schnell an Umfang zu und bieten für das Fortkommen größere Schwierigkeiten, das Eis wird weicher und die Hunde wollen dann entweder nicht auf dasselbe oder können nur mühsam weiter.

Hall führt zwei Pontonsboote mit sich, die aus leichtem Gestell bestehen, zusammengeklappt werden können und mit Segeltuch überdeckt sind. Er will sie auf Schlitten mitnehmen. Mit solch einem Fahrzeuge wird er wohl über eine offene Stelle in einer Eisflarde oder dergleichen fahren können, aber für ausgedehnte Wasserstellen wäre ein leichtes Walfischboot unbedingt erforderlich. Der Eisrand an einem offenen Wasser bildet nicht einen steilen Rand oder einen schroffen Abfall, den man als Anlände benutzen könnte, sondern er ist oftmals auf eine weite Strecke in Stücke zerbrochen und mit sogenanntem Honigwabeneis (sludge) vermischt. Ein Schlitten kann dasselbe nicht passiren und ein Pontonboot von jener leichten Art würde von ihm in Stücke zerschnitten werden. Ich habe es oft mit angesehen, welche Noth ein hölzernes Boot hat, um sich durch derartiges Eis hindurch zu arbeiten. Ich mag gar nicht daran denken, was geschehen muß, wenn Hall mit solch einem gebrechlichen Fahrzeuge auf ausgedehntem offenem Wasser mit Menschen und Hunden an Bord sich befindet.

Die „Polaris" ist erst Anfang Juli in See gegangen, viel zu spät, und so wird wahrscheinlich der erste Winter nutzlos verstreichen. Alles, was ich hier mittheile, habe ich persönlich gegen Hall geäußert. —

Zum Schlusse tadelt Dr. Walker den amerikanischen Congreß, daß derselbe Mittel bewilligt habe, um die Donquixoterie eines Mannes zu unterstützen, der geprahlt habe, daß er die Flagge mit den Streifen und Sternen auf dem nördlichsten Punkte unseres Erdballs flattern lassen wolle. „Die Expedition ist keine wissenschaftliche Expedition, sie ist keine geographische Expedition; sie ist nicht, wie man ruhmredig verkündigt hat, eine Vereinigte-Staaten-Expedition nach dem Nordpol, sondern lediglich, wie ihr Unternehmer stets gesagt hat, Capitän Hall's arktische Expedition."

*) Wir haben schon weiter oben gesagt, daß Hall den Plan, in den Jonessund einzudringen, aufgegeben hat; er nahm noch in Grönland Verstand an. Unsere Leser möchten wir wieder einmal darauf aufmerksam machen, daß auf Hermann Berghaus' Chart of the World (Gotha, Perthes) auch die Polarregionen ganz vortrefflich dargestellt sind. Diese ganz ausgezeichnete Karte sollte Keinem fehlen, der die Mittel hat, sich dieselbe anzuschaffen. A.

Streifzüge in Oregon und Californien (1871).

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

Salem, die Hauptstadt von Oregon. — Das Chemeketa-Hotel. — Auf der Eisenbahn nach Albany. — Ein „Accident". — Souper im Urwalde. — Albany. — Flush Times. — Die neue Wagenstraße über das Cascade-Gebirge. — Industrie und Ackerbau. — Ben Holladay, der Eisenbahnkönig. — Gereizte Stimmung der „Webfeet" gegen Californier. — Geringe Anzahl von Deutschen in Oregon. — Mein Freund Ganter. — Spaziertour nach dem Eichenhain. — Mary's Peak. — Die Ebene von Lebanon. — Die Cascade Range. — Abstecher nach Corvallis. — Zwei feindliche Städte. — Vortheilhafte Landspeculationen. — Ein gesegnetes Land für Farmer. — Auf der Eisenbahn von Albany nach Harrisburg. — Nachts in der Postkutsche nach Eugene City.

Die gut 5000 Einwohner zählende Stadt Salem (sprich: Säläm) in Marion County, in welcher sich der Sitz der Regierung des Staates Oregon befindet, giebt im Gegensatze zu dem handelsthätigen Portland das Bild einer ruhigen, ansehnlichen Landstadt. Breite, ungepflasterte Straßen, deren Bürgerstiege von Ahorn- und Akazienbäumen beschattet sind, durchschneiden sich rechtwinkelig in derselben; die Geschäftshäuser haben ein kleinstädtisches Aussehen, und das ganze Leben und Treiben im Orte hat einen bequemen Anstrich. Salem ist eine sehr fromme Stadt. Es giebt in ihr nicht weniger als 13 Kirchen, die acht verschiedenen Confessionen gehören, und der Platz ist voll von Temperenzlern. Die hier ansässigen 200 bis 300 Deutschen haben es noch nicht ermöglichen können, dem Gambrinus einen Tempel zu eröffnen, — ein in Amerika unerhörter Fall. Nach Dunkelwerden ist die Stadt wie ausgestorben und man begegnet alsdann selten Jemandem in den Straßen. Trotz dieses geringen civilisatorischen Fortschrittes erfreut sich der Ort eines namhaften Wohlstandes. Seine günstige Lage inmitten einer ausgedehnten und fruchtbaren Ebene am schiffbaren Willamette, sowie die neue und wichtige Handelsstraße, die „Oregon- und California-Eisenbahn", welche nahe an der Stadt vorüberführt, machen den Platz zum natürlichen Centralorte einer betriebsamen Landbevölkerung. Außerdem geben die hier thätigen Fabriken vielen Arbeitern Beschäftigung, und die zahlreichen mit der Regierung in Verbindung stehenden Beamten, Stellensucher und Drohnen im Staatshaushalte verzehren Alle Geld auf die eine oder die andere Weise, was den Bürgern zum Nutzen gereicht.

Die Stadt Salem ward bereits 1840 von mehreren aus dem damaligen „fernen Westen" (dem Missouriufer der jetzigen Staaten Iowa, Missouri und Kansas) überland eingewanderten Familien gegründet. Im Jahre 1849 entstand das Territorium Oregon mit dem Regierungssitze in Oregon City, von wo das Capitol, als im Jahre 1851 Oregon als Staat in die Federation eintrat, nach dem schnell emporgeblühten Salem verlegt wurde. In der Stadt Salem befinden sich manche ansehnliche Gebäulichkeiten und gemeinnützliche Einrichtungen. Nennenswerth darunter sind die 1852 gegründete Staatsuniversität, welche im Jahre 1864 nach einem prachtvollen fünf Stock hohen Gebäude verlegt wurde; eine Taubstummenanstalt und mehrere gute Schulen; die Staatsbibliothek; ein Waisenhaus; Gas- und Wasserleitungswerke; eine Bank und vier Zeitungen. Die Stadt ist sogar schon mit einer aus Neuengland eingeführten modernen Dampffeuerspritze versehen. Auch das Staatszuchthaus und alle mit der Regierung Oregons in Verbindung stehenden Bureaus liegen innerhalb des Weichbildes der Stadt Salem. Ein Opernhaus dagegen, welches Jemand als Privatspeculation erbaute, hat sich als ein gänzlich verfehltes Unternehmen herausgestellt. Der Erbauer desselben wurde bankerott, und die den Musen geweihten Hallen stehen öde und verlassen da.

Bessern Erfolg hatten gewerbthätige Unternehmungen, z. B. zwei Dampfmehlmühlen, welche täglich 60,000 Pfund Mehl mahlen, eine Fleischpackerei, drei Dampfsägemühlen, Fabriken für das Herstellen von Fensterrahmen, Thüren und Stühlen, eine Maschinenbauwerkstatt und eine Oelmühle. Unter den Fabriken ist eine hier im Jahre 1856 gegründete Spinnerei und Wollenwaarenfabrik (Willamette Woolen Manufacturing Company) die wichtigste. Der rasch fließende „Mühlenbach" (Mill Creek), welcher in den Vorbergen der Cascade Range entspringt und bei Salem in den Willamette fällt, giebt für dieselbe eine vorzügliche Wasserkraft. Dieses blühende Etablissement verarbeitet monatlich 35,000 Pfund Wolle und ist wegen der Vortrefflichkeit der dort verfertigten Blankets und Tuche an der pacifischen Küste nicht minder berühmt, als die in Oregon City gelegene Wollenwaarenfabrik. Im westlichen Oregon wurden in den letzten Jahren viele Fabriken errichtet, welche sich sämmtlich einer hohen Blüthe erfreuen. Dieser Aufschwung der Industrie sowie der noch nie durch Mißernten gefährdete Ertrag seines productiven Bodens sind die Grundpfeiler für die Entwickelung jenes Landes.

Eine Zierde von Salem ist das in einem Jahre erbaute „Chemeketa House", ein Hotel ersten Ranges. Der seltsame Name des Gasthauses ist ein indianisches Wort aus der Sprache der Santiam- und Champong-Indianer, welche zur Zeit, als Salem gegründet wurde, hier ihre Wohnsitze hatten, und bedeutet wörtlich übersetzt: unser Heim. In dem Hotel, dessen Bau 160,000 Dollars gekostet hat, befinden sich 165 Zimmer, worunter 36 doppelte (Parlor und Schlafzimmer), alle auf das Glänzendste möblirt und mit reichen Teppichen, Vorhängen 2c. ausgestattet. Gas- und Wasserleitung befinden sich in jedem Zimmer, und eine Telegraphenleitung, wie man sie jetzt in jedem großen amerikanischen Hotel antrifft, geht von jedem derselben nach der „Office" (das Centralbureau im Hause). Wünscht ein Gast Bedienung, so braucht er nur gegen einen an der Wand seines Zimmers angebrachten Metallknopf zu drücken, und in wenigen Minuten wird ein Aufwärter erscheinen. Durch den Druck am Metallknopfe wird der bis dahin unterbrochene elektrische Strom auf dem Draht zwischen Zimmer und Centralbureau sofort hergestellt. Die Batterie steht in einem Verschluß hiner dem sogenannten „Indicator", eine große Tafel mit Oeffnungen daran für alle Zimmernummern im Hotel. Sobald telegraphirt ist, läutet in der „Office" eine kleine Glocke, um die Aufmerksamkeit des Buchhalters zu erregen, und gleichzeitig fällt ein kleiner Magnet, von denen einer hinter jeder von den bis dahin leeren Zimmernummern

am „Indicator" an einem Drahtgewinde hängt, herab und schiebt die zu ihm gehörende Nummer in ihre Oeffnung, wie die Klappthür bei einer Mausefalle, hinein. Der Buchhalter schickt dann sofort einen Aufwärter nach dem am „Indicator" angezeigten Zimmer. Ein Irrthum kann gar nicht vorkommen, und der Unterschied zwischen diesem Stubentelegraphen und der alten Klingelnmethode ist nicht geringer, als der zwischen einem Pullman'schen Hoteldampfzuge und einer Diligence „zu Großmutters Zeit".

Das Chemeketa-Hotel hat auf dem Dache einen Wasserbehälter, der 8000 Gallonen kaltes und 3000 Gallonen warmes Wasser aufnimmt, welches durch ein großes Rad aus einem in der Nähe vorbeifließenden Bache hinaufgetrieben wird. Außer von dem im Hotel, in der Küche und Waschanstalt und in allen Zimmern und Badestuben verbrauchten Wasser werden die in jedem Stockwerk bereit liegenden Schläuche damit gespeist, welche bei einer im Hause etwa ausbrechenden Feuersbrunst das Wasser unter einem Drucke von 36 Fuß emporschleudern. Daß sich Badestuben für warme und kalte Bäder, Closets mit Wasserabfluß in jedem Stock befinden, und für Lesezimmer, Barbier- und Trinksalons gesorgt worden ist, versteht sich in einem amerikanischen Hotel erster Classe von selbst. Auch das Expreß- und Staatstelegraphenbureau ist im Hause. Ein großer unter dem Gebäude angebrachter Abzugscanal führt das Wasser und alle Unreinlichkeiten dem Willamette zu. Die Aussicht von dem flachen Dache des Gebäudes ist bei hellem Wetter, wenn die Schneeriesen der Cascade Range, Mount Hood und Mount Jefferson klar herüberschimmern und sich die grüne, wohlangebaute weite Ebene, durch welche der Willamette seinen Silberfaden hinschlängelt, im vollen Sonnenglanze unter Einem ausbreitet, überaus prachtvoll.

Das Chemeketa-Hotel war zur Zeit meines Besuches von Fremden, welche die in den nächsten Wochen in Salem abzuhaltende Industrieausstellung des Staates Oregon (Oregon State fair) hergelockt hatte, in allen seinen Räumen überfüllt. Ich bemerkte im Fremdenbuche viele Namen von Besuchern aus den Neuenglandstaaten, welche den braven „Webfeet" bei diesen Ausstellungen allerlei werthlose Yankeeproducte für gutes Geld zu verkaufen pflegen und hier bei dieser Gelegenheit allemal eine goldene Ernte erzielen. Zu gewöhnlichen Zeiten aber halten sich in diesem Hotel nur wenige Gäste auf. Der Erbauer desselben hat den civilisatorischen Statusquo von Oregon entschieden überschätzt und ist mit seinem Unternehmen der Entwickelung dieses Landes mindestens um ein halbes Menschenalter vorangeeilt.

Nachmittags am 22. September setzte ich mit dem Expreßzuge der Oregon- und California-Eisenbahn meine Reise südwärts fort. Kaum waren wir eine halbe Stunde unterwegs, als unser Zug mitten in einem Fichtenwalde anhielt. Ein uns vorangefahrener Güterzug war durch einen auf dem offenen Bahndamme spazieren gehenden Ochsen, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, dem eisernen Rosse nicht Platz machen zu wollen, zu Schaden gekommen. Sieben schwerbeladene Frachtwaggons lagen neben und auf der Bahn wild über einander geworfen da, die Schienen waren krumm gebogen und das Bahnbett befand sich in einem schrecklichen Zustande der Verwüstung. Glücklicherweise war Niemand bei diesem „Accident" zu Schaden gekommen; nur der Ochse hatte seine Thorheit mit dem Leben gebüßt.

Während die Angestellten beider Bahnzüge sich bemühten, das Geleise wieder fahrbar zu machen, und das Wrack der zerschmetterten Waggons aus dem Wege zu schaffen, suchten wir hundert mitgekommenen Passagiere eine Menschenwohnung im Urwalde, wo wir für Geld und gute Worte ein Abendbrot erhalten könnten. Wir waren auch so glücklich, ein Blockhaus zu entdecken, dessen Insassen sich bereit erklärten, uns gegen ein Honorar von einem Dollar für die Person ein famoses Souper anzurichten. Wer war froher als wir, denn die Aussicht, mit hungerigem Magen die Nacht im Walde zubringen zu müssen, hatte uns moralisch sehr niedergedrückt. Unsere Wirthsleute und ihr Restaurant enttäuschten jedoch die gestellten Erwartungen auf eine traurige Weise. Jene waren als unverfälschte „Webfeet" von der Cultur nicht im Geringsten berührt worden, und die Probe ihrer culinarischen Kunst, welche uns die Frau vom Hause gab, war sicherlich nicht von Pariser Art.

Nach genossener Mahlzeit suchten wir die Stelle des Unfalls an der Eisenbahn wieder auf, wo es recht romantisch aussah. Riesige Feuer waren von den Arbeitern im Walde angezündet worden, und die Locomotiven schnoben funkensprühend hin und her und halfen den Menschen bei der Riesenarbeit, das Wrack aus dem Wege zu schaffen. Dieses gelang denn auch bis Mitternacht so weit, daß unser Zug die Stelle des „Accident" passiren und seine unterbrochene Fahrt fortsetzen konnte. Nachdem wir den Santiam, einen Nebenfluß des Willamette, auf einer Brücke überschritten hatten, langten wir um zwei Uhr in der Nacht in Albany, einem 27 englische Meilen von Salem entfernten an der Eisenbahn liegenden Städtchen, an, wo ich ein gutes Unterkommen fand.

In Albany, einem Landstädtchen von etwa 1500 Einwohnern, blühten zur Zeit meines Besuches Handel und Wandel, und die freundlichen Mienen von Jedermann gaben deutlichen Beweis, daß „die gute Zeit gekommen sei". In der Nähe des Städtchens sollte in einigen Tagen eine Industrieausstellung im Bezirke (county fair) stattfinden, und es befanden sich mehr Fremde als gewöhnlich im Orte. Die zwei in Albany erscheinenden Zeitungen, „The State Rights Democrat" und „The Albany Register", veröffentlichten elegant stilisirte Leitartikel über die glänzenden Geschäftsaussichten, Pferderennen, die Eisenbahn, den Zufluß der Fremden, die diesjährige reiche Ernte und hohen Kornpreise ꝛc. Der Werth des baren Geldes war bereits in Verwirrung begriffen. Schon am folgenden Morgen erfuhr ich dies, als ich mir von einem Afrikaner die Stiefeln putzen ließ, denn derselbe wies das ihm von mir dargebotene übliche Honorar von 10 Cents (etwa 4 Groschen) verächtlich zurück und verlangte einen Vierteldollar (10 Silbergroschen) für seine Müheleistung. Am Frühstückstische unterhielten sich mehrere Kaufleute, die in meiner Nähe Platz genommen hatten, über „flush times in the valley" (die glänzenden Zeiten im Thale, — nämlich dem des Willamette). Die Hauptursache hiervon waren nächst der Ausstellung die gute Ernte und die hohen Kornpreise. Man erzählte mir, daß Linn County, in welchem Bezirke das Städtchen Albany liegt, in diesem Jahre (1871) mindestens für eine halbe Million Dollars Werth Weizen in den Markt bringen würde. Während der letzten Woche seien 100,000 Scheffel dieses Getreides zur Weiterverschiffung nach der Stadt gebracht worden. Außerdem wurden hier in letzter Zeit mehrere hunderttausend Dollars durch den Verkauf einer im Bau begriffenen Wagenstraße an Capitalisten von San Francisco in Umlauf gesetzt, welche Straße über das Cascadegebirge und beim Harneysee vorbei nach dem Schlangenflusse, nahe der Mündung des Malheur in denselben, geführt werden soll. Diese gegen 300 Miles lange Wagenstraße wird eine directe Verbindung zwischen dem Boisethale in Idaho und dem Thale des Willamette herstellen, und wurde den Actionären von der Regierung der Vereinigten Staaten ein werthvoller „Land Grant" (800,000 Acker Land) als Unterstützung für den Bau jener Straße bewilligt.

Albany liegt am rechten Ufer des Willamette, der im Winter von kleinen Dampfbooten noch einige vierzig englische Meilen weiter hinauf befahren wird. Der Callapooyafluß fällt bei Albany in den Willamette, und einige Meilen unterhalb strömt diesem der Santiam zu. Letztgenannten Fluß beabsichtigt man durch einen 12 Miles langen Canal bei Albany in den Willamette zu leiten, um damit eine vermehrte Wasserkraft für dort anzulegende Fabriken zu erlangen. Gegenwärtig sind hier nur zwei durch Wasserkraft getriebene Mehlmühlen im Betriebe, welche zusammen jährlich etwa 200,000 Scheffel Weizen gebrauchen. Sobald der Canal fertig ist, soll an ihm eine Wollenwaarenfabrik errichtet werden. Die Stadt Albany hat ein recht freundliches Aussehen und eine hübsche Lage; die nahen Flußufer sind von stattlichen Waldungen eingefaßt, während sich eine weite mit vielen Farmen besetzte fruchtbare Ebene ostwärts von ihr ausdehnt.

Ich wunderte mich darüber, den Bahnhof eine volle halbe englische Meile vom Geschäftstheile der Stadt anzutreffen, wozu augenscheinlich kein Grund vorhanden war, indem nicht die geringsten Terrainschwierigkeiten das Legen der Schienen dicht an der Stadt vorbei hinderten. Es war dieses, wie man mir erzählte, nach dem Dafürhalten des Eisenbahnfürsten Ben Holladay geschehen, weil die Stadt Albany ihm nur einen Zuschuß von 50,000 Dollars für das Anlegen eines Bahnhofes gezahlt hatte. 100,000 Dollars würden ihr, behauptete man, den Bahnhof ohne Frage in erwünschte Nähe gebracht haben. In den kleinen an der Eisenbahn liegenden Städten Oregons sprachen sich die Leute recht bitter über jenen Millionär aus; er lege, hieß es, jeder Stadt nach Belieben eine Geldcontribution für einen Bahnhof auf und thue am Ende doch, was er wolle, ohne die Wünsche und den Vortheil der Einwohner zu berücksichtigen. Ihm gehören jetzt alle Dampfboote auf dem Willamette, und er ist der Hauptinhaber sowohl beider Eisenbahnen an den Ufern dieses Flusses, als von den zwischen San Francisco und Portland fahrenden Dampfern. Da Holladay, der früher in San Francisco wohnte, erst seit einigen Jahren in Portland ansässig ist, so sieht man ihn in Oregon als einen verkappten Californier an, der ins Land gekommen, um dasselbe auszufangen. Aber seiner in diesem Lande beispiellosen Energie hat Oregon unendlich viel zu verdanken. Der Bau der Oregon- und California-Eisenbahn würde sicherlich nicht einen so raschen Fortgang nehmen, wenn dies Werk sich nicht der kräftigen Unterstützung jenes unternehmenden reichen Mannes erfreute.

Die Bewohner Oregons haben im Allgemeinen immer noch eine gereizte Stimmung gegen ihre californischen Nachbaren, weil diese ihren Staat gleichsam als Provinz von Californien herabschätzend betrachten. Früher pflegte man z. B. die ganze Weizenausfuhr von San Francisco dort als californischen Weizen anzugeben, obgleich ein bedeutender Theil davon aus Oregon kam; und auch die vorzügliche oregonische Wolle ging sonst meistens als californisches Product auf die Weltmärkte. Obgleich sich dieses in neuerer Zeit zum großen Theil geändert hat und man in Californien jetzt die Producte Oregons als solche bezeichnet, machen sich die Californier doch immer noch gern über die uncivilisirten „Webfeet" lustig und wollen an Oregon nur Weniges loben, was die biederen Oregonier schmerzlich empfinden und ihren mehr geschliffenen Nachbaren grollend nachtragen. Ich hörte in der Nähe von Albany einmal eine Lerche hübsch singen und äußerte, ohne Arges dabei zu denken, daß diese die erste sei, welche ich in Oregon hätte trillern hören. „O!", erklärte ein Californier, der meine Bemerkung gehört hatte, zum Aerger mehrerer anwesenden Oregonier, „die kommt sicher aus Californien!" — und so finden diese Reibungen oft bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit statt.

Auffallend war mir in Albany die geringe Anzahl der daselbst wohnhaften Deutschen; auf eine Einwohnerzahl von 1500 kommen nur etwas mehr als ein halbes Hundert Deutsche. Die Irländer sind hier in noch geringerer Zahl. Dasselbe numerische Verhältniß der Nationalitäten fand ich, mit alleiniger Ausnahme von Portland, in allen kleinen Städten Oregons, und unter den Farmern ist es eben so. Fremdgeborene sind bei dieser Classe der Bewohner in großer Minderzahl. Der letzte in den Vereinigten Staaten genommene Census (vom Jahre 1870) hat herausgestellt, daß die fremdgeborene Bevölkerung Oregons im Verhältniß zur eingeborenen dort, mit Ausnahme einiger Südstaaten, geringer ist, als in irgend einem Theile der Union. Californien z. B. hat 350,416 geborene Amerikaner und 209,831 Fremdgeborene; Oregon 79,223 in den Vereinigten Staaten Geborene und 11,600 auswärts Geborene als Bevölkerung. Die im Lande geborenen Kinder deutscher Eltern werden dabei allemal als Amerikaner aufgeführt.

In Albany lernte ich einen Deutschen, Namens J. Ganter, kennen, einen gebildeten Mann, der die Universität in Heidelberg besucht hatte und den sein Geschick vor vielen Jahren nach diesem Ultima Thule der civilisirten Welt verschlug. Froh war ich, in dieser entlegenen Gegend Jemanden anzutreffen, mit dem man wieder einmal ein Wort gutes Deutsch reden konnte, was in Oregon, wie ich leider sagen muß, unter unseren Landsleuten ein seltener Luxus ist. Wir unterhielten uns viel über Reisen und tauschten manche interessante Erinnerungen aus. Mein Freund erzählte mir von Madrid, wo er längere Zeit gelebt hatte, und von seinen Fußtouren in den Wildnissen Oregons. An einem Sonntage machten wir zusammen einen längern Spaziergang in die Umgebungen des Städtchens, und besuchten zuletzt einen etwa eine englische Meile von der Stadt entfernten Eichenhain, wo wir uns am Waldessaume aufs Moos lagerten, mit einander plauderten und die herrliche Aussicht genossen.

Im Westen erhob sich die hochgewölbte dunkelblaue Kuppe des dichtbewaldeten Mary's Peak, von den Amerikanern meistens „June mountain" genannt, weil im Junimond noch Schnee auf seinem Gipfel zu sehen ist. Mein Gefährte war schon mehrmals dort gewesen und hatte die Erhebung des Berges, des höchsten in der coast range, selbst gemessen, die er auf beinahe 3500 Fuß über dem Meere angab. Der Mary's Peak liegt ungefähr 35 englische Meilen westlich von Albany, halbwegs zwischen dort und dem Ocean. Auf ihm entspringt der Mary's River, der sich in die Yaquinabai ergießt. In den Gewässern dieser Bucht werden vortreffliche Austern gefunden, die viel nach San Francisco gebracht und dort sehr geschätzt werden; im Uebrigen hat jener Landstrich nur eine geringe landwirthschaftliche oder commercielle Bedeutung, und die Bevölkerung in ihm ist sehr spärlich gesäet. Uns gegenüber erstreckten sich in langer, duftiger Reihe die Vorberge der Cascade Range. Bei klarer Luft sieht man von hier aus deutlich die Gipfel des Mount Jefferson (10,200 Fuß) und der Three sisters (drei neben einander liegende Schneeberge von 9000 bis 10,000 Fuß Höhe); doch war mir leider die Fernsicht auf das Hochgebirge durch den über dasselbe lagernden Nebelduft verschlossen. Zwischen unserm Lagerplatze und den Cascadebergen dehnte sich eine weite mit Farmen übersäete Ebene aus, die nach dem 14 englische Meilen von Albany liegenden Städtchen Lebanon benannt wird und einer der productivsten Landstriche in Oregon ist.

Die Vorberge der Cascade Range erstrecken sich nach Westen weit hinaus ins Flachland und bilden mit ihren

meistens bewaldeten Kuppen zahlreiche malerische Ruhepunkte für das Auge. Das Gebirge steigt von dieser Seite ganz allmälig auf, so daß die Mitte des Willamettethales an hundert englische Meilen vom höchsten Grat entfernt liegt. Gegen Osten fällt das Gebirge mehr abrupt ab und beträgt die Entfernung vom Kamm desselben bis zur Thalsohle des Des Chutes River, der wie der Willamette nordwärts strömt und sich bei Celilo (oberhalb der Dalles) in den Columbia ergießt, nur etwa 35 englische Meilen. Die Schneegipfel liegen alle auf der Ostseite des Gebirges. Die geologische Formation der Cascade Range ist ganz vulcanisch. In alter Zeit ergossen sich gewaltige Lavaströme von beiden Seiten des Gebirges herab, wogegen die Eruptionen neuerer Zeit ihren Lauf sämmtlich gegen Westen genommen haben. Eins der größten Lavafelder trifft man in der Nähe des „Fischsees“ (fish lake), nördlich von den Three sisters, welches jeglicher Vegetation bar ist und durch die nackte Lava den deutlichen Beweis seines neuern Ursprungs giebt. Mein Freund Ganter erzählte mir viel von der wunderbar großartigen und wildromantischen Natur in jenem Gebirge, auf dem er wochenlang zu Fuß umhergestreift war. Am „clear lake“, einem herrlichen Bergsee, habe er eine Aussicht auf die dort ganz in der Nähe liegenden Three sisters gefunden, die dem schönsten Alpenpanorama auf dem Vierwaldstätter See in keiner Weise nachstehe.

Ehe ich meine Weiterreise nach Californien antrat, unternahm ich von Albany aus einen kleinen Abstecher zu Wagen nach dem 10 englische Meilen in südwestlicher Richtung von der Eisenbahn entfernt liegenden Städtchen Corvallis. Auf einer Fähre überschritten wir den Willamette und fuhren, den Fluß bald verlassend, auf einer vorzüglichen Straße durch eine wohlangebaute malerische Gegend. Ehe wir Corvallis erreichten, zeigte sich uns von Neuem linker Hand der von prächtigen Bäumen beschattete Willamette, während der Mary's Peak in immer größeren Umrissen näher herantrat.

Corvallis, das seinen Namen nach dem Spanischen führt (das Herz des Thales), ist ein freundliches Städtchen in Benton County, am linken Ufer des Willamette, und hat ungefähr die halbe Größe von Albany. Das Thal, welches jener Fluß in der Mitte durchströmt, hat hier eine Breite von etwa 16 Miles und ist idyllisch schön. Die vollbelaubten Bäume an den Straßen des Städtchens, die vielen hübschen Wohnhäuser mit den schmucken Gärten, die Haine in der ländlichen Umgebung und die Aussicht auf die nur drei Miles entfernten grünen Vorberge der Coast Range mit der sie mächtig überragenden Kuppe des Mary's Peak geben ein Gesammtbild, dem es an hohen Reizen nicht fehlt. Ich erfuhr, daß in Corvallis nur 20 Deutsche wohnten und sich zwei vorzügliche Brauereien im Orte befänden. Ungefähr die gleiche Anzahl von Chinesen haben hier wie überall an der pacifischen Küste das Waschmonopol; ihre Schilder z. B. „Sing Sam — Washing and Ironing“ bemerkte ich an verschiedenen Häusern. Auch ein landwirthschaftliches Institut (Agricultural college) ist im Orte, welches in Oregon einen bedeutenden Ruf hat und gegenwärtig 90 Schüler zählt, sowie ein Seminar für die literarische Ausbildung von jungen Damen. Eine Stagelinie verbindet Corvallis mit dem kleinen Hafenorte Elk City an der Yaquinabai. Ebendahin wurde vor Kurzem eine Eisenbahn projectirt, und lebt man in Corvallis der Hoffnung, daß mit dem Bau derselben bald (?) begonnen werde.

Wer ein Leben in stiller ländlicher Umgebung sucht, unter biederen Leuten, welche „Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennen“, dem kann ich mit gutem Gewissen Corvallis als Wohnort empfehlen. Der Herr Wirth im „City Hotel“ konnte sein Städtchen nicht genug preisen und bot mir gleich ein Zimmer in seiner Privatwohnung an, wenn mir der Aufenthalt im Gasthause zu geräuschvoll sei und ich einige Wochen hier verweilen wollte. Amüsant war es, wie er Corvallis stets mit Albany verglich, und ich merkte bald, daß die beiden Städte bittere Rivalen sind. Corvallis ist sehr eifersüchtig auf Albany, das sich in letzter Zeit bedeutend gehoben hat, während dieses auf die Prätensionen seiner Schwesterstadt mit großstädtischem Stolze verächtlich herabschaut. Der Wirth erzählte mir, daß Corvallis ganz fieberfrei sei, im Gegensatze zu Albany, wo die Einwohner schrecklich vom Wechselfieber geplagt würden; es erschienen zwei Zeitungen in Corvallis, eben so viele und bessere wie in Albany; die Umgebung sei viel schöner und das Land weit fruchtbarer bei Corvallis wie bei Albany; die „West-side“-Eisenbahn von Portland käme direct nach Corvallis und würde Handel und Wandel hier schnell heben, wogegen die Oregon- und California-Eisenbahn, deren Bahnhof weit von Albany angelegt sei, diesen Platz sicher bald ganz ruiniren müsse.

Im Allgemeinen schienen die Einwohner von Corvallis es sich angelegen sein zu lassen, auf jeden Fremden, der ihre Stadt besuchte, einen möglichst günstigen Eindruck zu machen und ihm unaufgefordert über die landwirthschaftlichen Hülfsquellen dieser Gegend eingehende Mittheilungen zu geben. Der Werth des Bodens, erfuhr ich, betrage in der Umgegend von 10 bis 50 Dollars per Acker und sei in stetem Steigen begriffen. Vier englische Meilen von Corvallis wäre, um ein Beispiel anzuführen, eine Farm von 460 Ackern vor fünf Jahren für 3000 Dollars verkauft worden; ein Deutscher habe dieselbe zwei Jahre später für 9000 Dollars erstanden und in diesem Jahre wieder für 16,000 Dollars verkauft. Weizen könne man hier nach Belieben vom Herbst bis Mitte Mai säen und erhielte stets eine gute Ernte. Säete man im Spätsommer und Herbste, so pflege man das Vieh bis zum nächsten Sommer auf die Aecker zu treiben und sich von den jungen Halmen nähren zu lassen, und später schössen diese um so üppiger empor und trügen volle Aehren. Oft säe man den Weizen gar nicht, und der bloße Ausfall vom Getreide des letzten Jahres gebe wieder eine gute Ernte. Es wären Fälle vorgekommen, wo dieses in drei auf einander folgenden Jahren geschehen sei, und jedes Mal mit gutem Erfolge. Gereifter Weizen stände im Sommer oft zwei bis drei Wochen lang in Aehren auf dem Felde, ohne dadurch im geringsten zu leiden. Der Durchschnittsertrag des Bodens betrage über 30 Scheffel Weizen pro Acker. Oft hätte die Ernte eines Jahres einen höhern Werth als das Land, welches sie getragen, mit Einschluß der dazu gehörenden Gebäulichkeiten. Es sei etwas Gewöhnliches, daß einzelne Farmer 3000 bis 5000 Scheffel Weizen nach der Stadt brächten. Im Winter würde das Getreide auf Dampfbooten nach Portland verschifft, und es lagerten gegenwärtig nicht weniger als 200,000 Scheffel Korn in den Speichern von Corvallis, die auf Hochwasser und Transportgelegenheit warteten. Für Viehzucht sei dieses ein ganz vortreffliches Land, da die Winter milde wären und ein Futtermangel im Freien fast niemals eintrete; der Schnee bleibe in sehr seltenen Fällen länger als einen Tag auf dem Boden liegen, ehe die Sonne ihn wieder fortthaue. Eine Ausnahme hätte bis jetzt nur der in ganz Oregon außerordentlich strenge Winter von 1862 gemacht, in welchem Jahre viel Vieh im Freien umgekommen sei, weil es hier zu Lande keine Stallungen zum Schutze für dasselbe gebe.

Am Nachmittage des 25. September fuhr ich von Corvallis zurück nach Albany, von wo aus ich meine Weiterreise auf der Eisenbahn noch am selbigen Tage antrat. Die Eisenbahn führte durch eine wohlangebaute ebene Gegend,

welche zu beiden Seiten von Gebirgszügen begrenzt war. Links lagen im Nebeldufte die Vorberge der Cascade Range, im Vorgrunde derselben viele vereinzelte grüne Hügel, „Buttes“ genannt, während sich rechter Hand die violettfarbene Bergreihe der Coast Range, von der breiten, tiefdunkelblauen Kuppe des Mary's Peak überragt, hinzog. Die Massen von Weizensäcken, welche an jedem Halteplatze an der Eisenbahn lagen, und die vielen großen Kornspeicher gaben einen Beweis von der Productivität dieser Gegend in Cerealien.

Bei Dunkelwerden erreichten wir das Städtchen Harrisburg, 25 englische Meilen von Albany und 105 Meilen von Portland entfernt, an welchem Orte die Eisenbahn zur Zeit ein Ende hatte. In der Nähe jenes Städtchens war man beschäftigt, eine Brücke über den Willamette zu schlagen; sobald dieselbe vollendet ist, sollten die Schienen auf dem bereits bis nach Eugene City fertig gebauten Bahnbett weiter gelegt werden, welchen Ort man in etwa vierzehn Tagen mit dem eisernen Rosse zu erreichen hoffte. Hierauf wollte ich natürlich nicht warten. In Harrisburg, einem wüst aussehenden Platze, der von verdächtigem Gesindel, welches den jedesmaligen Endpunkt der Eisenbahn frequentirt, voll war, gefiel es mir durchaus nicht, weshalb ich meine Reise nach Eugene City noch in derselben Nacht in der Stagekutsche fortsetzte. Eine Fähre brachte unsere Fuhr über den Willamette, und mit sechs Pferden kutschirten wir, bald durch finstern Wald und bald neben offenem Farmland fahrend, lustig dahin, bis ich mein Ziel, das 18 englische Meilen von Harrisburg entfernte Städtchen Eugene City, gegen Mitternacht glücklich erreichte.

Aus allen Erdtheilen.

Geographische Vorlesungen auf deutschen Universitäten im Sommersemester 1872.

Die Klage, daß die Geographie auf unseren deutschen Hochschulen stiefmütterlich behandelt werde, ist vollkommen gerechtfertigt und oft genug gehört worden. Etwas besser ist es in den letzten Jahren geworden; an verschiedenen Universitäten, z. B. Leipzig, wurden Lehrstühle für Länder- und Völkerkunde errichtet. Aber im Allgemeinen sieht es noch dürftig aus, wie die hier zusammengestellte Uebersicht der geographischen Vorlesungen im Sommersemester 1872 darthut.

Basel. Vacat.

Berlin. Wagener: Ueber europäische Nationalitätsstatistik. — Michelet: Anthropologie. — Erman: Geographische und physikalische Ortsbestimmung bei wissenschaftlichen Land- und Seereisen. Praktische Uebungen in geographischen Beobachtungen. — Müller: Geographie und Staatenkunde von Deutschland. — Kiepert: Geschichte der Erdkunde und geographischen Entdeckungen. — Bastian: Ethnologie und Anthropologie, mit Erläuterung der Sammlungen im ethnographischen Museum.

Bern. Perty: Anthropologie.

Bonn. Pfitzer: Grundzüge der Pflanzengeographie.

Breslau. Vacat.

Dorpat. Willkomm: Pflanzengeographie.

Erlangen. Pfaff: Physikalische Geographie und Geologie der Alpen. — Kraus: Pflanzengeographie.

Freiburg i. B. Vacat.

Gießen. Schlagintweit: Geographie und Ethnographie von Nordamerika.

Göttingen. Wappäus: Einleitung in das Studium der Erdkunde.

Graz. Vacat.

Greifswalde. Vacat.

Halle. Cornelius: Meteorologie und physikalische Geographie.

Heidelberg. Vacat. (!!)

Jena. Bursian: Geographie und Ethnographie von Griechenland.

Innsbruck. Vacat.

Kiel. Karsten: Physikalische Geographie.

Königsberg. Vacat.

Leipzig. Peschel: Europäische Staatenkunde. Entdeckung der Seewege nach Indien. — Delitsch: Allgemeine Geographie.

Marburg. Vacat.

München. v. Löher: Länder- und Völkerkunde Europas.

Münster. Vacat.

Prag. Vacat.

Rostock. Vacat.

Straßburg. Vacat.

Tübingen. Vacat.

Wien. Simony: Physisch-geographische Verhältnisse der europäischen Länder. Der Kreislauf des Wassers auf der Erde.

Würzburg. Hoffmann: Anthropologie. — Mayr: Anthropologie. — Semper: Darwin'sche Theorie und Geographie der Thiere.

Zürich. Vacat.

Hiernach wird auf vierzehn Universitäten gar nichts gelehrt, was auf die Länder- und Völkerkunde Bezug hat. Nur vier sind durch Anthropologie, Thier- oder Pflanzengeographie vertreten; drei berücksichtigen wenigstens die physikalische Geographie, und nur Berlin, Gießen, Göttingen, Leipzig, München und Wien können als jene Hochschulen Deutschlands gelten, auf welchen unserer Wissenschaft eine Stätte bereitet wurde.

Herr von Richthofen bei den Mohammedanern in China.

Dieser kühne und unermüdliche Geolog, der früher das westliche Nordamerika erforschte, durchwandert seit einigen Jahren China; er verweilte zu Anfang des laufenden Jahres in der Provinz Schen si. Das Wort bedeutet „schwierige Grenze im Westen“; das Land ist gebirgig und wird im Osten vom 35° bis 40° N. vom Hoang ho begrenzt; im Norden hat es die große Mauer. Aus Si ngan fu, der Hauptstadt dieser Provinz, hat Herr von Richthofen vom 12. Januar einen Bericht an die Handelskammer zu Schanghai geschickt, über den uns leider jetzt nur ein Auszug (in der „Overland China Mail“) vorliegt. In demselben giebt er Mittheilungen über die Rebellion, welche seit nun reichlich einem Jahrzehnt im Nordwesten Chinas so entsetzliche Verwüstungen angerichtet hat. Seine Angaben hat er zum Theil von Handel treibenden Personen erhalten, theils beruhen sie auf eigener Anschauung. Die „Overland Mail“ rühmt die klare Darstellung, welche einen richtigen Einblick in die Dinge gewähre. Herr von Richthofen erwähnt, daß im 8. Jahrhundert, als die Chinesen sich der Tibetaner zu erwehren hatten, die ersteren sich um Hülfe an die Uiguren wandten; es giebt dafür, von Anderm abgesehen, noch eine Inschrift auf einer Steintafel auf dem mohammedanischen Friedhofe in Canton. In den „Papers on China“ Nr. 1. S. 7a steht ein Bericht über die früheren Verbindungen zwischen den arabischen Mohammedanern und den Chinesen. In demselben wird erzählt, daß Kaiser Tung Kwang einen in Turkestan gefangen

genommenen mohammedanischen Häuptling Namens Jehangir in Gegenwart des versammelten Hofes habe in Stücke hauen lassen. Die Folge dieser Barbarei war, daß etwa 100,000 Mohammedaner und 40,000 Chinesen in wildem Kriege das Leben einbüßten. Unsere Kunde über jene Kämpfe mit den Mohammedanern ist noch eine sehr dürftige, Herr von Richthofen wird aber wohl die Lücken ausfüllen. Die bekannte Rebellion der Taipings drang auch nach Schen si vor und gab Anlaß zum Ausbruche des Krieges, der jetzt noch fortdauert. Er ist ein Racen- und ein Religionskrieg, der durch ererbten gegenseitigen Haß noch bitterer wurde. Die Chinesen beschuldigten die Mohammedaner, daß diese den Taipings Unterstützung gewährt hätten, während diese behaupteten, die Chinesen trachteten nach völliger Ausrottung der Mohammedaner. Diese erhoben sich zuerst in der Stadt Hwa chau, die heute völlig zerstört ist; sie liegt 180 Li (chinesische Meilen) östlich von Si ngan fu an der großen Heerstraße. Von dort verbreitete sich der Aufstand über die ganze Provinz, ohne ein einheitliches Oberhaupt zu haben; aber alle einzelnen Banden waren in dem Bestreben einig, alle Heiden (d. h. Chinesen) auszurotten, um die Provinz für sich allein zu besitzen. Das Leben der Christen, deren etwa 10,000 in derselben leben, wurde verschont; aber was „Heide" ist, gleichviel ob Mann, Weib oder Kind, wurde und wird ohne Unterschied niedergemacht; das Gemetzel ist gräßlich gewesen. Merkwürdig erscheint die Leichtigkeit, mit welcher die an Zahl viel schwächeren Mohammedaner die Obergewalt bekamen. Augenzeugen sagen, daß ganze Dorfschaften verlassen wurden, sobald nur ein paar Rebellen sich blicken ließen. Die Verheerungen von 1861 bis 1870 spotten jeder Beschreibung, denn fast keine Stadt, kein Dorf ist unverwüstet geblieben. Die Mohammedaner zogen in großen Banden im Lande umher; fast in jedem Jahre hielten sie eine Zeit lang eine Art von Rast auf der großen Straße zwischen dem Tung-kwang-Thor (in der großen Mauer) und Si ngan fu und schnitten somit jeden Verkehr ab. Glücklicherweise hatten sie kein schweres Geschütz und so waren sie nicht im Stande, die großen Städte zu überwältigen. Im Jahre 1870 erfocht General Li hung chang einige Siege über sie, und seitdem ist, bis auf Weiteres, eine Art von Stillstand eingetreten.

Aus Japan.

Die japanische Regierung liefert wiederholt Beweise, daß sie allen billigen und berechtigten Anforderungen der Fremden gern und willig genügt. Manche derselben haben Geldforderungen an die Daimios, theils für bare Vorschüsse, welche sie denselben gemacht, theils für gelieferte Waare. Als nun die Territorialbesitzungen dieser Lehnfürsten an Krone und Reich fielen, übernahm das letztere auch die auf denselben lastenden Verpflichtungen. Als die Forderungen von einer Rechnungscommission geprüft wurden, ergab sich, daß nicht wenige der Gläubiger geradezu unverschämt hohe Ansätze für Zinsen und „Commissionsgebühren" aufgestellt hatten. Solche Wuchergelder will das Reich nicht bezahlen, während alle Gläubiger, die ehrliche Rechnungen eingereicht haben, befriedigt worden sind. —

Es sind unter den ins Sonnenreich gekommenen Ausländern manche nichtsnutzige Subjecte, welche keineswegs dazu angethan erscheinen, den Japanern einen vortheilhaften Begriff von unserer Civilisation beizubringen. Mit welcher liebenswürdigen Aufmerksamkeit trotzdem die Regierung gegen die Fremden verfährt, ergiebt sich aus Folgendem.

Am japanischen Neujahrstage gingen einige Europäer aus Yeddo aufs Land zum Jagen. Als sie, ihre Gewehre auf den Schultern, die Felder bei einem Dorfe durchzogen, kamen die Landleute ihnen entgegen und benahmen sich sehr freundlich und achtungsvoll. Die Fremden wurden gebeten, bei einem wohlhabenden Grundbesitzer ein Mittagsmahl einzunehmen, und diese Einladung war offenbar so wohl gemeint, daß sie dieselbe nicht abschlagen mochten. Während der Mahlzeit erfuhren sie, daß die Staatsregierung einen Erlaß in den Dörfern der Umgegend bekannt gemacht habe, in welchem sie sagt, daß während der Feiertage wahrscheinlich Ausländer auf die Jagd gehen würden, um Vögel zu schießen. Sie fordere nun die Landleute auf, sich höflich und zuvorkommend gegen die Jäger zu benehmen. Der Erlaß sagt weiter: der Tenno (wie man jetzt den Mikado titulirt) wisse, daß die Gerstenernte einen günstigen Ausfall verspreche; es sei wohl anzunehmen, daß die Jäger den Feldfrüchten keinen erheblichen Schaden zufügen würden; sollte das indeß, wider Erwarten, der Fall sein, dann würden sie für denselben bezahlen. Aber auch im Fall sie sich dessen etwa weigerten, solle man sie trotzdem höflich behandeln. Der freundliche Wirth fügte hinzu, daß die Landleute diesem kaiserlichen Erlasse sehr gern nachkämen. —

Seitdem auf Anlaß und auf Kosten der kaiserlichen Regierung junge japanische Damen von Rang und Stand in Erziehungsanstalten nach Nordamerika geschickt worden sind, herrscht bei vielen wohlhabenden Familien der Wunsch, europäische oder amerikanische Gouvernanten ins Haus zu nehmen und ihren Töchtern abendländische Bildung zu geben. Die Nachfrage ist groß; es wäre aber zu bedauern, wenn die Yankees dieselbe als Speculation ausnutzten und die bekannte Sorte puritanischer „School marms", aus den neuengländischen Staaten importirten. —

Wir finden in der „Overland China Mail" (vom 21. März) die Notiz, daß die japanische Regierung den im December 1871 aus ihren Dörfern verbannten „Christen" erlaubt hat, in dieselben zurückzukehren. Sie wird aber keinen Jesuiten mehr unter ihnen dulden; die Leute sollen fortan die Staatsgesetze achten und sich nicht, im Namen einer ausländischen Religion, fremden Priestern gehorchend, rebellisch benehmen. Sie gewähre Religionsfreiheit, wolle aber aufdringliche Proselytenmacherei nicht dulden. —

Der Mikado hatte Mitte März der kaiserlichen Marineschule einen Besuch abgestattet. Er begab sich dorthin nicht auf dem Staatstragsessel, sondern fuhr in einer offenen vierspännigen Kutsche. —

Bisher war es in Japan Sitte, daß Leute beiderlei Geschlechts in Flüssen und Teichen gemeinschaftlich badeten. Dagegen ist nun ein Verbot ergangen, weil jener Brauch „der guten Sitte und dem Anstande nicht entspreche".

Die Feuerwehren in Yeddo und Yokohama haben im März mit ihren aus Deutschland und San Francisco verschriebenen Maschinen große Paradeumzüge gehalten und ihre Fertigkeiten öffentlich gezeigt. In Bezug auf Körpergewandtheit leisten bekanntlich die Japaner Ausgezeichnetes und auf den Leitern klettern sie wie Katzen.

* * *

— M. Im vorigen Bande des „Globus" standen einige Mittheilungen über „landläufige" Fische, „fliegende Frösche" u. dgl. Da diese Mittheilungen „sehr weit" her waren, so ist es vielleicht angebracht, aus der Nähe einige beobachtete Abnormitäten bei Thieren hinzuzufügen.

1) Zwischen Jauer und Schönau im schlesischen Gebirge liegt auf dem Hochplateau das sehr lang gestreckte Dorf Mochau. Zwischen diesem und dem dahinter liegenden Dorfe Leipe war bis zu der Zeit, wo die ganze Fläche abgeholzt wurde, ein bedeutender Strauchholzwald. In diesem Walde lebten unzählige Reptilien aller Art. Als ich eines Tages durch diesen Wald ging, sah ich, daß bei dem Holzausfahren die Wagenräder in den thonigen Boden bis an die Axen eingeschnitten, die Wände der Gleise rasch getrocknet und daher ganz glatt waren. In eines der tiefsten Gleise fuhr wenige Schritte vor mir eine große und dicke graugrüne Otter. Ich lief ihr nach und hieb fortwährend mit meinem Weinrebenstocke auf die Ränder des Gleises. Da ich dem Thiere, welches auf dem Grunde des Gleises nicht umwenden, aber auch nicht über die hohen Ränder des Gleises heraus konnte, zu nahe kam, so wurde es durch meine Schläge auf die Gleisränder dergestalt geängstet, daß es plötzlich einen kurzen Schrei ausstieß, welcher

sich in dem hohlen Gleise so schaurig anhörte, daß ich erschreckt auf die Seite fuhr.

2) Der Pombsener Spitzberg zwischen Jauer und Schönau war von alter Zeit her wegen seiner hochaufstehenden, regelmäßig geformten Basaltsäulen berühmt und wurde von Touristen fleißig besucht. In einem größern Umkreise um denselben gab es auf den Feldern theils in Steinvertiefungen, theils in Erdlöchern viele kleine Wasserlachen, welche mit verschiedenen Amphibien bevölkert waren. Unter letztere gehörten auch die kleinen Wassermolche mit schwarzem Rücken und orange gefleck-tem Bauche. Von diesen Thieren warf ich mit meinem Weinrebenstocke, so oft ich die dortigen Berge und Felder besuchte, so viele aus den kleinen Pfützen, als ich habhaft werden konnte. Unter die verschiedenen Proceduren, welche ich mit den Molchen vornahm, gehörte auch die, daß ich dieselben aus dem Wasser heraus warf, auf den Rücken legte und ihnen meinen nicht zu schweren Stock auf die Brust gleiten ließ. Bei dem Auffallen des Stockes entwich den Thieren die Luft aus den Lungen, welches allemal einen Ton hervorbrachte, welcher sich anhörte, wie das kurze Quäken eines kleinen Kindes. Doch konnte ich diesen Ton bei jedem Thiere nur einmal hervorbringen. Denn war die Luft einem solchen entwichen, so konnte ich dann den Stock so oft ich wollte auf die Brust des entlufteten Thieres gleiten lassen: an demselben Tage konnte ich von demselben Thiere keinen Ton wieder hören.

3) Zwei Meilen östlich von Liegnitz in Schlesien liegt das große Dorf Mertschütz und an dessen nordöstlichem Ende der Burgberg. Dessen Südseite fällt steil ab und ist mit einem kurzen Grase bewachsen, welches die Schafe im Frühlinge bis an die Wurzel abnagen. Aber oben an der Krone des Berges, wo ehemals Mauern und Wälle waren, steht verschiedenes wildes Strauchwerk und unter demselben langes, je nach der Jahreszeit trockenes, oder grünes, oder gemischtes Gras. In diesem Grase unter einem Hagebuttenstrauche sah ich an einem heißen Sommertage eine Menge Ottern, welche sich unter einander schlängelten, bald sich aufrichteten, bald sich wieder um einander wanden, — kurz alle ihnen möglichen Bewegungen machten und sich sehr munter zeigten. Ob dies geschah, weil sie sich begatteten, oder ob sie laichten, oder Junge brachten, konnte ich nicht ermitteln.

Als ich mich von dieser Schlangengruppe entfernte, kam ein halberwachsener Knabe in die Nähe der Gruppe, suchte einen Stecken und fuhr mit demselben in die Schlangengesellschaft. Augenblicklich schoß eine Otter aus der Gesellschaft heraus; gleichzeitig aber rannte der Junge schreiend die steile Anhöhe hinab. Nun sah ich, was ich bis dahin noch nicht gesehen. Die Otter verfolgte nämlich den Knaben, indem sie sich fort und fort zu einem Teller rollte, den Kopf in der Mitte herausstreckend, mit dem Schwanze sich fortschnellend. Dieses Manöver setzte sie fort bis zu einem breiten Sandwege, wo sie die Verfolgung aufgeben mußte.

4) Im Sommer 1871 ging ich eines Tages längs der Kornfelder des Dorfes Strehlen bei Dresden spazieren und hörte in einiger Entfernung einen Hund ganz sonderbare Töne ausstoßen. Ich eilte hinzu und sah einen Pudelhund im Kampfe mit einer langen graugrünen sogenannten Haselotter. Bald sprang der Hund an die Otter und versuchte sie zu beißen; bald erhob sich die Otter, und fuhr dem Hunde ins Fell. Jedesmal wenn die Otter zum Angriff sich erhob, oder wenn der Hund gleichzeitig mit der Otter in die Höhe sprang, stieß der Hund schreiende Töne aus und währte dieser hitzige Zweikampf so lange, bis der Hund reißaus nach der Stadt machte.

Interessant war die Scene und wahrscheinlich sind beide Theile ohne Schaden weggekommen, da der Biß der Otter wohl dem Hunde, welcher sehr dichte Wolle hatte, keinen Schaden zufügen konnte; wogegen der Hund durch den kalten Schlangenleib vom Bisse abgeschreckt wurde.

— Aus „dem Lande der Freiheit". In der Fabrikstadt Lowell in Massachusetts hat am 26. März der City Marschall den Befehl bekannt gemacht, daß von jenem Tage an alle Schankwirthschaften geschlossen sein müssen und daß weder Spirituosen noch Bier oder Apfelwein öffentlich verkauft werden dürfen. Den Deutschen gefällt diese „Temperanzmuckerei" nicht. — Zu Imlay im Staate Michigan lebt ein sehr frommer Mann. Die „New York Tribune" weiß allerlei Erbauliches und Beschauliches von ihm zu erzählen. Seine Religion gebietet ihm, den ganzen Winter über unter freiem Himmel zu schlafen und seinen Leib nur mit einer einfachen Wolldecke gegen die Kälte zu schützen. Dieser alte wunderliche Heilige, der sehr fleißig betet, hat einen getreuen Hund, der mit ihm im Freien schläft; er hat aber viel von der Kälte ausgestanden. — Ein anderer „religiöser Charakter", bei welchem die Abspurigkeit in nicht so milder Form auftritt, führt den Namen Chapparal Joe, d. h. Joseph im Busch, denn er haust nur im Walde, spricht mit irischem Accent, führt stets eine geladene Doppelflinte, einen Hinterlader-Carabiner, zwei sechsläufige Revolver und eine ganze Sammlung von Messern und Dolchen. Wenn er Lust zum Essen hat, geht er zum nächsten besten Farmer, verlangt Speise und Trank und man giebt ihm, was er haben will, — denn er ist ein wanderndes Arsenal und seine Miene sehr grimmig. Wenn ein Wanderer ihm begegnet, ruft er ihm zu: „Komm mir nicht in den Weg, sonst schieße ich Dich todt." Der Wanderer kehrt um. Joseph im Busche nimmt es mit dem Eigenthum Anderer keineswegs genau. Mitte März wollten acht „heidnische Männer" diesen „Frommen" unschädlich machen, ihre Kugeln verfehlten ihn jedoch, die „Vorsehung" schützte den Heiligen, denn Chapparal Joe betet alle Tage sehr fleißig.

— Der Kulihandel, man kann keinen andern Ausdruck gebrauchen, nimmt von Whampoa bei Canton aus seinen lustigen Fortgang. Am 10. Februar kam das spanische Schiff „Salvadora" bei Anjer an der Sundastraße vorüber; es hatte nicht weniger als 510 Chinesen an Bord und war nach der Havana auf Cuba bestimmt. Während die Kulis in den englischen Colonien unter Recht und Gesetz stehen, werden sie auf Cuba thatsächlich wie Sklaven behandelt und weit mehr ausgenutzt als diese.

Nachschrift zu Hall's Polarexpedition.

Das scharfe Urtheil, welches Dr. Walker über Hall ausgesprochen hat, bewährt sich schon jetzt als richtig. Als wir zu Anfang des Mai den auf S. 343 ff. abgedruckten Aufsatz schrieben, konnten wir noch nichts von dem Unfalle wissen, von welchem die Polaris im arktischen Wintereise heimgesucht worden ist. Das Schiff ist, arg zugerichtet, am 1. März 1872 nach Disco an der grönländischen Küste zurückgekommen, um dort ausgebessert zu werden; ob sich das noch thun läßt, bleibt zweifelhaft. Jedenfalls ist ein Winter verloren gegangen. Hall aber trat dessenungeachtet in Disco sehr ruhmredig auf und will große Dinge verrichtet haben. So lautet die Aussage eines Schiffscapitäns, der von Disco zu St. Johns auf Neufundland angekommen war. Wir werden das Nähere mittheilen, sobald wir specielle Berichte in nordamerikanischen Blättern finden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Im Weißen Meer und an der Dwina.

I.

Die Einfahrt zum Weißen Meere und die Vorgebirge. — Der Corridor oder die Gurgel. — Gefahren der Schifffahrt. — Das Mündungsdelta der Dwina. — Der Maimaksarm. — Sanct Nikolaus als Schutzpatron. — Weliki Ustjug und dessen Productenhandel. — Die Stromfahrzeuge und deren Bemannung; fromme Gebräuche. — Archangel. — Herberge für die Pilger. — Zur Kennzeichnung der Wallfahrer. — Nach dem solowetzkischen Kloster im Onegabusen.

Das sogenannte Weiße Meer, welches vom nördlichen Polarkreise durchschnitten wird, bildet eine tiefe Einbuchtung des Eismeeres. Man nimmt seine Küstenausdehnung auf etwa 240 deutsche Meilen an; der Golf, wenn diese Bezeichnung erlaubt ist, hat drei größere Baien: die Kandalaskajabucht dringt im Süden der Halbinsel Kola nach Westen hin weit ins Land; die Onegabucht, in welche der Onegafluß mündet, bildet den südlichen Theil des Weißen Meeres; die Dwinabucht den östlichen. Diese letztere, an welcher der wichtige Hafenplatz Archangel liegt, wird von Mai bis September von vielen fremden Schiffen besucht. Sie steuern um das Nordcap in südöstlicher Richtung, bis sie Kanin Noß erreichen, das Vorgebirge, welches die Nordwestspitze der Halbinsel Kanin bildet; dort erhebt sich ein etwa 90 Fuß hoher Signalthurm. Ihm gegenüber an der Westseite, auf der sogenannten murmanskischen Küste, steht das heilige Vorgebirge, Swiätoi Noß, als eine Landmarke. Zwischen beiden Caps ist die Einfahrt etwa 18 deutsche Meilen breit, sie führt zu dem sogenannten Corridor oder der Gurgel, welche die Straße zum innern Weißen Meere bildet.

Das Land an der Westseite, die ganze Halbinsel Kola, auf welcher Lappen umherziehen, hat eine flache, einförmige Küste, die keine Einschnitte darbietet und einen düstern, traurigen Anblick gewährt. Nicht minder traurig ist die Region im Osten des Weißen Meeres, die Halbinsel Kanin, eine eisige Einöde, Heimath der Samojeden, deren Zahl rasch sich vermindert und die wahrscheinlich bereits nach drei oder vier Menschenaltern völlig verschwunden sein werden. Jetzt streifen sie von der Dwinabucht nach Osten hin bis zum Obischen Golf.

Das Weiße Meer hat eine beträchtliche Tiefe, die bei der Einfahrt 80 und vor der Kandalaskajabai 160 Fuß beträgt; die Küste ist jedoch nirgends steil. Der Onegagolf ist mit Felsen und Inseln gleichsam besäet; unter diesen letzteren sind allein die solowetzkischen Eilande wichtig, über welche wir weiter unten mehr sagen werden. Vor der Barre der Dwina steht ein 80 Fuß hoher Leuchtthurm, dessen Feuer jedoch in dieser so oft von Nebeln überzogenen Gegend nicht zu sehen ist.

Die Dwina entsteht aus der Vereinigung des Jug mit der Suchona bei Weliki Ustjug; sie wird ein mächtiger Strom, nachdem sie etwas unterhalb dieser Stadt die Wytschegda aufgenommen hat, im Gouvernement Wologda. Von Mitte Octobers bis in den Mai hinein ist sie für die Schifffahrt durch Eis gesperrt, in den übrigen Monaten ist dieselbe ungemein lebhaft. Der Strom bildet an der Mündung ein Delta mit vielleicht einem halben Dutzend Armen, von welchen vier als Hauptarme gelten. Alle jedoch

haben ein sehr wechselndes Fahrwasser, und manchmal wird der eine oder andere in Folge von Hochfluthen, Eisgang und Nordstürmen zeitweilig versperrt. Eine Zeitlang war der St. Nikolausarm der sicherste, und er wurde vorzugsweise von den nach Archangel hinaussegelnden Fahrzeugen benutzt. Er wurde versperrt und die übrigen Arme waren auch nicht praktikabel. Die Hafenpolizei war rathlos; sie hatte ja von St. Petersburg keine Weisung, was in einem solchen Falle zu thun sei. Ein dänischer Kaufmann erbot sich, eine andere Fahrbahn ausfindig zu machen, wenn man ihm einen Dampfer zur Verfügung stelle; er ermittelte auch richtig, daß der Maimaksarm selbst für sehr große Schiffe Wassertiefe genug habe. Aber die Hafenbehörden erklärten, daß dieser Arm nicht benutzt werden dürfe; es sei darüber kein „Reglement“ vorhanden und die Polizei dürfe kein Schiff passiren lassen. Alle Vorstellungen der Kaufleute waren vergeblich; die Schifffahrt blieb unterbrochen, die gewaltige Masse der aufgespeicherten, zur Ausfuhr bestimmten Waaren mußte liegen bleiben. Der Gouverneur, ein Fürst Gagarin, machte sich lustig über die Bornirtheit der Hafenbehörden, that aber nichts zur Abhülfe; denn einmal hatte auch er kein „Reglement“ und zweitens war er nicht pecuniär bei der Angelegenheit interessirt. Der Zolldirector Sredin war erbötig, Einnehmer und Zollstationen an dem neuen Fahrwasser in Wirksamkeit treten zu lassen, aber die Polizei verbot es ihm. Endlich, nachdem Wochen vertrödelt worden waren, schickten die Kaufleute und Rheder eine Bittschrift nach der Hauptstadt, und so erfuhr Kaiser Alexander die unerbauliche Geschichte, welcher er ein Ende machte mit den Worten: „Es versteht sich ja ganz von selbst, daß die Schiffe die neue Fahrbahn benutzen, wenn die alte versandet ist!“

Die Schifffahrt im Weißen Meer ist sehr gefährlich. Vor sechs oder sieben Jahren waren einmal mehr als einhundert Schiffe durch die Eismassen in der größten Gefahr, der britische Consul telegraphirte nach London, und von dort gingen am 1. Juli zwei Dampfer ab, um Rettung zu bringen; vierzehn Tage später waren sie im Weißen Meer und begannen ihre schwierige Arbeit. Die Handelsschiffe aus Deutschland, Holland, England, Schweden, Dänemark 2c., welche in Archangel überwintert hatten, verließen diesen Hafen, als das Eis im Golf aufgegangen war, und bildeten eine stattliche Flotte. Als sie jedoch eben aus der Gurgel, dem Corridor, ins offene Meer hinaussegeln wollten, schlug der Wind von Nord nach Süd um, und dann sahen sie sich plötzlich auf allen Seiten von Eis umgeben. Indeß gelang es ihnen doch, bis zum Cap Kanin vorzudringen, hier aber waren die Eismassen so dicht, daß sie nicht weiter kommen konnten, und um das Mißgeschick noch zu steigern, schlug der Wind wieder nach Norden um und trieb immer mehr Eismassen aus dem Ocean ihnen entgegen; sie wurden an die Küste Lapplands gedrängt und dort von einer förmlichen Eismauer eingeschlossen. Ein Schiff nach dem andern ging zu Grunde; die meisten wurden zusammengequetscht, das Schiffsvolk suchte sich von einem Fahrzeuge auf das andere zu retten, manche Matrosen litten an einem und demselben Tage fünf bis sechs Mal Schiffbruch. Als die Dampfer ihre schwierige Aufgabe, zu retten, was zu retten war, erfüllt hatten, lautete der Bericht: „Das Schiffsvolk hat 64 Schiffe verlassen müssen; nur 14 Fahrzeuge sind gerettet worden, alle übrigen sind verloren gegangen.“ —

Eine Isba an der Dwina.

Im Maimaksarme liegt an der Barre die Sanct-Nikolaus-Insel. Sie hat ihren Namen nach dem Heiligen erhalten, der auf der Kirchenversammlung zu Nicaea dem Erzketzer Arius eine gewaltige Ohrfeige gegeben hat. Schade nur, daß er gar nicht in Nicaea gewesen ist. Das macht indessen weiter nichts aus; das Volk hält fest an dem Ohrfeigenspender, und er ist ungemein populär als Schutzpatron der Edelleute, der kleinen Kinder, der Matrosen und der Pilger, hat also viel zu thun und zu beschaffen. Auch rettet er viele Menschen vom Hungertode, wie er denn überhaupt die Armen bedenkt und den Bettlern, Fischern und Vagabunden seine Fürsorge auf Erden und im Himmel angedeihen läßt. Die Popen lesen dem Volke oftmals aus dem „Leben der Heiligen“ vor, was Sanct Nikolaus Alles gethan hat und noch thut. Er ist von allen Heiligen im Himmel bei weitem der mächtigste und einflußreichste. Er, und kein anderer Heiliger, sitzt zur Rechten Gottes und hat eine Schaar von dreihundert Engeln zur Verfügung, deren jeder ein Schwert trägt.

Hepworth Dixon erzählt in seinem Buche über Rußland

Schiffe und Floß auf der Dwina.

Folgendes: „Ein mir befreundeter Mann wurde von einem Muschik (Bauer) gefragt, wer Gott werden solle, wenn Gott einmal gestorben sei. Der Engländer entgegnete, daß Gott niemals sterben werde. Der Bauer: So, er wird niemals sterben? Nun weiß ich schon, Du bist ein Ungläubiger und hast keine Religion; ich weiß es besser. Gott wird gewiß einmal sterben, denn er ist ja schon sehr alt. Dann tritt der heilige Nikolaus an seine Stelle.“

An den Ufern der Deltaarme liegen viele Hüttendörfer; die Häuser sind, nach russischer Weise, von Holz; Kirche und Kloster fehlen natürlich nicht; hin und wieder sieht man eine Windmühle, und Kreuze erblickt man zu Hunderten. Bei drohendem Unwetter geht der Schiffer ans Land, errichtet ein Kreuz, kniet nieder und betet; manchmal rudert auch das ganze Schiffsvolk ans Land, fällt einen Baum, der ein Kreuz erhält, und schneidet Datum und Namen ein. Das hilft. Jedes Kreuz giebt Zeugniß, daß ein Sturm gewüthet hat. Auch Peter der Große hat, als er mit knapper Noth dort einem Schiffbruch entging, mit eigener Hand als erfahrener Zimmermann solch ein Rettungskreuz verfertigt und die Worte eingeschnitten: „Dieses Kreuz hat Capitän Peter gemacht.“

Wir sagten weiter oben, daß die Dwina während der Schifffahrtszeit ein sehr belebter Strom sei; sie bildet die Fahrbahn, auf welcher die Landesproducte zum Seehafen Archangel geschafft werden. Im Oberlande ist für dieselben der wichtigste Sammelpunkt in der Stadt Weliki Ustjug; dorthin kommen sie aus den Gubernien Wjatka, Perm und Wologda, namentlich Getreide, Flachs, Hanf, Talg, rohe Häute, Theer, Schiffsbauholz, Mehl, Graupen und Pelzwerk. Die Stadt hat nur zwei Heilige, aber sehr tüchtige. Sanct Procopius hat einmal einen ganz entsetzlichen, vom Himmel herabfallenden Steinhagel von Ustjug abgewandt, und die Kaufleute verehren ihn als Schutzpatron. Der heilige Johannes Duratschog (d. h. der Einfältige) stellte sich sein ganzes Leben hindurch äußerst dumm, nahm alle Beleidigungen mit ruhiger Heiterkeit hin, ermahnte das Volk zur Buße und wirkte viele Wunder, ohne welche man überhaupt kein Heiliger sein und werden kann.

Bei Weliki Ustjug bricht die Eisdecke gewöhnlich in der ersten Woche des Maimonats, und sobald sie fort ist, fahren die Schiffe nach Archangel. Während der Wintermonate sind die Waaren auf Schlitten herbeigefahren worden und Alles ist zur Reise bereit. Wir haben Schilderungen solcher Fahrten auf der Dwina von Rufin Piotrowski, einem nach Sibirien verbannten Polen, dem es 1846 gelang, über den Ural nach Ustjug und weiter nach Archangel zu kommen, ohne entdeckt zu werden; er kam dann glücklich über die deutsche Grenze*). Der Flüchtling fand es angemessen, sich auf einem mit Getreide beladenen Fahrzeuge als Schiffsknecht zu verdingen. Diese Boote haben fast alle einerlei Größe und Bauart; sie sind 30 Fuß lang, 25 breit, 10 hoch und haben „weder Nase noch Schwanz“, das heißt sie sind vorn und hinten abgestumpft. Das Ganze wird aus behauenen Stämmen zusammengezimmert und man kalfatert die Fugen mit Moos und Theer. In diesem äußern Schiffskörper befindet sich ein zweiter, innerer, der von den Wänden etwas absteht und ganz dicht und mit Binsenmatten ausgelegt ist; er bildet den Laderaum. Das Ganze ist mit Brettern und Schindeln gedeckt. Hinten am Boot ist gewöhnlich ein ganzer Tannenbaum angebracht, dessen kürzere Hälfte über dem Wasser liegt; derselbe dient als Rul, Steuerruder; am Vordertheile befindet sich ein ähnliches, aber kleineres Ruder, die Ponosna; jenes wird von sechs bis sieben, dieses von vier bis fünf Leuten regiert. Je nach Größe der Barke und der Ladung werden dreißig bis vierzig Ruder, auf jeder Seite die Hälfte, angewandt; dieselben bestehen aus jungen, an den Enden abgeplatteten Tannenbäumen. Alle Arbeiter befinden sich auf dem Schiffsdache. Solch eine Barke, ein Prahm, ladet zwischen 20,000 und 30,000 Pud Getreide, gleicht einem schwimmenden Speicher und steht unter Leitung eines Nosnick, Lootsen, der sich in der Mitte des Fahrzeuges hält und den Ruderern Weisungen giebt; er kennt Fahrwasser und Untiefen genau. Im Uebrigen hält der Gospodarz Ordnung; er ist Wirth und Proviantmeister.

Mit Tagesanbruch ruft der Nosnik dem Schiffsvolke zu: „Setze dich und bete zu Gott!“ Alle bekreuzen und verneigen sich. Am ersten Morgen der Fahrt wirft Jeder ein kupfernes Geldstück in die Dwina, um die Gunst des Stromes zu erkaufen. (— Bei den Stromschnellen in der Msta spricht die Mannschaft ein Gebet, der Patron nimmt die Mütze ab, wirft Brot und Salz in den Strom und spricht: „Mütterchen Msta, wir bringen Dir Salz und Brot; sei gnädig gegen uns.“ Aehnliche Bräuche werden bei den Fahrten auf den meisten Strömen Rußlands beobachtet. —) Nachdem dann das Ufertau gelöst worden ist, schwimmt die Barke abwärts. Gewöhnlich hat man im Mai auf der Fahrt bald Schneegestöber, bald wieder Frost, dann Thauwetter und hinterher Glatteis; manchmal muß am Ufer angelegt werden und jedesmal, wenn der Prahm wieder ins Fahrwasser geht, wird die Ceremonie mit der Kupfermünze wiederholt. Bei gutem, hellem Wetter setzen sich die Ruderer, welche Erholungszeit haben, in einen Kreis, singen Lieder, echt russisch, mit Nachdruck, Seele und Lust; im Text waltet jedoch Gedankenarmuth vor. Die Ruderer sind eiserne Leute und zeigen eine „dämonische Kraft und Ausdauer“.

Außer den Prahmen sieht man viele kleinere Schiffe, Karabassen, auf der Dwina, und dann auch mächtige Flöße. Alle diese Fahrzeuge nehmen Pilger mit, welche die heiligen Inseln im Onegabusen besuchen wollen. Nachdem das Schiff in Solambola, dem neuen Hafen von Archangel, angelegt und die Ladung gelöscht hat, wird es auseinander geschlagen und als Bau- oder Brennholz verkauft. Sobald das Schiffsvolk die Thürme von Archangel erblickt, wirft es, einem alten Brauche gemäß, den Küchenkasten mit Allem, was darin ist, in die Dwina. Solambola, die Hafenvorstadt, liegt auf einer morastigen Insel; der zur Ortschaft führende Damm besteht durchweg aus fremder Erde, nämlich aus Ballast, welchen die Schiffe dort auswerfen.

Archangel ist, wie Dixon sagt, weder ein Hafen noch eine Stadt in unserm Sinne; man sieht dort keineswegs, wie z. B. in Hamburg oder Hull, eine Menge von Docks ꝛc. oder lebhaften Verkehr auf den Straßen und am Strome; es ist vielmehr eine Lagerstätte von Waarenhäusern, die um eine unzählige Menge von Thürmen und Kuppeln umherliegen. Aus der Ferne nimmt es sich mehr wie eine orientalische heilige Stadt, denn als ein Handelsplatz aus.

Thürme und Kuppeln spielen überhaupt in Rußland eine wichtige Rolle. In Kargopol, das kaum zweitausend Einwohner hat, zählte der eben genannte Reisende deren zwanzig; Moskau soll vierhundert Kirchen und Capellen haben und Kiew, im Verhältniß zu seiner Bewohnerzahl, nicht viel weniger. Heilige hat man in überschwänglicher Menge, und das ganze Leben des Russen wird mit religiösen Ceremonien und Formeln ausgefüllt. Es fehlt dabei nicht an großem Pomp, z. B. bei der oftmals geschilderten

*) Meine Erlebnisse in Rußland und Sibirien während meines Aufenthaltes daselbst, meine Gefangenschaft und Flucht. Von R. Piotrowski. Nach dem Polnischen von L. Königk. Posen 1862. Zwei Bände. Vergleiche „Globus“ III, S. 85 ff.

Die Wasserweihe.

Wasserweihe, die am heiligen Abend vor Ostern gefeiert wird. Niemand darf dann vor vier Uhr Nachmittags Speise oder Trank genießen; erst nach vollendeter Feierlichkeit darf er das geweihete Wasser genießen, sich sattessen und ist dann von Freude durchdrungen. Männer, Weiber und Kinder drängen sich in die Kirchen mit allerlei Geschirr, um geweihetes Wasser zu holen, und jeder Gläubige zündet eine Wachskerze vor dem Bilde seines heiligen Schutzpatrons an. Jeder Mensch hat einen Schutzengel, der ihn von der Wiege bis zur Bahre begleitet; der Heilige erhält seinen Platz über der Schlafstätte und zu seiner Ehre brennt eine ewige Lampe. Am Festtage des Heiligen wird gefeiert; man veranstaltet ein Mahl, zu welchem Freunde und Verwandte geladen werden; man giebt den Armen Almosen, geht in die Kirche und kauft geweihete Bröte. Der Pope kommt mit Evangelium und Kreuz, betet zu Ehren des Schutzengels und bekommt dafür eine Gabe an Geld. —

Kein anderes Volk in Europa ist zum Hin- und Herwandern so sehr aufgelegt wie das groß-russische; es steckt noch eine Art von nomadischem Hang in seinem Blute; im Lande ist ein ununterbrochenes Ziehen von Süden nach Norden, und umgekehrt. Diesem Hange entspricht auch das Pilgern. Die Wallfahrer gehen zu Fuß, manchmal in kleinen Gesellschaften, dann auch in Banden von funfzig, sechszig und mehr Köpfen, Männer, Weiber und Kinder; sie tragen den Stab in der Hand und am Gürtel hängt ein Trinkgefäß. Vor jeder Capelle wird niedergekniet, Tag und Nacht gesungen und um Almosen gebettelt, das kein guter Russe verweigert. Der Pilger, welcher an Thür oder Fensterscheiben klopft, könnte ja ein Engel, ein Bote Gottes sein; es bringt Glück und Segen, wenn man ihm etwas giebt.

Bettelnder Pilger.

Unter diesen Pilgerschaaren, die zum Theil aus Gläubigen bestehen, denen die Frömmigkeit wahre Herzenssache ist, findet man aber auch viele Landstreicher, raffinirte Vagabunden, welche aus dem Frommerscheinen ein Handwerk machen. Es gehört zu demselben, daß sie Dienstboten und leichtgläubigen alten Frauen falsche Reliquien verkaufen. Ein Bauer z. B., der ein pfiffiger Kopf ist, aber keine Lust

mehr zum Arbeiten hat, wird Pilger und frommer Mann von Profession. Nun zahlt er weder Steuer, braucht weder Weib noch Kind zu ernähren, wandert aus einer Provinz in die andere und lebt auf Anderer Kosten. Da er eine sehr heilige Miene annimmt und sobald er Leute sieht, laut betet und viele Kreuze schlägt, so fehlt es nicht, daß man ihm Speise, Trank und Almosen reicht. Er findet es gelegentlich für vortheilhaft, sich einer Schaar ehrlicher Pilger anzuschließen, die in ihm einen halben Heiligen sehen; hat er doch kostbare Reliquien, von denen er viel zu erzählen weiß. Er besitzt ein Stück von dem Felsen bei Nazareth, Wassertropfen aus dem Jordan, einen Faden von einem des Dutzend ungenäheter Röcke, von denen einer so echt ist wie alle anderen; natürlich fehlt auch ein Splitter von dem wahren Kreuze nicht. Diese echten Reliquien verkauft er und legt sich dann neuen Vorrath ein; Steine, Holzsplitter und Zwirnfäden kosten ja nichts. Außerdem legt sich der fromme Mann auf das Erzählen; er hat auf seinen Wallfahrten manches Wunder erlebt und einmal sogar Brot gegessen, das vom heiligen Georg gebacken worden ist.

In Archangel strömen in jedem Jahre Tausende von Pilgern zusammen, um das solowetzkische Kloster zu besuchen, das etwa 40 deutsche Meilen von Archangel auf einer Insel in der Onegabucht liegt. Die Gruppe der drei Eilande gehörte im Mittelalter der berühmten Republik Groß-Nowgorod, die als Naugarten durch ihren ausgedehnten Handel mit der deutschen Hansa eng verbunden war. Sie wurden später von Einsiedlern aufgesucht, über welche wir weiter unten Einiges zu sagen haben. Diese heiligen Anachoreten baueten Hütten und gaben sich der Andacht hin; als ihr Ruf sich verbreitete, kamen andere, um gleich ihnen ein beschauliches Leben in Müßiggang zu führen. Die beiden heiligen Einsiedler thaten bei Lebzeiten und noch mehr nach ihrem Tode viele Wunder, und seit 1429 wurden auf der Insel, welche durch sie geheiligt war, Klostergebäude aufgeführt. Die Mönche wurden mit Gaben gleichsam überschüttet und die Schätze so beträchtlich, daß man das Kloster mit Festungsmauern umgab. Nach und nach fanden sich Pilger ein, um dort Gnadenschätze und sichern Anspruch auf das Paradies durch die Mönche zu erhalten, und die Zahl der Wallfahrer ist seit dem siebenzehnten Jahrhundert immer eine sehr beträchtliche geblieben.

In Astrachan finden die Pilger im Solowetzkischen Hause, das lediglich für sie bestimmt ist, eine Aufnahme. Piotrowski und Dixon haben eine Schilderung von dieser Herberge entworfen. Sobald die Bohomoltzi (Pilger, Singular Bohomoletz) gelandet sind und ihr Gepäck abgelegt haben, strömen sie in eine Kirche; dort lassen sie sich Gebete über ihren Häuptern hersagen und sich die Evangelien auf den Kopf legen. Das dicke Evangelienbuch hat einen starken Holzeinband, ist mit schwarzem Leder überzogen, mehr als eine Elle lang und von verhältnißmäßiger Breite. Es ist sehr schwer. Wer, so sagt Piotrowski, der selber den Pilger spielen mußte, um nicht als Flüchtling erkannt zu werden, wer das Evangelium über sich lesen läßt, verneigt sich so tief, daß der Pope ihm dasselbe auf den Kopf legen und dann bequem lesen kann. Oft tragen die Köpfe mehrerer Frommen gleichzeitig das Buch und so vertheilt sich die Last; dann aber sind, wie das Volk glaubt, die Gebete doch nicht so wirksam. Man muß in der That Schädel und Genick eines Russen haben, um eine solche Kopflast eine volle Viertelstunde hindurch auszuhalten, aber freilich, einem russischen Menschen ist nichts unmöglich. Ich hörte, wie ein Muschik, welchem während der Procedur die Adern angeschwollen waren, beim Herausgehen aus der Kirche rief: Gelobt sei Gott; durch das Lesen ist mein Kopfschmerz weg, der mich so lange gepeinigt hat. — Der Glaube heilt auch Kopfweh.

Man kann sich leicht vorstellen, in welchem unsaubern Zustande die Pilger, welche zumeist der ungebildeten und ärmern Classe angehören, bei dem heiligen Kloster anlangen. Ehe sie dasselbe betreten dürfen, müssen sie die Reisekleider ablegen und ein Bad nehmen. Das ist gerade bei russischen Wallfahrern doppelt und dreifach nöthig. Nun findet der gesäuberte Mensch sein Unterkommen in den geräumigen Herbergen neben dem Kloster; in den Sälen stehen lange Tische und Bänke, und dort speisen und schlafen die Pilger. Sie beten viel, stellen Lichter auf, lassen auch hier wieder das Evangelium auf dem Kopfe lesen, denn doppelt reißt nicht, und beichten. Dafür haben sie zu zahlen. Drei Tage kann Jeder unentgeltlich im Kloster wohnen und essen, wer länger bleibt, muß die Gebührentaxe entrichten. Im Durchschnitt kommen jährlich an die 30,000 Bohomoltzi nach den solowetzkischen Inseln. Sobald die Schifffahrt frei wird, strömen sie, namentlich im Juni, von allen Seiten herbei; die meisten über Archangel, von wo sie früher nur in Karabassen, jetzt auch in Dampfern nach dem Kloster befördert werden. Doch wandern viele, um die Seefahrt zu vermeiden, dem Gestade entlang bis zu einem den Inseln gegenüberliegenden Punkte; die etwa sechs deutsche Meilen breite Meeresstrecke wird dann von der Karabasse in einem Tage zurückgelegt.

Ende Septembers hört die Schifffahrt auf, die Wallfahrten werden geschlossen, die Nordwinde stürmen heran und treiben Eismassen herbei, und die Mönche bleiben bis zum nächsten Mai von der übrigen Welt abgeschlossen. Wir werden in einem folgenden Artikel schildern, wie interessant sich das Klosterleben bei ihnen gestaltet hat.

Das „Naturvolk“ der Kahrocks.

Schwerlich hat einer von unseren Lesern jemals von diesen Kahrocks etwas gehört. Sie sind ein Indianervolk im nördlichen Californien und, gleich ihren braunen Landsleuten jener Gegend, dem Untergange geweiht; sie sind auf den „Aussterbe-Etat“ gesetzt. Die folgenden Mittheilungen, die von einem aufmerksamen Beobachter herrühren, welcher es nicht verschmähte, sich mit ihrer Sprache bekannt zu machen, bilden jedenfalls einen interessanten Beitrag zur Ethnographie.

Der Gegensatz zwischen den braunen und den weißen Leuten ist tief und scharf; er ist diametral, und eine Ausgleichung gehört unter die unmöglichen Dinge. Man darf übrigens den californischen Indianer nicht mit der „Rothhaut“ der Prairien in Parallele bringen, denn er weicht von diesem in vielen Beziehungen ab. Im Allgemeinen ist er scheu, schlau, verschlossen und schweigsam; der Fremde wird aus ihm nur Einiges herausbringen, wenn er lange Zeit mit ihm verkehrt hat und sich Mühe giebt, seine Sprache zu er-

lernen. Deshalb ist es erklärlich, daß so wenige Weiße eine richtige Vorstellung von der Denk- und Vorstellungsart dieser Menschen haben.

Wenn ich, so schreibt unser Gewährsmann („Overland Monthly“, April 1872), an den vom Winde gepeitschten Steilküsten Nordcaliforniens umherwanderte, traf ich zuweilen auf eine Horde zerlumpter Yurocks (Eurocs); das Haar hing straff herab, Lippen und Hände waren vom Safte der Salalbeeren, welche sie als Nahrung im Busche suchten, gefärbt. Sobald sie meiner ansichtig wurden, rannten sie auf mich zu und erhoben ein so entsetzliches Geschrei, daß mir die Haare zu Berge standen. Aber an Blutvergießen dachten sie nicht, sie verlangten nur — Taback.

Unter dem Stamme der Klamaths wurde meine Geduld nicht selten auf harte Proben gestellt. Diese Wilden sind neugierig; sie betasteten und untersuchten Alles, was ich an und bei mir hatte, mit der größten Genauigkeit, sie wollten mir Hut, Stiefel und alle Kleider abkaufen und der ganze Inhalt meiner Reisetasche wurde durchmustert. Sie fragten, was jedes einzelne Stück gekostet habe, umspannten meinen Oberarm, um zu prüfen, ob ich starke Muskeln habe, betrachteten die Nägel an den Absätzen der Schuhe, probirten, ob mein Rock ihnen passe und wollten mir sogar die Beinkleider ausziehen. Die lieben „Naturkinder“! Sie wollten mir, und dergleichen hatten sie wohl von den civilisirten weißen Christen gelernt, Messer, Bleistift, Trinkbecher, kurz alles Mögliche abborgen, versteht sich ohne an Zurückgeben auch nur zu denken.

Sie sind mir oftmals Führer in dem Labyrinth bisher unbesuchter Landstrecken gewesen, aber allemal haben sie, gerade wie die Neger auch, selbst für die geringste Dienstleistung Lohn verlangt. Tatscho Kolly, Häuptling der Ta ah tens, wollte mir die Zahlwörter bis 10 in seiner Sprache nicht hersagen, ohne daß ich ihn dafür bezahlte. Einst saß ich mit drei Yurocks auf einem Felsenvorsprunge, um die Ebbe abzuwarten. Sie verzehrten ihren getrockneten Fisch und ich aß ein Butterbrot. Als ich mit ihnen über Indianerangelegenheiten zu sprechen anfing, speculirte der eine sofort auf mein Frühstück und sagte: „Du sprichst Indianergespräch, gieb mir also Brot und Fleisch.“

Es ist schwer, sich überhaupt mit diesen Indianern über irgend etwas zu verständigen. Wenn einer auch nur über sich selber etwas Zusammenhängendes mittheilen kann, dann ist er als eine seltene Ausnahme zu betrachten. Auch sind sie mißtrauisch gegen Alles, was nur mit den Agenten der Reservationen, dieser Landstrecken, auf welche man sie angewiesen hat, zusammenhängt, und sie haben darin nicht Unrecht.

Man kann Jahre lang Fleiß darauf verwandt haben, eine Indianersprache zu erlernen, wenn man aber dann drei Tagereisen weit sich entfernt und zum nächsten Stamme kommt, kann man sich nicht verständlich machen, so vielfach und von einander abweichend sind die Sprachen und Mundarten in Californien.

In Bezug auf Namengebung herrschen sehr verschiedene Bräuche. Zuweilen giebt es einen Stammesnamen für Alle, welche eine und dieselbe Sprache reden; manchmal nicht und dann hat man lediglich für einzelne Dörfer Benennungen. Dann wieder giebt es einen Namen für einen ganzen Stamm oder eine Familie, welchem in jedem Dialekt ein besonderes Wort als Präfixum vorgesetzt wird; dieses letztere bezeichnet in der Regel irgend ein Thal. Die Kahrocks am Klamathflusse bilden einen compacten Stamm, dessen Sprache nicht in Mundarten zerfällt; die Klamaths haben einen Namen nur für jedes einzelne Dorf; die Pomos am Russian River, die vielerlei Mundarten reden, setzen den Dorfnamen vor ihren Stammesnamen, als Ballo Ki Pomos, Kahto Pomos. Und um die Verwirrung zu steigern, kommt noch hinzu, daß ein Nachbarstamm selten mit der Benennung bezeichnet wird, welche dieser sich selber beilegt.

Ich forschte, um eine Classification zu gewinnen, vor Allem nach den zehn Zahlwörtern. Dabei entdeckte ich oftmals eine neue Sprache, aber nicht allemal eine neue Mundart. Seitdem binnen nun mehr als zwanzig Jahren diese Indianer in so mancherlei Berührungen mit den Weißen gekommen und in ihrem ganzen Wesen und Treiben gestört worden sind, hält es schwer, eine klare und richtige Vorstellung von ihren alten Stammeseinrichtungen zu gewinnen. Früher gruppirte sich der Stamm um irgend einen bei ihm hervorragenden Mann und benannte sich nach dessen Namen, gleichviel ob derselbe ein Indianer oder ein Weißer war. So gab es Bidwell's Indianer, Hubbard's Indianer 2c. Einige Stammesüberreste haben drei oder vier Namen, welche sämmtlich auf einem Flächenraume von nur wenigen Meilen im Gebrauch sind; einige sind in den Benennungen anderer Stämme aufgegangen oder theilweise in dieselben aufgenommen worden. Ferner ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß manche Stämme gar keinen Namen für sich in ihrer eigenen Sprache hatten, sondern einen solchen von einem Stamme sich geben ließen, der eine ganz verschiedene Sprache redete. Ich habe alle den Indianern von Seiten der Weißen beigelegten Namen völlig bei Seite gelassen; man muß das thun, sonst kommt man aus der Unsicherheit und Verwirrung gar nicht heraus.

Am Klamathflusse leben drei verschiedene Stämme: die Yurocks, Kahrocks und Modocks. Diese Namen bedeuten respective: flußabwärts, flußaufwärts und Kopf des Flusses. Das Wohngebiet der Kahrocks reicht von einer Schlucht (Cañon) einige Miles oberhalb Weitspeck, den Klamath entlang bis an den Fuß der Klamathberge und eine kleine Strecke am Salmon River hin. Sie wissen nichts von einer Einwanderung, durch welche sie ins Land gekommen wären; sie haben dagegen Schöpfungs- und Fluthsagen, die sich auf ihr Gebiet am Klamath beziehen.

Die Kahrocks sind die hübschesten und kräftigsten Indianer in Californien, wohlgebaut, von Mittelgröße und von gerader Haltung. Wenn der Mann seine Lieblingswaffe, mit welcher er vortrefflich umzugehen weiß, nämlich einen scharfen Stein, in seiner Faust hält, dann nimmt er es mit einem Weißen auf, falls dieser nicht etwa mit einem großen Haumesser oder einem Pistol ihm gegenübertritt. Das Antlitz der Klamath ist nicht so breit, wie bei den Indianern im San-Sacramento-Thale, und bei jungen Männern fast so oval, wie bei uns „Kaukasiern“; die Backenknochen stehen nicht allzu weit vor, die Augen sind glänzend, mittelgroß und stehen nicht schräg; die Nase ist stark, an den Flügeln breit und die Nasenlöcher sind länglichrund. Das Vorderhaupt ist niedrig, bildet mit dem Kinn eine senkrechte Linie und nüancirt vom Ledergelb einer Haselnuß oder alter Bronze bis ins nahezu Schwarze. Die Frauen altern früh, aber wenn sie auch schon 40 oder 50 Jahre alt sind, erscheinen doch die Falten und Runzeln noch fein und die Haut hängt nicht so affenartig herab, wie bei jenen im San-Sacramento-Thale. Manche junge Mädchen kann man in ihrer Art als glänzende und pikante Schönheiten bezeichnen; das Kinn ist hübsch tättowirt, der Blick feurig und verlangend, und wir begreifen recht wohl, daß die Weißen, da Frauen ihrer eigenen Farbe in jenen Gegenden sehr selten sind, sich solch eine hübsche Indianerin zur Squaw nehmen. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts kleiden sich — amerikanisch, manche sogar mit einer Art von untadelhafter Eleganz.

Der Kahrock, welchen wir jetzt näher betrachten wol-

len, verhält sich schweigsam und gleichgültig gegen Frau und Eltern, aber selten grausam. Für seine Kinder hat er manche Liebkosungen, mit Seinesgleichen führt er eine lebhafte Unterhaltung und theilt mit ihm den letzten Bissen. Dem Weißen gegenüber lächelt er wohl und ist gewinnsüchtig; gerieben und schlau ist er immer, tanzt gern, hat Nachahmungsvermögen, ist sehr verliebt, rachsüchtig und geizig. Das Haar trägt er in zwei Strängen, die nach vorn hin herabfallen; die Frauen tättowiren sich, wie schon gesagt, das Kinn mit drei Figuren von kleinen Farrnkrautblättern und zwar blau; sie verwenden dazu Ruß und den Saft einer gewissen Pflanze. Beide Geschlechter nehmen an jedem Morgen ein kaltes Bad, aber in ihren Hütten und neben denselben herrscht abscheulicher Schmutz.

Als Umlaufsmittel, sagen wir als Geld, ist die rothe Kopfhaut eines Spechtes sehr geschätzt und das Stück hat einen Werth von fünf Dollars; sodann hat man eine merkwürdige Muschel, die Aehnlichkeit mit einem Hahnensporn hat; sie ist weiß und roth, wird polirt und auf Stränge gezogen, deren kürzester 25 Cents gilt, längere gelten bis zu zwei Dollars. Als Münzeinheit gilt solch ein Muschelstrang, der die Länge eines Mannsarmes hat und an welchem größere Muscheln unterhalb, die kleineren oberhalb des Elbogens sich befinden. Dieses Muschelgeld heißt Allicochik, nicht bloß bei den Stämmen am Klamath, sondern auf der ganzen Strecke von Crescent City bis Eel River, einerlei welche Sprache die Horden reden.

Die Kahrocks sind sehr demokratisch. In jedem Dorfe ist ein Obmann, ein „Captain"; wenn sie aber auf den Kriegspfad gehen, stellen sie sich Alle unter einen Häuptling. Die Macht dieser Beamten hat aber nicht viel zu bedeuten. Ein Mord kann mit Geld gesühnt werden; das durchschnittliche Wehrgeld beträgt nur esa pasora, d. h. einen Strang Muscheln, und wenn dasselbe willig bezahlt wird, dann sind der Mörder und der, welchem die Blutrache obläge, ganz gute Freunde; wer aber das Strafgeld nicht bezahlt, ist seines Lebens nicht mehr sicher.

Im Kriege nehmen sie keine Skalps, sondern schneiden dem Feinde den Kopf ab, der als Siegeszeichen heimgebracht wird. Als Waffen haben sie Bogen und Pfeile, und sodann Steine, mit welchen sie im Handgemenge einander oftmals ganz entsetzlich zurichten; sie fechten auch ihre Zweikämpfe nur mit Steinen aus, und es geht dabei nach festgestellten Regeln des Kampfes sehr ordentlich zu.

Von Brautbewerbung ist keine Rede. Der junge Mann geht zum Vater eines Mädchens und bietet ihm für dasselbe kurz und gut so und so viel Muscheln. Ein halber Strang ist der niedrigste Preis, für welchen der Vater seine Tochter hergiebt; wenn diese jedoch sich recht gut auf das Backen von Brot aus Eicheln und auf das Korbflechten versteht, oder einer vornehmen Familie angehört, dann muß sie mit zwei Strängen bezahlt werden. Von irgend welchen Hochzeitsfeierlichkeiten ist auch keine Rede. Ein Paar gilt für um so vornehmer, je theurer die Braut war, und die Muschelstrangaristokratie ist sehr hochnasig; Kinder einer Frau, für welche gar keine Muscheln bezahlt worden sind, gelten für so gut wie gar nichts! Vor der Verheirathung braucht ein Mädchen sich keinerlei Zwang anzuthun und kann nach Belieben allen seinen Neigungen folgen, aber als Frau muß sie ordentlich sein. Der, mit welchem sie eine Untreue begeht, muß dem Ehemanne einen Muschelstrang als Sühne zahlen. Für Keuschheit giebt es in der Sprache der Kahrocks keinen Namen, wohl aber für Prostituirte, und als solche gelten auch jene Familien, in welchen die Frau nicht mit Muscheln bezahlt worden ist; sie werden als Pariahs betrachtet und können sich nur in ihrer verachteten Kaste verheirathen.

Uebrigens haben die Frauen eine verhältnißmäßig günstigere Stellung als bei den meisten Indianerstämmen. Die Männer bauen Wigwams, gehen auf die Jagd, verfertigen Fischerkähne, Netze und Reusen, fangen Lachse, hauen Holz, mit welchem die Schwitzhäuser geheizt werden, sammeln auch Eicheln und Beeren ꝛc. Die Frauen holen das Holz für die Küche, schaffen die eingesammelten Eicheln und Wurzeln ein, flechten Körbe, trocknen den Lachs, bereiten die Speisen und verfertigen Kleidungsstücke. Im Allgemeinen werden sie jedoch, obwohl sie sich so nützlich machen, als Lastthiere betrachtet; in der Sprache der Kahrocks heißt eine Frau Asicitatvan, d. h. Wasserträger (von asisick und tatvan).

Sie haben eine Art von höchstem Wesen, das sie als Chareya bezeichnen, d. h. den alten Mann da oben. Er kommt zuweilen auf die Erde, um den Medicinmännern und Propheten Unterweisungen zu geben, und erscheint dann als ein ehrwürdiger Mann mit eng anliegendem Gewande, langem weißem Haar, das über die Schultern herabfällt, und trägt einen Medicinsack (Zauberbeutel). Als er die Welt erschuf, saß er auf einem geheiligten Stuhle, und das thut er auch heute, wenn alljährlich der große Sühntanz aufgeführt wird. Aber der eigentliche Gegenstand der Verehrung ist der Coyote, dieser Prairiefuchs. Sie glauben auch an Spuk und an Gespenster (Apparoàn), welche Nachts im Walde hinter den Leuten herlaufen und Spuren hinterlassen.

Das Schwitzhaus wird ganz unter der Erde angelegt, ist länglichrund, an den Seiten ausgewölbt, mit plattem Dach und bis auf das Einkriecheloch luftdicht. Es dient als Badestube, Kirche, Theater, Café chantant und Schlafgemach für die Männer; nur diese dürfen in demselben verweilen, eine Squaw, welche sich dort einfände, würde mit dem Tode bestraft werden. In der Regenzeit unterhält man in dieser Erdhöhle ununterbrochen Feuer. Als Sommerbehausung dienen Hütten aus Zweigen.

Die Kahrocks haben manche Thierfabeln, welche die Frauen den Kindern erzählen, und die Hauptfigur in denselben spielt gewöhnlich der Coyote, welcher unsern Meister Reinecke ersetzt. Wenn ein Kahrock einen andern getödtet hat, bellt er wie ein Coyote; er wähnt, dadurch so schlau und listig zu werden, wie dieses Thier und die Entdeckung vermeiden zu können.

In alten Zeiten, vor vielen, vielen hundert Wintern, saß Chareya auf dem heiligen Stuhle und verfertigte die Welt. Zuerst erschuf er die Fische in dem großen Wasser, dann die anderen Thiere auf dem grünen Lande und zuletzt auch den Menschen. Alle Thiere waren damals gleich stark, und es war noch nicht ausgemacht, welche von ihnen den übrigen und welche den Menschen zur Speise dienen sollten. Da ließ der große Chareya sie alle zusammenkommen, damit der Mensch jedem einzelnen die gebührende Stelle anweisen solle. Die Thiere versammelten sich eines Abends, als die Sonne untergegangen war, um den Menschen zu erwarten, der am nächsten Morgen kommen sollte. Als er da war, befahl Chareya ihm, so viele Bogen und Pfeile zu verfertigen, als Thiere dort waren; die längsten sollte er dem geben, welches die größte Gewalt haben, die kleinsten dem, welches das schwächste sein solle ꝛc. Das that er auch; nach neun Nächten war seine Arbeit fertig; Bogen und Pfeile lagen da.

Die Thiere hatten geschlafen; nun standen sie auf, um mit dem Manne zusammen zu kommen. Der Coyote nun, der pfiffiger war als alle anderen, dachte hin und her, wie er sich den längsten Bogen verschaffen und der mächtigste werden könne. Er ging Abends, als die anderen einschliefen, fort und wollte die ganze Nacht über wach bleiben, um

früh zu allererst am Platze zu sein. Damit es aber den Anschein habe, als ob auch er schlafe, legte er die Schnauze zwischen die ausgestreckten Vorderbeine und schloß die Augen. Doch um Mitternacht wurde er schläferig und mußte sich die Augen reiben, damit sie ihm nicht wirklich zufielen, auch sprang er umher, um sich wach zu erhalten; dadurch aber wurden einige andere Thiere munter. Nun verfiel er auf etwas Anderes. Als der Morgenstern heraufkam, war er so müde, daß er die Augen nicht länger offen halten konnte. Da nahm er zwei Stäbchen, die er an beiden Enden zuspitzte, mit diesen hielt er die Augenlider in die Höhe und glaubte, daß er nicht einschlafen werde. Aber bald schlief er doch ein, die beiden Stäbchen durchbohrten die Augenlider und diese waren nun fest geschlossen.

Der Morgenstern ging rasch in die Höhe, der Tag brach an, die Vögel begannen zu singen, aber der Coyote lag im Schlafe. Als die Sonne heraufstieg, erhoben sich alle Thiere und gingen zum Menschen. Dieser gab den längsten Bogen dem Kuguar, der dadurch der allermächtigste wurde; den zweitlängsten erhielt der Bär und so fort; den vorletzten aber erhielt der Frosch. Nun war noch der allerkleinste übrig, und da fragte der Mann: Welches Thier habe ich denn vergessen? Da späheten sie alle weit und breit umher und sahen, daß der Coyote fest im Schlafe lag und daß er seine Augen geschlossen hatte. Alle lachten ihn aus, verhöhnten ihn, tanzten auf ihm herum und schleppten ihn vor den Menschen hin, denn er konnte, der Stäbchen wegen, nichts sehen. Der Mensch zog diese heraus und gab ihm den kleinsten Bogen, mit welchem er einen Pfeil nicht einen Schritt weit schießen konnte. Und da lachten die anderen Thiere wieder.

Der Mensch aber hatte Mitleid mit dem Coyote, der nun von allen der schwächste war, schwächer als selbst der Frosch, und betete für ihn zu Chareya. Und dieser gab dem Coyote zehnmal mehr Schlauheit als vorher, so daß er nun pfiffiger und verschlagener wurde, als alle anderen Thiere, und ein Freund des Menschen und seiner Kinder ist.

Eine deutsche Expedition nach dem Kamarunesgebirge in Westafrika.

Berliner Blätter melden, daß eine solche noch im Mai nach Westafrika sich begeben werde, um Theile von Guinea, insbesondere das Kamarunesgebirge, wissenschaftlich zu erforschen. Sie besteht aus Professor Dr. Buchholz aus Berlin, Dr. Lühder aus Greifswald und Dr. Reichenow aus Charlottenburg. —

Wir wollen hier bemerken, daß jenes Gebirge bereits im Jahre 1861 von Richard Burton, der damals englischer Consul in Fernando Po war, und Gustav Mann aus Braunschweig erstiegen worden ist. Wir haben über diese Expedition ausführliche und in wissenschaftlicher Beziehung wichtige Nachrichten in dem Werke: „Abeokuta and the Camaroons Mountains. An exploration, by Richard F. Burton. London 1863.“ Zwei Bände. Der erste Band giebt eine ausführliche Schilderung der Stadt Abeokuta und der Landschaft Yoruba, und dieselbe ist namentlich für die ethnographischen Verhältnisse von Belang. Der Erforschung des Kamarunesgebirges ist der ganze zweite Band von S. 25 an gewidmet.

In einigen Blättern steht die Notiz, daß jenes Gebirge bisher „fast unbekannt“ gewesen sei; die nachfolgenden Angaben werden zeigen, daß dem nicht so ist.

Die Küste der ganzen Bucht von Benin und des weit ausgedehnten Nigerdeltas ist flach, sumpfig und bietet einen trostlosen Anblick dar. Aber sobald der Schiffer sich von Nordwesten her der Küste des obern Biafra nähert, gewährt die Landschaft einen durchaus andern Anblick; vor seinen Augen entrollt sich ein „erhabenes Panorama“. Zu seiner Rechten erhebt sich der Pik Santa Isabel auf der Insel Fernando Po, bis zu 10,700 Fuß, zur Linken das Kamarunesgebirge bis zu mehr als 13,000 Fuß über dem Meere, auf welchem, nur 4 Grad nördlich vom Aequator, Schnee und Eis gefunden wird.

Der Spitzberg auf Fernando Po ist schon 1843 erstiegen worden. Jahrhunderte lang segelten Schiffe der Portugiesen und Spanier, der Holländer, Engländer und Franzosen an dieser Küste hin und bewunderten das Gebirge des Festlandes, welches eine so prächtige Landmarke bildet. Die Schwarzen erzählten, daß manchmal Feuer aus demselben emporgestiegen sei, und von Clarence Town, dem Hauptort auf Fernando Po, ist mehrfach beobachtet worden, daß vom Gipfel aus Rauchwolken emporgestiegen seien.

Burton fuhr am 21. November 1861 von Lagos, dem von den Engländern in Besitz genommenen wichtigen Palmölhafen, im Dampfer „Bluthund“ an den Nigermündungen vorüber und landete in der Ambasbai, an welcher die Missionsniederlassung Victoria liegt. Auch hier dieser unvermeidliche Name! Dort halten je den dritten Tag die Eingeborenen, sowohl jene von den Inseln, welche in der Bucht liegen, wie die von den Abhängen des Gebirges, einen Markt ab; man vertauscht auf demselben allerlei Früchte, namentlich Yams, Kokosnüsse, Palmnüsse und Bananen gegen Salz, Tabak allerlei Tand und Zeug, und hauptsächlich getrocknete Fische.

In Victoria traf Burton mit Gustav Mann und einigen anderen Herren zusammen, welche die Expedition mitmachen wollten. Mann hatte schon 1860 einen Versuch gemacht, das Gebirge zu ersteigen, war aber nicht hoch hinauf gekommen und nach Fernando Po zurückgekehrt. Burton spendet unserm Landsmanne großes Lob. „Er ist ein noch junger Mann von 25 Jahren, aus Braunschweig gebürtig, und war von Hannover aus als tüchtiger Gärtner und Botaniker nach den königlichen Gärten von Kew bei London empfohlen worden. Im Jahre 1859 war er Begleiter des Dr. Baikie auf dessen Niger-Expedition, und seitdem bekleidet er die Stelle als Botaniker der Regierung in Westafrika; von der Admiralität hatte er speciellen Auftrag, über die dort wachsenden Hölzer Forschungen anzustellen. Er hat den Bagrufluß bei Sierra Leone und Barracoon Point am Niger näher untersucht, bestieg nach zwei mißlungenen Versuchen dennoch zwei Mal, im April und December 1860, den Pik auf Fernando Po; ein Gleiches geschah seinerseits mit den Bergen auf den Inseln do Principe und San Thome, welche im südlichen Theile der Biafrabai dem Aequator nahe liegen. Auch besuchte er den Gabon und einige andere afrikanische Flüsse und war unermüdlich im Sammeln von Pflanzen *).“

*) Seine Herbarien, die er auf dem Kamarunesgebirge, auf dem Clarence Peak, auf Fernando Po und auf dem Pik von San Thome

Mann hatte zu Anfang des December 1861 in Victoria Vorbereitungen zur Bergbesteigung getroffen und war dabei auf allerlei Hindernisse gestoßen; die „Buschleute“, d. h. die Schwarzen, welche die bewaldeten Abhänge bewohnen, wollten nicht als Führer dienen, und die Häuptlinge den Durchgang nicht erlauben. Endlich gelang es, durch Beihülfe eines schwarzen Missionärs, einen Führer zu bekommen.

Auf den verschiedenen Inseln in der Ambasbai wohnen nur etwa dreihundert Menschen, welche überdies unter einander und mit den Leuten auf dem Festlande häufig in Fehde leben. Diese Menschen sind in kleine Stämme zerklüftet: Batongo, Bauiri oder Bakniri, Bamboko, Dualla (diese werden von den Engländern als Camaroons people bezeichnet), Isubu oder Bimbia und die Rumbi; die Bakuiri sind „Buschleute“; doch ist diese Bezeichnung wohl keine specifisch ethnische, sondern eine allgemeine.

Aus der Entdeckungsgeschichte wollen wir folgende Momente hervorheben. **Grazilhier** war 1699 in Alt-Kalabar; diese Gegend wurde von den Portugiesen als Alta tierra de Ambozes, also als das Ambozes-Hochland, bezeichnet, wahrscheinlich nach einem damals dort lebenden Stamme, der längst ausgestorben ist; „denn hier,“ sagt Burton, „wie anderwärts, sterben die afrikanischen **Küstenvölker** rasch hinweg.“ Die Bezeichnung Kamarunes kommt vom portugiesischen Camarao, spanisch Camaron, Garneele; diese Thiere kommen von Lagos an nach Süden hin in großer Menge vor. — Den höchsten Gipfel des Gebirges bezeichnen die Eingeborenen als **Monga ma Loba**, d. h. Berg des Himmels; die ganze obere Region der Bergmasse als **Mongo mo Ndemi**, Gebirge der Größe.

Die Kamarunesgegend wurde gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts bekannt durch den Portugiesen Fernando Po. Um 1700 scheint an der Küste wie auf den Inseln ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr geherrscht zu haben. Späterhin blieb dieselbe ziemlich unbeachtet; erst 1826 nahm Capitän **Owen** die Küste auf; 1833 besuchte **Nicolls** die Inseln und 1837 trat Billeh, Häuptling von Bimbia, welcher auch die Ambasbai und die in derselben liegenden Inseln als ihm unterworfen betrachtete, an Nicolls eine Landstrecke ab; dafür wurde er von Seiten Englands anerkannt als — **König Wilhelm** von Bimbia. Im Jahre 1842 wurde der Hafen abgepeilt, zwei Jahre später bekamen König Wilhelm und seine Häuptlinge Waaren im Betrage von 1200 Dollars; sie verpflichteten sich dagegen, den Sklavenhandel abzuschaffen. **Merrick**, Mitglied der Baptistenmission an der Mündung des Kamarunesflusses, machte 1847 den Versuch, das Gebirge zu ersteigen; er kam auch über die Waldregion hinaus, mußte dann aber wegen Mangels an Wasser umkehren. Im Jahre 1848 gelang es Herrn **Beecroft**, welcher in der Entdeckungsgeschichte der Niger-Region so vielfach genannt wurde, den König Wilhelm zu einem sehr verständigen Schritte zu bewegen. Seine Majestät verpflichtete sich, fortan bei Leichenbegängnissen angesehener Männer keinen Menschen zu opfern. Zwei Jahre später wurde dann auch ein Uebereinkommen getroffen, demgemäß dem regelmäßigen Handelsverkehr keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden dürfen. Als die Bewohner der Bubi (Boobie-) Inseln in der Ambasbai sich gegen König Wilhelm aufgelehnt und die Handelsleute von Bimbia geschädigt hatten, als sie dem Könige Sklaven raubten, Kähne und Waaren stahlen, kam Capitän Young mit dem Dampfer „Antilope“, schoß die Dörfer der Räuber in Brand und zwang diese Widerspenstigen, ein Document zu unterzeichnen, in welchem sie den König als rechtmäßigen Herrscher der Küsten und aller Inseln auf der Strecke von Bimbia bis Rumby anerkannten.

Die Ortschaft **Victoria** wurde 1858 gegründet. Damals fiel es der spanischen Regierung ein, ihre alten Ansprüche auf die Insel **Fernando Po**, die seit einem halben Jahrhundert factisch im Besitze der Engländer war, wieder geltend zu machen. Sie ließ Besitz nehmen und ihre erste Verordnung war, daß alle Schulen geschlossen werden sollten, die nicht von römisch-katholischen Geistlichen geleitet würden. Nun hatten in Clarence Town, das die Spanier Santa Isabel nennen, protestantische Missionäre unter den Schwarzen „gearbeitet und bekehrt“, schon seit 1827; sie hatten auch 1850 am Kamarunesflusse eine Station, allerdings in sehr ungesunder Gegend. Im August 1858 verließen sie Fernando Po, um Victoria an der Ambasbai zu gründen; sie kauften eine Landstrecke von König Wilhelm und sind nun ungestört.

Das **Kamarunesgebirge** liegt wirklich im unbekannten Theile Afrikas; von demselben aus liegt nach Osten, Norden und Süden unerforschtes Land, zwischen 10° N. und 8° S.; diese ganze große Region hat auf unseren Karten **weiß** bleiben müssen. Das mächtige Gebirge erhebt sich im Mittelpunkte der Biafrabai, da wo der Guineabusen am weitesten nach Osten ins Land dringt und von wo die Küste, ihre bisherige westöstliche Richtung verlassend, nach Süden zieht. Dasselbe bildet nicht etwa eine isolirte Masse, sondern steht in Verbindung mit anderen Gebirgen nach Nordost und nach Südwest. In der erstern Richtung scheint es anzuschließen an die **Rumbi**- und an die **Kwa**-Berge und an die durch **Heinrich Barth** bekannt gewordenen Gebirge von Fumbina (Adamaua). Möglicherweise verästelt es sich einerseits auch mit der Serra do Cristal, die westlich von der Gabonküste in nordsüdlicher Richtung streicht, andererseits mit den Höhenzügen der sogenannten Konggebirge in Oberguinea, welche nordöstlich von Sierre Leone beginnen und bis an die Spitze des Nigerdelta bis gegenüber der Mündung des Benue laufen.

Das Kamarunesgebirge im engern Sinne bildet ein Parallelogramm, welches zwischen 4° 20′ und 3° 57′ N., 9° 1′ bis 9° 25′ O. liegt. Da es sich bis über 13,000 Fuß über die Meeresfläche erhebt, hat es alle Abstufungen des Klimas. Der Neger gedeiht in den unteren, der weiße Mann in den höheren Regionen, wo 4 Grad vom Aequator entfernt in jeder Nacht Frost eintritt und wo man Vorräthe von Eis und Schnee einlegen kann. Deshalb würde es sich ganz vortrefflich zu einer Gesundheitsstation, einem „Sanitarium“, wie die Engländer sagen, eignen.

Der Gipfel des Gebirges liegt in gerader Linie 13 geographische Miles vom Hafen Victoria. Burton nimmt in runder Ziffer die Höhe auf 13,000 Fuß englisch an; derselbe ist also etwa 3000 Fuß höher als der Aetna und 3300 Fuß niedriger als der Montblanc. Da er unter 4° N. liegt, so ist er 3000 Fuß niedriger als die Schneelinie, für welche man zwischen dem Aequator und 10° S. oder N. eine Höhe von 16,000 Fuß anzunehmen pflegt.

gesammelt hat, sind von **J. D. Hooker** bestimmt worden. Ein Verzeichniß derselben steht in Burton's Werke II, S. 270 ff., Appendix III. Diese Sammlungen Mann's haben in Bezug auf **Pflanzengeographie** folgende interessante Resultate ergeben:

1) Genaue Verwandtschaft der Flora des Piks auf Fernando Po mit jener von Abyssinien, also zweier Regionen, die 1800 Miles von einander entfernt sind; die Landstrecke zwischen beiden ist zum bei Weitem größten Theile noch heute unbekannt.

2) Eine nicht minder bemerkenswerthe Verwandtschaft mit der Flora der ostafrikanischen Inseln, welche noch weiter entfernt liegen.

3) Eine fast absolute Verschiedenheit von der Flora des Caplandes und keine besonders bemerkenswerthe Verwandtschaft mit jener der westafrikanischen Inseln.

Die vulcanische Thätigkeit des Kamarunesgebirges ist noch nicht erloschen. Burton fand eine Solfatare in voller Thätigkeit am nördlichen Abhange oberhalb des Albert-Kraters. Das vulcanische Lebensprincip ist noch nicht verschwunden.

Spirat inexhaustum flagranti pectore sulphur. Hier ist ein brennendes Feld, das vulcanischen Athem ausstößt. Herr Lilley, ein Handelsmann am Kamarunesflusse, sagt, daß er Flammen bemerkt habe, die in der Nähe des Gipfels aufgestiegen seien. Diese können daher gerührt haben, daß die Eingeborenen das Gras in Brand gesteckt haben; sie thun das, wenn sie wilde Thiere fangen wollen. Aber Einwohner von Bimbia erklären, daß 1838 Feuer aus dem Grunde herausgekommen sei, welches Gott gemacht habe, d. h. es rührte nicht von brennendem Grase her.

Die Abhänge des Berges sind gleichsam übersäet mit Kratern, welche Burton auf seiner Karte verzeichnet hat; sie und gewaltige Lavafelder reichen bis 4000 Fuß herab. Im hypsometrischen Anhange wird der Krater des Victoriagipfels auf 13,806 Fuß angegeben, jener im Albertberge auf 12,948 Fuß. Diese Höhenmessungen werden wohl eine Berichtigung erfahren.

Zum Schlusse wollen wir bemerken, daß Burton die Behauptung aufstellt, daß der Karthagenienser Admiral Hanno, 600 v. Chr., auf seiner Fahrt an der Westküste Afrikas bis in die Biafrabai, also bis über die Nigermündungen hinausgekommen sei. Hanno schildert in seinem Periplus, wie er Nachts das Land voll Flammen gesehen habe. „Und in der Mitte war eine Art von hohem Feuer, viel mächtiger als die andere, das bis zu den Sternen zu reichen schien.“ Bei Tage ergab sich, daß es ein großer Berg sei, der Götterwagen genannt. *'Εν μέσῳ δ'ἦν ἠλιβατόν τι πῦρ τῶν ἄλλων μεῖζον ἁπτόμενον, ὡς ἐδόκει, τῶν ἄστρων. Τοῦτο δ'ἡμερας ὄρος ελαίνετο μέγιστον Θεῶν ὄχημα καλούμενον.* An der ganzen Westküste Afrikas gebe es platterdings keinen andern Berg, auf welchen Hanno's Beschreibung passe, und auch der Gorilla, welcher in jener Gegend gefunden werde, spreche für das Kamarunesgebirge. —

Bisher hat man bekanntlich angenommen, daß der Karthager an der Guineaküste nicht weiter als bis zum Cap der drei Spitzen (Cabo de las tres puntas), das an der Aschantiküste liegt, gekommen sei. Der Gorilla kommt, so viel wir bis jetzt wissen, nicht in der eigentlichen Gestaderegion vor, sondern am Gabon z. B. erst landeinwärts nach der Serra do Cristal hin. Die „behaarten Menschen“, von denen Hanno spricht, und deren Felle bis zur Zerstörung Karthagos dort im Tempel des tyrischen Melkarth (Hercules) hingen, können Tschimpanses gewesen sein, die in der Gestadegegend nicht fehlen. Aber am Dreispitzen-Cap fehlt allerdings der hohe Berg, der Götterwagen.

A.

Ueber die Meteoriten *).

I.

F. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat man mit von Jahr zu Jahr vermehrtem Eifer die Erscheinungen untersucht, welche mit der Lehre von den Meteoriten in Zusammenhang stehen, und man gelangt immer mehr und mehr zu der Einsicht, daß die Wissenschaft hier zur Erforschung des Weltgebäudes einen Hauptschlüssel erhalten hat. Durch diese aus dem Weltraume auf die Erdoberfläche herabgefallenen Körper erhält nämlich nicht allein der Chemiker ein Analysenmaterial zur Untersuchung der Materie außerhalb unseres Erdballes, sondern die Beschaffenheit derselben liefert auch wichtige Data zur Beurtheilung der Entstehung des Erdballes, und vor allem Andern zur Kenntniß der in dem Innern der Erde den Blicken des Forschers ewig verborgenen Massen, so daß nunmehr dieser Wissenszweig als ein neues Hauptstück in der Geologie betrachtet wird. Ja es ist sogar wahrscheinlich, daß die auf La Place's Theorie gegründete Annahme des Astronomen und des Geologen, der Erdball habe, seitdem er eine Heimath des organischen Lebens zu werden begann, nur in qualitativer, nicht aber in quantitativer Hinsicht Veränderungen erlitten, in Folge der neuen Thatsachen, welche die Lehre über die Meteoriten zu Tage gefördert hat, demnächst verändert werden muß. Dem Astronomen und Physiker liefert dieser Wissenszweig wichtige Aufklärungen über die höchsten Schichten des Luftkreises, über die Zusammensetzung der Kometen, über die Ursachen zu Sternschnuppen und Anderes mehr, und endlich liefern die nach den Gesetzen der organischen Chemie zusammengesetzten Stoffe, welche in verschiedenen Meteoriten vorkommen, eine Andeutung, ja fast einen Beweis für das Dasein eines organischen Lebens außerhalb unseres Erdballes.

Das Angedeutete dürfte hinreichen, um den Eifer und die Vorliebe, womit eine Menge von Forschern sich diesem Zweige des Wissens gewidmet haben, zu erklären, sowie auch daß zur Anschaffung großartiger Sammlungen in dieser Richtung in vielen Ländern bedeutende Summen verwendet worden sind. Als eine Folge dessen sind auch in den letzten Jahren eine Menge neuer wichtiger Data gewonnen worden.

Der merkwürdige Meteorsteinfall bei Heßle und der große grönländische Meteoreisenfund (1870) haben auch schwedischen Gelehrten Gelegenheit gegeben, ihre Blicke auf dieses so außerordentlich interessante Forschungsfeld zu wenden.

Während man in Frankreich über dreißig verschiedene Meteorsteinfälle kennt und in den nordamerikanischen Vereinigten Staaten über funfzig verschiedene Meteoreisen gefunden hat, wurde in Schweden, Norwegen und Finland noch nie ein Meteoreisenblock gefunden, und in jedem von diesen ausgedehnten Ländern hat man nur ein einziges Mal Meteorsteine eingesammelt, welche Augenzeugen haben herabfallen sehen. Der Meteorsteinfall in Finland traf am 13. December 1813 ein bei Luotolaks an der Südseite des Sees Saimen, der in Norwegen am 27. December 1848 bei Schie unweit Christiania, und der in Schweden am 1. Januar 1869 bei Heßle in Upland unweit Upsala. Schon der erste wurde zu seiner Zeit merkwürdig theils durch die sorgfältige Untersuchung, welcher derselbe unterworfen wurde,

---

*) Vortrag des Professors A. E. Nordenskjöld in Stockholm, gehalten am Festtage der königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm den 6. April 1872.

durch welche sich zum ersten Mal ergab, daß die mineralogischen Bestandtheile der Meteorsteine mit denen rein tellurischer Mineralien übereinstimmen, theils dadurch, daß der Luotolaks-Meteorit eine ungewöhnlichere Zusammensetzung hat, welche ihn zu einem Typus einer eigenen Gruppe der Meteoriten macht. Bei Schie wurde nur ein einziger etwa 1 Kilogramm schwerer Stein in Verwahr genommen. Der Fall erhält seine größte Merkwürdigkeit dadurch, daß der erwähnte Stein auf nicht sehr dickes Eis herabfiel, ohne dieses zu zersprengen, — ein Beweis von der merkwürdig geringen Fallgeschwindigkeit der Meteorsteine.

Bei dem Steinfalle bei Heßle wurden etwa 600 bis 700 über ein Areal von fast zwei geographischen Quadratmeilen zerstreute Steine eingesammelt, deren Größe von zwei Kilogramm bis auf wenige Centigramm variirte. Eine Feuerkugel wurde in den Gegenden, wo Steine niederfielen, nicht gesehen; dagegen war der Fall begleitet von den gewöhnlichen Lautphänomenen, nämlich einem starken Krachen und Rollen gleich dem Donner oder starken Artilleriesalven. An der Oberfläche waren die Steine, wie gewöhnlich, schwarz von der in der Luft gebildeten dunkeln Schmelzrinde. Nach dem Zerschlagen zeigte sich, daß sie inwendig aus einer grauen, porösen, lose zusammenhängenden Masse bestanden, welche beinahe altem Mörtel glich und gebildet war von dicht an einander gekitteten runden Kugeln von der Größe bis zu einer Erbse, bestehend aus Kieselsäure, Talkerde, Eisenoxydul, Thonerde, Kalk, Natron, Spur von Lithium &c. Bei näherer Untersuchung kann man dann in dieser Masse auch noch Körner und Stückchen von phosphorhaltigem metallischem Nickeleisen, Chromeisen &c. entdecken. Mit wenigen Worten: die Heßle-Meteoriten stimmen in ihrem äußern Aussehen, in der Structur und in der Zusammensetzung so vollständig überein mit der allerallgemeinsten Art der Meteoriten, welche in diesem Jahrhundert herabgefallen sind, daß durch den Heßle-Fall kaum eine neue Thatsache für die Wissenschaft gewonnen sein würde, wenn nicht ein bedeutender Theil der Steine auf das Eis der Låsta- und Arnöbucht des Mälar herabgefallen wäre, wodurch man im Stande war, selbst die allerkleinsten von den herabgefallenen dunkeln Gegenständen mit Leichtigkeit zu entdecken. Es wurde hierdurch nicht nur möglich, Hunderte von Meteorsteinen einzusammeln, die kleiner als alle bisher bekannten und dennoch ganz und vollständig, d. h. an allen Seiten von einer schwarzen Schmelzrinde umgeben waren, sondern auch zum ersten Male zu constatiren, daß gleichzeitig mit den eigentlichen Meteorsteinen ein schwarzes, kohlenähnliches Pulver herabfiel. Dem äußern Ansehen nach ist dieses Pulver gewöhnlichem Ruß ganz ähnlich; die chemische Analyse aber zeigte sogleich eine bedeutende Verschiedenheit in der Zusammensetzung. Die Meteoritkohle gab nämlich nach der Verbrennung 31 Procent lichtbraune Asche von einer Zusammensetzung, die der gewisser Meteorsteine ähnlich ist, und das Verbrennbare besteht nicht in Kohle, sondern in einer kohlenreichen Kohlenwasserstoffvereinigung. Außerdem enthielt die Meteoritkohle auch mechanisch eingemengte mit dem Magneten ausziehbare Partikeln.

Diese Beobachtung bei Heßle bestätigt eigentlich nur ältere, gleichartige Beobachtungen, unter denen ich beispielsweise folgende erwähnen will. Am 14. März 1813 fiel bei Cutro in Calabrien nebst einer großen Anzahl von Meteorsteinen eine bedeutende Masse von einem röthlichen Pulver herab, welches vermuthlich die Asche von einem Kohlenpulver, ähnlich dem von Heßle, bildete; 1819 fiel bei Montreal in Canada unter starken Blitzen und einem Krachen gleich dem Donner von Artilleriesalven ein schwarzes Kohlenpulver in solcher Menge herab, daß es während des Falles die Luft verfinsterte. Leider aber wurde die herabgefallene Substanz nicht in Verwahr genommen, weil man gegen alle Möglichkeit glaubte, daß sie von Waldfeuern in der Gegend herrührte.

Erst durch den Heßle-Fall ist es möglich geworden, diese und eine Menge anderer gleichartiger Beobachtungen in die Wissenschaft einzuregistriren. Der Platz der Heßle-Meteorsteine in dem Systeme unter den allerallgemeinsten aus dem Weltall auf die Erde herabgefallenen Körpern verleiht dieser Beobachtung einen erhöhten Werth. Sie macht es nämlich höchst wahrscheinlich, daß ein kohlenhaltiger, nach den Gesetzen der organischen Chemie zusammengesetzter Staub in der Regel diese Gruspartikeln des Weltalls auf ihrer Bahn in dem Raume begleitet. Wenn die Meteoriten in die Atmosphäre der Erde gerathen, wird dieses Pulver gewöhnlich angezündet und veranlaßt diese kolossale, im Durchschnitt mehrere hundert, ja tausend Fuß große Feuerkugel, von welcher die Meteoriten gewöhnlich herabfallen, oder trägt wenigstens zu der Bildung derselben bei. Nur unter günstigen Umständen kann die hierbei gebildete Asche eingesammelt werden, und noch seltener geschieht es, besonders wenn, wie bei Heßle, die Meteoriten herabfallen, ohne daß sich eine Feuerkugel zeigt, daß das Kohlenpulver unverbrannt die Erde erreicht unter Umständen, welche es ermöglichen, dasselbe zu bemerken und in Verwahr zu nehmen. Möglich ist es auch, daß ein gleichartiges Kohlenpulver die Ursache des schnell verschwindenden Lichtphänomens der Sternschnuppe ist.

Aus allen Erdtheilen.

Professor Agassiz' Tiefseeforschungen.

IV.

Abermals liegt ein Bericht von der Haßlerexpedition vor, den wir im Anschluß an unsere früheren Mittheilungen hier wiedergeben. Er ist aus Rio de Janeiro vom 12. Februar datirt und meldet wiederum zwei wichtige Entdeckungen der Expedition: die Auffindung eines eigenthümlichen Pecten (Kammmuschel) und — was nicht geringe Sensation unter allen Naturforschern erregen wird — eines — kaum wagen wir es niederzuschreiben! — lebenden trilobitenartigen Geschöpfes.

Goldfuß hat in seinem großen Werke über die Versteinerungen Deutschlands eine Kammmuschel abgebildet, die er Pecten paradoxus nennt und die in der Liasformation vorkommt. Sie zeichnet sich vor anderen Kammmuscheln durch die Eigenthümlichkeit aus, daß die Innenseite der untern oder flachen Schale vorstehende, fächerförmige Rippen besitzt. An der Mündung des Rio Doce, eines brasilianischen Flusses, der in der Provinz Espiritu Santo mündet, fischte Graf Pourtales, der Begleiter Agassiz', in 500 Faden Tiefe eine Kammmuschel, welche täuschend der Liasspecies Pecten paradoxus gleicht und ebenso wie diese fossile Form sehr klein, nur $^2/_3$ Zoll groß war.

Noch überraschender ist der zweite Fund. In seinem ersten Briefe an Professor Peirce hatte Agassiz („Globus" S. 99) gehofft, Amphipoden und Isopoden in der Meerestiefe zu fin-

den, die sich den Trilobiten näherten. „Ein Exemplar, das vollkommen dieser Ansicht entspricht, ist jetzt in 45 Faden Tiefe, etwa 40 Miles östlich vom Cabo Frio, aufgefischt worden. Es ist ein höchst wunderbares Thier. Auf den ersten Anblick gleicht es einem gewöhnlichen Isopoden mit breitem, kurzem, flachem Körper; im Allgemeinen gleicht dieser neue Kruster der Gattung Serolis, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Brustringe weit zahlreicher und das Abdomen oder Pygidium viel kleiner ist." Agassiz zeigt nun, daß dieses neue Thier nicht zu den Podopthalmariern des Milne Edwards (den Dekapoden Dana's) gestellt werden darf, da es weder nach der Structur des Mundes, noch der Kiemen, noch der Füße oder gestielten Augen zu diesem höchsten Typus der Crustaceen gehört; auch mit Danas' Tetradekapoden (die Milne Edwards Amphipoden und Isopoden umfassen) darf man es nicht vereinigen, weil es mehr als sieben Paar Thoraxglieder hat, und ebenso wenig zu den Entomostraceen, weil die Thoraxglieder alle mit Fortbewegungsorganen versehen sind. „Aber es hat eine überraschende Aehnlichkeit mit den Trilobiten; seine Verwandtschaft mit den Trilobiten ist unzweifelhaft und höchst auffallend." Der Kopf steht abgesondert vom Thorax wie die Glabella (Kopfbündel) der Trilobiten; die großen nierenförmigen, facettirten Augen gleichen jenen der Calymene (eine häufige Trilobitengattung der Silurformation). Auch hat der Kopf zwei seitliche Einschnitte, wie bei den Trilobiten. Zeigte derselbe nicht zwei Paar ungleich große Fühler, so wäre die Structur fast absolut identisch zu nennen.

Der Thorax dieses Krusters, den Agassiz Tomocaris Peircei nennt, besteht aus neun Ringen, von denen sieben seitliche Fortsetzungen haben, die am sechsten und neunten Ringe fehlen. Zwei Furchen trennen diese Ringe in drei Abtheilungen — gerade wie bei den Trilobiten. Die Füße sind schlank und gleichen mehr den Copepoden und Ostracoiden als anderen Crustaceen. (Bei den fossilen Trilobiten hat man noch keine Füße nachweisen können und ein neuer Fund dieser Art ist zweifelhaft.) Es sind neun Paar, alle gleich in der Structur, doch sind die sechs vorderen Paare größer als die drei hinteren.

Das Pygodium oder Abdomen von Tomocaris ist gleich jenem der gewöhnlichen Isopoden, mit gegliederten Ruderorganen, die seitlich, und blattförmigen Athmungsorganen, die auf der Unterseite sitzen.

Parlamentarische Regierung in der Südsee.

Das klingt wunderbar, aber vorhanden sind Parlamente auf der Hawaiigruppe und in Levuka im Fidschi-Archipelagus. Die weißen Abenteurer aus Amerika und Australien richten sich, sobald sie einigermaßen festen Fuß gefaßt haben, einen Staat nach ihrer Façon ein, und den wilden Königen wird sofort beigebracht, was es mit einer verantwortlichen Regierung auf sich habe. Dann und wann ereignen sich Dinge nach europäischem Muster, — man macht einen Staatsstreich. So geschah es auf den Sandwich-Inseln. König Kamehameha beliebte einen solchen am 13. August 1864. Seine Majestät erklärte die bisherige auf Antrieb von Nordamerikanern erlassene Verfassung kurzweg für aufgehoben und sagte den Vertretern des braunen Volkes, daß sie nun nach Hause gehen könnten. Die Amerikaner, welche überall Ränke der Engländer wittern wollen, schrien laut, daß diese Schuld an jenem Vorgange seien. Ohne Verfassung konnte jedoch das Reich Hawaii nicht bleiben, und Majestät octroyirte am 20. September eine neue. Diese schaffte das Haus der Volksrepräsentanten ab und verwies die letzteren ins Adels-, sagen wir Herrenhaus. Die Mitglieder des letztern werden vom König ernannt; zwei Drittel können die Verfassung abändern, wenn der König Ja sagt. Richter können, ohne Anklage oder Proceß, durch eine Zweidrittel-Mehrheit entfernt werden. Die geheime Abstimmung wurde beseitigt; man kann also die Wähler controliren. Das Haus kann Jeden, welcher falschen Bericht über seine Verhandlungen abstattet oder sich „beleidigender Ausdrücke" bedient, einsperren lassen &c. Man sieht, daß europäische Beispiele in der Südsee nicht fruchtlos gewesen sind.

Wenden wir uns nun zu den Fidschi-Inseln, die ohnehin gar nicht mehr zu umgehen sind. Sie, die Cannibaleninseln, haben eine Zeitung, die „Fiji Times", und, wie die neueste Nummer dieses Blattes meldet, auch ein Parlament, das sich im Februar 1872 in Levuka versammelt hat. Das Haus war mit Teppichen belegt, an den Fenstern hingen rothe Gardinen und auf den Bänken saßen 20 weiße Abgeordnete, welche drei verschiedenen Parteien angehören. Ein biederer Irländer, Patrick Brougham, eröffnete die Sitzungen im Namen des Königs und nahm den Mitgliedern den Eid der Treue gegen Seine Majestät ab. Dr. Riley wagte sich mit der dreisten Frage hervor: auf welche Constitution er denn den Eid ablegen solle? Er wurde aber zum Schweigen gebracht und Herr Butters zum Sprecher erwählt. Ueber diesen Mann, der in Sydney eine mehr als zweifelhafte Vergangenheit hat und sich auf den Fidschiinseln der gerichtlichen Verfolgung der australischen Behörden entzog, haben wir schon früher einmal im „Globus" gesprochen.

König Thakombau, der neue constitutionelle Excannibale, hat sich hübsch photographiren lassen. Der braune alte Herr sieht so gemüthlich aus, als ob er kein Wasser trüben könne; er hat kurz geschorenes Haar, europäische Kleidung und als unzweifelhaftes Zeichen höchster Civilisation auch steife Vatermörder. Das alte barbarische Phantom, die mächtige Fidschiperrücke (siehe dieselbe „Globus" XXI, S. 146), ist nun nicht mehr zu schauen; vor zehn Jahren, als Seine Majestät noch König von Mbau war, trug er sie und sie war reichlich mit Haifischzähnen verziert. Nichts mundete ihm besser als eine recht saftige Menschenkeule. Nun aber ist er „König der Fidschiinseln", seitdem der englische Consul unter dieser Adresse einen Brief an ihn gerichtet hat; dieser war eine Art von officieller Anerkennung von Seiten der Königin Victoria. Von da an unterwarf der nun erst recht stolz gewordene „König" mehrere Häuptlinge, und allerlei aus Australien herbeigeströmtes Gesindel, das nach Besitz von Ländereien gierte, half ihm dabei. Er ist nun auch so ziemlich Herr über die große Insel Viti Levu, nur die Gebirgsstämme leisten ihm noch Widerstand. Sie schlagen die Missionäre todt und fressen, nach alter, lieber Landessitte, alle Gefangenen auf.

Thakombau ist natürlich nur Werkzeug in den Händen der weißen Abenteurer, die als „Pflanzer" viel Grund und Boden an sich gerissen haben und Menschendiebstahl treiben, um Arbeitssklaven zu erhalten. Nun haben sie ein Parlament geschaffen, um den Dingen einen gesetzlichen Anstrich zu geben.

Es ist jammerschade, daß nicht Deutschland diese prächtige Eilandgruppe in Besitz genommen hat. Sie hat eine ganz vortreffliche Weltlage, steht in regelmäßiger Dampferverbindung mit San Francisco, Neuseeland und Sydney, liefert Baumwolle, Kokosöl, Kaffee und Zucker; hat Kupfererze, Graphit und trefflichen Cement, Gold, Kohlen und Petroleum. Das Klima ist gesund. Die britische Regierung lehnte 1861 das ihr angetragene Protectorat ab, aber es wird kaum fehlen, daß die Regierung von Neusüdwales die Gruppe annectirt; die vielen australischen Abenteurer drängen darauf hin und die Sache selbst ist nur noch eine Angelegenheit der Form. Vor zehn Jahren hätte Deutschland ganz bequem zugreifen können, aber freilich, damals waren wir noch nicht so weit wie heute.

Der Wirbelorkan auf Sansibar vom 15. April.

Die Cyklone des indischen Oceans hatten bisher diesen Theil der Küste von Afrika nicht heimgesucht, wenigstens giebt es keine Nachricht, daß Sansibar jemals von einem solchen betroffen worden sei. Dasselbe liegt in 6° 39′ S., 39° 14½′ O. und ist bekanntlich Centralpunkt für den Handel der ganzen Ostküste nördlich vom Cap Delgado. Man war im höchsten Grade betroffen über das so plötzlich und unerwartet hereinbrechende Ungewitter. Es scheint in der That, als ob die Na-

tur aus den gewöhnlichen Fugen gegangen sei. Aus allen Weltgegenden her wird von vulcanischen Ausbrüchen und von Erdbeben berichtet, und an der Ostküste von Afrika ist in diesem Jahre die Regenzeit volle sechs Wochen früher eingetreten als gewöhnlich, auch ist der Regen in solcher Menge gefallen, daß die Reisfelder durch ihn geradezu zerstört worden sind. Der Orkan vom 15. April wüthete am heftigsten zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags; er peitschte die Meereswogen zu Schaum und Tropfen und jagte sie buchstäblich in Wolken über die ganze Stadt, warf Häuser um und die Menschen und Thiere, welche er packen konnte, rollte er am Boden hin; dadurch kamen Viele um. Die im Hafen liegenden Schiffe, gleichviel ob Dampfer oder Segler, sind mit einigen wenigen Ausnahmen vernichtet worden; der Sultan hat seine ganze Flotte eingebüßt und nur einen kleinen Dampfer behalten; die Zahl der Dhaus, d. h. arabischen Fahrzeuge, und jene der Afrikaner, welche gescheitert oder gekentert sind, übersteigt 150. Nur allein der englische Dampfer „Abydos", welcher den Lieutenant Llewellyn Dawson und dessen Expedition zur Aufsuchung Livingstone's nach Sansibar gebracht hatte, blieb unbeschädigt. Auch ein deutsches Fahrzeug, die „Adele Oswald" aus Hamburg, ist an den Klippen von Manga Pani mit Mann und Maus verloren gegangen. Das aus 13 Köpfen bestehende Schiffsvolk konnte sich nicht retten, weil die Felsen weit überhängen und steil aus dem Meer emporsteigen, ohne auch nur den schmalsten Ufersaum zu lassen. Ein großer Theil der Stadt, welche etwa 100,000 Einwohner zählt, wurde von 7 Uhr Morgens bis zum Abend in einen Trümmerhaufen verwandelt; denn der Orkan, welcher die Dächer ab-, die Thüren und Fenster einriß, war von einer wahren Sündfluth begleitet, die überall eindrang. Die Agentur von Lloyds (Rieck, Gibson und Compagnie) meldet unterm 22. April, daß der Schaden, welchen das Unwetter in den Plantagen, namentlich der Gewürznelken und Kokospalmen, angerichtet habe, geradezu ungeheuer sei. Die stärksten Kokos- und Mangobäume wurden entwurzelt, fast alle Gewürznelkenbäume sind vernichtet, und da Sansibar der Hauptproducent für Gewürznelken ist und den größten Theil der Welt mit denselben versorgt, so wird Mangel eintreten. Ein solcher Baum braucht sieben Jahr, ehe er Früchte giebt, und wenn er 15 Jahr alt ist, giebt er etwa 2 Pfund Näglein; es wird also längere Zeit vergehen, bevor der Ausfall wieder gedeckt werden kann. Der Verlust durch diesen Wirbelorkan wird von der eben genannten Agentur auf mindestens 5,000,000 Pfund Sterling geschätzt.

Livingstone.

Die Herren Rieck und Gibson schreiben unterm 22. April aus Sansibar: „So weit wir in Erfahrung bringen können, müssen wir zu unserm Bedauern sagen, daß wir noch keine zuverlässige Nachricht über Dr. Livingstone haben." — In der „Times Mail" vom 22. Mai finden wir einen Brief von Oswell Livingstone, des Reisenden Sohn, der sich bekanntlich Dawson's Expedition angeschlossen hat. Er schreibt: „Soeben ist eine Karawane aus Unyanyembe angekommen und wir haben einige ihrer Führer gesprochen. Sie sagen, Stanley habe Udschidschi erreicht, wo er mit meinem Vater zusammengetroffen sei; dieser habe die für ihn nach dort geschickten Vorräthe in Empfang genommen. Briefe haben wir nicht, und ich glaube, daß die ganze Geschichte zum größten Theil eine Lüge ist; doch möchte ich annehmen, daß einige Vorräthe nach Udschidschi gelangt seien, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Stanley aus Unyamuezi fortgekommen ist. Alle Berichte sagen, mein Vater sei von einem Büffel verwundet worden und hinke stark. Dr. Kirk und Frau liegen am Fieber darnieder." — Ein Brief von Dr. Christie, des Sultans Leibarzt, schreibt dagegen unterm 10. April, also zwei Wochen früher: „Ich glaube, daß Livingstone lebt und sich wohl befindet und daß Stanley ihn in Udschidschi unter die Arme gegriffen hat. Ich wäre nicht überrascht, wenn beide eines schönen Tages hier in Sansibar erschienen, und so ist es wohl zweifelhaft, ob die (zur Aufsuchung Livingstone's bestimmte) Expedition überhaupt nach dem Innern abgeht." — Man sieht, daß alle bisherigen Angaben ungenau sind und keine sichere Unterlage haben.

In der Londoner geographischen Gesellschaft war am 13. Mai wieder viel die Rede über Livingstone. Rawlinson bemerkte, daß der Dampfer „Abydos", welcher die neuesten Nachrichten nach Aden brachte, Sansibar am 15. April verlassen habe. Stanley (der Amerikaner, welchen der „Newyork Herald" ausgesandt hat) müsse wohl Udschidschi erreicht haben; dort werde auch wohl Livingstone eingetroffen sein, um die für ihn bereit gehaltenen Vorräthe in Empfang zu nehmen. In diesem Falle würde, so sagte der Engländer weiter, nicht Stanley es gewesen sein, welcher dem so lange verschollenen Reisenden Hülfe und Unterstützung gebracht habe, sondern es sei das gerade Gegentheil der Fall. Stanley habe ja schon im September 1871 alle seine Vorräthe und seine Begleiter verloren, während eines Gefechtes in Unyanyembe, Livingstone dagegen hätte in Udschidschi Hülfsmittel und Vorräthe vollauf. Mit dem Dampfer „Abydos" würden wohl Briefe mit näheren Nachrichten in London demnächst eintreffen. Herr Waller äußerte, daß er dem Telegramm aus Aden nicht traue; dasselbe werde schwerlich eine andere Unterlage haben als ein Gerücht, das sich auf unzuverlässige Aussagen von Eingeborenen gründe.

Inzwischen ist auch ein Brief von Dawson eingetroffen; er hält alle Aussagen der Eingeborenen für „Lügen".

* * *

Robert Shaw, „Goldmedaillist" der Londoner geographischen Gesellschaft und Resident in Ladakh, hatte eine Denkschrift eingeschickt „über die Lage von Pein, Charchand und den Lob Nor in Centralasien"; dieselbe kam zur Vorlesung. Stadt und Landschaft Pein werden schon von Marco Polo erwähnt; Shaw meint, beide seien durch Flugsand verheert worden, der aus der Maklan Takanwüste, die nordöstlich von Khotan liegt, hergeweht worden sei. Charchand ist noch vorhanden; es liegt etwas weiter nach Süden hin, vielleicht in etwa 7000 Fuß über dem Meere, an den nördlichen Abhängen des Kuenlün; es sei eine wichtige Stadt, welche in neueren Zeiten von keinem Europäer besucht worden ist. Shaw sagte, er habe sehr eingehende und wichtige Nachrichten über jene ausgedehnte und fast unbekannte Region von eingeborenen Handelsleuten bekommen; die Itinerarien derselben hat er der Gesellschaft eingeschickt.

Montgomerie hat aus Indien den Reisebericht eines Havildar eingeschickt, welcher durch das Tschitralthal nach Feizabad (der Hauptstadt von Badachschan) gewandert ist. Dieser indische Sappeurcorporal ist einer von den Eingeborenen, welche durch Montgomerie und die Offiziere der trigonometrischen Aufnahme Anleitung erhalten haben, Länge, Breite und Höhe mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu bestimmen. Die Reise dieses Havildar dauerte vom 12. August bis zum 13. December 1870. Sein Ausgangspunkt war Peschawar; er überschritt auf der Hinreise den Nuksanpaß in 17,000 Fuß Höhe, auf der Heimreise den Dorapaß, der 16,000 Fuß hoch liegt. Unterwegs bereiteten ihm räuberische Kafirs Ungelegenheiten, und nur mit genauer Noth entkam er den Nachstellungen des Aman i Mulk und dessen Verwandten Mir Wali; der Letztere ist bekanntlich der Mörder des englischen Reisenden Hayward.

— Die geographische Gesellschaft in Paris hat die große goldene Medaille gegeben an Herrn Alfred Grandidier für seine Erforschung der Insel Madagaskar.

— Zur Geographie des Unbekannten. In Berlin, wo Herr Pastor Knack seine physikalischen Kenntnisse so glänzend bewährt und wo Herr Pastor Disselhoff eine „Geschichte des Teufels" hat erscheinen lassen, — in Berlin sind die Herren Theologen in bitterm Streit über Himmel und Hölle. Wir Geographen verlangen, daß die „Diener am Worte Gottes" uns über die Lage nach Breiten- und Längengraden etwas sagen sollen; leider haben sie das bis heute nicht vermocht. Es ist in der That schade darum.

Aber die Rettung ist da. Herr Haug hat uns gesagt, ß die Urmenschen aus der innern Erde am Südpole stammen, Herr Rathgeber weiß genau, wie es mit dem großen Erdloch am Nordpol aussieht, und nun kommt glücklicherweise ein Engländer, welcher den in der Klemme befindlichen berlinischen Gottesgelahrten die Hölle und den Teufel rettet. Auch wir sind befriedigt, denn wir erfahren nicht nur ganz Zuverlässiges über die Lage der Hölle, sondern dieselbe ist auch chartographirt.

„Weisheit gegen Satan auf der Bühne der Zeit"; so lautet der Titel eines zu Belfast in Irland erschienenen Werkes, dessen Verfasser sich bescheiden nennt: „Elias der Prophet" (— nicht „Elias der Tischbite" —). Er sagt uns, daß er unmittelbare göttliche Offenbarungen erhalten habe und die Geheimnisse der unsichtbaren Welt entschleiern könne. Indem er seine Wahrheiten veröffentliche, beseitige er alle falschen Propheten, welche das Volk nur täuschen. Die wissen ja nicht einmal „die genaue Oertlichkeit von Himmel und Hölle", und es sei im höchsten Grad abgeschmackt, wenn sie über Localitäten sprechen, von denen sie gar keinen Begriff haben. Der neue Elias offenbart nun die Geisterwelt in einem epischen Gedichte, das nur 48 Bücher enthält und für welches der Prophet Ezechiel als Vorbild gedient hat. In den ersten 12 Büchern ist Satan der Sprecher; dann nimmt die „Weisheit" 12 Bücher für sich in Anspruch, um Satans Erfolge und Niederlage zu schildern. In weiteren 12 Büchern werden die verschiedenen Concilien mit ihren Debatten geschildert. Die Versammlungen finden in der großen Parlamentshalle statt; diese befindet sich in Satans Hauptstadt, der Sonne. In den letzten 12 Büchern legt die Weisheit alle abscheulichen Ränke dar, welche Satan anzettelt, um die Menschheit zu verderben. Sie schildert den engen Pfad, auf welchem der Christ zum Eingange des Paradieses kommt; das tausendjährige Reich, das allgemeine Gericht und „was dazu gehört". Das, was „dazu gehört" enthält 4 Photographien, 14 zu 12 Zoll, dann eine Karte des engen und des breiten Pfades; eine andere Weltkarte zeigt, wie Satans Heerschaaren über alle Erdtheile zerstreut sind und unter Zelten lagern. Wir erhalten ferner einen ganz genauen Plan des ersten, zweiten und dritten „Himmels" und den „Schlüssel zu Ezechiels Geschichten", sodann die wirkliche Höhe der „materiellen Himmelskugel", welche sich um ihre eigene Achse schwingt und mit ihren vier Universen durch den Raum fliegt. „Geistliche und Laien," so meint der Verfasser, „würden hoch erfreut sein über so zuverlässige Kunde in Betreff bisher unoffenbart gebliebener Dinge." Ein Cherubim (sic!) ist eine Sonne zwischen zwei umgekehrten Pyramiden. Es kommt gar nichts darauf an, ob diese Pyramiden aus einer festen Masse bestehen oder nicht. Der Cherubim, welcher an der Eingangspforte zu Eden Wacht hält, ist ein Beispiel der kleineren Cherubim. Das Universum ist nach dem Muster der Cherubim gestaltet worden. Menschen, die keine Inspiration erhalten haben, nehmen gewöhnlich an, daß der Allmächtige zwischen zwei imaginären beflügelten Engeln sitze, als ob daraus viel Rühmens zu machen sei. Aber nein, ein Seraphim ist ein Universum und eine lebendige Creatur, weil er sich bewegt und handelt; aber doch ist er nicht zurechnungsfähig. Die Astronomen werden alle Probleme gelöst finden. Vor unserer Zeit hatte die Erde drei Motionen. Die Erde und alle Himmelskörper werden durch elektrische Strömungen bewegt, welche aus den magnetischen Nord- und Südpolen herausbrechen. Diese Strömungen sind Ursache der Achsenbewegung und daher rührt auch das Nordlicht. Die Bewegung der Universa zusammen mit jener der Himmelskugel durch den Raum bewirkt das Flimmern der Sterne. Die Feuerlampen, von welchen der Prophet Ezechiel spricht, waren Kometen. Die Milchstraße entsteht durch den Wiederschein des Lichtes, welches sich über den Kampf der Gestirne ergießt; diese umgeben das Universum. Es giebt drei Arten von Kometen; einige sind geschmolzene Kugeln und Stätten der Verdammniß, die in den Raum hinausgeschleudert wurden. Andere sind Lampen, welche solchen Planeten Licht geben, die von ihrer Centralsonne weit entfernt bleiben; noch andere haben eine wichtigere Bestimmung, die aber nicht gesagt zu werden braucht. Denn dieses Geheimniß darf nicht enthüllt werden, weil das neunzehnte Jahrhundert so überaus fanatisch ist. Die ägyptischen Pyramiden sind eine steinerne Bibel, sind Salomons Siegel oder die verschlungenen Dreiecke, welche sich auf die mystische Zahl 666 reduciren lassen. Was die Geologen über die Erschaffung der Welt sagen, ist Unsinn; sie verstehen nichts von den sechs demiurgischen Tagen, die in 12 Perioden zerfallen, mit dem Anfange beginnen; die Nebularhypothese zeigt, wie es dabei zugegangen ist.

— Aus Los Angeles im südlichen Californien. Der dort erscheinende „Star" entwirft folgende Schilderung: — Wer am Sonntag den Stadttheil durchwandert, welcher die Bezeichnung Sonora führt, kann interessante, wenn auch keineswegs erbauliche Dinge beobachten. Dort wohnt die niedrigste Classe unserer Bevölkerung. Main Street, die Hauptgasse, ist zu beiden Seiten eingefaßt von schlechten Häusern, Spielhöllen und Trinkstuben. Aus den offenen Thüren heraus erschallen heisere Stimmen, welche das draußen versammelte Publicum zum Eintreten auffordern, um ein Spielchen zu machen. Ich trete ein; man ist eifrig beim Kinospiel beschäftigt. Ein Mann steht an einem schmalen Tische dem Eingange gegenüber und hat in der Hand einen Cylinder aus Zinn, in welchem sich die Würfel befinden. Auf diesen sieht man Gestalten von verschiedenen Thieren und Pflanzen, dergleichen sich auch auf den Kartenblättern befinden, welche jeder Spieler in der Hand hat. Der Cylinder wird geschüttelt und der Mann fängt dann mit seinem Singsang an. Alles horcht und paßt auf. Ein Mädchen von etwa sechszehn Jahren tritt vor, spricht einige spanische Worte, die Würfel werden aus dem Cylinder herausgeworfen und wer gewinnt, bekommt den „Pot". Gleich nachher beginnt ein neues Spiel. Ich gehe hinaus, Niemand hat Notiz von mir genommen, die Leute waren viel zu eifrig bei ihrer Sache. Bald nachher bietet sich mir ein höchst betrübendes Schauspiel dar. Vor einem Branntweinhaus an einer Straßenecke treffe ich auf eine Gruppe betrunkener Indianerinnen. Das Haar hängt ihnen wirr und zerzaust um den Kopf; einigen steht Schaum vor dem Munde, sie schreien mit kreischenden Stimmen und singen einen Indianergesang, der mir das Ohr zerreißt. Aehnliche Laute dringen aus dem Hause hervor, zum Beweise, daß sich dort noch andere in ähnlichem Zustande befinden. Doch weiter. An einem verfallenen Adobehause werden Hahnenkämpfe zum Besten gegeben. Die Kampfhähne stehen in kleinen Abständen von einander bereit, und werden gegen einander losgelassen, sobald sich Leute einfinden, welche auf den einen oder andern eine Wette eingehen. Zu den Orgien, welche an keinem Sonntage fehlen, gehörten einige Handgefechte mit Messern und eine Anzahl von Revolverschüssen mit obligatem Blutvergießen. Es ist sehr gut, daß die Japaner nicht nach Los Angeles gekommen sind; sie würden hier merkwürdige Eindrücke von der christlichen Civilisation bekommen haben. Doch fehlt der Gegensatz nicht. Ich sehe, daß aus einem Hause der Armuth zwei barmherzige Schwestern heraustreten, wo sie einem Kranken Pflege und Trost gespendet haben.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Im Weißen Meer und an der Dwina.

II.

Die Stadt Kem. — Ein Mönch als Schiffscapitän. — Die Ueberfahrt der Pilger nach dem solowetzkischen Kloster. — Die heiligen Inseln. — Die Heiligen Sabatius und Sosimus. — Allerlei Legenden. — Fleißige, betriebsame Mönche. — Die Gefängnisse. — Eine Sage über den Großfürsten Konstantin. — Selbstpeiniger und Fanatiker. — Philareth Uschka. — Rettung des Klosters vor der englisch-französischen Flotte.

An der Westseite des Onegabusens liegt die Stadt Kem, welche im Mittelalter von Nowgorodern gegründet worden ist. In einem benachbarten Dorfe erblickte der geistliche Schiffscapitän Iwan das Licht der Welt. In seiner frühern Jugend mußte er beim Fischfang oder bei den Arbeiten im Walde helfen, aber solche Beschäftigungen sagten ihm nicht zu, er fühlte in sich unwiderstehlichen Drang, in die weite Welt zu gehen, und es gelang ihm, die Matrosenschule in Kem besuchen zu können, auf welcher er den nothdürftigsten nautischen Unterricht erhielt. Dann ging er nach Archangel, wo er ein lustiges Leben führte. Auf einem russischen Schiffe mochte er nicht dienen, weil er mit einem solchen schwerlich in fremde Länder gekommen wäre, aber Kaiser Nikolaus wollte nicht, daß seine seetüchtigen Unterthanen auf anderen als russischen Fahrzeugen Matrosendienste thun sollten. Iwan ging heimlich an Bord der Brigg „Heros", welche die Flagge der Moorcolonie Papenburg in Hannover führte, und kam zu seiner großen Freude in die Nordsee, wo er in den Hafenplätzen Deutschlands und Englands sich in ein ganz neues Leben versetzt sah. Ja er schiffte mit einem englischen Fahrzeuge bis in die Levante und litt im Adriatischen Meere Schiffbruch. Späterhin scheiterte er an der Küste von Norwegen und entkam nur mit genauer Noth dem Tode in den Wellen.

Inzwischen erwachte in ihm das Heimweh, und er wollte um jeden Preis nach Archangel zurück. Er nahm Heuer am Bord eines dorthin bestimmten Hamburger Schiffes, das für Rechnung eines englischen Hauses befrachtet war, und man hieß ihn doppelt willkommen, weil außer ihm Niemand Russisch sprach. Iwan war zwölf Jahre in der Welt umhergeschleudert worden, was erwartete ihn nun in der Heimath? Verbannung nach Sibirien denn er hatte dieselbe ohne Pässe verlassen, den Befehl des Kaisers nicht beachtet, einen falschen Namen angenommen und den Bart abgeschoren. Als er unerkannt in den Straßen Archangels umherschlenderte, traf er mit Kollownoff, einem Jugendbekannten von der Matrosenschule her, zusammen. Dieser besaß jetzt ein Schiff, mit welchem er demnächst nach Spitzbergen auf den Fischfang fahren wollte, und Iwan ging mit. Als er dann der Verlockung nicht widerstehen konnte, Kem zu besuchen, sperrte man ihn ein. Er saß viele Monate lang fest, ohne vor Gericht gestellt zu werden; man schaffte ihn dann nach Archangel als Sträfling und ließ ihn einige Zeit nachher laufen.

Jetzt war Iwan des unstäten Lebens müde; er wollte fromm und im solowetzkischen Kloster Mönch werden. Dort kam er gerade recht gelegen. Das Kloster hatte in Glasgow einen Dampfer gekauft, um die Pilger von Archangel

Das solowezkische Kloster vom Meere aus gesehen.

aus rascher befördern zu können; der Archimandrit Feofan verabschiedete jedoch die britische Mannschaft, weil seine Mönche selber den Dienst verrichten sollten. Das wollte freilich nicht gehen, mit Psalmensingen und Bekreuzigen war die Maschine nicht in Ordnung zu halten, und der Glasgower Ingenieur mußte sie wieder in Gang bringen. Dann übernahm Iwan die Leitung, bildete die Mönche zum Dienste aus und Alles ging gut, weil die beiden Heiligen Sabatius und Zosimus das Unternehmen segneten.

Diesen Iwan traf Hepworth Dixon; es sollte eben, wegen schon vorgerückter Jahreszeit, der letzte Pilgerschub im Jahre 1869 nach den solowetzkischen Inseln befördert werden und der Engländer ging als Fahrgast erster Classe an Bord des „Glaube“ (Vera), denn so heißt das Pilgerschiff. Auf dem Besanmast ist ein vergoldetes Kreuz angebracht, oben am Hauptmast flattert die Kirchenfahne. Vater Iwan ist auf Deck; alle Matrosen und Offiziere sind Mönche, eben so der Ingenieur, der Koch und so weiter. Am Pilgerquai liegt eine Gruppe neuer Gebäude: Capellen, Zellen, Magazine, Bureaux, Buden, Schlafsäle &c. Aus denselben drängen sich die Pilger, mit allen möglichen Habseligkeiten und Reisebedarf beladen, in dichter Menge hervor; es mochten ihrer wohl an die 200 sein. Jeder nahm einen mit Brot und getrocknetem Fisch gefüllten Korb mit, Thee und Samowar, eine Decke, Filzstiefel und einen Stab. Die Fahrpreise für die drei Classen sind niedrig gestellt, 6, 4 und 3 Silberrubel für Hin- und Rückfahrt; ganz armen Pilgern gewährt man freie Reise.

Nun sind Alle an Bord; als das Schiff sich bewegt, verneigen und bekreuzen sie sich, und das geschieht auch jedes Mal, wenn irgendwo eine Kirche in Sicht kommt; namentlich die Männer bethätigen eine große Inbrunst. Manche sind wohlhabend und bringen dem Kloster werthvolle Gaben; einige treten als Stellvertreter für Andere auf, welche verhindert waren, persönlich ihrem religiösen Drange zu genügen. Nachts, als der Wind scharf wehete, zeigte Iwan, daß er sein Handwerk wohl verstand; die Mönche stimmten fromme Gesänge an und die Pilger fielen mit ein. Am nächsten Abend warf das Schiff Anker.

Die drei solowetzkischen Eilande liegen unter 65 Grad nördlicher Breite; die „heilige Insel“ ist die größte. Auf jeder Anhöhe derselben erhebt sich eine weißgetünchte Kirche mit grüner Kuppel und vergoldetem Kreuze, und auf der höchsten Düne steht ein Leuchtthurm; die Landschaft bietet einen anmuthigen Anblick dar, die Anlände ist bequem, der Hafen und der Dock sind zweckmäßig angelegt; auch fehlen einige Krahnen nicht. Hinter einer dem Ufer entlang ziehenden Mauer liegen die Klostergebäude, die solid aufgeführt sind und in ihrer Masse wie in ihren Einzelnheiten etwas, für den Europäer wenigstens, Ueberraschendes haben. Manche Gebäude verdanken ihr Entstehen einem Wunder. Ein Pilger aß ein Stück Weißbrot, das ein mitleidiger Mensch ihm geschenkt hatte, und ließ einige Krumen auf den Boden fallen. Da kam ein Hund, der ein seltsames Ansehen hatte, herbeigerannt, um die Krumen aufzulecken; aber diese bewegten sich auf der Zunge und in der Kehle, sie wollten nicht in den Magen hinein. Sehr begreiflich, denn jener Hund war Niemand anders, als der Teufel selbst. Mehrere Leute hatten mit angesehen, wie das geweihete Brot über Satan, den Fürsten der Finsterniß, den Sieg davon trug, und zum Andenken führten die Mönche auf der Stelle, wo das Wunder geschah, ein Heiligthum auf.

Der landschaftliche Reiz der Insel wird durch die mit Birken und Tannen umsäumten Seen, deren man eine sehr große Menge zählt, wesentlich gesteigert. Einer davon, der heilige See, liegt hinter der Klostermauer, und in demselben muß jeder Pilger ein reinigendes Bad nehmen. Frauen werden nicht geduldet, so hat der heilige Sabatius verordnet. Als er einst am See betete, hörte er ein Geschrei, das von einer Frau herzurühren schien. Er ging in seine Zelle zurück und erzählte das einem andern Anachoreten. Am andern Tage, als er wieder betete, wurde er abermals in derselben Weise gestört, und fand nun eine junge Karelierin, Frau eines Fischers, die aus frischen Wunden blutete. Sie erzählte, es seien vor ihr zwei junge Männer erschienen; sie trugen ein weißes Gewand, ihr Gesicht verbreitete strahlenden Glanz; von ihnen wurde ihr geboten, daß sie von der Insel fort müsse; auf derselben dürfe kein weibliches Wesen übernachten, denn sie gehöre Gott. Als sie sich weigerte fortzugehen, wurde sie von den Weißgekleideten zur Erde geworfen und mit Ruthen ganz entsetzlich ausgepeitscht. Nachdem sie nun im Stande war, sich bis ans Ufer zu schleppen, erreichte sie ihr Boot, in welchem ihr Mann saß, und der heilige Sabatius hat nichts wieder von ihr gesehen und gehört. Kein Zweifel: die Frau war von zwei Engeln geprügelt worden, und da, wo das geschah, steht eine Kirche auf dem „Hügel der Auspeitschung“.

Wir wollen nicht specieller auf die Unzahl von Heiligenlegenden und Wundern eingehen, sondern nur einige Nachrichten über die Gründer des Klosters geben. Sabatius war Mönch in Groß-Nowgorod; um recht abgeschieden seinem Hange zur Beschaulichkeit sich hingeben zu können, zog er mit einem andern Mönch weit nach Norden hin bis an das Eismeer. Unterwegs traf er den Mönch Germanus, und alle drei kamen an den Onegabusen, in welchem die nun heiligen Inseln liegen. Auf der größten bauete Sabatius eine Capelle aus Brettern, in welcher er ein Marienbild aufhing, das damals noch keine Wunder gethan hatte, und neben derselben einige Hütten, in welchen die drei sechs Jahre lang mit Nichtsthun verlebten. Germanus zog dann fort, Sabatius einige Zeit nachher gleichfalls; er starb 1435 unterwegs in Soroka, wo man ihn im Sande begrub. Der andere heilige Gründer, Zosimus, traf zufällig mit Germanus zusammen, der ihn mit nach der Insel nahm. Dort hatte jener eine Vision; in Folge derselben beschloß er, eine Mönchscolonie anzulegen; sofort wurde ein Kreuz aufgepflanzt und 1436 die Insel für Gott in Besitz genommen, d. h. für die Mönche, welche bald in Menge herbeikamen. Dann wurden Kirchen gebaut; an die Spitze des Klosters trat ein Prior, Zosimus leitete Alles und ließ die Leiche des Sabatius holen; es versteht sich, daß sie nach Jahren noch ganz frisch und unversehrt gewesen ist; es war das ein Wunder mehr.

Jetzt bewohnt der Archimandrit einen stattlichen Palast, bezieht ein Salär von 4000 Rubeln; außerdem werden ihm Haushalt, Tisch, Kleidung &c. aus dem Klostergut ersetzt.

Die Mönche in dem solowetzkischen Kloster machen eine rühmliche Ausnahme von ihren russischen Collegen und überhaupt allen Individuen, welche ein Mönchsleben verbringen. Sie beten allerdings, aber sie arbeiten auch sehr viel und sind fleißige Leute; keiner von ihnen geht müßig und das Kloster gleicht einer großen Arbeitsanstalt. Sie haben Schmieden, bauen Schiffe, drehen Taue und Stricke auf der Seilerbahn, weben, nähen, verfertigen Stiefel und Schuhe, backen, brauen, salzen Fleisch und Fische ein. Dixon hat nirgends besseres Weißbrot gegessen, als bei ihnen. Während der Pilgerzeit in den vier Monaten von Juli bis September ruht die Arbeit, weil man für die Wallfahrer sorgen muß, aber während der Wintermonate wird sie um so emsiger betrieben. Es interessirte begreiflicherweise den englischen Reisenden, sich das Treiben in den Werkstätten näher anzu-

sehen, und man stellte ihm einen Pater als Führer zu Gebote.

Die Mönche, sagt er, verfertigen Kapuzen und Gürtel aus Seehundsfell, liefern Oelgemälde und Holzschnitzereien; sie gerben Leder, stricken wollene Strümpfe, gießen Eisen, verspinnen Hanf und Flachs, poliren Steine, liefern Stiefel und Socken von Filz, Schüsseln und Teller von Zinn, bauen Schlitten, brennen Ziegelsteine, flechten Körbe, brechen und behauen Steine, fällen Holz, liefern Holzschnitzereien für Altarblätter, für Kirchen und Klöster, reinigen Wachs, schmieden Anker, Splitzeisen und Ketten. Und Alles, was sie fertig machen, ist gut und solide gearbeitet. Einige besorgen die Felder, auf welchen freilich nicht viel zu ernten ist, überwachen den Viehstand und die Hühnerhöfe, verfertigen Butter und Käse. Die Dorfbewohner an der Küste des Festlandes schiffen nach dem Kloster und kaufen dort Brot ein; jeder Pilger erhält beim Abgange ein Laib Brot als Geschenk. Das Schwarzbrot ist gut und billig, das Weißbrot ungesäuert und theuer. Die geweiheten Bröte haben ein Kreuz mit einer slavischen Umschrift aufgedrückt und sind nur acht Unzen schwer; sie werden sehr in Ehren gehalten, und wer im Kloster war, nimmt gewiß einige mit nach Hause. Die Brauerei liefert Kwas, ein Getränk, welches den Russen Wein und Bier ersetzt; er ist das Nationalgetränk. Gabel und Messer sind von geringem Belang, dagegen spielt der Holzlöffel eine wichtige Rolle. Der Russe genießt die meisten Speisen in der Gestalt von Brei aus tiefen Schüsseln. Das irdene Geschirr ist schlecht und auch zumeist entbehrlich, da man gewöhnlich hölzernes benutzt; sehr zierlich und dauerhaft sind dagegen die Körbe verschiedener Art; manche sind so dicht, daß sie auch nicht einen Tropfen Wasser durchlassen.

Die Heiligen Zosimus und Sabatius im solowetzkischen Kloster.

Auch eine photographische Werkstatt fehlt nicht; neben derselben arbeiten die Maler und Emailverfertiger. Sobald ein junger Mönch Anlage für irgend ein Gewerbe oder eine Kunst verräth, muntert man ihn auf und er darf seiner Neigung folgen. Nicht wenige sind Schulmeister. Manche

Eltern auf dem Festlande schicken ihre Söhne in die Klosterschulen. Dort wird der Knabe ein Jahr lang in Elementarkenntnissen unterrichtet, und für den Bauer im hohen Norden reichen dieselben auch aus. Junge Leute, welche im Kloster zu dienen wünschen, erhalten dieselbe Nahrung wie die Mönche: Brot, Fisch, Kwas, und im Winter gesalzenes Hammelfleisch, welches dagegen den Mönchen verboten ist.

Schon Piotrowski hat erwähnt, daß das solowetzkische Kloster zuweilen Leute aufnehmen müsse, welche der Regierung verdächtig sind. Im Volke war allgemein der Glaube verbreitet, daß dort Großfürst Konstantin, des Kaisers Nikolaus Bruder, im Kerker schmachte. Auch Dixon hatte darüber Allerlei munkeln hören; an der Sache selbst war natürlich kein wahres Wort, aber der Engländer wollte doch wissen, wer denn eigentlich die Gefangenen seien. Er war ungemein freundlich aufgenommen worden, man behandelte ihn gastlich, führte ihn in allen Werkstätten und in der Schule umher, zeigte ihm Alles, nur über *die Gefängnisse* ließ man kein Wort verlauten. Als er eines Tages zwecklos umherschlenderte, kam er in einen kleinen Hofraum, in welchem er Hunderte ganz zahmer Tauben bemerkte; sie saßen zum Theil auf Brüstungen vor stark mit Eisen vergitterten Fenstern; auch die Thüren waren mit Eisen beschlagen. Am folgenden Tage ging er wieder dorthin, scheinbar um die Tauben zu füttern, in der That mit der Absicht, irgend ein Geheimniß zu erforschen, das er hier vermuthete. Er erzählt ausführlich, wie sein Begleiter auf alle Fragen ausweichend antwortete; es habe kein Mönch sich eines Verbrechens schuldig gemacht; einen, der desertirt sei, halte man bei der Anhöhe der Ruthenstreiche in Haft; dort befinde sich auch noch einer, welcher der Ketzerei beschuldigt sei, aber im Kloster selbst werde Keiner gefangen gehalten. Dort sind beide zu unbedingtem Schweigen verurtheilt und bekommen nur Wasser, keinen Kwas; nach Ablauf eines Jahres wür-

Philareth mit seinen drei Söhnen.

den sie dadurch wohl wieder zu Verstand und zum rechten Glauben gekommen sein.

Auf Andringen des Engländers wird ein Mann herbeigeholt, der ein Bündel Schlüssel trägt. Er öffnete eine Zelle nach der andern; — sie alle sind leer. Aber auf einem der langen Gänge im Erdgeschosse wandert ein Wächter auf und ab; dort stehen die Pforten der Zellen alle offen, bis auf eine, die verschlossen und verriegelt ist. Nach langem Bedenken und Zögern wird dieselbe, auf Dixon's dringendes Ersuchen, geöffnet. Nun erhebt sich ein Mann mit langem, schwarzem Barte vom Lager und wirft rasch eine Decke um. Dixon reicht ihm die Hand und erfährt Folgendes: „Ich heiße Adrian Puschkin und bin seit drei Jahren hier; weshalb? Weil“ . . . Hier tritt der Offizier, welcher die Schlüssel hatte, dazwischen und die Zelle muß geräumt werden. Auf die weiteren Fragen des Engländers wird geantwortet, man wisse nicht genau, was der Mann verübt habe; er sei auf Befehl des heiligen Synod eingesperrt worden, weil er die Göttlichkeit Christi leugne.

Im obern Stockwerke geht wieder eine Schildwache auf und ab; auch dort sind alle Zellen, bis auf eine, offen und leer. In dieser wird ein hochbejahrter Mann gefangen gehalten, seit vielen, vielen Jahren. Dieser Greis ist hartnäckig, benimmt sich friedfertig, schwatzt aber ganz ungeheuer viel, und wenn er Leute sieht, überschüttet er sie mit unkirchlichen Redensarten. Mehrere Archimandriten haben vergeblich sich bemüht, ihn zur Rechtgläubigkeit zu bekehren. Er ist von Haus aus reich und war Offizier in des Kaisers Armee. Er ist kein guter Russe, denn er weigert sich, die Autorität unserer heiligen Kirche anzuerkennen. Im Winter, wenn keine Pilger hier sind, denen er mit seinen Irrlehren den Kopf verrücken könnte, darf er ins Freie gehen, er kommt aber niemals zur Messe und behauptet täglich, daß wir Gott nicht auf die rechte Art und Weise verehren; davon verstehe er mehr als der ganze heilige Synod.

War es etwa dieser Greis, welchen der Volksglaube für den Großfürsten Konstantin hielt? Aber noch ein anderer Mann wurde gefangen gehalten, und die Zelle dieses Unglücklichen wurde erst nach manchem Zögern geöffnet. Dixon fand einen Mann in reiferen Jahren, mit hübschem Gesicht, der sehr überrascht war, sich durch einen Europäer plötzlich gestört zu sehen. Der Hausrath bestand aus einem Tisch, einem Stuhl und einem Bettgestell mit Matratze; das war Alles; vor dem Fenster waren starke Eisengitter angebracht. Der Gefangene bekam Bücher und auch Zeitungen, durfte aber keine Zeile schreiben; er war ohne Tinte, Feder oder Bleistift. Sein Name wurde von dem Mönche, welcher ihm den Fremden vorstellte, verschwiegen; er gab sich aber selbst als Nikolaus Iliyn zu erkennen. Als Dixon ihn deutsch anredete, zuckte ein schmerzliches Lächeln um seine Lippen und eine dicke Thräne rann ihm aus dem Auge. Er antwortete auf einige Fragen, daß er schon seit langer Zeit hier sei. „Ich bin ein Diener Gottes; er wird mich befreien, wenn die Zeit gekommen ist.“ Der Offizier fiel ihm in die Rede; es sei verboten, mit den Gefangenen zu sprechen. Auch dieser Mann war von religiöser Schwärmerei heimgesucht, gleich einer Nonne, der Schwester Maria, die auch gefangen gehalten wurde. Dixon verschaffte sich eine Photographie derselben; sie saß seit zwölf Jahren in der Zelle, um sich zu kasteien.

Das Aufopfern der menschlichen Persönlichkeit spielt in Rußland eine große Rolle; im Grunde genommen ist diese Form des religiösen Wahnes ein Verbrechen an der menschlichen Natur, welche durch denselben völlig entwürdigt wird; sie ist ein Symptom der Tollheit. Unter den Großrussen findet man mehr Selbstpeiniger, als bei anderen Völkern, welche der durchaus erstarrten griechisch-orthodoxen Kirche angehören. Aber solche Wahnsinnige kommen in den Geruch der Heiligkeit, und das schmeichelt ihnen. Im solowetzkischen Kloster treibt sich gleichfalls solch ein Irrsinniger umher, eine seltsame Creatur mit Lumpen umhängt und sich gierig und gefräßig vom schlechtesten Küchenabfalle nährend. Er schläft in der Gosse; Mönch ist er nicht, aber man duldet ihn. Tagtäglich „opfert“ er sich; er geizt förmlich danach, recht gründlich verachtet zu werden, um an seinem Beispiele und durch Aufopferung alles dessen, was menschlich ist, darzuthun, wie durch und durch nichtig alle irdischen Dinge seien. Für die Pilger ist ein so frommer und heiliger Mann ein sehr wichtiges Geschöpf; dieser Pater Nikolaus wird von ihnen hoch verehrt, und sie verbreiten seinen Ruf weit und breit durch das heilige Rußland; er gilt ja für die „wahre Vollendung des christlichen Lebens“. Er ist kaum fünftehalb Fuß hoch, hat düstere, verzerrte Gesichtszüge, spärlichen Bart und stechende, aber dabei verschwommene Augen. Wasser und Seife verschmäht er durchaus; es wäre verwerflicher Hochmuth, die Haut zu reinigen; der Gestank ist für Pater Nikolaus ein Wohlgeruch, ein Parfüm für die Pilger und dem Herrn in der Höhe wohlgefällig. Mit Verachtung blickt er auf die wärmende Bekleidung der Mönche; seine Lumpen hängen in Fetzen um den Leib, und er sucht sie unter denen zusammen, welche von den Pilgern weggeworfen worden sind. Das Kloster hat ihm eine Zelle zur Verfügung gestellt, aber Pritsche und Strohkissen sind zu verwerfen, der Mensch ist ja nur Staub und Fraß für die Würmer. Nikolaus ißt nie wie andere Leute; er frißt wie ein Hund, was Andere verschmäht haben, und kauet an Knochen herum. In der Kirche verkriecht er sich in einen dunkeln Winkel, legt sich platt auf die Steine, welche er mit seiner Stirn berührt, und es ist ihm sehr angenehm, wenn die Pilger, die ihn in der dunkeln Ecke nicht sehen, ihn mit Füßen treten. Er respectirt keine anderen Menschen, als zerlumpte Bettler; diese erkennt er

Der gefangene Ketzer im solowetzkischen Kloster.

als seine Höheren an. Zur Winterzeit wälzt er sich im Schnee herum, allemal an Stellen, wo er von den Leuten gesehen werden kann; im heißen Sommer legt er den Kopf so, daß die Sonnenstrahlen recht auf denselben herabbrennen. Nichts ist ihm lieber, als gescholten, verspottet, verhöhnt zu werden, aber geldgierig ist er in hohem Grade. Er flicht Körbe, welche er an die Pilger und Schiffsleute verkauft, wickelt das Geld in einen schmutzigen Lumpen, den er unter irgend einem Steine versteckt, aber in der Hoffnung, daß ihn Jemand stehlen werde.

Dieser Pater Nikolaus ist ganz gewiß der allerhochmüthigste Bursch in ganz Rußland. Ein anderer, der nicht minder verviecht war und auch im solowetzkischen Kloster eine große Rolle spielte, trieb den heiligen Hochmuth bis zur frechen Unverschämtheit. Er hieß Pater Nahum. Als Kaiser Nikolaus das Kloster besuchte, trat dieser fromme Schmutzfinke dem Monarchen mit einer Holzschale entgegen, die er mit unreinem Wasser gefüllt hatte, und sagte: „Da trink; es ist gut genug für eine Creatur, die ja doch nur aus Koth besteht.“ Als er starb, wurde ihm ein pomphaftes Leichenbegängniß veranstaltet; da er manche Wunder gethan hat, ward er neben der Hauptkirche begraben, und die Pilger beten an der Stätte, wo ein so frommer Mann ruht, der schon jetzt für einen Heiligen gilt.

In Großrußland macht ein „Heiliger“ um so mehr Glück, je schmutziger er ist; Unsauberkeit ist ein Hauptrequisit für das Handwerk. Dafür liefert auch Philareth Uschka (der Kleine) den Beweis. Im Dorfe Pretschistoé, unweit von Wladimir, wurde 1803 ein Leibeigener geboren; als er 37 Jahre alt war, starb seine Frau, welche ihm drei Söhne geboren hatte. Sein Herr gab ihn frei und nun zog er fort, um ein Heiliger zu werden. Auf dem Gottesacker von Troitsa bei Moskau grub er sich ein Erdloch, in welchem er hauste, zog ein Mönchsgewand an und nannte sich Philipp. In diesem Loche blieb er etwa fünf Jahre lang; dann wurde ihm mitten unter den Gräbern im Kloster eine ihm noch mehr zusagende Behausung angewiesen, obwohl er sich nicht dazu verstehen wollte, die Klosterregel anzunehmen. Er warf ein grobes Gewand um, trug statt des Gürtels eine schwere Kette um den Leib und trat so vor Philareth, den Metropolitan von Moskau, um dessen Segen zu erhalten; auch bat er den Namen desselben führen zu dürfen.

Der Friedhof von Troitsa liegt still und abgeschieden am bewaldeten Ufer eines Sees, und dort wohnte nun der Anachoret in einer Einsiedelei. Er kaufte im Kloster einige wohlfeile Heiligenbilder und Kreuze, von denen jedes Stück nur ein paar Kopeken kostet, und damit zog er in den Straßen Moskaus umher. Wer ihm ein Bild für Geld abkaufte, erhielt dazu einen Segen umsonst. Philareth Uschka trug weder Strümpfe noch Schuhe, und der Gruß, mit welchem er die Leute anredete, lautete allemal: „Dein heiliger Schutzpatron möge Dir einen glücklichen Tag gewähren.“ Unzertrennlich von ihm, sowohl in der Einsiedelei wie auf den Bummelgängen, war ein seltsames Individuum. Dieser Iwan Uschka sprach niemals, er sang nur; er sang in seiner Zelle, auf der Gasse, vor den Heiligenbildern, in der Kirche, beim Verkaufe von Bildern und Kreuzen.

Philareth machte Glück beim gemeinen Manne; andere Leute sahen ihn ungern ins Haus treten, weil er so überaus schmutzig war. Er kokettirte förmlich mit seiner rostigen Gürtelkette, seiner mit Koth und Staub bedeckten Haut und seinen in ungekämmten Zotteln um den Kopf hängenden Haaren; er wußte wohl, daß in den Augen des Volkes das Alles als Beweis heiligen Wesens galt. Wie gewöhnlich waren dem „heiligen Manne“ insbesondere die Weiber zugethan; manche erbaten als Gunst, ihm die Füße waschen zu dürfen. Eine alte Jungfer Namens Sribikoff erklärte laut, der glücklichste Tag ihres Lebens sei der gewesen, an welchem sie durch Gott die Gnade erlangt habe, dem heiligen Manne Philareth die Geschwüre auszuwaschen. Es wurde Mode, ihn bei den Hochzeitsfeierlichkeiten zu haben und zu beschenken; gewöhnlich prophezeiete er dabei. Als ein reicher Mann in Moskau, Sorokim, mit seiner ihm eben angetraueten Braut an der Festtafel saß, sprach der heilige Mann zur jungen Frau: „Du wirst Deinen Mann bald mit Honig salben müssen.“ In Rußland spielt bei Leichenbegängnissen der Honig eine gewisse Rolle, und vier Tage später war Sorokim gestorben. Dadurch wurde Philareth's Ruf noch erhöht; eine Frau Longinoff gab ihm eine beträchtliche Summe Geldes und nun bauete er auf dem Friedhof ein Kloster. Als sein Gönner, der Erzbischof von Moskau, das Zeitliche gesegnet hatte, erfolgte ein Umschlag. Der neue Metropolit erklärte, daß er das Treiben Philareth's nicht länger dulden wolle, denn es sei schädlich für die Religion. Der Heilige, nun schon hoch in den Jahren, murrte nicht und zog fürbaß nach dem Dorfe Thelgovoin, Gouvernement Tula, wo er ein anderes Kloster baute, in welchem er auch gestorben ist. Das Volk hat zu der unzähligen Menge seiner Heiligen noch einen mehr. Seine drei Söhne sind Mönche in diesem Kloster. —

Schwester Maria.

Wir kommen noch einmal auf das solowetzkische Kloster zurück. Auch dort haben die Mönche die dem Volke gegenüber nicht gering zu schätzende Gabe, Wunder zu thun, handgreifliche Wunder. Ein solches geschah im Jahre 1854, als während des sogenannten Krimkrieges ein englisch-französisches Geschwader die heiligen Inseln bedrohte. Als am 18. Juli zwei Fregatten signalisirt wurden, verordnete der Archimandrit ein dreitägiges Fasten; die Glocken wurden geläutet und ein besonderer Gottesdienst zu Ehren der allerheiligsten Mutter Gottes abgehalten. Man betete vor den Gräbern der Heiligen Sabatius und Zosimus; der Archimandrit holte das wunderthätige Marienbild aus dem Schrein und trug dasselbe, von sämmtlichen Mönchen gefolgt, um das Kloster. Kaum war die Procession beendigt, als auch schon die Fregatten wieder fortsegelten. Die Freude war groß. Aber am folgenden Tage erschienen abermals zwei Kriegsdampfer und diese schleuderten einen Kugelregen in das Kloster. Am 20. Juli sollte das hohe Fest unserer

Lieben Frau von Kafon gefeiert werden. Als das Tedeum beendigt war, erschien ein Boot mit weißer Parlamentärflagge und forderte das Kloster zur Uebergabe auf. Sobald aus demselben ein Schuß gefeuert werde, solle ohne Weiteres das Bombardement beginnen. Der Archimandrit jedoch ließ durch einen Pilger, Namens Soltokoff, dem Admiral Ommaney erwiedern, daß er die Schlüssel nicht übergeben werde. Darauf donnerten die Schiffskanonen; es regnete Kugeln auf Wälle und Kuppeln während die Glocken zur Kirche läuteten und der Gottesdienst abgehalten wurde, als läge kein Feind vor dem Kloster. Um Mittag setzte eine große Procession sich in Bewegung, an welcher alle Pilger Theil nahmen. Der Archimandrit trug das Marienbild in der Linken, das heilige Kreuz in der Rechten, und der Zug ging um die Mauern herum trotz des Kugelregens. In den Gesang von Psalmen dröhnte der Ton der großen Glocke hinein; die Dächer wurden zerschossen, die Mauer bekam Lücken, die Steine sprangen umher, die Windmühle am See brannte. Die Procession ließ sich nicht stören; der Archimandrit rief: „Nur immer vorwärts!" und schwang das Kreuz, das er bei dem sogenannten Thurme der Weber dem Mönche Gennadius einhändigte, damit dieser es dem Artilleristen des Klosters zum Kusse hinreiche. Und nun geschah das Wunder. Die Procession mußte über eine freie, von den Kugeln des Feindes bestrichene Stelle; einen Augenblick hielt sie an, aber der Archimandrit ging auch jetzt vorwärts; er hielt das Marienbild hoch, und siehe da, alle Kugeln flogen über den Platz, über das Kloster hinweg und fielen in den See hinter demselben, sie waren von der Jungfrau dorthin abgelenkt worden. Die Fregatten aber wurden von einem wahren Schrecken ergriffen und suchten das Weite. Seitdem ist der Ruf des Klosters noch gestiegen, und nicht bloß der Großfürst Konstantin mit seinen beiden Söhnen hat eine Wallfahrt dorthin gemacht, sondern Kaiser Alexander selbst.

Eine Fahrt durch die Magellans-Straße.

Pescheräs. — Patagonier. — Die Niederlassung Punta Arenas. — Spiel der Walfische.

C. Gr. Auf einem Flußdampfboote, mit dem es nicht möglich war, das Cap Horn zu umschiffen, von Rio de Janeiro kommend, fuhren wir in die Straße ein. Der heftige Wind, der noch vor dem Eingange geweht hatte, hörte plötzlich auf, und das Meer war ruhig und glatt, wie das Wasser eines Flusses. Die Durchfahrt wird gleich im Anfange sehr eng; auf beiden Seiten starrten uns hohe schwarze Felsen an, durch die sich das Schiff gleichsam hindurchwinden muß. Kaum eine Viertelmeile weit kann man sehen, und es ist immer, wie wenn man in ein Felsenlabyrinth gerathen wäre, aus dem der Ausgang nur rückwärts möglich zu sein scheint, bis durch eine plötzliche Wendung sich eine Oeffnung zeigt und neue Massen dieser Giganten uns den Weg zu versperren scheinen. Besonders ist die Küste der Feuerlandsinseln (Tierra del Fuego) sehr zerrissen und felsig, mehr einem Aufenthalte für böse Wesen ähnlich, als einer Wohnstätte für Menschen. Auf der patagonischen Seite wechseln die Felsmassen häufiger mit ebenen Partien ab, was jener Seite wenigstens hier und da ein weniger wildes Ansehen giebt.

Gegen Abend kamen wir an eine ziemlich sichere Bucht, wo Anker geworfen wurde, da unser Capitän sich nicht getraute, bei der Nacht in dieser unheimlichen Straße zu fahren. Die Nacht ging ruhig vorüber, nur wurden wir häufig durch das Gebell verschiedener Robbenarten oftmals gestört, die sich zwischen den Felsen herumzutummeln schienen. Auch Raubvögel, Eulen, und hier und da ein Zug verspäteter Captauben ließen sich hören. Am Morgen sagte mir ein alter norwegischer Matrose, es sei ihm auf keiner Nachtwache je so unheimlich zu Muthe gewesen, als in dieser, wie er sich ausdrückte, verdammten, verhexten Höhle.

Der starke Nebel erlaubte uns nicht, vor zehn Uhr die Anker zu lichten, während welcher Zeit wir vergebens auf Besuche von Feuerländern oder patagonischen „Riesen" warteten. Endlich ward die Luft rein und wir begannen unsere interessante Fahrt aufs Neue. Gegen Mittag kamen wir an eine Stelle des Feuerlandes, wo die Küste etwas flacher wurde, und wo wir ziemlich weit ins Land sehen konnten. Hütten, Rauch, auch ausgestellte Fischpfähle waren Zeichen, daß diese Gegend bewohnt war, und es dauerte auch nicht lange, so kamen zwei Kähne aus einem, wie es schien, dort einmündenden Flüßchen heraus und auf uns zu gefahren. Wir hielten an und bald waren sie an unserer Seite. Es waren ganz kleine Fahrzeuge von sehr primitiver Bauart, beide mit Feuerländern besetzt, einer Race Menschen, die mir unwillkürlichen Ekel einflößte. Es waren wirklich die erbärmlichsten Geschöpfe, die ich je gesehen. Im Durchschnitte hatten sie eine Größe von höchstens $4^1/_2$ Fuß, waren äußerst mager, ihre beinahe ganz nackten Gestalten über und über mit einer weißlichen Erde übertüncht; die straffen schwarzen Haare hingen bis weit über die Schultern herab. Indeß waren ihre Gesichter, besonders die einiger jungen Mädchen und zweier Männer, nicht so häßlich, wie man bei einem im Uebrigen so abstoßenden Körper hätte vermuthen sollen. Als sie nahe genug bei uns waren, um gehört zu werden, erhob sich ein junger Mann, und hielt, unter mannichfachen Gesticulationen, eine lange Rede, von der wir nichts verstanden, als das häufig wiederholte Wort „tabacco", das wir auch richtig begriffen zu haben schienen. Denn ihre Freude schien sehr groß zu sein, als sie von allen Seiten mit Taback beschenkt wurden. Zum Tausche reichten sie uns Bogen und Pfeile herauf, die aber unmöglich von der Art sein konnten, welcher sie sich zur Jagd bedienen, so klein und schwach waren dieselben; vielmehr schien es nur, daß es eigens zu diesem Zwecke verfertigte Tauschmittel seien, und, wie wir später hörten, war unsere Ansicht richtig. Also auch dort schon Industrie!

Reichlichen Stoff zum Lachen bot uns ein alter Mann, augenscheinlich ein Häuptling, der einen ihm gereichten alten Rock mit vieler Gravität anzuprobiren suchte, wobei er jedoch mit den Füßen in die Aermel wollte. Als er sah, daß dies nicht ganz die richtige Methode sei, ward er unwillig und warf den Rock einem Weibe zu, das ihn ruhig aufhob und ihn um die Schultern hing. Wie es scheint, sind auch

Feuerländerinnen in dieser Beziehung praktischer und gelehriger als ihre Männer.

Als sie sahen, daß unsere Neigung, ihnen Taback zu geben, etwas weniger stark geworden, schickten sie sich an, abzufahren, nachdem sie vorher alle Einladungen, an Bord zu kommen, furchtsam abgelehnt hatten. Nach einer abermaligen Rede mit einem von sämmtlichen Mitgliedern ausgeführten gesangartigen Finale ruderten sie wieder gegen ihr ödes Land zurück, wo wir bald Schaaren Anderer gegen das Ufer zu laufen sahen, welche wahrscheinlich die mitgebrachten Geschenke in Augenschein nehmen wollten.

Wir waren bald wieder im Gange und unsere Fahrt bot an diesem Tage wenig Neues mehr. Die Nacht ward wieder ruhig vor Anker zugebracht. Am nächsten Morgen war ich Zeuge eines Schauspiels, von dem ich oft gehört, wozu ich aber stets etwas ungläubig den Kopf geschüttelt hatte. Die Walfische waren ziemlich häufig, und tummelten sich lustig im Sonnenschein. Sie sandten ihre Wasserstrahlen in die Höhe, und rollten schwerfällig umher, ihre breiten Rücken über das Wasser erhebend. Da schnellte mit einem Male einer derselben mit seinem ganzen Körper aus dem Wasser und zwar wagerecht, etwa halb so hoch empor als er lang sein mochte. Nach ihm ein anderer, und wir sahen dieses seltene Schauspiel wenigstens ein Dutzend Mal wiederholt. Eigenthümlich ist es, und ein großartiger Anblick, wenn sich ein solcher Koloß durch seine eigene Schnellkraft 15 bis 20 Fuß in die Luft erhebt, und dann wieder ruhig in die Fluthen untertaucht. Wir sahen diesen Spielen der Wasserriesen lange zu; endlich schienen sie müde zu werden und verschwanden in der Tiefe. In der Nacht lagen wir wieder vor Anker.

Am Morgen gewahrten wir bald an der jetzt immer ebener werdenden patagonischen Küste Spuren von Civilisation, und in kurzer Zeit hatten wir die chilenische Strafcolonie Punta Arenas vor uns. Es war eine aus etwa zwanzig Gebäuden bestehende stark befestigte Niederlassung, deren Umgebung, so weit man ins Land sehen konnte, angebaut war. Der Platz wimmelte von in rothe und blaue Teppiche gehüllten Leuten. Wir hielten an und ließen ein Boot herankommen, aus dem einige chilenische Offiziere zu uns an Bord stiegen. Sie hatten zwei Patagonier bei sich, die das große Boot mit Blitzesschnelle herüberruderten. Uns war dieser Besuch sehr angenehm, denn wir hatten schon geglaubt, die Straße verlassen zu müssen, ohne einen dieser sogenannten Riesen zu sehen. Riesen waren sie nun freilich nicht, wohl aber hoch gewachsene starke Männer, die sich im Allgemeinen aber von anderen südamerikanischen Indianern nicht unterschieden. Wie uns die Chilenen versicherten, waren sie fleißige, treue Bursche; mit ihren Stammgenossen aber, sagten sie, hätten sie schon manchen Kampf zu bestehen gehabt. Die Offiziere, alle drei Franzosen in chilenischen Diensten, klagten sehr über die grimmige Kälte, die bei ihnen herrsche, und freuten sich auf die herannahende Zeit ihrer Ablösung, die dort alle zwei Jahre erfolgt. In der Colonie waren damals etwa 300 männliche und beinahe ebensoviel weibliche Sträflinge. Die Garnison bestand aus 200 Mann Infanterie und der Bedienungsmannschaft für sechs Geschütze, die dort aufgepflanzt waren. Die Reiterei bestand aus einem angeworbenen Haufen von Indianern aus den Pampas im Norden Patagoniens.

Man sagte uns, daß draußen auf der hohen See schon einige Tage lang ein großer Sturm wüthe, und die Offiziere suchten unsern Capitän zu bewegen, vor Anker zu gehen und einige Tage bei ihnen zu bleiben, da, wie sie richtig bemerkten, unser Schiff zu schwach sei, einen Cap-Orkan, denn das sind die Stürme dort doch auch noch, auszuhalten. Allein der Capitän ging nicht darauf ein, und wir verließen vor Mittag den Ort, nachdem wir noch eine Quantität frisches Rind- und Guanacofleisch an Bord genommen. Letzteres fanden wir sehr schmackhaft, das erstere war mager und zähe.

Die Küste des Feuerlandes, die wir jetzt bald aus den Augen verloren hatten, war an diesem Ende der Straße eben so felsig und steil als am andern, während die von Patagonien in eine ebene Sandwüste überging.

Je mehr wir uns der offenen See näherten, desto unruhiger wurde das Meer; als wir endlich aus der Straße waren, fanden wir uns inmitten eines gewaltigen Capsturmes, und es gab so vollauf zu thun, daß wir für den Augenblick diese Tage, die ich mit zum interessantesten Theil meiner Reisen rechne, völlig vergaßen.

Ueber die Meteoriten.

II.

Obgleich Steinmeteoriten täglich herabfallen, und obgleich die eigenthümliche von irdischen Mineralien in vielen Hinsichten abweichende Beschaffenheit dieser Körper es dem Mineralogen möglich macht, sie auf den ersten Blick zu erkennen, hat man doch nur einige Male in den Erdschichten Steinmeteoriten angetroffen, deren Fall nicht beobachtet worden ist, — ein Umstand, der ohne Zweifel bedingt wird von der Schnelligkeit, mit welcher diese Körper durch die Einwirkung der Atmosphärilien zerstört werden. Dagegen hat man über hundertmal Eisenmassen von ungefähr gleicher Zusammensetzung, wie die in den Meteoriten eingeschlossenen Eisenkörner, gewöhnlich aber in kolossalen Dimensionen lose auf der Erdoberfläche liegend gefunden, z. B. in Sandwüsten, wo Meilen weit keine anstehende Kluft vorhanden ist, und wo keine sogenannten erratischen Phänomene vorkommen, d. h. unter Umständen, die jeden Gedanken an einen terrestrischen Ursprung so gut wie unmöglich machen. Dieser Umstand nebst der directen Beobachtung eines bei Agram in Croatien am 26. Mai 1751 herabgefallenen, fast einen Centner schweren Nickeleisenblockes veranlaßte am Ende des vorigen Jahrhunderts Chladni, und etwas später Howard, zu der Annahme, daß alle diese Eisenblöcke mit den eigentlichen Meteoriten einen gleichen Ursprung haben. Hunderte von neuen Funden von Nickeleisen, immer lose unter dem Grus der Erdoberfläche zunächst liegend, und wenigstens zwei neuere von Menschen bezeugte Eisenfälle, von denen hier an den 40 Pfund wiegenden Eisenblock erinnert werden mag, der am 14. Juni 1847 durch das Dach eines Hauses in Braunau in Böhmen herabfiel, haben hernach Chladni's Theorie bekräftigt und dieselbe zu einer wissenschaftlichen

Wahrheit erhoben. Erst in dem letztverflossenen Jahre hat man wieder die Richtigkeit dieser Lehre in Zweifel zu ziehen gesucht, und zwar eben auf Anlaß des großen grönländischen Eisenfundes.

Es ist dies keineswegs das erste Mal, da man gediegenes Nickeleisen an den ausgedehnten, kahlen, nur seit kurzer Zeit von Menschen bewohnten Küsten Grönlands angetroffen hat. Schon im Jahre 1818 zogen verschiedene den Eskimos zugehörende eiserne Geräthschaften am Cap York die Aufmerksamkeit der englischen Polarfahrer Roß und Sabine auf sich, und bei näherer Nachfrage ergab es sich, daß dieser kleine Volksstamm seinen Eisenvorrath von zwei bedeutenden Eisenblöcken holte, welche an dem Strande bei Cap York, 70 schwedische (über 100 geographische) Meilen nördlich von Ovifak, dem Fundorte der nach Schweden gebrachten großen Eisenblöcke, lagen. Der Ort wurde gleichwohl nicht näher untersucht, so daß wir nur aus der Analyse der mitgebrachten Geräthe wissen, daß das Eisen nickelhaltig war, sowie wir uns auch aus der Beschreibung der Grönländer von dem Aussehen und der Größe der Blöcke einen Begriff machen können. Einige weniger bedeutende Stücke sind späterhin gefunden worden von Dr. Rink bei Fiskernässet, 60 schwedische ($68^1/_2$ geographische) Meilen südlich, und bei Niakornak, 10 Meilen östlich von Ovifak, von dem Colonialdirector Rudolph in Upernivik unter Ballast, der wahrscheinlich an der Fortunebai in der Nähe von Godhavn eingenommen worden war. Außerdem erhielt die schwedische Expedition 1870 einen kleinern Eisenblock aus der Nähe von Jakobshavn von dem dort ansässigen ausgezeichneten Sammler grönländischer Alterthümer, Dr. Pfaff. Die Fortunebai liegt 2 und Jakobshavn 10 (schwedische) Meilen östlich von dem großen schwedischen Fundorte. Alle diese Eisenfunde sind jedoch ganz unbedeutend im Vergleich mit den Eisenblöcken, welche die von Mitgliedern der Göteborger Bürgerschaft ausgerüstete grönländische Expedition bei Ovifak an der Südseite der Disko-Insel am Fuße eines hohen Basaltfelsens am Meeresstrande und zum Theil zwischen Ebbe und Fluth liegend antraf.

Auf einem Areal von wenigen Quadratklaftern wurden hier drei kolossale und eine Menge kleinerer Eisenblöcke gefunden, welche hernach sämmtlich nach Europa gebracht worden sind, — Dank dem Interesse, womit von der schwedischen Regierung die wissenschaftliche Forschung beschützt wird, und der außerordentlichen Geschicklichkeit, womit unsere Orlogmänner ihren friedlichen, aber schwierigen Auftrag ausgeführt haben *).

Der größte dieser Blöcke wiegt ungefähr 50,000 Pfund und übertrifft nicht allein die sämmtlichen Meteoreisenblöcke, die in Sammlungen aufbewahrt werden, sondern auch alle, von denen man sichere Angaben erhalten hat. Sein Gewicht beträgt z. B. 30 Mal mehr, als das berühmte Pallas'sche Eisen, das vor 100 Jahren mit großen Kosten von Sibirien nach Petersburg geschleppt wurde und dort so große Aufmerksamkeit auf sich zog, 15 Mal mehr als der im British Museum verwahrte Eisenblock von Australien, bisher der größte in Europa; 2 bis 3 Mal mehr als das berühmte Bembego-Eisen in Brasilien, welches trotz wiederholter Versuche, dasselbe hinwegzuführen, immer noch einige hundert Fuß von dem ursprünglichen Fundorte entfernt liegt.

Das Ovifak Eisen ist aber nicht allein merkwürdig als das größte bis jetzt bekannte; auch seine Zusammensetzung liefert der Wissenschaft mehrere wichtige neue Aufklärungen. Seine vornehmste wissenschaftliche Bedeutung erhält aber dieser Eisenfund durch den Umstand, daß bei Ovifak nur einige wenige Ellen von den lose liegenden Eisenblöcken aus der sonst an dem Orte vorherrschenden Wacke oder Basaltbreccia eine Trappplatte sich vorschiebt, und daß theils einige kleinere gleichartige Eisenblöcke in dieser trappähnlichen Bergart eingesprengt gefunden worden sind, theils kleinere Flittern und Körner in der Bergart den Eisenblöcken zunächst eingesprengt sind. In dem erwähnten Trappfelsen selbst findet man außerdem eine Eisenader, ein paar Zoll breit und ein paar Fuß lang. — Da das Ganze unbedingt Aehnlichkeit hat mit einem eruptiven Gange, so macht es anfänglich den Eindruck, als hätte man es hier wirklich zu thun mit Eisen, das in geschmolzener Form aus dem Innern der Erde hervorgebrochen ist, eine Annahme, die um so weniger gewagt zu sein scheint, als das Innere der Erde ohne Zweifel zu einem großen Theile aus Stoffen besteht, die denjenigen sehr ähnlich sind, welche aus dem Weltraume auf die Erde herabfallen. Man hat sogar aus dieser Art des Vorkommens des Ovifak-Eisens den Schluß ziehen wollen, daß alle Eisenmeteoriten terrestrischen Ursprungs sind, — eine Ansicht, die gleichwohl von einer ziemlich großen Unbekanntschaft zeugt mit der reichen Erfahrung, welche die Wissenschaft zuvor auf diesem Felde erworben hat, und welche die Beobachtung wiederholt bekräftigt hat und künftig noch mehr bekräftigen wird, welche Don Rubin de Celis machte, als er im Jahre 1785 von der spanischen Regierung ausgeschickt wurde, um zu untersuchen, ob an einem Orte, wo ein gleichartiger Eisenblock in Südamerika gefunden worden war, ein Bergwerksbetrieb angelegt werden könnte, mit dem Bescheide zuückkehrte, der Block läge wie hingeworfen auf den losen Erdschichten ohne Zusammenhang mit einer unterliegenden Metallader.

Viele andere Gründe reden gleichwohl schon im Voraus gegen die eruptive Natur des Ovifak-Eisens, unter Anderm der Umstand, daß die moderne Geologie kaum ein wirklich eruptives Metall oder einen eruptiven Erzgang kennt, und daß daher das grönländische Eisen, wenn es wirklich in geschmolzenem Zustande aus dem Innern der Erde hervorgebrochen wäre, so ziemlich das einzige Beispiel einer solchen von der plutonistischen Schule in der Geologie eifrig nachgeforschten Bildung sein würde. Hierzu kommt, daß nur höchst eigenthümliche Gravitationsgesetze das Auffließen dieser kolossalen Blöcke bis an die Oberfläche unter der geschmolzenen, specifisch fast um die Hälfte leichtern Basaltmasse, sowie auch die charakteristische Gestalt dieser Blöcke, deren vollständige Uebereinstimmung mit den gewöhnlichen Meteoriten denjenigen, die sich mit hierher gehörenden Studien beschäftigt haben, sogleich in die Augen fällt. Die unbeschädigte untere Seite des größten jetzt in dem Hausflur des Akademiegebäudes aufgestellten Blockes ist z. B. mit sei-

*) Die kleineren Blöcke brachte Nordenskjöld mit; aber zur Abholung der drei größeren, 50,000, 20,000 und 10,000 Pfd. schweren wurden im vorigen Jahre unter dem Befehle des Capitäns F. W. von Otter, welcher schon 1868 bei der schwedischen Expedition nach Spitzbergen den Dampfer „Sophia" befehligt hatte, der Dampfer „Ingegerd" und die Brigg „Gladan" mit hinlänglicher Mannschaft und Werkzeugen abgeschickt; auch folgten Gelehrte mit, welche den Fundort noch näher untersuchen sollten. Es war außerordentlich schwierig, den größten Meteoriten auf „Gladan" an Bord zu schaffen, zumal die Küste bei dem Fundorte keinen Ankerplatz darbot, und dazu der 19 Meilen entfernte Hafen bei Godhavn gewählt werden mußte. Während der Ebbe wurden die Steine so weit ins Meer gewälzt als nothwendig war, die mitgebrachten an einander geketteten hölzernen Kasten, auf welche die Steine befestigt wurden, zur Zeit der Fluth flott zu machen; darauf wurde der eine nach dem andern von dem Dampfer „Ingegerd" nach Godhavn bugsirt und dort mittelst eines künstlichen Hißwerkes an Bord geschafft, was durch die äußerste Anstrengung der Mannschaft in einer Woche, vom 19. bis 25. Juni, vollendet wurde. Es war dies ein wirkliches Meisterstück, das nur gelingen konnte, da das Wetter dasselbe so außerordentlich begünstigte. Jetzt sind der größte und der kleinste von diesen drei Meteoriten hier, der mittlere aber ist in Kopenhagen.

nen eigenthümlichen Aushöhlungen, welche an den gewöhnlichen erratischen, von dem Wellenschlage geformten Blöcken niemals angetroffen werden, beinahe modellirt nach der einen Seite des zuvor erwähnten in Braunau herabgefallenen Eisenmeteoriten.

Nach der Rückkehr der grönländischen Expeditionen sind mit dem Eisen selbst und dem dazu gehörenden Steine etwa 30 Analysen ausgeführt worden theils in dem mineral-analytischen Laboratorium des Reichsmuseums, theils von dem berühmten Mitgliede der Akademie, Professor Wöhler in Göttingen, von Dr. Nordström und Candidat Nauckhoff. Außerdem sind bei der mineralogischen Abtheilung des Reichsmuseums Hunderte von Schleifproben angefertigt und sorgfältig geprüft worden.

Wie gewöhnlich hat auch hier die Detailforschung eine Menge von unerwarteten Aufklärungen geliefert, welche alle Zweifel über den wirklichen Ursprung dieser Eisenblöcke zu heben scheinen.

Durch eine Analyse von Wöhler an einem in dem zuvor erwähnten Trappfelsen eingesprengten Eisenblock hat sich gezeigt, daß dieses scheinbar metallische Eisen Eisenoxydul oder vielleicht einen neuen Oxydationsgrad von Eisen, Eisensuboxyd, nebst Kohle enthält. In Uebereinstimmung mit den Forderungen der chemischen Gesetze, und ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, in Uebereinstimmung mit dem Resultate directer Versuche, reducirt diese Kohle das Eisenoxydul schon bei einer gelinden Erwärmung, so daß die Kohle in Verbindung mit dem Sauerstoff des Eisenoxyduls als Kohlenoxydgas entweicht, — ein Umstand, welcher deutlich zeigt, daß das Eisen nie einmal zu einem gelinden Rothglühen erhitzt gewesen ist.

Beim Schleifen zeigt es sich, daß das grönländische Eisen genau dieselbe innere Structur hat, wie die wirklich herabgefallenen Meteoreisen, d. h. daß es gebildet ist von regelmäßig neben einander gelegten verschiedenen Nickeleisenlegirungen, zwischen denen man sparsam eingemischte, scharf begrenzte Partikeln von Schwefeleisen bemerken kann. Beim Umschmelzen bilden diese verschiedenen Eisenlegirungen, wie jeder Bergmann bei uns vorherzusagen im Stande gewesen sein würde, eine homogene Masse, in welcher das Schwefeleisen nur mit chemischen Reagentien entdeckt werden kann. Das in die begleitende Bergmasse eingehende, stark nickelhaltige Schwefeleisen ist von Nauckhoff analysirt worden, und er hat dasselbe zusammengesetzt befunden ganz so wie ein in den Meteorsteinen oft vorkommendes Mineral Troilit, nicht wie die tellurischen Mineralien Schwefelkies oder Magnetkies.

Schon die ersten Schleifproben zeigten, daß die Bergart, welche Flittern und Kugeln von metallischem Eisen enthält, sich wesentlich von dem gewöhnlichen grönländischen Basalt unterscheidet, eine Verschiedenheit, welche mehrere von Nauckhoff und Lindström ausgeführte Analysen sowie auch eine mikroskopische Untersuchung noch mehr bekräftigt haben. Es hat sich nämlich hierbei gezeigt, daß die dem Eisenblocke zunächst befindliche in meteorsteinähnlichen Knollen abgesonderte Steinart, welche Flittern und Körner von metallischem Nickeleisen führt, weit weniger kieselsäurehaltig ist, als der eigentliche grönländische Basalt, wogegen sie sich in ihrer Zusammensetzung den Meteorsteinen von Juvinas, Jonzac, Stannern und Petersburg in Tennessee nähert.

Um fortdauernd zu behaupten, daß die bei Ovifak in Grönland gefundenen Eisenblöcke einen eruptiv-tellurischen Ursprung haben, muß man daher annehmen, daß sie durch einen wunderbaren Zufall gerade die Form erhalten haben, welche Meteorsteine charakterisirt; daß sie durch einen nicht weniger merkwürdigen Zufall gerade die Structur und die Zusammensetzung erhalten haben, welche diese kosmischen Körper von tellurischen Mineralien unterscheiden; daß es endlich gelungen ist, in einer tellurischen Bergart eine Verbindung des Schwefels mit Eisen, Troilit genannt, zu finden, welche nie zuvor unter den Magnet- oder Schwefelkiesen in unseren Gruben angetroffen worden ist; daß es der plutonischen Schule in der Geologie endlich gelungen ist, einen rein eruptiven Erzgang zu entdecken; daß den in der Physik geltenden Gesetzen zuwider ein 50,000 Pfund schwerer Eisenblock aus einer geschmolzenen Masse, deren specifisches Gewicht um die Hälfte leichter ist, als das des Eisens, emporgeschwommen ist; daß, den Gesetzen der Chemie zuwider, Kohleneisen und oxydirtes Eisen in geschmolzener Form zusammen existiren können; daß, ebenfalls aller metallurgischen Erfahrung zuwider, sich aus der geschmolzenen Metallmasse Schwefeleisen- und verschiedenartige Phosphornickellegirungen bei der Abkühlung in einer ziemlich gleichmäßigen Mischung abgeschieden haben, — lauter Annahmen, deren Abgeschmacktheit zeigen dürfte, daß der größte bis jetzt gemachte Nickeleisenfund die Lehrsätze, welche zuvor auf diesem Felde Geltung gehabt haben, keineswegs erschüttern wird. Wir machen im Gegentheil wahrscheinlich hier zum ersten Male nicht allein Bekanntschaft mit einem Meteoreisenfunde aus einer vergangenen (miocenen) geologischen Periode, sondern erhalten auch zum ersten Male eine Andeutung über den rechten Bau der Eisenmeteoriten. Es sieht nämlich so aus, als ob die großen Eisenklumpen nur Theile eines großen Meteoriten gewesen sind, dessen Grundmasse von einem eukritartigen Silicat mit eingesprengten Kugeln und Flittern von Eisen gebildet worden ist, und künftige sorgfältige Untersuchungen an den Fundörtern von Meteoreisen, wo viele Eisenklumpen dicht an einander angetroffen worden sind, werden vielleicht zeigen, daß dieses Bindemittel, z. B. bei Tolucca und Atakama, ebenfalls nicht gefehlt hat, wenn dasselbe auch an diesen Stellen nicht gehörig beachtet worden ist. Vielleicht hat z. B. bei Atakama das gewöhnliche olivinhaltige Atakama-Eisen das Bindungsmittel gebildet, womit reine Eisenklumpen von der Beschaffenheit wie das von Tschernak neulich beschriebene Atakama-Eisen zusammengefügt gewesen sind.

Die betrübende Eigenschaft verschiedener Meteoriten aus Grönland, an der Luft zu zerfallen, deutet ebenfalls darauf hin, daß verschiedene Blöcke weit früher zerstört worden sind, als die überliegende vulcanische Asche, welche das Material zu den Basaltlagern in Grönland geliefert hat, zu erhärten Zeit hatte, und daß also, wie jeder Mineralog, der sich mit dem Studium sogenannter Pseudomorphosen abgegeben hat, schon zuvor vorhersehen konnte, auch hier in der Länge der Zeit verschiedene Neubildungen entstanden sind, deren Erklärung ohne Zweifel nicht so schwierig ist, wie z. B. die Umbildung des Feldspaths in den Gruben von Cornwall in Zinnerz, oder die Entstehung eines ausgebildeten Pyritkrystalles in einem Marmorblocke. Zu diesen gehören vermuthlich auch die von Nickeleisen gebildete Spaltenfüllung, welche den ersten Anlaß zu dem Zweifel an dem meteorischen Ursprung dieses Eisens gab, und die brecciaartigen Klumpen, welche nebst den eigentlichen Eisenblöcken angetroffen werden, und augenscheinlich in Basalt- oder Meteoritgraus bestehen, zusammengefügt mit grobkrystallinischem metallischem Eisen.

In chemischer Hinsicht ist das grönländische Eisen besonders merkwürdig durch seinen Gehalt an Kohle und Kohlenwasserstoff. In der That scheinen diese Stoffe, das Erzeugniß oder die erste Bedingung des organischen Lebens, in der Zusammensetzung der Meteoriten einen hervorragenden Platz einzunehmen, und es ist sogar möglich, daß Stoffe von dieser Zusammensetzung öfter aus dem Weltenraume

auf unsere Erde herabfallen, als man bisher geahnt hat. In dieser Hinsicht sind in dem letzten Winter in Schweden und Finland einige höchst merkwürdige Beobachtungen gemacht worden, über welche ich mir noch einige Worte anzuführen erlaube.

Gegen das Ende des großen Schneefalls, der zu Anfang des letzten Decembermonats in Stockholm eintrat, wurde eine große Masse von Schnee geschmolzen, welcher auf einem hölzernen Dache gesammelt worden war mit Beobachtung der Vorsichtsmaßregeln; welche nothwendig sein konnten, um die etwa in dem Schnee befindlichen festen Gegenstände in Verwahr zu nehmen. Wider Vermuthen erhielt man hierbei aus dem Schnee ein schwarzes Kohlenpulver, welches bei der Erhitzung im Kolben flüssige Destillationsproducte, und bei der Verbrennung eine Menge von Asche gab, welche außerdem Partikeln von metallischem Eisen enthielt, die sich mit dem Magnet ausziehen ließen. Obgleich die Erklärung über die Entstehung dieses Stoffes sehr nahe lag, daß die Kohle von den Schornsteinen und die eingemischten Eisenflittern von den eisernen Dächern in Stockholm herrührten, so hielt man doch dafür, daß der Versuch in einer günstiger belegenen Gegend wiederholt zu werden verdiente. Darum wurde eine gleichartige Schneeschmelzung in einer entlegenen Waldgegend in Finland bewerkstelligt. Auch hier hinterließ der blendend weiße Schnee beim Schmelzen eine geringe Masse von einem Kohlenpulver, welches sich durch seine Destillationsproducte und durch die Menge der nach der Verbrennung zurückbleibenden Asche von dem gewöhnlichen Ruß unterschied, und überdies auch kleine Flittern von metallischem Eisen enthielt. Gleichartige Partikeln von metallischem Eisen wurden endlich von der Oberfläche des Schnees auf einer von Wald umgebenen Ebene in einiger Entfernung von Stockholm aufgesammelt. Leider war das Material, welches eingesammelt werden konnte, nicht hinreichend zur Bestimmung, ob dieses Eisen nickelhaltig war oder nicht.

Das Dasein eines kosmischen Staubes, der continuirlich oder periodisch auf unsere Erde herabfällt, ist von so außerordentlicher Wichtigkeit, daß ich keinen Anstand genommen habe, die Aufmerksamkeit auf diese Versuche zu lenken, wenn dieselben auch keinesweges als vollkommen entscheidend angesehen werden können, da leicht angenommen werden kann, daß die Kohle, deren chemische Zusammensetzung gleichwohl bei weitem mehr mit der Meteoritenkohle von Heßle als mit gewöhnlichem Ruß übereinzustimmen scheint, von den zahllosen Feuerstellen der bewohnten Länder und das Eisen vielleicht in unserm eisenreichen Lande von den Werkstätten herrührt. Gewiß aber wird diese Frage, nachdem sie einmal aufgeworfen ist, nicht lange auf ihre Lösung warten lassen, und vielleicht kann die im nächsten Jahre in weiter Ferne von allen bewohnten Ländern überwinternde schwedische Polarexpedition hierzu einen entscheidenden Beitrag liefern *). Dann werde ich Gelegenheit haben, auf diese auch in praktischer Hinsicht nicht unwichtige Frage zurückzukommen.

*) Es werden jetzt die Vorbereitungen zu einer fünften schwedischen Polarexpedition getroffen, welche in diesem Sommer abgehen wird, deren Zweck ist, nachdem sie auf Spitzbergen, voraussichtlich auf der Parry-Insel, einer der Sieben-Inseln im Norden von Spitzbergen, unter 80½ Grad überwintert und meteorologische, magnetische und andere Observationen, Untersuchungen des Lebens in der Tiefe und unter dem Eise u. s. w. angestellt hat, im nächsten Frühling auf Schlitten die noch unbekannte Nordostküste von Spitzbergen und das ostwärts davon gelegene Giles-Land zu besuchen und dann so weit wie möglich auf dem Eise gegen den Nordpol vorzudringen, ja diesen wo möglich zu erreichen. Zu diesen Zwecken wird von Göteborg, dessen Bürger die Mittel zu der Expedition hergeben, ein dort aufgezimmertes, bequemes und mit allem Comfort eingerichtetes Haus, das an Ort und Stelle in kurzer Zeit zusammengesetzt werden kann, nebst drei Observatorien mitgenommen, und im Herbst werden 50 in der Umgegend des Enara-Sees eingekaufte und eingefahrene Renthiere nebst dem für dieselben erforderlichen Futter, begleitet von drei Lappen zur Pflege derselben, hinübergeschafft, um bei den Schlittenpartien auf dem Eise des arktischen Meeres (hernach wohl auch als Speise) verwendet zu werden. Der Staat unterstützt (wie schon 1868) die Expedition, indem er dazu den für die Ueberfahrt der Post zwischen dem Festlande und Gotland gebauten und für Winterfahrten eingerichteten Dampfer „Polhem" und die Brigg „Gladan", vollständig ausgerüstet und mit Mannschaft und Proviant versehen, hergiebt. Die Brigg soll die Häuser und die übrigen Bedürfnisse hinbringen, zum Herbst aber zurückkehren; der Dampfer aber unter dem Befehle des Capitän Palander bei der Expedition verbleiben, wo möglich während des Winters in der Bucht an der Ostseite der Parry-Insel verteiet und als Magazin oder in dem unglücklichen Falle, daß eine Feuersbrunst die mitgenommenen Gebäude zerstören sollte, von den Mitgliedern der Expedition als Zufluchtsort benutzt werden.

Aus allen Erdtheilen.

Ein deutsch-amerikanisches Spottgedicht gegen den Präsidenten Grant.

In den Vereinigten Staaten hat die sogenannte republikanische Partei, welche seit 1861 in jenem Lande herrscht, sich endlich offen gespalten. Die „liberalen Republikaner" sind mit der größten Entschiedenheit gegen den radicalen Theil der Partei aufgetreten, um als „Partei der ehrlichen Leute" dem über alle Maßen nichtswürdigen Treiben der herrschenden, durch und durch corrumpirten Faction wo möglich ein Ende zu machen. Da Präsident Grant, als Geschöpf dieser Faction, doch recht eigentlich als der wahre Repräsentant dieser „Staatsverderber und politischen Gauner" betrachtet werden muß, so erklärt sich, daß die „ehrlichen Leute" seine Wiederwahl zum Präsidenten verhindern wollen. Sein gefährlichster und einflußreichster Gegner ist unser Landsmann Karl Schurz, Bundessenator für den Staat Missouri. Die Yankeeblätter müssen zugestehen, daß er ein „master spirit" sei und der beste Redner, den Amerika aufzuweisen hat. Schurz und Senator Trumbull stehen an der Spitze der liberalen Republikaner, und der Erstere hat in seinen Reden im Cooperinstitute zu Neuyork und bei der großen Convention in Cincinnati das ganze System der Corruption und die Sünden wie die Unfähigkeit Grant's in wahrhaft vernichtender Weise klar zu Tage gelegt. Die Deutschen, welche der republikanischen Partei angehörten, sind wie Ein Mann unter seine Fahne getreten, die auch von einflußreichen Männern, wie Friedrich Hecker, Gustav Körner, Hugo Wesendonck &c., hochgehalten wird. Allgemein erheben sie den Ruf: „Fort mit den Dieben!"

Ob es gelingen wird, bei der Präsidentenwahl im November Grant zu überstimmen, läßt sich heute noch nicht sagen. Die Entscheidung wäre sofort klar, wenn die demokratische Partei mit der liberal-republikanischen Hand in Hand ginge; das ist jedoch zweifelhaft. Da die „politischen Hausknechte" Grant's im Aerger über Schurz und die ganze Haltung der Deutschen gegen diese, ganz wie einst die Knownothings, in Reden und Zeitungen sich täglich Ausfälle erlauben, so ist es erklärlich, daß die Deutschen auch ihrerseits mit Invectiven nicht sparsam sind.

Kennzeichnend für die Stimmung unserer Landsleute ist eine Philippika in Versen, welche zuerst im „Courier" zu Louisville in Kentucky erschien und dann sofort die Runde durch die deutschen Zeitungen machte. Sie concentrirt den Haß und die Verachtung gegen Grant in einer ganz grimmigen Weise. Für die Leser des „Globus" wollen wir einige orientirende Bemerkungen vorausschicken.

Seit einer Reihe von Monaten ist Wilhelm Jordan in den Vereinigten Staaten als Rhapsode aufgetreten. Er trägt in den größeren Städten seine Bearbeitung des Nibelungenliedes vor und findet für seine ausgezeichneten Poesien den bewundernden Beifall, welchen er verdient. Seine Bearbeitung der Nibelungen ist in Stabreimen mit Alliterationen abgefaßt, und als Nachahmung hat nun der deutsch-kentuckische Archilochos den Präsidenten Grant in „Knüttelversen mit Stabreimen" verarbeitet. Das Stabreimlied enthält einen förmlichen Anklageact und kritisirt unbarmherzig die Person und das politische System Grant's, — seinen Nepotismus, seinen intimen Umgang mit den anrüchigsten Subjecten, seine Aemterpatronage, seine Verwickelungen in Geldspeculationen, sodann daß er Geschenke nimmt, und diejenigen, welche ihm Pferde, Kutschen, Häuser gegeben, mit Aemtern bedenkt und dergleichen mehr. Der Hinweis auf den „Gerber" wird verständlich, wenn man sich erinnert, daß Grant das Handwerk eines Gerbers betrieb, bevor er Soldat wurde, ähnlich wie Lincoln ein Holzspalter und Johnson ein Schneider war. Hier ist das „Stabreimlied", welches zeigt, wie man einen Präsidenten von der sittlichen und politischen Qualität jenes Grant auf Deutsch verarbeitet. —

Großer Grant, o grausiger Götze,
Mit granitener Stirn und geringem Gehirn,
Mit steifem Genick, mit gierigem Blick
Und grobem Sinn nach gemeinem Gewinn,
Sei es die glänzendste Gabe,
Sei es ein garstiger Groschen!

O grandioser Grant, du gewaltiger Gründer
Des glorreichsten Regiments von Gnaden,
Von Gnaden der Geschlechter und des Geblütes,
Das die Gevatternsippe und das Vetterngezücht
Im Amte gar schwer läßt gehn ins Gewicht, —
Das deine grellen Begierden gebracht
In gräulich Gemisch mit Günstlingsgelüsten!

Hast dich und dein gefügig Gefolge gemästet
Mit dem, was abgefallen von den Gefällen,
Die der Gewerbe gesundes Gedeihn gestört,
Des Handels gelenke Glieder gelähmt;
Die grünen Gründe des großen grasigen Westens
Als „Grants" an Rail-Road-Granden geliefert.

Hast die geweihte Gewalt,
Vom Grundgesetz dir gegeben,
Nur geachtet als Gans,
Die goldene Eier gelegt, —
Gar flink nach gesuchten Geschenken gegriffen,
Geboten von glatter Gleißner Gewinnsucht,
Von gaukelnden Gaunern Gäule genommen,
Geputzt mit glänzend beschlag'nem Geschirr,
Und deinem geschnorrten Gestüte gebauet
Geräumige Stallung aus dem geschenkten Gestein,
Genannt nach dem großen röm'schen Gelehrten,
Der des grausamen Nero Magister gewesen.

Im Golfe selbst wurde deinem Geize gedienet;
An fremdem Gestade hat ein Geschwader
Gekreuzet auf dein Gebot, zu Gefallen
Dem Gesellen deines Gelichters. —
Hast im Geheimen gemeinsam
Mit Gould in Gold gegambelt
Und Manchen zu Grunde gerichtet, —
Von ihm geleimten Gimpeln
Den Garaus gemacht.

In Gehorsam grüßen dich als General
Des Landes geriebenste Gaunerbrigaden;
So sitzest du da, den geilen Gaumen gekitzelt
Von der dem Geruche gefäll'ger Havana —
Gestohlenes Gut, geraubte Gewalt,
Geknicktes Gesetz, geflicktes Gewissen
Umlagern dich in gräßlich grinsender Gruppe.

Auf dein Geheiß hat das ganze Geschmeiß
Geblähter Gesellen mit gemeiner Grimasse
Gespieen seinen giftigen Geifer gegen
Den mit grimmigem Grolle gehaßten Schurz,
Weil er gerechter, gescheidter und grader als du,
Und gezüchtigt mit der Geißel des Geistes
Dich und dein ganzes gedung'nes Gesinde
Mit Gold und Greenbacks gekaufter Geschöpfe.

Nicht länger gelingt's, ein gläubiges Volk,
Vom Glanze gelogener Gleichheit geblendet,
Im glücklichen Wahne gefangen zu halten.
Längst ist der Gleichmuth geschwunden,
Schon ist die Geduld gerissen;
Schon graut dir vor germanischer Gradheit,
Die mit dir geht ins gerechte Gericht —
Bis du als gefallene Größe gesunken
In die dir selbst gegrabene Grube,
Ein gründlich gegerbter Gerber,
Getroffen von des Gegners Geschoß
In das mit Geschenken gefüllte Gedärme,
Gehöhnt vom Gelächter der Freien und Guten.

Felsenthor bei der Insel Ascension.

Von Dr. O. Mohnike.

Am 16. Mai 1870 des Morgens zeigte sich unseren Blicken das südöstliche, auf der Karte als S.-O.-Punkt von Ascension angegebene, steil und malerisch aus der See aufsteigende Vorgebirge dieser kleinen, aber höchst merkwürdigen, isolirten Insel. Sie ist, wie St. Helena, durchaus vulcanischen Ursprunges; aber während auf letzterer Basalt und Zersetzungen desselben vorherrschen, ist Ascension mit älteren und jüngeren, seit lange erstarrten, rauhen und nur hier und da mehr oder weniger verwitterten Lavaströmen überdeckt. Auch hinsichtlich der Gestaltung ihres Innern sowie der Form ihrer Küsten weichen beide Inseln sehr von einander ab. Es war daher interessant für mich, diese beiden in der Entfernung von ungefähr 135 geographischen Meilen von einander gelegenen Erhebungspunkte von Land in der weiten, inselarmen Ausbreitung des südlichen atlantischen Oceans, wenn auch nur oberflächlich, mit einander vergleichen zu können.

Wir näherten uns dem S.-O.-Punkte von Ascension bis auf einen sehr geringen Abstand und fuhren mit einer ganz schwachen Brise, die uns kaum eine Meile in der Wacht vorausshalf, zuerst in nordwestlicher, später aber in südwestlicher Richtung dicht unter der Küste hin, bis wir uns gegenüber von George Town, der einzigen europäischen Niederlassung daselbst, und dem kleinen Fort Thornton in der Nähe davon befanden.

In einer sehr geringen Entfernung nordwestlich von dem S.-O.-Punkte dieser Insel, in einem Abstande von nicht mehr als wenigen hundert Fuß von ihrer Küste, und von ihr durch einen sehr schmalen Meeresarm getrennt, liegt eine kleine felsige Insel, die auf englischen Karten den Namen von Bootswain's Bird Island führt. Sie hat anscheinend einen Umfang von nur ein Paar hundert Schritten, ist ungefähr 250 Fuß hoch, von pappelförmiger Gestalt und an der Seeseite sehr schroff und steil. Eine hellere, mehr graue Farbe unterscheidet diese nackte Felsenmasse von dem dunklern, schwärzlichern, die größere Insel bildenden Gesteine.

An dem südlichsten Theile von Bootswain's Bird Island befindet sich ein ungefähr 80 Fuß hohes und halb so breites Felsenthor, durch welches wir deutlich auf den diese Insel von

Ascension trennenden Meeresarm blicken konnten. Die Länge dieser geräumigen, an beiden Seiten offenen, sehr malerischen Höhle ließ sich selbst nicht annähernd schätzen. Sie erstreckt sich aber durch die ganze Breite der Felsenmasse. Weder der Capitän noch einer der Steuerleute unseres Schiffes hatten dieses Thor jemals früher bemerkt, obgleich sie wiederholentlich an Ascension vorbei gefahren waren. Freilich hatten sie sich früher niemals in einer solchen Nähe von dieser Insel befunden.

Ich selbst habe in keiner der mir bekannten Reisebeschreibungen, worin über Ascension gesprochen wird, das Felsenthor auf Bootswain's Bird Island erwähnt gefunden. Dasselbe kommt mir aber merkwürdig genug vor, um seiner in dieser kurzen Notiz zu gedenken. —

Wie verbringt der Kaiser von Japan seinen Tag?

Die Antwort lautet: In jeder Beziehung musterhaft und preiswürdig!

In das gesammte öffentliche Leben der Japaner ist bekanntlich eine mächtige Strömung aus Westen gekommen, abendländische Ideen und Gebräuche finden mehr und mehr Gunst und auch das Privatleben wird von denselben berührt. An der Spitze der Reformer steht der altlegitime Erbkaiser, der Abkömmling der Götter, welcher seinen Stammbaum positiv bis ins siebente Jahrhundert vor Christus hinaufführen kann, — der Mikado oder Tenno.

Noch vor zwei Jahren war seine geheiligte Person unsichtbar für das Volk; der Mikado lebte innerhalb seiner Paläste. Heute dagegen zeigt sich Seine Majestät sehr oft im Publicum unverhüllt und offen; er verkehrt mit seinen Japanern und mit den Leuten aus dem Abendland in freundlicher Weise. Schon darin liegt eine förmliche Revolution; der Abkömmling der Götter verschmäht es nicht mehr, Mensch zu sein wie andere Leute.

Morgens um 7 Uhr steht er auf und studirt zuerst classische japanische Schriftsteller, welche der gelehrte Herr Futuba erläutert. Nach einer Pause, etwa um 10 Uhr, studirt er Sprachen und Literatur des Abendlandes, auch Deutsch; in diesem Fach ist Herr Katoh sein Lehrer. Seine Lieblingsstudien sind Geographie, Völkerkunde und Physiologie.

Nach einer abermaligen Pause empfängt er den einen oder andern Minister, der Vortrag hält. Der Kaiser nimmt an allen Verwaltungsgegenständen ein lebhaftes Interesse und geht, um sich gründlich über die Zustände im Lande zu unterrichten, in die Details ein. Diese Sitzungen nehmen täglich mehrere Stunden in Anspruch; erst nach Beendigung derselben macht der Mikado sich körperliche Bewegung, reitet oder fährt spazieren, gewöhnlich mit einem kleinen Gefolge in den Straßen von Yeddo und in den Vorstädten. Zuweilen macht er auch incognito Ausflüge, um ungestört und unerkannt beobachten zu können. Nach der Heimkehr liest er mit dem gelehrten Herrn Saito chinesische Classiker und Abends versammelt er einen Kreis wissenschaftlich gebildeter Männer, namentlich solche, die Europa besucht haben. Auch höhere Offiziere des Landheeres und der Seewehr zieht er in diesen Kreis, damit sie wohlthätige Anregungen erhalten. Ehemals bestanden derartige Versammlungen nur aus Männern der allerhöchsten Rangstufen, gegenwärtig kommt auf Geburt, Adel und Rang gar nichts mehr an, nur die wissenschaftliche Bildung und das Verdienst um Land und Volk wird in Betracht gezogen.

Man sieht, daß der japanische Abkömmling der Götter an Cultur sich reichlich mit jedem europäischen Potentaten messen kann, von denen ohnehin keiner sich rühmen kann, Nachkomme von Götterheroen zu sein. Der Tenno ist etwas größer und schlanker gewachsen als durchschnittlich die Japaner; er trägt bis jetzt noch die landesübliche Kleidung der Samurai, Edelleute, nur sind seine Hosen nicht dunkelfarbig, sondern weiß. Wahrscheinlich wird er, gleich vielen seiner höheren Beamten, künftig auch europäische Kleidung tragen; beim Spazierengehen trägt er schon längst europäische Schuhe oder Stiefel.

Früher wurde der Mikado lediglich von Hofdamen bedient, der gegenwärtige Tenno hat nur männliche Aufwartung. Er ist ein eifriger Jünger der Wissenschaft, sein Streben ist auf Cultur und Reform gerichtet, sein Fleiß ermüdet nicht und seine Lebensweise ist einfach. Der japanische Kaiser verdient in vollem Maße Achtung und Bewunderung. In Yeddo verlautete im Januar, daß er nach Rückkehr der großen Gesandtschaft auch seinerseits eine Reise nach Nordamerika und Europa unternehmen werde, um persönlich zu beobachten und die Könige und Kaiser zu besuchen, mit welchen Japan Verträge abgeschlossen hat.

Möge dem vortrefflichen Monarchen langes Leben und ungetrübtes Glück beschieden sein.

* * *

— Notizen über den Affenbrotbaum. Wir theilten im laufenden Bande des „Globus" über denselben die Bemerkungen Otto Kersten's mit („ein Vegetationsbild an der Küste von Mompas"). Jetzt erhalten wir durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Alexander Braun eine Notiz, welche derselbe von unserm fleißigen Mitarbeiter Herrn Dr. A. Ernst in Caracas erhalten hat. Dieselbe wurde in der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin am 17. Juli 1871 mitgetheilt, also acht Monate früher, als die Mittheilung im „Globus". Dr. Ernst schreibt:

„Bekanntlich haben Adanson und nach ihm De Candolle für die Adansonia digitata eine außerordentlich lange Lebensdauer angenommen. Ein einjähriges Bäumchen sollte höchstens $1\frac{1}{2}$ Zoll dick sein, nach 30 Jahren wäre der Stammdurchmesser 2 Fuß, nach 100 Jahren 4 Fuß, nach 1000 Jahren 14 Fuß, und einem 30 Fuß dicken Stamme sollte ein Alter von mehr als 5000 Jahren zukommen. Obgleich mehrfach Zweifel gegen diese Angaben erhoben worden sind, und spätere Autoren ein geringeres Alter für diese afrikanischen Riesenbäume vindicirt haben, so fehlt es doch an einschlägigen directen Beobachtungen und Messungen, und glaube ich aus diesem Grunde, daß die nachstehende Notiz nicht ohne Interesse sein dürfte. In dem in Caracas befindlichen Garten La Viñeta, den General Paez angelegt, steht eine Adansonia, welche der Besitzer 1832 als junge Pflanze von dem englischen Admiral Fleming erhielt. Dieser Baum ist also jetzt ungefähr 40 Jahre alt und hat dabei die nachstehenden Dimensionen: Stammumfang am Boden 23 preußische Fuß, Stammumfang 5 Fuß über dem Boden 16 Fuß 5 Zoll, Stammumfang 10 Fuß über dem Boden am ersten Aste 12 Fuß 6 Zoll. Die Hauptachse geht nach oben spitz zu und erreicht eine Totalhöhe von 34 Fuß. Die Krone ist klein, ihr Umriß elliptisch, so daß der größte Durchmesser des von ihr beschatteten Raumes 46 Fuß, der kleinste 30 Fuß beträgt. Der größte Ast ist gegen 16 Fuß lang und an seiner Wurzel kaum 6 Zoll dick. Die Belaubung ist nichts weniger als üppig; dagegen sind alle Aeste und Zweige mit Tillandsia recurvata, Willd, bedeckt. Der Baum blüht alle Jahre, doch sehr spärlich. Die Früchte werden höchstens 4 Zoll lang und enthalten weder Fruchtmark noch Samen. — Da sich keine ausnahmsweise günstigen Bedingungen für das Wachsthum dieses Baumes auffinden lassen, so kann angenommen werden, daß bei anderen Stämmen ein mehr oder weniger gleiches Vegetationsverhältniß stattfindet. Nach Adanson sollte ein 40 Jahre alter Stamm etwas über 2 Fuß dick sein, doch der mittlere Durchmesser des in Rede stehenden Exemplars beträgt ungefähr 5 Fuß 3 Zoll, ein Durchmesser, für welchen der genannte Forscher mehr als ein Jahrhundert in Anspruch nimmt. Es ist demnach wohl sicher, daß die früheren Altersbestimmungen von Adansonia ungemein übertrieben sind und einer bedeutenden Reduction bedürfen. Die Zunahme an Masse ist dagegen in der That sehr groß. Berechnet man den körperlichen Inhalt des untern Stammtheils nach den oben mitgetheilten Zahlen als abgekürzten Kegel, so erhält man 257,7 Kubikfuß, zu denen man noch für den obern Stammtheil, Aeste ꝛc. so viel hinzurechnen kann, daß im Ganzen 300

Kubikfuß herauskommen. Dies ist das Resultat eines vierzigjährigen Vegetationsprocesses, woraus folgt, daß täglich sich durchschnittlich 36 Kubikzoll bildeten! Ich werde die Messungen an dem genannten Stamme weiter fortsetzen."

— Die verschiedenen Namen des Kabeljaus. Der Kabeljau, oder getrocknet der Stockfisch, ist durch die ganze Welt bekannt geworden, zumal in katholischen Ländern, wo er als Fastenspeise gilt. Sein Name ist bei den verschiedenen Völkern, obgleich sie ihn meistens aus derselben (neufundländischen) Quelle erhalten, sehr verschieden, läßt sich aber meist auf die Art und Weise seiner Bereitung zurückführen. Ueber diesen Gegenstand hat kürzlich ein Brooklyner, Carson Brevoort, eine kleine Schrift veröffentlicht, der wir das Folgende entnehmen. — Bei den Lateinern wird der Fisch Gadus genannt, was auf die Sanskritwurzel cad oder gad, eine Ruthe, zurückführt. Bei den Spaniern heißt er im getrockneten Zustande bacalaos, von baculeum, ein kleiner Stock; dasselbe Wort hat sich noch im französischen baguette, Ruthe, erhalten. Die Angelsachsen nannten ihn cod, von gad oder goat, Ruthe; daher auch das heutige englische codfish. Bei den Niederländern variirt der Name etwas; man findet Kabbeljau und mit Versetzung der Buchstaben Bakkeljau schon seit dem 15. Jahrhundert. Man will dieses Wort auf „Gabel" zurückführen, eher scheint es aber mit dem spanischen bacalaos zu stimmen. Die Franzosen sagen morue, was auf ein gallisches Mor, Meer, sich beziehen soll. (Lateinisch Gadus morrhua.) Getrocknet heißt der Fisch bei uns Stockfisch, bei den Engländern dunfish, wenn er auf den Strandhügeln (gälisch duin, Dünen) getrocknet wurde. Auf Felsen am Strande getrocknet wird er der englische rockfish, der norwegische Klippfisch. Die Norweger nennen ihn auch Dorsch (dorsck, torsk), die Engländer tusk von der Wurzel „dörren", Fisch, welcher gedörrt wird. Das englische Aberdeenfisch und französische Laberdan wird gedeutet „Fisch, der an der Flußmündung gefangen wird" vom gälischen Abar, Mündung, und Dan, Fluß. (?)

— Die Missionäre der Mormonen sind in allen Erdtheilen thätig. Im Maimonat 1872 kamen nicht weniger als 23 dieser „Apostel" in Europa an, um „das wahre Heil, den wahren Glauben und den wahren Gott" unter den Ungläubigen zu verkünden. — In Glasgow haben die Heiligen vom jüngsten Tage in der Mitte des Mai ihre große Jahresconferenz abgehalten, in welcher die Redner erklärten, daß die Offenbarungen Gottes unter seinem auserwählten Volke erfreulichen Fortgang nehmen. Christus sei allerdings der einzige und alleinige Erlöser, aber der Geist der Prophezeiung ist allen Zeiten und allen Völkern verliehen. Die Verfolgungen, welchen die Gläubigen in Utah ausgesetzt seien, lieferten den besten Beweis, daß ihre Lehre wahr und gesund sei. Die echten, guten Christen seien ja in allen Jahrhunderten verfolgt worden. Die Heiligen am Salzsee seien unter allen Umständen entschlossen, trotz aller Umtriebe der Gottlosen ihre Grundsätze und ihre Gebräuche (die Vielweiberei) aufrecht zu erhalten. — Die Conferenz umfaßte 78 Aelteste, 27 Priester, 43 Lehrer, 13 Diaconen und 606 Mitglieder, zusammen 767, von welchen 34 die Mormonentaufe seit Juni 1871 erhalten haben. Aus Schottland sind im verflossenen Jahre etwa 200 „Heilige" nach Amerika ausgewandert. — In Liverpool erscheint, als Hauptorgan der wahren Kirche, der „Millenial Star". Das tausendjährige Reich spielt bei den Inhabern der alleinigen Wahrheit bekanntlich eine wichtige Rolle.

— Seit den abscheulichen Judenverfolgungen, welche von den walachischen und slavo-gräkischen Halbbarbaren im Südosten Europas in Scene gesetzt werden, erfahren wir Manches über den Zustand der Juden in der Donaugegend und Rußland. Ueber die Juden im nordwestlichen Rußland hat in einer der jüngsten Sitzungen der russischen geographischen Gesellschaft Herr Nebolssin einen ausführlichen Vortrag gehalten. Er theilt die Hebräer jener Region in zwei Gruppen. Die eine derselben glaubt an den Talmud; viele glauben Alles wörtlich, was in demselben enthalten ist, etwa so wie recht orthodoxe Christen Alles, was im alten und neuen Testamente steht, wörtlich nehmen und glauben. Jene der zweiten Gruppe, die Karaim (Karaiten), verwerfen den Talmud und üben auch in Bezug auf den Inhalt der Bibel Kritik. Ihre besonderen Ueberlieferungen sind in einem Buche zusammengestellt, welchem sie dieselbe Autorität zuschreiben wie die Leute der erstern Gruppe dem Talmud. Sie sprechen zumeist tatarisch; die Talmudisten zumeist ein verderbtes Deutsch. Diese letzteren zerfallen in die Mischnaiedim, oder eigentlichen Talmudisten, und die Kassidim. Diese letzteren sind zahlreich in Bessarabien, Wolhynien, Podolien, Lithauen und Polen; sie werden von den Russen bezeichnet als Hüpfer oder Springer, Skakuntschiki. Nebolssin sagt, diese Secte habe sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gebildet, weil ihr das vorzugsweise auf das Aeußere gerichtete Formelwesen der anderen Juden und der viele Ceremonienkram mißfiel. Sie wollten mehr vermittelst vielen innern Betens ausrichten, doch mißlang das ihnen; sie seien jetzt in der Anhänglichkeit am Formelwesen fast noch pedantischer als die eigentlichen Talmudjuden; bei ihren Andachten machen sie lebhafte Körperbewegungen, als ob sie in frommer Extase seien; sie springen und hüpfen auch, daher der Spottname. In Bezug auf die gesellschaftliche Stellung nimmt Nebolssin vier Classen an: 1) Die „weltlichen" Juden; sie beobachten äußerlich alle Vorschriften und Gebräuche, gehen oft in die Synagoge, machen sich aber sonst nicht viel aus der Religion. 2) Die frommen Juden. Sie seien zum Theil Scheinheilige, verbringen sehr viel Zeit im Tempel und treiben die Selbstkasteiung wohl bis zur Ascese. 3) Die sogenannten Deutschen, welche sich als Jünger Moses Mendelssohns betrachten, moderne Kleidung tragen und ein mehr oder weniger reines Deutsch reden. 4) Die „Epikuräer". Sie verwerfen das Formelwesen der anderen Juden und die Gebote des Talmud. Im östlichen Rußland gehört die überwiegende Mehrzahl der Juden zur erstgenannten Classe.

— Die russischen Popen tragen bekanntlich lange Bärte; man sagt, daß in früheren Zeiten Viele geglaubt haben, daß die Seelen im Paradiese auch lange Bärte hätten und daß es darum ein verdienstliches Werk sei, schon auf Erden das Haar im Gesicht nicht abzuscheeren. Dagegen trat der bekannte Geschichtschreiber Lomonossow (im vorigen Jahrhundert zur Zeit der Kaiserin Elisabeth) auf; er behauptete mit großer Dreistigkeit den etwas ketzerischen Satz, daß die Seelen keinen Bart trügen; er ist aber damit nicht durchgedrungen.

— Die Bibelgesellschaften in England haben ganz kolossale Einnahmen. Jene der englischen Hochkirche z. B. im Jahre 1871 nicht weniger als 97,603 Pfd. St., sagen wir mehr als 600,000 Thaler. Sie besoldeten damit ganz oder theilweise 462 ordinirte Missionäre in 38 Diöcesen, und zwar kamen auf Amerika und Westindien 227, Afrika 83, Asien 110, Australien und die Südsee 41, Europa 1. Unter den Missionären befanden sich 35 eingeborene Hindu; die 853 Katechisten und weltlichen Lehrer waren zumeist Landeseingeborene und die Zahl der Schüler in den Colleges, also höheren Lehranstalten, betrug etwa 300. — In Großbritannien und Irland sind 1871 nicht weniger als 797,256 Pfd. St. für Missionszwecke gesammelt worden, also 4¾ Millionen Thaler. Davon steuerten Mitglieder der Hochkirche 327,695 Pfd. St.; nonconformistische Vereine 259,951, das Uebrige von beiden Theilen gemeinschaftlich.

— Die Ambraciotas in Rio Pardo in Brasilien sind eine seit 1860 bestehende religiöse Secte, die ganz entschieden auf Originalität Anspruch machen darf. Sie beten eine Maulthierstute an, die auf einem aus Rasen errichteten Hügel steht. Alle Laute, welche dieses Thier von sich giebt, sind Offenbarungen, und es ist die Aufgabe der Priester, dieselben auszulegen und zu deuten. Wenn der Gottesdienst zu Ende ist, küssen alle Gläubigen die Fußstapfen des Thieres. Die Ambraciotas halten streng auf Orthodoxie; sie dulden keine Abweichung von der allein wahren Lehre und haben schon mehr

als einmal Ketzerei sehr scharf bestraft, doch kommt dieselbe nur selten vor und die Orthodoxie braucht nicht unruhig zu sein. So schreibt das zu Rio de Janeiro erscheinende Blatt „Anglo Brazilian Times".

— Wir meldeten vor einiger Zeit, daß in der sogenannten Republik Uruguay die beiden Parteien der Blancos und der Colorados endlich sich mit einander vertragen hätten, weil keine stark genug war, um die andere zu bezwingen. Um Principienfragen handelte es sich nicht, nur darum, wer die besoldeten Aemter inne haben solle. Nun theilen sie sich. Aber während des dritthalbjährigen Krieges sind, nach einem Ueberschlage des „Buenos Ayres Standard", etwa 4000 Soldaten in den verschiedenen Gefechten getödtet worden und 2000 an Krankheiten gestorben; die Zahl der Pferde im Lande hat sich um ungefähr 100,000, jene der Ochsen und Kühe um 144,000, die der Schafe um 1,140,000 vermindert. Dazu kommt, eigentlich auch für nichts und wieder nichts, eine große Menge zu Grunde gerichteten Eigenthums, eine allgemeine Demoralisation und die verlorene Arbeitskraft von 10,000 bis 12,000 Menschen, denn so viele standen zusammengenommen auf beiden Seiten im Felde.

— In Brasilien nimmt die Emancipation ihren allmäligen Fortgang. Am 31. Januar hat der Gouverneur der Provinz Piauhy Freibriefe an nicht weniger als 1000 Sklaven vertheilt, welche zu den Domänen theils der Provinz, theils zu jenen der verwittweten Kaiserin gehörten.

— Die im Besitze der Engländer befindliche Stadt Aden in Südarabien hat gegenwärtig etwa 35,000 Einwohner, die ein ungemein buntes Völkergemisch bilden.

— Schwerlich herrscht in irgend einer andern großen Stadt ein so beträchtlicher Unterschied in der gegenseitigen Anzahl der Geschlechter wie zu Lima in Peru. Die jüngste Zählung, von 1871, hat ergeben, daß die Ziffer der männlichen Bewohner jene der weiblichen um nicht weniger als 38,704 Köpfe übersteigt. Diese Stadt, welche jetzt 160,056 Seelen zählt, hat ihre Bevölkerung binnen neun Jahren nahezu verdoppelt, und der Handel, der zum großen Theil in den Händen von Europäern und Nordamerikanern sich befindet, gewinnt großen Aufschwung. Dem Antriebe der vielen thätigen und einflußreichen Ausländer ist es beizumessen, daß Lima gute Wasserleitungen, eine wirksame Polizei, eine prächtige Markthalle, Abzugsschleusen und Gasbeleuchtung hat. Aber der Mangel an Frauen ist sehr empfindlich.

— Die Volksmenge in der australischen Colonie Queensland wächst verhältnißmäßig rasch an. Sie stellte sich 1860 auf 28,056 Köpfe und es waren nur erst 3353 Acres Land unter Anbau; 1870 betrug die Seelenzahl 115,567; in Anbau waren 52,210 Acres, und die Zahl des Rindviehs betrug 1,076,630 Häupter, jene des Wollviehs (3,168,802 in 1860) war auf 8,163,818 gestiegen; die Wollausfuhr betrug 1870 nahe an 21,000,000 Pfund (gegen 5,000,000 in 1860). Von Baumwolle sind 1,630,755 Pfund exportirt worden; der Gesammtexport von Landesproducten stellte sich auf ungefähr 2½ Millionen Pfd. St. Etwa 11,000 Menschen sind in den Goldfeldern beschäftigt, darunter nahezu 2000 Chinesen; die Goldausfuhr stellte sich 1868 auf 14,867,900 Francs, 1870 auf 12,238,475. — Die Eisenbahnen haben eine Länge von 331 Kilometer, die Telegraphen von 3573; letztere werden bis an die Nordküste fortgesetzt. — Queensland ist berüchtigt, weil die auf den Inseln der Südsee angeworbenen „freien Arbeiter" in der That wie Sklaven zu betrachten sind. Bis 1870 hatten die Pflanzer etwa 3360 solcher Südseeinsulaner eingeführt; viele davon sind durch Menschenraub ihrer Heimath entzogen worden. Angeblich sind 1057 auf ihre Inseln zurückgeführt worden.

— Zu Sydney in Neusüdwales ist eine Expedition nach Neu-Guinea ausgerüstet worden, die ein klägliches Ende genommen hat. Eine Gesellschaft von 75 Männern, deren jeder 10 Pf. St. einzahlte, kaufte die Brigg „Maria" und segelte nach der Redscarbai ab am 25. Januar, also in einer sehr ungünstigen Jahreszeit. „Man sagte ihnen voraus, daß sie entweder heftige Stürme erleben oder von Fiebern heimgesucht, eventuell auch aufgefressen werden würden, und diese Prophezeiungen sind nur allzugut eingetroffen. Zwei Tagereisen von der Küste Neu-Guineas scheiterten sie am Bramble Riff; sie suchten sich in einem Boot und auf zwei Flößen zu retten. Einige erreichten Cardwell, den neuen Hafen an der Nordküste von Queensland, aber zwischen 30 und 40 sind, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, ertrunken oder von Insulanern niedergemacht worden."

— Die Handelsbewegung Großbritanniens ist so kolossal geworden, daß die Engländer selbst darüber erstaunt sind. Die Ausfuhr hat in den drei ersten Monaten des Jahres 1872 sich gestellt auf den Werth von 57,884,740 Pf. St., etwa zehn Millionen Pfund Sterling mehr als in demselben Quartal 1871. Von diesem Mehr entfallen acht Millionen auf fremde Länder, zwei Millionen auf die Colonien. — Die Einfuhr hat noch viel größere Dimensionen angenommen: sie stellte sich auf 88,146,574 Pf. St., ungefähr zwölf Millionen mehr als in dem entsprechenden Quartal von 1870. Davon entfallen auf die Importe aus fremden Ländern acht, auf jene aus den britischen Besitzungen etwa fünf Millionen. Die Exporte englischer Fabrikate nach fremden Ländern betrugen den Werth von 45,843,117 Pf. St.; die Importe von dort 69,435,418; — die Ausfuhren englischer Fabrikate nach britischen Besitzungen 12,041,587; die Importe aus letzteren 18,711,156. Die Ausfuhr nach Rußland, Frankreich und Belgien hat sich vermindert, aber jene nach Deutschland sich in diesen drei Monaten um 7,000,000 Pf. St. vermehrt, also um nahezu 50 Millionen Thaler!

— Das britische Budget hat als Voranschlag für das Jahr 1872 an Einnahmen 71,625,000, an Ausgaben 71,313,000 Pfund Sterling.

— Die Auswanderer aus Skandinavien sind bisher vorzugsweise nach den nordwestlichen Staaten Amerikas gezogen; sie siedeln sich dort gern gruppenweis an und halten ihre Volksthümlichkeit fest. Jetzt lesen wir, daß ein Vortrab von 70 Skandinaviern zu Wellington auf Neuseeland angekommen sei. Während der Fahrt von England waren an Bord die Blattern ausgebrochen, an welchen mehrere Auswanderer starben. Bisher ist Neuseeland von dieser Krankheit verschont geblieben und man hat das Schiff unter die allerstrengste Quarantäne gestellt.

— Die Provinz Buenos Ayres hat, den neuesten Angaben zufolge, etwa 65,000,000 Stück Schafe. — In der Stadt Buenos Ayres leben, einem Consulatsberichte zufolge, nahe an 60,000 Italiener. Lombardische Ackerbauer haben sich bei Rosario niedergelassen.

— Im chilenischen Bezirk Araucania sind abermals allem Anscheine nach sehr reichhaltige Silberadern entdeckt worden.

— In der Präsidentschaft Bombay erscheinen gegenwärtig 59 Zeitungen und Zeitschriften in verschiedenen Sprachen der Eingeborenen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen:
Ankündigung, betreffend Jahrbuch des Schweizer-Alpenclubs (J. Dalp'sche Buchhandlung in Bern).
Literarischer Anzeiger Nro. 3.